Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Neunundfünfzigster Band.

Mit den Portraits von:

Ludwig Fulda, Marquis von Rudini, Max Bruch.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 59. Bandes.

Oktober. — November. — December.

1891.

Mit den Portraits von:
Ludwig Fulda, Marquis von Rudini, Max Bruch; radirt von Johann Lindner in München.



October 1891.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Ludwig Fulda.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.



Ludwig Fulda

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

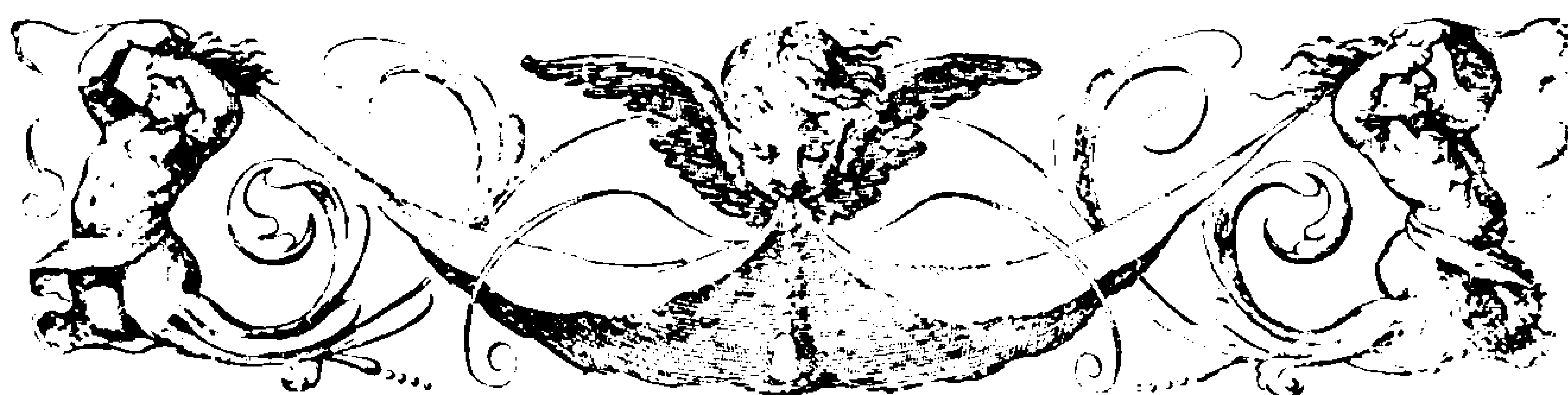
Paul Lindau.

LIX. Band. — October 1891. — Heft 175.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ludwig Fulda.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Der Misanthrop.

Schauspiel in fünf Acten

von

Molière.

In deutschen Versen von Ludwig Fulda.

— Berlin. —

Personen:

Alcest.
Philint, sein Freund.
Oront.
Celimene.
Eliante, ihre Cousine.
Arsinoë, ihre Freundin.
Acast, } Marquis.
Clitander, } Marquis.
Basque, Diener Celimenens.
Ein Bote des Marschallamtes.
Dubois, Diener Alcests.

Schauplatz: Paris, in Celimenens Haus.

Erster Act.

Erster Auftritt.

Philint. Alcest.

Philint: Was ist? Was giebt es?

Alcest: Lassen Sie mir Ruh'!

Philint: Nein wahrlich — welche sonderbare Grille . . .?

Alcest: Sie sollen gehn — sogleich; das ist mein Wille.

Philint: Eh' man sich ärgert, hört man doch erst zu.

Alcest: Ich will mich ärgern, und ich will nichts hören.

Philint: Wo soll nur dieser wilde Zorn hinaus?
Die beste Freundschaft muß es stören,
Wenn . . .

Alcest (steht schnell auf): Ich Ihr Freund? Nein, streichen Sie mich aus!
Das Band, das uns gefesselt, ging in Stücke;
Nachdem sich heut verrathen hat Ihr Sinn,
Erklär' ich, daß ich nicht Ihr Freund mehr bin
Und nichts gemein will haben mit der Tücke.

Philint: Was ist's denn, was Sie mir so übel nehmen?

Alcest: Fürwahr, zu Tode sollten Sie sich schämen.
Ein solches Thun verdient das schärfste Wort,
Muß jeden Ehrlichen in Harnisch bringen!
Ich sehe, wie Sie jenen Menschen dort
Mit Artigkeit und Süßigkeit umringen;
Sie häufen auf dies feurige Betragen
Betheuerungen, Anerbieten, Schwüre
Und können mir, nachdem er aus der Thüre,
Nicht einmal seinen Namen sagen.
Verschwunden ist das herzliche Gefühl;
Sie reden über ihn gleichgiltig kühl.
Potz Wetter, das ist elend, feig, gemein,
Die eig'ne Seele so mit Schmutz zu mengen,
Und sollte mir das widerfahren sein,
Ich eilte, mich vor Ekel aufzuhängen.

Philint: Je nun, mir scheint der Fall nicht hängenswerth;
Ich bitte Sie recht freundlich um die Liebe,
Daß mir für diesmal Gnade widerfährt,
Und daß ich's mit dem Hängen noch verschiebe.

Alcest: Wie schlecht doch dies Gewitzel Ihnen steht!

Philint: Im Ernst — ich weiß nicht, was Sie wollen.

Alcest: Die Wahrheit will ich; dem Charaktervollen
Entschlüpft kein Wort, das nicht von Herzen geht.

Philint: Wenn Jemand uns mit Freundesgruß begegnet,
Dann mein' ich, daß man sich erkenntlich zeigt,
Zu seiner Liebenswürdigkeit nicht schweigt
Und ihn für seinen Segen wieder segnet.

Alcest: Unleidlich ist mir dieser feige Schacher,
Den ihr zum guten Ton gehören laßt;
Nichts ist mir so im Innersten verhaßt
Wie diese kunstgerechten Phrasenmacher,
Die Schmeichler, stets zum Liebesgruß bereit,
Die uns mit leerem Redeschwall bedecken,
Die mit derselben süßen Höflichkeit
Den ernsten Mann behandeln wie den Gecken.
Was frommt es noch, wenn Jemand hoch und hehr
Uns Treue schwört, Hingebung, Freundesgluth,
Mit Lob uns überschüttet und nachher

Dem ersten besten Tropf ein Gleiches thut?
Wer noch gesund empfinden kann,
Der dankt für solche feilgebot'nen Ehren,
Und wenn sie noch so überschwänglich wären,
Er theilt nicht gern mit Jedermann.
Auf ein Verdienst muß sich Verehrung gründen;
Wer Jeden achtet, achtet Keinen;
Und weil auch Sie der Knecht sind dieser Sünden,
Drum sind wir fertig — ein für alle Mal.
Mir widerstrebt's, mich Leuten zu vereinen,
Die sich verschenken ohne Wahl.
Ich fordere, daß man mich höher stellt;
Der Allerweltsfreund kann mir nicht genügen.

Philint: Wir leben doch nun einmal in der Welt,
Und ihren Sitten müssen wir uns fügen.

Alcest: Brandmarken, sag' ich, muß man ohn' Erbarmen
Dies falsche Händedrücken und Umarmen.
Ein Mann sei männlich, und in jedem Fall
Soll er in seinem Wort sein Denken spiegeln;
Nie soll des Herzens echter Widerhall
Mit leeren Floskeln sich verriegeln.

Philint: Doch was die Offenheit zum Lohn erhält,
Ist meistentheils Verfolgung und Gelächter,
Und manchesmal, Herr Weltverächter,
Verlangt die Klugheit, daß man sich verstellt.
Ist's schicklich, ist es wohlerzogen,
Wenn man zu Jedermann die Wahrheit spricht?
Und wenn ich einem Menschen nicht gewogen,
Soll ich es ihm bekennen in's Gesicht?

Alcest: Ja!

Philint: Würden Sie der alten Schönheit sagen,
Daß es in ihren Jahren nur empört,
Wenn Frau'n sich schminken und kokett betragen?

Alcest: Gewiß!

Philint: Dem Dorilas, wie sehr es Jeden stört,
Wenn er bei Hof mit prahlender Betonung
Von seinen Thaten, seinen Ahnen spricht?

Alcest: Ja wohl!

Philint: Sie scherzen.

Alcest: Nein, ich scherze nicht
Und kenn' in diesem Punkte keine Schonung.
Was Hof und Stadt mir vor die Augen brachte,
Reizt mir die Galle, raubt mir meinen Schlummer,
Und Schwermuth überfällt mich, tiefer Kummer,
Wenn ich das Treiben dieser Welt betrachte.
Ich sehe, wie ich meinen Blick auch schärfe,

Nur Unrecht, Selbstsucht, Lüge, falschen Sinn;
Mir wird's zu viel; es macht mich toll; ich werfe
Dem ganzen Menschenvolk den Handschuh hin.

Philint: Das ist ja lächerlich: Sie nehmen's allzuschwer
Mit Ihrem philosoph'schen Herzeleide! —
Paßt nicht vortrefflich auf uns Beide
Die „Ehemännerschule" von Molière,
Wo auch zwei Brüder . . .

Alcest: Thörichter Vergleich!

Philint: Nein, wirklich, sparen Sie die Zorngeberden;
Die Welt wird deshalb doch nicht anders werden.
Und weil der Freimuth gar so tugendreich,
D'rum sag' ich Ihnen frei heraus:
Dies All ist krankhaft, und man lacht Sie aus.
Ja, solch' ein unbarmherz'ger Menschenfresser
Macht sich zum Narren überall.

Alcest: Potz Wetter — um so besser, um so besser!
Das freut mich äußerst, das ist grad' mein Fall.
Gält' ich dem Volk für einen weisen Mann,
Das würde mich verzweifeln lassen.

Philint: So bitter klagen Sie die Menschheit an!

Alcest: Ich lernte sie aus tiefster Seele hassen.

Philint: Hat denn Ihr Grimm die armen Erdenseelen
In Bausch und Bogen ausnahmslos verdammt?
Ich denke doch, daß Männer uns nicht fehlen . . .

Alcest: Die Menschen haff' ich, alle — insgesammt:
Die Einen, weil sie falsch und ränkevoll,
Die Andern, weil sie Falschheit höflich dulden,
Statt sie zu geißeln mit dem tapfern Groll,
Den sie der Tugend und sich selber schulden.
Hilft dies Vertuscheln nicht sogar zum Siege
Dem Schuft, mit dem ich im Prozesse liege?
Man kennt die Maske, die er umgehangen,
Man kennt ihn als den schändlichsten Cujon;
Sein Augenspiel, sein zuckersüßer Ton
Vermögen nur noch Bauern einzufangen.
Man weiß, daß nur durch Bubenstücke
Der Leisetreter es so weit gebracht,
Weiß, daß der Glanz von seinem Glücke
Verdienst entrüstet, Tugend schamroth macht.
Trotz aller Titel, die er sich erworben,
Giebt's Niemand, der für seine Ehre ficht;
Nennt man ihn ruchlos, diebisch und verdorben,
Stimmt Jeder ein und Keiner widerspricht.
Und doch ist seine Fratze stets willkommen,
Ist er in allen Häusern aufgenommen,
Und wo ein Amt zum Wettbewerb gestellt,

Schlägt er die Besten aus dem Feld.
Zum Henker auch, ich kann's nicht überstehn,
Wie sie mit Schonung die Verruchtheit züchten,
Und manchmal möcht' ich in die Wüste flüchten,
Um keines Menschen Antlitz mehr zu sehn.

Philint: Ich bitte, zürnen wir etwas geringer
Auf die Gesellschaft uns'rer Zeit;
Gehn wir in uns'rer Strenge nicht zu weit
Und sehen wir ein wenig durch die Finger.
Die Welt verlangt zwar Tugend, doch mit Maß,
Und auch die Weisheit läßt sich übertreiben;
Vernunft, die ihrer Grenzen nicht vergaß,
Wird hübsch auf festem Boden bleiben.
Die starre Tugend der antiken Sitten
Ist heute nicht mehr wohlgelitten;
Sie fordert von den Menschen allzuviel.
Die eig'ne Zeit soll man nicht trotzig meistern,
Und Weltverbesserung, das ist ein Ziel,
Für das nur Thoren sich begeistern.
So gut wie Sie begegn' ich hundert Dingen
Auf Schritt und Tritt und Tag für Tag,
Die anders sind als man sie wünschen mag;
Ich aber weiß mich zu bezwingen.
Die Menschen nehm' ich, wie sie einmal sind,
Und was sie thun, ich trag's gelind
Und glaube, daß bei Hof und in der Stadt
Mein Phlegma klüger ist als Ihre Wuth.

Alcest: Dies Phlegma, das so gute Gründe hat,
Dies Phlegma, kommt es denn durch nichts in Glut?
Und wenn die Freunde sich als Lügner zeigen,
Wenn man mit feinen Kniffen Sie bestiehlt,
Wenn Lästersucht nach Ihrem Haupte zielt,
Wie — werden Sie auch dann gelassen schweigen?

Philint: Was Ihren Zorn erregt, das sind die Schwächen
Der ganzen menschlichen Natur;
Erblick' ich Unrecht, Niedertracht, Verbrechen,
Ist mein Gefühl dasselbe nur,
Als säh' ich Geier, die den Raub erraffen,
Blutdürst'ge Wölfe, hinterlist'ge Affen.

Alcest: Man darf mich kränken, schinden und berauben,
Und ich soll nicht . . . Potz Wetter, nun genug!
Das sind ja Dinge, die Sie selbst nicht glauben.

Philint: Wahrhaftig, wenn Sie schweigen, ist es klug.
Sie thun den Gegner laut in Acht und Bann,
Statt den Prozeß zu fördern nach Gebühren.

Alcest: Mein Wort, ich denke nicht daran:

Philint: Wer aber soll denn Ihre Sache führen?

Alcest: Wer? Die Vernunft, die Billigkeit, das Recht.
Philint: Den Richtern würd' ich doch Besuche machen.
Alcest: Ist meine Sache unklar oder schlecht?
Philint: Gewiß nicht; aber bei den tausendfachen
Kabalen . . .
Alcest: Unrecht oder Recht; es giebt
Kein Drittes.
Philint: Seien Sie nicht allzu kühn!
Alcest: Ich rühr' mich nicht. —
Philint: Ihr Feind wird sich bemühn,
Und er ist mächtig . . .
Alcest: Wie es ihm beliebt.
Philint: Wenn Sie sich aber täuschen . . .
Alcest: Warten wir!
Philint: Doch . . .
Alcest: Wenn ich unterliege, soll's mich freuen!
Philint: Indeß . . .
Alcest: Erfahren will ich grade hier,
Ob in der That die Menschen sich nicht scheuen,
Ob sie so boshaft, ruchlos und verschlagen,
Mir Unrecht anzuthun vor aller Welt.
Philint: Unglaublich!
Alcest: Wird das einmal klargestellt,
So will ich gern die Kosten tragen.
Philint: Nun, das ist schon der Gipfel aller Narrheit;
Wer Sie so reden hört, der lacht Sie aus.
Alcest: Schlimm für ihn selbst!
Philint: Entdecken Sie vielleicht
Dieselbe Peinlichkeit und Sittenstarrheit,
Denselben Rechtssinn, der nicht wankt und weicht,
Bei Ihrer Auserwählten hier im Haus?
Mich wundert nur, da Sie, wie allbekannt,
Sich mit der Menschheit nicht vertragen können
Und keinem Sterblichen was Gutes gönnen,
Daß grade sie vor Ihnen Gnade fand.
Unfaßlich ist mir, ich bekenn' es offen,
Die sonderliche Wahl, die Sie getroffen.
Eliante ist Ihnen hold gesinnt,
Arsinoë wird roth bei Ihrem Grüßen;
Doch gegen solche zarte Neigung blind
Verharren Sie zu Celimenens Füßen.
Ganz nach den Sitten uns'rer Tage handelt
Auch sie kokett, spottsüchtig, launenhaft;
Wie aber kommt's, daß Ihres Hasses Kraft

Bei ihr allein in Nachsicht sich verwandelt?
Ist Schönheit wohl ein Freipaß für Gebrechen?
Sie sehn's nicht oder dulden, was sie thut.

Alcest: O nein! — Ich bin der jungen Wittwe gut;
Indeß, ich sehe deutlich ihre Schwächen.
Ich werd', obgleich mein Herz in ihrem Joch,
Sie streng zu tadeln nie vergessen.
Und ungeachtet alles dessen —
Ja, ich bin schwach, und sie gefällt mir doch:
Ich muß die Augen schließen, muß vergeben;
Denn ihre Anmuth bleibt die Siegerin;
Jedoch ich zweifle nicht, daß ich berufen bin,
Sie aus dem Schlamm der Zeit emporzuheben.

Philint: Wenn das gelingt, dann wirklich alle Ehre!
Wird Ihre Lieb' erwidert?

Alcest: Welche Frage!
Würd' ich sie lieben, wenn es anders wäre?

Philint: Liegt also die Erhörung klar zu Tage,
Warum noch sind Sie bange vor Rivalen?

Alcest: Ich will besitzen — ganz und ungetheilt.
Nur deshalb bin ich zu ihr hergeeilt,
Um ihr zu schildern dieses Zweifels Qualen..

Philint: Was mich betrifft, wär' ich an Ihrer Statt,
Ich weihte meine Seufzer der Cousine,
Die schlichten Sinn und wahre Neigung hat
Und mir viel passender für Sie erschiene.

Alcest: Das sagt mir die Vernunft in jeder Stunde;
Doch nach Vernunftgesetzen liebt man nicht.

Philint: Sei'n Sie auf Ihrer Hut! Die Zuversicht
Kann leicht . . .

Zweiter Auftritt.

Vorige. Oront.

Oront (zu Alcest): Eliante, so wird mir eben Kunde,
Und Celimene sind zur Stadt gefahren;
Doch hör' ich, Sie sind hier und trete ein,
Weil Ihnen zu gestehn ich längst begehre,
Daß ich von ganzem Herzen Sie verehre
Und deshalb nichts seit langen Jahren
So eifrig wünsche, als Ihr Freund zu sein.
Ich liebe wahren Werth in's Licht zu setzen
Und suche diesen Bund geflissentlich.
Die Freundschaft eines Manns wie ich
Ist, denk' ich, nicht zu unterschätzen.

(Während Oront sprach, war Alcest in Gedanken versunken und schien nicht zu bemerken, daß er der Angeredete sei. Er erwacht erst aus seinem Traum, wie Oront fortfährt:)

Mein Herr, zu Ihnen sprach ich eben.

Alcest: Zu mir?

Oront: Zu Ihnen. Kränkt Sie, was ich sprach?

Alcest: Nein; ich bin nur erstaunt und sinne nach,
Warum Sie grade mir die Ehre geben.

Oront: Erstaunt die Anerkennung einen Mann,
Der sie verlangen darf in allen Zonen?

Alcest: Mein Herr ...

Oront: Der Staat ist viel zu arm; er kann
Solch ein Verdienst genügend nicht belohnen.

Alcest: Mein Herr ...

Oront: Es reicht daran kein and'rer Mann der Zeit,
Und wenn er auch die höchsten Würden trüge.

Alcest: Mein Herr ...

Oront: Straf mich der Himmel, wenn ich lüge!
Und zur Erhärtung meiner Herzlichkeit
Kann ich den Händedruck mir nicht versagen,
Der Ihren Freunden beigesellt auch mich.
Hier meine Hand, und kräftig einzuschlagen
Ersuch' ich Sie.

Alcest: Mein Herr ...

Oront: Sie weigern sich?

Alcest: Mein Herr, zu viel ist, was Sie mir verleih'n;
Die Freundschaft scheint mir ernst und heilig,
Und ihren hehren Namen muß entweih'n,
Wer allzu oft ihn ausspricht und zu eilig.
Einsicht und Prüfung ziemt für solche Ketten;
Wir sind dazu noch nicht genug bekannt;
Wir fänden uns vielleicht so wenig wahlverwandt,
Daß wir es Beide zu bereuen hätten.

Oront: Mein Seel', so spricht ein weiser Mann;
Ich muß Sie deshalb um so höher halten.
Obgleich nur Zeit den Bund vollenden kann,
Bitt' ich Sie, jetzt schon über mich zu schalten.
Vielleicht kann ich bei Hof gefällig sein;
Man weiß, daß ich beim König etwas gelte,
Daß er mein Urtheil schätzt ganz ungemein
Und auf den besten Fuß sich mit mir stellte.
Kurzum, ich werd' in Ihrem Dienst nicht ruh'n,
Und da Ihr Geist mit großer Feinheit richtet,
Bitt' ich, mir gleich vertraulich kundzuthun,
Ob ein Sonett, das ich heut früh gedichtet,
Veröffentlicht zu werden sich verlohnt.

Alcest: Mein Herr, erlassen Sie mir das. Nur schlecht
Taug' ich dazu.

Oront: Weshalb?

Alcest: Ich bin gewohnt,
Aufrichtiger zu sein, als Manchem recht,

Oront: Grad' das verlang' ich; ja, ich müßt' es rügen,
Nachdem ich Sie ersucht um klaren Wein,
Wenn Sie mir irgend etwas unterschlügen.

Alcest: Da Sie darauf bestehen, mag's denn sein.

Oront: „Sonett . . ." 's ist ein Sonett. — „Hoffnung . . ." Es geht
Auf eine Dame, die mein Hoffen weckte.
„Hoffnung . . ." Die Verse sind nicht langgestreckte,
Nein, kurz und zart und leidenschaftdurchweht.

Alcest: Wird sich ja zeigen.

Oront: „Hoffnung . . ." Auch den Stil
In leichten Fluß zu bringen war mein Ziel;
Und geben Sie auch auf den Ausdruck Acht.

Alcest: Wir werden seh'n.

Oront: Und halten Sie im Sinn:
Ich schrieb's in einer Viertelstunde hin.

Alcest: Nur zu; die Zeit kommt hier nicht in Betracht.

Oront (liest): „Hoffnung, auch wenn sie dazu frommt,
Den Schmerz auf Stunden zu verscheuchen,
Sag', Phillis, muß sie nicht entfleuchen,
Wenn niemals die Erfüllung kommt?"

Philint: Ein reizender Beginn, ich muß bekennen.

Alcest (leise zu Philint): Wie? haben Sie die Stirn, das schön zu nennen?

Oront: „Du würdest, wenn du wahr mich liebst,
Weit besser dein Gefühl verstecken;
Was soll dein loses Spiel bezwecken,
Wenn du mir nichts als Hoffnung giebst?"

Philint: Geschmack und feine Lebensart im Bund!

Alcest (leise zu Philint): O Schmeichlerbrut! Sie loben diesen Schund!

Oront: „Und soll ich harren stets und werben
Im Banne deines Angesichts,
So werd' ich in Verzweiflung sterben.
Was hilft ein bloßer Strahl des Lichts?
Die Hoffnung, Phillis, geht in Scherben,
Wenn man nur hofft und weiter nichts."

Philint: Am Schluß der Tonfall ist ganz unerreicht.

Alcest (leise für sich): Die Pest in deinen Tonfall, Galgenstrick!
Fielst du doch selbst und brächst dir das Genick!

Philint: Nie hört' ich Verse von so zartem Duft.

Alcest (leise für sich): Potz Blitz!

Oront (zu Philint): Sie schmeicheln; glauben Sie vielleicht . .

Philint: Ich schmeichle nicht.

Alcest (leise für sich): Was thust du sonst, du Schuft!

Oront (zu Alcest): Doch Sie, mein Herr, Sie kennen mein Verlangen.
Ich bitte, reden Sie ganz unverblümt.

Alcest: Das ist und bleibt ein mißlich Unterfangen;
Denn seinen Geist hört Jeder gern gerühmt.
Doch als ein Herr — den Namen nenn' ich nicht —
Mir neulich Verse gab von ei3'ner Mache,
Da sagt' ich ihm, es sei des Weltmanns Pflicht,
Daß er den Dichterkitzel überwache,
Sagt' ihm, zu zügeln sei der starke Trieb,
Der laut mit solcher Kurzweil prangen wolle,
Und wer geschäftig zeige, was er schrieb,
Der spiele keine neidenswerthe Rolle.

Oront: Ist dieser Worte Zweck, mir auszusprechen,
Ich sei zu tadeln, wenn . . .

Alcest: Das sag' ich nicht.
Doch Jenem sagt' ich, daß ein frostiges Gedicht
Den guten Ruf verdirbt und lästig fällt,
Und daß man durch zur Schau getrag'ne Schwächen
All' seine Tugenden in Schatten stellt.

Oront: Sie finden also mein Sonett nicht gut?

Alcest: Das sag' ich nicht. Doch Jenem macht' ich klar,
Daß grad' in uns'rer Zeit die Schreibewuth
Schon vielen wack'ren Leuten schädlich war.

Oront: Soll das auf mich und meine Schriften passen?

Alcest: Das sag' ich nicht. Doch Jenem sagt' ich frei:
Wer zwingt Sie denn zur Reimerei?
Und wer, beim Teufel, gar zum Druckenlassen?
Verzeihlich ist nur dann ein schlechtes Buch,
Wenn der Verfasser nagt am Hungertuch.
Bestehn Sie die Versuchung wie ein Mann,
Auf offnem Markt dergleichen auszukramen,
Und setzen Sie den guten Namen,
Den Sie bei Hofe haben, nicht daran,
Nur um aus gierigen Verlegerhänden
Als trauriger Poet hervorzugehn. —
So ließ ich damals meine Mahnung enden.

Oront: Sehr wohl, sehr wohl; ich glaube zu verstehn;
Indessen das Sonett, das ich gedichtet . . .

Alcest: Nun — bergen Sie's im tiefsten Schranke nur!
Nach schlechten Mustern hat es sich gerichtet,
Und jedes Wort darin ist Unnatur.
Was für ein Bild: „Auf Stunden zu verscheuchen",
Und darauf reimt sich: „Muß sie nicht entfleuchen"!

Und dann erst dieses „Dein Gefühl verstecken"
Und ein so plumper Ausdruck wie „bezwecken",
Und endlich gar: „Die Hoffnung geht in Scherben,
Wenn man nur hofft und weiter nichts."
All dieser gleißend aufgeputzte Kram
Trägt nicht der Wahrheit redlich off'ne Züge,
Ist nur Getändel und gespreizte Lüge,
Die nie den Sprachklang der Natur vernahm.
Ich wünsche statt so falscher Poesie
Die Derbheit uns'rer Väter mir zurück,
Und höher als ein heutig Meisterstück
Stell' ich ein altes Volkslied; hören Sie:

„Und gäbe der König Heinrich mir
Seine große Stadt Paris
Und wollte haben, daß ich dafür
Meine Herzallerliebste verließ',
Ich spräche: König Heinerich,
Behalte dein Paris für dich,
Und ich, juche, behalte fein
Die Herzallerliebste mein."

Der Reim ist kunstlos und die Sprache schlicht;
Doch fühlen Sie nicht selbst, daß solche Klänge
Mehr werth sind als geschraubtes Wortgepränge,
Weil hier ein ehrliches Empfinden spricht?

„Und gäbe der König Heinrich mir
Seine große Stadt Paris
Und wollte haben, daß ich dafür
Meine Herzallerliebste verließ',
Ich spräche: König Heinerich,
Behalte dein Paris für dich,
Und ich, juche, behalte fein
Die Herzallerliebste mein."

Man fühlt, der war verliebt, der dies erdacht.
(Zu Philint, welcher lacht.)
Ja, sagen Sie's den dichtenden Bekannten,
Daß mir dies mehr gefällt als ihre Pracht
Von lauter falschen Diamanten.

Oront: Doch meine Verse sind deshalb nicht schlecht.

Alcest: Sie haben Gründe, das zu glauben;
Doch meiner Gegengründe gutes Recht
Zu wahren müssen Sie mir schon erlauben.

Oront: Zum Glück werd' ich von Andern mehr geachtet.

Alcest: Weil And're heucheln, und das thu' ich nicht.

Oront: So haben Sie vielleicht den Geist gepachtet?

Alcest: Das hätt' ich sicher, lobt' ich Ihr Gedicht.

Oront: Ich kann Ihr Lob getrost entbehren.

Alcest: Wird Ihnen auch nichts And'res übrig bleiben.

Oront: Nur wüßt' ich gern, ob Sie im Stande wären,
In Ihrer Art was Aehnliches zu schreiben.

Alcest: Wahrscheinlich mach' ich's ebenso verfehlt,
Nur daß ich's dann bei Leibe Niemand zeige.

Oront: Sie sind von einem Selbstgefühl beseelt . . .

Alcest: Dann suchen Sie bei Andern Lorbeerzweige!

Oront: Mein kleiner Herr, Sie sind ein wenig keck.

Alcest: Mein großer Herr, das paßt zu meinem Zweck.

Philint (tritt zwischen Beide): Ich bitte, meine Herr'n, das führt zu weit.

Orant: Ich gehe, da ich doch das Spiel verliere.
Mein Herr, ich bin Ihr Diener allezeit.

Alcest: Und ich, mein Herr, bin allezeit der Ihre.

Dritter Auftritt.

Philint. Alcest.

Philint: Das kommt davon. Sie sprachen allzu frei
Und haben so ihn gegen Sie gehetzt;
Ich merkte, daß er nur um Schmeichelei . . .

Alcest: Genug!

Philint: Indeß . . .

Alcest: Verlassen Sie mich jetzt.

Philint: Das ist zu viel.

Alcest: Ich wünsche . . .

Philint: Wenn . . .

Alcest: Kein Wort!

Philint: Weshalb . . .

Alcest: Umsonst!

Philint: Doch . . .

Alcest: Still!

Philint: Es ist nicht fein . . .

Alcest: Zum Henker auch, ich wäre gern allein.

Philint: Wo denken Sie nur hin? Ich geh' nicht fort.

Zweiter Act.

Erster Auftritt.

Alcest. Celimene.

Alcest: Nun denn, Madame, um frei herauszusprechen:
Durch Ihr Benehmen bin ich tief gekränkt
Und allzusehr mit Bitterkeit getränkt;
Ich fühl's, wir müssen mit einander brechen.

Ja, zwäng' ich zur Verstellung mich gewaltsam,
Jetzt oder später käm' es doch zum Bruch;
Kein tausendmal beschworner Widerspruch
Kann ihn verhindern; er ist unaufhaltsam.

Celimene: Sind Sie nur deshalb mir so dienstbereit
Hierher gefolgt, um sich mit mir zu zanken?

Alcest: Ich zanke nicht. Doch Ihre Freundlichkeit
Zieht Ihrem Umgang viel zu weite Schranken.
Sie stets umworben sehn von Allen —
Das kann ich nicht ertragen in Geduld.

Celimene: Wenn Viele mich verehren, bin ich schuld?
Kann ich verhindern, ihnen zu gefallen?
Soll ich, wenn sie mir Artigkeiten sagen,
Mit einem Stock sie vor die Thüre jagen?

Alcest: O nein, der Stock schafft hier nicht Rath;
Ihr Herz vertheid'ge besser seine Pforten.
Zwar Ihre Schönheit leuchtet allerorten;
Doch sie ermuthigt Jeden, der ihr naht.
Durch leicht gewährte Gunst vollendet
Wird jeder Sieg, den sie gewann;
Die ros'ge Hoffnung, die sie Allen spendet,
Zwingt Alle schnell in Ihren Zauberbann.
Hält Ihre Huld ein wenig sich zurück,
Dann stiebt der Schwarm freiwillig auseinander.
Ich frage nur: Weshalb hat denn Clitander
Vor Ihren Augen solches Glück?
Hat er als Vorbild jeder Tugendregel
Ein Recht auf diesen auserwählten Rang?
Sind's etwa seine langen Fingernägel,
Wodurch er Ihre Achtung sich erzwang?
Versetzte Sie in diesen holden Wahn
Das leuchtende Verdienst der Prachtperücke?
Hat er's durch bänderreiche Kleidungsstücke
Und Stulpenstiefel Ihnen angethan?
Erwarb die Schönheit seiner Pluderhosen
Dem treuen Sclaven Ihrer Liebe Lohn?
Wußt' er die süße Gnade zu erloosen
Mit seinem Lächeln, seinem Fistelton?

Celimene: Mit Unrecht klagen Sie ihn an;
Ich lieh' nur deshalb ihm ein willig Ohr,
Weil mein Prozeß, wie er mir oft beschwor
Auf seiner Freunde Beistand rechnen kann.

Alcest: Weit lieber säh' ich den Prozeß verloren,
Als daß mein Nebenbuhler Gunst erhält.

Celimene: Warum die Eifersucht auf alle Welt?

Alcest: Weil Sie sich alle Welt zum Freund erkoren.

Celimene: Die Höflichkeiten, die ich Jedem zollte,
Die grade müßten Ihren Argwohn dämpfen.
Sie hätten dann erst Grund, sie zu bekämpfen,
Wenn ich auf Einen sie beschränken wollte.

Alceſt: Sie tadeln meine Eifersucht; allein
Hab' ich denn was voraus vor Jedermann?

Celimene: O ja, das Glück, geliebt zu sein.

Alceſt: Und wenn ich an dies Glück nicht glauben kann?

Celimene: Sie hörten dies aus meinem eig'nen Munde
Und können zweifeln noch und fragen?

Alceſt: Wer bürgt mir, daß Sie nicht zur selben Stunde
Den Andern ganz das Gleiche sagen?

Celimene: So hübsche Redeblümchen hört man selten;
Welch' zarte Huldigung, die Sie mir weih'n!
Um Sie von dieser Sorge zu befrei'n,
Soll Alles, was ich Ihnen schwor, nichts gelten.
Nun sind Sie doch vor jeder Täuschung sicher!
Nicht wahr, mein Freund?

Alceſt: Verwünschte Leidenschaft!
O fänd' ich doch, sie abzuschütteln, Kraft;
Um nichts bitt' ich den Himmel flehentlicher!
Ja wahrlich, Alles drängt mich zum Entschluß,
Nicht länger mehr zu schmachten als Ihr Sclave;
Umsonst, umsonst! Daß ich Sie lieben muß,
Ward mir verhängt zu meiner Sünden Strafe.

Celimene: Ja, solcher Liebe kommt wohl keine gleich.

Alceſt: Sie kann's mit jeder andern wagen!
So warm und wahr und unermeßlich reich
Hat noch kein Herz für Sie geschlagen.

Celimene: Ja; nur die Art ist eine völlig neue.
Denn Ihre Liebe lebt von Zank und Streit;
Scheltworte sind das Siegel Ihrer Treue;
Nie war ein Liebender so kampfbereit.

Alceſt: Sie haben nur zu wollen, dann entweicht
Mein Zorn und jeder Grund, weshalb wir stritten
Wenn wir nur redlich sind, dann ist es leicht . . .

Zweiter Auftritt.

Vorige. Basque.

Celimene: Kam Jemand?

Basque: Herr Acaſt.

Celimene: Ich lasse bitten.

Dritter Auftritt.

Celimene. Alcest.

Alcest: Darf man denn nie allein mit Ihnen reden?
Sind Sie heut wiederum zu Haus für Jeden?
Und giebt es nichts, was Sie bestimmt,
Daß Sie nur einmal sich verleugnen lassen?

Celimene: Und wenn er mir das übel nimmt?

Alcest: Rücksichten sind das, die mir wenig passen.

Celimene: Ich würde seinen ew'gen Grimm erwerben,
Wüßt' er, daß ich ihn nicht empfangen mag.

Alcest: Und das ist Grund genug, um Tag für Tag . . .

Celimene: Mit solchen Leuten darf man's nicht verderben.
Sie stehen nun einmal bei Hof in Gnaden
Und führen da das große Wort;
In welches Haus man eintritt, sie sind dort;
Sie nützen wenig, doch sie können schaden,
Und kann man sonst auch über Freunde schalten,
Mit diesen Schreiern muß man sich verhalten.

Alcest: Nenn' ich's auch zehnmal falsch und ungebührlich,
Was hilft's? Sie lassen Jeden doch herein,
Und Ihre Gründe sind so spitz und fein . . .

Vierter Auftritt.

Vorige. Basque.

Basque: Madame, auch Herr Clitander . . .

Alcest: Nun natürlich!

Celimene: Wohin?

Alcest: Ich gehe.

Celimene: Bleiben Sie!

Alcest: Weswegen?

Celimene: Ich bitte Sie.

Alcest: Umsonst.

Celimene: Ich will es.

Alcest: Nein!
Bei solchem öden Schwatz dabei zu sein,
Das können Sie mir doch nicht auferlegen.

Celimene: Ich will's, ich will's.

Alcest: Nein, nein, das thu' ich nie.

Celimene: Auch gut! Dann gehen Sie; so geh'n Sie doch!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Eliante. Philint. Acast. Clitander.

Eliante (zu Celimene): Hier bring' ich dir die beiden Herr'n Marquis.
Du wußtest?

Celimene: Ja. (Zu Basque:) Wir brauchen Stühle noch.
(Basque bringt Stühle und geht dann ab.)
(Zu Alcest): Sie sind noch hier?

Alcest: Ja, weil ich will, daß endlich
Sie wählen zwischen mir und jenen Beiden.

Celimene: Still!

Alcest: Reden Sie nun offen und verständlich.

Celimene: Sind Sie bei Trost?

Alcest: Sie sollen sich entscheiden.

Celimene: Ach!

Alcest: Wählen Sie!

Celimene: Mir scheint, Sie foppen mich.

Alcest: O nein! denn meine Langmuth ist zu nichte!

Clitander: Auf Ehre! Kennen Sie die neuste Hofgeschichte?
Cleont war wieder mal höchst lächerlich.
Hat er denn keinen Freund, der mitleidvoll gerührt
Ihm sein Benehmen zu Gemüthe führt?

Celimene: Ja wirklich, der ist ganz und gar verdusełt;
Er fällt schon auf, erblickt man ihn von weit,
Und trifft man ihn von Zeit zu Zeit,
Dann redet er, daß Einem gruselt.

Acast: Auf Ehre! Weil man grade spricht von Narren,
Heut hielt ich einem von den schlimmsten Stand,
Dem Schwätzer Damon, der im hellen Sonnenbrand
Mich zwang, fast eine Stunde auszuharren.

Celimene: Das ist der Wortheld, der die Kunst erfand,
Ein Nichts zu künden mit gewalt'gem Schwall;
In seinen Reden ist kein Gran Verstand,
Und Alles, was er sagt, ist leerer Schall.

Eliante (zu Philint): Die Unterhaltung ist schon gut im Schwunge
Und geht recht hübsch mit uns'ren Nächsten um.

Clitander: Timant ist auch ein netter Junge.

Celimene: Der ist ein wandelndes Mysterium.
Er läuft mit ganz verträumtem Gruß vorbei,
Hat nichts zu thun und ist doch stets in Eile;
Mit possenhafter Umstandskrämerei
Bringt er uns um vor Langerweile.
Ganz leis, wenn And're zum Gespräch sich wandten,

Trägt er ein nichtiges Geheimniß vor
Und macht aus allen Mücken Elephanten;
Selbst „Guten Morgen“ sagt er nur in's Ohr.

Acast: Und erst Gerald!

Celimene: Ein prahlerischer Tropf!
Der ist auf seine Würde ganz versessen,
Hat allerhöchste Kreise nur im Kopf
Und prangt mit Fürsten, Prinzen und Prinzessen.
Sein Rang benebelt ihn; sein Denken dreht
Sich nur um Pferde, Kutschen, Hunde;
Er sagt zu Jedem „Du“, so hoch er steht,
Und „Gnäd'ger Herr“ kommt nie aus seinem Munde.

Clitander: Belise soll ihm nah' stehn, munkelt man.

Celimene: Die gute Frau! Ihr Geist ist leer und trocken.
So oft sie mich besucht, bin ich erschrocken,
Weil ich kein einzig Thema finden kann.
Durch ihre völlige Gedankendumpfheit
Zerfällt ein jed' Gespräch in kleine Stücke;
Vergebens baut man ihrer Dumpfheit
Mit platten Redensarten eine Brücke.
Selbst Hitze, Kälte, Regen, Sonnenschein
Sind bald erschöpfte Gegenstände,
Und ihr Besuch, der mir gereicht zur Pein,
Nimmt überhaupt niemals ein Ende.
Ich sehe nach der Uhr, ich gähne laut;
Doch sie bleibt hocken, grad' wie ein Stück Holz.

Acast: Wie finden Sie Adrast?

Celimene: Der schwillt vor Stolz
Und ist unmäßig von sich selbst erbaut.
Er glaubt sich stets am Hof zurückgesetzt
Und wird nicht müde, darauf loszuziehen;
Wird Amt und Titel irgend wem verliehen,
Fühlt er dadurch persönlich sich verletzt.

Clitander: Der junge Cleon sieht indessen
Die feinste Welt zu Gast; wie kommt das doch?

Celimene: Sein Hauptverdienst ist unbedingt sein Koch,
Und die Besuche gelten nur dem Essen.

Eliante: Man speist dort wirklich auserlesen.

Celimene: Ja; schade nur, daß er sich mitservirt.
So unverdaulich ist sein fades Wesen,
Daß man am Mahle den Geschmack verliert.

Philint: Sein Oheim Damis wird sehr viel gelobt.
Was halten Sie von ihm?

Celimene: Ich schätz' ihn sehr.

Philint: Als klug und ehrlich hat er sich erprobt.

Celimene: Ja; nur sein Geistreichthun erträgt sich schwer.
Er geht auf Stelzen; alles was er sagt,
Zeigt, wie er mühsam hascht nach Witzen,
Und seit er wähnt, ein Urtheil zu besitzen,
Ist er so streng, daß nichts mehr ihm behagt.
In jeder Dichtung sieht er nur die Schwächen
Und hält's für geistvoll, nie ein Lob zu sprechen.
Ein Kenner scheint ihm der, dem nichts gefällt,
Ein Dummkopf, wer noch staunen kann und lachen,
Und glückt's ihm, And'rer Werke schlecht zu machen,
Glaubt er, daß er sich über sie gestellt.
Selbst bei Gesprächen kennt er kein Erbarmen;
Solch' nied'rer Tand benimmt ihm nicht die Ruh';
Er hört nur gnädig mit gekreuzten Armen
Vom Gipfel seiner Geisteshöhe zu.

Acast: Verdamm' mich Gott! Sein sprechend Conterfei.

Clitander: Sie zeichnen wirklich meisterhaft.

Alcest: Nur zu, ihr Herr'n; drauf los mit aller Kraft!
Ihr schonet Keinen, wer's auch immer sei.
Doch wenn von Allen, die ihr da genannt,
Sich Einer zeigt, dann eilt ihr ihn zu grüßen,
Umarmt ihn feurig, schüttelt ihm die Hand
Und legt euch dienstbereit zu seinen Füßen.

Clitander: Was wollen Sie von uns? Es ist gerechter,
Wenn Sie für dies Gespräch Madame verklagen.

Alcest: Nein, euch, potz Wetter! Denn durch eu'r Gelächter
Wird sie verführt, all diesen Hohn zu wagen.
Ja, ihre Spottlust wird gesteigert
Durch eure sträflichen Beräucherungen,
Und leichter würde dieser Hang bezwungen,
Bemerkte sie, daß man ihm Beifall weigert.
Und so behaupt' ich, daß der Schmeichelei
Sämmtliche Laster uns'rer Zeit entstammen.

Philint: Warum ergreifen Sie Partei
Für Leute, deren Thun Sie selbst verdammen?

Celimene: Wann wär' es uns bei Herrn Alcest geglückt,
Daß er ein herrschend Urtheil anerkennt,
Und daß er jemals unterdrückt
Sein angebor'nes Widerspruchstalent?
Was And're denken, das gefällt ihm schlecht;
Er unternimmt, das Gegentheil zu meinen,
Und würde sich als Dutzendmensch erscheinen,
Gäb' er nur einmal Jemand Recht.
So übermächtig reizt ihn die Verneinung,
Daß er zuweilen gegen sich ergrimmt
Und Fehde führt mit seiner eig'nen Meinung,
Sobald er sie aus fremdem Mund vernimmt.

Alcest: Die Lacher hat Ihr Spott auf seiner Seite;
Drum lass' ich Alles über mich ergehn.

Philint: Wohl ist es wahr, daß gegen Jedermann
Sie stets gerüstet sind zum Streite,
Und daß Ihr Mißmuth, wie Sie selbst gestehn,
Kein Lob und keinen Tadel hören kann.

Alcest: Potz Wetter, weil's die Menschen so verdienen!
Mein Mißmuth ist noch viel zu zahm;
Denn ich erfand noch Jeden unter ihnen
Im Loben frech, im Tadeln ohne Scham.

Celimene: Doch . . .

Alcest: Nein, Madame, sollt' auch das Herz mir brechen,
Ich hasse Ihre Art sich zu vergnügen
Und find es schändlich, daß man Sie in Schwächen
Bestärkt, die man verpflichtet ist zu rügen.

Clitander: Wie! Schwächen? Ich bekenne meinerseits:
Madame erschien bisher mir frei von allen.

Acast: Sie ist geschmückt mit Anmuth und mit Reiz;
Doch Schwächen sind mir noch nicht aufgefallen.

Alcest: Mir aber wohl. So lang ich reden kann,
Darf sie bei mir nicht rechnen auf Verschweigung.
Je mehr man liebt, je wen'ger schmeichelt man,
Und unerbittlich streng ist wahre Neigung.
Ja, wär' ich sie, von den galanten Leuten
Sollt' sich kein Einziger mir nahen dürfen,
Die meinem Willen blind sich unterwürfen
Und jeder meiner Launen Weihrauch streuten.

Celimene: Mit einem Worte, wenn's nach Ihnen geht,
Dann muß, wer liebt, auf Zärtlichkeit verzichten,
Und echte Leidenschaft muß ihn verpflichten,
Daß er die Auserkorne schilt und schmäht.

Eliante: Das trifft man sonst bei Liebenden nicht an;
Sie sind für ihre Wahl so blind erglommen,
Daß nichts zum Tadel sie bewegen kann,
Denn Alles finden sie an ihr vollkommen.
Als Tugenden bewundern sie die Mängel;
Dem Fehler wird ein Schmeichelwort verliehn:
Da ist die Blasse weißer als Jasmin,
Die Rabenschwarze ein brünetter Engel;
Die Mag're heißt ein schlankes Reh,
Die Dicke eine hoheitsvolle Fee;
Die Ungewaschene, die Anmuthlose
Ist eine wilde Heckenrose;
Die Riesendame muß als Göttin gelten,
Die Zwergin als ein Kleinod beff'rer Welten;
Die Stolze ist ein fürstlich Herz,

Die Falsche geistvoll, herzensgut die Dumme,
Die Schwätzerin voll übermüth'gem Scherz
Und voll verschämter Schüchternheit die Stumme.
So wird die schlimmsten Fehler seiner Holden
Ein leidenschaftlich Liebender vergolden.

Alcest: Und ich behaupte doch . . .

Celimene: Nicht weiter mehr!
Gehn wir ein wenig durch die Galerie.
(Zu Clitander und Acast:)
Ei, wollen Sie schon fort?

Clitander, Acast: Was glauben Sie!

Alcest: Sie fürchten dieser Herren Aufbruch sehr.
Mir kann es gleich sein; aber auf mein Wort,
Ich werde, bis sie weggegangen, bleiben.

Acast: Sofern Madame nicht wünscht mich zu vertreiben,
Ruft mich den ganzen Tag nichts von hier fort.

Clitander: Bis auf des Königs Schlafengehn
Wird kein Geschäft mich ihrem Dienst entreißen.

Celimene (zu Alcest): Dies war nur Scherz?

Alcest: O nein! Ich will doch sehn,
Ob ich's bin, den Sie fortgehn heißen.

Sechster Auftritt.

Vorige. Basque.

Basque (zu Alcest): Mein Herr, da draußen ist ein Mann;
Sehr Wicht'ges hat er Ihnen mitzutheilen.

Alcest: Ich weiß von keinen Dingen, die so eilen,

Basque: Er hat 'nen Rock mit weiten Schößen an
Und gold'nen Tressen.

Celimene: Rathsam ist, Sie fragen
Ihn selbst . . .
(Macht Basque ein Zeichen, worauf dieser die Thür öffnet und abgeht.)

Siebenter Auftritt.

Vorige ohne Basque. Ein Bote des Marschallamtes.

Alcest (geht dem Boten entgegen): Hier bin ich. Was beliebt dem Herrn?
Nur näher.

Bote: Ein paar Worte möcht' ich gern . . .

Alcest: Nichts hindert Sie, die Worte laut zu sagen.

Bote: Es geht an Sie der Ruf vom Marschallamt,
Dort zu erscheinen noch in dieser Stunde,

Alcest: An wen? An mich?

Bote: An Sie.

Alcest: Aus welchem Grunde?

Philint (zu Alcest): Wahrscheinlich hat Oront Sie dort verklagt.

Celimene: Weshalb?

Philint: Oront verließ ihn zornentflammt,
Weil seinen Versen er das Lob versagt.
Nun wünscht man wohl den Handel auszugleichen.

Alcest: Zu feiger Schlaffheit wird mich Niemand zwingen.

Philint: Gehorchen Sie dem Ruf vor allen Dingen.

Alcest: Wie will man hier Verständigung erreichen?
Wenn mich verdammt das Machtwort des Gerichts,
Kommt dann in diese Verse Kraft und Schwung?
Ich hab's gesagt und widerrufe nichts:
Schlecht sind sie, schlecht!

Philint: Doch etwas Mäßigung . . .

Alcest: Es bleibt dabei, die Verse sind entsetzlich.

Philint: Doch sollten Sie nicht unversöhnlich thun.

Alcest: So geh' ich; aber fest und unverletzlich
Besteht mein Ausspruch.

Philint: Eilen Sie sich nun.

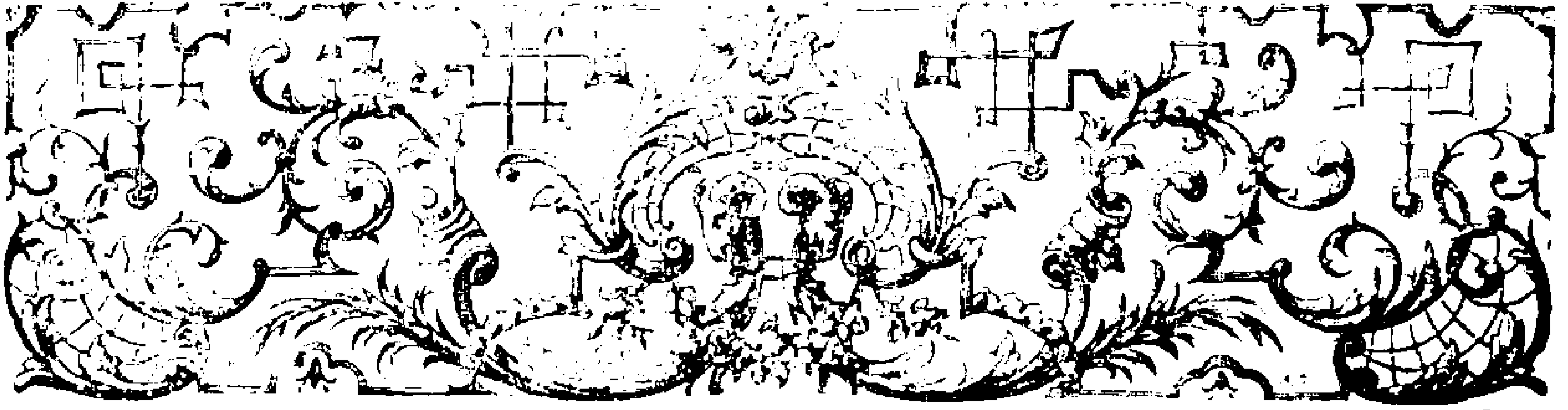
Alcest (zu Clitander und Acast, welche lachen:)
Potz Blitz, mich wundert, daß ich Ihnen Beiden
So spaßhaft scheine!

Celimene: Säumen Sie nicht mehr
Und gehn Sie.

Alcest: Ja; doch komm' ich wieder her,
Um uns'ren Zwist endgiltig zu entscheiden. —
Solang der König nicht auf allen Gassen
Ausschellen läßt, daß ich die Verse loben soll,
Solange sag' ich: sie sind schaudervoll,
Und wer sie schrieb, der kann sich hängen lassen.

(Schluß folgt.)





Das Räuberwesen auf der Balkan-Halbinsel.

Von

Gustav Meyer.

— Graz. —

Der freche Räuberangriff, welchem vor Kurzem einige Reisende des Orientzuges auf der Strecke zwischen Konstantinopel und Adrianopel zum Opfer gefallen sind, hat in noch höherem Grade, als die vor einigen Jahren erfolgte Wegschleppung zweier Eisenbahnbeamten bei Belovo, allgemeine Aufmerksamkeit erregt und die Spannung des Zeitungen lesenden Publikums aller Länder durch länger als eine Woche wach gehalten. Die Gefangenen, jetzt längst den Ihrigen wiedergegeben, sind mit der ausgestandenen Angst und den Mühseligkeiten unfreiwilliger Fußwanderungen im rumelischen Gebirge davongekommen, und werden vielleicht bald auf diese Episode als auf ein nicht ganz uninteressantes Abenteuer zurückblicken; die türkische Regierung, um das nicht unbeträchtliche Lösegeld ärmer, hat sich beeilt, die Verfolgung der Räuberbande einzuleiten und hat in Bezug auf die Herstellung der Sicherheit in ihren Provinzen die schönsten Versprechungen gemacht. Die Räuber werden vermuthlich niemals eingefangen werden, und es ist nicht ausgeschlossen, daß man in späteren Jahren Herrn Athanasios einmal als türkischen Würdenträger hoch zu Roß auf der Brücke begegnet, welche Galata mit Stambul verbindet*). Die Sicherheitsvorkehrungen werden einschlafen, und es wird vorläufig Alles wieder so bleiben, wie es ist und wie es in diesen Ländern war, seit wir historische Kunde von ihnen haben.

Mich hat jenes bemerkenswerthe Ereigniß veranlaßt, Aufzeichnungen

*) Vgl. Kesnin Bey, Le mal d'Orient. S. 14 ff.

durchzublättern, die ich mir bei meinen sprachwissenschaftlichen und culturgeschichtlichen Studien über die Balkanhalbinsel gemacht habe, und es schien mir der Mühe werth, einiges aus denselben zusammenzustellen und zu versuchen, ob sich daraus eine flüchtige Skizze gewinnen ließe, die vielleicht einen Andern zu genauerer Ausführung anregt. Es zeigt sich dabei, daß auch in diesem Punkte die Verhältnisse im Orient von derselben Dauerhaftigkeit und Unveränderlichkeit sind, die man auf anderen Gebieten beobachtet hat, und daß sie weder durch den Wandel politischer Geschicke, noch, was in diesen Ländern viel wichtiger ist, durch den Wechsel der Religionen in ihren wesentlichen Zügen beeinflußt worden sind.

In der gedankenreichen Einleitung zu seinem Geschichtswerke hat Thukydides von der Stellung gesprochen, welche in den ältesten historisch erkennbaren Zuständen Griechenlands das Seeräuberwesen einnahm. In seiner Schilderung, welche hervorhebt, wie der Seeraub durchaus nicht als etwas Schimpfliches gegolten habe, erkennt man leicht Züge aus dem Wikingerthum des germanischen Nordens wieder. Er war ein Gewerbe, wie andere auch, geachteter vielleicht, weil man dem zu seiner Ausübung nothwendigen persönlichen Muthe die Anerkennung nicht versagte. Es ist oft genug darauf hingewiesen worden, wie bei Homer Fremde, die zu Schiffe gekommen sind, gefragt werden, ob sie Handelsleute seien oder als Seeräuber über die Fluth dahinfahren. Man rechnete durchaus mit diesen Verhältnissen; man legte die Städte in einiger Entfernung vom Meere an, ummauerte sie, und die allgemeine Sitte des Waffentragens leitet der Historiker aus solcher Unsicherheit der Zustände ab. Es ist ein Stück Prähistorie, das da in die geschichtliche Zeit hineinragt, ein Ueberbleibsel aus jener Zeit, wo der nicht zum Stamme gehörige, der Fremde, lediglich der Feind (hostis) war, bevor er zum Gastfreund (gothisch gasts, slavisch gostĭ) wurde. Nun bemerkt Thukydides an jener Stelle, daß zu seiner Zeit, wo der Seeraub unterdrückt war, der Landraub in manchen Gegenden noch in voller Blüthe stand, und er nennt als solche die Gebiete der ozolischen Lokrer, der Aetolier und Akarnanen, sowie das anstoßende Epirus — also Landschaften, welche bis in die jüngste Zeit ein Hauptsitz griechischen und türkischen Räuberthums gewesen sind. Von den Epiroten nördlich wohnten die Illyrier, die Vorfahren der heutigen Albanesen; von ihnen berichtet ein allerdings viel späterer Zeuge, ein Erklärer zu einer Stelle in den „Vögeln" des Aristophanes (Vers 425), sie trieben keinen Landbau, sondern lebten blos von Räuberei. Nicht anders war es in Thrakien. Hier gehörte die Palme des Räuberwesens dem Stamme der Bessen, die im Rhodopegebirge wohnten, welches noch heute mit seinen rauhen und unwirthlichen Klüften und Schluchten den schützenden Rückhalt aller Art von Banditen bildet. Der Geograph Strabon, welcher unter Kaiser Augustus lebte, weiß allen den Völkern, welche zwischen dem Balkan, der Donau und dem schwarzen Meere lebten, nichts Gutes nachzusagen; Alle, berichtet er, sind im höchsten

Grade Räubervölker, die Bessen aber werden selbst von den übrigen Räubern als Räuber bezeichnet (VII. 318). Das Volk der Bessen existirte noch am Ende des vierten nachchristlichen Jahrhunderts; in dieser Zeit wurden sie von dem Bischof Niketas von Remesiana in Dakien zum Christenthum bekehrt. Der Apostel der Bessen hat in dem heiligen Paulinus von Nola einen dichterischen Verherrlicher seiner Wirksamkeit gefunden; und in einem seiner Hymnen schildert dieser mit nicht üblem Schwunge, wie die früher unbetretbaren und blutbefleckten Berge jetzt den Mönchen Schutz bieten, in welche sich die Räuber verwandelt haben, und wie in den Höhlen, in denen der Wegelagerer lebte, jetzt der Gerechte sich birgt (Carm. 30).

Man darf wohl annehmen, daß mit der Bekehrung der Bessen zum Christenthum die Romanisirung der nördlichen Balkanhalbinsel zum Abschluß gebracht war. Es folgen dann dunkle Jahrhunderte, in denen unter dem Einflusse stammfremder Völker, die von Norden her einbrachen, eine Umgestaltung des ethnographischen Charakters dieser Gegenden vor sich ging. Nur die Albanesen, die sich einer völligen Romanisirung schließlich erwehrt hatten, vermochten auch der Slavisirung zu widerstehen, deren Endprodukt das noch heute südlich von der Donau wohnende serbische und bulgarische Bevölkerungselement ist. Durch Slaven und Albanesen hingesprengt und bis nach Griechenland hinein sich erstreckend, fristen noch heute Reste der romanisirten Thraker ihre Existenz, die unter dem Namen der makedonischen Rumänen oder Wlachen bekannt sind. Es ist bezeichnend, daß die erste bekannte Erwähnung derselben in der Geschichte mit einer Räuberthat verknüpft ist. Der bulgarische Bojar David, einer von vier Brüdern, welche einen Aufstand der Bulgaren gegen die Byzantiner leiteten, wurde nach dem Berichte des Geschichtschreibers Kedrenos (2,435) auf dem Wege zwischen Kastoria und Prespa von einigen „wlachischen Wanderern" erschlagen; und es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß Wanderer nur ein euphemistischer Ausdruck für Räuber ist. Das war am Ausgange des zehnten Jahrhunderts; im zwölften nennt der jüdische Reisende Benjamin von Tudela in seinem Tagebuche die Wlachen in Thessalien und schildert, wie sie behend wie die Ziegen von den Bergen herunter klettern um zu rauben, und wie niemand ihrer Herr werden könne (The itinerary of Benjamin de Tudela, edited by Asher, London 1840, S. 48). Gewiß waren diese Wlachen schon damals, wie heut, Wanderhirten, welche, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, zu Räubern wurden; bis in die jüngste Zeit haben sich die Räuberbanden an der türkisch-griechischen Grenze aus solchen wlachischen Hirten Zuzug geschafft.

Nur um weniges später, als die Rumänen der Balkanhalbinsel ihren wenig rühmlichen Einzug in die Geschichte halten, begegnen wir auch der Erwähnung bulgarischer Räuber. In einem Berichte über die Gesandtschaftsreise des Bischofs Lietbert im Jahre 1054 (Monumenta Germaniae VII, 535) heißt es: Nun betrat er die ungeheuren Einöden, welche bulgarische Wüste heißt und welche von Räubern scythischer (!) Abstammung bewohnt

wird. Diese leben wie wilde Thiere, ohne Gesetze und ohne Städte; sie bringen den Tag unter freiem Himmel zu, schlafen dort, wo die Nacht sie überrascht, lauern den Vorüberziehenden auf, ermorden, was ihnen in den Weg kommt, und plündern alles aus. Und um das Jahr 1306 begegnet uns in dem Geschichtswerke des Byzantiners Pachymeres bereits einer jener Bandenführer, ein Hirt, Namens Iwan, der einen lange dauernden Guerillakrieg gegen die Türken leitete, ein Vorbild jener zahlreichen Haiduken- und Kleftenkapitäne, welche der nationale Hintergrund ihrer Thätigkeit zu sagenumwobenen Helden zahlreicher Volkslieder bei Slaven und Griechen gemacht hat.

Zu diesen Notizen, welche das Vorhandensein des Räuberwesens in allen Theilen der Balkanhalbinsel von den ältesten Zeiten bis gegen den Ausgang des sogenannten Mittelalters hin beweisen, läßt sich nun einiges hinzufügen, was die allgemeinen Umrisse des Bildes mit etwas mehr Leben füllt. Zwei Schriftsteller des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, der syrische Grieche Lukianos und der afrikanische Römer Appulejus, haben in zwei ihrer Schriften, die wahrscheinlich auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, uns anschauliche Schilderungen aus dem Räuberleben Thessaliens hinterlassen, welche zeigen, daß sich dasselbe damals in wesentlich denselben Formen bewegte wie noch heute. Der Held von Lukian's kleinem Roman „Lukios oder der Esel" *) kommt auf einer Geschäftsreise nach Thessalien, dem klassischen Lande des Hexen- und Gespensterspuks, und wird im Verlaufe seiner neugierigen Bestrebungen, näheren Einblick in das Hexenwesen zu gewinnen, durch ein unglückliches Mißgeschick in einen Esel verwandelt. Noch bevor es gelungen ist, die Verzauberung wieder zu lösen, brechen bei Nacht Räuber in das Haus ein, binden den Hausherrn und die Diener in ihren Betten, räumen alles bewegliche Gut im Hause aus und führen schließlich das Pferd des jungen Reisenden, ihn selbst in Eselsgestalt und einen wirklichen Esel mit fort. Dann geht es in die Berge; auf den spitzen Steinen der rauhen Pfade strauchelt der solcher Strapazen ungewohnte menschliche Esel oft genug, aber Fallen wurde hier wie ein Verbrechen behandelt, und es war gleich einer da, der ihm mit einem tüchtigen Prügel wieder auf die Beine half. Nicht einmal zu schreien wurde ihm gestattet, weil das die Räuber verrathen konnte. So ging es die Nacht hindurch fort. Am nächsten Mittag kehrten sie in einem abgelegenen Meierhof ein, dessen Bewohner offenbar gute Bekannte der Räuber waren; denn sie grüßten einander mit Küssen, und die Leute im Hofe luden zur Einkehr und zum Imbiß ein. Am Abend wird der gewöhnliche Zufluchtsort der Räuber erreicht und die geraubten Gegenstände werden dort versteckt; bald kommt ein anderer Trupp an, der die Beute eines in anderer Gegend ausgeführten Raubzuges

*) Mir ist natürlich nicht unbekannt, daß von mancher Seite die Schrift dem Lukian abgesprochen wird.

mitbringt. Am nächsten Tage zieht die ganze Bande zu einer neuen Unternehmung aus, von der ein schönes junges Mädchen als Geißel heimgebracht wird. Ein als Kundschafter ausgesandter Genosse kommt und zeigt an, es werde bald ein Reisender die Gegend passiren, der große Reichthümer bei sich habe. Die Räuber lauern ihm auf und ermorden ihn sammt seinem Bedienten; seine Habe wird im Walde versteckt. Unterdessen hatte der Bräutigam des jungen Mädchens, das wegen eines Fluchtversuches bereits zu einem grausamen Tode verurtheilt worden war, den Schlupfwinkel der Bande entdeckt, er wird eines Morgens von einem Trupp Soldaten umzingelt und die Räuber werden gefesselt zum Statthalter der Provinz geführt.

Die weiteren Schicksale des in einen Esel verwandelten Lukios bis zu seiner endlichen Entzauberung interessiren uns hier nicht. Es ist ohne weiteres klar, daß die hier geschilderten Züge des thessalischen Räuberlebens auf wirklicher Beobachtung, sei es Lukians, sei es seiner sonst nicht weiter bekannten Quelle, beruhen. Auch die breite und in unangenehmer Weise aufgeputzte Bearbeitung desselben Stoffes durch den etwa gleichzeitigen Appulejus hat dieselben nicht zu verwischen vermocht. Manche Zusätze ergänzen sogar das lukian'sche Bild in durchaus authentischer Weise. So trösten sich die Räuber über den Tod eines ihrer Führer mit der Aussicht, daß sein Andenken gleich dem berühmter Könige und Feldherrn auf die Nachwelt kommen werde — was in der That bei vielen der späteren Bandenführer der Fall gewesen ist. Ein der Wirklichkeit abgelauschter Zug ist es auch, wenn die Räuber sich bei dem von ihnen in die Berge geschleppten Mädchen förmlich entschuldigen; nur die Armuth habe sie ihrem Gewerbe in die Arme getrieben, Leben und Ehre der Jungfrau seien sicher, denn ihre Eltern würden nicht zögern ein entsprechendes Lösegeld zu senden. Einer aus der Bande hat auf eigene Hand einige gewinnbringende Unternehmungen ausgeführt; den Ertrag bringt er aber „als ein ehrlicher Kerl" zur gemeinsamen Kasse. Im Allgemeinen freilich sind die Ausmalungen des afrikanischen Rhetors in dem Stile gehalten, der sich in den Deklamationen und Controversen der rhetorischen Schulen für die Idealisirung des Land- und Seeräuberthums längst ausgebildet hatte. Sie war von der Wirklichkeit gerade so weit entfernt, wie die Fra Diavolo und Zampa unserer Opernbühne. Die falsche Räuberromantik, welche in der erzählenden Literatur bis auf den heutigen Tag noch nicht überwunden ist, hat im griechischen Alterthum ihre Wurzeln, und die ganze Reihe der spätgriechischen und byzantinischen Romane, in welchen es ohne die umständliche Staffage aller möglichen Räuber zu Lande und zu Wasser niemals abgeht, ist davon durchsetzt. Auch der edle, menschenfreundliche Räuber ist damals bereits erfunden und unter anderen in dem Hippothoos der „Ephesischen Geschichten" des Xenophon von Ephesos vorbildlich gezeichnet worden.

Es war weder der römischen noch der byzantinischen Herrschaft gelungen, das Räuberwesen auf der Balkanhalbinsel auszurotten; es mußte nach der türkischen Eroberung begreiflicher Weise noch üppiger in die Halme schießen,

wo nun zu den Motiven, welche bis dahin so viele diesem Handwerke zugeführt hatten, noch der Haß der Slaven und der Griechen gegen die andersgläubigen Unterdrücker kam. Seitdem wird das Räuberwesen vielfach in enge Verbindung mit nationalen Erhebungen gesetzt; seitdem ist es in den Augen des Volkes mit dem Glanzschimmer volksthümlichen Heldenthums umwoben, welcher den Kleften- und Haidukenliedern, so gering auch häufig ihr poetischer Werth ist, eine nicht geringe culturhistorische Bedeutung giebt. Die ersten kräftigen Sultane mögen das Räuberthum nach Möglichkeit unterdrückt haben; wenigstens hat der bekannte Busbek, der auf seiner Gesandtschaftsreise in der Mitte des 16. Jahrhunderts zwischen Sofia und Philippopel das Hauptgebiet der Haidukenstreifereien durchreiste, dort von keinerlei Gefahren berichtet; und er war ein vielseitiger und aufmerksamer Beobachter orientalischer Zustände. Schon hundert Jahre später ist es anders. Im Mai 1665 zog der englische Botschaftssecretär Paul Rycaut auf der Rückreise dieselbe Straße; auf dem Wege nach Sofia passirte er den Balkan bei Derwend Kapusi. „Der Aufstieg ist hier rauh, erzählt er *), steil und bequem für Räuber, welche dort solche Höhlen und anderweitige Zufluchtsstätten besitzen, daß sie sehr beträchtliche, gegen sie ausgesandte Streitkräfte in Schach halten können. Auf der Spitze dieser Höhe ist ein bulgarisches Dorf. Geht man von da nach der andern Seite wieder thalwärts, so kommt man durch einen sehr engen Hohlweg mit hohen Bergen und Wäldern zu beiden Seiten, welcher zwei Stunden lang ist und einen dunklen und beängstigenden Durchgang bietet. Diese Stelle wird von Haiduts oder Haiduken, wie sie genannt werden, aus Siebenbürgen, der Moldau, Ungarn und andern Ländern in großer Zahl besucht, welche, sich die Wälder zu Nutze machend, gegen die stärksten Karavanen Salven abgeben oder an besonders engen Stellen Steine vom Gebirge hinunterrollen und damit ebensoviel Unheil anrichten, als wenn es Kanonenkugeln wären. Wie man mir mittheilte, haben in einem solchen Engpasse nur 18 Räuber mehr als 350 Kaufleute, die sich zu gegenseitigem Schutze zusammen gethan hatten, sammt und sonders umgebracht, so daß ihre sämmtlichen Güter den Räubern in die Hände fielen."

Der Bericht des englischen Botschaftssecretärs enthält die nicht zu bezweifelnde Mittheilung, daß die bulgarischen Räuberbanden wenigstens zum großen Theil durch allerlei Zuzügler aus den jenseits der Donau gelegenen Landschaften verstärkt waren, die ja damals noch unter der Botmäßigkeit der Pforte standen. Dahin weist auch das türkische Wort Hajdud, welches im Serbischen als Hajduk, im Bulgarischen als Ajdut oder Ajdutin einen Räuber bezeichnet, im Türkischen selbst aber ursprünglich zur Benennung des leichten ungarischen Infanteristen gebraucht wurde. Der oben genannte Busbek wurde durch die Kunde von den südungarischen Haidones, wie er sie nennt, „Kriegern aus dem Hirtenstande und zugleich Räubern" veranlaßt, seine Reise von Ofen

*) The present state of the Ottoman Empire, by Paul Rycaut. London 1668.

nach Belgrad auf der Donau zu machen. Es mochten ursprünglich Hirten sein, welche der Adel gegen die Türken bewaffnet hatte und die von Guerillakriegern zu Räubern heruntersanken, nachdem ihre ursprüngliche Aufgabe erledigt war.

Statt weitere Auszüge aus neueren Reiseberichten zusammen zu tragen, will ich lieber auf zwei Schriften verweisen, welche das moderne Räuberwesen in Bulgarien in ausführlicher Weise schildern. Die eine stammt von zwei Engländern, Saint-Clair und Brophy, welche ihren dreijährigen Aufenthalt in der Nähe von Varna in ihrem Buche „A residence in Bulgaria" (London 1869) beschrieben und darin dem Brigantenwesen eine besondere Studie in dem Capitel „Brigandage in the Balkan" gewidmet haben. Ihre Angaben werden durch ein sehr werthvolles Document ergänzt und zum Theil berichtigt, durch die Selbstbiographie eines Haidukenführers, eines gewissen Panajot Hitow*), die im Jahre 1872 zu Bukarest in bulgarischer Sprache erschienen und von Georg Rosen (Die Balkan-Haiduken, Leipzig 1878) mit einer werthvollen Einleitung in's Deutsche übersetzt worden ist. Wir lernen hier drei Classen von Räubern kennen, den Balkan-Tschelebi, den Chyrsyz und den Haiduken. Der Balkan-Tschelebi, d. h. der Edle vom Walde, ist von den beiden Engländern, die ihre Erkundigungen vorwiegend aus türkischen Quellen schöpften, mit besonderer Vorliebe und nicht ohne Parteilichkeit geschildert. Er stammt gewöhnlich aus guter türkischer Familie und ist durch irgend eine Ungerechtigkeit der Behörden zum Raubritter geworden. Er plündert vorzüglich reiche Armenier oder Griechen aus, meist allein, zur Schußwaffe nur dann greifend, wenn man sie gegen ihn anwendet. Ihm scheinen wirklich Züge ausgleichender Gerechtigkeit nicht fremd, wie sie die Räuberromantik kennt; so hatte z. B. einmal ein Steuereintreiber einem Bauern 500 Piaster zu viel abgenommen, der Balkan-Tschelebi lauerte dem Sünder auf, nahm ihm den Betrag ab und stellte ihn ohne Abzug dem Betrogenen zurück. Mit den Jahren zieht er sich als ehrlicher Mann in sein Dorf zurück und zeichnet sich wirklich meist durch eine makellose Redlichkeit aus. Der Chyrsyz entspricht dem gewöhnlichen Briganten, wie er auch in anderen Ländern vorkommt; der Haiduk ist der Bandit mit nationaler Färbung, eine Specialität des Balkan. Diese Banden bestehen aus Bulgaren gemischt mit Griechen, Albanesen und Wlachen. Seit der Errichtung des bulgarischen Fürstenthums haben auch die türkischen Räuber den Kampf gegen die Regierung der Ungläubigen in ihr Programm aufgenommen. Aber diese politische Färbung hindert weder die einen noch die anderen sich gelegentlich an ihren eigenen Volks- und Glaubensgenossen zu vergreifen.

Es ist kein Zweifel, daß das Handwerk eines Balkanräubers ganze Männer erfordert. Es müssen stahlharte Gesellen sein, an Frost und Hitze, an Hunger und Durst gewöhnt, die vor den beschwerlichsten Märschen nicht

*) Der Verfasser lebt gegenwärtig als Pensionär der bulgarischen Regierung in Ruschtschuk.

zurückschrecken, mit der elendesten Kost und dem härtesten Lager auf steinigem Boden vorlieb nehmen. Besonders das Ueberwintern an den eisigen Abhängen des ganz von Menschen verlassenen Gebirges ist eine furchtbare Probe auf die Widerstandsfähigkeit dieser Leute. Die Banden haben eine feste Organisation; ihr erster Führer hat den Titel Wojwode (Herzog), der zweite heißt Bairaktar (Fahnenträger). Der Wojwode trägt die ganze Verantwortlichkeit; er sorgt für Waffen und Munition, er wählt die Aufenthaltsplätze und leitet die Unternehmungen. Das Gewerbe gedeiht am besten an einer für die Geschäftswelt nothwendigen Straße; in der Nähe müssen wohlwollend gesinnte Ortschaften sein, wo man die nöthigen Lebensmittel bekommen und Erkundigungen einziehen kann; ein verhältnißmäßig sicherer Zufluchtsort muß sich in der Nähe befinden und die Möglichkeit eines raschen Rückzuges muß geboten sein. Der Bairaktar führt die Kasse und vertheilt die Beute; nach einem Haidukenliede bemächtigen sich zwölf Haiduken einer Geldsendung der Regierung und vertheilen sie so, daß jeder einen Theil, der Bairaktar anderthalb, der Wojwode zwei erhält. Die Stellung eines Wojwoden im Kreise dieser abenteuernden Gesellen erfordert viel persönlichen Muth und eiserne Festigkeit; bei jedem ernsten Conflicte macht er die Erfahrung, daß es eben doch nur Banditen sind, über die er gebietet. Die Gefangennahme eines Mitgliedes der Bande bringt diese immer in die äußerste Gefahr; denn selten widersteht dieser gegen die Zusicherung einer Belohnung der Versuchung seine Genossen zu verrathen.

Der Brigantaggio in Bulgarien ist durch die Regierung des jungen Fürstenthums zwar eingeschränkt, aber bei weitem nicht ganz ausgerottet worden*). Er macht sich besonders in den Landschaften von der Jantra bis zum Meer und längs der ganzen türkischen Grenze, in den Gebirgen des Osogow, Rila, Rhodope und Strandscha, unangenehm fühlbar. Im Frühjahr 1880 war die Lage im Osten Bulgariens derartig, daß die Einwohner sich fürchteten, von einer Stadt zur anderen zu reisen, ja auch nur zur Feldarbeit auszugehen. Damals wurde bei Belibé, in einer Waldlandschaft auf dem Kamme des Balkan, eine förmliche Schlacht gegen die Räuber geliefert. In einer Commission für die Unterdrückung des Räuberwesens legte 1882 der damalige bulgarische Kriegsminister Baron Kaulbars einen von den Militärbehörden zusammengestellten statistischen Bericht vor; derselbe verzeichnet in diesem Jahre 98 Raubanfälle und 166 türkische, 17 bulgarische und einen griechischen Räuber. Unter den nicht türkischen Briganten war lange Zeit Nicola Spanós berühmt, ein Grieche oder Wlache aus der Gegend von Bitolia, der besonders 1881 mit einer aus etwa dreißig Mann bestehenden Bande die Südgrenze Ostrumeliens unsicher machte. Nachdem durch sie Beamte des Baron Hirsch von der Station Belovo fortgeschleppt und nur gegen ein Lösegeld von 1200 türkischen Pfund freigegeben

*) Jireček, Das Fürstenthum Bulgarien, Wien 1891, S. 273 ff.

worden waren, wurde ein kleiner Feldzug gegen sie eröffnet, welchen der Major von Mach in seinem Buche „Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines preußischen Offiziers" (Breslau 1889, S. 208 ff) als Augenzeuge geschildert hat. Die Bande wurde theils getödtet, theils gefangen, Spanós selbst entkam nach der Türkei. Trotzdem wurden 1888 gerade wieder in Belovo zum zweiten Mal Beamte der Eisenbahn in die Berge geschleppt — der Vorfall ist noch in frischer Erinnerung — und ungefähr gleichzeitig ein Photograph aus Sofia in der Nähe des Klosters Rila abgefangen.

Die strengen Maßregeln der bulgarischen Behörden gegen das Räuberwesen würden gewiß von nachhaltigerem Erfolge begleitet sein, wenn sich die inneren politischen Verhältnisse des Fürstenthums rascher befestigen könnten. Gegenwärtig findet sich immer wieder eine Partei, als deren Agenten sich die Banditen zur Verschönerung ihres Handwerks ausgeben können und die sich ihrer vielleicht thatsächlich für ihre Zwecke bedient. So sagte man den bei den letzten Vorkommnissen Betheiligten russophile Neigungen nach. Im Allgemeinen bringt man dem Haidukenthum noch immer große Sympathien entgegen, nicht blos in jenen Ortschaften, welche durch ihren regelmäßigen Verkehr mit den Briganten auf deren gute Behandlung angewiesen sind und dabei auch ihren Vortheil aus ihnen zu ziehen wissen, sondern auch anderwärts. Die noch immer gern gesungenen und gehörten Haidukenlieder tragen nicht wenig dazu bei, die Raubzüge der Haiduken als nationale Großthaten auffassen zu lehren und die dabei Gefallenen mit dem Glorienscheine des Märtyrerthums zu umkleiden. Es ist bezeichnend, daß ein Hauptverfechter der revolutionären Idee, der Journalist Karawelow, seiner Zeit die Selbstbekenntnisse jenes Panajot Hitow herausgab. Hitow erzählt darin, wie ein ihm verwandter Pope beim Beginn seiner Räuberlaufbahn seine Waffen kirchlich gesegnet habe. Die Katholiken Rumeliens werfen der orthodoxen Geistlichkeit vor, daß sie für Raub und Meuchelmord ohne jede Schwierigkeit Absolution ertheile, und andererseits beklagen sich die Orthodoxen darüber, daß bulgarische Franziskaner persönlich das Haidukengewerbe getrieben haben. Alles das läßt auf eine nicht unbedenkliche Verwilderung des Rechtsgefühles schließen. Und so mag nicht blos der arme Hirtenknabe, der seinen Ziegen auf einsamen Bergpfaden folgt, davon träumen, wie schön es wäre, wenn er als Wojwode gekleidet und gewaffnet sich seinen Dorfgenossen einmal am Festtage zeigen könnte.

Wie in den serbischen und bulgarischen Volksdichtungen der Haiduk, so ist in den griechischen Volksliedern der Klefte idealisirt. Auch in dem Kleftenthume hat sich das uralte Räuberthum der Landschaften zu beiden Seiten des Pindus aus den willkürlichen und rechtlosen Zuständen türkischer Paschawirthschaft neue Kraft geholt. Wem durch die Türken Eltern oder Geschwister ermordet, die Braut entführt, die Schwester entehrt war, wem die Bedrückung eines Bei sein Vermögen geraubt, wem die Behörde sein Recht verweigert hatte, der „ging in die Berge", sammelte eine Schar oder schloß sich einer Bande an und übte nun Rache. Die Kleften haben zur Vorbereitung des

griechischen Befreiungskampfes gegen die Türken sehr wesentlich beigetragen und ihre Scharen haben während des Krieges, der nach der Natur des Landes vielfach ein Guerillakrieg sein mußte, werthvolle Dienste geleistet. Nach der Aufrichtung des griechischen Königreiches war ihre Aufgabe erfüllt. Ein Theil von ihnen suchte sich mit den geordneten Verhältnissen abzufinden und ließ sich als eine Art irregulärer Miliz in das Heer einreihen, von dessen nach westländischen Mustern gefertigten Uniformen sich ihre Nationaltracht wohlthuend abhob; und mancher alte Bandenführer bekleidete eine hohe Stellung in der militärischen Rangordnung. Andere aber zogen das freie und ungebundene Leben in den Bergen vor, und da es keine Türken mehr zu ermorden und auszurauben gab, machten sie sich an ihre eigenen Landsleute und an die Fremden, welche nun das Land zu besuchen anfingen. Lange Zeit hindurch war die Sicherheit im hellenischen Königreich sehr übel berufen. Im Anfang fehlte auch hier der Vorwand eines nationalen Hintergrundes nicht ganz; als im Jahre 1836 in Nauplia die fünf Brüder Chondrojannis hingerichtet wurden, welche Jahre lang an der Spitze einer furchtbaren Räuberbande Morea unsicher gemacht hatten, suchte der älteste derselben sich einen guten Abgang zu machen, indem er sich als Opfer der „Baiern" hinstellte. Der Augenzeuge, der dies erzählt*), weist darauf hin, daß diese Chondrojannis gegen ihre Landsleute und Glaubensgenossen die gräßlichsten Grausamkeiten verübten, wie man sie kaum in den Berichten aus den Zeiten der Christenverfolgungen findet: „Greise und Weiber wurden mit teuflischer Wollust hingeschlachtet, Kinder gespießt, Männer wurden gefoltert und die Körper der Opfer oft auf die empörendste Weise verstümmelt." Zwanzig Jahre später schrieb Edmond About seinen Aufsehen erregenden Roman „Le roi des montagnes." Ein Schrei der Entrüstung ging durch Griechenland; aber noch fünfzehn Jahre nachher (1870) wurden in der Ebene von Marathon einige reisende Engländer von Briganten aufgegriffen und im Angesicht der verfolgenden Truppen massakrirt. Damals raffte sich endlich die Regierung — ich glaube, Trikupis war damals am Ruder — zu den energischesten Maßregeln auf. Einer rücksichtslosen Strenge gelang es, das Räuberwesen auf griechischem Boden vollständig auszurotten, und gegenwärtig ist Griechenland das einzige Land des Südens, in welchem man überall mit dem vollen Gefühle persönlicher Sicherheit allein reisen kann. Der Brigantaggio im griechischen Königreiche gehört der Vergangenheit an.

Um so höheren Werth besitzt ein Document, welches uns einen genauen Einblick in das ehemalige griechische Räuberleben gewährt, die Aufzeichnungen eines griechischen Abgeordneten aus dem Peloponnes, eines Herrn Sotiropulos, der länger als einen Monat Gefangener einer Räuberbande war.**) Das

*) H. v. P., Sechs Jahre in Griechenland. Grimma 1842. S. 82 ff.

**) Τριάκοντα ἓξ ἡμερῶν αἰχμαλωσία καὶ συμβίωσις μετὰ λῃστῶν, d. h Sechsunddreißig Tage Gefangenschaft und Zusammenleben mit Räubern, von Sotiropulos, Athen 1866.

Buch ist, wie mir scheint, wenig bekannt geworden, und verdiente wohl einmal in's Deutsche übersetzt zu werden. Es ist einfach und anspruchslos geschrieben, und hat höheren Werth, als manche bekanntere Leistungen der neugriechischen Literatur. Da der Gefangene ein Grieche war, wie die Räuber, war es ihm möglich, während ihrer Kreuz- und Querzüge mit ihnen zu verkehren, und so enthält seine Schrift eine Fülle merkwürdiger Einzelheiten, die für das Brigantenwesen nicht blos Griechenlands, sondern der ganzen Halbinsel geradezu typisch sind.

Herr Sotiropulos, Abgeordneter der Eparchie Triphylien und früherer Finanzminister, wurde eines Abends gegen Ende Juli 1866 auf seiner Besitzung Agrili im Peloponnes vor den Augen seiner Frau und seiner Dienerschaft von fünf Räubern weggeführt. Der Vorfall erregte um so größeres Aufsehen, als der Peloponnes nicht eigentlich als eine von Räubereien besonders heimgesuchte Gegend bezeichnet werden konnte, und als das Opfer ein im politischen Leben hervorragender und weit umher angesehener Mann war. Dieser selbst giebt ziemlich deutlich zu verstehen, daß er die geistige Urheberschaft des Ueberfalles seinen politischen Feinden zuschreibe, welche auch, um ihn empfindlicher zu schädigen, den Briganten gegenüber eine übertriebene Darstellung seiner Vermögensverhältnisse gegeben hatten. Diese verlangten in Folge dessen anfänglich 80,000 Drachmen Lösegeld und gingen schließlich auf 60,000 herab; und zwar mußten dieselben in Gold ausgezahlt werden. Frau und Verwandte des Sotiropulos beschafften das Geld durch eine hypothekarische Anleihe bei der Nationalbank in Athen und kauften mit hohem Agio Gold ein; auf dem Wege zu den Räubern gingen 5000 Francs in nicht ganz aufgeklärter Weise verloren, so daß die Vermögensverhältnisse des Abgeordneten aus diesem Vorfall in größter Zerrüttung hervorgingen. In höchst ungeschickter Weise begann die Regierung, noch bevor Sotiropulos befreit war, die Verfolgung der Räuber, hinderte seinen Schwager zweimal mit Gewalt, das Lösegeld auszuliefern und brachte dadurch das Leben des Gefangenen wiederholt in die höchste Gefahr. So erklärt sich die lange Dauer seines Aufenthaltes bei den Räubern.

Der Abgeordnete von Triphylien besaß offenbar ein sehr weiches Gemüth. Die Thränen steigen ihm bei jeder Gelegenheit in die Augen. Er weint nicht blos — was ja nicht zu tadeln ist — bei dem Gedanken an seine Frau und seine Mutter; er weint auch, sobald einer der Räuber seinen Säbel blank putzt und er daran denkt, daß dieser Säbel vielleicht bald seinen Hals durchschneiden wird; er weint sogar, als er an seinem Körper und in seinen Kleidern die Folgen vierwöchentlicher ungewaschener Existenz in Gestalt kleiner Thierchen entdeckt; und besonders auf seiner Heimreise lockt alles Mögliche, wie der Anblick eines reinen Tellers oder eines sauberen Bettes, die Thränen in seine Augen. Das erhöht den naiven Reiz der Darstellung; schämen sich doch auch die homerischen Helden ihrer Thränen nicht, und ein griechischer Dichter hat gesagt, thränenreiche Männer sind gut. Trotzdem

hat Sotiropulos die ungewohnten und an manchen Tagen nicht unbedeutenden Anstrengungen des Hin- und Herziehens und Kletterns in dem Grenzgebirge zwischen Arkadien und Elis ohne Schaden für seine Gesundheit überstanden, obwohl er manchmal dem glühenden Sonnenbrande der ersten oder den wolkenbruchartigen Regengüssen der zweiten Hälfte des August zu erliegen drohte. Marschirt wurde meistens in der ersten Hälfte der Nacht; dann schlief man irgendwo in der Nähe der Straße bis zum Sonnenaufgang, um bei Beginn der Tageshelle ein etwas sichereres Versteck aufzusuchen, in dem man noch ein paar Stunden weiter ruhte. Begegnungen mit Bauern bringen die Bande nicht selten in Gefahr; der Gefangene muß dann seinen Strohhut vom Kopfe nehmen und ein Tuch um denselben binden, damit er keinen Verdacht erregt, schlimmstenfalls wird der Bauer durch Drohungen eingeschüchtert, ja auch einen ganzen Tag gefangen gehalten, bis der Abend den Räubern erlaubt, in größerer Sicherheit weiter zu ziehen. Am wohlsten fühlen sie sich hoch oben im Gebirge, „unter den Tannen", wo auch Sotiropulos die letzten Tage seiner Gefangenschaft nicht ohne Behagen zugebracht hat. Dort ist kühle Luft, frisches Wasser und erquickender Schatten; die Hirten, die dort ihre Heerden weiden, sind zuverlässige Freunde, theils aus Furcht vor der Rache der Banditen, theils aus Abneigung gegen die Militärpatrouillen; selbst die Wölfe sind in dieser Jahreszeit ungefährlich. Im Winter, so erzählt einer der Räuber, ist das anders; er hatte sich da einmal mit zwei seiner Gefährten im kyllenischen Gebirge gegen ein Rudel von fünfzehn Wölfen zu wehren, welche schließlich alle mit den Säbeln niedergemacht wurden. Auch die Verpflegung ist hier oben eine gute und reichliche; jeden Tag wird ein Schaf oder eine Ziege am Spieß gebraten und der Weinschlauch kreist in der Runde. Während der Querzüge in der Ebene war es damit schlimmer bestellt; der Gefangene wie die Räuber hatten oft Tage lang nichts als Brot und harten Käse, im besten Falle ein paar Eier zu essen und warmes, übelriechendes Wasser zu trinken. Ein merkwürdiger Zug der Räuberpraxis ist es, an Festtagen das sonst gewaltsam requirirte Essen zu bezahlen. Ein alter Bischof wurde einmal gefragt, was sein Osterlamm gekostet habe. „Ich bin doch kein Klefte," antwortete er, „daß ich mein Osterlamm bezahle!"

Das erste, was die Räuber thun, wenn sie ein Thier geschlachtet haben, ist das Schulterblatt desselben zu untersuchen. Dieses ist das wichtigste Orakel für sie und eine genaue Kenntniß der dabei beobachteten Praxis würde ein merkwürdiges Stück Brigantenaberglauben ergeben. Leider hat, wie es scheint, sich auch Herr Sotiropulos dieselbe nicht in vollem Umfange verschaffen können. „Habt ihr das Schulterblatt beschaut?" fragt einmal Euthymios, eine der beiden Hauptpersonen unter den Räubern, seines Zeichens ursprünglich ein Fleischer. „Wir haben es beide beschaut und es aufgehoben, damit auch ihr es morgen sehen könnt. Es wimmelt überall von Soldaten, aber für uns ist keine Gefahr, denn wir sind weit von ihnen,

und, wie es scheint, hat niemand gemerkt, wohin wir gezogen sind." Ein anderes Mal zeigen sie dem Gefangenen sehr vergnügt ein schwarzes Mal im oberen Theile des Schulterblattes; das sollte bedeuten, daß das Lösegeld bereit sei. Bei einer späteren Gelegenheit ist Euthymios von dem Ergebniß seiner Schulterbeschauung wenig erbaut; denn an der Stelle, welche seine abwesenden Gefährten bedeutete, waren eine Menge rothe Punkte, und das bedeutete, daß jene umzingelt und beschossen wurden. Indessen wußte er seine Besorgniß durch die Erwägung zu beschwichtigen, daß das Thier nicht gut gebraten war und daß die rothen Punkte wohl vielmehr daher kämen, so wie durch den Lehrsatz, daß die Schulterblätter der Schafe nicht die untrügliche Weissagungsgabe besäßen, wie die der Böcke und Ziegen. Auch die Traumdeutung spielt eine große Rolle; an jedem Morgen werden die Träume der vergangenen Nacht besprochen, und der Gefangene betheiligt sich daran; ja er gesteht sogar, daß er nicht ohne Spannung auf das Orakel des Schulterblattes gewartet habe. Euthymios behauptet einmal, ein Räuber, der jeden Tag sein Schulterblatt habe und sich vor den Weibern in Acht nehme, fahre immer gut. Dieses Gebot der Keuschheit ist ein interessanter Zug in der Ethik dieser Banditen, der sich in derselben Weise auch bei den Haiduken findet. Bei diesen ist es traditioneller Aberglaube, daß jeder von ihnen, der an einem Weibe sich vergreifen würde, durch die unabwendbare Gewalt des Fatums zur türkischen Gefangenschaft verurtheilt sei.*) Oben „bei den Tannen" hören wir den Euthymios einmal eine kräftige Verwünschung gegen die Hirtenmädchen ausstoßen, die in ihrer Einsamkeit gar oft der Tugend und damit der Zukunft eines Pallikaren gefährlich würden. Und dabei erzählt er eine Geschichte von einem gewissen Dawelis, der einmal an der Straße einem Mädchen Gewalt anthat, von seinem Hauptmann, der ihn anfänglich tödten wollte, aus der Bande ausgestoßen wurde und bald darauf in die Hände der Behörde fiel.

Ueberhaupt haben die Räuber ein feststehendes Gewohnheitsrecht, das von ihnen geradezu auf eine Tradition vom Balkan her zurückgeführt wird. Morea selbst ist ja niemals ein eigentliches Räuberland gewesen und seine Bewohner haben niemals Sympathie für diese Zustände gehabt; das Räuberwesen ist hier lediglich importirt. Der Führer der kleinen Bande belehrte unseren Gefangenen einmal über diese ungeschriebenen Satzungen in folgender Ausführung. „Unsere Gesetze," sagt er, „gestatten uns: erstens, alle die zu verfolgen und zu tödten, welche uns nachsetzen und uns zu vernichten trachten; zweitens, denen, welche uns an die Behörden verrathen, Nase und Ohren abzuschneiden, sie aber so gezeichnet am Leben zu lassen, damit sie als abschreckendes Beispiel gegen den Verrath wirken; drittens, Geld zu nehmen von denen, die es haben, damit wir davon leben und zugleich die Armen unterstützen können; viertens, die Reichen und Mächtigen gefangen zu nehmen

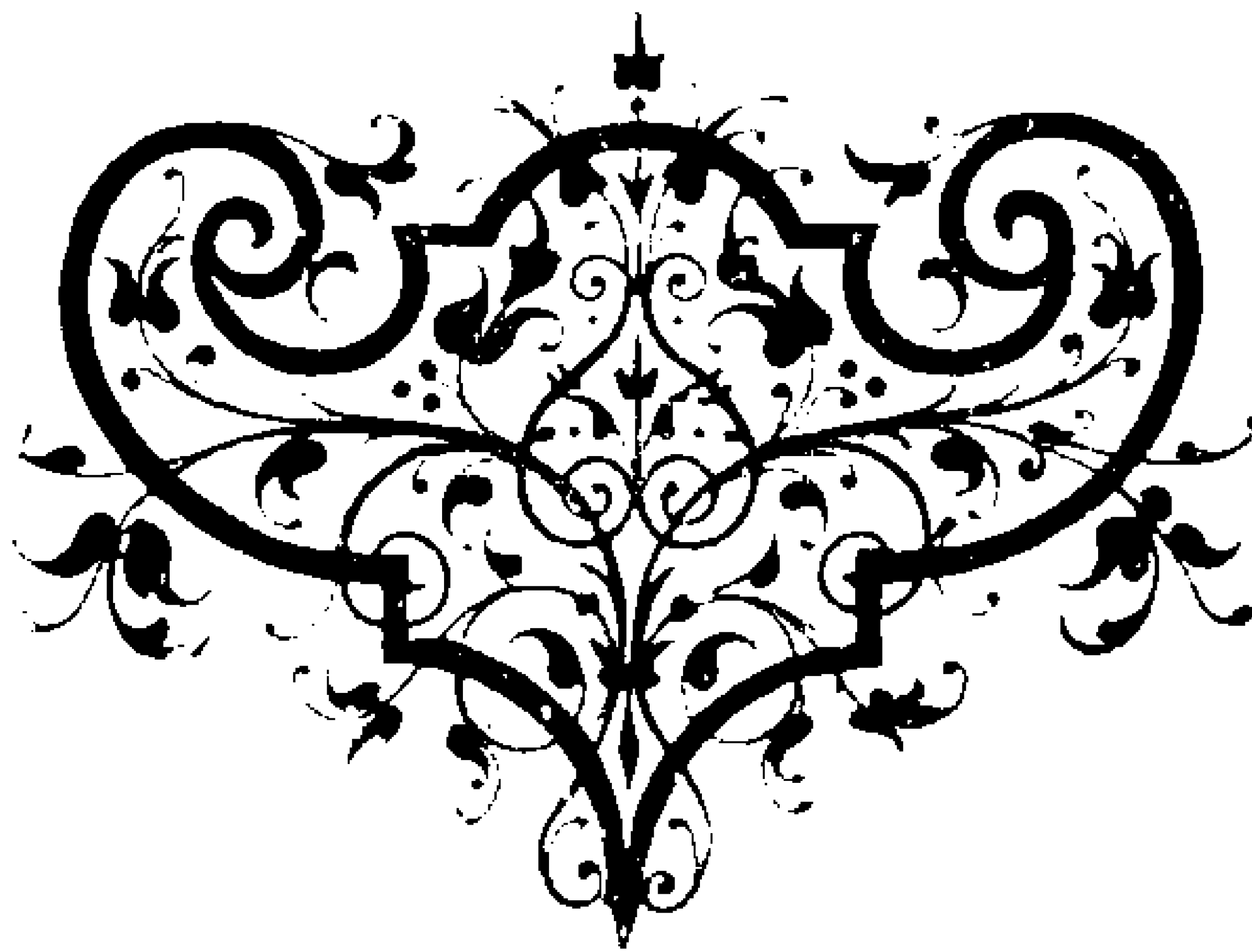
*) Jireček, Geschichte der Bulgaren, Prag 1876, S. 474.

und Lösegeld für sie zu verlangen, und, wenn wir dies nicht bekommen, ihnen die Köpfe abzuschlagen und sie an ihre Verwandten zu schicken. Andererseits verbieten uns unsere Gesetze einen Treubruch zu begehen, ohne Noth Blut zu vergießen, Jemandem sein ganzes Vermögen abzunehmen und ihn so arm zu machen, vor Allem aber uns mit Frauen einzulassen." Bei der Verfolgung durch Truppen wird der Gefangene getödtet, weil es die Räuber für eine Schande halten, ihn lebend in die Hand der Verfolger fallen zu lassen; und zwar schlagen sie ihm den Kopf ab, weil Flinte und Pistole nur für den Kampf sind, und weil auch die Regierung die Uebelthäter köpft.

Auch die Räuber, welche den Sotiropulos gefangen haben, bildeten sich ein, eine höhere Mission zu erfüllen. Sie sind Vertreter der gerechten nationalen Sache gegenüber den Ministern und Abgeordneten, welche von ihnen als „Frankenknechte", also als antinational, bezeichnet werden. Diese haben nach ihrer Ansicht die nach der Thronbesteigung des Königs Georg erwartete allgemeine Amnestie hintertrieben und es so einer großen Anzahl von Leuten, die, um einer Strafe zu entgehen, in die Berge geflohen waren, unmöglich gemacht, wieder einen ordentlichen Lebenswandel zu beginnen; ja sie haben für die Revolution, die den Sturz des Königs Otto herbeiführte, sich der Kleften bedient und diese nach gethaner Arbeit verrathen. Wiederholte Unterhaltungen mit dem Gefangenen drehten sich um diesen Punkt und es war ganz vergeblich, daß der Ex-Minister sich bemühte, seine Hüter von der Unrichtigkeit ihrer Anschauungen zu überzeugen. Es verdient übrigens noch hervorgehoben zu werden, daß der Gefangene mit Zuvorkommenheit behandelt wurde, daß für sein leibliches Wohl, soweit es die gegebenen Verhältnisse möglich machten, nach Kräften gesorgt und ihm die Anstrengungen möglichst erleichtert wurden. Nur marschiren mußte er, sobald es die Sicherheit der Räuber erforderte, oft bis zur äußersten Anspannung seiner Kräfte, in mancher Nacht acht bis zehn Stunden, und die Todesgefahr schwebte fortwährend über seinem Haupte. Beim Abschiede küßten ihn alle die schmutzigen Gesellen und der Hauptmann drückte ihm ein Päckchen mit 70 Drachmen zur Bestreitung der Kosten auf der Heimreise in die Hand.

Wie gesagt, Griechenland ist von der Räuberplage gegenwärtig vollständig frei und man kann alle Theile des schönen Landes vollständig ruhig auch allein durchstreifen. In der europäischen Türkei und in gewissen Theilen Bulgariens macht sie sich dagegen noch sehr unangenehm fühlbar. Trotzdem dürfen diejenigen, welche in diese Länder zu reisen veranlaßt sind, sich keinen übertriebenen Befürchtungen hingeben. Ein Fall wie der von Tscherkesköi gehört jedenfalls zu den allerseltensten Vorkommnissen und dergleichen kann verhindert werden. Wer im Innern der Türkei reist, den läßt schon die türkische Behörde nicht ohne die Begleitung von Zaptiehs (Polizeisoldaten) reiten, die er natürlich bezahlen muß; wie weit man sich in einem ernsten Falle auf ihren Schutz verlassen kann, habe ich glücklicherweise niemals zu

erproben Gelegenheit gehabt. Vor einem gewöhnlichen räuberischen Anfalle ist man schließlich auch auf den Landstraßen bei Wien oder in den Vorstädten von London nicht durchaus sicher; und wo es sich um die Fortschleppung einer Person zum Zweck der Erpressung von Lösegeld handelt, sind die Briganten regelmäßig über die Leistungsfähigkeit derselben gut unterrichtet. Die Reisenden des Orientzuges sind, wie es scheint, einem unglücklichen Zufall zum Opfer gefallen; der griechische Millionär, dem der Anschlag galt, hatte seine Abreise um einen Tag verschoben. Ein Forschungsreisender wird in diesen Gegenden verhältnißmäßig am wenigsten zu fürchten haben; Leichtigkeit an irdischem Besitz ist ein gutes Vorbeugungsmittel gegen Räuber. Cantabit vacuus coram latrone viator.





Franz Bopp.

Der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft.

Zu seinem 100. Geburtstage am 14. September 1891.

Von

Herman Hirt.

— Leipzig. —

Vor nunmehr 75 Jahren, im Jahre 1816 erschien zu Frankfurt a. M. in der Andreäi'schen Buchhandlung ein Büchlein von 312 Seiten mit dem Titel: „Franz Bopp über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache. Nebst Episoden des Ramajan und Mahabharat in genauen metrischen Uebersetzungen aus dem Originaltexte und einigen Abschnitten aus den Vedas. Herausgegeben und mit Vorerinnerungen begleitet von Dr. K. J. Windischmann." Mit diesem Buch war der Grund zu einer neuen Wissenschaft gelegt, die sich von Jahr zu Jahr mehr ausgebreitet, stets einen größeren Forschungskreis gewonnen hat, und die in Zukunft noch völlig ungeahnte Ergebnisse zeitigen kann, und heute, obgleich jung an Jahren, im Kreise ihrer Schwesterwissenschaften mit ihren glänzenden Resultaten allgemein geachtet steht. Bei der Bedeutung dieses kleinen Büchleins, über dessen unscheinbares Aeußere man staunt, wenn man es aus den stillen Tiefen einer Bibliothek in das geräuschvolle Treiben des Tages ruft, war es ganz natürlich, daß sich im Jahre 1866 Bopps Schüler und Freunde damals schon eine stattliche Anzahl, vereinigten, um zur bleibenden Erinnerung an diesen Tag, der 50 Jahre zurück lag, dem noch lebenden, greisen Altmeister die Mittel zu einer Stiftung zu überreichen, die seinen Namen für immer dem Gedächtniß der Nachwelt erhalten sollte. Dessen hätte es freilich nicht bedurft,

denn ein Denkmal dauernder als Erz und Stein hat sich Bopp mit seinen Werken gesetzt. In diesem Jahr ist ein Jahrhundert seit seiner Geburt vergangen, und da ist es wohl gestattet, einmal auf sein Leben und Wirken zurückzublicken.

Franz Bopp wurde am 14. September 1791 zu Mainz geboren, der Sohn eines kurfürstlichen Marstallbeamten. Seine Jugend fiel in eine bewegte, für Deutschland traurige Zeit, die aber vielleicht gerade dazu beigetragen hat, den Sinn von der trüben Außenwelt in das Innere zu lenken. Als Mainz von den Franzosen besetzt wurde, siedelten Bopps Eltern mit dem kurfürstlichen Hof nach Aschaffenburg über, woselbst Bopp auf dem Gymnasium seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt. „Ausgezeichnet durch alle Klassen,“ sagt sein Lehrer Windischmann in der Vorrede des erwähnten Buches, „ließ er insbesondere in den philosophischen Cursen bedeutenden Scharfblick und vorwaltende Neigung zu ernster Wissenschaft an sich erkennen. Diese widmete er vor allem der Sprachforschung, sogleich von Anbeginn mit der Absicht, auf diesem Wege in das Geheimniß des menschlichen Geistes einzudringen und demselben etwas von seiner Natur und seinem Gesetz abzugewinnen. So lernte er dann, minder aus einem vorherrschenden Talente der bloßen Sprachfertigkeit, als aus dem lebhaften Gefühl für die im Sprachenreichthum des Menschengeschlechts verborgenen Harmonieen die Sprachen des classischen Alterthums sowohl, als die gebildetsten des neuern Europa und suchte dieselben seinem tief erforschenden Sinne gleichsam als Organe anzueignen. Dies alles geschah in der Stille und eben in ihr hegte er auch das Verlangen, den Sinn für die innere Natur der Sprache durch Bekanntschaft mit den ältesten Sprachen der Welt zu üben und zu schärfen. Er suchte sich mit dem größten Eifer den Charakter und die Denkart des morgenländischen Alterthums bekannt zu machen, benutzte sowohl die öffentlichen Vorträge hiesiger Lehranstalt, als den vertrauten Umgang mit seinen Lehrern, vorzüglich in Bezug auf orientalischen Mythus und Philosophie und ließ endlich seinen Wunsch sich in Paris mit der orientalischen und insbesondere mit der indischen Literatur vorerst genau bekannt zu machen und dann ferner sein ganzes Leben hindurch mit ihr sich zu beschäftigen, bestimmter hervortreten. Mit diesen Vorbereitungen ging er im Jahre 1812 nach Paris. Von diesem Augenblicke an, war sein Leben ein ununterbrochenes Studium der Sanskritsprache und ihrer reichen Literatur.“ Und so ist sein Leben ein ewig arbeitsvolles und ergebnißreiches geblieben, und wie völlig ist alles in dieser Vorrede Gesagte in Erfüllung gegangen!

Von den Schwierigkeiten, die damals einer Beschäftigung mit den orientalischen Sprachen, namentlich mit dem Sanskrit entgegenstanden, macht man sich heute, wo dasselbe auf jeder Universität von berufenen Vertretern mit vorzüglichen Hilfsmittel in großer Anzahl gelehrt wird, kaum einen Begriff. Die Zahl der Europäer, die Sanskrit verstanden, war gering. Grammatiken oder lexikalische Hilfsmittel gab es nicht, und so mußte Bopp sein

Studium aus den Handschriften, die in einer fremden Schrift ohne Trennung der Worte geschrieben waren, mit Hilfe von Uebersetzungen beginnen. Das gleicht wahrlich dem Vordringen in einen unbetretenen Urwald, bei dem mit jedem Schritt neue Hindernisse sich entgegenstellen. Aber Bopp erlahmte nicht, und er fand mannigfache Freunde, die seine Studien förderten. In Paris war es vor allem A. W. von Schlegel, später in London Wilhelm von Humboldt, von denen er Belehrung empfing und sie seinerseits ertheilte. Als Frucht seiner Sanskritstudien enthüllte sich nun Bopp die Verwandschaft der indogermanischen Sprachen, die auf dem Titel seines ersten Büchlein angegeben sind. Ganz neu war diese Ansicht damals nicht mehr, denn unter andern hatte schon 1788 einer der bedeutendsten Engländer seiner Zeit, Sir William Jones in den Asiatic Researctes T. J. p. 422 die Verwandtschaft klar und deutlich ausgesprochen: „Die Sanskritsprache ist, wie es auch mit ihrem Alter stehen mag, von wunderbarer Bauart; vollendeter als das Griechische, reicher als das Lateinische und feiner ausgebildet als jede von ihnen; aber doch steht sie zu beiden in den Wurzeln der Verben und den grammatischen Formen in einer näheren Verwandtschaft, als der bloße Zufall hätte bewirken können; so auffallend ist diese Verwandtschaft, daß jeder Philologe nach angestellter Prüfung glauben muß, daß die drei Sprachen aus einer gemeinsamen Wurzel entsprossen seien, die vielleicht nicht mehr existirt. Ein ähnlicher, wenn gleich nicht so zwingender Grund ist für die Annahme vorhanden, daß auch Keltisch und Gothisch denselben Ursprung wie das Sanskrit haben." Aber was Jones hier ausgesprochen, blieb damals noch unbeachtet, und Bopp blieb es vorbehalten, den wissenschaftlichen Nachweis für diese Ansicht, die sich auch ihm bei näherer Beschäftigung mit dem Sanskrit aufdrängen mußte, zu führen, und man datirt mit Recht die Begründung der vergleichenden Sprachwissenschaft von dem Erscheinen seines ersten Werkes. Die Zweifler, die es bis dahin noch gegeben hatte z. B. in England, wo der Philosoph Dugald Steward, die ganze Geschichte mit der Sanskritsprache für eine Lüge erklärte und zu beweisen unternahm, daß sie von den spitzbübischen Brahmanen nach dem Muster des Griechischen und Lateinischen zusammengeschmiedet und sowohl die Sprache als ihre Literatur eine Fälschung seien, mußten bald verstummen und haben nie wieder ihre Stimme zu erheben gewagt. Wunder muß es uns nehmen, wenn wir heute zurückschauen, daß der Zusammenhang der Sprachen nicht schon einer früheren Zeit, namentlich dem classischen Alterthum aufgegangen ist. Weder den Griechen, die frühzeitig mit dem Persischen, nach den Alexanderzügen auch mit dem indischen bekannt wurden, noch den Römern, die die Verwandtschaft ihrer Sprache mit dem Griechischen, Keltischen und Germanischen, die damals noch auf äußerst alter, ursprünglicher Stufe gestanden haben müssen, hätte auffallen müssen, ist je der Gedanke einer Verwandtschaft, einer Entstehung aus gemeinsamer Grundlage gekommen. Merkwürdig bleibt das immer, und man kann hierin vor allem den Geist der Zeiten sehen; es

rächte sich, daß der Hellene mit Verachtung auf die anders Sprechenden, die Barbaren, herabsah. Wie anders würde unsere Wissenschaft jetzt dastehen, wenn uns die Griechen und Römer nur ausführliche Texte der von ihnen gekannten Sprachen hinterlassen hätten.

Nach seinem Pariser Aufenthalt ging Bopp, nachdem ihm König Max I. von Baiern und Ludwig I., der damalige Kronprinz, die Mittel zu weiteren Studien gewährt hatten, nach London, wo er seine erste Abandlung nochmals in englischer Sprache veröffentlichte, — auch dort wurde sie mit großem Beifall begrüßt und ihre Epoche machende Bedeutung anerkannt — und 1819 den Nala, die schönste Episode aus dem großen indischen Epos „Mahabharata" mit einer lateinischen Uebersetzung herausgab, und so wiederum das Studium des Indischen förderte. Das setzte er später in anderen Werken fort. Eine ausführliche Grammatik der Sanskritsprache 1827, ein Sanskritglossar 1830 trugen erheblich dazu bei, das Verständniß für diese Sprachen auszubreiten und die Begeisteruug für diese wunderbar hohe geistige Cultur, die sich in Indien, abseits von dem Treiben des Abendlandes entwickelt hatte, zu wecken und zu mehren. Wenn die Gebildeten aller Nationen heute mit den herrlichen, wenn gleich eigenartigen Schöpfungen der Inder, mit der Erzählung von Nala und Damajanti, mit dem Drama Sakuntala, mit den Veden, die zum Theil uralte Hymnen, den Ausfluß eines einfachen, bewundernden und dankbaren Gefühls enthalten, und mit den religiösen Lehren Buddhas durch vorzügliche Uebersetzungen rasch bekannt werden können, so verdanken sie das in erster Linie Franz Bopp, der durch seine Hilfsmittel ein gründliches und sicheres Studium des Indischen ermöglichte. Freilich zu Bopps Jugendzeit war man noch nicht so von der Bedeutung und Wichtigkeit des Indischen überzeugt, vergebens bemühte sich das bairische Ministerium Bopp nach seiner Rückkehr aus London eine Professur zu verschaffen, die Würzburger Universität lehnte ein solches Begehren ab, da das Sanskrit ein Luxusartikel sei. Anders dachte man freilich in Göttingen; hier verlieh ihm die philosophische Facultät die Doctorwürde honoris causa. Bopp wurde indessen bald durch Vermittelung der Brüder Humboldt nach Berlin berufen, um von 1821 an zuerst als außerordentlicher, bald als ordentlicher Professor der orientalischen Literatur und allgemeinen Sprachkunde dort für immer bis zu seinem Tode im Jahre 1868 zu wirken.

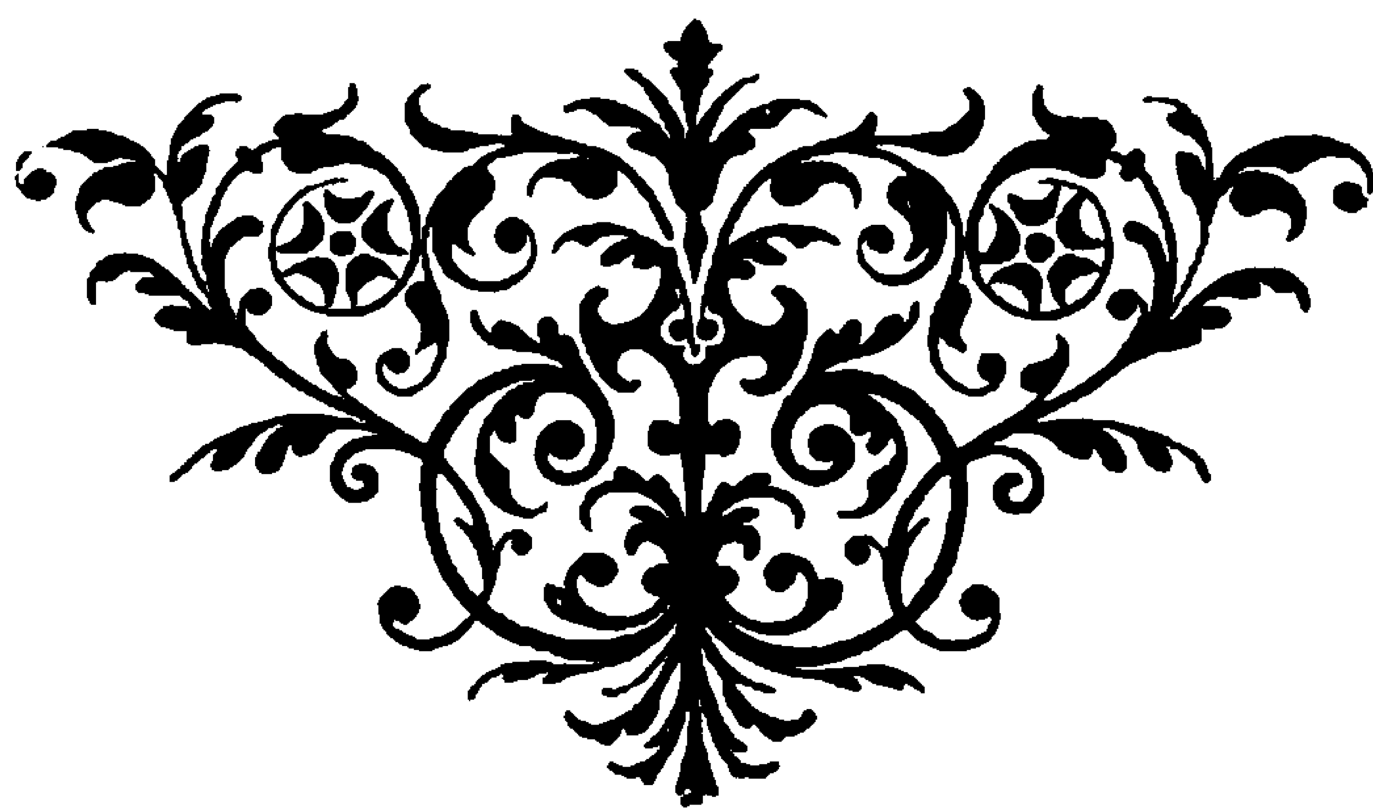
Im Anfang hat es wohl scheinen wollen, als ob Bopps Verdienste mehr in der wissenschaftlichen Eroberung des Sanscrit als in der Aufdeckung der Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen beruhten, und die Blicke der allgemeinen Welt sind vielleicht zuerst mehr auf diese dem menschlichen Denken und Empfinden nähere Seite von Bopps Thätigkeit gerichtet gewesen als auf die Sprachwissenschaft, aber das wurde anders, als Bopp im Jahre 1833 die erste Lieferung seiner „vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Gothischen und Deutschen" erscheinen ließ. Damit begann er das Hauptwerk seines Lebens, das schon

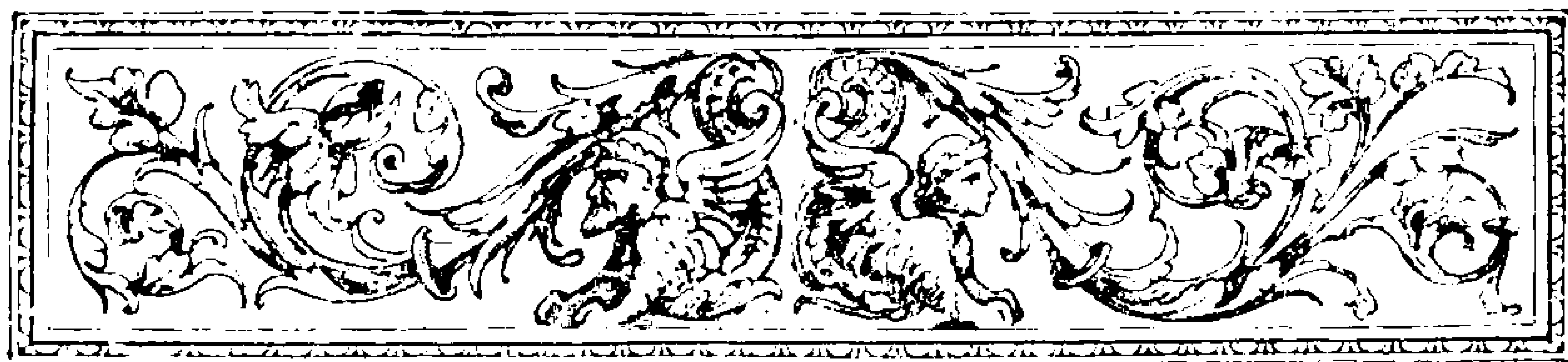
durch kleinere Abhandlungen, die er in der Berliner Akademie las, vorbereitet war aber erst im Jahre 1852 lag das ganze große Werk vollendet vor. Noch fehlten am Anfang in der Behandlung einige Hauptsprachen wie Litauisch, Slavisch, Keltisch, Albanesisch, Armenisch, aber Bopp erkannte zum großen Theil selbst den indogermanischen Charakter dieser Sprachen. Namentlich eine Abhandlung „die Keltischen Sprachen in ihrem Verhältniß zu Sanskrit" u. s. w., welche er 1839 in Berlin las, gehört zu seinen besten Leistungen, und die Art, wie er die Ueberreste der alten Declinationsendungen im Keltischen nachwies, ist allgemein bewundert. Von 1857—61 gab er eine neue, völlig umgearbeitete Ausgabe der vergleichenden Grammatik heraus, in der außer Litauisch und Altslavisch auch das Armenische hinzugefügt ward. 1845 fing eine englische Uebersetzung von Bopps Hauptwerk an zu erscheinen und 1866 legte auch eine französische davon Zeugniß ab, wie sehr man in diesen Ländern bemüht war, die Ergebnisse der Sprachwissenschaft sich anzueignen. So konnte denn Bopp in der That bei dem 50jährigen Jubiläum seiner ersten Schrift auf ein ergebnißreiches Leben zurückblicken. Sein Name hatte einen guten Klang in der Welt bekommen, und überall blickte man auf die Resultate, die die neue Wissenschaft erreichte, mit Staunen hin.

Ihr Einfluß erstreckt sich in der That nach den verschiedensten Richtungen und führte dazu, die Betrachtung der Sprache immer mehr zu vertiefen. Alle Sprachen erhielten gegenseitig Licht von einander, immer neue Entdeckungen und Erklärungen des grammatischen Baues folgten, und immer größer wurde auch das Interesse, das das Publikum an der Wissenschaft nahm. Heute sind ja Bopps Hauptergebnisse allgemeines Wissensgut geworden, und ein jeder hat schon von ihnen gehört. So wichtig auch die Sprachwissenschaft für die Grammatik, die sie aus einer langweiligen Disciplin in eine interessante umgewandelt hat, sein mag, so glänzende Dienste sie auch bei der Entzifferung und Deutung undeutbarer Inschriften geleistet hat, ihre besten und überraschendsten Ergebnisse liegen unzweifelhaft auf dem Gebiete der Culturgeschichte. Der Gedanke einer linguistischen Paläontologie ist heut zur Thatsache geworden. Durch Vergleichung der indogermanischen Sprachen erhält nicht nur eine von der anderen Licht, sondern wir können bekanntlich eine viel frühere, vor aller historischen Ueberlieferung liegende Sprachperiode erschließen und ein Wörterbuch derselben zusammenstellen. Es konnte einmal scheinen, als ob dies der einzige Zweck, die alleinige Aufgabe der indogermanischen Sprachwissenschaft sei; dem ist allerdings nicht so, wohl aber ist es eine sehr wichtige Seite derselben. Sprache besteht aber nicht an und für sich, sie ist an einen Träger, ein Volk gebunden, dem Wort muß ein Begriff entsprechen, und so erschließen wir also aus der Sprache ein völliges Culturbild. Wie der Naturforscher aus einigen wenigen Knochen den ganzen Körper bestimmen und sich vorstellen kann, so gelingt es dem Sprachforscher, aus den Worten ein Bild von dem Treiben und Leben des indogermanischen Volkes zu entwerfen. Noch sind die Umrisse vielfach mangelhaft und ungenau,

und es ist nur eine Skizze, die wir liefern können, kein farbenprächtiges Gemälde, aber doch ist die Möglichkeit hineinzudringen in das Dunkel der Vorzeit, die Geheimnisse zu entschleiern, die die Urgeschichte der europäischen Völker birgt, ein Ziel, der Anstrengung der Besten werth. Die Sprachwissenschaft leitet uns aber selbst in die historische Zeit und breitet dort Erkenntniß aus. Die Geschichte berichtet wohl von dem Leben und den Thaten der Könige, von dem Streiten und den Schlachten der Völker, aber von dem Thun und Treiben im gewöhnlichen Leben weiß sie wenig zu sagen, und je mehr man in künftiger Zeit dazu kommen wird, dieser Seite höhere Aufmerksamkeit zu schenken, umsomehr wird auch die von Bopp begründete Wissenschaft zu Ehren kommen.

In diesem Jahre wollen wir aber in Dankbarkeit seiner gedenken, der der Forschung die Wege gewiesen, und vor Allem auch den deutschen Namen zu Ehren gebracht hat. „Als ich einst unter einer Eiche botanisirte," sagt Schopenhauer, „fand ich zwischen den übrigen Kräutern und von gleicher Größe mit ihnen, eine Pflanze von dunkler Farbe, mit zusammengezogenen Blättern und geradem, straffem Stiel. Als ich sie berührte, sagte sie mit fester Stimme: ‚mich laß stehen! Ich bin kein Kraut für Dein Herbarium wie jene anderen, denen die Natur ein einjähriges Leben bestimmt hat. Mein Leben wird nach Jahrhunderten gemessen: ich bin eine kleine Eiche.' — So steht der, dessen Wirkung sich auf Jahrhunderte erstrecken soll, als Kind, als Jüngling, oft noch als Mann, ja, überhaupt als Lebender, scheinbar den übrigen gleich und wie sie unbedeutend. Aber laßt nur die Zeit kommen und mit ihr die Kenner! Er stirbt nicht wie die übrigen."





Zarathustra und der Zendavesta.

Von

Alfred Hillebrandt.

— Breslau. —

Unter Avesta oder Zend-Avesta versteht man die heiligen Schriften der Parsis, die in Zarathustra oder, wie ihn die Griechen nannten, Zoroaster den Stifter oder Verkünder des wahren Glaubens verehren. Ihre Zahl ist heute nur noch klein. Als im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Stürme der muhammedanischen Eroberung über Iran dahinbrausten und den alten Mazdaglauben vertilgten, wandten sich einige treue Anhänger nach Osten und suchten und fanden in Indien inmitten des toleranten Hinduvolkes einen Zufluchtsort.

Dort haben sie sich bis heute ungestört erhalten. Die Parsengemeinde in Bombay, die gegenwärtig etwa 150 000 Seelen zählt, ist der größte Bestandtheil der übrig gebliebenen Anhänger des iranischen Propheten; nur auf wenige Tausend beziffert sich, was davon im eigentlichen Persien noch erhalten ist. Alle Reisenden, die die Stadt besuchen, rühmen die Parsis als eins der werthvollsten Elemente ihrer Einwohnerschaft. Sie sind in der überwiegenden Mehrzahl Kaufleute, die es durch Geschäftssinn und Redlichkeit zum Theil zu glänzendem Wohlstand gebracht haben und durch Freigebigkeit für religiöse und milde Zwecke ausgezeichnet sind.

Die gebildete Welt hat der culturgeschichtlichen Bedeutung der iranischen Religion nicht gleiches Interesse geschenkt wie anderen Religionssystemen; ganz besonders ist neben der gewaltigen Erscheinung Buddhas die schlichtere Gestalt des Iraniers bescheiden zurückgetreten. Das ist begreiflich. Der Buddhismus hat seinen Einfluß weit über die Grenzen seiner engeren und

weiteren Heimat erstreckt, seine Sendboten haben die Berge überstiegen und Meere durchkreuzt und noch heute blüht er im Osten in mannigfachen Neugestaltungen fort und zählt Millionen und aber Millionen von Bekennern, nachdem der Hauch seines Geistes aus dem Lande seines Ursprunges gewichen ist. Die Steininschriften König Açokas, gewaltige Ruinen alter Klosterbauten, eine reiche Literatur geben noch heute Zeugniß von seinem Einfluß auf die indische Cultur. Der pessimistische Grundzug seiner Lehre, die davon ausging, daß Leben Leiden sei und Alles was entstehe auch wieder vergehen müsse, fand in gleichgestimmten Naturen im Westen Widerhall; Modephilosophen und weltschmerzliche Eklektiker nahmen seiner sich an und so wurde er mehr als andere geistige Bewegungen zu einem Liebling des modernen Publikums.

Nichts von alledem hat die einfache ernste Lehre Zarathustras aufzuweisen. Sie kann sich keiner Verwandtschaft mit modernen Empfindungen rühmen, die ihm einen Geleitsbrief in unsere Mitte gäbe. Weder Tempel noch Denkmäler zeugen von ihrer einstigen Macht. Er hat einen Schöpfer anzubeten gelehrt, die Wahrhaftigkeit in Gedanken, Worten und Thaten zur Grundlage seiner Ethik gemacht und den Ackerbau als eine der vornehmsten der Pflichten kennen gelehrt; das sind Dinge, zu gesund, als daß ihr Verkünder ein Liebling modernen Geschmackes werden könnte.

Europa verdankt die erste genauere und zuverlässige Kunde von ihr dem Idealismus eines jungen Franzosen Anquetil Duperron. Der Zufall fügte, daß ihm ein Facsimile von vier Blättern einer Avestahandschrift, die der Bodleian Library gehörte, bei einem französischen Gelehrten zu Gesicht kam und mit jugendlichem Enthusiasmus faßte der 20 jährige Orientalist den Vorsatz, Frankreich den Ruhm des Besitzes der Bücher Zoroasters und die erste europäische Uebersetzung zu verschaffen. Er wartete nicht eine von der französischen Regierung ihm zugesagte Unterstützung ab, sondern ließ sich als Soldat für die französische Ostindische Gesellschaft einschreiben und schiffte sich am 24. Februar 1755 ein. Nach drei schweren Jahren voller Gefahr und Abenteuer kam er auf seiner Reise durch ganz Hindostan in Surat an und verweilte dort 3 Jahre inmitten der Parsis. Es gelang ihm ihr Mißtrauen zu überwinden, sowohl ihre Bücher als ihre sehr mäßigen Kenntnisse zu erwerben und nach neunjähriger Abwesenheit von Frankreich kam er am 14. März 1764 in Paris wieder an und deponirte andern Tags den ganzen Zendavesta auf der Bibliothèque Royale.

Anquetil blieb eine bittere Enttäuschung nicht erspart. Ein Theil der gelehrten Welt, darunter kein geringerer als Sir William Jones, erklärte sich gegen ihn, er betrachtete Zendavesta als ein modernes Fabrikat und bewies mit allem wissenschaftlichen Apparat, daß Anquetil das Opfer einer Fälschung geworden sei. Anquetil blieb die Antwort nicht schuldig und er selbst nicht ohne Vertheidiger. Man führte zu Gunsten seiner Entdeckung die Angaben der Griechen an; die Entzifferung der Pehlewiinschriften der ersten Sassaniden

durch Sylvestre de Sacy war ein Schritt auf dem Wege die Zweifel an der Aechtheit zu zerstören. Die Entzifferung der altpersischen Keilinschriften, eine der ersten Thaten philologischen Scharfsinns, bewies das Vorhandensein einer Sprache zur Zeit der Achämenidenkönige, die mit der des Avesta auf's Engste verwandt war, und seit der Zeit hat das Studium des Avesta in Deutschland, Frankreich, Amerika und andern Ländern, nicht zuletzt in dem kleinen Dänemark, welches zwei der auszeichnetesten Zendforscher gestellt hat, eine bleibende Stätte gefunden. Wir verdanken die beiden besten Ausgaben einem deutschen und dänischen Gelehrten, und soviel Vertrauen hat bei der Parsengemeinde sich Professor Geldner in Berlin erworben, daß diesem vortrefflichen Veranstalter der neuesten Ausgabe, sich die Bibliotheken der Parsipriester erschlossen und eine Anzahl ihrer werthvollsten Handschriften den Händen des deutschen Herausgebers anvertraut haben.

Avesta ist ein dunkles Wort; es kommt nach der Annahme J. Opperts, dem sich Darmesteter und de Harlez, keineswegs aber alle Avestaforscher angeschlossen haben, vom Altpersischen ābastā, Gesetz, und ist der richtige Name der originalen Texte, besser als der daneben oft gebrauchte Ausdruck „Zend" oder „Zendavesta". In der traditionellen Literatur bedeutet Avesta die alten Texte und Zend die traditionelle Auslegung. Avesta und Zend hat also eine sehr bestimmte Bedeutung und man ist nur durch einen Irrthum veranlaßt worden Zendavesta auf die alten Texte selbst anzuwenden.

Was von den Avestatexten uns erhalten ist macht keinen starken Quartband aus. Sowohl die Berichte der classischen als der einheimischen Schriftsteller lassen uns nicht bezweifeln, daß dies nur ein kleiner Bruchtheil der einst wirklich vorhandenen Literatur ist. Plinius berichtet, daß Hermippus die zoroastrischen Bücher studirt habe und daß sie sich auf 2 Millionen Verse belaufen hätten und ein arabischer Historiker spricht davon daß ein Exemplar der heiligen Schriften auf 1200 Kuhhäuten niedergeschrieben war. Wir können den Werth dieser Angaben nicht controliren; der Zustand der Schriften, die wir besitzen, ist stellenweise aber so fragmentarisch, daß ohne weiteres ein einst viel größerer Umfang derselben vorauszusetzen ist. Nach parsischen Angaben bestand der ganze Avesta aus 21 Nosks oder Büchern, von denen nur ein einziges uns ganz erhalten ist. Ein großer Theil mag während der arabischen Eroberung verloren gegangen sein; die Parsis werfen die Hauptschuld auf Iskander Rumi, das ist Alexander von Griechenland. Ein Hauptexemplar des ganzen Avesta befand sich in den Archiven der königlichen Burg in Persepolis; Alexander ließ die Burg anstecken und es heißt, daß in den Flammen der brennenden Burg auch das Staatsexemplar der Avestaschriften zu Grunde ging. Wir können nicht die Wahrheit dieser Angaben prüfen. Von viel größerem Einfluß wird der innere Verfall der Religion für den Bestand der Texte gewesen sein, jedenfalls ging nicht der Avesta durch ihn ganz zu Grunde. Die persischen und muhammedanischen Schriftsteller stimmen darin überein, daß die Sassaniden die zoroastrische Religion auf's Neue belebten,

daß sie den Mazdaglauben zur Religion ihres Reiches erhoben. Auf ihre Zeit, muthmaßlich schon auf die Herrschaft der letzten Arsakiden, geht die Sammlung der Avestafragmente zurück und aus dieser Zeit stammt wahrscheinlich die uns vorliegende Redaction. Aus der Pehlewischrift der Sassanidenmünzen ist das Alphabet hervorgegangen, mit dem der Avesta geschrieben ist.

Viel älter aber als diese Redaction ist der Inhalt. Der Haupttheil des Avesta ist sicher vorsassanidisch.*) Die in den Texten ausgesprochenen Ideeen waren zur Zeit Philipps von Macedonien und Alexanders vollkommen entwickelt; denn der Bericht, welchen Theopompus (geb. um 380 v. C.) bei Plutarch von dem zoroastrischen Glauben giebt, stimmt in der Hauptsache mit den Avestabüchern überein.

Gehörten sie erst der Zeit der Sassaniden an, so würden wir erwarten müssen, daß sie in der alten Sprache ihres Landes geschrieben wären, nicht in einem davon unabhängigen und dem Altpersischen, sowie dem ältesten Sanskrit eng verschwisterten Dialekt. Die von den Fürsten beauftragten Sammler müssen also die Texte in diesem besonderen Dialekt vorgefunden haben. Zwischen der Landessprache und der der Texte war somit ein Unterschied.

Daraus folgt, daß die Priester, welche sie verkündeten, einem fremden Stamme angehört haben. Die Priester dieser Religion heißen Magier und griechische wie persische Angaben bezeichnen Medien als ihr Heimatland; griechische Schriftsteller sprechen von einem Stamm der Mager und so hat ihr Name anfänglich wohl eine nationale Bedeutung gehabt. Nach der Cyropädie hat Cyrus sie nach Persien gerufen. Sie unterschieden sich von den Persern nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch die Sitten. Herodot sagt, daß die Perser ihre Todten begraben, daß die Magier aber dieser Sitte nicht folgen, sondern ihre Leichen aussetzen. Diese Sitte ist dann unter dem gesteigerten Einfluß der Magier unter den Sassaniden 'zur allgemeinen Sitte erhoben werden. Auf Medien weist ferner auch die Tradition bezüglich des Stifters dieser Religionsgemeinschaft hin; er ward angeblich in Raghae oder Atropatene geboren. Das erstere ist aber aller Wahrscheinlichkeit die Heimat der Magier oder, wie sie sich selbst nennen, der Athravans, gewesen und zwar aus folgendem Grunde. Nach dem Avesta giebt es überall fünf Oberherren, den Hausherrn, den Dorfvorsteher, den Gaufürsten und Landesherrn. Der höchste ist das Haupt der Athravans, der Zarathustrotemo, der über allen stand; in Raghae dagegen sind nur vier; die geistliche und weltliche Würde vereint sich dort in einer Hand. Das sind die Gründe, welche für den medischen Ursprung des Avesta sprechen. J. Darmesteter, de Harlez sind für letzteren eingetreten, während andere, vorwiegend deutsche Gelehrte, wie Roth, Geiger, der Engländer Mills, eine ostiranische Heimat annehmen, theils mit Rücksicht darauf, daß der Name der Magier im Avesta fast gar

*) Siehe die ausgezeichneten, von mir mehrfach benützten Ausführungen J. Darmesteters in Sacred Books of the East, vol. IV, S. XI ff. Oxford 1880.

nicht vorkomme, theils im Hinblick auf geographische Namen sowie eine Reihe mythologischer Uebereinstimmungen der avestischen Texte mit den ältesten religiösen Liedern der Inder. Keiner der Gesichtspunkte hat die Frage entscheidend zu lösen vermocht und so hat ein amerikanischer Gelehrter, Jackson, beide Ansichten zu vermitteln gesucht, indem er den Gedanken ausspricht, daß Zarathustra aus seinem Heimatlande, im Westen Irans, vertrieben sich nach Osten gewendet und diesen zum Schauplatz seiner Thätigkeit gemacht habe. Auf den Osten weist die Sprache der Avestatexte hin. Professor Friedrich Müller in Wien hat gezeigt,*) daß mit der Sprache des Avesta das Afghanische zusammenhänge. das als „unmittelbarer, wenn auch vielfach entarteter Nachkomme des Altbaktrischen (so nannte man früher oft die Sprache der Avestatexte) gelten könne" und diese Ansicht des Wiener Gelehrten hat Bestätigung erfahren durch die glänzende Darlegung J. Darmesteters,**) welcher seine Abhandlung über die Afghanische Lautlehre mit den Worten schließt: „L'afghan nous offrirait donc pour le zend ce témoin moderne qu'on lui cherchait en vain et que l'on pouvait désespérer de jamais trouver, et les tribus sauvages de la passe de Khaibar, les fanatiques Musulmans des monts Sulaiman, auraient conservé sur les lèvres, mieux que les Parsis de Bombay, la parole des mages antiques et de Zoroastre."

Der, an den sich das Priesterthum anschließt, den es als seinen geistigen Ahnherrn bezeichnet, ist Zarathustra. Dies Wort, über dessen Etymolgie man nicht klar ist, ist eigentlich ein Titel, kein Name, so wenig Buddha ein Name ist oder Christus. Der Stifter des magischen Glaubens gehört einer Zeit an, die ganz in Dunkel gehüllt ist und es hat nicht an Stimmen sehr namhafter Gelehrter wie Kern, Darmesteter gefehlt, die ihn überhaupt als Person nicht anerkennen, sondern ihn in das Bereich mythologischer Gebilde verweisen wollten. Man ist dabei von den vielen Sagen, die seine Person umgeben, ausgegangen. Er wird in der That als ein Feind der Dämonen dargestellt; seiner Geburt schaut die Schöpfung sehnsuchtsvoll entgegen; denn sie bedeutet das Ende der Herrschaft der Dämonen; er sprach, heißt es, zuerst in der Welt das Wort, das die Teufel zerstört, das Gesetz Ahuras. Ueber seine Geburt freuen sich Wasser und Pflanzen, und alle Geschöpfe der guten Schöpfung rufen ihm Heil. Ahura Mazda selbst verlangt nach ihm und fürchtet, der Held möchte ihm nicht beistehen. Aber all die mythologischen Ranken, welche die altersgraue Gestalt des Religionsstifters umgeben, reichen nicht hin, die dahinter verborgene reale Persönlichkeit zu verhüllen; sie zeugen nur von seinem hohen Alter. An alle gewaltigen Personen der Geschichte, an Lieblingshelden der Völker knüpft leicht die Mythe an. Buddhas Gestalt, sowie die wichtigen Ereignisse seines Lebens

*) Ueber die Sprache der Avghanen 1862. (Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1862, 1863).

**) Chants Populaires des Afghans, S. 65.

sind mit reichem Schmuck verziert worden; man hat ihn zum Halbgott gemacht und doch ist er eine geschichtliche Gestalt. Ganz ebenso wird es mit Zarathustra gewesen sein. Wir wissen nicht nur den Namen seines Vaters, Pouruschaspa, seiner Tochter und seinen eigenen Familiennamen Spitama, sondern können in den Schriften selbst den Spuren einer gewaltigen Individualität nachgehen.

Diese Schriften zerfallen in zwei große deutlich von einander geschiedene Schichten, in die Gathas und in den übrigen Avesta. Die Gathas oder Gesänge, wahrscheinlich eine Art von Anthologie, umfassen fünf oder je nach der inneren Eintheilung siebzehn Capitel, in alten Metren gedichtet, und sind in einem vielfach abweichenden Dialekt geschrieben, in einem dunkeln und schwierigen Stil, der diese Texte zu einem der schwierigsten Gegenstände auf dem ganzen Gebiet der indogermanischen philologischen Wissenschaften macht. Sie gelten als der älteste Theil des Avesta, eine gegentheilige Ansicht hat wenig Anklang gefunden.

Diese Gathas, um deren Aufhellung sich Haug, Roth, Spiegel, von jüngeren Gelehrten u. a. Bartholomae und Geldner große Verdienste erworben haben, werden in den anderen Theilen des Avesta citirt, ebenso wichtig aber ist die große Verschiedenheit des Inhalts dieser und der jüngeren Abschnitte.

Die Gathas stehen Zoroaster am nächsten, sie sind entweder von ihm selbst oder seinen Jüngern verfaßt. Sie zeigen ihn als einen Lehrer von großen Gaben, er ist offenbar nicht nur ein Religionsstifter, sondern auch ein Volksführer gewesen, der reformirte und in der Zeit großer Drangsal eingriff. Er betrachtet sich als einen der letzten von vielen vorangegangenen Propheten, er ist gekommen, um bei dem Volke der Aschavans, der Frommen, die wankende Ordnung herzustellen.

In den Gathas tritt uns volle Wirklichkeit entgegen. Wir finden in ihnen keine Mythologie, keine Wunder, sondern es löst eine einzelne oder eine Gruppe von Individualitäten sich heraus, das Ringen und Hoffen, die Sorgen einer einzelnen Persönlichkeit tritt uns so bestimmt entgegen, daß wir den realen Boden, auf dem diese Lieder erwachsen, nicht verkennen können. Zwar findet sich auch hier einiger rhetorischer Schmuck, Zarathustra handelt nach Inspiration und die Gottheit mit ihren Unsterblichen tritt sprechend, zuhörend oder zusehend auf. Aber im Ganzen sehen wir hier eine religiöse Bewegung, die aus dem Grunde eines für seine Mission begeisterten Herzens quillt und für den geistigen und weltlichen Vortheil derer, die ihm am nächsten stehen, sorgen will.

Wollen wir nicht an die Wirklichkeit eines Mannes dieses Namens glauben, so hätten wir auf der einen Seite eine in den ältesten Texten deutlich erkennbare Persönlichkeit ohne Namen und auf der anderen Seite eine übereinstimmende Tradition der alten Schriftsteller, welche auf einen alten Namen hinzeigt, ohne begründet zu sein. Real wie Zoroasters Person

sind die Verhältnisse, die uns die Gathas schildern. Es war eine Gemeinschaft von Ackerbauern und Hirtenvölkern, unter denen diese Lehre ihre Verbreitung fand. Es sind die Verehrer der Daevas — eines alten Göttergeschlechts — gegen die sie sich wenden, die dem Glauben an Ahuramazda feindlich entgegenstehen, ihre Niederlassungen überfallen und mit ihren Führern, Grehma und Bendva, den Kavis und Karapans die Lüge und falsche Lehre verbreiten. Es giebt Andeutungen von Kampf und Schlacht. Zoroaster steht nicht allein. Sein besonderer Gönner war ein Fürst mit Namen Vistaspa, dessen Thron in den Kämpfen gefährdet gewesen zu sein scheint, einige Familien von Ansehen werden neben den Spitamas genannt und außer Zoroaster scheinen noch andere Männer in hervorragender Stellung gestanden zu haben.

Der Inhalt der Gathas an religiösen Lehren ist einfach. Die alten Volksgötter, welche nach Ausweis der vedischen Mythen der indoiranischen Vorzeit angehören, Haoma, Mithra werden in den Gathas nicht genannt. In ihrem religiösen Mittelpunkt steht Ahuramazda; er ist der Schöpfer der guten Welt und ihm gegenüber steht Angra Mainyu, der böse Geist, der das Uebel in der Welt schafft. Ahuramazda hat sechs Attribute, seine und seiner Anhänger Eigenschaften, die die spätere Zeit zu sechs Erzengeln verkörperte. Ahuramazda steht Sraosa zur Seite, der Gehorsam, eine reine priesterliche Abstraction und außer ihm das Symbol der Frommen, die Repräsentantin der Herden des frommen Volkes, die Stierseele und das Feuer. Auf Seiten des Lügengeistes steht sein Diener, Aeschma, die Personification feindlicher Raubzüge und Druj, die Lüge. Zwischen Beiden wählen die Guten und die Bösen und einst wird die Druj vernichtet werden und die Hoffnung der Guten, dadurch daß sie bei Mazda und seinem guten Geist wohnen, sich erfüllen. Das Wort, welches zu einem Losungswort für den Frommen geworden ist, lautet ascha. Es heißt Ordnung, recht, wahr, es bedeutet den regelrechten Fortgang der guten Schöpfung und aschavan ist der Fromme, der diese Ordnung hütet, sei es Gott oder Mensch. Es ist ein Ausdruck für den gläubigen Zarathustrier und der oberste Hüter der Ordnung ist Mazda selbst, der durch seine Weisheit das (auch personificirte) Ascha geschaffen hat. Der Mensch hüte das Ascha, indem er die Gebote Ahuramazdas ausführt, den Lehren der Daevaverehrer Widerstand leistet und das Rind, die Vornehmste der Schöpfungen des guten Geistes bewahrt. Ein anderes solches Schlagwort ist Vohu mano „guter Geist"*).

Sehr verschieden nach Form und Inhalt ist der übrige uns erhaltene Avesta. In ihm tritt eine Anzahl Namen von Göttern und Genien hervor, die nach dem Ausweis der vedischen Lieder in die Zeit der indoiranischen Culturgemeinschaft zurückgehen müssen. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob Zoroaster diesen keinen Werth beigelegt hat oder ob sie in den Glauben all-

*) Nach Geldner, Bezzenbergers Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung 14, I. ff.

mählich aufgenommen wurden, als er sich weiter nach Osten ausbreitete und zwar als Reaction gegen die etwas abstracte Lehre der Gathas. Sie ist nicht genügend zu beantworten, weil die älteste Geschichte des Zarathustra-Glaubens für uns unerkennbar ist. Aber daran ist kein Zweifel, daß diese Theile des Avesta, auch wenn sie der Abfassung nach jünger sind, ein ihrem Inhalt nach vielfach höheres Alter beanspruchen und für die Mythengeschichte wie für andere Zweige der Alterthumskunde von größtem Interesse sind. Denn sie enthalten Götternamen, die in den Veden sehr gebräuchlich sind und beschäftigen sich ausführlich mit diesen Gestalten, die als „Engel", als Yajatas, im Avesta eine Stelle gefunden haben. Diese Namen und Gestalten sind also altererbtes Gut und gehen auf eine der Zeit Zarathustras vorausgehende Periode zurück. Gemeinsam ist Indern und Iranern z. B. die Gestalt Mithras, eines alten Sonnengottes, Gott Haomas, sogar die Heldensage, das Ritual u. a. m. weist übereinstimmende Züge auf. Man hat eben deshalb geglaubt, daß Zarathustras Religion in Indien benachbarten Gebieten, also in Ostiran entstanden sein müsse.

Wie ein Theil des Glaubens, gehören auch Vorschriften, abergläubische Gebräuche, die in den späteren Theilen des Avesta aufbewahrt sind, sehr alten Zeiten an. Es findet sich mancherlei, was unserm Geschmack sonderbar erscheint und man hat diese Vorschriften benützt den sittlichen Werth des Zoroastrismus herabzusetzen. In einem der Capitel des sogenannten Vendidad finden sich z. B. eingehende Vorschriften über das Schneiden der Nägel. Man soll eine Grube machen, die Nägel hinein thun, einen Zauberspruch sagen, drei Furchen darum ziehen. Diese mit pedantischer Breite gegebenen Vorschriften können allerdings Spott erregen; bei näherem Zusehen hat sich aber ein ganz anderer Maßstab der Beurtheilung ergeben. Wir haben es hier mit einem Rest sehr alten Aberglaubens zu thun, den der Zarathustrismus in sich aufgenommen hat, wie ja so oft in den religiösen Systemen ein Bodensatz alten Aberglaubens aus dem Volksleben mitgeführt wird, der älter ist als eben diese Systeme. Die Nägel gelten nämlich nicht nur bei Zarathustra sondern auch sonst als unrein. Bekannt ist aus der deutschen Mythologie das Schiff Naglfar, das sich aus den Nägeln der Todten aufbaut, wenn man deren Füße und Hände unbeschnitten läßt. Wenn dieses Schiff fertig und flott geworden, bricht die Götterdämmerung hinein. Daher giebt die Edda die Mahnung, die Nägel der Verstorbenen nicht unbeschnitten zu lassen. So sind, wie Darmesteter weiter anführt, die Esthen sehr vorsichtig darin abgeschnittene Nägel auf die Erde zu werfen, weil der Teufel sie aufheben und den Menschen schwer schädigen könnte u. s. w.

So ist der Inhalt der zarathustrischen Lehre theilweise voriranischer, theils indoiranischer Herkunft. Wenn auch die Bücher uns nur fragmentarisch überliefert sind, so reichen sie doch zur Einsicht in die Grundzüge seines Systems aus. Der Dualismus von Gut und Böse führte ihn dazu die gesammte Schöpfung als das Werk zweier Geister, des guten und des bösen Geistes

anzusehen. So oft Ahuramazda etwas Gutes schafft, bringt Ahriman eine Gegenschöpfung hervor; das Glück der Länder beeinträchtigt er durch seine Geschöpfe, materielle oder ideelle, durch Winterkälte, Ungeziefer, durch Uebermuth und andere Laster. Es hat nicht an Bestrebungen gefehlt eine höhere Einheit für beide Gegensätze zu finden; Raum oder Zeit und anderes nahm man als Ausgangspunkt beider in Anspruch, aber das sind erst Ideeen der späteren Zeit. Zu Ahuramazda gehören die sechs Ameschaspentas, anfänglich nur Personificationen von geistigen oder moralischen Eigenschaften, nachher Hüter und Ordner der Welt und jedem von ihnen war sein bestimmtes Reich zugewiesen. Ihnen gegenüber setzte man dem Ahriman ein gleiches Concil zur Seite, dessen Glieder das genaue Gegenbild der Ameschaspentas waren. Tempel waren Mazda nicht geweiht; die weite Natur war sein Heiligthum; Herodot sagt ausdrücklich, daß die Perser keine Tempel hatten und nirgend im Avesta sind solche erwähnt. Auch Bilder besaßen sie nicht; das Feuer allein ist das Sinnbild der höchsten Gottheit, ist ihr Sohn. Es ward entzündet auf freistehenden, allenfalls mit einer Mauer umschlossenen Altären. Es verlöschen zu lassen war Sünde. Das Prasseln der Flamme ist die Stimme, in der es zu den Menschen redet. Als Zoroaster das Feuer reinigt und die Gathas hersagte, nahte ihm Ahuramazda. Außer den öffentlichen Feuerstätten, wo das Feuer von Priestern unterhalten brannte, loderte es als heiliges Herdfeuer in dem Hause des einzelnen Mazdayasniers, als Mittelpunkt der Angehörigen des Hauses, als Symbol dauernden Glücks. Das Feuer segnet den Herrn des Hauses in seinem häuslichen Leben, mehrt sein Gut, sein Ansehen und schenkt ihm eine Schaar trefflicher Söhne.*)

Nach den Anschauungen des Avesta wurde das Feuer des häuslichen Herdes durch den Gebrauch entheiligt und mußte dadurch gereinigt werden, daß man es von Zeit zu Zeit an den gesetzlichen Ort, an den Feueraltar der Gemeinde zurückbrachte, und von dort einen frischen Brand sich holte. Auch in diesem Feuercult sind, wie längst bemerkt ist, uralte Bestandtheile enthalten, die mit griechischen wie italischen Bräuchen nahe Verwandtschaft haben. Es gab in Griechenland einen gemeinsamen Herd der Arkadier, einen gemeinsamen Herd von Hellas und auch in Italien hat jede Stadt ihre eigene Vesta.

In dem Kampf zwischen den Herren der guten Schöpfung und der bösen Schöpfung darf der Mensch nicht gleichgiltig bleiben und die Summe seiner Pflichten erkennt er aus dem von Zarathustra ihm geoffenbarten Gesetz.

Die Reinheit in Gedanken, Worten und Thaten, ist die vornehmste dieser Pflichten, denn die Lüge ist ein Geschöpf des bösen Geistes. Sie war früher mächtig und erst seit Zarathustras Geburt ist sie in Schranken gehalten. Jede Lüge ist eine Sünde gegen Mithra, den Hüter der Verträge, der seine alte Natur als Sonnengott hierin wieder bewahrt. Wer einen auch nur mündlich

*) Geiger, Ostiranische Cultur 254.

geschlossenen Contract bricht, macht sich und seine Angehörigen dreihundertfacher Buße schuldig. Ein Mithratrüger vernichtet das ganze Land, in dem er wohnt.

Zu den rein sittlichen Geboten trat eine große Anzahl von Reinigungsvorschriften, die sie nach der äußeren Seite hin ergänzten und zu manchen pedantischen Schroffheiten führten, andererseits aber auch wieder gesunden Sinn verrathen. Zu den schlimmsten Unreinheiten gehört der Athem und der Speichel, vor allem der Leichnam. Ein Haus, in dem ein Wesen gestorben, ist unrein, das heilige Feuer mußte aus dem Sterbehause entfernt und durfte erst nach einiger Zeit wieder erneuert werden. Eins der curiosesten Mittel die verlorene Reinheit wiederzugewinnen, war Gomez, eine von der Kuh herrührende, — sehr von der Milch verschiedene Flüssigkeit. Diese Reinigungen sind im Avesta vorgeschrieben und kommen noch heut bei festlicher Gelegenheit vor, eine Uebung, mit der die Parsis übrigens nicht allein dastehen, die man aus Indien und selbst der Basse-Bretagne nachgewiesen hat. Nach gewöhnlicher Annahme beruhen sie auf alten mystischen Vorstellungen von der Kuh; richtiger aber wird man in volksthümlicher Heilkunde ihren ersten Ursprung zu suchen haben.

Die peinlichste Sorgfalt war darauf zu verwenden, daß die drei heiligen Elemente, Feuer, Wasser und die Erde nicht verunreinigt wurden. Das Feuer war Ahuramazdas Sohn, die Erde seine Tochter. Der Leichnam galt als unrein, und so war es verboten ihn dem Feuer oder der Erde zu übergeben und die Magier befolgten ein Bestattungssystem, das erst allmählich in Persien zur Geltung gelangte. Noch heute erheben sich bei Bombay die vielbeschriebenen Thürme des Schweigens, auf denen nach altem magischem Gesetz die Leichen der Parsis den Geiern, die auf den Umfassungsmauern lauern, übergeben werden.

Die Hinweisung auf den Ackerbau ist nicht die unwesentlichste unter den Lehren des Iraniers. Ein Abschnitt des Vendidad, eines der umfangreichsten Bücher des späteren Avesta, das man das Gesetzbuch der Parsen genannt hat, zählt die fünf Orte auf, an denen die Erde am meisten sich freuet und wo sie am meisten trauert und zu diesen Orten gehört der, „wo ein frommer Mann Korn, Gras und Früchte baut, das trockene Land bewässert und das nasse urbar macht, wo Herden gedeihen und reichlich Dünger geben." „Das Land ist unglücklich," heißt es an einer Stelle in einem kräftigen Bilde, „das lange unbesäet blieb mit dem Samen des Säemanns und einen guten Ackersmann braucht, wie ein wohlgebildetes Mädchen, das kein Kind hat und einen Gatten braucht." „Der die Erde bebauen wird mit seinem linken Arm und seinem rechten, dem wird sie Fülle schenken wie die Geliebte dem Geliebten. Der, welcher Korn säet, säet Frömmigkeit; das Gesetz Ahuramazdas macht er gedeihen. Wenn die Gerste emporsprießt, springen die Daevas auf." Noch in anderer Weise kann der Fromme seinen Glauben bethätigen und das Werk Ahuramazdas fördern; denn auch die Thiere werden in Geschöpfe der beiden

Geister eingetheilt und der Mensch kann sein Verdienst mehren, wenn er die des Ahriman vernichtet, Schlangen tödtet und Würmer zertritt.

Dem Anhänger des mazdayasnischen Gesetzes verheißt es seinen Lohn. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele wird wiederholt ausgesprochen. Der Gute gelangt ins Paradies, wo Ormuzd wohnt mit den Ameschaspentas, in strahlendem Licht; die Schlechten gehen zur engen dunklen Hölle, zu Ahriman und seinen Teufeln. Alle Gedanken, Worte, Thaten sind eingetragen in ein großes Buch, sowohl die guten als die bösen. Schlechte Thaten können nicht ungeschehen gemacht, wohl aber durch gute aufgewogen werden.

Die ersten drei Nächte lebt die Seele des Frommen in den größten Freuden. Dann begegnet ihr ihr eigenes Bewußtsein in der Gestalt eines schönen Mädchens und gelangt in vier Schritten zum Himmel Ahuramazdas. Der Bösewicht verlebt drei Tage in Pein; sein Bewußtsein naht ihm in Gestalt einer häßlichen Frau und er gelangt in vier Schritten zur Hölle, wo ihn Angra Mainyu beschimpft und mit Gift nährt. Die Seele beschreitet die Brücke Tschinvat, die Brücke des Gerichts, die über die Hölle geschlagen ist und zum Paradiese führt. Ausführlicher als die avestischen Quellen behandelt die spätere persische Literatur, welche in Mittelpersisch oder in der Sprache des Sassanidenreichs geschrieben ist, diese Fragen nach den letzten Dingen.*) Wenn die Seele des Frommen die Brücke Tschinvat überschreitet, wird diese fast eine Parasange breit, damit der Fromme, den der Engel Serosch geleitet, leicht hinübergehe, während sie für den Bösen sich auf Haaresbreite verengt. Im Paradiese sind die Seelen der Frommen und sitzen auf goldenen Thronen und Decken und wohnen in ewigem Glanz. Den Ort, wo die Hölle liegt, sucht man mitten in der Erde oder mitten in einer Wüste. Andrerseits heißt es wieder, daß das Gestirn des großen Bären sich um das Höllenthor drehe mit 99999 Geistern der Gerechten, um die zahllosen Teufel in der Hölle zurückzuhalten. Von den Angaben der späteren Quellen geht manches sicher auf alte Avestatexte zurück, die uns verloren gegangen sind, anderes ist jung. Von großer poetischer Bedeutung ist ein Werk der späteren parsischen Literatur, das sogenannte Ardai-Viraf-Buch, das aus nachchristlicher, aber wahrscheinlich vormuhammedanischer Zeit stammt. Das ganze Buch ist eine Vision, vergleichbar der Divina Commedia, eine Vision des Priesters Viraf, welcher im Traum die Wohnsitze der Seeligen und der Verdammten durcheilt, von dem Engel Serosch geleitet, ihren Aufenthaltsort schildert und die Strafen oder Freuden, die sie zu kosten haben. Belohnungen und Strafen sind natürlich vertheilt entsprechend dem Gehorsam gegen das mazdayasnische Gesetz; aber die Schilderung selbst erhebt sich oft zu dichterischer Größe.

Das merkwürdige Gemälde, welches die iranische Dichtung entworfen

*) Hübschmann, Jahrbücher für protestantische Theologie V, 203 ff.

hat, geht von dem Gedanken aus, daß die Unwissenheit in religiösen Dingen sehr groß geworden und eine neue Offenbarung zur Festigung des Glaubens nothwendig ist. Die Aufgabe, in die andere Welt zu gehen und von den himmlischen Geistern Nachricht zu holen, trifft den Priester, der der sündloseste und glaubensfesteste ist. Seine Seele verließ den Körper und kehrte, nachdem sie 7 Tage lang Himmel und Hölle durchwandert, in seinen Körper zurück.

Viraf sieht den Eingang zur Hölle tief wie einen Brunnen, an einem schrecklichen, engen, abschüssigen Orte; der Wind ist so übelriechend, daß Jeder, in dessen Nähe er kommt, zittert und niedersinkt; sie ist so eng, daß Niemand darin stehen kann, und wer nur drei Tage und drei Nächte darin ist, meint, daß neuntausend Jahre vergangen seien. Ein Mann, der falsches Maß und Gewicht hielt und seine Waare beim Verkauf fälschte, muß Staub und Erde essen, die ihm vorgemessen werden. Eine Frau, die ihrem Mann nicht gehorsam war, wird mit ausgestreckter Zunge aufgehängt. Viraf geht hinunter in die Tiefen der untersten Hölle; sie ist schrecklich, ganz finster, tiefer als eintausend Klafter, wie ein Brunnen; und wenn alles Holz der Welt angezündet würde, würde nie ein Wohlgeruch in die übelriechende Finsterniß hineinkommen. Die Gottesverächter werden von Schlangen gebissen; Frauen, die viel über Todte geweint, wird der Kopf abgeschnitten*) und ihre Zunge schreit immerfort. Ein Mann, der mit verheiratheten Frauen Unzucht trieb, wird in einem Kessel gekocht — mit Ausnahme seines rechten Fußes, mit dem er Schlangen und andere Geschöpfe geschlagen, getödtet und die Schöpfung Ahuramazdas gefördert hat. Einem ungerechten Richter wird die Zunge ausgeschnitten und er selbst an einem Fuße aufgehängt.

Die parsische Eschatologie der späteren Zeit kennt auch ein jüngstes Gericht. Der Kampf zwischen Gut und Böse nimmt einst sein Ende und das Gute triumphirt. Nur Ormuzd kennt den Tag. Dann muß Ahriman in Finsterniß und Dunkel zurückkehren, die Hölle Ahrimans geht zu Grunde und das Land der Hölle wird dann wieder zur Freude der Welt zurückkehren, die Welt wird sich erneuern und unvergänglich sein; der Berg des Gerichts abgetragen werden und verschwinden.

Diese Erzählung steht nicht im Avesta, sondern im Bundahisch, der ihn aus dem Avesta geschöpft zu haben angiebt, dessen hierauf bezügliche Stellen selbst wahrscheinlich verloren gegangen sein müssen; denn die ähnlichen Angaben bei griechischen Schriftstellern treten für das Alter der Nachrichten des Bundahisch ein. Die hier zur Entwickelung gekommenen Gedanken sind nachgewiesenermaßen von Einfluß auf die Eschatologie des späteren Judenthums gewesen, da Talmud und Midrasch Anklänge an den Glauben des

*) Haug, Ueber das Ardai Viraf nameh, Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie der W. 1870.

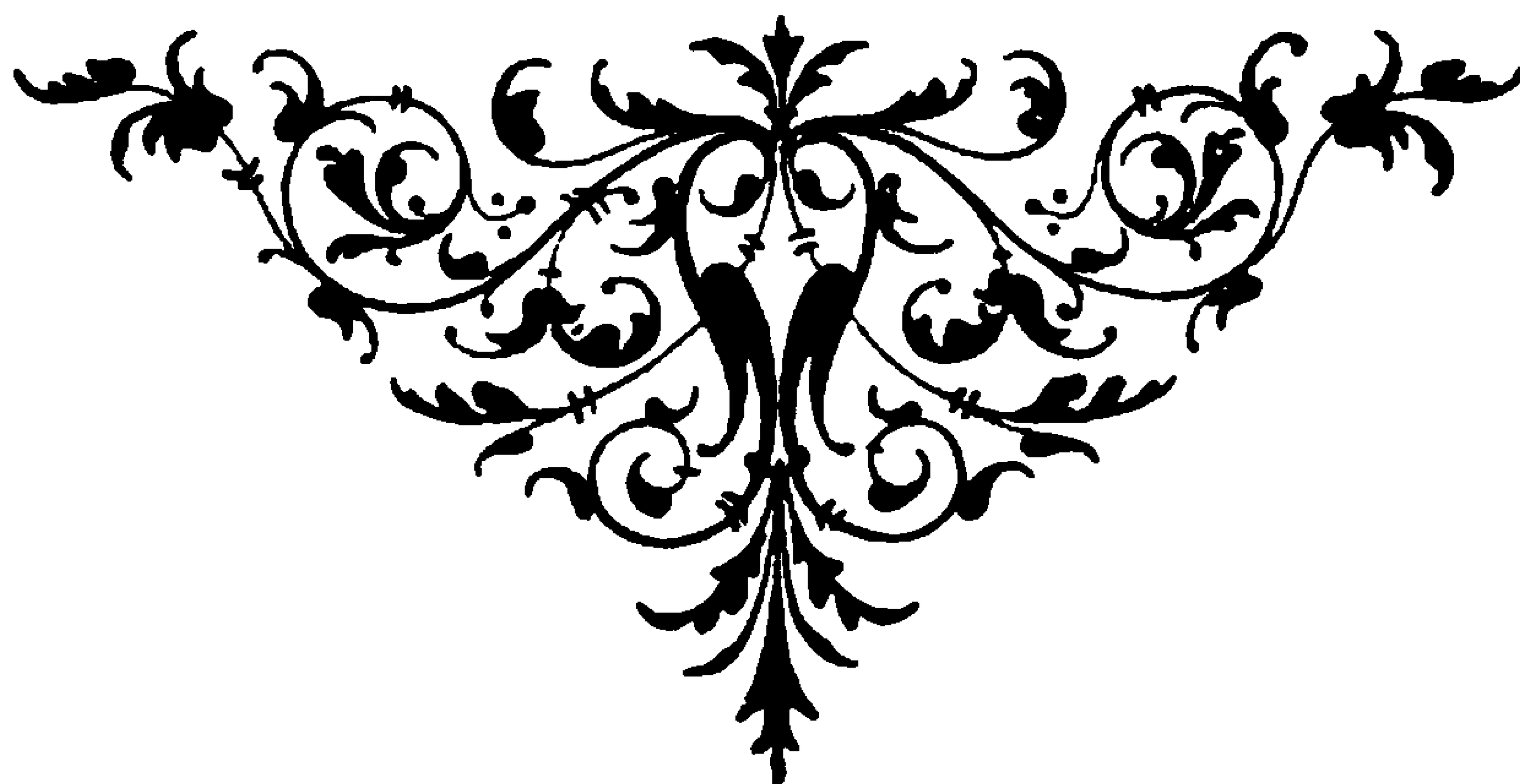
Parsenthums zeigen. Auch der Muhammedanismus der späteren Zeit hat aus der parsischen Quelle geschöpft.

Die Ideeen, welche diesen heiligen Büchern der Parsen zu Grunde liegen, sind dieselben, welche in Iran fast zwölf Jahrhunderte lang von dem fünften Jahrhundert vor bis zum siebenten nach Christus herrschten. Sie sind nicht das Werk eines Mannes gewesen; innerhalb des langen Zeitraumes ihrer Entwickelung haben, wie beim Christenthum und beim Buddhismus, Generationen an ihrer Ausbildung mitgewirkt und wir können noch einzelne Phasen ihrer Geschichte erkennen. Ebensowenig waren die Avestatete das Product nur einer Zeit. Sie sind vielfach überarbeitet, mit Glossen und Einschüben versehen und manche dieser Zusätze mögen auf die letzten Redactoren der Sassanidenzeit zurückgehen. Ein so ausgezeichneter Kenner des Avesta wie Darmesteter hat sogar Spuren einer Polemik gegen Maniund den Manichäismus in ihnen zu finden geglaubt und von anderer Seite ist die Vermuthung ausgesprochen worden, daß an mehreren Stellen auf den Buddhismus angespielt ist. Die Anschauungen der Parsireligion waren von hohem Interesse schon für das intelligente Griechenvolk; Aristoteles, Hermippus, Theopompos u. A. haben darüber geschrieben. Wir finden wichtige Notizen bei griechischen Historikern und Reisenden; leider aber reichen sie nicht aus, um eine wichtige Frage nach der Geschichte der iranischen Religion zu lösen, die Frage, wie sie nach Westen und Osten sich ausgebreitet hat. Wir wissen unter Anderem nicht, in wieweit die Achämenidenkönige selbst dem zarathustrischen Glauben zugethan waren. Pausanias reiste im zweiten Jahrhundert n. Chr. durch Lydien und hörte die magischen Priester Hymnen aus einem Buche singen; aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. haben wir das Zeugniß des Herodot, daß ohne einen Magier die Perser keine Opfer bringen können und daß diese dabei eine Theogonie singen. Es ist gar kein Grund anzunehmen, daß die Gesänge, welche Herodot und Pausanias hörten von denen, die in unserem Avesta enthalten sind, ganz verschieden waren. Hieraus folgt, daß bei den Persern jener Zeit ein Theil des Avesta als heiliges Buch im Gebrauch war, das in einer, wenn auch nah verwandten so doch immerhin verschiedenen Sprache geschrieben war. Nun sprechen die Perser allerdings in ihren Felseninschriften von Auramazda als dem größten der Götter, sie seien Könige von Auramazdas Gnaden; sie erwähnen auch Namen wie Mithra und Anahita, die zu den gebräuchlichsten des Avesta gehören; aber dennoch trennt sie von den Magiern eine tiefe Kluft. Eine der wichtigsten dieser Inschriften ist eine Grabinschrift und kein strengeres Verbot kennt der Avesta, als das der Beerdigung der Todten; Herodot spricht, wie erwähnt, davon, daß die Perser ihre Todten begraben, die Magier aber diesem Brauche nicht folgen. Wir müssen daraus entnehmen, daß sie der strengeren magischen Form des Mazdaglaubens noch nicht anhingen, sondern daß sie entweder einer älteren Stufe der Mazdaverehrung als die ist, welche Zarathustra verkündete, oder wenigstens einer

älteren Entwickelungsstufe des Zoroastrismus angehören*). Für die Richtigkeit dieser Thatsache sprechen noch einige andere Gründe, unter anderen der, daß auf den Inschriften selbst von Angra Mainyu nicht gesprochen wird, vielmehr an einer Stelle Ahuramazda als der strafende Gott erscheint**). Erst allmählich gewann der Magismus Oberhand und er herrschte unumschränkt im Reiche der Sassaniden. Mit dem Untergange ihres Reiches schwand auch die Kraft des Parsiglaubens dahin. Aber sie wirkt in einem kleinen Kreise noch heut fort zum Segen derer, die daran glauben.

*) Mills, Sacred Books, of the East, 31, Seite XXXI.

**) Spiegel, Altpers. Keilinschr. S. 108. Arische Forschungen I, 68. Wilhelm, Zeitschrift der Deutschen Morg. Ges., 40, Seite 105. Bang, ebendort, 43, Seite 533.





Der Körper als Geberde des Geistes.

Von

Julius Duboc.

— Dresden. —

Daß der Körper als Geberde des Geistes betrachtet werden kann und thatsächlich von uns in vielen Fällen so betrachtet wird, nicht daß er als solche betrachtet werden muß, ist das Thema der nachfolgenden Ausführungen. Dieselben erstrecken sich also nicht auf das vielbestrittene, theils einen metaphysischen Grundgedanken ausführende, theils im Einzelnen einer symbolischen Auslegung anheimgefallene Gebiet von der thatsächlichen Bedeutung der Form einzelner Gliedmaßen, der Hände, Füße, Finger, Ohren u. s. w. für ein innewohnendes Gestaltungsprincip, dessen Ausführung und charakteristischer Ausdruck sie seien, sondern sie beschränken sich im Wesentlichen darauf aus der Association von Eindrücken die Bedeutung abzuleiten, welche das körperlich Erscheinende unvermeidlich für uns gewinnt, ganz abgesehen davon, ob ihm dieselbe in Wirklichkeit, dem Sachverhalt gemäß, zukommt.

Das körperlich Erscheinende, kurz gefaßt: Der Körper, wird dabei von mir in dem umfassenden Sinn verstanden, in welchem es das von den Sinnen Aufgenommene und Wahrgenommene überhaupt bedeutet. Nicht allein also Gestalt und Farbe, im Beharren und im Wechsel, das Sichtbar-Gewordene, sondern auch der Klang, das Hörbar-Gewordene und in weiterer Folge, Gefühls-, Geruchs-, Geschmacks-Eindrücke zählen in diesem Sinne zum körperlich oder sinnlich Erscheinenden. Letzteres bedeutet aber überhaupt nur das Erscheinende an sich, da ein Erscheinen nicht anders als

durch Sinnenaffection zu Stande kommen kann. Was erscheinen soll, muß sinnlich faßbar werden und thut es in dem Augenblick, wo es dies wird. Es ist also das Erscheinende, das nach Außen-Gewendete, mit dem wir es zu thun haben.

Daß in diesem uns stets die Aeußerung eines innerlich Wirksamen und Wirkenden entgegentritt, daß in diesem Sinne also eine „Geberde des Geistes", um den Ausdruck beizubehalten, entsteht, wird zunächst für Alles, was dem Bereich der Action angehört, Mimik, Physiognomik, Bewegung u. s. w. ohne jeden Vorbehalt eingeräumt und zugegeben. In tausendfachen Formen, in einer unendlich nüancirten Ausdrucksweise, in jedem Lächeln, jeder Zornesfalte, jeder Mundbewegung, jeder Schmerzgeberde, verkündet sie Gefühle und Empfindungen, verkörpert sie geistigen Inhalt. Die Sprache der körperlichen Action ist der treue Interpret des Seelischen, und selbst wo sie versagt oder mangelhaft und unbeholfen ausfällt, drückt sie damit nur die Mangelhaftigkeit und Unbeholfenheit des Seelischen charakteristisch aus. Ihr Verstummen ist alsdann ebenfalls eine beredte Sprache. Die Gesticulation — in weitestem Sinne — erscheint uns als die unmittelbare plastische Mittheilung eines Seelischen, das Alles in sie hineinlegt, was sein Wesentliches ausmacht. Wie die Lautsprache das Gefühl, den Gedanken unmittelbar verlautbaren läßt, so theilt die Geberdensprache (mit Einschluß von Mienenspiel, die theils der Vorläufer, theils der Begleiter der Geberdensprache ist) Gedanken und Gefühle unmittelbar plastisch mit.

Der gleiche Eindruck des unmittelbaren plastischen Heraustretens eines zu Grunde liegenden Innerlichen wie bei der körperlichen Action wird uns aber auch durch Klang und Farbe in ihrem Gestaltwechsel vermittelt. Die Klangmodificationen des Stimmorgans vom kosenden Flüsterlaut bis zum heiseren Gekrächze der Leidenschaft, von dem dröhnenden Ausbruch äußersten Ingrimms bis zum Zittern der Stimme im Affect der Angst, die Röthe der Freude oder der Gesundheit, das Erbleichen vor Schreck oder Kummer, der fahlgelbliche Gesichtston bei nagenden Gemüthseindrücken bilden mit ihren hundertfachen Ton- und Farbenschattirungen eine unendliche Stufenleiter plastischer Mittheilungen eines innerlich Lebendigen.

In den bezeichneten Fällen ist der Eindruck, daß diese bestimmte Geberde diesen Inhalt, eine andere wiederum einen anderen Inhalt bekundet, daß diese Modification in Klang und Farbe von einer anderen sich inhaltlich in der bestimmtesten Weise unterscheidet, von einer unmittelbaren Gewißheit begleitet, da es gewissermaßen unser eignes Handwerkszeug ist, um das es sich handelt. Der kosende Flüsterlaut z. B. kann nur als solcher von uns verstanden und ausgelegt werden, da wir ihn selbst anwenden, sobald wir zu kosen uns gestimmt fühlen. Wir sind auf dem ganzen Gebiet der körperlichen Action und ebenso in dem Bereich der Klang- und Farbe-Modificationen allemal selbst die Thäter. Selbst ein Erröthen kann nur eine oder mindestens eine begrenzte Anzahl von Auslegungen von uns erfahren,

da dasselbe gewissermaßen unser eignes Thun (wenn auch nur ein passives) ist und wir also von Haus aus darüber unterrichtet sind, wann und in welchen Fällen der Mensch erröthet. Ein Irrthum ist hierbei so gut wie ausgeschlossen. Der Mensch weiß oder glaubt zu wissen, daß er keinem falschen Eindruck unterliegt, wenn er die plastische Mittheilung in der Geberdensprache und in den Klang- und Farbenmodificationen in seiner Weise mit unmittelbarer Selbstgewißheit interpretirt.

Diese Selbstgewißheit schwindet ihm aber, wenn er von den bezeichneten *beweglichen* Gebieten auf den *ruhenden* Bestand übergeht. Hierhin gehört der ganze Formenbau, Form der Finger oder der ganzen Hand, des Fußes, der Nase, der Lippen, der Ohren, die Stellung der Augen u. s. w., aber auch Wuchs, Farbe, Weiche oder Härte und in Bezug auf das Hörbare die Eigenart der Stimme, — nicht in ihrer wechselnden, von Erregung abhängigen Klangmodification, — sondern in ihrer dauernden Tonlage und Klangfarbe. Was schwindet, ist aber eben nur die Selbstgewißheit, daß auch hierbei die Außenseite, die Erscheinung dem Eindruck gemäß auszulegen sei, daß, wenn sie dem Eindruck gemäß als plastische Mittheilung eines Innerlichen gedeutet wird, die Deutung richtig ist. Keineswegs aber schwindet der Eindruck selbst, der vielmehr ganz unabhängig davon, ob ihm ein thatsächlicher Sachverhalt entspricht, zu Stande kommt und fortbesteht.

Man muß dies wohl im Auge behalten, da dieser Umstand auf die ästhetische Innenwelt des Menschen von großem Einfluß ist. Jede Erscheinung, auch in ihrem ruhenden Bestand, ruft einen rein ihrer Erscheinung angehörigen Eindruck hervor, d. h. sie führt uns das Bild eines zu Grunde liegenden Innerlichen, dessen Aeußerung sie zu sein scheint, vor Augen und dieser Hergang vermag dadurch nicht aufgehoben und vernichtet zu werden, daß uns anderweit bekannt geworden ist, daß dies Bild unrichtig, daß das zu Grunde liegende Innerliche anders beschaffen ist.

Wodurch entsteht aber das Bild in diesen Fällen? Sind wir dafür auf eine symbolisirende Auslegung angewiesen, wie sie etwa Carus in seinen diesbezüglichen Schriften, mit Geist und Phantasie, aber doch immer in wissenschaftlichem Auf- und Ausbau versucht hat? Keineswegs. Der Mensch verfährt bei diesen unwillkürlichen Eindrücken, denen er unterliegt, sehr viel ungezwungener. Er ist keineswegs erst auf Commentare, aus denen er sich Raths erholen müßte, angewiesen.

Ob ein kleiner Fuß und eine kleine Hand Zierlichkeit des geistigen Wesens, plumpe, runde Finger materialistische Strebungen, lange, schmale Geistigkeit *wirklich* ausdrücken und anzeigen, kann fraglich erscheinen. Aber der Schein, daß dem so sei, kann ihnen durch die Vergesellschaftung von Eindrücken sehr leicht in unserer Auffassung erstehen. Warum scheinen ein kleiner Fuß und eine kleine Hand ein zierliches Wesen der Person, der sie angehören, auszusprechen. Der erstere gewährt nur einen wenig Raum einnehmenden schmalen Stützpunkt, so daß er die Vorstellung erweckt, daß die

Person, die auf ihm ruht, keine schwere Last darstellt. Sie scheint befähigt zu sein, leicht dahin zu schweben. Der geringe Flächenumfang der Hand als des Greiforgans deutet andererseits darauf hin, daß ihr übergreifende und um sich greifende, also gewaltthätige Neigungen und die Kraft dazu fern liegen. Abhängig ist aber auch dieser Eindruck wieder von den Maßverhältnissen. Eine Kleinheit des Fußes, welche demselben kaum noch die Möglichkeit beläßt, als Stützpunkt zu dienen, eine Kleinheit der Hand, welche sie als Greiforgan untauglich erscheinen läßt, rufen statt den Eindruck der Zierlichkeit den der Verkümmerung hervor. Lichtes Haar und blaue Augen associiren wir mit dem Eindruck von unbewölkter Himmelsheiterkeit, dunkles Haar und Augen mit dem der Nacht oder des dunkelverhangenen, drohenden Himmels. Farbige Völker, denen Schwarz die Normalfarbe bedeutet, vergesellschaften damit wieder andere Eindrücke. Das Stumpfnäschen muthet deshalb so munter an, weil es gewissermaßen eine Sprunglinie beschreibt und auf diese Art einen Impuls zu munterer Bewegung plastisch darstellt. In ähnlicher Weise lassen sich mit der krummen und geradlinig verlaufenden Nasenform die entsprechenden Eindrücke seelischer Art verknüpfen, denen wir selbst unterliegen, wenn wir uns zusammenkrümmen oder andererseits gerade und stolz emporrichten. Bei der sogenannten materialistischen und psychischen Handform fällt für den Eindruck abermals entscheidend in's Gewicht, daß die erstere in Folge ihres ganzen Baues für das Greifen und Festhalten, die andere für die mehr psychische Action des Deutens und Zeigens veranlagt zu sein scheint. Die Hand als solche kann ja beiden Functionen entsprechen und sich nach der einen und der anderen Richtung bethätigen. Mittelst der zweiten redet sie aber gewissermaßen und tritt also als ausführendes Organ in die unmittelbarste Beziehung zum rein Geistigen.

Genug der Beispiele! Sie belegen, daß unsere Deutung der Formensprache sich auf die Association von Eindrücken stützt, und daß sie eben deshalb unabhängig von dem Nachweis besteht, daß die Deutung sich mit dem Sachverhalt deckt. Selbst wenn das nicht der Fall ist, wenn Jemand z. B. in Folge von Vererbung in den Besitz einer „psychischen" Hand gerathen ist, der sein geistiges Wesen nicht entspricht, bleibt der Eindruck der unverändert gleiche*).

Die Handschrift der Natur läßt sich nicht dadurch stumm und todt machen, daß sie (durch Vererbung oder sonstige, in den Entwickelungsproceß eingreifende Einflüsse) gelegentlich in Bezug auf den Einzelnen einmal an einer falschen Stelle auftritt. Sie redet immer in der zwingendsten und

---

*) Die mangelnde Berücksichtigung der Vererbung spielt der älteren Physiognomik manchen Streich. Wenn Lavater in den „Physiognomischen Fragmenten" ausrief: „O ihr Fürsten, wenn ihr eure Minister wählt, so seht vor Allem ihre Nasen an", so berücksichtigte er nicht, daß auch die Form der Nase erblichen Einflüssen unterliegen kann.

überzeugendsten Weise. Sie überzeugt, indem sie überredet und überredet, indem sie sich zeigt.

Das Ergebniß unserer bisher angestellten Betrachtung ist, daß die Außenseite (Erscheinung) im Bereich des Lebendigen, Belebten jedes Mal die Vorstellung einer Innenseite, der sie entspricht, erweckt, sodaß die Außenseite gewissermaßen nur laut auszusprechen scheint, was jene unvernehmbar sagt oder unausgesprochen in sich trägt. Dies Verhältniß gilt nicht allein für das Bereich des Sichtbaren und Hörbaren, wie es in den angeführten Beispielen aufgezeigt wurde, sondern auch für Gefühl, Geruch; selbst dem Geschmackseindruck ist es nicht ganz fremd, wenn es auch hier am schwächsten auftritt.

Der Gefühlseindruck einer weichen oder andererseits einer rauhen, einer schmiegsamen oder einer trockenen Hautoberfläche vergesellschaftet sich leicht mit der Vorstellung einer entsprechenden Charakterart; Bürger besingt in der „Abendphantasie eines Liebenden" seine Molly:

Ihr Lenzgeruch wallt mir entgegen.

Die Sinnenwahrnehmung von der frischen Ausathmung seiner Geliebten erweckt ihm die Vorstellung des Lenzes.

Süß, wie bei stiller Abendluft,
Nach einem milden Sprüheregen
Der Moschus-, Hyazinthe-Duft.

Aber auch in der gröberen Gaumen-Geschmackssphäre erwecken uns gewisse Geschmackseindrücke sehr leicht, je nach ihrer Natur und Eigenart die Vorstellung von einer zu Grunde liegenden weichlichen oder umgekehrt derben Innenbeschaffenheit, die sich in dem Geschmackseindruck abspiegele, in ihm die Außenseite eines inneren Princips besitze.

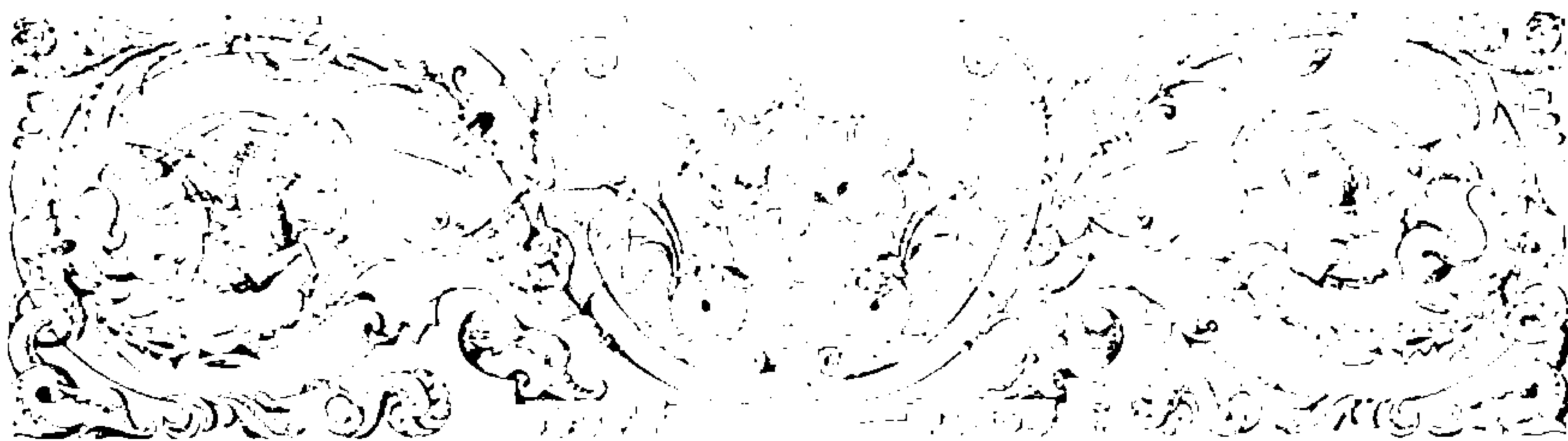
Auf keinem Gebiet ist der allgemeine Satz, daß die Außenseite (Erscheinung) im Bereich des Lebendigen jedesmal die Vorstellung einer Innenseite erweckt, der sie — wirklich oder scheinbar — entspricht, von größerer, durchgreifenderer Bedeutung, als auf dem Liebesgefühle. Denn in der Liebe läßt sich, ihrem Wesen nach, weder von der Außenseite noch von der Innenseite abstrahiren. Es ist eine sehr gemeinplätzige Annahme, daß eine sogenannte „rein sinnliche" Liebe, der dann eine „ideale" Liebe entgegengesetzt wird, sich nur um die „Außenseite" kümmere. Allein der Liebesempfindung ist es niemals und kann es niemals blos um die Außenseite zu thun sein, da sie darauf ausgeht, sich des Menschen nicht als ein Schau-, sondern als ein Kaugericht — sit venia verbo — zu bemächtigen. Für sie hat die Außenseite in der That gar kein Interesse außer durch die Innenseite, die sie verkündet und insofern sie dieselbe verkündet oder zu verkünden scheint und nur weil die Außenseite jedesmal die entsprechende Vorstellung einer Innenseite erweckt, ist das ganze Phänomen der Liebesempfindung überhaupt erst möglich. Das Verhältniß zur Außenseite ist nichtssagend für den, der auf das Ganze ausgeht, von der die Außenseite

als solche doch eben nur ein Theil ist; dies Verhältniß ist gewissermaßen nur beschaulicher Natur, und liegt also nicht im Sinne der Liebe, die auf anderes, auf eine innigere Verbindung und Verschmelzung abzweckt. Es ist aber wiederum vielsagend für die Auffassung, welche in jeder Außenseite nur die Aeußerung der Innenseite erblickt, also für die Auffassung, auf welche sich die Liebesempfindung von vornherein gestellt findet. Denn die Liebe kann nicht über die Außenseite hinweg, da sie ja vielmehr die intimste Annäherung der Außenseiten in und aus sich erzeugt. Wo diese nicht mit der Unbedenklichkeit des reinen Triebacts erfolgt wie bei den niederen Organismen und nieder gearteten Naturen, kann sie also nur dadurch entstehen, daß Innenseite und Außenseite einerlei Anziehungskraft — die Außenseite lediglich als Aeußerung eines Innerlichen — bewähren.

Der Unterschied zwischen einer sogenannten „blos sinnlichen" und einer „reinen, geistigen" Liebe besteht also gar nicht darin, wie es von einer pseudo-idealistischen Auffassung ausgelegt zu werden pflegt, daß die letztere auf die Außenseite keinen oder mindestens keinen besonderen Werth lege und statt dessen ausschließlich das Innere berücksichtige. Thäte sie das, so wäre an Stelle der Liebe eben etwas Anderes: Sympathie, Werthschätzung oder dergl. getreten. Sondern sie besteht darin, daß die ausschließlich sinnlich geartete Liebe in dem Aeußeren, welches auch für sie nur als Aeußerung eines Innerlichen Geltung hat, einseitig dasjenige berücksichtigt, welches zu dem organischen Drang in directere Wechselbeziehung tritt, als dies von Seiten der Spiegelung geistiger und Gemüths-Eigenschaften geschehen kann. Auch schwellende Formenfülle, üppiger Bau, eine reiche Haarfluth, Prallheit, Farbenglanz sind Spiegelungen innerer Lebensvorgänge oder scheinen es wenigstens zu sein, sie weisen auf's Innere zurück, nur sind es allerdings nicht gerade Spiegelungen und Aeußerungen von Beschaffenheiten, die in der Richtung des Geistes- und Gemüthslebens liegen.

Auf die allseitige Berücksichtigung der Außenseite als eines oberherrlichen Princips, worin sich der gesunde Instinct auch niemals beirren läßt, hat die Liebe ein Naturrecht, auf die einseitige nur ein angemaßtes. Einer Strömung des Geschmacks, die sich ihr in sexualistischer Erregtheit dienstbar macht, wie dies heute vielfach der Fall ist, kann nicht mittelst eines verblaßten Idealismus entgegengetreten werden, dem das Erglühen für die Außenseite überhaupt einen schwächlichen Anstoß erregt, sondern nur mittelst der vollen Schönheit, die eben, weil sie die volle ist, keine Einseitigkeit kennt und duldet.





Sorge.

Von

Otto Ernst.

— Hamburg. —

Willkommen, stiller Mond, im Schlafgemach!
Gieß Deine Lichtfluth neben mich auf's Kissen
Und laß in Deine Strahlen mich die bleichen
Gedanken meines Grames flechten!
Wohl,
Du bist gewohnt, der Liebe sanfte Klagen,
Der Wonne Hauch als Opfer zu empfangen,
Und Glück, das in verschwieg'ner Nacht erblüht,
Vor dem verwandten Zauber Deines Lichtes
Erschließt es seufzend seinen Kelch. Doch ich —
Mit der gemeinsten Sorge nah' ich dir,
Und deine Freundschaft, dein Vertrau'n erfleh' ich
In wacher Einsamkeit der stummen Nacht.
Ja, küsse dieses Weib! Sieh, wie erlöst
Ihr edles Haupt in's Kissen hingesunken!
Ist sie nicht schön? Die Arme ausgebreitet,
Die Lippen warm erschlossen — hingegeben
Der Wonne ganz, vom Tag erlöst zu sein.
Befreit von nied'rer Sorge, und nun ganz
Ein Engel! Ja, verweil' mit deinem Lichte
Auf dieser Stirn, versenk' ihr Träumen ganz
In deine Silberfluth! Ein hoher Geist
Träumt hinter dieser Stirn von lichten Tagen.
Doch ihn erdrückt des Tages harte Last,
Und er erstickt im Staube.

„Nahrung — Brot!“
In diesem Schrei stirbt unser Leben hin.
Vergebens hehl' ich ihr die grasse Noth;
Verstellung schmilzt sobald im Strahl der Liebe!
Im Strahl der Liebe? Will er nicht erblassen?
In Hungers Knechtschaft ringen sie und ich
Mit Arm und Geist, und athemlos geschäftig
Geh'n wir am Tag einander stumm vorbei.
Kaum noch gekannt lebt Einer mit dem Andern,
Des Glücks nicht achtend ob der größern Noth,
Durch Leid entfremdet nicht, allein durch Sorge.
„Für's nackte Leben heisch' ich Eure Kraft,“
So schreit uns Armuth an, „und nicht für's Lieben.
Was brauchen Bettler denn das Prachtgewand
Der Liebe, um ihr Leben dreinzuhüllen!
Das ist mein Fluch, das ist mein rastlos Müh'n:
Die Seelen so mit Sorge zu umklammern,
Daß sie einander nie gehören können
Und müd' und stumpf der Liebe sich entwöhnen!“ — —
Siehst Du, o Mond, auf deiner weiten Bahn
Noch irgendwo im reichen Erdengarten
Aus dunkler Nacht so duft'ge Rosen blüh'n
Wie diese Kinder? Du umschmeichelst selbst
Der zarten Glieder weiche Lieblichkeit
Mit sanfter Welle. Sieh, ein Händchen hascht
Im Traum nach Früchten, die der Traum gereift!
Die Lippen lallen Worte eines Spiels —
Ein helles Lachen jetzt — und ganz im Schlaf,
Im festen, ruhigen, zufried'nen Schlaf!
Sie athmen noch im Ganzen der Natur;
Ihr Leben Traum, und selbst ihr Traum noch Leben.
Ein Engel hütet sie; sie pflücken Blumen
Am Abgrund uns'res Elends . . .
O verdammt
Sei diese ew'ge Qual und gift'ge Pein!
Willkommen, Schmerz! Zerreiße du mein Inn'res
Und laß mein Blut dahin in Strömen fließen,
So will ich sterben und die Erde segnen!
Laß mich auf deinem Schlachtfeld sterben, Erde;
Allein erstick' mich nicht durch deinen Schlamm,
Durch deinen eklen Koth! Ist's denn erlaubt —
O Narrenspiel der Welt! — Ist's denn erlaubt,
Daß diesen wunderbaren Bau des Hirns
In tausend Windungen nur ein Gedanke
Durchkreist, daß eine einz'ge Mahnung nur
In diesem Herzen klopft und pocht und daß
Sich dieses Lebens reicher Quell erschöpft

Nur um das Eine: daß wir fressen können?
O Schmerz, ein Sohn des Himmels bist Du sonst;
Erlosch'ne Geister schürst Du wieder an
Zu hellen Bränden; aus verdorrten Herzen
Lockst du in heißen Wellen rothes Blut;
Die Stirn des schwachen Menschen schmückst Du herrlich
Mit Götterglanz; den Weg durch Meer und Wüste
Führt ihn fortan des Trotzes Feuersäule.
Doch diese Sorg' um's Brot — o pfui — sie ist
Ein widerwärtiges, gemeines Weib,
Das unverschämt im Haus die Herrin spielt,
Auf offnem Markt sich in den Arm uns hängt,
Vor Edlen uns erröthen macht, zugleich
Vor Schurken uns erniedrigt. Heilig ist
Kein Winkel ihr in unserm ganzen Innern;
Sie höhnt mit schmutz'gem Lachen uns're Andacht
Und speit auf unsern Stolz. Ja selbst wenn Krankheit,
Wenn Tod uns und Verrath zu Boden schlugen,
So hockt sie triumphirend an den Herd
Und sucht mit frechem Grinsen unsern Blick,
Wenn er in's Leere starrt . . .
Du schwindest, Mond;
O fliehe nicht; denn bin ich einsam, raunt
Der Tod aus meinen Kissen . . . Nein, an's Fenster!
Ich will Dich sehen, bis Du ganz versinkst.
Laß mich mit Dir durchwandeln diese Nacht!
Laß durch den Nebel, der mein Haupt umwogt,
Die Ströme Deines weißen Lichtes rinnen —
Vielleicht ertastet doch mein müder Geist
Nach aller Qual den Weg zur Morgensonne! — — —





Anna Luise Karsch.

Von

F. A. von Winterfeld.

— Stuttgart. —



Eine seltsame, doch nicht uninteressante Erscheinung in der deutschen Literatur ist die schlesische, unter dem Namen „Die Karschin" bekannte Naturdichterin, in der sich die größten Widersprüche aller Art begegnen: ländliche Einfalt und lächerliche Affectation, Unwissenheit und geschraubte Ueber- und Verbildung, demüthige Bescheidenheit und hochgesteigerter Dünkel, echtes Talent und geschmacklose und verfehlte Ausbildung desselben. Verfolgt man ihre Lebensschicksale, liest man ihre Selbstbiographie, so wird man beständig aus einer Empfindung in die andere versetzt; das innigste Mitgefühl mit jammervollem Elend und bitteren Lebenskämpfen wechselt mit stark gereizter, wenn auch von der Verfasserin gänzlich unbeabsichtigt hervorgerufener Lach- und Spottlust.

Sehen wir uns diese sonderbare, doch in mehr als einer Beziehung der Theilnahme nicht unwürdige Frau ein wenig näher an, die bei ihren Zeitgenossen eines nicht unerheblichen Rufes, ja Ruhmes sich erfreute, von den damaligen Wortführern in der deutschen Literatur als ebenbürtig in ihren Kreis aufgenommen wurde und vor nun mehr hundert Jahren als gekrönte Dichterin starb.

Schlesien, das nicht ganz mit Unrecht Deutschlands Dichtergarten genannt worden ist, hat auch dieses poetische Talent hervorgebracht. Wenigstens gehörte der Schwiebußer Kreis, — bekanntlich der Zankapfel, welcher ursprünglich die langjährigen Kämpfe um den Besitz Schlesiens hervorrufen sollte — in welchem Anna Luise Dürrbach auf einem Gütchen, „der Hammer"

genannt, am 1. December 1722 geboren wurde, damals noch zu Schlesien. Erst später wurde er zu Brandenburg geschlagen.

Von ihrem Vater, dem Pachter und Schankwirth Dürrbach, der in weitem Umkreise durch das starke, weinähnliche Bier, das er selbst braute und von dem er leider nicht selten mehr als ihm gut war, zu trinken pflegte, bekannt, aber sonst als biederer Mann geachtet war, hatte das Kind die poetische Ader jedenfalls nicht geerbt.

Anders stand es mit der Mutter. Diese, eine Tochter des herrschaftlichen Försters Kuchel, ein hübsches, liebenswürdiges Kind, war mit den Fräulein von Moose, den Töchtern der Gutsherrschaft, erzogen worden und hatte so eine über ihren Stand hinausreichende Bildung erhalten. Berühmt in der ganzen Gegend durch ihren graziösen Tanz und durch ihre Fähigkeit, mit sehr schöner Stimme selbstgedichtete und musikalisch selbsterfundene Lieder zu singen, war sie, obschon nur Kammerjungfer, in Wirklichkeit doch mehr Gesellschafterin und Freundin der jungen Schloßdamen. Diese sahen sie daher mit Bedauern scheiden, als sie sich entschloß den Schankwirth Dürrbach zu heirathen, zumal die „aimable Jungfer Kuchel“ nach ihrer Ansicht gar nicht in die Sphäre paßte, in welche sie durch diese Verbindung kam.

Das war richtig und die junge Frau konnte sich eben nicht sehr behaglich in der ungewohnten Umgebung und Beschäftigung einer Schankwirthin fühlen. Indessen war sie verständig genug einzusehen, daß sie einen Mann in höherer Lebensstellung nie würde bekommen haben und fügte sich pflichtgetreu und mit guter Miene in ihr Schicksal.

Das dritte Kind, dessen sie genaß, war Anna Luise. Mit großer, bei einer Frau in diesem Stück doppelt anzuerkennender Wahrheitsliebe nannte sich die Karschin ein ungewöhnlich häßliches Kind. „Meine Haut“ sagt sie, „war gelb und schrumpfig, sowohl am Körper wie im Gesicht. Die Augen lagen mir tief und finster im Kopf und mein mageres, kleines Gesicht hatte eine widernatürliche Ernsthaftigkeit.“

Ihre Tochter und spätere Biographin, Frau von Klenke, sucht mit mehr kindlicher Pietät als Aufrichtigkeit das mütterliche Urtheil abzuschwächen, indem sie in allerlei Umschreibungen darüber sagt: „Die Dichterin war später nichts weniger als häßlich, und hätte sie ihren Körper und ihr Mienenspiel in der Gewalt gehabt, so würde sie fast für schön haben gelten können. Allein wenn sie ihren „Forschblick“ hatte, welcher die meiste Zeit in ihrem Gesichte herrschte, so war sie schwer auszuhalten. Die Augenlieder zogen sich bei solchem Blick zusammen, das Auge wurde kleiner und seine Strahlen schlossen gleichsam wie die Sonne in einem Brennpunkt auf seinen Gegenstand zusammen. Es war ein verzehrender Blick und begleitet von einer Bewegung des Mundes, welche nicht weniger Scheidewasser, als der Blick selbst hatte. Die Dichterin, welche nichts von diesem Mienenspiel wußte, hat sich unzählige Verdrießlichkeiten dadurch zugezogen und eigentlich kann man es die Grundlage aller ihrer Unglücksfälle nennen.“

In Wirklichkeit, ohne Beschönigung, ist die Karschin Zeit ihres Lebens häßlich gewesen und der abstoßende Eindruck dieser Häßlichkeit wurde durch ein fast beständiges, ihr zur anderen Natur gewordenes Grimmassiren noch beträchlich erhöht. Eine Schönheit jedoch besaß sie, die sich aber nicht dem Auge, sondern dem Ohr offenbarte: eine sonore, weiche, wohlklingende Stimme, die ihr beim Improvisiren und Recitiren ihrer Verse sehr zu statten kam und nicht selten über deren wahren Werth hinwegtäuschte.

Luise war ein stilles, verschlossenes, träumerisches Kind mit zuweilen plötzlich hervorblitzender Lebhaftigkeit. Als sie, sehr unpassender Weise, im Alter von drei Jahren mit zu einer Hinrichtung genommen wurde, die sie gar nicht verstand, machte sie ihren ersten Vers, indem sie, als der Kopf des Verurtheilten fiel, in die Händchen klopfend rief: „Schwabb, war er ab."

Kaum sechs Jahre alt, entriß ihr der Tod den Vater, der immer freundlich gegen sie gewesen war, freundlicher als die Mutter, die ihre anderen schöneren Kinder mehr liebte, als die häßliche Luise.

Sie würde ohne Unterricht aufgewachsen sein, wenn nicht ihr Großoheim, Justizamtmann in Tirschtiegel, ein gebildeter Mann, den das sinnige Wesen der Kleinen anzog, sie zu sich genommen und sie im Lesen, Schreiben, Geographie und Geschichte, ja sogar im Latein unterrichtet hätte, so sehr auch die Mutter und die Großmutter des Kindes dagegen eiferten, da nach ihrer Meinung die Kenntniß des Schreibens ein Mädchen nur dazu verführe, Liebesbriefe abzufassen und gar Latein lernen, sich dem Teufel verschreiben heiße.

Unter der milden Obhut und Unterweisung des Großoheims verlebte Luise drei glückliche Jahre. Sie waren das Paradies ihrer Kindheit, an das sie später stets mit Sehnsucht zurückdachte und das sie in einem langen empfindungsvollen Gedicht: „An meinen verstorbenen Oheim, den Unterweiser meiner Kindheit" anmuthend genug schildert, wenn sie singt:

Kommt heraufgestiegen aus dem Sande,
Ihr Gebeine, die Ihr in dem Lande
Meiner Jugend eure Ruhe habt.
Theurer Greis, belebe Deine Glieder,
Und ihr Lippen redet einmal wieder,
Die ihr mir der Lehren Honig gabt!

Ewig grünen muß die breite Linde,
Wo ich, gleich des besten Vaters Kinde,
Zärtlich Dir an Deinem Halse hing.
Wenn Dich, müde von des Tages Länge,
Wie den Schnitter von der Arbeit Menge,
Wenn Dich matt die Rasenbank empfing.

Unter jenem Dache grüner Blätter
Wiederholt' ich von dem Gott der Götter
Zwanzig unverstandne Stellen Dir.

Aus der Christen hochgehaltenem Buche
Sagt' ich Dir von manchem dunkeln Spruche,
Frommer Mann, und Du erklärtest mir.

Wenn mein Auge, liegend auf dem Blatte,
Täglich weis're Schriften vor sich hatte,
Wenn ich auf der Wiese Blümchen las,
Sie in meinen kleinen Händen brachte,
Sie zur Zierde Deiner Haare machte,
Und auf Rosen lächelnd bei Dir saß.

Sei mir dreimal mehr mit Licht bekleidet,
Mit der Gottheit Blicken mehr geweidet,
Als die andern Seelen um Dich her!
Für die seltnen Tropfen, die uns werden
Aus dem Freudenbecher hier auf Erden,
Tränke dich der Seligkeiten Meer!

Kaum hatte Luise angefangen, aus dem Borne des Wissens zu schöpfen, als sie diesen sie beglückenden Verhältnissen entzogen wurde, indem ihre Mutter, die eine zweite Ehe mit dem Jäger Hempel eingegangen, sie wieder zu sich nahm, hauptsächlich aus Besorgniß, ihre Tochter möchte bei dem Oheim, anstatt zu einer tüchtigen Hausfrau, „zu einer nichtsnutzigen Gelehrtin" erzogen werden. Diese Besorgniß war auch insofern nicht ganz ungerechtfertigt, als Luise ebenso wenig Lust wie Geschick zu weiblichen Hand- und Haushaltungsarbeiten zeigte. Sie ist nie eine gute Hausfrau, eine sorgliche Erzieherin ihrer Kinder geworden.

Mit heißen Thränen nahm sie Abschied von dem theuren Oheim und von seiner stillen Studirstube, in der sie so glückliche Stunden verlebt. Auch der gütige Greis konnte die Trennung von dem ihm an's Herz gewachsenen Kinde, dem Sonnenschein seines Alters, nicht verwinden; er wurde verstimmt, reizbar, fing an zu kränkeln und starb in nicht langer Zeit.

Zu Hause wurde Luise die Wärterin ihrer kleinen Geschwister, da sie doch „sonst zu nichts zu brauchen war", eine Beschäftigung, die ihr bei ihrem liebevollen Gemüth wohl zusagte.

Bald darauf mußte „der Hammer" geräumt werden und die Familie, in ihrem Wohlstand herabgekommen, siedelte nach Tirschtiegel über, wo der Oheim bereits im Grabe ruhte. Hier wurden der zwölfjährigen Luise drei Rinder zum Hüten auf der Weide anvertraut. Die drei Sommer, welche sie auf diese Weise verbrachte, hat sie noch im späten Alter die glücklichsten ihres Lebens genannt. Die Freiheit, die sie hier genoß, die blühende Natur rings um sie her, die liebliche Ruhe, welche überall herrschte, erfüllte ihre Seele mit einer Menge reizender Vorstellungen und gedankenvoller Betrachtungen, denen Ausdruck und Form zu geben, es sie drängte, ohne daß sie gewußt hätte wie.

Bald sollte noch eine Erhöhung ihres Glückes eintreten. Zu der jungen

Hirtin fand sich ein junger Hirt, der nun gemeinsam mit der ihrigen seine Heerde weidete. Ebenso wenig ein Daphnis an Schönheit, wie sie eine Chloë, denn er war verwachsen, hatte rothes Haar und eine heisere Sprache, besaß er doch eine Eigenschaft, die ihn für Luise höchst anziehend machte: er las gern und wußte sich Bücher zu verschaffen, die er mit auf die Weide brachte, um sie dort zu lesen, während er zugleich grobe wollene Strümpfe strickte, wie es die Schäfer in manchen Gegenden zu thun pflegen. Luise aber schmachtete nach Büchern wie ein Durstiger nach einem frischen Trunk, seitdem sie aus jenem Paradiese ihrer Kindheit vertrieben worden war. So las denn das junge Pärchen, dicht neben einander, im Schatten einer breitästigen Buche sitzend, gemeinsam die wundersamen, ihre jugendliche Phantasie mächtig entflammenden Erzählungen von der „Schönen Melusine", der „Asiatischen Banise" und von „Robinson". Freilich unterbrach der Winter diese entzückende Zeit, allein auch da versorgte ihr junger Freund Luise zuweilen mit Büchern, die sie heimlich des Nachts las. Darunter befand sich einst ein Band mit Gedichten von Johann Franke. Sie hatte bisher keine Gedichte gelesen, als die Lieder im Gesangbuch und gar nicht gewußt, daß es auch andere, weltliche gäbe. Sie war außer sich vor Freude über ihre Entdeckung und fing nun an, selbst nach diesen Mustern zu dichten, indem sie zunächst ihren bucolischen und literarischen Freund und ein Fräulein von Moose ansang.

Auf diese Weise waren drei glückliche Jahre vergangen und man fand es nun doch an der Zeit, die nunmehr fünfzehnjährige Luise confirmiren zu lassen und sie dann möglichst bald zu verheirathen. Vorher aber wurde sie, um sich in den weiblichen Arbeiten doch einigermaßen zu vervollkommnen, einer Müllerin in der Nachbarschaft, die in solchen Künsten sich auszeichnete, in die Lehre gegeben.

In dieser romantischen Mühle sollte Luise nicht blos nähen und stricken, sondern noch manches Andere lernen, das geeignet war, ihren Gesichtskreis bedeutend zu erweitern, indem sie Mitwisserin und Zeugin von Vorgängen wurde, die sie bisher nur aus Büchern gekannt hatte und die ihr nun einen äußerst praktischen Commentar dazu gaben.

Die hübsche junge Müllerin, an einen bedeutend älteren Mann verheirathet, unterhielt ein Liebesverhältniß mit einem jungen, schönen Husaren-Rittmeister, der in der Nachbarschaft mit seiner Eskadron auf Grasung lag und, so oft es anging, seine Freundin besuchte.

Bei diesen Zusammenkünften aber wurde Luise als Wächterin aufgestellt, damit der Müller nicht etwa das zärtliche Paar unliebsam überraschte. Mit Freuden übernahm sie dieses Amt, denn das ganze hatte einen unsäglich-romantischen Zauber für sie und sie fühlte sich stolz und glücklich in der Rolle der Vertrauten, ja gewissermaßen des Schutzengels der Liebenden. Welch' eine Schule für ein phantasievolles fünfzehnjähriges Mädchen. Was für

Gedanken und Vorstellungen mußten dabei in ihrer jungen Seele entstehen und emporwachsen.

Doch der interessante Roman nahm ein schnelles und böses Ende. Das Verhältniß wurde dem Müller verrathen, der seine leichtsinnige Ehehälfte, nach derber Züchtigung, von nun an scharf bewachte. Die Müllerin aber, Luise fälschlich für die Verrätherin haltend, schickte sie zu ihrer Mutter zurück, was der Gekränkten nur lieb war, da die Mühle ohnehin ihren Zauber mit jener Katastrophe für sie verloren hatte.

Die Mutter hätte die Tochter gern bald versorgt gesehen und Luise, deren Einbildungskraft so früh durch Lectüre und praktische Beobachtung in der Mühle auf die Liebe, als den Kernpunkt im weiblichen Leben hingelenkt worden war, widerstrebte den Bemühungen ihrer Mutter, sie zu verheirathen, durchaus nicht. Sie besaß von Natur ein sehr zärtliches Herz und hatte heimlich schon öfter geliebt, zuerst den jungen Hirten, dann den Husaren, welchen sie als den „Ritter" in sehr verliebten Versen besungen, und endlich einen jungen Nachbarssohn. Ihre Neigungen aber waren stets unerwidert geblieben. Sie war eben nicht schön und ihr flüssiges, etwas aufdringliches Verstalent stieß namentlich den letzten Gegenstand ihrer Liebe, den jungen Nachbar, vollends ab.

Luise war daher keineswegs unangenehm überrascht, als ihr von ihrer Mutter ein Freier vorgeführt wurde, ein junger, ansehnlicher Mann, der Tuchweber Hirsekorn aus Schwiebus und sie zögerte keinen Augenblick, seine Hand anzunehmen. Sein Brautgeschenk bestand in einem selbstgewirkten Tuchleibchen, das ihrige in — einem Gedicht. Sie war eine glückliche Braut, da ihr zukünftiger Mann als Bräutigam seine besten Seiten hervorkehrte, die schlimmen sorgfältig verbarg und sogar Theilnahme für ihre poetischen Erzeugnisse heuchelte. Sie tanzte voll Stolz mit ihm unter der Dorflinde und auf den Waldspaziergängen des jungen Paares ging es sehr zärtlich zu und „die Küsse rauschten nur so." Alles schien ihr eine glückliche Zukunft zu verheißen.

Doch die Hochzeit verwandelte den liebenswürdigen Bräutigam in einen höchst unliebenswürdigen Ehemann. Er zeigte sich brutal, geizig, mißtrauisch und behandelte seine Frau, enttäuscht durch ihre unter Erwarten geringe Mitgift, schlecht, ja grausam. Anstatt dichten zu dürfen, wie sie es geträumt hatte, verlangte er von ihr, daß sie Wolle kratzen sollte. Das Lesen verbot er ihr ebenfalls und sogar das Weinen, weil es sie noch häßlicher machte, als sie ohnehin schon war. So dichtete, las und weinte sie denn heimlich. Doch darf man, um gereicht zu sein, auch nicht außer Acht lassen, daß der Mann nicht wenig Ursache zur Unzufriedenheit hatte. Die Karschin war, wie bereits gesagt, keineswegs eine tüchtige, sorgsame Hausfrau, und eine Frau, die dichtete und las, anstatt sich um den Haushalt zu bekümmern, konnte einem Manne seines Schlages nicht zusagen. Nur wenn seine Frau zuweilen Geschenke von den Bewohnern der Stadt und den Landherrschaften der Umgegend für ihre Gelegenheitsgedichte erhielt, schalt er nicht über ihre Kunst.

So lebte denn das Ehepaar in beständigem Unfrieden dahin und selbst die Geburt eines Knaben besserte das Verhältniß nicht. Ein nicht geringer Trost war es für die unglückliche Frau, daß jener junge Rinderhirt sich um diese Zeit in Schwiebus niederließ, wo er ein kleines Gütchen geerbt hatte und sie, wie ehemals heimlich mit Büchern versorgte, die sie heimlich las. Wenn ihr Mann sie dabei ertappte, so warf er die Bücher ohne weiteres in's Feuer, und als er ihr auch das Schreibpapier fortnahm, grub sie ihre Verse mit einer Nadel in die Zinnteller ein.

Einen neuen, mächtigen Aufschwung erhielt ihr Talent durch die Kunde von den Siegen Friedrich des Großen, welche in jede Hütte drang, und es liegt darin ein überzeugender Beweis dafür, daß wirkliche Größe in ihrer Seele wohnte. Friedrichs Siege brachten Licht, Luft und Befreiung, namentlich für die evangelischen Bewohner Schlesiens.

So sehr die Dichterin vor Verlangen brannte, diesen Wunderkönig zu besingen, so wenig war sie mit der Form und Art eines Heldengedichtes bekannt und vermochte daher ihren Empfindungen in der „Satire auf die Verfassung von Schlesien während der kaiserlichen Regierung" einen nur sehr unbeholfenen Ausdruck zu geben. Dennoch bleibt dies lange Gedicht merkwürdig als Zeugniß ihrer Gesinnungen und als Urquelle zu dem künftigen Strom ihrer Lieder.

Indessen sollte Friedrichs Eroberung Schlesiens in anderer Weise eine verhängnißvolle Wendung ihres Geschickes herbeiführen.

Unter Friedrichs Regiment wurde die bis dahin verboten gewesene Ehescheidung in Schlesien erlaubt und Hirsekorn benutzte die Erlaubniß, um eine Trennung von seiner neunzehnjährigen Frau, der Mutter zweier Kinder — ein drittes trug sie unter dem Herzen — herbeizuführen. Da er ihr sonst keine Schuld vorwerfen konnte, die als Scheidungsgrund gesetzliche Geltung gehabt hätte, so war eine Trennung nur möglich, wenn beide Theile eine gegenseitige unüberwindliche Abneigung bekannten. Diese war zwar bei ihm, nicht aber bei seiner Frau vorhanden, die ihren Mann trotz Allem noch liebte und sich daher einer Trennung widersetzte. Doch wußte er ihren Widerstand theils durch Drohungen, theils durch Ueberredung und sogar Schmeichelei zu überwinden, denn er wollte die „Närrin" um jeden Preis los sein.

So fuhren sie denn mit einander nach Glogau, um vor dem dortigen Oberamtsgericht ihre Erklärungen abzugeben. Hirsekorn ging zuerst in das Rathhaus und hieß die Tiefbetrübte unten warten. Centnerschwer fiel ihr ihr Schicksal auf's Herz und sie weinte bitterlich. Ein junger Soldat, der hier Schildwache stand, sah dies, nahm, ohne ein Wort zu sagen, ein Stück Kreide aus der Tasche und schrieb an die Rathhausthür:

„Geduld, Vernunft und Zeit, das sind drei schöne Sachen,
Die, was unmöglich scheint, noch möglich können machen."

und wandelte dann weiter auf und ab, als ob ihn die junge betrübte Frau garnichts anginge. Diese aber verstand das Mitgefühl, das in dieser symbolischen Handlung lag, gar wohl und fühlte sich nicht wenig dadurch getröstet.

So wurde denn das ungleiche Paar getrennt und die verstoßene Frau fand zunächst eine Zuflucht in dem Dorfe Muschten bei Schwiebus, um hier niederzukommen. Einige kärgliche Unterstützung erhielt sie durch ihre Schwiegermutter, die das Verfahren ihres Sohnes verdammte, sowie durch ihre eigenen Verwandten.

Als sie das Wochenbett verlassen, suchte sie eine Hilfsquelle in ihrem poetischen Talent.

Sie wanderte von Dorf zu Dorf, von Edelhof zu Edelhof, recitirend und improvisirend, sie verfaßte Gedichte auf Bestellung zu Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen und brachte sich so kärglich genug durch. Als einst ein Lehrer sie eine Bänkelsängerin nannte, die Anderer Gedichte hersagte, röthete sich ihr bleiches, vergrämtes Gesicht und sich nicht ohne Stolz aufrichtend, sprach sie aus dem Stehgreif die ergreifenden Verse:

„Es brennt ein Feuer in der heißen Brust,
An ihm entflammt mein Denken und Empfinden;
Nicht hehrer Künste mir bewußt,
Weiß ich den Klang der Worte doch zu finden.
Dem Schmerze und der Freude dient mein Lied,
Des eigenen Elends Klagen mußt es mildern,
Dem Glücklichen, von Maienlust umblüht,
Dient willig es, ihm seine Lust zu schildern.
Mein einzig Gut in meiner Noth Entsetzen,
Ich biet' es euch zum heiteren Ergötzen.

Auf ihren Wanderungen war sie öfters mit dem Schneider Karsch zusammengetroffen, der ebenfalls auf den Dörfern Verdienst suchte. Er machte ihr einen Heirathsantrag und sie, nicht gewitzigt durch das Unglück ihrer ersten Ehe, nahm ihn auf Anrathen ihrer Mutter an, obgleich sie den Mann nicht liebte. Dadurch aber kam sie gewissermaßen aus dem Regen unter die Traufe, denn wenn ihr zweiter Mann, mit dem sie nach Fraustadt übersiedelte, sie auch nicht gerade schlecht behandelte, so war er doch dafür ein Trunkenbold, der nicht nur seinen eigenen, sondern auch den Verdienst seiner Frau in's Wirthshaus trug.

Sie wurde abermals Mutter und die Noth stieg auf den höchsten Gipfel. Ihre Kleidung war so beschaffen, daß sie sich in der Kirche hinter einem Pfeiler verbarg, um nicht Aergerniß zu erregen. Die von der Kanzel vernommenen Worte aber schrieb sie daheim in Versen nieder.

Eines Tages faßte sie sich ein Herz und überreichte dem Pastor Herold die versificirten Predigten. Dieser, überrascht durch das poetische Talent, das sich darin offenbarte, wurde ihr Gönner und machte sie auch

mit anderen angesehenen Männern in Fraustadt und in dem nahen Glogau bekannt, von denen sie nicht nur unterstützt, sondern auch mit bildenden Büchern versehen wurde.

Im Jahre 1755 zog die Karschin mit ihrem Mann und ihren Kindern nach dem größeren Glogau, wo es hohe Offiziere und Beamte, reiche Bürger und, was für sie fast das Wichtigste war — eine Buchhandlung gab, in der sie auch eine Uebersetzung der Werke ihres angebeteten Helden, Friedrichs des Großen, fand, die ihr höchstes Interesse erregte.

Mit Empfehlungsschreiben reichlich versehen, fand die Dichterin bald Aufnahme in den angesehensten Häusern, wie namentlich beim Hofprediger Döbel, dem Geheimen Finanzrath Engelbrecht, dem Commandanten von Haak und den Grafen von Röder und Schlabrendorf. Tiefere Theilnahme widmeten ihr wohl nur einzelne aus dieser vornehmen Gesellschaft, die sie durch ihre Talente amüsirte und sie dafür honorirte, ohne sie als ebenbürtig anzusehen. Es hat sich eine schriftliche Einladung an sie erhalten, aus der dies deutlich genug hervorgeht. Sie lautet:

„Uebermorgen Abend werde ich Souper und Ball bei mir haben und die Frau Karschin wird eingeladen, vor dem Tanz zu erscheinen, um zu declamiren. Es wird etwas Picantes gewünscht, auch eine Hymne auf den König und die Armee.

von Mostrich
Geheimer Finanzrath.

Daß sie zwischen Souper und Tanz bestellt wurde, nahm die Dichterin, die auch auf Bestellung Gedichte für die jungen Offiziere an deren Schönen abfaßte, durchaus nicht übel, fühlte sich im Gegentheil hochgeehrt durch solche Anerkennungen ihres Talentes.

Auf einer dieser Soiréen war es auch, wo die Karschin zu einer Improvisation über das Thema: „Friedrich der Große und Amor" aufgefordert, nach kurzem Besinnen die folgenden Verse sprach, die ihre Begabung in ein helles Licht stellen:

Cythere sprach: Was nütz'st Du, Amorknabe,
Was hilft mir Hercul, was Achill,
Wenn ich den Helden nicht zu meinen Füßen habe,
Der nicht empfinden will?
Nur Heldenlorbeer will er sich erfechten,
Dem Mars folgt er und dem Apoll,
Die mit vereinter Hand ihm eine Krone flechten,
Die ewig strahlen soll.
Soll meine Macht ein Sohn der Erde brechen?
Ich hieß den Donnergott zum Schwan,
Ihn sich zur goldnen Wolke machen,
Mir völlig unterthan.
Geh', Bube, fern von meinen Augen weile!

Ist Friedrich mehr als Jupiter?
Ja, schluchzte Amor, stumpf sind meine Pfeile,
Mehr als ein Gott ist — Er.

Man ersieht aus dieser Improvisation, daß der dichtenden Schneidersfrau die antike Götterwelt recht vertraut geworden war; nicht eben zu ihrem Vortheil, da die frühere anziehende Einfalt und Einfachheit ihrer Dichtungen nun mehr durch den vom Zeitgeschmack begünstigten mythologischen Schwulst erstickt wurden. Die nackte lustige Göttergesellschaft machte sie nicht mehr erröthen und sie scheute sich um so weniger, den tapferen Commandanten mit Mars und die Frau Präsidentin mit Venus zu vergleichen, als dies sehr wohl aufgenommen und — freigebig honorirt wurde.

Die Karschin war salonfähig geworden, der Beifall, den man ihr spendete, hatte sie hochmüthig gemacht. Sie putzte sich, trug Reifrock und Puder, ohne in ihrem Größenwahn zu merken, daß sie in ihrem Staat und in ihrem gezierten Benehmen eine ziemlich groteske Figur abgab, die vielfach den Zielpunkt für die Lach- und Spottlust der eleganten Gesellschaft darbot, welche sie durch ihr Talent unterhielt.

Sie war nun eine berühmte Frau; Fremde von Bedeutung, die durch Glogau kamen, suchten sie auf. In traurigem Contrast mit diesem Ruhm stand ihre Häuslichkeit, die ein Bild der Unordnung und Nachlässigkeit zeigte. Der Mann saß im Wirthshaus und die Frau — dichtete. Wie es dabei mit der Kindererziehung stand, läßt sich denken. Eine anschauliche Schilderung davon giebt folgender Brief des Predigers Klettke:

„Ich war im Jahre 1758 Feldprediger und mußte mit einem Transport von Reconvalescirten nach Sachsen zur Armee gehen. Da wir unweit Glogau an einem Sonntag Rast hatten, forderte mich der damalige Regimentsquartiermeister des von Moosel'schen Regiments auf, ihn bei einem Besuch zu der Dichterin Karschin zu begleiten und ich ließ mich nicht lange bitten. Wir fanden sie in einer armseligen Wohnung. Zwei ihrer Kinder, die ältesten, gingen in zerrissenen Kleidern in der Stube umher, das dritte saß vor ihr und das vierte, ganz klein, auf ihrem Schoß. Sie selbst aber saß unter dem Getümmel dieser Kinder und brachte eben eine Predigt, die sie in der reformirten Kirche gehört, in Verse:

Indeß wir uns mit ihr unterhielten, hatte sie einen halben Bogen ergriffen und beschrieben, mit dem sie uns beim Weggehen beschenkte. Hier ist sein Inhalt:

Ihr Freunde von den Wissenschaften,
Ihr kamet mich zu sehn, von der ihr viel gehört.
Ihr saht die Dürftigkeit. — Ich wurde nie belehrt,
Und keine Regel bleibt mir im Gedächtniß haften,
Ich bin nur von Natur, der zweiten Schöpferin,
Von ihr allein nur bin ich, was ich bin.

Vier Kinder stören mich; doch das Geräusch von Kindern
Kann nicht den Trieb in mir und nicht das Feuer mindern.
Mein Glück ist klein, doch groß genug für mich
Und im Gesang ist mir der Gram nicht hinderlich.
Ihr Freunde, die ihr euch die große Mühe nahmet,
Mich ungelehrtes Weib zu sehen, hierher kamet,
Euch geb' ein solches Glück freundschaftlich das Geleit,
Als Euer Herz verdient und eure Redlichkeit,
Die ich aus euren Augen kenne
Und die ich mich bereit zu euren Diensten nenne."

Selbst aus der Ferne suchte man ihre Bekanntschaft auf schriftlichem Wege. Professor Meyer in Halle unterhielt einen Briefwechsel mit ihr, der von ihrer Seite meistens in poetischer Form geführt wurde und der berühmte General von Seidlitz schrieb aus dem Felde in Ausdrücken inniger Verehrung an sie.

Auch die Generalin von Wreech, eine Freundin Friedrich des Großen, nahm lebhaften Antheil an der Dichterin. Sie gab die Veranlassung zu einer weitgreifenden Veränderung in deren Schicksal, indem sie den Baron von Kottwitz auf Boyadel bat, sich bei seiner Durchreise von seinem Gut nach Berlin nach dem Ergehen der Dichterin in Glogau zu erkundigen, von der sie lange Zeit nichts vernommen.

Der Baron, ein edler, kunstsinniger Mann, suchte sie auf, war erstaunt und erfreut über die Offenbarungen ihres poetischen Talentes und bot ihr an, sie und ihre Kinder mit nach Berlin zu nehmen, um sie aus dem Elend ihrer Ehe und Häuslichkeit zu befreien. Die Karschin ging mit Freuden darauf ein und fand im Hause des Baron Kottwitz in Berlin die gastfreundlichste Aufnahme.

So hielt denn die Dichterin im Jahre 1761, gewissermaßen officiell ihren Einzug nicht nur in die deutsche Metropole, sondern auch in die deutsche Literatur, empfangen und begrüßt von ihren Genossen auf dem Parnaß: Ramler, Hagedorn, Gleim, Sulzer. Wo Ramler Horaz, Gleim Anakreon, Wieland Aristipp, Jacobi Tibull, Geßner Theokrit war, da konnte sie nichts Anderes sein als Sappho.

Der pedantische Ramler nahm sie in die Schule, unterwies sie in den Lehren der Verskunst und umhing sie noch mehr, als es bereits geschehen, mit den Flittern der Mythologie, lähmte aber dadurch nur ihre natürliche Schwungkraft und machte sie auf Stelzen einhergehen. Die Mythologie klebte ihr seitdem immer an. Doch hat sie auch in diesem damals beliebten Genre einzelne recht graciöse Sachen geschaffen, wie z. B. das Gedicht:

An Leda.

Von dem Olympos zogst Du ihn nieder,
O Leda! Deinetwegen trägt
Der Donnergott ein lilienweiß Gefieder,
Der sonst mit Keulen um sich schlägt.

Er theilt die Wolken, seine Flügel trennen
Den Aether und den Sonnenstrahl;
Er kommt und Deines Auges Blicke brennen,
Dein Antlitz blühet, wie das Thal.

Dein Busen schwillt, wie kleine Flockenhügel',
Wenn Boreas durch Fluren bläst,
Und jeder Bach verwandelt wird zum Spiegel
Und das gestorbene Laub verwest.

Du lächelst mit der feingeschnitzten Lippe
Dem Schwane der den Hals erhebt
Und nach der weißen Alabasterklippe
Wollüstig mit dem Schnabel strebt.

Sein maulbeerfarbenes Auge redet Liebe,
Die ganze Macht der Buhlerei.
Den inneren Aufruhr schlau versteckter Triebe
Verräth der Schwan durch Schmeichelei.

Er will Dich küssen, sterbliche Beglückte!
Beneidenswerthe Leda! Dich
Umfaßt mit beiden Flügeln der entzückte,
Beflammte Gott und wünschet sich

Den süßen Rausch der Küssenden auf Erden,
Und fühlet Amor's stärksten Pfeil,
Und trinket mit süßlachenden Geberden
Des Liebesnektars letzten Theil.

Für das Liebeslied war die Karschin, in der eine starke Ader gesunder Sinnlichkeit pulsirte, überhaupt sehr begabt.

Die Anwesenheit der schlesischen Dichterin in Berlin erregte Aufsehen. Ihr Aufenthalt in dem Hause des Baron von Kottwitz umgab sie, außer dem dichterischen, auch noch mit einem gewissen Nimbus der Vornehmheit, zumal ihr großmüthiger Gönner sie mit glänzender Garderobe reichlich versorgte. Jedermann, nicht nur die Männer der Kunst und Wissenschaft, sondern auch die vornehme Welt, wollte die „deutsche Sappho" kennen lernen und ihre Talente bewundern. Glänzende Equipagen trugen die Dichterin in die Paläste der Großen, wo sie mit Ehren und Auszeichnungen empfangen wurde. Kein Wunder, wenn all dieser Weihrauch ihr zu Kopfe stieg und sie eitel und hoffärtig machte.

Ihr Auftreten in dieser, ihrer glänzendsten Periode schildert der Brief einer jungen Gräfin Steenbock, die damals in Berlin weilte, an eine Tante in Reval so anschaulich und geistreich, daß wir uns nicht versagen können, ihn hier mitzutheilen, so weit es nöthig. Sie schreibt:

„Wir saßen noch bei Tafel, als eine Kutsche vorfuhr, in der die berühmte Karschin saß. Mein Vetter und ich gingen, oder vielmehr wir flogen an's Fenster, um sie aussteigen zu sehen. Es dauerte lange, ehe

sie mit ihren vielen Röcken, von denen einige einen ungeheuren Umfang hatten und durch Fischbeinreifen ausgespannt wurden, fertig wurde und endlich ein Bein aus der Kutsche strecken konnte, das das Bein einer Bäuerin war, obwohl ein seidener Strumpf es umspann. Nie sah ich einen häßlicheren Fuß. Sie zwang sich, diesen Fuß zierlich und in einer Tänzerstellung hinzusetzen, allein jeder Versuch scheiterte an dem ursprünglich derben Bau des widerspenstigen Gliedes und an seinen ländlichen, ihm früh beigebrachten Posituren. Als sie endlich mit den Füßen draußen war, blieb sie noch mit ihrem Kopfputz hängen und der Kutscher verließ seinen Sitz, um seine unglückliche Patronin frei zu machen. Dies bewirkte er, indem er eine Welle gepuderten Haares nahm und mit derber Faust nach hinten schob, wodurch die Frisur — ich glaube es war eine coiffure à la reine — bedeutend abgeplattet wurde. So bekamen wir denn, wenn auch etwas beschädigt und zugerichtet, unsere berühmte Frau in den Saal. Sie stieg die Treppe hinauf mit dem Pomp und dem Siegeslächeln einer Göttin. Oben empfing sie mein Oheim und erwiderte ihre drei majestätischen Verbeugungen mit respectvollem Gruße. Sie trug einen hochgelben Rock mit Bouquets von Feuerlilien übersäht, an der Brust hatte sie etwas, das wie ein Ordensstern aussah, das jedoch nur eine galante Spielerei war, die der Herzog von Gotha ihr gegeben: ein kleines ziemlich scabröses Gemälde: Leda mit dem Schwan.*) Niemand anders als die Karschin würde es gewagt haben, ein so anstößiges Geschenk so offen zur Schau zu tragen. Allein sie ist so eitel und hat so wenig Geschmack, daß sie Alles, was man ihr schenkt, an ihren Körper hängt, ohne zu bedenken, ob es auch passend sei. Wie eine Wilde, liebt sie blitzende Gegenstände und trägt sie zur Schau. Sie ist eine magere Person, mit einem langen dünnen Halse, auf dem ein Kopf sitzt, der, von ferne gesehen, fast wie ein Todtenschädel aussieht, ein Todtenschädel in Puderwolken, Blonden, Zitternadeln und gefärbte Federn gehüllt. Wenn man sie näher betrachtet und mit ihr in's Gespräch kommt, so bemerkt man, wie gut, fromm und wohlwollend diese Züge im Ausdruck sein können. Ihre Stimme ist überraschend reich und wohllautend und die Verse, die sie sogleich macht und herspricht, nachdem man ihr ein beliebiges Thema aufgegeben, sind vielleicht weniger gut, als sie gut klingen und das Ohr bestechen, ehe sie noch Zeit fanden, den Verstand und das Gefühl für sich zu gewinnen. Sie schied von uns als unsere gute Freundin und Vetter Franz begleitete sie noch eine Strecke zu Pferde, als wir sie von Charlottenburg nach Berlin zurückfahren ließen. Diesen Ehrendienst vergalt sie durch ein kleines Gedicht, das sie aus dem Kutschenfenster heraus ihm zudeclamirte und worin mein Vetter mit dem Mercur verglichen wird, der eine vom Parnaß echappirte Muse wieder zurückführt. Ich sende Dir eine Abschrift dieses Poems ..."

*) Für das oben citirte Gedicht: „An Leda."

Diesem sorgenlosen und glänzenden Leben sollte keine lange Dauer beschieden sein. Der plötzliche Tod des Baron Kottwitz beraubte die Karschin ihres großmüthigen Beschützers. Aus seinem palastartigen Hause mußte sie in eine ärmliche Dachwohnung ziehen und Mangel und Noth pochten mit hartem Finger an ihre Thür. Die Gedichte, welche sie von jetzt ab an ihre vornehmen Freunde und Gönner richtete, waren im Grunde nichts anderes, als poetische Bettelbriefe. Fürstliche Geburtstage, Hochzeiten und Todesfälle gaben ihr erwünschte Veranlassungen zu sogenannten Bandgedichten, die auf breite seidene Bänder gedruckt und mehr oder minder gut honorirt wurden.

Eins dieser Gedichte, welches die Kaiserliche Reichs-Ober-Post-Amtszeitung in der Nummer vom 4. September 1770 veröffentlichte, hat folgenden Wortlaut:

Wiegenband
für
Seine Königliche Hoheit, den jungen Prinzen von Preußen,*)
von Anna Luise Karschin.

Junger König!
Theurer uns geborner Sohn!
Wache wenig
Jetzt auf Deinem Wiegenthron.
Prinz,
Genieß' der Kindheit Schlummer:
Denn, wenn Du dereinst regierst,
Oder Volk zu Felde führst,
Dann verdränget schwerer Kummer oft den süßen Schlaf.
Deinen Ahnherrn Friedrich traf,
Tausendmal der graue Morgen
Wachend an
Unter königlichen Sorgen,
Als viel hunderttausend Mann wider ihn zu Felde lagen.
Aber Deinen Herrschertagen soll kein Kriegeswetter dräun,
Dir sei vom Glück beschieden,
Groß in Frieden
Vater Deines Volk's zu sein. **)

Doch nahmen sich auch einzelne Freunde der bedrängten Dichterin thatkräftig an, so namentlich Sulzer, der berühmte Mechaniker Holnfeld und der ausgezeichnete Arzt, Hofrath Stahl, der ihre Tochter Karoline, die nachmalige Frau von Klenke, auf seine Kosten in eine Erziehungsanstalt gab.

Im Jahre 1761 oder 1762 besuchte die Karschin ihren Freund Gleim auf dessen Einladung in Halberstadt. Sie wurde mit offenen Armen empfangen und in der That paßten diese Sappho und dieser Anakreon, die

---

*) Der nachmalige König Friedrich Wilhelm III.
**) Brendike: „Der Sammler.“

sich gegenseitig in allen Tonarten besangen, vortrefflich zu einander. Die Freundschaftsbezeugungen steigerten sich zu solcher Höhe, daß die Karschin den Entschluß faßte, den dichtenden Kanonikus zu heirathen.*) Als dieser jedoch die Absicht seiner Freundin merkte, erschrak er nicht wenig und befleißigte sich größerer Zurückhaltung. Von seinen Freunden wurde er mit dieser Eroberung nicht wenig aufgezogen. Sappho aber — hier wirklich Sappho — anfänglich tief gekränkt und bitter enttäuscht, beruhigte sich allmählich und war schließlich zufriedengestellt, als der spröde Dichter ihr Bildniß, von einem Lorbeerkranz umgeben, in seinem „Dichterzimmer" aufhing.

Doch darauf beschränkte sich der wackere Gleim nicht, sondern sorgte auch in mehr practischer Weise für die gekränkte Freundin, indem er die Herausgabe ihrer gesammelten Dichtungen übernahm und unermüdlich Subscribenten dafür sammelte. Wirklich bekam sie aus dem Erlös zweitausend Thaler in Gold, die verzinslich angelegt wurden, und hielt sich nun mit hundert Thalern jährlich für eine reiche Frau.

Daß Friedrichs Großthaten die Dichterin zu vielen patriotischen Gesängen, die zu ihren besten Dichtungen gehören, angeregt, ist bereits erwähnt worden. Als Probe davon mag hier die Hymne folgen, die sie dem aus dem siebenjährigen Kriege zurückkehrenden Könige widmete und die damals einen sehr großen Beifall fand. Sie lautet:

Dem Vater des Vaterlandes Friedrich dem Großen
bei triumphirender Zurückkunft den 30. März 1763,
gesungen im Namen seiner Bürger.

Der Du den Tempel Deines neuen Freundschaftsbandes
Mit diamantnem Bogen wölbst;
O König, Vater, Schutzgott des beglückten Landes!
Uns gegenwärtig bist Du selbst!
Dich mit vermehrten Siegeskränzen Ausgeschmückter,
Empfängt der junge Frühlingswind,
Erfüllt mit Jauchzen Deiner Bürger, die entzückter
Jetzt fühlen, daß sie Menschen sind.
Zu lange suchten Dich beflügelte Gedanken
Und Seufzer Deines Volkes dort,
Wo um das Schlachtfeld sich die Helden standhaft zanken
Und Kriegesdonner ist ihr Wort.
Zu lange bliebest Du versteckt in schwarzen Wettern,
Rund um Dich werfend Deinen Blitz.
Wir aber wankten, gleich verwelkten Lindenblättern
Um Deinen wüsten, goldnen Sitz.
Vor uns'res nebelvollen Geistes Blicke schliefen
Die Schöpfung selbst und die Natur:
Wir fühlten nicht den Reiz der besten Welt, wir riefen
Dich, aller Welten Wunder, nur.

*) Auch ihre zweite Ehe war getrennt worden.

Das Klaggeschrei, die Thränenströme rauschten mächtig
Bis an den Himmel und zu Dir;
Du kommst und Dein Triumph ist mehr als römisch prächtig;
Nicht über Sklaven jauchzen wir.
Nicht über nachgeführte, fremde Königsschätze
Und Kronen, die der Sieger nahm;
Nein, über Dich, Monarch, in welchem der Gesetze
Beschützer glorreich wiederkam.
Aus Deinen Augen ging aus tausend Mitternächten
Ein uns geschaff'nes Sonnenlicht
Hervor, und strahlet nun so lieblich Deinen Knechten,
Als Deines Gottes Angesicht.
Das über Dir geleuchtet und gelächelt
In undurchdringlicher Gefahr,
Wenn oft das Vaterland wie Sterbende geröchelt
Und zitternd für Dein Leben war.
O laß Dein in der Schlacht nie wankend Knie umfassen,
Du Ueberwinder! und versprich,
Nicht mehr Dein bittend Land verwaiset zu verlassen.
Und fordern neue Feinde Dich,
Dann gieb uns Waffen, laß Dein Volk zu Felde ziehen,
Du aber, uns're Wollust, bleib
In Sans-Souci; und wer von uns wird schimpflich fliehen,
Den tödte sein beherztes Weib!

Wenn auch, abgesehen von mancher der Zeit angehörigen Geschmacklosigkeit des Ausdrucks, noch Mehrfaches an diesem Gedicht ausgesetzt werden kann, so wird man doch im Ganzen und Großen echte dichterische Empfindung darin nicht vermissen.

Bei ihrer Bewunderung für den großen König war es daher eine unsägliche Freude für die Karschin und der Höhepunkt ihres Lebens, daß Friedrich, der von verschiedener Seite, namentlich aber von dem General von Seidlitz auf die Dichterin aufmerksam gemacht worden war und der trotz seiner angeblichen Geringschätzung der deutschen Literatur, es doch niemals unterließ, die deutschen Autoren seiner Zeit persönlich kennen zu lernen, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot, — daß er sie nach Sanssouci zu sich einladen ließ.

Am 24. October 1763 fand die Empfangsscene, in ihrem Verlauf ebenso charakteristisch für den König, wie für die Dichterin, statt und der General Lentulus, ihr einziger Zeuge, hat einen Bericht davon hinterlassen den wir hier wiedergeben.

Der König fragte:

„Ist Sie die Poetin, von der ich gehört habe?"

„Ja, Ew. Majestät, man giebt mir diesen Namen."

„Wer war Ihr Vater?"

„Brauer und Gastwirth. Sein Name war Dürrbach."

„Wo ward Sie geboren?“

„In Niederschlesien, zwischen Krossen und Züllichau, auf einer Meierei, so groß ungefähr, wie Horazens Landgütchen gewesen ist. Sie heißt ‚der Hammer‘ und gehört zum Schwiebuser Kreise.“

„Sie war also auf dem Lande, hatte keine Erziehung, keine Schule — wodurch ward sie denn zur Poetin?“

„Durch die Natur und durch die Siege Ew. Majestät.“

„Sie hat doch auch Bücher gelesen?“

„Ja, Majestät, ich las verschiedene Dichter: Gellert, Haller, Hagedorn, Ramler, Gleim und andere.“

„Nicht auch die alten Schriftsteller?“

„Ich habe keine andere Sprache als deutsch gelernt.“

„J nun, man hat doch Uebersetzungen.“

„Ich las Plutarchs Lebensbeschreibungen, fünf Gesänge der Iliade und den Horaz.“

„Den Horaz! Das ist gut. Aber wie sieht's um Ihre Muttersprache aus? Giebt es da nicht Fehler?“

„Man sagt, ich sei meiner Muttersprache ziemlich mächtig und mache nur dann und wann kleine Fehler.“

„O, man muß gar keine machen.“

„Ich werde mich bemühen, sie zu vermeiden.“

„Hat sie keinen Mann?“

„Ich hatte einen, der mich nie versorgte. Ich habe ihn nicht mehr.“

„Ließ er Ihr Kinder?“

„Eine Tochter.“

„Wie alt ist sie?“

„Dreizehn Jahre.“

„Ist sie schön?“

„Nein, Majestät, sie hatte keine schöne Mutter.“

„Ha, die Mutter war doch wohl einmal schön!“ rief Friedrich und fragte weiter: „Wo wohnt Sie denn, in Berlin?“

„An der Stechbahn, im alten Consistorium, drei Treppen hoch, unterm Dache, wie zu Paris in der Bastille.“

Der König lachte und fragte: „Von was lebt Sie denn aber?“

„Von der Discretion meiner Freunde.“

„Läßt Sie denn niemals was drucken?“

„Ja, Majestät, ich gab einige Blätter zum Druck bei Gelegenheit Ihrer glorreichen Wiederkunft aus dem Kriegsfelde*).“

„Was ward ihr dafür?“

„Zwanzig Thaler gab mir der Buchdrucker Winter.“

*) Jenes oben citirte Gedicht.

„Zwanzig Thaler; davon lebt man nicht lange in Berlin. Na, ich will schon sehen, daß ich für Sie sorge. Adieu!"

Damit war die Dichterin entlassen, die taumelnd vor Glück und Freude das Schloß verließ und, zu Hause angelangt, nichts Eiligeres zu thun hatte, als einen poetischen Bericht über diese Unterredung niederzuschreiben, der, voll mythologischen Schwulstes, zu lang ist, um ihn hier wiederzugeben.

Sie erwartete nun Großes von Friedrichs Huld, sollte sich aber darin getäuscht finden. Anstatt einer Versorgung erhielt sie nur nach und nach in sehr kleinen Beträgen etwa hundert Thaler. Als ihr einmal der König — allerdings ziemlich unköniglich — zwei Thaler schickte, sendete sie dieselben mit den bekannten Worten zurück:

Zwei Thaler giebt kein großer König
Denn sie erhöhen nicht mein Glück.
Nein, sie erniedern mich ein wenig,
Drum send' ich sie zurück.

Ein anderes Mal — es war im Jahre 1783 — erhielt sie auf eine poetische Bitte um ein Haus drei Thaler, welche sie, diesmal weniger stolz, vielleicht auch weil die Noth größer war, nicht zurückschickte, ihren Dank aber in den folgenden Versen abstattete:

Seine Majestät befahlen,
Mir anstatt ein Haus zu bau'n,
Doch drei Thaler auszuzahlen.
Der Monarch=Befehl, ward traun,
Prompt und freundlich ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes Haus erbauen,
Sonst bestellt ich ohne Grauen
Heute mir ein solches Haus,
Wo einst Würmer Tafel halten
Und sich ärgern überm Schmaus
Bei des abgegrämten, alten,
Magern Weibes Ueberrest,
Die der König darben läßt.

Erst Friedrich des Großen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II. löste die Schuld seines Oheims ein und ließ der alten Dichterin ein Haus an der Ecke der „Neuen Promenade" und des „Haack'schen Marktes" bauen, wodurch sie in einen wahren Paroxysmus von Dankbarkeit versetzt wurde, der sich in überschwänglichen Lobeshymnen Luft machte. Sie, die nie ein eigenes Heim besessen, konnte die Zeit nicht erwarten und bezog das Haus, bevor es noch völlig ausgebaut und ausgetrocknet war. Das aber sollte sich bitter rächen, denn sie hat wenig gesunde Tage in der neuen Wohnung gesehen.

Die Huld, die der neue König ihr erwies, erhöhte ihr Ansehen und häufiger als je sah man die seltsam aufgeputzte alte Dichterin in den Palästen der Großen. Noch in ihrem letzten Lebensjahre wurde sie zur Tafel bei dem Prinzen Ferdinand geladen, wo sie den Platz neben der Prinzessin erhielt.

Das war ihr letzter Triumph. Von da an nahm ihre Hinfälligkeit so zu, daß sie das Haus nicht mehr verlassen, keiner Einladung mehr folgen konnte. Zu schwach, um sich selbst zu beschäftigen, ließ sie sich von ihrem Enkel aus einer Uebersetzung des Plutarch vorlesen und hin und wieder ein Lied von Gleim am Clavier vorsingen. Sie starb am 12. October 1791 eines sanften Todes.

Von ihren hinterlassenen zwei Kindern und zwei Enkelkindern sind ihre Tochter, Frau von Klenke, und ihre Enkelin Frau Wilhelmine von Chesy, auf welche sich ihr poetisches Talent vererbt hatte, literarisch bekannt geworden.

Ihr inzwischen erblindeter Freund Gleim war es, der dafür sorgte, daß der Dichterin im Jahre 1802 auf dem Sophienkirchhofe in Berlin ein einfaches Marmordenkmal errichtet wurde, mit der sinnigen Inschrift:

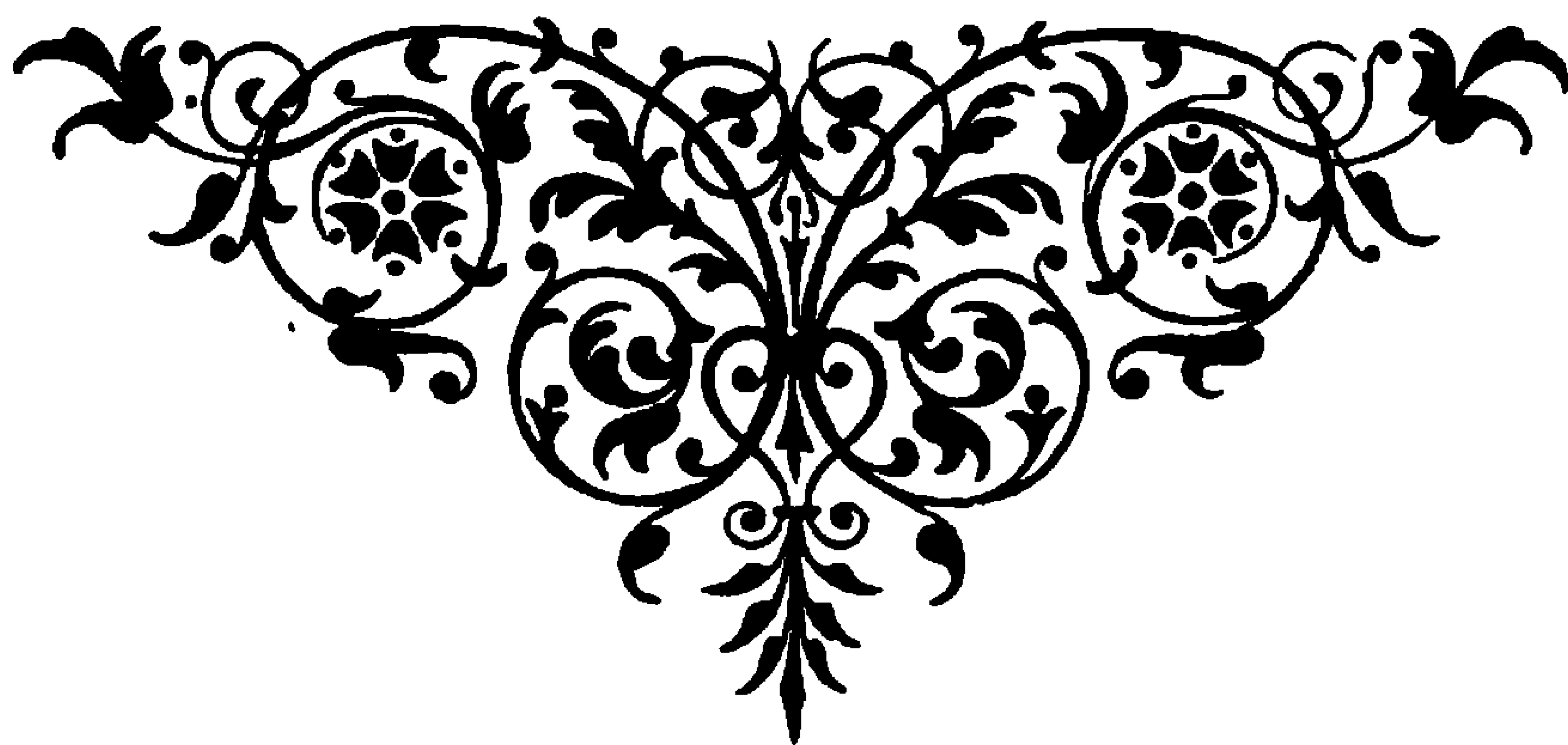
Hier ruht Anna Luise Karschin.
Kennst Du, Wanderer, sie nicht,
So lerne sie kennen.

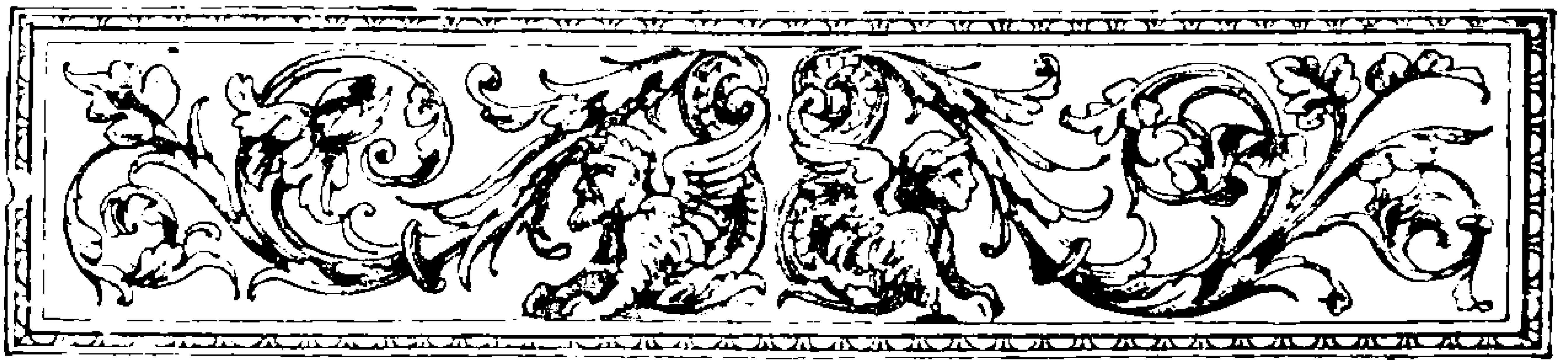
Wenn man auch der schlesischen Hirtin keinen hohen Platz in der deutschen Literatur einräumen darf, sie vielmehr eher als eine Art von Curiosum, als eine halb bemitleidenswerthe, halb lächerliche Erscheinung anzusehen hat, so war doch unzweifelhaft viel von echter, ursprünglicher Dichterkraft in ihr, die nur leider meistens in verbildeter und schwülstiger Form zu Tage trat. Wäre ihrem Talente eine ruhige, harmonische Entwickelung beschieden gewesen, wäre sie nicht unvermittelt aus der rohesten, dürftigsten Umgebung in den Glanz vornehmen Lebens versetzt worden, so würden ihre Dichtungen jedenfalls naturwahrer und weniger verkünstelt und verrenkt geworden sein. Ramler und Gleim haben, wenn auch unbewußt, nur an ihr verdorben.

Eine Folge ihrer Verbildung war es, daß sie solche Stoffe, die recht eigentlich ihrer natürlichen Sphäre, dem Dorfleben, entnommen waren, sich ihrer gewissermaßen schämend und sie, von oben herab, lächerlich zu machen suchend, ganz verkehrt auffaßte. So verhunzt sie, um nur ein Beispiel davon anzuführen, in der Ballade: „Duldmanns Rache" einen Vorgang, der richtig aufgefaßt, in seiner Einfachheit und Schlichtheit eine ergreifende Tragik in sich birgt. Ein junger Bauer wird von seinem geliebten Weibe betrogen. Mit dem Beil, das er im ersten Zorn ergreift, schlägt er nicht etwa die Treulose nieder, sondern die Ecke des Heerdes, der geheiligten Stätte des Hauses, in Trümmer, um so symbolisch die ewige Schändung desselben zum steten Mahnzeichen und Vorwurf für die Treulose erkennbar zu machen, eine Strafe, wie sie zugleich milder und härter kaum gedacht werden kann. Die

Größe, die bewundernswerthe Charakteristik, die sich in dieser Handlung abspiegelt, zu fassen, scheint sie unfähig gewesen zu sein.

Wenn die Karschin in eitlem Größenwahn befangen war und sich selbst „Deutschlands größte Sängerin" nannte, so ist dies weniger ihr selbst, als der maßlosen Bewunderung zur Last zu legen, durch die ihre Zeitgenossen sich selbst und die Dichterin über ihre Bedeutung täuschten. Im Grunde bewahrte sie stets das fromme, treue, ehrliche Herz einer Bäuerin, das sich auch in den Zeiten ihres Glanzes nie von den niederen Freunden ihrer Jugend abwendete So stand sie bis an ihr Lebensende mit jenem Hirten in Briefwechsel, mit dem sie einst gemeinsam die Rinder gehütet und zugleich die ersten literarischen Offenbarungen genossen hatte. Obgleich selbst fast immer mit der Noth kämpfend, zögerte sie doch nie, denjenigen beizustehen, deren Bedrängniß noch größer war, als die ihre. Solche Charakterzüge aber versöhnen mit manchem Abstoßenden in dem Leben einer Frau, die einer wirklichen Schlechtigkeit durchaus unfähig war.





Die Arbeiterschutzgesetzgebung im deutschen Reiche.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

So thätig sich die Gesetzgebung des deutschen Reiches seit dem Erlaß der unvergeßlichen Botschaft Kaiser Wilhelm I. vom 17. November 1881 auf dem Gebiete des Arbeiterversicherungsrechtes zeigte, so unthätig blieb sie auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes; die wiederholt seitens des Reichstags mit größter Stimmenmehrheit an den Reichskanzler gerichteten Wünsche, Gesetzentwürfe zum besseren Schutze der Frauen- und Kinderarbeit, sowie zur Einführung von Gewerbegerichten vorzulegen, die sich mit der Entscheidung der gewerblichen Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitgebern beschäftigen sollten, fanden, solange Fürst Bismarck das Reichskanzleramt verwaltete, keine Berücksichtigung. Der große Staatsmann befürchtete von einer Erweiterung des Arbeiterschutzrechtes eine Gefährdung der Leistungs- und Concurrenzfähigkeit der deutschen Industrie auf dem Weltmarkte, er war der Ansicht, daß das Reich für die Beschäftigung der Arbeiter unmöglich engere Grenzen ziehen könne wie andere Staaten, wenn es nicht der deutschen Industrie den Wettbewerb mit der englischen und französischen unmöglich machen wolle. Den Abschluß internationaler Verträge über die der Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft zu setzenden Schranken hielt Fürst Bismarck für unmöglich und stand dieserhalb allen Anregungen, welche den Zusammentritt einer Conferenz von Bevollmächtigten der Industriestaaten behufs Berathung der bei der Fabrikgesetzgebung zu beobachtenden Hauptgrundsätze zum Inhalte

hatten, kühl gegenüber. Diese Haltung des großen Staatsmannes war die Ursache dafür, daß die Reichsgesetzgebung auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes gar keine Fortschritte machte und hinter den Gesetzgebungen anderer Staaten ganz erheblich zurückblieb. Während Deutschland in Ansehung der Arbeiterversicherung alle übrigen Staaten weit, weit überflügelte und das Banner der Socialreform mit Stolz in weithin sichtbarer Weise entfaltete, ließ es auf dem Felde des Arbeiterschutzes Oesterreich, der Schweiz und Großbritannien der Vorrang. Die Erlasse des Kaisers vom Januar 1890 an den Reichskanzler und den preußischen Handelsminister bekundeten, daß die bisherige Stagnation der Arbeiterschutzgesetzgebung ihr Ende finden solle; der Kaiser betonte in denselben die unbedingte Nothwendigkeit, für einen besseren und wirksameren Schutz des Arbeiters gegenüber dem Arbeitgeber Sorge zu tragen und anerkannte, daß der geltende Rechtszustand den berechtigten Ansprüchen nicht genüge. Der Zusammentritt der internationalen Conferenz in Berlin, welche sich mit der Berathung der wichtigsten Fragen des Arbeiterschutzrechtes befaßte, zeigte, daß das Zustandekommen einer Einigung verschiedener Staaten auch in diesen Fragen nicht zu den Unmöglichkeiten zu zählen sei, so groß auch immer die Schwierigkeiten sein mochten, welche demselben entgegenstehen. Nachdem durch den Rücktritt des Fürsten Bismarck von dem Reichskanzleramt die Abneigung der verbündeten Regierungen gegen den Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung den größten Theil ihrer Bedeutung verloren hatte, war zu hoffen, daß Deutschland sich nunmehr eifrigst bemühen werde, das Versäumte gut zu machen und für einen ausreichenden Schutz des Arbeiters Sorge zu tragen. Diese Erwartung wurde nicht getäuscht, schon am 6. Mai 1890 gingen dem Reichstage zwei Gesetzentwürfe zu, von denen der eine die Einführung der Gewerbegerichte, der andere eine einschneidende Abänderung des Titels VII, sowie verschiedener anderer Bestimmungen der deutschen Gewerbeordnung zum Gegenstand hatte. Der Gesetzentwurf über die Gewerbegerichte verursachte keine erheblichen Schwierigkeiten, die Mehrheit des Reichstags einigte sich über denselben unschwer mit den verbündeten Regierungen, so daß derselbe schon am 29. Juli 1890 als Reichsgesetz verkündet werden konnte. Wesentlich anders stand es mit der Novelle zu der Gewerbeordnung, dieselbe wurde in breiten und sehr einflußreichen Schichten der Bevölkerung in sehr ungünstiger, ja vielfach sogar in höchst abfälliger Weise beurtheilt, ein Theil der Industriellen sah in ihren Bestimmungen den Versuch, die Grundlagen der Autorität des Arbeitgebers zu erschüttern und bezeichnete die Vorschriften über die Frauen- und Kinderarbeit sowie über die Fabrikordnungen als unannehmbar, die Socialdemokraten erklärten dem gegenüber, daß der Entwurf die Lage der Arbeiter nicht nur nicht verbessere, sondern im Gegentheil verschlechtere und mit seinen Strafbestimmungen gegen den Vertragsbruch einen Ersatz für das in Fortfall gekommene Socialistengesetz bilde. Die ruhige und objective Beurtheilung hatte gegenüber solchen den einseitigen Interessenstandpunkt vertretenden An-

schauungen Mühe sich Gehör zu verschaffen; die Berathungen der Novelle nahmen fast ein volles Jahr in Anspruch und erst am 1. Juni 1891 konnte dieselbe als Reichsgesetz verkündigt werden; bei der Schlußabstimmung erklärten alle politischen Parteien ihre Zustimmung zu dem Gesetze mit alleiniger Ausnahme der Socialdemokraten. Durch diese beiden Gesetze hat das deutsche Reich seinen Rechtszustand in Ansehung des Arbeiterschutzes so erweitert und ausgebildet, daß es sich kühn mit jedem Staate auch in dieser Beziehung messen kann.

Durch das Gesetz vom 27. Juli 1890 werden die Gemeinden ermächtigt zur Entscheidung gewerblicher Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern Gewerbegerichte zu errichten, welche die Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte vollständig ausschließen. Die Gewerbegerichte sind mit einem Vorsitzenden und mindestens vier Beisitzern besetzt, von welchen zwei dem Stande der Arbeitgeber, zwei dem Stande der Arbeitnehmer angehören; die Beisitzer werden in geheimer und unmittelbarer Wahl durch Arbeitgeber bezw. Arbeitnehmer gewählt, der Vorsitzende wird von dem Magistrat oder der Vertretung der Stadt ernannt und von der Verwaltungsbehörde bestätigt. Das Verfahren bei den Gewerbegerichten ist ein höchst einfaches, es entbehrt der Umständlichkeit und Weitläufigkeit des gewöhnlichen Prozeßverfahrens; die Urtheile der Gewerbegerichte sind nur dann mit der Berufung anfechtbar, wenn sie einen Streitgegenstand betreffen, dessen Werth den Betrag von einhundert Mark übersteigt, im Uebrigen sind sie unangreifbar. Das Gewerbegericht hat aber nicht nur die Aufgabe in Gewerbestreitigkeiten Recht zu sprechen, sondern es ist auch dazu berufen, bei Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern über die Bedingungen der Fortsetzung oder Wiederaufnahme der Arbeit als Einigungsamt eine vermittelnde Thätigkeit zu entfalten; in dieser seiner Eigenschaft soll das Gewerbegericht dazu beitragen, daß Ausstände der Arbeiter soweit irgend möglich verhütet, oder, wenn dieselben bereits ausgebrochen sind, alsbald wieder beigelegt werden. Die Erfahrungen, welche man in England mit den Einigungsämtern gemacht hat haben den deutschen Gesetzgeber veranlaßt, auch für das Reich eine ähnliche Einrichtung einzuführen; ob dieselbe die gleichen Ergebnisse liefern und in demselben Maße zur Förderung des socialen Friedens beitragen wird, wie dies in England der Fall ist, muß allerdings dahingestellt bleiben, da die auf die Thätigkeit der Gewerbegerichte als Einigungsamt sich beziehenden Vorschriften keine besonders glückliche Hand verrathen. Die Errichtung der Gewerbegerichte hat einerseits den Zweck, den Arbeitern die Rechtsprechung durch ein Gericht zu sichern, das zum Theil aus ihren Standesgenossen besteht, andererseits aber ihnen eine schleunige und fast kostenlose Justiz zu verschaffen; die Kenntniß der technischen Verhältnisse, welche bei den Gewerbestreitigkeiten von größter Bedeutung ist, besitzt das Gewerbegericht vermöge seiner Zusammensetzung, so daß es nicht nöthig hat, kostspielige Beweisaufnahmen anzuordnen, um sich die Fähigkeit zu verschaffen, ein den Sachverhältnissen

in jeder Beziehung entsprechendes Urtheil zu fällen. Das Gesetz wird aus diesen und anderen Gründen sicherlich gute Früchte tragen und das Vertrauen der Arbeiter auf die Justiz wieder erhöhen.

Von weit größerer Bedeutung als das Gesetz über die Gewerbegerichte ist die Novelle zu der Gewerbeordnung; wie so viele Reichsgesetze leidet dieselbe ebenfalls an dem Fehler der schweren Uebersichtlichkeit; die Gesetzgebung läßt neben der als Regel anzusehenden, allgemeinen Norm so zahlreiche und erhebliche Ausnahmen in manchen Punkten zu, daß man mitunter sich versucht fühlt, die Regel als Ausnahme und die Ausnahme als Regel zu betrachten; auch die vielen Verweisungen auf andere Gesetzesstellen, worin der Laie mit Recht ein wahres Kreuz erblickt, fehlen in diesem neuen Gewerbegesetze nicht, überhaupt hat dasselbe von den vielen Fehlern der deutschen Art und Weise Gesetze zu redigiren so gut wie keinen vermieden. Das Gesetz überläßt zwar die Festsetzung der Verhältnisse zwischen dem Arbeiter und Arbeitgeber dem von beiden abzuschließenden Vertrage, hat aber die Ungleichheit, welche thatsächlich zwischen denselben vorhanden ist, in ausreichender Weise berücksichtigt und dieserhalb dem Arbeitgeber eine große Anzahl von Beschränkungen bei Abschluß des Arbeitsvertrags auferlegt.

Die wichtigsten Aenderungen führt die Novelle in Ansehung der Sonn- und Feiertagsarbeit ein; die Beschäftigung von Arbeitern in Bergwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten, Brüchen, Hüttenwerken, Gruben, Fabriken, Werkstätten, Zimmerplätzen, Bauhöfen, Werften, Ziegeleien, sowie an Bauten aller Art ist an Sonn- und Feiertagen nicht gestattet; die Arbeitsruhe beträgt für jeden Sonn- und Festtag vierundzwanzig, für zwei auf einander folgende Festtage sechsunddreißig, für das Weihnachts-, Oster- und Pfingstfest achtundvierzig Stunden; die im Handelsgewerbe beschäftigten Personen dürfen am ersten Weihnachts-, Oster- und Pfingsttage überhaupt nicht, im Uebrigen an Sonn- und Festtagen nicht länger als fünf Stunden im Tage zur Arbeit angehalten werden; eine noch weiter gehende Einschränkung der Arbeitszeit dieser Personen ist im Wege des Erlasses ortsstatutarischer Vorschriften zulässig, wogegen anderseits die Polizeibehörde für einzelne Sonn- und Festtage sowie für die letzten vier Wochen vor Weihnachten eine Vermehrung der Arbeitsstunden gestatten kann; auf zahlreiche Arbeiten und Betriebe finden diese Bestimmungen keine Anwendung, wir heben ins Besondere hervor, daß von der Herrschaft derselben das gesammte Verkehrsgewerbe, das Gast- und Schankwirthschaftsgewerbe ausgenommen ist.

Die Novelle sucht der Zuchtlosigkeit minderjähriger Arbeiter, welche erfahrungsmäßig bei Ausständen und Ausschreitungen eine große Rolle spielen, durch eine Stärkung der elterlichen oder vormundschaftlichen Gewalt entgegenzutreten; zu diesem Behufe bestimmt sie, daß minderjährige Arbeiter nur beschäftigt werden dürfen, wenn sie im Besitze eines Arbeitsbuches sind. Letzteres hat der Arbeitgeber während der Dauer des Arbeitsverhältnisses zu verwahren und muß er bei Beendigung desselben dem Vater oder Vor-

mund übergeben, wenn dieser es verlangt oder der Arbeiter das sechzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hat. Demselben Zwecke dient die Vorschrift, daß durch das Statut einer Gemeinde oder eines größeren Verbandes angeordnet werden kann, daß der Lohn minderjähriger Arbeiter an deren Eltern oder Vormünder und nur mit ihrer schriftlichen Genehmigung an die Minderjährigen selbst ausgezahlt werden soll. Dem bereits durch das bisherige Gesetz schon untersagten Trucksystem, d. h. der Unsitte, die Löhne der Arbeiter nicht in Baar, sondern in Waaren auszuzahlen, tritt die Novelle durch verschärfte Vorschriften entgegen, deren Anwendung wohl die gänzliche Beseitigung dieses nicht genug zu verdammenden Uebelstandes ermöglichen wird. Wollen diese Vorschriften den Arbeiter gegen eine illoyale Ausbeutung seitens der Arbeitgebers schützen, so verfolgen andere den Zweck, Letzteren die sorgfältigste Sorge und Aufmerksamkeit behufs Abwehr und Vermeidung aller Gefahren zur Pflicht zu machen, welche der Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter drohen; der Verordnungsgewalt wird durch diese Vorschriften ein sehr erheblicher Spielraum gelassen und dieselben werden erst durch zahlreiche Verordnungen der zuständigen Behörden, welche den Rahmen ausfüllen, einen positiven Inhalt erhalten.

Sehr weitreichenden Inhaltes sind die Neuerungen, welche die Novelle für die Fabrikarbeiter einführt; für jede Fabrik, welche mindestens zwanzig Arbeiter beschäftigt, wird der Erlaß einer Arbeitsordnung mit bestimmtem Inhalte vorgeschrieben; diese Arbeiterordnung bildet die rechtliche Grundlage für das zwischen dem Arbeiter und Arbeitgeber bestehende Arbeitsverhältniß; vor ihrem Erlaß muß den großjährigen Arbeitern Gelegenheit gegeben werden, sich darüber zu äußern, der Befolgung dieser Vorschrift bedarf es in denjenigen Fabriken nicht, in welchen ein ständiger Arbeiterausschuß vorhanden ist, in diesen genügt die Anhörung des Ausschusses. Die Novelle führt nicht, wie man vielfach vorgeschlagen hat und jetzt in Oesterreich auszuführen im Begriffe steht, obligatorische Vertretungen der Arbeiterschaft einer jeden Fabrik ein, aber sie enthält einen starken Anreiz zu der Einführung solcher Organe, und es ist nicht zu bezweifeln, daß die Gesetzgebung hiermit einen Weg betreten hat, der des Beifalles aller Derjenigen würdig ist, welche durch friedliche Reform die Lage der Arbeiter verbessern wollen. Die Arbeiterausschüsse sind ein treffliches Mittel, die Harmonie zwischen dem Unternehmer und seinen Arbeitern herzustellen, sie ermöglichen eine gemeinsame Arbeit Beider in den wichtigsten, das Unternehmen berührenden Fragen und fast allenthalben sind die mit ihnen gemachten Erfahrungen derart, daß kein Grund vorliegt, ihre Einführung zu bereuen. Von überaus großer Wichtigkeit in cultureller Beziehung sind die Aenderungen, welche die Kinder- und Frauenarbeit betreffen; die unerwachsenen und weiblichen Personen waren es zuerst, welchen der Schutz des Staates zu Theil wurde, sie sind es auch, denen der Staat die wirksamste Beschützung zu Theil werden läßt. Das Gesetz verbietet die Be-

schäftigung von Kindern unter dreizehn Jahren, und auch älterer Kinder, sofern sie noch zum Besuche der Volksschule verpflichtet sind; die Beschäftigung von Kindern unter vierzehn Jahren darf täglich die Dauer von sechs Stunden nicht übersteigen, während die Beschäftigungsdauer der im Alter von vierzehn bis sechszehn Jahren stehenden Personen höchstens zehn Stunden im Tage betragen darf; die Beschäftigung kann nicht zu frühe am Morgen beginnen und darf nicht bis in die tiefe Nacht ausgedehnt werden, der Arbeitgeber muß den Kindern und jugendlichen Leuten regelmäßige Pausen gewähren, deren Dauer in dem Gesetze bestimmt ist.

Weibliche Personen, gleichviel ob verheirathet oder ledig, welche über sechszehn Jahre alt sind, dürfen im Tage höchstens 11 Stunden, an den Tagen vor Sonn- und Feiertagen nur 10 Stunden beschäftigt werden, hiermit hat das Gesetz für weibliche erwachsene Arbeiter den vielbegehrten Maximalarbeitstag eingeführt, ein Punkt von großer, grundsätzlicher und praktischer Bedeutung; für erwachsene männliche Arbeiter hat man den Maximalarbeitstag dagegen abgelehnt, der elfstündige Arbeitstag für weibliche Arbeiter entspricht allerdings nicht dem sozialistischen Programm, welches nicht elf, sondern nur acht Stunden für den Höchstbetrag der täglichen Arbeitszeit erklärt. Arbeiterinnen über sechszehn Jahre, welche ein Hauswesen zu besorgen haben, sind auf ihren Antrag eine halbe Stunde vor der Mittagspause zu entlassen, sofern diese nicht mindestens ein und eine halbe Stunde beträgt; das Gesetz verbietet die Nachtarbeit weiblicher Arbeiter in Fabriken schlechthin und gebietet die Entlassung derselben am Sonnabend, sowie an den Vorabenden der Festtage spätestens um 5½ Uhr des Nachmittags; endlich ist für Wöchnerinnen eine längere Schonzeit vorgeschrieben, während der ersten vier Wochen nach der Niederkunft dürfen sie überhaupt nicht und während der folgenden zwei Wochen nur auf Grund des Zeugnisses eines approbirten Arztes beschäftigt werden, welcher die Beschäftigung für zulässig erklärt. Diese Beschränkungen der Beschäftigung weiblicher und jugendlicher Arbeiter können für gewisse Arbeitszweige außer Kraft gesetzt werden, anderseits ist dem Bundesrathe die Ermächtigung gegeben, die Verwendung von Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeitern für solche Fabrikationszweige, welche mit besonderen Gefahren für Gesundheit oder Sittlichkeit verbunden sind, gänzlich zu untersagen oder von besonderen Bestimmungen abhängig zu machen. Die Novelle hat es aber nicht für erschöpfend erachtet, Vorschriften zum Schutze der Arbeiter zu erlassen, sondern sie glaubte auch davon nicht absehen zu sollen, den Arbeitgebern den Schutz zu gewähren, auf den auch sie einen berechtigten Anspruch besitzen, „die Arbeitgeber können Theilbeträge des Lohnes zur Sicherung für den Fall der rechtswidrigen Auflösung des Arbeitsverhältnisses zurückbehalten, jedoch darf der Gesammtbetrag der zurückgehaltenen Summen den Betrag des durchschnittlichen Wochenlohnes nicht übersteigen, ebenso kann sich der Arbeitgeber, welcher mindestens 20 Arbeiter beschäftigt, für diesen Fall die Verwirkung des rückständigen Lohnes bis zu derselben Höhe aus-

bedingen, endlich giebt das Gesetz für den Fall des Vertragsbruchs dem Arbeitgeber einen Entschädigungsanspruch für höchstens eine Woche, welcher an den Nachweis des Schadens nicht gebunden ist; die Entschädigung besteht in dem Betrage des ortsüblichen Tagelohnes. Weitere, von den verbündeten Regierungen zum Schutze des Arbeitgebers gemachten Vorschläge, welche eine strenge Bestrafung der Aufforderung zur Arbeitseinstellung und zum Vertragsbruch zum Gegenstande hatte, lehnte der Reichstag mit Recht ab; die Annahme derselben hätte zwar das reichsgesetzlich seit langer Zeit den Arbeitern gewährleistete Coalitionsrecht nicht geradezu beseitigt, aber doch thatsächlich zum guten Theile illusorisch gemacht, ein Bedürfniß zur Erweiterung des Strafrechtes im Sinne dieser Vorschläge konnte um so weniger anerkannt werden, als die Aufforderung, sowohl zur Arbeitseinstellung, wie zum Vertragsbruch unter Umständen auf Grund anderer Bestimmungen bestraft werden kann.

Wir glauben in den vorstehenden Bemerkungen den Hauptinhalt der in der Novelle vom 1. Juni 1891 enthaltenen Reform der deutschen Arbeiterrechte, hervorgehoben zu haben, so daß der Leser von der Bedeutung und Tragweite derselben sich wohl eine zutreffende Vorstellung zu machen in der Lage ist. Es giebt zur Zeit wenig Staaten, deren Arbeiterschutzrecht noch weiter geht als das deutsche und wir dürfen es wohl behaupten, daß Deutschland nunmehr in die Vorderreihe derjenigen Culturstaaten eingetreten ist, welche dem Arbeiterschutz ihre Thätigkeit und Aufmerksamkeit zuwenden. Wenn wir die deutsche Gesetzgebung mit der Gesetzgebung Englands vergleichen, welche bereits seit mehr als einem Menschenalter der Ausnützung der menschlichen Arbeitskraft gesetzliche Schranken zieht, so werden wir finden, daß in manchen Punkten das englische Recht zwar noch weiter geht als das deutsche, daß aber im Großen und Ganzen letzters für den Schutz der Arbeiter zweifellos mehr thut als ersteres; wir dürfen auch nicht vergessen, daß in Deutschland die Gesetze streng und unerbittlich ausgeführt werden, was in anderen Ländern, England nicht ausgenommen, nicht der Fall ist. Nur die Schweiz hat eine noch weitergehende Arbeitergesetzgebung als Deutschland, die Schweiz ist aber auch kein Industriestaat wie das deutsche Reich, sie ist nicht, wie dieses, an dem Welthandel betheiligt und braucht deßhalb auf die Productionsbedingungen in anderen Ländern nicht die gleiche Rücksicht zu nehmen. Gewiß ist auch jetzt noch das deutsche Recht weit davon entfernt, dem Ideal eines Arbeiterschutzrechtes zu gleichen, allein der Besitz des Ideals ist einem Volke nur selten vergönnt und nur derjenige könnte den gewalten Fortschritt, welcher durch die Novelle für die Entwicklung der Arbeiterverhältnisse, erreicht ist, verkennen, welcher auf das Gute verzichtet, weil er das Idealbild nicht erreichen kann. Die fast einstimmige Annahme, welche die Novelle schließlich seitens des deutschen Reichstags gefunden hat, beweist zur Genüge, daß alle Parteien in ihr ein Gesetz erblicken, das uns einen großen Schritt weiter auf dem Wege führt, der uns dem hohen Ziele entgegenbringt, die Männer

der schwieligen Faust, die Armen und Enterbten mit den bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen auszusöhnen. Für jene Thoren und Schwärmer, welche alles Heil in der Verwirklichung des von Bellammy geschilderten Gesellschaftszustandes erblickten, mag der Werth dieser neuesten Sozialgesetze des deutschen Reiches ein recht geringfügiger sein, für alle Männer und Frauen aber, welche noch zwischen Vernunft und Phantasie, zwischen Wirklichkeit und Traum zu unterscheiden wissen, wird die Bedeutung derselben keiner weiteren Ausführung bedürfen.

Ein geistvoller Schriftsteller unserer Zeit, Albert Lange, der Geschichtschreiber des Materialismus, hat einmal den Gedanken ausgesprochen, daß eine Gesellschaft sich nur dadurch das Recht auf ihre Existenz wahre, daß sie unablässiig sich bemühe, ihr Recht den veränderten Verhältnissen anzupassen; wenn dieses Wort wahr ist, so darf die deutsche Gesellschaft zu Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts den Anspruch darauf erheben, daß sie von ihm vollständig durchdrungen ist und sich in ihren Handlungen auch durchaus nach seinem Inhalt richtet; welcher Gegensatz zu dem Verhalten der besitzenden Gesellschaft des ancien régime, die nur darauf bedacht war, ihre Vorrechte und Interessen zu bewahren und den Armen und Elenden in seiner Niedrigkeit und Verwahrlosung zu belassen!





Die Königstochter von Portugal.

Novelle.

Von

Adalbert Meinhardt.

— Hamburg. —

Frawengemuth und rosenbletter,
Herengunst, Aprillenwetter,
Roß, wurffel und federspill,
Verkern sich oft, wer's merken will.

Zimmerische Chronik, Band IV.



Es waren nach des alten Grafen von Werdenberg Tode, — „dann er starb am fünften tag des Maien im jar als man zallt 1111," — so berichtet dieselbe Chronik, der ich obiges Verslein entnahm, — unter den jungen Söhnen desselben mancherlei Zwistigkeiten entstanden. Der Vater nämlich hatte dem zweiten, Grafen Albrechten, seinem Liebling, den Besitz der Herrschaft verheißen. Nun erhoben die beiden anderen auch ihre Ansprüche an das Erbe. Eine ganze Reihe von Freunden, Ritterbürtigen und Grafen aus dem Rheinthal, schweizer= sowie schwäbischerseits, kamen deshalb auf einen gemeinsamen Tag in die Stadt zu Constanz geritten, gut zu berathen und besser zu trinken. Da haben sie denn, nach weiser Schiedsrichter uralter Gewohnheit, sich dahin geeinigt, daß von den Dreien einstweilen keiner die werdenbergischen Lande und Rechte erhalten solle. Ein verläßlicher Mann, der Herr Jacob von Altstetten, wurde zum Vogt bestellt, Alles sparsam zu verwalten, bis der Brüder Forderungen aus den Einkünften befriedigt sein würden. So lange verblieb der älteste, Graf Heinrich auf der Herrschaft seiner Gattin, einer Gräfin von Sonnenberg sitzen und regierte dort wohlgemuth weiter. Desgleichen that der jüngste, Graf Ulrich, dem eine reichbe=

güterte Erbin, Gräfin von Kirchperg und Wullenstetten schon jung zur Ehe gegeben worden. Der mittlere aber, Graf Albrecht eben, war annoch unbeweibt. Er fand sich also, wenngleich mit der Aussicht, daß dereinst ihm Alles gehören solle, jetzund ohne Burghof noch Lande.

Graf Albrecht hatte seinen Vater gar herzlich geliebt. Dessen sorgende Aengstlichkeit aber, die ihn kaum aus den Augen gelassen, ihn behindert hatte seine Kräfte, wie andere Junker im Kampf zu erproben, die war ihm zu Zeiten beschwerlich gefallen. So behagte denn der Entscheid, welcher ihn gleichsam des Landes verwies, ihm gar nicht so übel. Also durfte er mit gutem Gewissen sich rüsten der heimischen Liebe und Aufsicht aller seiner Anverwandten zu entgehen und dahin zu verreiten, wie er längst schon sich gesehnt, wo es zur Zeit grade einen Krieg gab, in welchem ein Mann sich bewähren konnte. Und das war im Lande zu Portugal.

Am liebsten wäre er ganz alleine davongezogen. Aber alle die Sippen und Magen, besonders die Weiber des vieledlen Hauses, die sprachen dagegen. Nicht daß die Seinen ihm mißtraut hätten. Sie liebten ihn so inniglich, daß sie Alle meinten, die Hörigen selbst und die alten Diener, ihre Ergebenheit ihm beweisen zu müssen, indem sie um sein Wohlergehn sorgten. So er von der gefahrvollen Reise nicht lassen wolle, also mahnten sie und baten, müsse er zumindest einen verläßlichen, tapferen Genossen, einen vom Adel mit sich nehmen, ihnen zum Troste, sich selber zum Schutz. Zu einem solchen Begleiter und Mentor schlugen sie ihm Herrn Marquardten von Altstetten vor, des Vogts von Werdenberg ältesten Sohn. Da dieser aber des Grafen Albrecht guter Freund war, und da zudem das Jasagen leicht ist, ein „Nein" aber unter die Worte zählt, welche Leuten von unseres jungen Helden Gemüthsart am aller-, allerschwersten fallen auszusprechen, so ergab er sich drein und hieß jenen mitgehen.

Die beiden jungen Kämpen waren aber kaum auf Sehweite von dem alten Schloß Werdenberg fortgeritten, da wandte Graf Albrecht sich im Sattel, winkte den Knechten zurückzubleiben, legte die stahlbehandschuhte Rechte dem älteren Freunde auf seinen Arm und sagte: „So, Du bist mein Gefolgsmann und ich bin der Herr. Als solcher gebiete ich Dir von Stund an mich nur mehr Junker Albrecht zu nennen, nichts mehr und nichts minder. Ich will als ein Kriegsmann streiten wie Du, ich denke mir Ruhm und Ehre zu holen. Also bin ich Deinesgleichen. Weder als Deinem Herrn darfst Du mehr mir dienen, noch als verwöhntes Grafensöhnlein mich bevormunden und hüten. Das sollst Du, begehre ich, mir geloben, bei Deiner Treu."

Der von Altstetten, auferzogen im Respect vor seines Vaters künftigem Lehnsherrn, mußte gehorchen, er konnte nicht anders. So streckte er seine Schwurfinger aus: „So wahr ich Euer getreuer Mann bin! — ich will's verschweigen und auch vergessen, daß Ihr der Graf seid und mein Herr."

Damit war jener wohl zufrieden.

Guten Muthes ritten sie fürbaß und sandten nach wenigen Tagereisen

die alten werdenbergischen Knechte zurück in die Heimat. Die sie zur Bedienung ihrer Rosse und als Wegweiser weiterhin mit sich nahmen, die fremden Leute wußten nicht anders, als daß die beiden jungen Herren einander gleich seien an Stand und an Herkunft.

Wie alsdann die Reise fürder gegangen, ob zu Land durch Frankreich und Hispanien, ob die Herren ein Meerschiff bestiegen und welcher Gestalt ihre Ankunft in Portugal geschah, darüber weiß ich nichts Genaueres zu berichten. Der Chronist geht über solche Nebensachen kurz hinweg. Es dünkt ihn wohl als sei daran wenig der „gedachtnus“ würdig, indem er als selbstverständlich annimmt, man werde in allen künftigen Tagen nicht anders reisen, denn zu seiner Zeit. Nun, soviel steht fest: — sie sind hingekommen. Und also wollen wir um das Wie uns auch nicht weiter viel Sorgen machen.

An dem Hofe von Portugal empfing man die beiden Herren mit Freuden. Deutsche Arme und deutsche Hiebe konnte man dort zum Kampf mit den Mauren gerade derzeit besonders gut brauchen. Weß Standes oder Namens sie wären, fragte sie niemand. Ob sie ihr Schwert zu führen verstanden, — darauf kam es an. Nur des Königs bejahrter Truchseß, ein braver Schwabe, Herr Oswald von Hatstat geheißen, der erkundete alsbald, nachdem er die neuen Heimatsgenossen mit väterlicher Freundschaft empfangen, des Grafen Herkunft. Weilte er gleich schon so lang in der Fremde, daß ihm Sprache wie Landessitten vertraut geworden, alle adeligen Geschlechte, daheim, auf und ab, so weit der Rhein fließt, die kannte er noch wohl. Man hätte ihn darin nicht täuschen können. Aber auch er, nachdem er Alles von Grund aus erfahren, gelobte zu schweigen.

Herr Oswald hätte dem jungen Grafen gern mehr, gern alles, was dieser nur gefordert hätte, zu Liebe gethan. Denn es ging dem Alten das Herz auf und die Thränen traten ihm in die Augen, da er den Werdenberger ersah. Just so blühend, so blond gelockt, so stolz geartet, war seiner Schwester Kind gewesen, der feine Knabe, den vor mehr denn zehn Jahren er mit sich auf die Fahrt genommen. Man hatte dazumal ihn in des Königs Frauenzimmer als Pagen gethan. Aber da er herangewachsen, begehrte das junge muthige Blut nach Kampf und Ehr'. An Herrn Oswaldens Seite ritt er hinaus. Und da er heimkam und da er gesiegt, knüpfte des Königs Töchterlein, dem er vorher die Schleppe getragen, mit den eigenen schneeweißen Händen ihre Farben zum Dank ihm an seine Helmzier fest. Er ist darauf nochmals von dannen gezogen, ohne den König, ohne den Oheim, ohne genügende Bedeckung. Und seitdem, es waren nun auch wohl an zwei Jahre schon darüber hingegangen, hat man ihn nimmer gesehen.

Der gute Truchseß, da er jenes gedachte, wischte sich mit seinem Lederhandschuh die Thränen fort. Er klopfte dem jungen Grafen die Schulter:

„Herr Albrecht, Herr Albrecht, laßt mich nur sorgen. Ihr werdet mir den Verlorenen ersetzen. Es soll Euch nicht schlecht ergehen hier am Hof.“

Also war denn im fernen Lande Portugal dem jungen Kämpen alsbald wieder zu Theil geworden, was er für alle Zeit daheim auf Werdenberg zu lassen gemeint: die liebevoll ängstlich sorgende Aufsicht. Er war schon drauf und dran geradenwegs zu dem Emir von Badajoz hinüber zu sprengen, nur frei zu sein von sothaner Obhut. Aber, zum Ersten: wer bürgte ihm, daß nicht dort drüben, in dem Lager der Christenfeinde sich auch so ein guter Schwabe fände, der ihn allsogleich in sein Herz schließen würde? Der deutschen und gar der rheinischen Ritter gab es derzeit schier überall, wo Kampf und Krieg war, dort so wie hier. Und dann zu zweit: bevor er noch daran gehen konnte, solchen frevlerischen Gedanken auszuführen, da hieß es: kämpfen! Darob vergaß er ein jedes andere Gelüsten. Er rüstete sich und ritt auf die Feinde, froh wie zum Fest. Ob er sich brav hielt, braucht Keiner zu fragen.

Da das Heer siegreich zurückgekehrt war, da wurde er vor den König berufen. Bescheidentlich stand er vor dem Throne und hörte sein Lob an und freute sich dessen. Der erste Ruhm, den man sich erstritten, thut wundergut. Während aber der edle Fürst huldreich also zu ihm sprach, während der gute, alte Truchseß bedächtiglich mit langsamen Worten die fremde Rede in's Deutsche umsetzte, lehnte auf dem Thronsitz neben dem König, unter dem goldenen Baldachin ein holdselig Kind. Das neckte sich mit einem Windspiel und achtete nicht was jene sprachen. Ihre langen, goldhellen Haare warf sie lachend dem Hunde entgegen und bog sich zurück, sie ihm entziehend und streichelte ihn und schlug ihn ein wenig und versuchte ihn zu lehren, wie er ihr die Hand küssen solle. Doch da das Hündlein, das Spiel mißverstehend nach ihren feinen Fingern schnappte und zubeißen wollte, da ward das Jungfräulein ungehalten. Sie riß von ihrem weißen Halse eine ihrer Silberketten und peitschte das Thier, daß es laut aufheulte. Der König und sein Hofgesind ließen von dem Spiel sich nicht stören. Der junge wackere Deutsche aber, der war ein Freund aller lebenden Creatur. Ihn erbarmte des Hundes. Und da sie noch ein paar jähe Streiche mit ihrem spitzigen Perlgestränge nach dem winselnden Thier geführt, da mochte er es nicht länger sehen. Er wandte sich, ohne vieles Bedenken, trat hinzu und nahm dem Mägdlein ihr Schmuckgehänge aus der Hand.

Als habe sich Ungeheueres ereignet, so schwiegen Alle rings im Saale. Der König selbst stockte inmitten der feierlichen Rede. Die Ritter und die Damen starrten den Kühnen an, mit angehaltenem Athem, erwartend, was nun geschehen werde. Am meisten aber, schier mehr denn sie Alle, schien das junge Prinzeßlein erschrocken. Sie stand einen Augenblick wie gelähmt.

Doch dann zog ein dunkel Erröthen ihr über die Wangen, sie bückte sich nieder zu ihrem Windspiel, hob's auf den Arm, beruhigte es freundlich, trug es hin bis zu dem Deutschen und hieß es ihm die Pfote reichen. Dazu

nickte sie selber ihm zu, mit ernsthaften Augen und sagte halblaut ein paar rasche Worte.

Und die Ritter und die Damen athmeten auf, wie nach überstandener Lebensgefahr.

Herr Albrecht — seinen Grafentitel hatte er mit den deutschen Kleidern zusammen in ein Bündel gethan und von sich gelegt — Herr Albrecht also, hat von Stund' an nicht mehr daran gedacht, aus dem Lande Portugal zu verreiten. Er blieb bei dem König als dessen Mann und ergebener Diener. Und eben wie er that der von Altstetten, sein Fahrtgenoß und ließ sich's wohl sein im schönen Süden. Nur in einem, für einen guten Alemannen schier halsbrecherischen Unternehmen konnte dieser seinem Lehnsherrn und Vorgesetzten ganz unmöglich Gefolgschaft leisten. Und das war die Erlernung dieser verzwackt romanischen Sprache mit ihren arabischen Einschiebseln, wie man derzeit sie hier zu Land sprach.

Den Truchseß aber, den guten Herrn Oswald erfreute auch dieses Beginnen Herrn Albrechts. Just ebenso hatte sein armer, verschollener Liebling, der junge Arbogast von Andlow sich gemüht, gleich zu Anfang seines Hierseins die fremden Leute zu bemeistern. Und just so tapfer, wie er später gegen die Ungläubigen gestritten, so unentwegt, war er auch der Sprache zu Leibe gegangen, also daß binnen Halbjahresfrist er sie fast so leichtlich gehandhabt, wie seine eigene.

Herrn Albrechten freilich war es wenig darum zu thun es dem Arbogast nachzumachen, dessen Namen er zur Ermüdung oft hören mußte. Der junge Page, von bescheidener Abkunft, wie er war, angewiesen an eines Fürsten Hof für sein Leben zu dienen, hatte sich mit dem Gesinde im Frauenzimmer wohl oder übel, verständigen müssen. Der stolze Werdenberger hingegen, der pflag der Unterhaltung nur mit seinen adeligen Landsgenossen. Um die Maurenhunde zu schlagen bedurfte er des Schwertes, doch keiner Worte. Es waren einzig ein paar kleine, kurze Sätze, die wollte er verstehen. Und er vertraute sie keinem Menschen, doch sagte er sie selber sich heimlich oft vor. Denn es hatte das Prinzeßlein, jenes Tages, da sie mit dem Windspiel auf ihrem Arme vor ihm gestanden, sie gesprochen. Und sie hatte, Schweigen gebietend, ihren Finger an die feinen Lippen gelegt.

Als nunmehr Herr Albrecht, nach einem und dem anderen Monat mühseliger Arbeit so weit vorangedrungen war, um ein wenig begreifen zu können, was sagten da die vielholden Worte, die er so lang im Gedächtniß getragen? — „Herr Ritter, Euch kann ich vertrauen, Ihr sollt mir ein Freund sein, ich will mit Euch sprechen. —“

Um das zu ermöglichen mußte Herr Albrecht weiter studieren, so schwer es ihm fiel. Denn das junge blonde Prinzeßlein war es gewohnt, daß man that, was sie begehrte.

Der König hatte dereinst sein Weib nach einem Jahr der Ehe verloren. Die war so zauberschön gewesen, daß die Leute wohl gemunkelt, sie sei aus

Feenland gekommen. Nun sie zurückgekehrt dorthin, blieb ihr einzig Töchterlein des Vaters Schmerzenskind und sein Liebling. Er überhäufte sie mit Geschenken; so er den Feinden Beute abnahm, brachte er ihr das Allerbeste, an Edelsteinen und köstlichen Stoffen, was er irgend zu finden wußte. Was sie wollte, das geschah, was sie sagte, galt dem Gesetz gleich. Bei Hofe, wie im ganzen Lande herrschte Sonnenschein und Regenwetter, je nachdem sie lachte, oder nicht. Wer ihr mißfiel, der mußte es büßen. Aber wem sie wohl gesinnt war, dem erging's gut, der brauchte im Leben sich nicht mehr zu sorgen.

Weil sie aber, wie man sagte, mit dem weißen, feinen Gesichtchen, mit ihren goldhellen, langen Haaren der todten Mutter so ähnlich geworden, und weil ihre holde Lieblichkeit des Königs Labsal war, seines Alters einzige Freude, so mochte er sie nimmer missen. Ein und der andere fremde Fürst, von dem Ruf ihrer Schönheit gelockt, hatte ihrer Hand schon begehrt. Aber der König gönnte sie keinem. Mit Schimpf und Hohn schickte er die Herren fort. Und das Fräulein, obwohl sie jetzt schon ihr fünfzehntes Jahr erreicht und obwohl es an der Zeit gewesen wäre, daß man ihr einen Gatten gesellt hätte, ließ es geschehen. Wenn sie einmal einen wolle, sprach sie kecklich zu ihrem Herrn Vater, würde sie den Gemahl sich schon nehmen, der ihr gefiele. — Und so oft wieder ein schmucker Prinz, der ob ihres Anblicks den Kopf verloren, traurig von dannen reiten mußte, lachte sie seiner noch obendrein.

Da nun Herr Albrecht sich mit dem Erlernen der Sprache noch quälte und Woche um Woche verstreichen ließ, sie nach ihrem Begehren zu fragen da ward die Königsmaid ungeduldig. Es seien der deutschen Herren und Ritter jetzt so viele hier im Lande, so sagte sie ihrem Vater, dem König, daß es ihr nützlich scheine und richtig deren Rede zu verstehen. Worauf der edle Fürst alsbald Herrn Oswalden, den alten Truchseß, ihr zum Meister bestellte. Aber in der ersten Lehrstunde schon, bei dem ersten deutschen Worte, das er ihr vorsprach, mußte sie lachen. Am zweiten Tage, da er ihr in dem, was sie zu sagen versuchte, einen Fehler aufweisen wollte, da lachte sie wieder. Der ehrsame Herr wagte fortan nicht mehr sie zu tadeln, noch zu verbessern. Das Königstöchterlein lachte dennoch. Und nach etwelchen weitern Lectionen erklärte sie ganz trotzig dem Vater: nein, mit solchem alten Schwachkopf als Lehrherrn, der sich vor seiner Schülerin fürchte, werde sie all' ihr Lebtag nichts lernen. Sie müsse einen zum Meister haben, der aufrichtig und streng sei. So zum Beispiel den blonden Herrn Albrecht.

Nun war es gegen alle Sitte und jegliches Herkommen hier bei Hofe, daß man unter das Frauenzimmer einen jungen Kriegsmann einließ. Aber das Fräulein hatte gesprochen. Und der König erfreute sie gern. Und Herr Oswald sollte auch fürder, als grauhaariger Ehrenwächter ihre Lehrstunden überwachen. So geschah ihr, wie stets, ihr Wille. Da also Herr Albrecht, der blonde Deutsche das Königskind unterrichten sollte, führten der König und sein Truchseß ihn zu ihr ein.

Sie saß auf einem offenen Söller, mit dem Blick auf das Meer und die Gärten. Hinter ihrem erhöhten Sessel stand ihre alte Mohrenamme, die schwang an silbernen Ketten ein Rauchgefäßchen, dem leise Wohlgerüche entstiegen. Zu ihren Füßen saß ihr Fräulein und schlug die Laute zum Gesange. Und die Prinzessin schaute hinaus in die blaue Ferne und hörte nicht, was jene spielte, noch wie die Edeldamen im Kreise leise, liebliche Lieder sangen. Da aber der Ritter vor sie hintrat, wandte sie langsam den Kopf herum.

„Ich will deutsch lernen,“ sprach sie zu ihm, „so Ihr, Herr, mich lehren wollet.“

Da verneigte sich Herr Albrecht nach höfischer Weise und begann, so gut er es konnte in ihrer Sprache, sie seiner übergroßen Bereitschaft und seiner geringen Befähigung zu sothanem Ehrenamte zu versichern.

Sie aber runzelte ein wenig die feinen Brauen. „Laßt das. Das klingt wie Herrn Oswaldens Rede. Ich mag's nicht hören, ich will lernen. Fangen wir gleich an. Wie heißt: ich will?“ — Das war nämlich das eine und Haupt-Wort, welches diesem jungen Prinzeßlein in jedweder Sprache zu wissen noth schien.

Herr Albrecht gab ihr bedächtig zur Antwort: „Das erste, was ein jeder Deutscher, und vor Allem jeder Schüler zu lernen hat, heißt: ich will gehorchen.“

Sie lachte. „Ah, ich verstehe. Ihr befürchtet, sehr werther Meister, daß ich Euch so wenig gehorsamen werde, wie Eurem Vorgänger hier in dem Amte. Wohl, wartet es ab. So Ihr zum erstenmal unzufrieden mit Eurer Schülerin sein werdet, gebe ich Euch im Voraus Urlaub davonzugehen. Was aber diese Sprache betrifft, ich dachte bisher das Wichtigste, was sie Euch Deutsche lehrt, das sei der Satz: Ich will Treue üben.“

Da hob Herr Albrecht stolz sein Haupt: „Das braucht ein Deutscher nicht zu lernen. Es liegt ihm im Blut, es wird mit ihm geboren, er weiß es eh' er noch reden kann und vergißt es auch nicht im Tode!“

Und das Prinzeßlein senkte die Wimpern und blickte eine Weile zu Boden. „Wohl,“ sagte sie dann, „das gefällt mir; auch ich will treu sein und bleiben.“ — Damit kehrte sie ihre Augen wieder zu dem Meere draußen. „Ich habe genug gelernt für heute. Auf morgen.“ Und sie winkte der alten Mohrin, daß sie den Ritter hinaus geleite.

Also kam denn der tapfere Herr Albrecht am nächsten Tage und jeden ferneren, welchen der Herr werden ließ, von dem alten Truchseß begleitet zu ihr, in ihren Saal. Er durfte vor ihr stehen, sie anschauen, sie reden und auch lachen hören. Er war ein gewissenhafter Meister und lehrte sie, so gut er es wußte. Was er dabei lernte, ist unschwer zu rathen.

Wie wundergut aber ein so zartes Fräulein, wenn sie's nur will, solche schwere Kunst bezwingt, die einem sieggewohnten Ritter Kopfzerbrechen und bittere Noth macht, darüber staunte vor Allem Herr Oswald. War der

Werdenberger auch nicht ein sonderlich geübter Meister, so hielt die Prinzessin desto getreulicher ihm ihr Versprechen, daß sie gehorsam sein wolle und fleißig. Wenn er ihr etwas vorsagte, dann hing ihr Blick an seinen Lippen und sie sprach es ihm nach, in demselben Tone. Stellte er ihr eine Aufgabe zu lernen, so hatte sie die bis zum Morgen bezwungen. Machte sie dennoch einmal einen Fehler — er brauchte kaum mit der Wimper zu zucken, sie merkte es gleich und bat ihn wohl gar noch um Vergebung. Und da er sie lobte, zum ersten Male — er hatte ihr das Wort geben müssen, es nicht zu thun, bis er's ehrlich thun konnte, — da schaute sie ihn so stolz an, so freudig, daß alle die gülden Ehrenketten, welche der König, ihr Vater, ertheilte, ihm gegen den Dank nur wie Tand scheinen mußten.

Zwar der Königsmaid erste Dame, eine Jungfrau aus edlem Geblüte, schwarzhaarig, mit dunkeln, dunkeln Augen, um weniges älter nur als die Herrin und deren Genossin bei jedwedem Thun, die lernte schier rascher noch. Manches Mal wußte sie ganze Sätze, die der Lehrer noch nie gesagt. Der Truchseß meinte, das könnte nimmer so mit richtigen Dingen zugehen. Aber Herr Albrecht bemerkte es kaum. Er hatte seiner Sinne keinen für Andere frei, denn für die Eine. Und wenn er auf die Feinde ritt und wenn er im Turniere kämpfte und wenn er siegte, und selbst wenn er still auf seinem Bette lag, neben Herrn Marquardten, der bieder schnarchte, — er dachte immer nur an sie.

Weshalb denn auch nicht? Einmal mußte doch ihr Vater sich entschließen, sie zu vermählen. Würde er dann nicht am ersten den zu seinem Eidam erkiesen wollen, der ihm getreulich beigestanden, sein Land und Reich von den Feinden zu säubern? Und war sie gleich ein Königskind, er hieß dafür ein Werdenberger! Wie aber die Grafen dieses Namens derzeit vom Rheinesursprung an, in den grauen Rhäterfelsen, bis hinab an den Bodensee und weiter, so weit nur der grüne Strom fließt, ja in allen deutschen Gauen, in Ansehen standen, davon mochte wohl die Kunde selbst bis hierher gedrungen sein. Zwar vorerst war er, hier bei Hofe, auf seinen eigenen Wunsch und Willen, nicht Graf, nicht ein regierender Herr, war nur der Albrecht, des Königs Mann. Doch machte ihm das just besondere Freude. So es Zeit war, wollte er sich nennen. Daß ihm dann Alles gelingen müsse, Alles zufallen, deß er begehrte, daran kam ihm nicht einmal ein Zweifel.

Da aber sein sorgsamer Genoß, der Marquart von Altstetten ihn warnen wollte, daß er nicht hier in fremdem Lande in gefahrvolle Liebeshändel sich verstricken lasse, da sprach zu ihm der gute Truchseß, Herr Oswald, der es gleichfalls bemerkt, wie weltversunken Herr Albrecht einherging: „Gerade so blickte mein Arbogast drein, gerade so verliebt und verträumt. Ich weiß so wenig, welche schwarzhaarig, schlanke Maid im Frauenzimmer es ihm angethan hatte, wie ich jetzt ahne, wer Herrn Albrechten sein Herz stahl. Das aber weiß ich: so wir armen deutschen Knaben für solch' ein südländisch

wachsblasses Herlein mit dunklen Glühaugen in Feuer gerathen, das brennt so heiß, das dringt so tief — da hilft kein Warnen von guten Freunden."

Nun, Herr Marquardt ließ sich's gesagt sein, und erwählte das Klügere: das ist zu schweigen. Das Feuer in Herrn Albrechtens Herzen aber brannte lichterloh weiter und er erfreute sich selbst an der Gluth.

So das Prinzeßlein ihn freundlich nur ansah, so meinte er zu träumen. Ein jedes Wort von ihr bewahrte er wie Himmelsbotschaft in seinem Herzen. Einmal hatte sie halblaut jenen Satz, — der Truchseß hatte den Kopf just gewendet — den sie am ersten Tage zu ihm gesprochen, wiederholt: „Ich möcht' mit Euch reden." Doch als sie darauf gar eines Abends nach dem Turniere, bei dem er drei der gefürchtetsten Ritter in den Sand geworfen hatte, mit ihren eigenen, schneeweißen Händen ihm eine güldene Kette umhing und sich vom Thronsitz zu ihm hinabbog und leise, ganz leise auf Deutsch sprach: „Morgen, zur Frühmesse, in der Kapelle, — will ich's Euch sagen;" — da dünkte es ihn wahrhaftig der Himmel sei herab auf Erden gekommen und alle Paradieseswonnen, wie Christen und Ungläubige um die Wette sie verheißen, die müßten ein Rauch nur sein gegen sein Glück.

Es war um die Jahreszeit, die wir bei uns noch den Winter benennen. Dort drunten aber wärmt die Sonne lind die Erde in allen Monden. Die Bäume stehen im grünem Schmucke und es giebt der duftenden Blüthen, der gefiederten kleinen Sänger in den Königsgärten immer. Da Herr Albrecht in der frischen Morgenfrühe zur Kapelle schritt und hinaufsah an den grauen Mauern des festen Thurmes in dem die Prinzessin gehütet wurde, meinte er in seinen Gedanken, ein schöner Schloß, denn diese wehrhafte Burg ihres Vaters, wolle er ihr daheim zu Sargans oder sonst am Rheinstrom wohl bauen. Aber wie er solche Gärten in deutschen Landen, so blauen Himmel, so linde Lüfte ihr schaffen sollte, das wußte er nicht. Doch sorgte er sich nicht viel darum. Es schien ihm ganz lustig in seinem Sinne sich ein Schneegestöber zu denken, hinter ihm auf dem Roß die Blonde, und ihre beiden, vielschlanken Arme um seinen Leib geschlossen, daß sie sich im Sturme festhalte an ihm. —

So träumend trat er in die Kapelle. Das gesammte Frauenzimmer hörte die Messe. Die Königsmaid saß in ihrem Gestühle aufrecht und ernst, fast wie das Steinbild ihrer Mutter, das neben ihr von der Wand herabsah. Der junge Deutsche lehnte im Winkel hinter einem der wuchtigen Pfeiler. Ob sie es wohl höre, dachte er, wie sein Herz ihm klopfte, daß es des Priesters Sang übertönte? — Sie erhob sich nach dem Amen. Zwei Edelknaben trugen ihr die seidene Schleppe. Der lange, perlgestickte Schleier wallte über ihre Schultern tief herab, wie ihr goldfarbenes Haar. Paarweise folgten ihre Frauen von weißem und von Maurengeblüte. So zogen sie zur Kapelle hinaus. Darauf ging der celebrirende Geistliche. Die Chorknaben räumten unter Plaudern die Meßgeräthschaften auf die Seite; die Ausgangs-

thür ward wohl verschlossen, der schwere Riegel vorgeschoben. Und Herr Albrecht sah sich gefangen.

Erschreckend trat er hinter seinem Pfeiler vor. Rings war Alles still. Mit langen Schritten, die dröhnend auf dem Steinfußboden wiederhallten, schritt er zur Thür und horchte hinaus. Durch Rütteln suchte er sich zu befreien. Doch war es vergebens. Auch zu der Sacristei der Ausgang war fest verwahrt. Sollte er hier gefangen bleiben? — Und da er es denkt, und da der Zorn ihm kochend empor steigt in seinem Herzen, und da er schon meint verrathen zu sein, da wendet er sich jäh herum — und vor ihm steht sie, die Prinzessin.

Wie damals als sie zuerst ihn gesehen legt sie den Finger an ihre Lippen. „Ich wollt' Euch bitten," beginnt sie leise, „lange schon . . ."

Aber Herr Albrecht wartet nicht, daß sie es ausspricht, was sie begehrt von ihm. Er sieht nur den Blick, mit dem sie ihn anschaut, halb flehend, halb wie Gehorsam heischend. Und er beugt vor ihr die Kniee. —

„Befehlt, o Herrin. Was Ihr nur wünscht, es soll geschehen. Ich gelobe Verschwiegenheit, Treue, stilles Gehorchen und stummes Geduldeu. Und so Ihr mich aussendet an den Pol, wo die Welt in Eis starrt, und so Ihr mich gehen heißt in höllisch Feuer — es wird mir ein Spiel sein, um Euretwillen, heut und allzeit, so lange das Blut rinnt in meinen Adern." — So spricht er und hebt seine Hand zum Schwur auf, zu dem Heiligen über dem Alter.

Die junge Maid aber steht und hört ihn gesenkten Hauptes. Sie dankt ihm nicht. Fast scheint's sie zu reuen, daß sie ihn hierher beschieden, daß er sich also ihr zugelobt hat. Sie öffnet die Lippen und schließt sie wieder. Und sie schüttelt den Kopf. „Ein andermal." — Und so winkt sie ihm, ihr zu folgen und geht voran zu einer geheimen Thür in der Mauer, die neben ihrer Mutter Bild ist und die er nicht sah.

Draußen im Gange wartet ihre treue Genossin, das schöne Fräulein, das an ihren deutschen Lectionen so fleißig Theil nahm. Auf die tritt sie zu: „Nun sieh', Amisa, ich hatte Recht, daß ich ihm vertraute. Herr Ritter, —" sie hebt ihre Augen auf zu den seinen und senkt sie rasch wieder — „Herr Ritter, ich danke Euch. Nein, nun geht nur. Ich kann es heute Euch noch nicht sagen. Doch wenn es Zeit ist . . . dann sollt nur Ihr, nur Ihr mir beistehen, wie Ihr mir geschworen. Das nehme ich an."

Und auf ihren Wink geleitet ihr Fräulein, blaß wie immer, gesenkten Hauptes, ihn durch die schmalen, sich windenden Gänge des alten Thurmes in die Freiheit zurück. Er fragt sie nicht, was ihre Herrin ihm sagen wollte und doch nicht gesagt hat. Er fragt sie noch minder, zu welchem unbekannten Dienste er sich so unbedacht verschworen. Er denkt einzig daran, wie die Prinzessin ihn angeschaut, als er den Schwur that und wie sie darauf ihre Lider gesenkt hat, da ihr Blick dem seinen begegnen wollte.

Das stille Fräulein mit den dunkeln, dunkeln Augen im bräunlich

blassen Angesicht thut ihm die Pforte auf und bleibt stehen. „Gehabt Euch wohl, Herr Ritter. Und, das rathe ich Euch, denkt nicht, was Ihr denkt. Ihr könntet sonst irren und Schmerzen drum leiden."

Solche Worte möchten wohl Manchen in seinem Hoffen schwankend machen; doch nicht einen jungen, stolzmuthigen Kämpen wie Herr Albrecht es war. Der traute viel lieber seinen eigenen Augen und Ohren, als der unheilkündenden Stimme eines traurigen, schwarz gescheitelten, portugiesischen Jungfräuleins. Und seine guten, deutschen Augen, da sie beim Unterricht nächsten Tages jene der Prinzessin trafen, die sagten ihm wieder, sie sei ihm hold.

Darüber verging geraume Zeit. Von dem Auftrag, den sie ihm vertrauen gewollt, erfuhr er nichts weiter. Er sah sie nur wenn auch der Truchseß zugegen war, nie mehr allein. Da es aber wiederum Kampf gegeben und er im Treffen mit den Feinden zum anderen Male den Sieg davongetragen hatte und nun an der Beute ein Antheil ihm zustand, da begehrte er nicht Gold und nicht Schätze, sondern wählte für sich einzig nur einen Gefangenen, einen jungen Maurenknaben. Den ließ er ganz köstlich kleiden, in Sammet und in Seide und bat um die Gnade, sothanen Sklaven der Königstochter verehren zu dürfen. Der alte Truchseß meinte gerührt, dergleichen hätte sicherlich auch sein Neffe gethan, der Arbogast, so dem die Heiligen, anstatt ihm Gefangenschaft, ja wer weiß, vielleicht seinen Tod zu bereiten, ein wenig holder gewesen wären. Und Herr Oswald zerdrückte seufzend eine Thräne.

Der Werdenberger aber fragte nicht, was ein Anderer an seiner Stelle gethan haben würde. Er war allbereits lang genug in dem fremden, südlichen Lande, um hier selber mancherlei Weisheit noch außer der Rede erlernt zu haben. So z. B., daß wenn man ein Ziel im Auge habe, man vorerst die Straße dahin sich wohl bahnen und frei machen müsse, sei's nicht anders, nun dann durch List.

Und Herr Albrecht verfaßte ein Brieflein. Es fiel ihm nicht leicht. Schreiben war sonst nicht Rittergewohnheit. Auch ist es nicht ein kleines Ding seine Worte so zu setzen, daß sie die Eine nur versteht, daß aber unbefugte Augen nichts Verfängliches darin entdecken. Er also bat gar unterthänig die Prinzessin endlich ihn die verheißene Probe bestehen zu lassen. Sothanes Schreiben übergab er dem Maurenknaben und wies dazu in seiner einen Hand ihm ein Häuflein hell gleißenden Goldes, in der anderen sein Schwert. Und der gewitzigte Sklave begriff, was seiner harre, so er das Briefblatt richtig abgab und was, so die Botschaft verrathen würde.

Bei dem Fest an selbigem Abend stand Herr Albrecht fern dem Thronsitz unter der Menge. Dort fanden ihn der Königsmaid Blicke. Und da sie ihn gefunden hatten, da kehrten sie sich rasch von ihm fort. So war der Brief nicht aufgefangen. Und er hatte ihr auch nicht mißfallen. Oder nicht sehr. . . .

Und am Morgen kam der Sklave und beschied ihn zu der Prinzessin.

Ist denn irgend ein deutscher Ritter, sei er gleich Graf und Herr vieler Lande, ist denn überhaupt ein Mensch von gemeinem Fleisch und Knochen, würdig solch Feenkind zu besitzen, würdig ein Märchenglück zu erleben, wie es dem jungen Werdenberger an jenem Tage nahe schien? Er hätte am liebsten, wie es die heidnischen Araber thun den Estrich geküßt zu ihren Füßen, da man ihn einführte in ihren Saal. Aus dem versammelten Hofgesinde kam ihm das blasse, traurige Jungfräulein entgegen, das er wohl kannte und nahm ihn bei der Hand.

„Herr," sagte sie, „die Königsmaid dankt Euch für Euer Geschenk. Der Knabe ist ihr werth und nützlich. Er weiß gar Manches, das uns zu wissen lang schon begehrt hat. Nun möchte auch sie Euch etwas gewähren, zur Gegengabe. Und weil sie nichts fand, was Euch lieber sein könnte, denn Eure vielseltsame deutsche Rede, so hat sie in deren mühseligen Lauten sich eine lange Historie erlernt. Die will sie Euch sagen."

Nun hatte jenes Tages grade der Truchseß durch einen Auftrag seines Herrn von der Hauptstadt sich entfernt und konnte bei der Lehrstunde nicht sein. Doch war der König selber zugegen. Der lehnte sich zurück im Sessel breit und behäbig, stützte die Rechte auf seinen Schenkel und schickte sich an des Prinzeßleins lange, deutsche Rede anzuhören, die er nicht verstand.

Die Maid kam von ihrem Thronsitz herunter. Zu ihrer Linken ging die Mohrenfrau ihre Amme, zu ihrer Rechten der schwarze Knabe. Sie selbst war weiß wie Mondenlicht mit goldenen, sonnenhellen Locken. So trat sie vor den Werdenberger.

„Herr Ritter," begann sie mit ihrer lieblich langsamen Sprache, „Herr Ritter, Ihr habt mir Treue gelobt, schon damals, und gestern in Eurem Briefe; Treue und — Verschwiegenheit! Das bedenket. So Ihr ein Wörtlein nur verriethet, von dem, was ich Euch zu sagen habe, es möchte Euch an's Leben gehen. Und das . . . und das . . . Es würde mich schmerzen. Herr Ritter, ich muß Euch vertrauen. Ihr wißt, ich wollte es gleich in der allerersten Stunde, da ich Euch ersah. Denn Ihr blicktet streng und doch ehrlich; anders als Andere. Und dann auch, — es wollte mich bedünken, damals, zuerst, als ob Ihr Einem ähnlich sähet, der . . . Nun aber weiß ich längst es besser. Ihr gleicht ihm wenig. Er war so viel jünger, so sehr viel schwächer. Aber dennoch, Ihr werdet uns helfen, mir — und ihm. Arbogast von Andlow, wisset, war mein Page. Er trug mir die Schleppe und meinen Fächer. Ich war noch ein Kind. Einmal hörte ich, wie er sagte: ein armer deutscher Knabe, gleich ihm, dürfe nimmer die Wünsche erheben zu einer Maid am Fürstenhofe. Da that er mir leid. Ich gab ihm zur Antwort: Nicht nach Reichthum, noch nach Herkunft schätzt man hier in unserem Staate die nordischen Fremden. Nein, allein nach Verdienst. Erwerbt Euch Ruhm, so wird kein Fürst, wird selbst ein König seine Tochter Euch nicht weigern. So sprach ich zu ihm. — Mir aber gelobte ich in

meinem Herzen zur selbigen Stunde, daß ihm werden solle, was er begehrte. — Der Arbogast ist fortgeritten in den Krieg. Da er heim kam habe ich selbst, mit diesen Händen ihm meine Farben an seine Helmzier festgeknüpft. Er kniete vor mir. Er sprach nicht ein Wörtlein. . . . Drauf ist er zum zweiten Male verritten, weiß nicht wohin, auch nicht weshalb. Vielleicht sich mehr des Ruhms noch zu holen. Wir hörten nichts wieder. Ich glaubt' ihn schon todt. — Das war um die Zeit, als Ihr hier herkamt. — Ihr, dachte ich, solltet es für mich erkunden, was ihm geschehen. Deshalb wünschte ich mit Euch zu reden. Freilich, als ich es Euch sagen wollte, da konnt' ich es nicht. Die Worte gingen mir nicht von den Lippen. Und heute, Herr Albrecht, heute plötzlich, durch Euren Sklavenknaben hier erfuhren wir es, daß Arbogast lebt, daß er zu Zang gefangen wurde. Und also, Herr Albrecht, Ihr seid treu, ich fühl es, Ihr haltet das Wort, das Ihr mir geschworen. Der Dienst, den ich von Euch fordern muß, — Ihr wißt ihn wohl selbst schon, — ist, daß Ihr auszieht zu erforschen, ob er der ist, von dem der Sklav sprach, wie man ihn befreien könnte und — ob er noch heimbegehrt zu uns." —

Im Traum, so man eines köstlichen Saales ragende Wölbung plötzlich auf sich herabstürzen fühlet, daß Herz und Lunge zusammengepreßt werden, man schon fast meint ersticken zu müssen, bringt das Erwachen bald Erlösung. Aber im Leben, im hellen, lebendigen, am wachen Tage, so da auf einmal der lichte Himmelsdom bersten wollte und niederkrachen, — wo wäre noch Rettung? Herr Albrecht hatte sein gutes Schwert vor sich auf den Boden gestemmt, das hielt er fest, mit beiden Händen den Knauf umklammernd. Aber er meinte, es schwanke das Schwert und der Marmor, auf den es gestellt war und er selber und mit ihm der Saal, und vor ihm die Maid mit dem lockigen, wehenden Goldhaar und mit den Augen, die so treu bald und bald so fremd und wieder so herzlich hold blicken konnten, daß sie eines Mannes Denken irren mußten.

Es war aber außer ihr und ihm und dem stillblaßen Fräulein ihm zur Seite Niemand im Saale, der die Worte der Prinzessin verstanden hätte. Und der König fragte in seiner Sprache: „Nun, Herr Ritter, was schaut Ihr so finster? Hat sie das Deutsche falsch geredet? Ist der Lehrmeister übel zufrieden? Straft Eure Schülerin, straft sie, straft sie — ich gebe Euch Macht. Es gefällt mir ganz wohl, daß mein hochmüthig Kind diese Kunst nicht zu bezwingen vermochte, wie jedwede sonst."

„Herr Albrecht," sagte das Edelfräulein leise und mahnend, „der König fragt Euch. So Ihr länger noch zögert, wird er begehren zu erfahren, was Ihr gehört habt. Gebet ihm Antwort — und zugleich uns. Ihr habt Schweigen gelobt und Gehorchen, was auch die Herrin Euch auftragen sollte. Wollt Ihr nun den Schwur nicht erfüllen?"

Herr Albrecht hob seinen Blick nicht vom Boden. „Die hohe Maid, vielwerther König, redet sehr wohl — und klug und treffend. Und ich bin

mit nichten ihr Meister. Bin nur ein Schüler, ein armer Lehrbursch', der hoch geehrt sich fühlen sollte und begnadigt, daß er ihr mit Blut und Leben zu Diensten sein darf."

Diese höfisch glatten Worte, hatte er wirklich sie geredet oder ein Anderer? Er wußte es selbst nicht. So fremd und so schwerfällig dumpf klang die Stimme, daß er sie nicht kannte. Er wußte auch nicht, was sich weiter begab, wie sie ihm gedankt, noch wie die Fräulein im Frauenzimmer ihn alle fragen und necken wollten, weil er ob seiner Schülerin großer, erstaunlicher Weisheit vor Schrecken so bleich geworden sei.

Es war dem edlen Werdenberger bis diesen Tag das Vertrauen der feste Untergrund gewesen, auf welchem sein Dasein sicher geruht, das Vertrauen zu sich wie zu Anderen. Das Beides hatte er verloren. Seine eigenen gesunden Sinne, Aug' und Ohr mußten ihn ja getrogen haben, da sie ihn trog. Er rief sich ein jedes Wort zurück, jeden Blick, den er empfangen. Die hatten ihn Anderes erhoffen gelehrt. Und ob er versuchte, sie anders zu deuten — sein Gedächtniß war viel zu gut — das ließ sich nimmer Lügen strafen. Konnten denn diese feinen Lippen lachen und zugleich verrathen? Konnte hinter so weißen Lidern, die lind sich senkten, Falschheit lauern? So die Blicke trüglich waren, die sie ihm gespendet, dann gab es nicht Wahrheit in aller Welt mehr.

Aber, wie weh ihm auch geschehen und wie schnöde er hintergangen, er blieb doch derselbe, er war ein Mann, kein wetterwendisch treuloses Weib, er verrieth nicht. Was er gelobt, das mußte er halten, nach wie vor. Herr Albrecht ging des nächsten Tages gleich vor den König, Urlaub zu begehren, um am heiligen Grabe sich Ritterschlag und Sporen zu erwerben, so gab er vor. Der gute Truchseß weinte wirkliche, salzige Thränen, da er also den zweiten Knaben, an den er sein braves Herz gehängt hatte, davon ziehen sah, in's Ungewisse. Aber den Werdenberger rührte sein Jammern wenig. Auch der von Altstetten, Herr Marquardt, seufzte herzinnig ob des Abschieds von der Stadt, in der es ihm gar wohl behagt hatte. Seine Lehenspflicht gebot ihm und seine Freundespflicht ebenfalls, fraglos zu folgen und zu gehorchen.

Wie nun Herr Albrecht mit den tapfersten Maurenrittern so manchen Zweikampf siegreich bestand, wie er von dem feindlichen Emir mit Ehren aufgenommen wurde „das lassen wir bleiben", wie der Chronist in solchem Fall sagt. Genug, er erkundete sich Weg und Straße zu seinem Ziel, zog darauf weiter durch Maurengebiete und schiffte hinüber zum Lande von Zang (oder Tanger, wie wir heute wohl es nennen würden). Der Sultan jenes Reiches hatte, so war er berichtet, vor Jahr und Tag eine große Seeschlacht gewonnen, viel Christen dabei zu Gefangenen gemacht. Nun aber — das erfuhr der Werdenberger bei seiner Ankunft erst — ganz kürzlich, vor wenig Wochen, war selbiger Sultan von den edlen Rhodiserherren geschlagen worden und sammt seinen Weibern, Dienern, Sklaven, in Gefangenschaft fortgeführt.

Da Herr Albrecht solches erkundet, stieg er mit Herrn Marquardten, seinem Freunde, auf eine Handelscaravelle, die just abfahren wollte und schiffte nach Rhodos.

Er hatte aber auf jener fernen Insel noch kaum seinen Fuß an's Land gesetzt, da traf er natürlich — denn der Deutschen und gar der Schwaben, gab es dazumal, eben wie heute, schier unter jedem Himmelsstriche — da traf er auf einen Landsmann und Vetter, Herrn Hannsen von Pfiert. Der begrüßte ihn mit vielen Freuden, ließ sich seine Geschichte berichten und berichtete ihm dawider, wie der Sultan von Zang mit den Seinen lang schon um einen Kopf kürzer geworden. Die Sklaven dagegen habe man am Leben gelassen. Deren sei einer noch jetzo in seinem, des Pfiert, Gewahrsam. Ein junger Gesell sei's, der seiner Haut sich tapfer genug gewehrt haben mochte, denn er trug ehrenhafte Wunden an Haupt und an Gliedern. Man habe bisher weder seinen Namen noch seine Heimat erkunden können, so krank liege er. So Herr Albrecht ihn sehen wolle, es stehe ihm frei. Herr Albrecht aber begehrte nichts minder. Er hatte auf der Fahrt hierher einen Maler kennen gelernt, aus Griechenland. Dem trug er auf, den siechen Knaben zu conterfeien, so ähnlich wie möglich. Derweilen verharrte er auf der Insel eine Woche oder zwei. Und da er die fertige Tafel erhielt, schaute er sie mit keinem Blick an, sondern abgewendeten Hauptes schlug er sie in einen Zipfel seines Mantels und rüstete sich nächsten Tages von dannen zu ziehen. Zu Schiff und zu Land und wieder zu Schiff und wieder zu Lande, machte er die weite Reise mit seinen Leuten und seinen Pferden zurück nach der Hauptstadt von Portugal, daher er gekommen.

Am Morgen aber, nach seiner Heimkehr, ging er in die kleine Kapelle, die im Erdgeschoße des Thurmes lag, in welchem das Frauenzimmer hauste. Er stellte sich wieder hinter denselben breiten Pfeiler, hinter dem er schon einmal gestanden. Die Messe begann. Auf dem reichen, erhöhten Gestühle saß das Königskind. Ihn dünkte es, als sei sie noch viel, noch unsäglich viel schöner geworden, seit er sie zuletzt erblickt. Sie schien ein weniges gewachsen, ein wenig schmächtiger an Wangen. Auch blickte sie nicht so kecklich wie vordem, sondern recht nachdenklich und ernsthaft, wie es einem Jungfräulein wohl ansteht. Sie freilich konnte den Ritter nicht sehen. Aber das Windspiel zu ihren Füßen, das witterte bald des Freundes Nähe. Es richtete sich empor, bewegte unruhig seinen kurzen Schweif, — um laut hier im Gotteshause zu bellen, war es viel zu wohlerzogen, — und ließ sich nicht von der weißen, streichelnden Hand der Prinzessin selbst wieder an seinen Platz zurückdrücken. Leise schnuppernd, suchend lief es durch die Kapelle, bis es Herrn Albrechten gefunden, hinter dem Pfeiler. Der bückte sich ein wenig, holte aus seinem Wamms die gemalte Tafel, die sorgsam in ein Seidentuch gewickelt war, und band sie dem geduldigen Hunde unter sein Decklein, das ihm geschickte Frauenhände mit allerlei buntem Band und Stickwerk ausgenäht hatten. Dem Deutschen erbebten seine Finger unter dem ungewohnten Thun.

Das gute Thierlein schaute gar beweglich an ihm hinauf. Er aber, da er die Arbeit vollbracht, richtete sich rasch in die Höhe, ohne es zu streicheln, wie sonst. Des Hundes Herrin hatte es besser nicht um ihn verdient. Er mochte, was zu ihr gehörte, nicht zärtlich liebkosen, da er ihr feind war. Nachdem er also seine Aufgabe erfüllt, das Täflein wohl geborgen hatte, ging er, ohne noch einen Blick zu jenem Gestühle hinüber zu thun, unhörbaren Schrittes aus der Kapelle. Der geistliche Herr las die Messe weiter.

Herr Albrecht wurde von dem König und dem ganzen Hofe mit Freuden wieder aufgenommen. Die Mauren hatten seine, des besten Ritters, Abwesenheit wohl benutzt zu viel frechen Eroberungszügen. Er begehrte sogleich sie in ihre Grenzen zurückzujagen, denn in der friedlichen Ruhe hier litt es ihn nicht. Kaum daß er seinem guten Streitroß die Ruhe gönnen wollte sich von dem Reiseritt zu erholen. Doch es konnte ihm nicht gelingen, sich so schnell davon zu'stehlen, wie er wünschte. Bevor er sich gerüstet hatte, stellte sich der Sklavenknabe bei ihm ein, ihn zu der Prinzessin zu holen.

Die Herrin begehre, so klang die Meldung, des Ritters Ritt und Abenteuer sich erzählen zu lassen.

Es waren zur Stunde, da der Knabe ihn zu ihr geleitete, weder der König noch auch der Truchseß bei ihr im Saale. Ihre Damen schienen beängstigt, ob des unerhörten Beginnens, daß sie den jungen deutschen Herrn so ohne Erlaubniß bei sich empfing. Sie war nicht so furchtsam.

„Wie durftet Ihr," rief sie ihm entgegen, da sie ihn erblickte; „wie konntet Ihr so lang uns verlassen!"

Ob sie es ganz vergessen hatte, daß sie selber und weshalb sie ihn ausgesandt? Um eines anderen Mannes willen! Herr Albrecht hätte sie das fragen mögen. So hold sie ihm entgegenblickte und so herzlich, — es schmerzte heute ihre Falschheit gegen jenen ihn fast so herb, als träfe sie ihn selber zum zweiten Mal.

Doch ihre Genossin, die schöne Amisa, die gedachte jenes Anderen. „Ihr habt ihn gefunden?" fragte sie leise. „Er muß wohl krank sein, so bleich sieht sein Bildniß. Sendet er uns keine Grüße, keine Botschaft? kehrt er nie mehr, nie zurück?"

Herr Albrecht berichtete so gut er es konnte, was er von dem Junker wußte. Auch daß er ihn nicht gesehen hatte, mußte er bald eingestehen. Aber weshalb er den Anblick gemieden, das sagte er nicht.

Und die Amisa, da er geendet, rang ihre schlanken, weißen Hände. „Er liegt siech und elend. O dürft' ich ihn pflegen, o könnt' ich zu ihm!"

Die Königstochter sah vor sich nieder, schweigend, eine ganze Weile. — „Ich danke Euch, Herr Albrecht", begann sie dann langsam, „daß Ihr so viel für mich erkundet. Wisset, ich hatte mir gelobt in meinem Herzen die Seine zu werden, — damals als ich noch ein Kind war. Nun ward Alles so anders, nun kann er nicht kommen, mich zu begehren. Aber mein Schwur, — nicht wahr, Herr Albrecht, so denken die Deutschen, so würdet Ihr handeln, —

mein Schwur, den ich mir im Stillen geleistet, der bleibt doch bestehen? Den muß ich halten, ob er darum weiß oder nicht . . ."

Er gab keine Antwort. Sollte er, er selber ihr rathen, dem armen Knappen sich zu verschenken?

Doch die weinende Amisa ließ nicht ihr, nicht ihm Zeit zum Besinnen. „Herr, helft uns," rief sie und hob die dunkeln, dunkeln Augen voll flehender Thränen auf zu ihm; „Ihr habt es geschworen, der Herrin treuen Gehorsam zu leisten, welchen Dienst sie auch heischen möge. Nun zeigt, daß Ihr ein echter Deutscher, ein Mann von Wort seid, nun da es gilt, und führt uns zu ihm."

Und die Königstochter bekräftigte alsbald ihrer Genossin rasche Rede. „Ja," sprach sie stolz, „ich will es, will zu ihm. Sorgt Ihr, daß ich's kann. Ich halte mein Wort, — Ihr werdet, denke ich, das Eure nicht brechen. Wie Ihr mich hier fortschafft das sei Eure Sorge. Ich gewähre Euch Vollmacht zu Allem, was Euch gut dünkt. Nur seht, daß wir unbemerkt entkommen, heimlich und bald."

Und sie winkte ihm Entlassung. —

Herr Albrecht, da er von dannen gegangen, meinte, den Tag könne er nicht überleben. Was hatte sie ihm auferlegt, was forderte sie? Er sollte ihr zur Flucht verhelfen? Er, der Graf von Werdenberg, er sollte schnöde seinen König hintergehen! Es dünkte solche gemeine That ihn eines adeligen Mannes so unwürdig, so unmöglich, daß er sie nicht einmal denken mochte. Und doch würde er sie thun müssen, wollte er nicht zum Meineidigen werden. Er mußte das Schimpfliche vollbringen, mußte Verrath ausüben und Treubruch, um die, so er liebte, einem Anderen zuzuführen. O, wie er ihn haßte, den siechen Fant, den Weiberliebling! Daß auch das Fräulein gleichwie die Herrin ihr junges Herze dem Knaben geschenkt, das hatte er wohl erkennen müssen. Doch schien ihm jene darum nicht entschuldbar. Er meinte sie jetzt nur noch tiefer, inbrünstiglicher zu verachten.

Hätte er ihr, und ihm, und dem Leben mit einemmale Valet sagen dürfen! Dann wäre sein böser Schwur bis an's Ende gehalten gewesen und Alles wär' gut. Aber das Ende war nicht so nahe. — Mit einer Furia ritt Herr Albrecht in den kommenden Tagen und Wochen auf die Feinde, daß Sänger und Lieder noch spät davon zu sagen wußten. Doch war ihm was er erstrebt, nicht beschieden. Kein Maurensäbel that ihm den Gefallen seinen Kopf ihm herunterzuschlagen. Nein, je verzweifelter er dreinhieb, desto geschwinder flohen die feigen Heidenhunde.

Und der König lohnte den Sieger. Und die blonde Königstochter, da sie beim Feste sein gewahr ward, sprach zu ihm mit vernehmlicher Stimme: „Man rühmt Euch, Herr Albrecht; mein Vater lobt mir Eure Treue. Auch ich möcht' es hoffen, daß Ihr, wie man deutschen Rittern es nachsagt, das Wort stets haltet, das Ihr geschworen."

Da wußte er sich keines Ausweges weiter.

Da aber zögern vor einem Schritte, der doch einmal gethan werden mußte, des Werdenbergers Sache nicht war, so ging er gleich des nächsten Tages vor den König und begehrte Abschied und Urlaub für immer. Er durfte nicht des Fürsten Mann sein, dem er sein Liebstes zu stehlen gesonnen. Der edle Herr gab ihm viel gute Worte, bat und beredete ihn zu bleiben. Der Truchseß klagte: das hätte sein Arbogast nimmer gethan, so jäh und so grundlos einen Herrn im Stiche lassen, der seines Armes nothwendig bedurfte.

Herr Albrecht war schon drauf und dran, dem Alten zur Entgegnung zu sagen: Eben für Euren vielgeliebten, mir verhaßten Arbogast muß ich's ja thun, was mir weit bitterer als der Tod ist. — Aber er hatte Schweigen gelobt. Und der gute Truchseß, mit seinem allzu rührsamen Herzen und seinen allzu leichtflüssigen Thränen, war nicht der Mann, dem man ein solches Unterfangen, bei dem es um Leib und Leben gehen konnte, vertrauen durfte. Besser, weit besser, auch für ihn selber, er blieb aus dem Spiele. So konnte er nachträglich dem Könige schwören, daß er von nichts gehört, noch gewußt.

Herr Albrecht bedachte sich, daß er allein ausführen müße, was er allein und sinnlos gelobt. Nicht einmal seinem guten Freunde, Herrn Marquardten konnte er davon reden. Den hatte gleich nach seiner Rückkehr ein böses Fieber angepackt, er lag zur besseren Pflege und Wartung in dem neuen Kloster des heiligen Bernhard, welches der König erst vor kurzem, draußen, hart am Meere erbaut. Da nun eines Tages Herr Albrecht ihn dort heimgesucht hatte, da wollte es der Zufall, daß er auf dem Rückweg mit dem Patron der Caravelle zusammentraf, die ihn von Zang nach Rhodos geführt. Der war sein Mann. Zwar sagte er ihm nicht gleich, wozu er ihn brauche. Der schlaue Schiffsherr aber errieth, daß es sich nicht um Geringes handeln, und daß diese Reise nicht ganz so glatt und gefahrlos sein könne, wie jene andere. Er wußte danach seine Bedingungen zu stellen. Und da der Ritter zu Allem bereit war, wurden sie bald handelseinig. Einem jeden, der's hören wollte, erzählte fortan der Werdenberger, wie er mit dem Schiffe seinen leidenden Freund fortzuführen gedenke, daß er auf bequemer Meerfahrt desto gründlicher sich erhole. Herr Albrecht pflegte sonst nicht zu lügen. Ein unwahr Wort wollte ihm schwerer von der Zunge, denn ein Todesschlag von der Hand. Doch nun es sein mußte und um seinen Schwur zu erfüllen nicht anders sein durfte, nun log er so tapfer drauf los und so kräftig, wie er in gerechtem Streite sein gutes Schwert zu führen verstand. Kein Mägdelein hätte es besser können. Fürwahr, — so mußte er bei sich denken, — er war der Prinzessin gelehriger Schüler.

Draußen, bei dem Kloster also, lag das gute Schiff vor Anker und wartete auf die rechten Winde. Inzwischen ward es mit Proviant, mit Wein und Naschwerk für manche Tage reichlich versehen. Auch Decken trug man hinein und Geräthe, um die leeren Räume etwas wohnlicher zu gestalten. Wie billig staunten Alle bei Hofe über des edlen Deutschen Sorg-

falt für seinen Freund. Doch hatte sonst Keiner ein Arg daran. Nur der Marquardt von Altstetten selber, dem mochte die Sache so recht nicht behagen. Denn als Herr Albrecht endlich ihm sagte, die Reise werde wohl morgen beginnen, da richtete er sich, trotz seines Fiebers, im Bette hoch auf.

„Herr Graf, bedenkt Euch wohl! Christenritter sollten nicht Mädchenraub begehen, wie Ungläubige thun."

„Zu wem redest Du?" fragte jener. „Ich weiß keinen Grafen hier in der Kammer. Oder solltest Du geleisteter Schwüre Dich nicht mehr entsinnen? Ich, das wisse, halte was ich einmal geschworen. Daß es mich freute oder zu meinem Vortheil geschähe, das wirst Du wohl von meiner Miene schwerlich abgelesen haben."

„Nein, gerade das nicht. Wahrlich, Herr, ich würde nicht, meinem Gelöbniß und Eidschwur zuwider, Euch ein Warnwort zu sagen wagen, so Ihr noch derselbe wäret, mein junger, fröhlich stolzer Gebieter! Nur ein Weib kann Euch behext haben, daß Ihr also düster verwandelt einhergeht. Herr, sie sind schön, sie sind hold hier zu Lande, ich fühlte es selbst. Aber darf man ihnen auch trauen? Das glaube, wer es mag. Ich nicht."

Herr Albrecht streckte ihm seine Hand hin. „Also auch Du, mein alter Gesell? Doch was hilft's, wenn wir Beide es wohl erfuhren, wie wetterwendisch und falsch ein Weib sein kann! Wir sind deshalb doch Männer und Deutsche, die Wort halten müssen. Und ob es noch so bitter mundet, und ob es gleich ewig mich reuen wird — ich hab' es begonnen, ich muß es nun zu Ende führen." —

Das war ein schöner Sommermorgen, da der jungen Königstochter Frauenzimmer sich rüstete zur Messe zu gehen. Als die Glocken zu läuten begannen, standen sie wartend und wunderten sich, weil die Herrin nicht kam, wie sonst immer. Und der Priester las die Messe und der Weihrauch zog empor in die goldene Wölbung, die Chorknaben sangen mit hellen Stimmen — doch die Thür blieb ungeöffnet. Wer sollte es wagen einzudringen, so die drinnen nicht aufthun wollten? . . . Und die Messe war vorüber und die Sonne stieg höher am lichtblauen Himmel. Da sandte der König nach seinem Kinde. Die Frauen zitterten. Keine wagte ihm Botschaft zu bringen, sie rathschlagten noch was werden solle. Da kam er schon selbst. Mit ihm aber ging Herr Antoinius de Bonaziri, der war der schönen Amisa Vater und war gekommen sein Kind vom Hofe heimzuholen, um mit einem reichen, edlen Grafen ihr gar köstlich die Hochzeit zu rüsten. Wie nun die beiden Graubärte vor das Gemach traten und Einlaß begehrten, kam keine Antwort. Der König gebot die Thür zu erbrechen. Mit ihren Leibern, ihren Schwertern warfen die Mannen sich gegen das feste Eichenholzwerk, als sei es eine feindliche Burg, die es gelte zu erstürmen. Es gab ein Lärmen und ein Krachen, da die Thür aufbarst. Doch drinnen blieb's still.

In dem Vorgemache, wo sonst die alte schwarze Amme und der junge

Maurenknabe zu sitzen pflegten, war Alles leer. Leer der Saal und leer der Söller, leer, unbenutzt der Königsmaid Bette, wie das der Amisa. . . .

Da aber die Weiber schrieen und weinten und da der alte Bonaziri zu wehklagen beginnen wollte, über sein von frechen Mauren frevlerisch geraubtes Kind, da gebot der König Schweigen. Und als sie ihn anschauten, erbebten Alle, so erschrecklich dräute sein Antlitz. Er streckte die Hand aus und zeigte hinaus. Im Sonnenlichte ruhten die Gärten, das glänzende Meer. Weiß ragte am Strande das ferne Bernhardinerkloster. Gestern hatte dort des Deutschen, des Herrn Albrechten Caravelle lustig sich auf den Wellen geschaukelt. Die Stelle war leer heute. Nicht feindliche Mauren waren die Räuber der Königstochter.

Wohl hat man Schiffe ausgesendet, die Entflohenen zu verfolgen, doch war es zu spät, ihr Vorsprung zu weit. Nach wenigen Tagen schon kehrten jene unverrichteter Sache wieder in den Hafen zurück. Es wurden das ganze Frauenzimmer, alle Wächter, alle Diener, der Prior im Kloster mitsammt seinen Mönchen und alle die Deutschen, die Kriegsdienst hier thaten, und vor allen der alte Truchseß, sofort ergriffen, in die finstersten Kerker geworfen. Sie hatten scharfes Verhör zu bestehen und grausame Martern und zehrende Haft.

Aber inzwischen fuhren die gefahrlos Entronnenen ungestört weiter. So schnell nur immer ein guter Segler mit einem guten Steuermann und günstigem Winde dazumal zu fahren vermochte, umschifften sie des Herkules Säulen und lenkten in das Mittelmeer ein. Vorn auf dem Deck lag der von Altstetten, wohl gepflegt von seinem Herrn. Und in dem breiten Hintertheil des gerundeten Schiffes hatten die Frauen ihr Reich für sich. Ein bunt vielfarbiges Seidendach, das vom Mastbaum aus gespannt war, gab der jungen Königstochter Schutz gegen die Sonne. Da saß sie und konnte auf's Meer hinausschauen, in die blaue, endlose Ferne, wie sie daheim gethan von ihrem Söller. Damals freilich hatte Herr Albrecht so manchen langen Tag ihr gekürzt. Jetzt brachte sie Niemand auf andere Gedanken. Der Ritter kam nimmer. So oft sie ihren Sklavenknaben oder auch das Fräulein Amisa hinübersandte, ihn zu sich zu laden, stets brachten sie die gleiche Antwort: er sei derzeit leider behindert, durch die Sorge um seinen Kranken, ihren Wünschen zu willfahren. Der Kranke selber zwar, Herr Marquardt, genas zusehends. Die Mohrenfrau, der Königstochter alte Amme, hatte an ihm ihre Heilkunst wohl erwiesen. Das Fieber wich, nach wenigen Tagen konnte er aufstehen und konnte umhergehen, eh' denn sein Herr nur ein einzig Mal die Muße gefunden zu der Prinzessin hinüberzukommen.

Da aber ging sie selbst ihn zu bitten.

Es war gegen Abend. Er stand am Schiffsrand und schaute hinab in die fließenden Wasser. Wenn nun sein Gelöbniß erfüllt sein würde, wenn er der Königsmaid Befehle ausgeführt hätte, sie vermählt mit ihrem Freunde, was sollte er dann thun? So fragte er sich. Und da er so dachte, da kam es ihm, es müsse wohl gut sein, dann dort zu ruhen, in der feuchten Kühle

drunten, bei den spielenden Delphinen, ein stiller Mann, der Treubruch nicht fühlte noch Bitterniß. Also sinnend mag er wohl, — denn das geschieht auch den tapfersten Männern, — recht vernehmlich aufgeseufzt haben. So merkt' er es nicht, wie leise das Prinzeßlein herangekommen, bis er sie plötzlich neben sich stehen sah.

Sie schaut ihn fragend an.

Er aber, — wenn er es nicht bitter erfahren und wenn er's nicht wüßte, wie treulos diese Kinderaugen, — er würfe sich wieder auf seine Kniee und würde ihr Leib und Leben verschwören.

Sie begreift nur, daß er sich abkehrt, mit gerunzelten Brauen. „Herr Ritter," sagt sie, in ihrem lieblich unbeholfen klingenden Deutsch, das sie von ihm erlernt, — „Herr Ritter, Ihr könnet mir unmöglich zürnen?"

Wie sich weiland der Held Odysseus seine Ohren mit Wachs verstopfte, so thäte Herr Albrecht es gern zur Stunde. Die Augen zum mindesten wendet er von ihr, es nicht zu sehen, wie sie dasteht, die Hand auf des Hündleins Kopf gestützt, das klugen Auges zu ihr emporstrebt, so jung, so zart, ein Kind noch an Jahren. Aber mit abgewendeten Blicken fühlt er es dennoch, sieht sie ganz deutlich und muß, — er kann's nicht ändern, — sie hören.

„Herr Ritter," beginnt sie zum anderen Male und redet noch leiser und kommt ihm noch näher, — „so wahr Ihr einst mir Gehorsam gelobtet, sagt mir, was that ich Euch, daß Ihr mir zürnt?"

Da trägt er's nicht länger. „Was Ihr mir gethan habt? So wißt Ihr es nicht, wie Ihr mich locktet mit Euren Augen, mit viel holden Worten mich täuschtet? Und, ich Thor, ich meinte wahrhaftig, Ihr könntet mich lieben. Das saht Ihr wohl gar nicht? Ihr ließet mich schwören, Leben und Seligkeit verschwören, ohne zu fragen, um welchen Dank ich mich Euch zu Eigen geben wollte. Was Ihr mir gethan habt! All' meine Tage hatte ich bis daher mich für einen ehrlichen Mann gehalten und brauchte vor Keinem die Augen zu senken. Nun mußte ich, auf Euren Befehl, als ein Verräther treulos handeln. Meinen Herrn den König, Euren Vater, habe ich hintergangen und stahl ihm sein Kind. Was ich für mich selber nie und nimmer unternommen haben würde, für Euch lud ich es mir auf das Gewissen. Allen Deutschen in Eurem Lande, allen Rittern brachte ich Schande. Ein Lügner bin ich geworden und ehrlos, ein Mädchenentführer. Und das, wofür? Daß einem armen Schlucker von Knaben, einem, der nicht Haus noch Hof hat, einem Gefangenen, Siechen, Schwachen, die Königstochter zum Eheweib werde! Das soll mein Lohn sein? Daß es nicht geschähe, gäbe ich mein Leben! Und so es geschieht, — und ich kann es nicht hindern, muß wie es nun geht, es gehen lassen, — so das geschieht, was mich ärger dünkt denn Tod, so mag ich nimmer Euch wiedersehen und keinen Menschen, kein Tageslicht. — Das thatet Ihr mir." —

So spricht Herr Albrecht.

Das Königskind steht mit weitoffenen Augen und hört ihn an. Unter ihren goldenen Locken blickt sie bleich. Ihre feinen Lippen sind blutlos. Ein paar Mal hebt sie ihre Hände, wie flehend, wie einen Streich abwehrend, der sie niederstrecken wird. — Ihr! sagt sie leise. Und sie zieht den weißen Schleier fester um ihre jungen Schultern und senkt das Haupt und geht von ihm fort. —

Von Stund an ist es, als trüge das Schiff ein Grabgeleite. Die Fahrt geht weiter und immer stiller wird's auf dem Deck, zu beiden Seiten des ragenden Mastbaums. Der von Altstetten, obschon er genesen, mag sich eignen Wohlseins nicht freuen, da er seinen jungen Herrn so siech sieht, in trostloses Brüten versunken. Jenseits sitzet die Königsmaid in ihrem luftigen Gezelte mit starrem Antlitz. Sie hat, so scheint's, der Rede vergessen, nicht Speis, nicht Trank labt sie, noch auch der Schlaf. Zu ihren Füßen, die schöne Amisa, die blickt um nichts froher als ihre Gebieterin. Je mehr die Reise dem Ziel sich nähert, desto jammervoller nur ringt sie heimlich ihre schlanken Hände.

Wäre nicht das Windspiel gewesen und der junge Maurenknabe, die manches Mal zum Ergötzen des Schiffsvolks sich mit einander jagen und necken, und sänge der braungesichtige Bursch am Steuerruder nicht nächtens oft seltsam fremdklingende Weisen, man vernähme wohl Tage lang kein Lachen, keinen lauten Ton auf der Caravelle, wie sie leise die linden, südlichen Fluthen durchschneidet, an duftreichen Inseln vorübergleitet. Es liegt in der Luft eine angstvolle Schwere, gleich wie ein Zauber, der den Muth lähmt, das Herz bedrückt. Und ein Zauber muß es wohl sein, was die jungstolzen beiden Menschen also traurig wandeln konnte, das hochgemuthe Königskind, wie den tapfern Werdenberger.

So freudlos sind sie dann, nach manchen Tagen, an das Ziel ihrer Reise gelangt, zu Rhodos in den guten Hafen. —

Nun waren aber in all' den Monden bei sorglicher Pflege dem Arbogast die Kräfte erstarkt. Er hatte von dem jungen Griechen, der sein Conterfei gemalt da er schwer krank lag, und auch vielleicht von dem von Pfiert, ein und das andere Wort wohl vernommen über den Ritter, der die weite Fahrt gethan, nach ihm zu fragen. Die Kunde that ihm wundergut, um vieles besser, denn alle Arzeneien, welche die guten Rhodiserherren ihm reichen konnten. Sie verscheuchte seine Krankheit. Er hob den Kopf auf, er schöpfte Muth. Junker Arbogasts allerschwerste Kümmerniß, die ihn ganz zu Boden gedrückt, war es gewesen, denken zu müssen, daß ein Gefangener, Besiegter, Siecher unfähig zum Streit sei, unwerth der Ehren. Nun begann er wieder zu hoffen. Er nannte den edlen Ordensrittern so Namen wie Herkunft, und bat von hinnen gesandt zu werden, es begehre ihn sehr nach neuen Kämpfen. Vielleicht, — wer weiß das! — mochte es diesmal ihm besser glücken, daß er rühmenswerthe Thaten vollbringen konnte, daß er seiner Niedrigkeit und Armuth sich annoch entraffte und kein Edelmann auf ihn mehr herabsehen

durfte. Er bat so sehnlich, daß seinem Wunsch gewillfahrt wurde. Als des Ordens Streiter, so ward beschlossen, sollte er ausziehen, sollte mit dem ersten Schiffe, das im Hafen hier anlegen würde, zum heiligen Grab, nach Jerusalem fahren.

Also saß denn der junge Knabe auf seiner Kammer und rieb sein Schwert, daß es blank und scharf ward zu neuen Hieben, so wie es dazumal gewesen, da im Lande zu Portugal es der König ihm einst gereicht. Und er dachte an die dunkeln, dunkeln Augen, die ihn angeschaut jenes Tages, für die er in den Kampf gezogen, für die er wieder kämpfen wollte, sein Leben wagen und diesesmal siegen, siegen für sie! — Und da er so dachte und das Schwert prüfte und schwang, ob's auch gut sei um tapfer zu streiten, da vernahm er ein Lärmen vom Hafen. Das dünkte ihn gar liebe Botschaft. Also war wohl ein Schiff dort gelandet und würde bald ihn von hinnen führen. Er horchte hinaus. Man vernahm ein Getriebe von vielen Menschen und, — er traute seinem Ohr nicht, — es war ihm, als ob Frauenstimmen die portugiesische Sprache sprächen, die er so lange schon nicht mehr gehört! —

Indem ging die Thür auf. Herr Hanns von Pfiert trat zu ihm ein, mit behaglich breitem Schmunzeln auf seinem ehrlichen, rothen Gesichte: „Nun, Junker, was steht Ihr? Wißt Ihr's denn noch nicht, daß Ihr Euch rüsten sollet und schmücken, so prächtig Ihr könnt? Der Werdenberger ist angekommen, Graf Albrecht, der schon einmal hier war. Und mit ihm ist ein vielholdes Fräulein. Das fragt nach Euch.“ —

Als die Zwei in den Saal gelangten, waren schon die Ritter des Ordens dort alle versammelt. Bei dem Comthur stand die Geistlichkeit, ein deutscher Kaplan und auch ein wälscher, jeder in seinem vollen Ornat. Und Alle blickten auf den von Andlow, den jungen Gesellen, mit dem noch krankheitsblassen Gesicht. Und alle lächelten, die Meisten freundlich, Andere als spürten sie heimlichen Neid.

Da öffnete sich breit die Pforte und herein schritt der Werdenberger, der führte feierlich an seiner Rechten das Königskind. Aber nicht wie ein zaghaft Bräutlein, so gekommen den Liebsten zu finden, schaute sie drein; nein, vielmehr gleich einer Nonne, die ihr Leben zum Opfer darbringt. Durch die Reihen der Ritter und Herren ging ein Raunen. Alle mußten das Haupt tief neigen vor ihrer Schönheit, ihrer Jugend und ihrer traurigen Majestät. Sie aber wußte nicht darum. Die Augen hielt sie zu Boden geschlagen, die weißen Lider tief niedergesenkt. Also sah sie nicht das Entzücken der versammelten Herren und Ritter, noch auch wie Jung-Arbogast ob ihres Erscheinens erschrocken zurückwich.

Hinter ihr aber ging ihre Gespielin, des Herrn von Bonaziri Tochter, die schöne Amisa. Die sah es sehr wohl.

Und so traten sie vor den Comthur. Herr Albrecht neigte das Haupt zum Gruße. „Ich bitte Euch, Herr, wie den versammelten vieledlen Orden

um Schutz für das Fräulein, das hier in meinem Schutz und Geleite vor Euch erscheint. Sie ist gekommen, Einem, der in Eurem Gewahrsam, ihr Wort zu halten. Und so ich sie in dessen Hände übergeben, so ist mein Amt und Eidschwur erfüllt. Ihr Herren vom Orden Sanct Johannis," so schloß der Werdenberger langsam, daß seine Stimme dumpf wiederhallte von Wand und von Wölbung, „Ihr Herren Rhodiserritter, wollet also durch Euren Kaplan, den ehrwürdigen Mann, das Verlöbniß halten lassen zwischen dem Junker Herrn Arbogasten von Andlow und — und dieser hier." . . .

Als hätte ihn ein Schwertschlag getroffen, so sank der von Andlow in seine Kniee. Die Ritter traten näher heran. Sie wünschten ihm Glück. Der Großcomthur stieg von seinem Sitze hernieder. Die Knappen richteten rasch den Altar her. Und der geistliche Herr wollte schon beginnen seine Formeln vorzulesen.

Da stieß der von Pfiert den Junker kräftig in die Seite, er solle nun aufstehen, das Verlöbniß zu schließen. Der aber blieb am Boden liegen und hob nur das Haupt auf aus seinen Händen:

„Ihr Herren, Ihr Ritter! haltet ein, ich bitte Euch. Das wolle Gott nicht, daß Ihr mich, den geringen Knaben, diesem Fräulein hier vermählet, das vor Euch stehet! Wisset, sie ist eines Königs Kind, von hohem Geblüte. Nein, so Ihr der vieledlen Frau einen Gatten zu erkiesen gedenket, der ihrer werth sei, so wählt ihr den, der sie hergeleitet, den Werdenberger, der ein Graf ist, mächtig, frei und wohlbegütert, Herr über vieles Land und Leute. Nicht mich, den Dienstmann. So Ihr aber, Ihr werthen Ritter, auch mich begnaden wollt und beglücken, mehr als ich werth bin, mehr als mir träumte, gebt mir keine Königstochter. Gebt mir, ich bitte, gebt mir nur eine — die Amisa!"

Die Ritter und die Herren hörten es wohl, was er sagte. Doch glaubten sie kaum ihren Ohren. Es war ein Schweigen im Saal, als wage Keiner den nächsten Athemzug frei zu thun. Die Chorknaben hemmten die Räucherfäßlein, die sie schon geschwungen hatten, halbwegs im Lauf. Und der Comthur und der Kaplan, der seine Hand zum Segen erhoben, schauten einander an, wußten nicht, wen sie nun verloben sollten.

Arbogast aber hatte noch immer nicht vom Boden sich aufgerichtet. Nur daß jetzt die schöne Amisa neben ihm auf ihren Knieen lag, mit ihren Armen ihn umhalst hielt und ihre dunkeln, dunkeln Augen fest an seiner Schulter barg. Und er erhob die gefalteten Hände Gnade flehend zu der Prinzessin.

Sie aber stand und regte sich nicht und schien der Beiden zu ihren Füßen nicht zu achten. Ob sie zürne, ob sie verzeihe, ihr blasses Antlitz verrieth nichts davon. Sie hob ihre Augen und ließ sie rings im Kreise gehen, von Einem zum Anderen, wie Rath begehrend oder Hilfe. Die Ritter aber verharrten in Schweigen. Der Werdenberger, der vorhin ihr zur Seite gestanden, der war bei des Arbogast erstaunlicher Rede zurückge-

wichen, jäh und weit, wohl bis an die Wand des Saales. Dort fanden ihre Augen ihn. Und da sie ihn gefunden hatten, da wollten sie nicht mehr von ihm lassen. Langsam, langsam, mit zagend kleinen Kinderschritten kam sie hin zu ihm gegangen durch die Gasse, welche die Ritter ihr offen ließen.

„Herr Albrecht . . . .“ begann sie.

Er aber schien sie nicht zu hören.

Noch einmal hielt sie ringsher Umschau. Die Männer blickten neubegierig, was werden solle, ob das fremde Fräulein, über den Verlust des Einen leicht getröstet, wankelmüthig wie alle Weiber, nun den Anderen nehmen werde? Herr Albrecht selber dachte wohl ähnlich. Er schaute so finster drein und feindlich, als wolle auch er sie nunmehr verschmähen. Das Königskind befiel ein Zittern. Sie wußte sich nicht Freund noch Beistand. Denn die einzige Frau im Saale, die vielleicht ihr heimlich Denken errathen hatte, für sie hätte reden können, die dachte nicht an der Herrin Sorgen, die wußte nur mehr von eigenem Glück.

Da sie also dastand, von Allen verlassen, da kam ihr Hündlein, das unbemerkt sich in den Capitelsaal eingeschlichen, ganz vergnüglich herangesprungen. Es begrüßte mit Schweifwedeln und mit fröhlichem Bellen seine Gebieterin, strebte an Herrn Albrechten in die Höhe, tanzte zierlich auf seinen Pfötlein wieder zurück von ihm zu ihr und leckte gar zärtlich darauf ihr die Hände. Und die vielholde Königstochter, da sie sich einen treuen Freund zur Seite wußte, fühlte sich nicht mehr verlassen, hatte ihren Muth wiedergefunden.

„Herr Albrecht,“ sprach sie — ihre Stimme klang ganz hell, ihre Augen blickten ihn an, wie sie vordem, vor langer Zeit in ihrer Heimat ihn angeschaut hatten — „Herr Albrecht, denkt Ihr, daß Ihr nun frei seid, daß Euer Gelöbniß gelöst, so wie meines?“

Der Werdenberger wandte langsam sich zu ihr. Er konnte nicht anders, er mußte ihr in die Augen sehen. Und was er da sah . . . .

„Herrin, Herrin,“ rief er und beugte sein Knie vor ihr, „verschonet meiner! Laßt mich nicht zum zweiten Mal hoffen, was doch nimmer sein kann.“

„Weshalb sollte es nicht sein können?“ fragte sie leise, so leise, daß nur er allein, zu dem sie sich sanft herniederneigte, sonst Keiner im Saal, es vernehmen konnte. „Weil Ihr ein reicher, mächtiger Graf seid, wie der von Andlow uns gesagt hat? Oder weil ich eine arme Verschmähte? Oder — weil Euer Schwur Euch jetzt reut? . . .“

Wie da der Ritter emporsprang von den Knieen! — Er streckte die beiden Schwurfinger zum Himmel: „So lang ich lebe, so lang ich athme, Euch liebe ich, Herrin, Euch zu gehorchen, Euch zu dienen, soll mein Stolz sein, meines Lebens bestes Glück. Aber — so Ihr wirklich also mich begnaden wollet, mein Weib zu werden, erklärt mir, ich bitte Euch sehr,

dies Eine, daß ich's begreifen kann und fassen: — Ihr liebtet Jenen doch, bis diese Stunde? . . ."

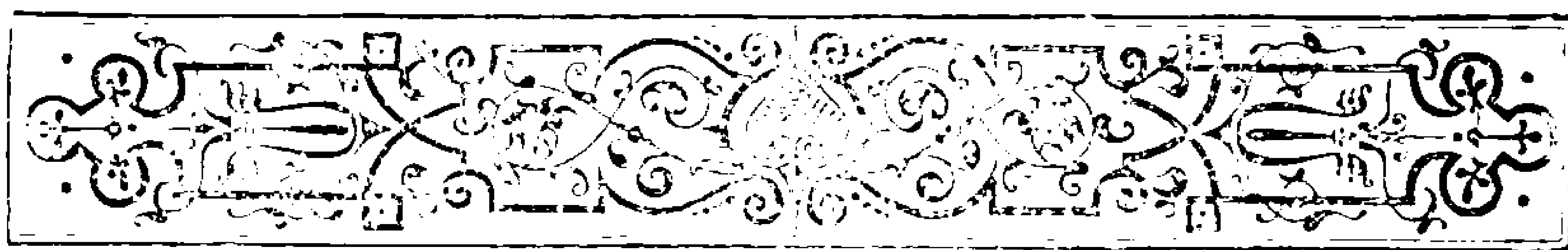
Das blonde Prinzeßlein lachte ein wenig. Sie wandte den Kopf ab, er sollte nicht sehen, wie Ihr das Blut emporschoß in die Wangen. Und sie sprach: „Ihn wollte ich lieben. So hatte ich's mir ausgedacht und geschworen, seit ich ein Kind war. Doch wen ich liebte und heute noch liebe in meinem Herzen . . . seht nur das Hündlein, das mag's Euch bezeugen, so Ihr nicht selber es fühlt und wißt."

Was darauf Herr Albrecht weiter geredet, und ob er überhaupt noch geredet, — ich konnt's nicht erkunden. Doch haben sie wohl bald sich verständigt. Denn selbigen Tages gleich, so viel ist verbürgt, hat der Kaplan der Rhodiserritter zwei Paare statt eines zusammengegeben.

Also berichtet jene Chronik die wahrhaftige Historie von der portugiesischen Königstochter. Wie dann die zwei Herren, der Werdenberger und der von Andlow mitsammen sich, als gute Freunde, am heiligen Grabe Ritterschlag und Goldsporen holten, wie sie mit ihren beiden jungen, tausendschönen Ehefrauen in der Stadt zu Triest sich wiederum trafen und heimwärts zogen, und wie sie zu Werdenberg am Rheinstrom darauf ganz köstlich empfangen wurden, das mag, wer es will, ausführlich dort lesen. Auch wie um etwelche Jahre später, des Werdenbergers ältester Knabe — „grave Hanns, der zumal ain hipscher junger war," — bei seinem Großvater zu Portugal den Eltern Verzeihung erbat und dem guten, greisen Truchseß endliche Befreiung aus dem Kerker, in dem er so lange schuldlos geschmachtet, das steht in dem dickleibigen Buche getreustens verzeichnet.

Aber wie glücklich die Zweie wurden, Graf Albrecht und die Königstochter, und wie herzinniglich sie ihn liebte, das vermag kein Chronikschreiber, kein alter, kein neuer, genügend zu schildern. Wohl hat es der edle Werdenberger in seinem langen, ruhmvollen Leben erkennen müssen: mag Frauengemüthe auch windleicht erscheinen wie Rosenblätter, so es von rechter Lieb' erst erfüllt ist, so wird es goldecht, fester als Felsgestein, treu und wahrhaftig, gleich wie nichts Anderes auf dieser Erden.





Die Torpedo-Schiffe.

Von

G. Weißbrodt.

— Wien. —

Der Torpedo beeinflußt heutzutage die Tendenz der Bewaffnung sämmtlicher Flotten in so hervorragender Weise, daß selbst die Seemächte untersten Ranges sich der Nothwendigkeit nicht verschließen können, ihn in ihren Calcul zu ziehen: er hat in der Construction der Schiffe eine vollständige Revolution hervorgerufen. Wir wollen hier nicht von den stationären See-Minen sprechen, die, in bestimmte Linien gelegt, Nichts erfordern als eine locale Vertheidigung gegen Zerstörungsversuche, auch nicht von den mechanischen Contact-Minen neuen Systems, die man auf Schiffen mitführen und die man den feindlichen Schiffen, um ihre Bewegung zu hemmen, in den Weg werfen, oder mit welchen man eine vor Anker überraschte feindliche Flotte dort einschließen oder endlich die ankernde eigene Flotte durch einen Gürtel von Minen schützen kann — wir sprechen vielmehr von den eigentlichen automobilen Torpedos, den Fisch-Torpedos.

Die wesentlich den Zwecken der Aggression dienenden Fisch-Torpedos können nur dann zu voller Wirkung gelangen, wenn es möglich ist, sie auf eine 400 bis 600 Meter nicht übersteigende Distanz an das feindliche Object, an das feindliche Schiff, heranzubringen, und, da die modernen Schlachtschiffe mit einer sehr ausreichenden Anzahl schnellfeuernder Maschinen-Kanonen bestückt sind, kann ein Torpedo-Angriff nur dann mit Erfolg in Scene gesetzt werden, wenn er in rapidester Weise und wenn er gleichzeitig von mehreren Seiten her erfolgt. Es ist mithin unerläßlich, nicht bloß Fahrzeuge von der erreichbar größten Geschwindigkeit und Manövrir-Fähigkeit, zu construiren, sondern dieselben auch zu Schwärmen oder Flottillen zu vereinigen und da es für eine wirksame Vertheidigung der Küsten nicht genügt, sich auf die nächsten Entfernungen zu beschränken, sondern da zu diesem Behuf auch die weiter liegenden Gewässer, gewissermaßen das Vor-Terrain, in den Vertheidigungs-Rayon einbezogen werden müssen, so ist damit die Nöthigung gegeben, die Torpedo-Flottille aus verschiedenen Gattungen von Fahrzeugen zusammenzusetzen, aus Torpedo-Booten, aus Torpedo-Schiffen und aus Torpedo-Rammschiffen.

Die Torpedo-Boote haben die Bestimmung, so dicht und so rasch unter Bord des feindlichen Schiffes zu gelangen, daß die Torpedos, welche jedes Boot mit sich führt, mit Erfolg lancirt, d. h. unter Wasser abgeschossen werden können. Zu diesem Zweck

besitzen die aus Stahl gebauten Boote eine Geschwindigkeit, welche der Durchschnitts-Geschwindigkeit der Schlachtschiffe bedeutend überlegen ist; dazu sind sie von geringen Dimensionen, ungefähr 30 Meter lang, mit wenig Tiefgang und von außerordentlicher Manövrirfähigkeit. Es giebt zwei bis drei Gattungen solcher Boote und sie sind, je nach ihrer Größe, mit 2 bis 4 Torpedos ausgerüstet, die von eigenen Lancir-Vorrichtungen unter, bisweilen auch über Wasser lancirt werden. Die größeren Boote halten die See fast eben so gut wie Hochbord-Schiffe, nur daß sie nicht, wie diese, auf längere Zeit bewohnbar sind und daß der geringe Vorrath von Brennmaterial und Süßwasser — sie bedürfen das letztere zur Speisung der Kessel — ihnen nicht gestattet, länger als 48 Stunden in See zu bleiben. Gegen die Projectile der Schiffsgeschütze und der stärkeren Mitrailleusen bieten die Torpedo-Boote keinen Schutz, sondern sie müssen ihr Heil in ihrer großen Geschwindigkeit (der englischen Firma Yarrow, aber nur dieser, ist es gelungen, solche Boote mit der enormen Geschwindigkeit von 24 Meilen herzustellen) und in der geringen Treff-Fläche suchen, die sie darbieten: man hat indeß in neuester Zeit begonnen, einzelne Boote mit 1 bis 2 leichten Mitrailleusen — Mitrailleusen gelten als das einzige rationelle Mittel zur Abwehr von Torpedo-Boots-Angriffen — zu bestücken und sie gleichzeitig mit einer Maschine für das elektrische Licht auszustatten. Der Angriff eines einzelnen Bootes freilich bietet, selbst wenn er bei Nacht, in der Dämmerung und bei nebligem Wetter unternommen wird, nur sehr geringe oder gar keine Aussichten auf Erfolg; der gleichzeitige Angriff mehrerer Boote aber wird fast sicher, selbst für das stärkste Panzerschiff, wenn auch nicht seine gänzliche Vernichtung, doch seine sofortige Außergefechtsetzung herbeiführen.

Den Torpedo-Schiffen fällt die Aufgabe zu, damit der Feind rechtzeitig entdeckt werde und damit die eigenen Torpedo-Boote auf ihrer Operationsbasis keine Ueberfälle zu befahren haben, das Vor-Terrain zu eclairiren, die einzelnen Torpedo-Boots-Flottillen in fortwährender Verbindung unter einander zu erhalten, ihnen, insofern sie momentanen Ersatz an Torpedos, Wasser, Kohle und Mannschaft zuführen, auf dem eigentlichen Actionsplatz als Stütze zu dienen, endlich um selbst auf feindliche Torpedo-Boote Jagd zu machen. Das Torpedo-Schiff ist ein aus Stahl und Eisen construirtes Rapid-Schiff (18 bis 19 Meilen Geschwindigkeit) von mäßigen Dimensionen (1500 Tonnen) und vermöge seines Kohlenvorraths und seiner Bauart längere Zeit die See zu halten im Stande. An Takelage führt es nur 2 Pfahl-Masten für Gaffelsegel und Klüver. Zur Bekämpfung der Torpedo-Boote hat es einen leichten Ramm-Bug, ist mit einer größeren Zahl der wirksamsten Mitrailleusen und leichter Maschinen-Kanonen bestückt und erhöht seine Wehrkraft durch Torpedos, deren es 8 bis 10 besitzt und die von, an verschiedenen Theilen des Schiffes angebrachten Lancir-Stationen aus geschossen werden. Das elektrische Licht gelangt auf den Torpedo-Schiffen zur vollen Anwendung.

Torpedo-Rammschiffe heißen im Allgemeinen alle schnelllaufenden (16 bis 18 Meilen) Kreuzer von 3000 bis 4000 Tonnen, die mit einer verhältnißmäßig großen Anzahl Geschütze schweren Kalibers und Torpedos bewaffnet und mit einer gewölbten, in der Höhe der Wasserlinie gelegenen Panzerdecke von 5 bis 8 Centimeter versehen sind. Oberhalb dieses Panzerschutzes befindet sich eine Zellen-Construction, welche die Schwimmfähigkeit des Schiffes auch dann noch sichert, wenn sein lebendiges Werk durch einen Schuß getroffen wurde und welche sonach dem Schiff die Möglichkeit bietet, auch dann noch einen Ramm-Stoß zu führen und sich seiner Torpedos zu bedienen, wenn es schon in vitalen Theilen havarirt ist. Die Bewaffnung besteht zumeist aus 2 schweren Geschützen (30 bis 35 Centimeter) je eines auf dem Oberdeck auf Drehscheiben en barbotte installirt, aus 4 bis 8 leichteren Geschützen (12 bis 15 Centimeter) an den Breitseiten, ebenfalls auf dem Oberdeck, und aus 6 bis 8 Mitrailleusen verschiedenen Kalibers, Bootsgeschützen- und Torpedo-Lancirstationen über Wasser. Der Schutz für die Commando-Apparate und für die Dreh- und Lade-Vorrichtungen der Geschütze, für die Bedienungsmannschaften und den Munitionstransport beschränkt sich

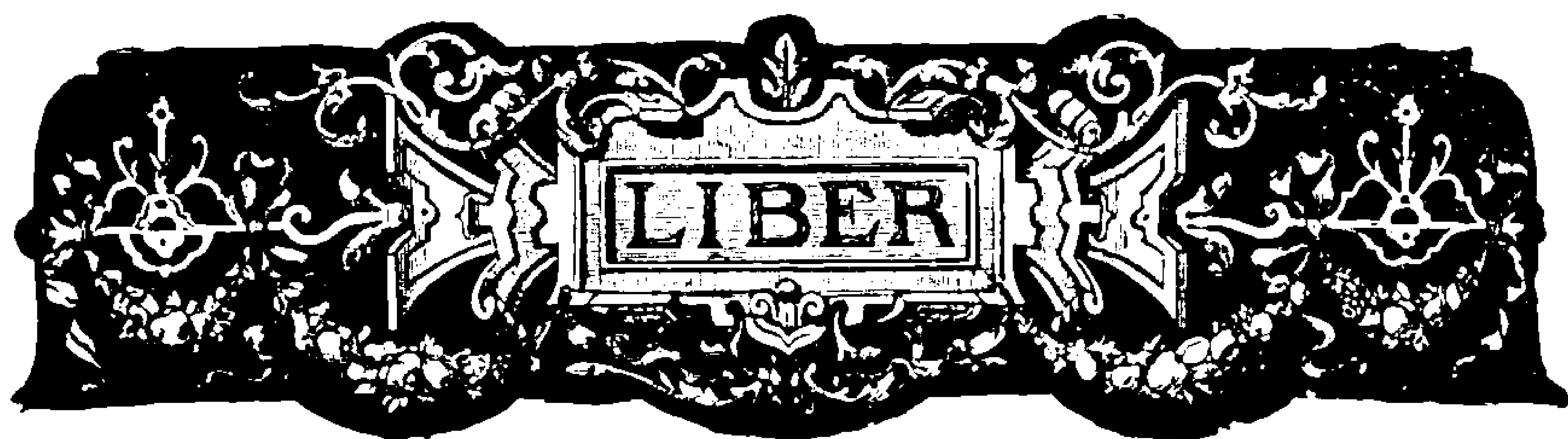
auf Stahlblech-Constructionen in Gestalt von Thürmen, Schildern und Röhren, die genügende Stärke zum Widerstand gegen Mitrailleusen-Feuer bieten. Eine eigentliche Takelage führen die Schiffe nicht; die vorhandenen zwei Masten dienen zur Installirung von Mitrailleusen in den Marsen und zur Signalgebung. Der Bug hat die Ramm-Form und ist stark genug construirt, um selbst gegen Panzerschiffe Ramm-Stöße führen zu können. Das Baumaterial ist Stahl und Eisen. Die Torpedo-Rammschiffe haben die Action der Torpedo-Flottillen durch ein Fern-Gefecht aus schweren, panzerdurchschlagenden Geschützen einzuleiten, den Rückzug derselben durch ihr Geschützfeuer und nach Umständen auch durch einen Ramm-Stoß zu decken und die kampfunfähigen Boote zu sammeln und in Schlepp zu nehmen.

Für alle Torpedo-Flottillen sind übrigens noch Torpedo-Depotschiffe erforderlich, die, in sicheren Häfen verankert, das für jene Flottillen nöthige Betriebs- und Feuerungsmaterial, Süßwasser und Reserve-Torpedos an Bord nehmen können.

Es mag schließlich angeführt werden, daß zur Abhaltung der gefährlichen Torpedo-Boote eine leichte Drahttau-Barricade und hinter derselben eine Reihe von Netzen aus Stahldraht (Bullivaat-Walzen) verwendet wird, die letzteren mit der Bestimmung, die allenfalls über die Barricade lancirten Torpedos aufzufangen und dadurch, daß sie dieselben zur Explosion bringen, unschädlich zu machen.

Ein einzelner Fisch-Torpedo (sammt Zurüstung und Spreng-Munition) kostet mehr als 6000 Mark; jeder Lancir-Apparat mehr als 7500 Mark. Und nun die Boote, Schiffe und Rammschiffe!!





Illustrirte Bibliographie.

Modernes Reisen. Die Orientfahrt der „Augusta Viktoria“. Von H. E. Wallsee. Mit Bildern, ausgeführt nach Originalskizzen von Carl Schildt und zahlreichen Autotypien. Hamburg, Otto Meißner.

Es wird noch manchem unserer Leser in Erinnerung sein, daß im Januar d. J. der prächtig ausgestattete Hamburger Passagierdampfer „Augusta Viktoria“ sich zu einer Mittelmeerfahrt anschickte, welche, mit dem höchsten Comfort der Neuzeit unternommen, die größte Befriedigung aller Betheiligten erregte und nur etwa acht Wochen in Anspruch nahm. Das Buch trägt seinen Namen: „Modernes Reisen“ mit Recht. Denn es ist geradezu erstaunlich, was den Reisenden in der Kürze der Zeit an Sehenswürdigkeiten geboten wurde. Denn ganz abgesehen von der ungemein lohnenden, oft wunderbar schönen Fahrt selbst, berührte und besichtigte man u. a. folgende Punkte: Gibraltar, Genua, Alexandria, Kairo, Jafa, Jerusalem, Bethlehem, Beirut, Constantinopel, den Bosporus, Piräus, Athen, Malta, Messina, Palermo, Capri, Neapel, Pompeji, Lissabon und London.

Was nun der Verfasser als Theilnehmer an dieser Fahrt den Lesern der „Hamburger Nachrichten“ in der Form von „Briefen“ zu berichten wußte, hat er hier in eine Sammlung von Momentbildern gebracht, welche in allgemeinen Umrissen andeuten sollen, wie die Concentrirung der modernen Verkehrsmittel auch ihr Gutes hat, und wie diese für manche Entsagung, die sie den Anhängern der alten, gemüthlichen Reisegelegenheit auferlegt, es dem Reisenden von heute ermöglicht, im Handumdrehen Eindrücke zu sammeln, an deren Einbringung früher Jahre gesetzt werden mußten. Er befindet sich in Gesellschaft von Industriellen, Kaufleuten, Gewerbetreibenden des Baufaches und Landwirthen, alles Männern, die im schaffenden Leben stehen und mit den berufsgemäßen Vergnügungen nichts gemein haben, die auch nicht durch die Aussicht auf eine wochenlange Vergnügungsfahrt allein angelockt worden sind, sondern von der Ahnung getragen werden, daß es auf dieser Reise doch auch ein Tüchtiges zu lernen geben könne; eine Erwartung, welche sie in keiner Weise getäuscht hat.

Und wie die Reise mit ihren Eindrücken nur flüchtig sein konnte, so sollten nach dem berechtigten Wunsche des Verfassers auch die Niederschriften in Tagebuchform nur

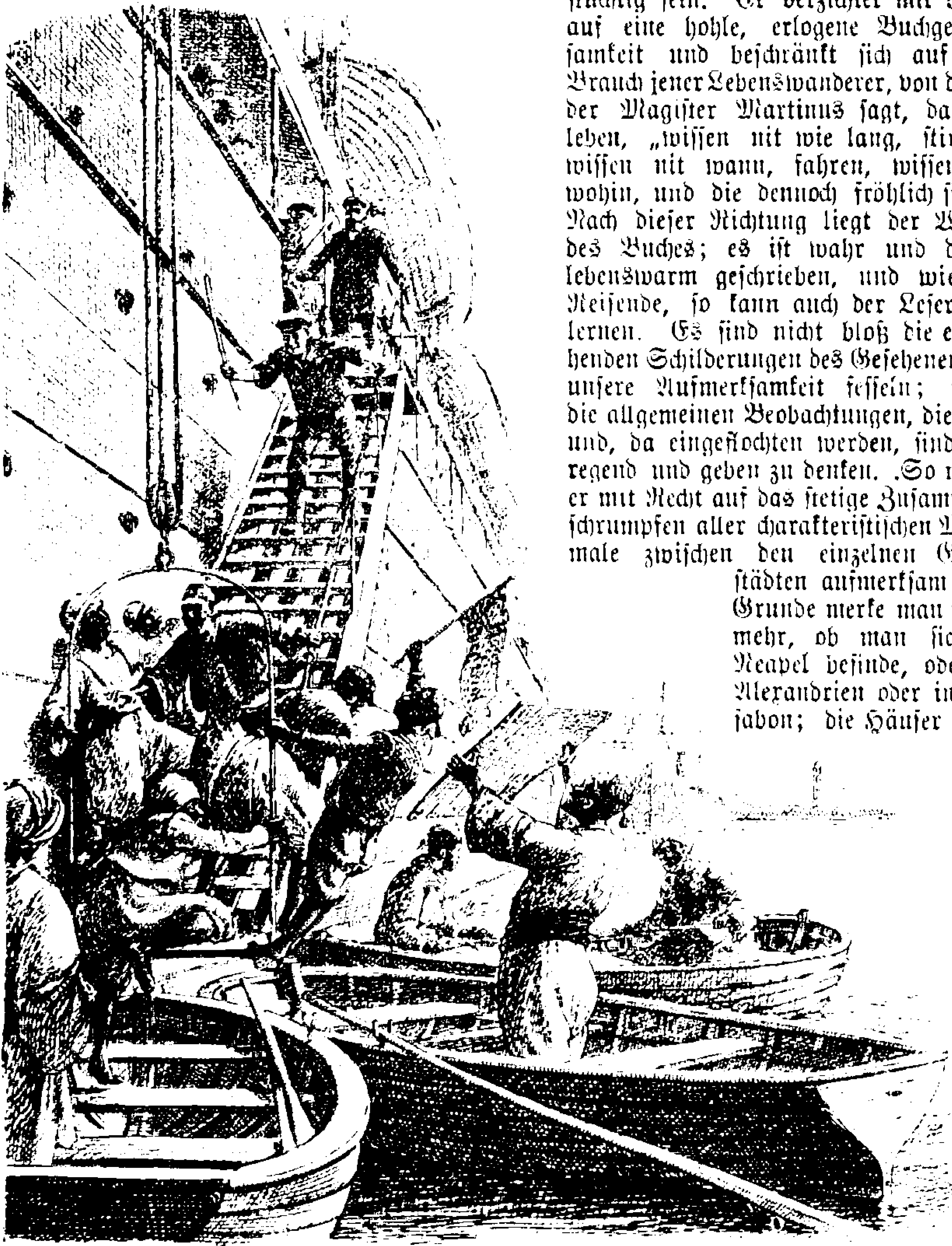


Olympische Spiele. I: Wettkauen von trockenem Brot. Aus: Modernes Reisen. Hamburg, Otto Meißner.



Olympische Spiele. II: Das Wettkauen von Fäden, die mit Honig bestrichen sind. Aus: Modernes Reisen. Hamburg, Otto Meißner.

flüchtig sein. Er verzichtet mit Recht auf eine hohle, erlogene Buchgelehrsamkeit und beschränkt sich auf den Brauch jener Lebenswanderer, von denen der Magister Martinus sagt, daß sie leben, „wissen nit wie lang, stirben, wissen nit wann, fahren, wissen nit wohin, und die dennoch fröhlich sind." Nach dieser Richtung liegt der Werth des Buches; es ist wahr und daher lebenswarm geschrieben, und wie der Reisende, so kann auch der Leser viel lernen. Es sind nicht bloß die eingehenden Schilderungen des Gesehenen, die unsere Aufmerksamkeit fesseln; selbst die allgemeinen Beobachtungen, die hier und, da eingeflochten werden, sind anregend und geben zu denken. So macht er mit Recht auf das stetige Zusammenschrumpfen aller charakteristischen Merkmale zwischen den einzelnen Großstädten aufmerksam; im Grunde merke man kaum mehr, ob man sich in Neapel befinde, oder in Alexandrien oder in Lissabon; die Häuser seine



Ankunft in Alexandrien. Aus: Modernes Reisen. Hamburg, Otto Meißner.

von derselben Stillosigkeit, die Straßen von derselben Geradheit, die Menschen von derselben Uniformität in der Bekleidung; nur London mache eine Ausnahme, denn hier gebe es einen durchgehenden Zug in's Außerordentliche. Dieser Gedanke wird dann kurz und treffend ausgeführt.

Natürlich fehlt es auch nicht an heiteren Momenten, namentlich während der Seefahrt selbst. Denn war das Wetter günstig, so fand sich die Gesellschaft auf Deck bei sogenannten „Olympischen Spielen" zusammen, bei denen aus freiwilligen Beiträgen recht ansehnliche Preise (bis zu 30 Mark) zur Vertheilung kamen. Die Ausübung dieser Spiele übernahmen die Schiffsjungen und die kleineren Stewards, und es muß ganz

ergötzlich anzusehen gewesen sein, wie die flinken Kerle um die Wette sich beeilten, große Scheiben trockenen Brotes hinter die Binde oder mit Honig bestrichene Fäden, deren



Morgenkonzert bei bewegter See. Aus: Modernes Reisen. Hamburg, Otto Meißner.

Enden je einem der Jungen zugewiesen wurden, hinter die Zähne zu bekommen, und dergleichen Scherze mehr.

Die nach Originalskizzen ausgeführten Bilder und Autotypien sind vortrefflich und tragen zur Belebung und Ergänzung des schönen Buches wesentlich bei. H. J.

Augustus und seine Zeit.

Von V. Gardthausen. I. Theil. 1. Band (Mit Titelbild). 481 S. — II. Theil 1. Halbband. 276 S. Gr. 8⁰. Leipzig, B. G. Teubner.

Die vorliegende Arbeit, ein Ergebniß jahrelanger Studien des bekannten Leipziger Universitätsprofessors, will jene Lücken ausfüllen, deren Vorhandensein wir in Mommsens „Römischer Geschichte“ bisher schmerzlich empfanden. Eine zusammenfassende Darstellung des ganzen Augusteischen Zeitalters mit eingehender Berücksichtigung der neueren In=

schriften- und Münzenfunde fehlte bisher. Gardthausens Werk ist deshalb schon an sich sehr verdienstlich. Freilich sind diese beiden Bände erst die Hälfte des Ganzen. Der erste schildert eingehend die Entstehung des Römischen Principats und schließt mit dem dreifachen Triumph des heimkehrenden Cäsar Augustus im Jahre 29 v. Chr. ab. Die Schreibweise des Verfassers ist anziehend und modern; durch die zahlreichen Hinweise auf Ereignisse der neueren Geschichte erscheinen uns die Personen vielfach in neuem Lichte. Die Charakteristik der Cäsarmörder, des Cicero, des Augustus selbst, endlich des Antonius und der Cleopatra ist sorgfältig abgewogen, auch in stilistischer Beziehung musterhaft. Für das größere Publikum wird somit der erste Band eine angenehme Lektüre sein. Die Verweisung aller Belege und Erörterung kritischer Fragen in den zweiten Theil ist entschieden zu billigen; hier treten wir in die Werkstatt des Forschers, und es ist nicht zu zweifeln, daß manche Erörterung jüngeren Gelehrten Anregung geben, hie und da auch Widerspruch finden wird. Es gilt das z. B. besonders von der Stellung, die Gardthausen dem Briefwechsel Ciceros gegenüber, unseres Erachtens mit Recht, einnimmt. Die Darstellung der dem Morde Cäsars folgenden Vorgänge ist dadurch wesentlich beeinflußt. Ein weiterer Vorzug des Buches ist die Anschaulichkeit der örtlichen Beschreibungen. Gardthausen hat die Schauplätze der wichtigsten Ereignisse, die Umgend von Perugia, die Küsten von Sicilien und von Cumä, den Meerbusen von Actium (Arta), den Hafen von Alexandria, selbst besucht. Die Pläne und Kartenskizzen erläutern die Beschreibung in sehr anschaulicher Weise. Die Abbildungen zahlreicher Münzen sind sorgfältig ausgewählt und geben auch dem Neuling auf diesem Gebiet einen deutlichen Begriff von dem Standpunkt und den Gegenständen der damaligen römischen Numismatik. Den ersten Band schmückt ein schöner Lichtdruck, der den jugendlichen Cäsar Augustus darstellt; es ist die bekannte Büste aus dem Museo Chiaramonti in Rom. Je eingehender man sich mit der Geschichte der römischen Kaiser beschäftigt, desto mehr wird das falsche Urtheil, das in dieser Zeit nur eine Schreckensperiode sah, schwinden. Gardthausens Werk zeigt fast auf jeder Seite, daß das Kaiserreich eine weltgeschichtliche Epoche hoher Kulturentwickelung und gewaltigen Fortschritts war, „bestimmt, die Sünden der Republik gegen die unterworfenen Völker allmählich zu sühnen.“ Hoffentlich ist es uns bald vergönnt, uns aus dem zweiten Bande des Werkes ein vollständiges Bild der Regierung des Cäsar Augustus vorzustellen, deren Nachwirkung sich bis in unsere Tage erstreckt. — fv. —

Hoffmann's von Fallersleben gesammelte Werke.

Herausgegeben von Dr. Heinrich Gerstenberg. Band I—III: Lyrische Gedichte. Berlin, F. Fontane.

Manche bittere Enttäuschung hat Hoffmann von Fallersleben in seinem langen und bewegten Leben erfahren. Aber vielleicht hat nichts ihn so schwer getroffen — ihn, den Sänger von „Deutschland, Deutschland über Alles“ und von „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald,“ den in seinen kräftigen Mannesjahren allgemein gefeierten politischen Dichter, den gelehrten Forscher und Sammler, der zugleich eine reine und echt volksthümliche Frische und Naivetät sich bis in's höchste Alter bewahrt hatte, — als daß er in seinem 76sten Lebensjahre das sorgfältig zurechtgemachte Manuscript zur Gesammtausgabe seiner Gedichte vom Verleger mit kurzer Abweisung zurückgeschickt erhielt. Um so erfreulicher ist es, daß jetzt — bald 18 Jahre nach Hoffmann's Tode — ein anderer Verleger diese Ehrenschuld einlöst und ihm in einer würdig ausgestatteten Ausgabe seiner Werke ein Denkmal setzt, das noch weiteren Kreisen sein Andenken lebendig erhalten wird, als der Erinnerungsstein, den seine Verehrer ihm auf Helgoland errichten.

Diese Ausgabe der „gesammelten Werke“ soll hauptsächlich die „Dichtungen“ Hoffmann's und seine Selbstbiographie enthalten. Die letztgenannte soll zwar abgekürzt werden gegenüber der durch viele eingelegte Urkunden und Aktenstücke auf 6 Bände angeschwollenen Ausgabe von 1868, aber zugleich durch eine Darstellung der letzten 14 Lebensjahre des Dichters auf Corvey, dem Schlosse des Herzogs von Ratibor, eine sehr dankenswerthe Ergänzung erhalten. Die wissenschaftlichen Arbeiten

Hoffmann's sind dem Fachmann in Bibliotheken zugänglich; der sehr inhaltreiche und interessante Briefwechsel wird hoffentlich veröffentlicht werden.

Es war keine leichte Aufgabe, die in sehr zahlreichen Einzelausgaben zerstreuten Gedichte Hoffmann's zu sammeln und mit den zahlreichen noch ungedruckten übersichtlich zu ordnen. Der Herausgeber hat folgende sachliche Eintheilung aufgestellt: 1. Lyrische Gedichte. 2. politisch-satyrische und Zeitgedichte. 3. Gelegenheitsgedichte, besonders Trinksprüche (in denen Hoffmann ein unerreichter Meister war!). 4. Epigramme und Sprüche. 5. Dialektische Dichtungen und Uebersetzungen. Die erste dieser Abtheilungen liegt in den erschienenen drei Bänden abgeschlossen vor und ist vollkommen geeignet, die alten Freunde des Dichters zu erfreuen und dem jüngeren Geschlechte, das noch so viele seiner Lieder singt, sein Gesammtbild anschaulich zu machen.

Die auch nach manchen Ausscheidungen von Minderwerthigem noch sehr große Zahl der lyrischen Gedichte ist zwanglos eingeordnet in die Abtheilungen: 1. Dichterleben. 2. Liebesleben. 3. Kinderleben. 4. Volksleben. Ein genaues alphabetisches Verzeichniß erleichtert die Auffindung jedes einzelnen Liedes. Die Anmerkungen enthalten sehr interessante Nachweise und Erläuterungen, die sichtlich auf langer und eingehender Beschäftigung mit den Werken und dem gesammten Nachlasse Hoffmann's beruhen. Wir müssen es deshalb bedauern, daß der Herausgeber zwar oft, aber nicht durchgängig und consequent die Entstehungszeit und den ersten Druck jedes Gedichtes angegeben hat. Er war offenbar vollkommen dazu gerüstet und scheint nur durch Scheu vor dem Anschein der Pedanterie (S. XII) abgehalten worden zu sein, die Notizen, die er in sehr vielen Fällen in höchst dankenswerther Weise gegeben hat, vollständig und consequent auszuführen. Hoffmann, der selbst bei Lebzeiten ein so sorgfältiger Bibliograph und Sammler war, hätte diese Sorgfalt bei der Gesammtausgabe seiner eigenen Werke wohl verdient. Doch wollen wir an der mühevollen Arbeit des Herausgebers nicht mäkeln, sondern ihm dankbar sein für das, was er geboten hat. Zugleich wünschen wir, daß der Dichter, der unserem Volke so viele zarten, frischen und innigen Lieder geschenkt hat, auch in dieser schön ausgestatteten Gesammtausgabe seiner Lieder von Neuem liebevollen Empfang finde.

Daß der erste Band durch ein meisterhaft in Stahlstich ausgeführtes Bild Hoffmann's geschmückt ist, verdient in der Zeit der geschmacklosen und augenverderbenden Zinkabdrücke mit besonderem Danke gegen die Verlagshandlung hervorgehoben zu werden. E.

Bibliographische Notizen.

Das preußische Allgemeine Landrecht und der Entwurf des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs. Vergleichende kritische Bemerkungen von Dr. J. Meisner Oberlandesgerichtsrath. Berlin W. Verlag von C. Liebmann.

Eine mit eingehender Sachkenntniß klar und verständlich geschriebene Betrachtung; die Vorzüge der landrechtlichen Bestimmungen in wichtigen Rechtsgebieten, vor denen des Entwurfs werden zutreffend gewürdigt und insbesondere die Behandlung, welche die Einrede der Arglist im Entwurf gefunden hat, als eine öffentliche Gefahr gezeichnet. F.

Socialdemokratie und Socialliberalismus. Von Th. Hertzka, Dresden. E. Pierson's Verlag.

Nach Hertzka sind die gewaltigen Fortschritte der Technik groß genug, um schon jetzt jedem Einzelnen bei mäßiger Arbeit ein behagliches Leben zu sichern. Nur ist die Mehrzahl der Menschen nicht klug genug, um das einzusehen oder zu schlecht, es zu wollen. Aber nicht der socialistische Zwangsstaat kann uns in dies Eldorado führen, sondern die schrankenloseste Freiheit. Alle Productionsmittel, in erster Reihe Grundbesitz, sollen jedermann zur beliebigen Verfügung stehen — freilich gegen eine beträchtliche Staatssteuer. Dann bilden sich Productivgenossenschaften, die alles, was die Welt braucht, zu billigen Preisen in Hülle und Fülle erzeugen. Grundbesitz — und auch viele der sonstigen Productionsmittel — versprechen nun aber doch nur dann einen Ertrag, wenn einer hier ausschließlich besitzt, bearbeitet, bestellt und erntet. Wie sich der Verfasser diese Wirthschaftsordnung in einer Welt denkt, die weggegeben ist, ist so unklar wie möglich; und auch in seiner Welt würden alle diese fruchtbringenden

Werthe sofort vergriffen sein. Im Uebrigen widerlegt Hertzka in treffender Weise die Ungereimtheiten der Socialisten, deren Ausdrucksweise er sich wieder voll aneignet, wenn er von der Verderblichkeit der herrschenden Wirthschaftsordnung und der Herzenshärtigkeit ihrer Anhänger spricht. F.

Das deutsche Reich. Vaterlandskunde von Prof. Dr. J. W. Otto Richter. Mit 15 Karten und 22 Plänen. Leipzig. Verlag und Druck von Otto Spamer.

Dieses jetzt vollständig vorliegende Werk kann ein deutsches Volksbuch im besten Sinne des Wortes genannt werden. Der Herr Verfasser hat leider Recht, wenn er in seiner Vorrede sagt, daß unter den nationalen Bildungselementen die eigentliche Vaterlandskunde, die Kenntniß des deutschen Landes, noch immer verhältnißmäßig am meisten zurücktritt. Wir hoffen, daß ein Buch wie das vorliegende, welches in übersichtlicher Weise, in ansprechender Form, in reichster Fülle alle geographischen und culturellen Verhältnisse unseres schönen Vaterlandes zur Darstellung bringt, viel dazu beitragen wird, dem oben gerügten Mangel abzuhelfen. Dazu ist der Preis des Werkes verhältnißmäßig so gering, daß es in keiner Familie fehlen dürfte. n.

Zur Reform des Irrenrechts. Von Eduard August Schröder in Zürich. Art. Institut Orell Füßli.

Der Verfasser macht den originellen Vorschlag, die Entscheidung der Frage, ob jemand geisteskrank sei, in die Hand von Geschworenen-Gerichten zu legen. Seinen Ausführungen überall beizutreten, möchte bedenklich sein. Er verwerthet einzelne Fälle in einer Darstellung, die vielleicht nicht unparteiisch ist, zu einem weitgehenden Angriff gegen den Stand der Irrenärzte; und doch würden auch die Geschworenen-Gerichte, die er aus der Elite der Laien entnehmen will, kaum mehr können, als sich dem Gutachten der Aerzte beugen. Nach jetzigem Verfahren entscheidet ein Berufsrichter; man möchte meinen, daß dieser in Zweifelsfällen ebenso befähigt sein müßte — vielleicht zuweilen mehr, zuweilen weniger — eine Entscheidung zu treffen, wie das Schwurgericht. Und was soll erst gar dieser Apparat in der Mehrzahl der Fälle, in denen ein Zweifel gar nicht besteht? F.

Neues Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. Von C. W. Th. Schuster und A. Régnier. Angenommen vom Rath für den öffentlichen Unterricht in Paris. 15. Aufl. Auf Grund der neuesten Sprachforschungen und mit Zugrundelegung der neuen deutschen Orthographie neu bearbeitet von Christ. Wilh. Damour. Erster Band: Französch-Deutsch. Zweiter Bd: Deutsch-Französisch. Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Das Wörterbuch von Schuster und Régnier, dessen erste Auflage im Jahre 1841 erschien, erfreute sich beim gebildeten Publikum mit Recht großer Beliebtheit. Bei den mannigfaltigen Bereicherungen resp. Umwandlungen, welche die Sprache im Laufe der letzten Jahre durch die Weiterentwicklung von Literatur, Technik, Handel, Industrie u. s. w. sowie durch die Veränderung der französischen und deutschen Orthographie erfahren, konnte das Wörterbuch in seiner alten Gestalt den berechtigten Ansprüchen des Publikums nicht mehr genügen und war naturgemäß von später erschienenen Werken, welche den neuesten Stand der Wissenschaft berücksichtigen konnten, überholt worden. Diesem Mangel ist nun durch die von Chr. W. Damour veranstaltete sorgfältige Neubearbeitung, welcher derselbe sieben Jahre gewidmet, gründlich abgeholfen worden. Der Bearbeiter, welcher auf eine fast zwanzigjährige Wirksamkeit als Lehrer der französischen Sprache in den obersten Klassen höherer Lehranstalten in Deutschland zurückblickt, hat es trefflich verstanden, seiner schwierigen Aufgabe gerecht zu werden. Trotz der Beschränkung, welche ihm der, durch die Rücksicht auf den niedrigen Kostenpreis und die leichte Handhabung des Werkes gebotene geringe Umfang des Lexikons auferlegte, hat er es verstanden, eine relative Vollständigkeit und Lückenlosigkeit zu erzielen und nicht nur der Literatur- und Conversationssprache, sondern auch den Gebieten der Rechtspflege, des Handels, der Technik, der Naturwissenschaften in gebührendem Maße Rechnung zu tragen. Besondere Anerkennung verdient die sorgfältige Behandlung der Phraseologie, die sonst häufig schlecht wegzukommen pflegt; französische und deutsche Redewendungen sind oft in mehrfacher Form dargeboten; in dankenswerther Weise hat der Bearbeiter, den populären Redewendungen, Gallicismen und Germanismen, sprüchwörtlichen und figurlichen Redensarten, ja sogar dem

„Argot“ seine Aufmerksamkeit zugewendet. Die besten bekannten Werke sind von Damour zu Rathe gezogen und die neuesten Forschungen benutzt worden. —

Die typographische Anordnung ist klar und übersichtlich, die Ausstattung gediegen. Möge das Schuster-Régnier'sche Buch in seiner neuen Gestalt die verdiente Anerkennung und Verbreitung finden.

— a.

Jubiläums-Festschrift des Vereins Berliner Künstler (zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens 19. Mai 1891). Berlin, Verlag von Amsler und Ruthard.

In einem stattlichen Quartbande von mehr als 100 Seiten wird uns hier eine vornehme Publication geboten, welche des allseitigen Interesses sicher sein kann. Ludwig Pietsch, der stets Bereite, Vielgewandte, hat den Text geschrieben; eine übersichtliche Geschichte des Vereins Berliner Künstler von seinen bescheidenen Anfängen im Jahre 1841 an, da sich eine Anzahl jüngerer Künstler im Atelier des Malers Rosenfelder zur entscheidenden That zusammen fand, bis zu dem stattlichen, festgegründeten Bunde, welchen der Verein heute darstellt, wo er es wagen konnte, auf eigene Hand zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens eine große internationale Kunstausstellung zu veranstalten. Das ist fürwahr eine stolze Entwickelung, die wir hier in ihren einzelnen Momenten von dem kundigen Plauderer und Erzähler vorgeführt erhalten. Der fröhliche Künstlergeist hat dafür gesorgt, daß es überwiegend heitere Geschehnisse sind, von denen der Chronist zu berichten hat; nur selten stört die Sorge um den schnöden Mammon oder um ein geeignetes Vereinslocal, die sich allmählich zu dem ernstlichen Bemühen um ein eigenes Heim steigert, gelegentlich auch ein kleiner Conflict mit der Kunstbehörde oder dem eigenen Vorstande die Reihe von humorvollen Kneipabenden, sinnigen Waldfesten und Weihnachtsfeiern oder glanzvollen Costümbällen, in welchen das Vereinsleben nach außen hin hauptsächlich Ausdruck findet. Damit aber der Leser von all' den Herrlichkeiten doch auch etwas mehr als einen Bericht in Worten genießen könne, sind eine ganze Anzahl der genial-phantastischen Einladungs- und Festkarten, welche Meister wie Menzel, Meyerheim, A. von Werner, Hosemann, Pietsch, Arnold, Skarbina, Koch, W. Friedrich zu diesen Gelegenheiten geschaffen haben, in Nachbildungen dem Buche beigegeben. Es finden sich wahre Cabinetsstücke darunter, denen sich auch die keck erfundene Zeichnung des Umschlages von Fr. Stahl würdig anschließt. Aber auch sonst ist der Band künstlerisch reich und werthvoll ausgestattet, nicht blos mit den Portraits sämmtlicher Vereinsvorsitzender als Vignetten und kleineren, in den Text eingedruckten Photogravüren und Zinkätzungen nach Fr. Stahl, Dahl, Ehrentraut, Skarbina, Eckenbrecher, Koerner, Fischer-Cörlin, Dettmann, Fricke u. A., sondern auch mit Vollbildern von selbständigem künstlerischem Werth, wie einer Radirung von B. Mannfeld und Photogravüren nach Gemälden und Zeichnungen von Koner, Douzette, Knaus, A. von Werner, Dom Luiz von Portugal (dem verstorbenen königlichen Ehrenmitgliede des Vereins). Diese künstlerischen Beigaben übersteigen allein ihrem materiellen Werth nach bedeutend den mäßigen Preis (10 Mark) des Bandes, dessen Anschaffung wir allen Freunden der Berliner Künstlerschaft empfehlen möchten.

M. S.

Lebenserinnerungen von Wilhelm Lübke. Mit einem Bildniß. Berlin, F. Fontane.

Die Lebenserinnerungen unserer älteren Generation tragen einen gemeinsamen Charakterzug, der uns stets ganz besonders anheimelt; sie erzählen meist von dem treuen Ringen eines begeisterten Herzens im Kampf mit einer Enge und Beschränktheit der äußeren Verhältnisse, welche uns heute fast unglaubwürdig erscheint. Wer weiß, wie viele von den Männern der jetzigen Zeit einst am Abend ihres Lebens auf einen gleich entsagungsvollen Idealismus als Merkmal ihrer Jugend werden mit Befriedigung zurückschauen können! Eine solche Lebensgeschichte, wie sie uns hier der Altmeister der heutigen Kunstgeschichte in der ihm eigenen anziehenden Form bietet, kann uns mit Fug daran erinnern, daß wir es nicht so herrlich weit gebracht hätten ohne jene Alten, welche ihre Ideale mit zäher Energie gegen eine Welt von Hemmnissen und Beschränkungen durchzusetzen verstanden. Lübke erzählt seine Lehr- und Wanderjahre als Kunsthistoriker bis zu seiner Berufung aus Zürich nach Stuttgart im Jahre 1866. Die Jugendzeit in Dortmund, die Studienjahre in Bonn und Berlin, sowie seine Lehrthätigkeit an der Bauakademie daselbst, endlich die erste Reise nach Italien und

der Aufenthalt in Zürich bilden die einzelnen Abschnitte der lebendigen Schilderung, welcher die Begegnungen mit zahlreichen hervorragenden Männern der Kunst und Wissenschaft, von denen der Verf. zu berichten weiß, ein erhöhtes Interesse verleihen. Namentlich für die Charakteristik von Männern wie Kugler, Schnaase, Friedrich Eggers u. A. bietet das Buch manchen werthvollen Beitrag. Der vorausgeschickte Abschnitt aus der Selbstbiographie von Lübkes Vater darf als ein interessanter Beitrag zur Culturgeschichte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts und namentlich zur Würdigung der damaligen Verhältnisse der Volksschule und ihrer Lehrer willkommen geheißen werden. Wir können nur wünschen, daß L. uns bald eine Fortführung seiner eigenen Lebensgeschichte über das vorläufig gesteckte Ziel hinaus bietet! Auf dankbare Leser wird seine anspruchslose und gemüthvolle Art zu erzählen stets rechnen dürfen. M. S.

Eduard Bendemann. Betrachtungen und Erinnerungen v. Josef Schrattenholz. Mit einem Bildniß. Düsseldorf, C. Kraus.

Die kleine Schrift, welche anläßlich einer Ausstellung der Werke Bendemanns in der Kunsthalle zu Düsseldorf entstanden ist, erhält ihren Werth durch mehrfache persönliche Begegnungen und Gespräche mit dem Meister, von denen der Verfasser zu berichten weiß. Für eine zu erhoffende ausführliche, kritische Biographie des Malers, welcher in der deutschen Kunstbewegung dieses Jahrhunderts eine so bedeutsame Stellung einnimmt, enthält sie manches brauchbare Material. M. S.

Die Kunst im Lichte der Kunst. Von Dr. Heinrich Puder. Zweite verbesserte Auflage. Mit 6 Abbildungen. Dresden, O. Damm.

Unter dem unklaren Titel, welchen der Verfasser in einem bombastischen Vorwort vergeblich zu erklären versucht, sind acht kleine Aufsätze zur italienischen Kunstgeschichte zusammengestellt, welche manches Richtige aber wenig Neues bieten. Betrachtungen wie sie hier vorgetragen werden, läßt wohl jeder Professor der Kunstgeschichte gelegentlich seine Schüler im Seminar anstellen. Nur daß man Seminararbeiten gewöhnlich nicht für druckreif erachtet! Der Verfasser gehört augenscheinlich zu denen, welchen „Rembrandt als Erzieher“ das Concept verrückt hat. Als Probe seiner Denk- und Schreibweise heben wir einen Satz aus der Einleitung heraus, in welchem er offenbar die Quintessenz seiner logischen Evolutionen bieten will. „Die italienischen Kunstwerke mögen nach Italien, die deutschen nach Deutschland wandern, dann werden sich in den Museen die Musen wieder einfinden.“ Sapienti sat.

M. S.

Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt von Ernst Brücke. Mit 29 Holzschnitten von Hermann Paar. Wien, W. Braumüller.

Der berühmte Anatom und Physiologe hat der Kunstwissenschaft schon manchen wichtigen Dienst geleistet, indem er das Wissen seines Faches mit feinem Verständniß der Betrachtung von Gesetzen und Bedingungen des Kunstschaffens nutzbar machte. Auch in dem vorliegenden Buche wendet er sich hauptsächlich an Künstler und Kunstfreunde, „an erstere, um sie auf Manches aufmerksam zu machen, was sie, wie die Erfahrung lehrt, oft übersehen; an letztere, um sie in eine Art der Kunstbetrachtung einzuführen, welche nicht die gewöhnliche der Kunstfreunde und welche doch unerläßlich ist für das Verständniß der Werke bildender Kunst und für ihre meritorische Beurtheilung“. Nach solchen Gesichtspunkten betrachtet er die einzelnen Theile des menschlichen Körpers nach ihrer natürlichen Form und Schönheit, indem er mit besonderer Vorliebe und auf Grund ausgedehnter Kenntniß der Monumente namentlich auf die Bildungsweise der Antike eingeht und ihre Voraussetzungen, sowie die Gründe ihres Abweichens von der gewöhnlichen Erscheinung erörtert; interessante Fragen, wie die nach dem Ursprung des typischen Schnitts der Beckenlinie in den antiken Statuen sind wohl noch nie mit so eindringendem Verständniß behandelt worden. So ist das handliche Buch für Archaeologen, Kunsthistoriker und ausübende Künstler von gleich hohem Werth; die beigegebenen Holzschnitte, meist nach Photographien des lebenden Modells, zeichnen sich durch ihre saubere Ausführung aus. M. S.

Allerlei aus Albion. Von Fr. W. Brandt. Leipzig, Carl Reißner.

Schon ehe vorliegendes Werkchen erschien, hat Brandt durch sein in englischer Sprache verfaßtes „London life, seen with German eyes“ die Aufmerksamkeit der Engländer in hohem Grade auf sich gelenkt. In diesem neuesten „Allerlei“

nun legt Brandt, der sich durch längeren Aufenthalt in England, sowie durch ungewöhnliche Beobachtungsgabe ganz ungemein in die Eigenart der Engländer eingelebt hat, ohne dabei jemals den Deutschen zu verleugnen — treffliche Proben ab seines Studiums über Land und Leute. Die 22 kurzen Aufsätze zeichnen sich durch sachliche Schärfe ebenso sehr, als durch gefällige, hie und da von Humor gewürzte Schreibweise aus. Alles, was das gegenwärtige Leben Englands Interessantes darbietet, nimmt der Verfasser unter seine kritische Lupe. Sein „Allerlei" umfaßt Stadt- und Landleben, es führt uns in die Höhen und Tiefen der Gesellschaft, von der höchsten Aristokratie bis zu den verthierten Individuen des östlichen Bezirks, schildert Clubs und communales Leben, häusliche und Schuleinrichtungen 2c. Als besonders gelungen betrachten wir die Kapitel: „Nebelerlebnisse," „Universitätsleben in Oxford," „Im Volkspalast." Jedenfalls ist das höchst anziehende Buch werth, nicht im Strom der Alltagslectüre ein ephemeres Dasein zu fristen, soll im Gegentheil all' denjenigen Lesern, die sich über englische Zustände belehren wollen, ganz ausdrücklich empfohlen sein. Frei von Vorurtheilen, ohne alle Prätention, und voll sachlicher Kenntniß wird das „Allerlei" nicht nur „Manchem Etwas", sondern „Vielen Vieles" bringen. M. V.

Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von Julius Rodenberg. 2 Bde. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel.

Dingelstedts Persönlichkeit ist eine literarisch und psychologisch so interessante, daß sie die Ausführlichkeit, mit welcher sie in dem vorliegenden Werke behandelt wird, wohl verdient. Zum ersten Mal wird hier Licht und Schatten auf dem durch der Parteien Haß und Gunst vielfach entstellten Charakterbilde des Mannes so vertheilt, daß man nicht nur volles Verständniß für ihn und sein Thun, sondern auch herzliche Sympathie für den Menschen Dingelstedt empfindet. Julius Rodenberg hat hier eine Freundespflicht erfüllt, die ihm nicht nur die Nachkommenschaft des Dichters, die ihm das ganze deutsche Volk zu lebhaftem Danke verpflichtet. Zugleich ist das Werk ein werthvoller Beitrag für die Literaturgeschichte von 1830 bis 1880. Daß die bekannte, geist- und anmuthsvolle Darstellungskunst des Verfassers dem Buche eine ganz besondere Anziehungskraft verleiht, braucht eigentlich kaum hervorgehoben zu werden, das versteht sich bei Rodenberg von selbst. —e.

Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. Halle an der Saale. Druck und Verlag von Otto Hendel.

Das sehr verdienstvolle Unternehmen, auf das wir früher bereits aufmerksam gemacht haben, wird rüstig weiter gefördert. In sehr guten Ausgaben liegen neuerdings vor: Le Sage der hinkende Teufel; verschiedene Schriften von Martin Luther; Molières Tartüffe; Daudets reizende „Briefe aus meiner Mühle"; Weiß, Polnische Dichtung in deutschem Gewande u. s. w. Die Ausstattung ist für den überaus geringen Preis (25 Pf. für das Heft) geradezu glänzend zu nennen. n.

Aus dem Irrenhause. Dreizehn Erzählungen merkwürdiger Irrsinnsfälle von Caroline von Scheidlein-Wenrich. Mit einem Vorwort von Friedrich Schlögl. Wien. A. Bauer.

Die zu einem starken Bande vereinten, uns vorliegenden Erzählungen erschienen bei Lebzeiten der nun bereits verstorbenen Verfasserin, im „Wiener-Fremdenblatt"; — diese Thatsache wird in einem dem Buche vorangeschickten Geleitswort von Friedrich Schlögl zu unserer Kenntniß gebracht, mit der gleichzeitigen Bemerkung, daß die Aufsätze seiner Zeit, sowohl durch Form als durch Inhalt genug Aufsehen erregten. Wir begreifen nicht recht weshalb, — die in denselben geschilderten Begebenheiten, welche in allen Fällen zu dem traurigen Endresultat geistiger Umnachtung führten, bewegen sich so ausschließlich in den ausgefahrenen Geleisen des romanhaft Unwahrscheinlichen, daß sehr viel Naivetät, oder sehr viel Phantasie dazu gehört, an einen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu glauben, abgesehen davon, daß jeder Laie heut zu Tage weiß, daß die Geisteskrankheiten durchaus nicht von äußeren Umständen hervorgerufen werden, sondern im Inneren des Organismus ihren Ursprung haben.

Selbst wenn wir die Wahrscheinlichkeit für die Beurtheilung der verschiedenen Erzählungen ganz außer Acht lassen, so verscherzen sie sich unseren Beifall durch die stilistisch durchaus nicht tadelfreie Form, in welcher sie geschrieben sind; der Nachruhm der Verfasserin wird durch diese

Ausgabe in Buchform, von Aufsätzen, die für das flüchtige Tagesinteresse bestimmt waren, durchaus nicht gesteigert werden.

mz.

Zehn Geschichten. Von Fritz Mauthner. Berlin, J. H. Schorer.

Wer von einem Buche mehr als bloße Unterhaltung verlangt, wer in ihm die Lösung interessanter Probleme oder doch Anregung zum Nachdenken über solche sucht, wird nur zum Theil bei diesem Buche auf seine Rechnung kommen; die in demselben vereinigten, theils heiteren, theils ernsten Geschichten sind von ungleichem Werthe. Der Witz des Verfassers und seine gewandte Darstellung täuschen zuweilen für den ersten Augenblick darüber hinweg, daß das eigentliche Thema im Grunde wenig bedeutend ist; zu den heiteren Geschichten, die uns durch ein Feuerwerk witziger Einfälle blenden, ohne doch eine tiefere humoristische Idee zum Ausdruck zu bringen, gehören z. B. „Ein letzter Wille", „Die Stradivari-Geige". Dagegen wird in der ersten Erzählung „Peter der Grobe" ein recht komisches Motiv in ergötzlicher Weise behandelt. Unter den ernsten Erzählungen ist die letzte „Der Todtendoctor", welche in scharfen Zügen das Bild des gelehrten Fanatikers, welcher dem Moloch der Wissenschaft selbst das Liebste hinopfert, zeichnet, von mächtiger tragischer Wirkung. Ein Gegenstück zu diesem Arzte, welcher schließlich die Medicin nur als rein theoretische Wissenschaft, nicht als Heilkunde betrachtet, ist der Arzt in der Novelle „Zur steinernen Jungfrau", welcher praktisch in thateifriger Nächstenliebe seinem Berufe nachgeht und den Bewohnern eines überschwemmten Stadttheiles Trost und Hülfe bringt, während den gewissenlosen Mitgliedern des Rettungsausschusses das Unglück die Gelegenheit zur Veranstaltung einer Orgie giebt. Daß dem Verfasser zuweilen, namentlich in ernsten Erzählungen, der Witz hinderlich ist und ihn zu Uebertreibungen verleitet, scheint uns besonders „Die Nihilistin" zu bestätigen, in welcher die Gestalt des sein grausiges Erlebniß selbst erzählenden Helden fast zur Carricatur geworden ist. — Trotz alledem enthält das Buch genug des Guten und weiß uns, wenn auch nicht immer im Innersten zu packen, doch stets angenehm zu unterhalten, so daß man es zur Lectüre wohl empfehlen kann.

O. W.

Die Geheimräthin. Novelle von Hyronimus Lorm. Berlin, H. Coenitzers Verlag.

Eine empfehlenswerthe Lectüre für Freunde spannender Situationen, eine an geschicktem dramatischen Aufbau und gewandter Darstellung reiche Erzählung, die wir — offen gestanden — „trotzdem kühl bis an's Herz hinan" aus der Hand legen. Einige der auftretenden Personen, vor Allem die Trägerin der Titelrolle, sind zwar scharf und deutlich gezeichnet, dennoch ist es dem Verfasser nicht gelungen, auch nur für eine einzige der geschilderten Charaktere Sympathie bei dem Leser zu erwecken. Aus Handlung und Personen, die meist auf dem Parquetboden sich abspielen, weht uns ein frostiger Hauch entgegen.

M. V.

Anspruchslose Geschichten. Von P. Hann. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Eine Reihe kleiner, guterzählter Geschichten, an deren Frische und Harmlosigkeit Leser und Leserinnen, die ebenso gestimmt sind, ihre Freude haben werden.

O.

Der Kanzler von Florenz. Von Hans Blum. Berlin, Gebr. Pätel.

Historischer Roman aus der Zeit Macchiavellis, der aus einer Zeit trauriger Zerrissenheit seines Vaterlandes als ein prophetischer Wegweiser zur Befreiung und Einigung Italiens hervorleuchtet.

P.

Die Schmugglerstochter von Norderney. Historischer Roman von Karl Adolf. 2 Bde. Königsberg. Hartungsche Verlagsdruckerei.

Der einen interessanten Stoff behandelnde Roman spielt zur Zeit der Napoleonischen Continentalsperre. Der Verfasser hat unverkennbar eingehende historische und locale Studien gemacht und dieselben mit Geschick verwerthet. Die Handlung des Romans ist glücklich erfunden, die historischen Ereignisse sind mit den Herzensgeschichten in gewandter Weise verknüpft, die Charaktere sind anschaulich gezeichnet und lebendig entwickelt; die Gegensätze zwischen den ruhigen, aber schlauen und entschlossenen Inselbewohnern, den leidenschaftlicher, beweglichen Franzosen, den etwas pedantischen, aber unternehmungslustigen Emdener Kaufherren fein heraus-

gearbeitet. Zu diesen Vorzügen des Werkes kommt noch eine oft stimmungsvolle, poetisch angehauchte Schilderung der interessanten landschaftlichen Scenerie. Nichtsdestoweniger kann man sich nicht verhehlen, daß das Wollen des Verfassers größer ist, als sein Können. Ein echter Dichter hätte aus diesem Stoffe ein gewaltigeres, erschütternderes Gemälde geschaffen, hätte die packenden, dramatischen Momente, die derselbe bietet, in ganz anderer Weise ausgebeutet. Gerade an den Höhepunkten des Werkes fühlen wir, daß des Autors Begabung nicht ausreicht, da fehlt fortreißende Gluth der Leidenschaft, psychologische Tiefe, tragische Gewalt und rhetorischer Schwung. Immerhin ist es anzuerkennen, daß ein Mann, dessen Zeit und Arbeitskraft durch eine ausgedehnte Berufsthätigkeit in Anspruch genommen — unter dem Pseudonym Karl Adolf verbirgt sich der Oberbürgermeister von Königsberg, Karl Selke — die nöthige Muße und Spannkraft findet, um ein Werk von solchem Umfange und solchen Vorzügen, wie wir sie oben hervorgehoben, zu schaffen, Vorzügen, die den Roman zu einer anziehenden und stellenweise fesselnden, wenn auch nicht die Tiefen der Seele aufwühlenden Lectüre machen.

O. W.

Kralik, Richard, Kunstbüchlein gerechten gründlichen Gebrauchs aller Freunde der Dichtkunst. Wien, Karl Konegen.

Der Verfasser bespricht in den drei Theilen und hundert Kapiteln des Buches eine große Menge von Gegenständen, Fragen und Persönlichkeiten aus den Gebieten der Poetik, Metrik und Literaturgeschichte; alles Gebotene ist aber so aphoristisch und zugleich so oberflächlich, daß daraus schwerlich Jemand, dem es Ernst um die Sache ist, irgend eine neue und werthvolle Belehrung oder eine wirklich fruchtbringende Anregung schöpfen wird. dr.

Im Banne der Musen und Grazien. Ein Gedichtbuch von Eduard Romanowski. Norden 1890. Hinricius Fischer Nachfolger.

Es ist ein eigen Ding um das dichterische Selbstbewußtsein! Bekanntermaßen waren es die schlechtesten Poeten nicht, denen selbstquälerische Zweifel bisweilen die Lust am Schaffen trübten. Unsere allerjüngste Dichtergeneration weiß sich frei-lich davon frei. — Mit dem unerschütterlichen Glauben an seine erhabene Mission gepanzert tritt solch ein moderner Geistesritter vor die Schranken der Kritik. — Aber man wird immerhin gut thun, diesem Gladiatorendünkel mit einigem Mißtrauen zu begegnen. — Solcherlei Betrachtungen stiegen auch in uns auf, als wir den „Prolog“ lasen, den Herr Romanowski seiner ohnehin etwas prätentiös betitelten Sammlung vorangeschickt hat:

„Bin selbst ja im April geboren
Und bin ein wetterwend'scher Mann
Doch hab' ich echter Kunst geschworen —
Das merkt man meinen Versen an.
Sie fließen hin in schönem Flusse,
Und voller Stolz bekenn' ich hier:
Sie tönen, weil aus echtem Gusse,
Schön wie das Lied der Loreley.“

Nun — von dem „schönen Flusse“ spürt man in den Liedern nicht viel: Gerade Form und Sprache lassen noch sehr zu wünschen übrig. Der Verfasser besitzt ohne Frage ein gewisses lyrisches Talent; nur begnügt er sich vorläufig damit, Heine nach Kräften zu imitiren. — Während jedoch in dem Zauber der Heineschen Lyrik uns höchstens eine bizarre Pointe stört, schreckt uns aus dem „schönen Flusse“ der Romanowskischen Lieder nur eine gräßliche Sprachsünde oder eine grobe Geschmacklosigkeit.

„Zu Düsseldorf am Rheine
Da war mein erster Schritt
Zum Haus, woher stammt Heine,
Der Mann, der liebt' und litt.“

singt er in edler Begeisterung. Die Grazien, die einst dort an der Wiege standen, scheinen demnach Herrn Romanowski minder huldvoll gesinnt. Und doch beweist der Verfasser namentlich in den „Olla potrida“ und „Gestalten“ betitelten Abschnitten, daß er warm zu empfinden, scharf zu beobachten und gluthvoll zu schildern versteht. Wir möchten ihm daher zwei Rathschläge mit auf den Weg geben: einmal etwas strengere Selbstzucht zu üben und zweitens seine lobenswerthe Verehrung für Heine nicht bis zur sklavischen Nachäffung zu treiben. Hoffentlich schmettert er trotzdem nicht auch gegen uns den vernichtenden Vorwurf:

„Ihr aber, die zu pflegen habt,
Ihr keimende (!) Poeten,
Daß kein Talent Ihr untergrabt!
Sie sind uns sehr von Nöthen (!!)“ —

C. B.



Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Abel, C., Memoiren eines Couleur-Studenten Freiburg. F. E. Fehsenfeld.

Amyntor, Gerh. von, Gerke Suteminne. Historischer Roman aus der Zeit des ersten Hohenzollern. Zwei Bände. 3. Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Balden, Felix, Ledige Frauen. Roman. 2. Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Balucki, Mich., Fräulein Valerie. Aus dem Leben arbeitender Frauen. Aus dem Polnischen von Zofia Lesinska. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Bauer, Martin, Gräfin Erika. Roman. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm S. Schottlaender.

— Herzensirren. Roman. Illustrirte Ausgabe. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes. No. 520—530. Halle, O Hendel.

Bibra-Spesshardt, Th. v., Die Wunderblume des Glücks. Eine Novelle. Leipzig, G. Fock.

Busch, E., Die Breslauer Frau Buchholzen. Ihr Wirken, ihre Betrachtungen und Erlebnisse in Breslau, Ober-, Mittel- u. Nieder-Schlesien. Breslau, L. Freund.

Bölsche, W., Die Mittagsgöttin. Roman. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bürger, L., Bilder und Skizzen aus Amerika. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Byr, R., Wozu? Roman. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Clasen, W., Führer durch die Lehr- und Erziehungs-Anstalten Deutschlands für Angehörige der besseren Gesellschaftskreise. Jahrg. 1891/92. Berlin, A. Hein.

Delpit, A., Wie's im Leben geht. Roman in 2 Bänden Autoris Uebersetzung aus dem Französischen von D. Paul. (Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek. VII. Jahrg. Band 24. 25.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Eichenfels, R. von, Praktische Anleitung zur Glanz-Plätterei, Bügelei und zur Kunst-Plätterei. 12. Aufl. Leipzig, Fr. Schulz jun.

Elster, O., Ferida. Ein Roman aus Ostafrika. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Ettlinger, J., Christian Hofman von Hofmanswaldau. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Halle, M. Niemeyer.

Ferson, A., Wie schätze ich mich ein? Ein allgemein verständlicher Ueberblick über die für den Steuerpflichtigen wichtigsten Bestimmungen des neuen Einkommensteuer-Gesetzes. 16.—20. Tausend. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.

Fleischmann, O., Wider die Socialdemokratie. Eine Streitschr. Kaiserslautern, J. J. Tascher.

Gottschall, Rud. von, Bunte Blüthen. Gedichte. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Der Handel. Geldverkehr, Buchhaltung, Briefwechsel, Waarenverkehr und Versicherungswesen. Verdeutschung der entbehrlichen Fremdwörter der Handelssprache. Zweite, umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Leipzig, Hirt & Sohn.

Hauff's Werke Illustrirte Ausgabe. Lieferung 6—9. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Henk, von und E. **Niethe**, Zur See. Mit Illustr. Lieferung 26—31. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).

Heyne, M., Deutsches Wörterbuch. Dritter Halbband. Leipzig, S. Hirzel.

Himmel und Erde. Illustrirte naturw. Monatsschrift. 1891. Berlin, H. Paetel.

Hoernes, M., Die Urgeschichte des Menschen nach dem neuesten Stande der Wissenschaft. Lieferung 6—12. Wien, A. Hartleben.

Hofmann, E., Die Raupen der Schmetterlinge Europas. Lieferung 10. 11. Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagshandlung.

Hornemann, F., Die Berliner December-Conferenz und die Schulreform. Hannover, C. Meyer.

Hülgerth, H., Ein Jägergulden. Jagdliche Humoresken, Skizzen und Gedichte. Brünn, R. Knauthe.

Ein Idol. Sociales Drama in fünf Acten. Berlin, Klotz & Co.

Jaskowski, Fr., Der heilige Rock von Trier gerichtet von seinen eigenen Freunden. Saarbrücken, H. Klingebeil.

Koch, M., Nationalität und Nationalliteratur. Ein Vortrag für den Allgemeinen Deutschen Verband. Berlin, Walther & Apolant.

Kunstausstellung von Werken Nürnberger Künstler der neueren Zeit. Illustrirter Catalog. Nürnberg, J. L. Schrag.

König, E. A., Enterbt. Roman. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Langwerth von Simmern, H., Freiherr, Aus der Mappe eines verstorbenen Freundes (Friedrichs von Klinggräff). Erster Theil. Zwei Bände. Berlin, B. Behr's Verlag.

Lesimple, A., Bilder aus der Musikwelt. Studien und Erlebnisse. Köln, F. Sohn.

Lindau, Paul, Im Fieber. Novelle. 3. Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Lübke, Wilhelm, Altes und Neues. Studien und Kritiken. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Ludwigs, O., Gesammelte Schriften. Lieferung 17. 18. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Meschtschersky, Wladimir, Fürst von, Einer von unsern Moltkes. Satyrisches Zeitbild aus dem serbisch-türkischen Kriege. Deutsch von F. Leoni. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Moderne Blätter. Wochenschrift der Gesellschaft für modernes Leben zu München. Erster Jahrgang. No. 19. München, Verlag der Münchener Handelsdruckerei und Verlags-Anstalt M. Poessl.

Moderne Menschen. Zeit- und Sittenbilder aus der Geheimkamera eines Amateurs. Wiesbaden, W. Mohr.

Modernes Leben. Ein Sammelbuch d. Münchner Modernen. Erste Reihe. München, Verlag der Münchner Handelsdruckerei und Verlagsanstalt M. Poessl.

Molkenboer, H., Die Internationale Erziehungs-Arbeit. Flensburg, A. Westphalen.

Moltke, H. Graf v., Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Dritter Band: „Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870/71" nebst einem Aufsatz „über den angeblichen Kriegsrath in den Kriegen König Wilhelms I." Mit einer Uebersichtskarte. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Neudrucke deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts. No. 65—71, 92 bis 94. Halle, M. Niemeyer.

Nicol, A., Die Entwickelung der Touristik in Deutschland. Berlin, M. Schneider.

Oberosler, J., Illustrirter Führer durch Unter-Italien. Wien, A. Hartleben.

Oscar II. König von Schweden und Norwegen, Prosaische Schriften. Mit Allerhöchster Autorisation übersetzt von Emil Jonas. Hamburg, Verlags-Anstalt (vorm. J. F. Richter).

Petrak, E. R., Illustrirter Führer durch das Riesengebirge, die Adersbach-Weckelsdorfer Felsenstädte und den Stern. Mit 70 Illustr., 1 Panorama und 4 Karten. Wien, A. Hartleben.

Philippson, L., Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Professor M. Philippson. Lieferung 1—8. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Popp, H, Der Glaube eine Illusion. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.

Quitzow, W. A., Olaf Hellichius. Historischer Roman in drei Bänden. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Renzis, F. de, Verhängniss. Autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von D. Paul. (Engelhorns allgemeine Roman-Bibliothek. VII. Jahrg. Band 26.) Stuttgart, J. Engelhorn.

Richter, O., Das Deutsche Reich. Vaterlandskunde. Erste Abtheilung. Leipzig, O. Spamer.

Riemann, O., Was wissen wir über die Existenz und Unsterblichkeit der Seele? Eine Polemik gegen Büchners „Das künftige Leben u. die moderne Wissenschaft. Magdeburg, Heinrichshofens Verlag.

Roquette, Otto, Frühlingsstimmen. Novellen. 2. Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Rosegger, P. K., Gedichte. Mit 18 Illustrationen. Wien, A. Hartleben.

Rückner, H., Matrosen-Geschichten. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Rugard, M., Krim- und Kaukasusfahrt. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Ruseler, G., In Hölle und Schattenreich. Litterarische Teufeleien. Varel, A. W. Acquistapace.

Sabranski, O. V., Die Holzbrandtechnik in allen ihren Anwendungen. Mit 9 Abbildungen. Wien, A. Hartleben.

Sacher-Masoch, Leop. von, Zu spät. — Die Kartenschlägerin. Novellen. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Schilfkorn, F., Unter südlichem Himmel. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Smreker, L., Im Hause Willkem. Roman. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Stolz, J. F., Geschichten aus dem Leben. Kurze Erzählungen aus dem Volksleben. Neue Folge. Wien, A. Hartleben.

The Tauchnitz Magazine. An English Monthly Miscellany for Continental Readers. August, 1891. Leipzig, B. Tauchnitz.

Vogelreuter, O., Geschichte des griechischen Unterrichts in deutschen Schulen seit der Reformation. Hannover, C. Meyer.

Wachenhusen, Hans, Satans Gold. Roman in zwei Bänden. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vorm. S. Schottlaender.

Wallsee, H. E., Modernes Reisen. Die Orientfahrt der „Augusta Viktoria". Mit Bildern, ausgeführt nach Originalskizzen v. C. Schildt und zahlreichen Autotypien. Hamburg, O. Meissner.

West, J., Ein Rückblick aus dem Jahre 2037 auf das Jahr 2000. Herausgegeben von E. Müller. 8. Auflage. Berlin, C. Ulrich & Co.

Wetz, W., Ueber Literaturgeschichte. Eine Kritik von ten Brinks Rede „Ueber die Aufgabe der Literaturgeschichte". Worms, P. Reiss.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Band 59. — Heft 176.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift

November 1891.

15.

Jahrgang.

Breslau
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

November 1891.

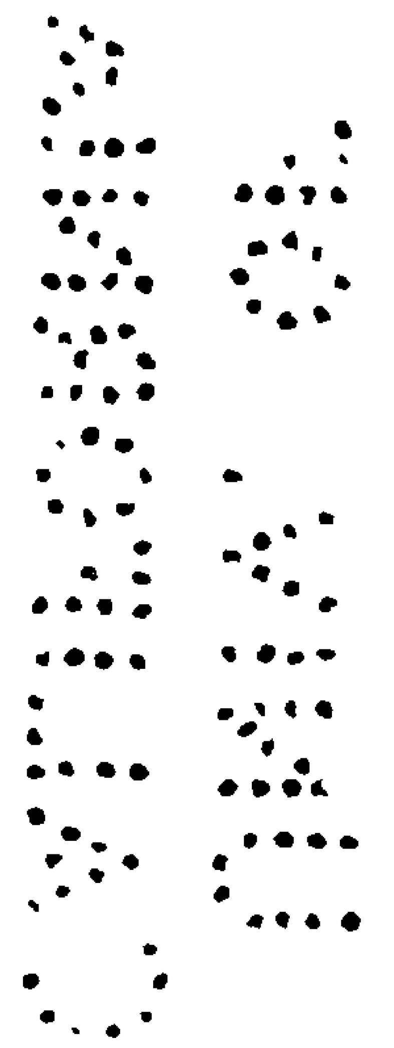
Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Marquis von Rudini.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.





Marquis von Rudini

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LIX. Band. — November 1891. — Heft 176.

(Mit einem Portrait in Radirung: Marquis von Rudini.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Die erste Kugel.

Novelle

von

Marie Rodziewicz. *)

— Chruszczowa—Rußland. —

Der Tag war grau, dunkel und trüb, wie es nur ein Novembertag im kalten Litthauen sein kann. Der nebelgraue Himmel, ohne ein Stückchen Sonne entsendete als Herbstgabe einen feinen, aber durchdringenden Regen, mit dem sich hier und da eine Schneeflocke bisweilen schon mischte.

In Folge dieses Herbstgeschenkes wurden die Straßen der kleinen Kreisstadt zu schmutzigen wegelosen Abgründen und auch die Menschen sahen so elend und verstimmt aus, als wenn nicht Regen und Schnee, sondern Jammer und Elend vom Himmel herabfiele.

Vor der Kathedrale, welche inmitten einer weichen sumpfigen Fläche mit ihren grünen Kuppeln auf einige Meilen Entfernung sichtbar war, stand eine lautschreiende Menge, zusammengesetzt aus Bäuerinnen, Bürgersfrauen und Kindern.

Aus der Kirche heraus, die nur heute ausnahmsweise an einem Wochentage Nachmittags offen war, hörte man Geräusch und Gesang; Polizei und Militair füllten die Vorhalle und hinter diesen, innerhalb der Kirche, sah man eine dunkle, schweigsame, zusammengedrängte und wie von einer großen Feierlichkeit in Anspruch genommene Menge.

Endlich hörte das dumpfe Geräusch von innen heraus auf, die Frauen eilten zur Eingangsthür und versperrten fast den Heraustretenden den Weg.

---

*) Aus dem Polnischen übersetzt von Malwina Posner.

Sie strömten heraus auf den Platz vor der Kirche. Es waren lauter junge Burschen, groß gewachsen, gesund, noch bartlos; die Luft widerhallte von tausend Stimmen.

„Rekruten, den Schwur haben sie geleistet!" sagten die Juden und gingen rasch ihre Buden zu schließen, aus Furcht vor der Ausgelassenheit und Gewaltthätigkeit der hungrigen, durstigen und nach Rausch lechzenden Menge.

Die Polizei war mit ihrer Thätigkeit fertig und nun ließ sie den Burschen Freiheit. Sie waren ja schon mit Nummern bezeichnet, eingetragen, eingetheilt und hatten in der That den Schwur geleistet. In wenigen Tagen sollten sie ja die Uniform tragen und auf ihren Berufsort sich begeben. Mögen sie sich denn heute belustigen.

Die Rekruten fühlten diese Freiheit; sie gingen gruppenweise, die im Wege Stehenden zur Seite stoßend, keck, herausfordernd, singend, die Einen zu einem Abenteuer, die Anderen zu einem Trunk, Andere vielleicht nach einer Handvoll Tabak.

Hier und da hörte man schon eine Ziehharmonika und bald wurde auf der nassen Wiese von den Berauschten ein Kosakentanz ausgeführt.

Die Frauen zogen hinterher, theils aus Mitleid und Anhänglichkeit, theils in der Hoffnung, zu einem Schmause eingeladen zu werden.

Marek Niczyporczyk blieb einer der Letzten. Nicht zur Stadt, sondern zum Hafen wendete er langsam seine Schritte, zum Hafen des Flusses, welcher schmutzig, durch Weiden und Binsen hindurch an dem Kloster sich hinwand. Niemand folgte dem Rekruten, er hatte die Anderen verlassen und nun ging er langsam weiter, wie ein Mensch, welcher zu Niemandem will und zu Nichts Eile hat.

Sein Aeußeres paßte zu dem trüben Herbstabend. Er trug einen graubraunen Ueberrock, eine braune schadhafte Mütze mit einem Stückchen Lammfell, er hatte braunes Haar und braune unter den Augenbrauen sehr tiefliegende Augen. Man sah ihm die Abmagerung an, die er vielleicht absichtlich herbeigeführt hatte, um eine Erleichterung, sei es Freilassung, oder eine, wenn auch nur einjährige Zurückstellung zu erlangen.

Es hatte nichts geholfen. Herkulisch war sein Wuchs, Brust und Rücken ellenbreit, seine Schultern waren die eines Centauren; sie hatte ihn gut ausgefüttert, hatte ihn ordentlich gepflegt, die ländliche Natur mit ihrem kräftigenden Hauche, ihrem balsamischen Athem.

Von dem Augenblicke an, wo der junge Bauer in dem Gestellungssaal das Urtheil: „tauglich — angenommen", vernommen hatte, war er traurig, in sich gekehrt, gebrochen. Hatten auch die Anderen das Urtheil gleichmüthig aufgenommen, ihn überfiel es mit furchtbarem Herzensjammer.

Auf seinem Antlitz, das so dunkel war, wie die Erde, auf welcher er aufgewachsen, zeigte sich kein wilder Zug, nur ernst, wie für die Welt abgestorben, war dieses Gesicht.

Er sprach mit Keinem, ging auch nicht trinken und sein Aeußeres war so ehrlich, daß, als er vor dem Laden an der Ueberfuhr stehen blieb, die Jüdin ohne Angst ihn fragte, was er wolle.

Er kaufte ein Päckchen Tabak und nachdem er den Rock und darunter den Schafpelz gehoben, zog er ein Leinwandtäschchen, dessen Inneres einige Kupfermünzen enthielt, heraus.

Er bezahlte ohne Handel und Feilschen und schaute sich zögernd im Innern des Ladens um.

Die Jüdin dadurch noch mehr von den ehrlichen Absichten ihres Kunden überzeugt, zeigte ihm eine Handvoll Bänder.

„Kaufet, Rekrut, für Euer Mädel! Fünf Groschen die Elle, hochfeine Waare!"

Der Bauer machte eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe. Er zog die Pfeife aus seinem Rocke, füllte dieselbe, zündete sie an und machte Anstalten, sich zu entfernen. Doch schielte er nochmals den Bändern zu, dachte nach, ergriff das rötheste und sah unsicher einmal das Band, einmal das Täschchen mit dem Gelde an. Endlich legte er ein Fünfgroschenstück auf's Brett, schaute sich um, ob Keiner ihn beobachte und verbarg das Gekaufte rasch unter Rock und Hemd an der Brust.

Der Regen triefte von seinem langen Haare herab, hing an seinen rohen Kleidern; seine Stiefeln waren mit einer Kruste von Straßenschmutz bedeckt.

Der Abend brach heran, in der Stadt nahm der Lärm der berauschten Jugend immer mehr zu.

Unser Bauer schaute sich nach der Schenke um, doch that es ihm leid, den Rest der Kupfermünzen auszugeben und so, im Regen und Schmutz weiter gehend, erreichte er die, in einer langen Reihe am Ufer stehenden Boote. Dieselben waren meistentheils leer; in einem saß der alte Besitzer und kaute an einem Stück Schwarzbrod und einem Heringskopfe. Marek hielt an.

„Fahrt Ihr gleich nach Hause?"

„Gleich."

„Nehmet mich mit."

„Steig' ein."

Der Rekrut stieg bis an die Knie in's Wasser, dann in's Boot, nahm endlich Platz und ergriff das Ruder; der Alte wischte sich die Hände an seinem Schafpelze ab und fing an das Boot abzustoßen. Er trank noch zuvor von dem schmutzigen Flußwasser und schnaubte geräuschvoll die Nase. Sie ruderten davon.

Das Boot glitt auf dem Wasser, als wenn es lebendig wäre und, gepeitscht von dem Herbstwinde, trieb das Wasser es fort und nun bewegte es sich, gleich einer Ente, dem Ufer entlang. Gegenüber ragten die Ueberreste eines, von alten Weiden bewachsenen Dammes hervor, zwischen den

Bäumen zeigten sich massenhaft große Kreuze. Während sie an diesen vorbeifuhren, entblößte Marek das Haupt und bekreuzte und segnete sich drei Mal hintereinander.

Dann fing er wieder zu rudern an, der Damm blieb zurück, sie verließen den Hafen und sahen sich nun von Weiden und von Nadelholz umgeben. Wie ein Trugbild verschwand die Stadt im Nebel. Es wurde ganz still.

„Gieb mal von dem Tabak her, Marek," begann der Alte. Der Junge reichte das gekaufte Päckchen und schwieg.

„Nun, sie haben Dich wohl angenommen?"

„Ja."

„So! Wer war denn mit Dir?"

„Pawluk."

„Und wenn Du nicht mehr bist, so wird er sich wohl um Deine Stiefmutter bewerben?"

„So ist's!"

„Deine Wirthschaft?"

„Er wird sie haben!"

„So! Und das wirst Du zugeben?"

„Was thun? Ich gehe in den Dienst, es wäre allerdings anders, wenn ich nicht ginge, so ist Alles dahin!"

„Ehe vier Jahre um sind, kommst Du ja wieder!"

„Es giebt wohl Manchen, der zurückkehrt — ich nicht! Mit meinem Glücke kommt man nicht weiter. Ich werde gehen und — vergehen."

Die Wellen plätscherten und es blies der Wind. Auf die Klage des Jungen antwortete der Alte mit keinem Worte. Er nickte nur mit dem Kopfe.

„Man sagte, Du wärest befreit?"

„Das that man. Von einem Quacksalber ging ich zum andern und zog Rath bei alten Weibern ein; sie verschworen sich, man würde mich nicht nehmen. Der Teufel hole sie! Zwei Monate lang aß ich Hering und trank widerwärtigen Kräutersaft, jede Nacht glaubte ich, vor Schwäche nicht mehr den Morgen erleben zu können — und nichts! Das ist schon einmal mein Loos! Ich magerte ab, daß der Wind mich umwarf und die Rippen nur so klapperten — und nichts. Als ich mich zum Maße präsentirte, da fingen sie an, die Doctoren und Offiziere, wie Juden halblaut durcheinander zu sprechen, dann schrieen sie wie mit einer Stimme: „Zur Garde, zur Garde! Ich glaubte, die Nummer würde mich noch erretten, — vierhundert und vierunddreißig, aber, als sie die einzigen Söhne und andere, denen eine Erleichterung zugekommen, als sie diese abzogen, da holten sie mich ein. Ich war der Letzte! So ist mein Los!"

„Ja gewiß. Das Los ist verschieden. Manchen nährt es, 'n andern verzehrt es!" sagte der Bauer seufzend. „Mir ist gestern ein Ochs gefallen

und Fieber quält meinen Onkel. Fische giebt's immer weniger und 's liebe Brod werde ich kaufen müssen. Ach, das elende Los! Du klagst, Bursche? Eine Ackerhufe ist dein und eine Hütte und Vieh! Zwanzig Stück! Wo ist denn deine Noth?"

„Noth ist's doch Vater, Noth! Schlimmer als das Los eines Tagelöhners ist mein Schicksal," murmelte der Bursche. — Hab' weder Vater noch Mutter, noch Weib! Grad' wie diese Wasserweide: einsam steht sie da, der Wind schaukelt sie hin und her und die Menschen sehen sie nicht an, als höchstens um Bast aus ihr zu machen. Wie einen Schuh haben sie mich zu Hause getreten und jetzt werden sie mich ganz hinauswerfen."

„Warst du aber thöricht, Marek, um dich einschüchtern zu lassen! Ich würde es ihr zeigen, dieser Stiefmutter und ihren Kindern. Ich würde sie kleinmahlen! —"

„Der Unglückliche heißt bei den Menschen thöricht! Gemahlen habe ich wohl, aber Brod, nicht Frau und Kinder. Ich habe kein Herz zu dergleichen."

„Drum wirst du auch verderben."

„Das werde ich! Ich bin ja doch Niemandem nöthig!"

Die Nacht fiel ein und es regnete stärker. Der Wind warf den Regen in die Augen der Fahrenden. Es ging jetzt gegen den Strom und die beiden fingen fester zu rudern an. Man mußte die Gegend gut kennen, um in dem Labyrinth der Kanäle, Fährten und überschwemmten Plätze nicht irre zu werden. Sie schwiegen und beobachteten scharf die Ufer. Heuschober, in dem Nebel fast unsichtbar, gespensterhaft erscheinende Windmühlen, zuweilen die Umrisse eines am Ufer gelegenen Dörfchens dienten ihren Katzenaugen als Wegweiser. Es ging langsam vorwärts, aber sie waren nicht mehr allein, denn andere vom Markte und der Anwerbung zurückkehrende Boote hatten sie eingeholt. Man schrie, bewillkommnete sich, sang, jubelte. Ein Spottlied durchriß den Nebel, wahrscheinlich das Lied eines befreiten Burschen:

„Danylo, Danylo, Töchterlein mein,
Ich will dir geben eine Mitgift fein,
Ein Ochslein, ein Schweinchen und eine Kuh,
Hol dich der Kuckuck, laß mich in Ruh!"

„Es ist Mikita, der Wittwer, welcher singt," bemerkte der Alte; „bald wird er wieder Hochzeit feiern!"

Marek antwortete nicht, er betrachtete ein kleines Boot, das, wie eine Luftspiegelung bei ihnen vorüberzog. Ein Mann stand darin und ruderte.

„Ist das nicht der Vogt aus unserem Gutshofe?" fragte er leise.

„Gewiß ist er's, der Satanskerl! Hol ihn der Henker!" brummte der Alte unwillig. Nicht einmal Reisig erlaubt er unsereins zu nehmen und 'ne Faust hat er! Die Knochen knacken, wenn er nur Einen anrührt! der Teufel steht ihm bei."

„Er hütet seinen Besitz und thut Keinem was, der nicht in seinen Wald geht. Es ist ein rechtschaffener Mann."

„Kommst du zu ihm? Nimm dich in Acht, daß dich nicht auch der Teufel packt. Er steht mit ihm im Bunde. Pfui!"

Der Bauer spie aus, kreuzte und segnete sich und der Bursche verfiel in ein trübes Sinnen.

Wieder holte sie ein Boot ein und man hörte mit heiserer, gedehnter Stimme das Lied singen:

Mädel da drüben,
Hast's Herz mir beherzt!
Das Herz und die Seele,
Muß lieben dich jetzt!

„Er ist betrunken, der Schuster Wasyl," sagte der Alte. Gewiß hat er auch meine Stiefel in Pinsk versoffen."

Obwohl betrunken, hörte Wasyl die Worte und blickte von seinem Boot herüber.

„Du alter Verleumder, Deine Stiefel sind nicht einmal einen Schnaps werth! Du allein bist betrunken, ich bin nüchtern, verstanden?"

Einen Streit voraussehend, überholte der friedliche Marek den Schuster mit einigen Ruderschlägen. Die heisere Stimme folgte ihnen:

„Ihr Stiefel, Stiefel, Stiefel mein,
Viel Kummer brocket ihr mir ein."

Sie blieben wieder allein in dem grauen Nebel und dem Dunstschleier.

„Jetzt haben wir die Hälfte des Weges hinter uns" — bemerkte der Alte, indem er rechtshin nach den dunklen Umrissen eines Hauses schaute. „Wir landen gleich; ein heidnisches Wetter!"

Er schlug einige Male mit den Händen an die Seiten und ruderte weiter.

Marek steckte die schon längst verloschene Pfeife in die Tasche und seufzte. Er dachte sich, daß er in drei Tagen wieder denselben Wasserweg machen würde und dann vielleicht zum letzten Male!

Langsam lispelte er zuerst und sang dann immer deutlicher die traurige Weise des einheimischen Liedes:

„O Los, mein Los, warum bist du so anders,
Als anderer Schicksal, warum?"

Die Stimme drang dumpf durch den Nebel und verhallte ohne Echo, ein abgebrochener Schmerzensschrei:

„Der Andern Los, wie es auch fällt,
bringt immer nur Freud'.
Ach, und mein Los, wie es auch fällt,
bringt immer nur Leid!"

Wie eine Luftspiegelung erschienen plötzlich die vielen am Ufer liegenden Hütten und Scheunen. Die Landungsstelle bemerkten sie erst dann, als sie an die Vorderwand schier anstießen. Es herrschte eine Todtenstille, wie ge-

wöhnlich Nachts, im Herbst, in einem litthauischen Dörfchen. In den Fenstern leuchteten unbewegliche kleine rothe Punkte; ringsum keine lebendige Seele.

„Gott sei Dank!“ hustete der Alte, indem er das Boot auf den Sand stieß und die Ruder über die Schulter nahm.

Marek that dasselbe. Zusammen traten sie den Weg in die Straße an.

Vorn an stand eine Schänke. Der Alte schnalzte mit der Zunge.

„Es wär' schon gut hier einzukehren und einen Schnaps zu trinken,“ sagte er. „Morgen kommt's Fieber. Nun, Soldat, für die Mühe zum Abschied stell' dem Alten ein Gläschen!“

Marek nickte. Sie traten ein. In einem Winkel machte der Jude sein Schläfchen und wiegte sich aus Gewohnheit. Das Geldgeklimper weckte ihn auf und hastig reichte er das blecherne Maß Branntwein.

Er fragte nach Neuigkeiten und nach den Marktpreisen, doch war Marek zum Plaudern nicht aufgelegt.

Er bezahlte, steckte seine Pfeife an und ging hinaus, den Alten in einem Gespräche zurücklassend.

An einer der letzten Hütten angelangt, trat er in den Hof, hob den hölzernen Riegel der Thür und durch einen dunklen Flur gelangte er in die Stube.

Eine Frau spann daselbst bei dem Lichte eines Kienholzes, ein buntscheckiges Ferkel schlief, ein junger Bursche flocht Bastschuhe und in der Tiefe der Stube sah man noch einige Kinder, die über einer Schüssel gebackener Erdäpfel auf der Erde saßen.

Als sie die Thür knarren hörten, schauten sie alle auf. Unruhe malte sich auf ihren Gesichtern, sie erhoben sich.

„Man hat Dich freigelassen!“ rief die Frau und Enttäuschung klang aus ihrer Stimme.

Einen Augenblick blieb er, ohne zu antworten und legte langsam die durchnäßten Oberkleider ab.

„Freigelassen! Sonst etwas! Eure Kartenlegerinnen sind tüchtiger als die meinigen. Weshalb seid Ihr so erschreckt? Ich gehe ja, ich gehe!“

Er stand da in grauer, dicker Wäsche und wickelte einen rothen Gürtel um's Hemd; darunter zeichneten sich die Muskeln eines Riesen und man sah eine dunkle mit einem Messingkreuzchen geschmückte Brust.

„Warum bist Du denn zurückgekommen.“

Der Knecht schwieg.

„Wo ist denn Pawluk?“ setzte sie nach einer Minute hinzu.

„Pawluk — er ist geblieben —“ brummte Marek wieder.

„Warum blieb er?“

Silberne Ringe kauft er für Euch!“.

Die Frau wurde ärgerlich und spann weiter.

Der Bauer schaute in die Stampfmühle hinein, ergriff, als wenn nichts

vorgefallen wäre, den hölzernen Mörserkolben, und begann mit demselben tactmäßig zu schlagen, indem er automatisch seine starkmuskligen Arme auf und ab bewegte.

Durch die Einberufung hatte man ihn in der Arbeit gestört; er nahm sie wieder auf, ganz maschinenartig, aus langjähriger Gewohnheit.

In der Hütte herrschte ein trübes Schweigen, böse Blicke wurden ihm zugeworfen, doch zu sprechen wagte man nicht, und Marek starrte vor sich hin und sann nach, als ob er die Anwesenden nicht sähe.

Sein ganzes Leben hatte er so zugebracht, er hatte gearbeitet und nachgegrübelt. Worüber das wußte man nicht. Die Leute sagten, er würde ein „weiser Mann" werden, denn auch sein Vater wußte Vieles, was ihn jedoch vor einem plötzlichen Tode auf den Flößen unter Pinsk nicht geschützt hatte. Marek hatte ihm daselbst ein großes Kreuz zum seligen Andenken aufgestellt.

Das Kienholz flackerte. Eine Stunde war vielleicht abgelaufen, als der Bursche plötzlich zu arbeiten aufhörte, den Schweiß von der Stirne sich wischte und, mit einem Kienspahn sich leuchtend, aus der Stube ging.

Die Sonntagskleider hingen an den Wänden, er zog das neueste Ueberkleid und Stiefel an, nahm einen neuen Gürtel, löschte den Kienspahn mit dem Fuße aus und trat auf die Straße.

Ringsherum herrschte eine undurchdringliche Dunkelheit, doch der Weg, zu der alten, mit Rasen bedeckten Schmiede, war ihm wohlbekannt; die Schmiede stand am Ende des Dorfes, unweit der Wache, hinter dem Thorwege, auf einer Torfwiese. Dorthin begab er sich, dort glaubte er die Lösung seiner Zweifel finden zu können.

Des Schmiedes Frau, eine Wahrsagerin, empfing ihn allein. Der Schmied war um die Dämmerungsstunde ausgegangen, man wußte nicht wohin; gewiß um Pferde zu stehlen oder Branntwein einzuschmuggeln. Dieses bezahlte sich besser, als das Handwerk in dem kleinen Dörfchen, wo die Leute das Eisen für eine verschwenderische, dumme, deutsche Erfindung hielten. Drum auch konnte die Frau, krumm wie eine alte Weide, das Abendbrot am Schmiedeherde kochen und eine rothe Katze, das einzige Gut des Ehepaares, auf dem Blasebalge schlafen.

„Aha, siehst Du wohl, man hat Dich genommen!" — krächzte das Weib mit einer Stimme, die wie das Klappern eines dürren mit Erbsen gefüllten Kürbisses klang.

„Man hat mich genommen! Woher wißt Ihr es?"

„Ja, mein Herzchen, ich weiß Alles!"

Sie hörte auf den Topf zu drehen, stützte das Kinn auf die Hand und heftete ihre stechenden Schlangenaugen auf den Burschen.

„Alles weiß ich," wiederholte sie, „man hat Dich genommen und nun wirst Du fortgehen, weit, schrecklich weit, fort!"

„Als ob Du's gehört hättest! Ich komme nach Ochozk! Bist Du in Ochozk gewesen? Es müssen wohl viele Meilen von hier sein?"

„Ja, die Meilen wirst Du nicht zusammenzählen! Gott, die Meilen, die Meilen! Hinkommen wirst Du, mein Sohn, doch kommst Du nicht mehr wieder! Wahrhaftig nicht!"

„Warum nicht? Unsere Soldaten kehren ja zurück!"

„Gewiß, die Anderen kommen wieder, Du aber nicht! Nein, Du nicht! Du könntest zwar zurückkommen, aber Du kommst nicht wieder."

„Und wie könnte ich zurückkommen?" fragte der Bauer. Eine fieberhafte Unruhe hatte seine bisher starren Züge belebt, er schien die Worte aus dem Munde der Wahrsagerin herausreißen zu wollen.

„Einer, der wiederkommt, geht auch anders fort, als Du, mein Sohn! Gegen bösen Blick besprengen ihn Thränen, Umarmungen schützen ihn vor Krankheit, es wird geklagt und geseufzt, bis der liebe Herrgott sich erweichen und bewegen läßt. Der liebe Gott schaut hernieder und redet zu dem Engel, welcher die Soldaten beschützt, also: ‚Hüte diesen Soldaten, er muß wohl dort unten von Nutzen sein, und gut ist er auch gewiß, daß ich seinetwegen so gequält und gebeten wurde!' — Und der Diener Gottes folgt dann dem Soldaten Schritt für Schritt, von Ort zu Ort geht er ihm nach, und schläft mit ihm im Zelte und weicht von ihm nicht während der Schlacht. Und so Einer, Herzchen, kommt wieder, er kommt, hieße man ihn auch vierzig Jahre dienen und zehn Kriegsjahre mitmachen. Der Diener Gottes begleitet ihn, bis er zurückkommt! Bei Gott!"

Der Bauer schwieg und senkte den Kopf. Die langen Haare fielen ihm in's Gesicht.

„Und ich?" fragte er endlich.

„Deiner harrt — die erste Kugel!"

„Die erste Kugel?" wiederholte er mit gedehnter Stimme. „Warum?"

„So ist's bestimmt! Du wirst an mein Wort zurückdenken, mein Sohn! Sie läuft, die erste Kugel und sucht eine leere Brust, eine leere Seele, einen leeren Menschen. Sie läuft und sucht, läuft und sucht! Und der Eine sagt zu ihr: nimm nicht den Bruder, — und der Zweite: habe Mitleid mit meinem Weibe, — und der Dritte: meine Schwester ist eine Waise — und der Vierte: schone, Kugel, mein Mädel! — Und der Diener Gottes steht bei einem Jeden von ihnen und läßt ihnen nichts geschehen. Und so fliegt die Kugel, sie fliegt und sucht so lange, bis sie Einen findet, welcher ihr schweigend begegnet und diesen schlägt sie, weil er Niemandes ist und nur ihr gehört. Siehst Du, ein solcher ist mit ihr verwandt! Und zu wem gehörst Du?"

„Zu Niemanden," bejahte Marek ruhig.

„Nun so wird's auch so kommen! Paß auf!"

„Ich hab's mir gedacht; es ist auch gerecht! Aber es muß Einem doch weh' thun, von der Kugel zu sterben!"

„Weh' thut es, mein Sohn, weh' thut es!"

Der Bauer ließ sich auf einen Baumstamm, der als Bank diente, nieder, ließ Kopf und Hände sinken und sann nach.

„Und von dieser ersten Kugel kann mich gar nichts erretten? Wirklich nichts? Wartet sie wirklich schon auf mich, wie ein Wolf."

„Sie wartet, ja!"

„Und unter Tausenden wird sie mich erkennen und finden?"

„Das wird sie — Wie eine Schwalbe kommt sie g'rade auf Dich los!"

„Und tödtet mich?"

„Im Nu!"

„Warum denn g'rade mich? Giebt es doch viele Menschen auf der Welt! Sollte ich denn der Schlimmste sein?"

„Wer sagt denn, Du seiest der Schlimmste? Behüte Gott! Bist hübsch und gewandt —"

„Nun, warum soll denn mein Ende so elend sein?"

„Weil Du Niemandes bist! Hast Du einen Vater?"

„Der ist nicht mehr da, Alte!"

„Und eine Mutter?"

„Auch sie ist nicht mehr da! Und ich erinnere mich nicht mehr an sie!"

„Und keinen Bruder, keine Schwester?"

„Ich hatte sie und nun sind sie todt!"

„Und einen Schatz?"

Der Bursche machte eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe.

„Nun, darum wirst Du auch als der Erste sterben!"

In diesem Augenblick gab die verhungerte Katze einen Klageschrei von sich.

Marek sprang unwillkürlich auf und kreuzte und segnete sich einige Male.

„Ich danke Euch für die Wahrsagung! Grad so hab ich's mir gedacht, doch die Sicherheit hatte ich nicht! Ach Du mein Loos! Nun muß ich so weit hinausgehen, um elend zu verkommen!"

„Gieb' Acht', Marku! Möchtest Du zurückkommen?"

„Was nützt mir das Mögen? — es ist ja nicht meine Bestimmung!"

„Ich will Dir einen Rath geben."

„Damit ich am Leben bleibe?"

„Gewiß!"

„Nun redet!"

„Hier handelt es sich nicht um's Reden, sondern um ein Geheimniß, welches theuer ist!" erwiderte sie geheimnißvoll."

„Wieviel?" fragte Marek, indem er nach der Brust griff.

„Gieb' einen Silberrubel!"

Der Bauer nahm die Hand zurück und bewegte verneinend den Kopf.

„Nun so lebe wohl!"

„Ich gebe einen Papierrubel! Rede!"

Der Rubel glitt in die knochigen Finger der Hexe.

„Wird's bald? nöthigte der Rekrut.

Die Zigeunerin verschwand für einen Augenblick in der schwarzen Höhle hinter dem Herde und brachte von da eine Handvoll getrockneter Kräuter und Wurzeln und dabei auch weiße Knochen eines Vogels und einer Fledermaus.

Der Bauer guckte neugierig in ihre Hand hinein, nahm die Zaubermittel sorgfältig in das Taschentuchende zusammen und verbarg dasselbe an der Brust, unterdeß flüsterte sie, sich zu ihm neigend geheimnißvoll.

„Hüte es mein Sohn, unschätzbar ist es; einmal in hundert Jahren wächst so ein Kraut; hundert Jahre lang muß man die Wurzel aus den Bergen graben! Darum hüte es, Du armer Kerl!"

„Muß man das gegen die Kugel tragen?" fragte er.

„Nicht doch! das mußt Du Einem geben, der Dich mehr, als sich selbst liebt. Du wirst es ihm geben und sagen, er möge Dich dreimal räuchern, hernach wirst Du die Asche in's Wasser schütteln und das Wasser austrinken. Damit wird Dein Loos von Dir weggenommen und auf den Anderen übertragen. Ist es ein Junge, so wird er sich deinetwegen aufhängen, ist's ein Mädel, so wirft sie sich in's Wasser, ist's ein altes Weib, so wird sie als Wolf herumgehen. Als Wolf — und heulen wird sie! Und Du wirst frei und glücklich!"

„Pfui," rief der Bauer und wurde roth. „Hast Du Tollkraut gegessen, Hexe? Wo finde ich so Einen? Ich hab's Dir ja gesagt, daß ich Keinen habe und nun verdrehst Du mir den Kopf. Geh' zum Teufel mit Deinen Kräutern und mit Deinem Rathe und meinen Rubel gieb mir wieder! Ich mag keine solche Rettung. Eine fremde Seele soll ich nehmen, um die meinige zu retten! Hol' Dich der Teufel, ich will nicht!"

Er warf das Tuch mit den Zaubermitteln zur Erde und faßte das Weib beim Arme.

„Gieb' mir den Rubel wieder!" wiederholte er drohend.

„Marku, mein Sohn, werde nicht böse. Hör' zu! Der Stiefmutter kannst Du's geben!"

Der Bauer sann einen Augenblick nach, aber auch dieses vermochte ihn nicht zu verleiten.

„Ich will nicht! Gott möge sie strafen, nicht ich! Weib, giebst Du mir den Rubel wieder?"

„Ach, bist Du aber wild! Ich gebe ihn schon, laß mich los, hinter dem Herde hab' ich ihn versteckt!"

Marek zog seine schwere Rechte zurück.

Wie ein Marder glitt sie in eine Spalte und verschwand.

Der Bauer wartete einen Augenblick, rief ein- und zweimal und ging zuletzt den Weg, auf dem sie verschwunden war, nach.

Gleich im Anfange stolperte er über einen beweglichen Gegenstand. Er zerschlug sich Nase und Knie. Fluchend erhob er sich. Er tappte im Finstern

und fand die Ursache seines Falles. Es war eine ziemlich große Tonne, die Schnapsgeruch um sich verbreitete.

„Gestohlener Branntwein," dachte er bei sich. „Die Hexe ist im Stande. Leute zusammenzurufen und ihnen einzureden, ich sei der Dieb! Hol' sie der Henker! In der Wand ist ein Loch, dahin flüchtete sie sich und verschwand. Die Hexe, die Teufelsmutter! Pfui! Den Rubel, den nimmt ihr Niemand wieder weg. Bin ich ein Narr!"

Er kehrte um und war schon an der Thür, als er es sich nochmals überlegte.

Er bückte sich, hob die Zaubermittel von der Erde, wollte den Topf mit dem Essen zerschlagen, doch beherrschte er sich.

„Sie thut mir noch Etwas dafür an!" brummte er vor sich hin und ging hinaus.

Unterwegs blieb er stehen. Seine Gedanken, eine Weile durch den Verlust eines Rubels und den Betrug der Hexe geplagt, kamen wieder auf die Hauptsorge zurück. Die Wahrsagung von der ersten Kugel hatte sich tief in sein Gehirn eingeprägt.

„Wozu soll ich so weit gehen, Hunger leiden und so viel Leid ausstehen, um den Tod zu finden? Ach, Du mein Loos, mein Loos! Mag hingehen, wer zurückkommt, ich gehe nicht! Weiß Gott, ich bleibe da!"

Statt nach Hause, ging er weiter, dem Walde zu.

Er knüpfte den Gurt ab und ihn in der Hand haltend, ging er, mit dem Winde kämpfend, immer rascher und rascher. Der Wind schlug ihn die Rockschöße zurück, hemmte ihm den Athem, durchpfiff ihm eisig die entblößte Brust und warf ihm Regenwolken in die Augen.

Der Bauer achtete dessen nicht, mit einer fieberhaften Entschlossenheit ging er seinem Ziele nach.

Vorn am Walde stand die Behausung des Vogts, von Erlen und Tannen beschützt. In der Hütte war Licht.

Marek bemerkte es, hielt ein und athmete tief auf.

Trotz der Kälte bedeckte Schweiß sein Gesicht; er war außer Athem.

Der Wind brach sich an den Tannenzweigen und heulte.

Das Wasser von den Zweigen triefte stromweise auf den Kopf des Bauers herunter; das erinnerte ihn an den Zweck seiner Wanderschaft. Er hob die Augen und begann das Tannenwäldchen zu mustern.

Es entsprach seinen Absichten nicht und ein wenig ausgeruht trat er den weiteren Weg an.

Hinter dem Hause, in einer Ecke der Umzäumung stand eine hundertjährige, zur Hälfte schon entlaubte Eiche. Die wenigen gelben und dunklen Blätter fielen mit traurigem Geräusch zur Erde.

Marek blieb, sprang in die Höhe, ergriff den niedrigsten Zweig mit der Hand und in einem Nu saß er oben und knüpfte seinen rothen Gurt an den Zweig. Es schien, als ob er eine Schaukel errichten wolle.

Als er den Gürtel befestigt und gebunden, die Höhe gemessen hatte athmete er vergnügt auf, machte es sich auf dem Zweige bequem, holte seinen Tabaksbeutel hervor und stopfte ganz ruhig seine Pfeife.

Dann schlug er Feuer, zündete an und, den geliebten Rauch einathmend, zog er die Schlinge zusammen. Er probirte, schob den Kopf hinein, rauchte noch einmal und, die Pfeife in den Zähnen, den Hals in der Schlinge, ließ er sich zur Erde herab.

Aber es that ihm leid, nicht um das Leben, sondern um das bischen Tabak. Er hielt sich, zur Hälfte hängend, einige Zoll von der Erde entfernt mit einem Arme fest und rauchte nach Kräften.

Seine Finger, die Last des ganzen Körpers tragend, wurden steif wie ein Stein. Vor ihm lag der Hof des Hauses, einen Schritt weiter sah er den Brunnenschwengel.

Die Thüre der Hütte wurde von Jemand geöffnet. Marek hörte zu rauchen auf, strengte, um Etwas zu vernehmen, Augen und Ohren an, sah aber gar nichts und hörte nur das Bellen eines Hundes und menschliche Schritte.

„Der Vogt oder sie!“ murmelte er.

Sein Arm wurde schwach und starr vor Anstrengung. Er fürchtete sich zu regen, um seine Anwesenheit nicht zu verrathen. In diesem Augenblicke wollte er nicht sterben, die Schritte weckten seine Neugierde.

„Sie ist's!“ flüsterte er nach einer Weile schwieriger Beobachtung in der Finsterniß.

„Sie“ kam immer näher. Sie ging mit einem Eimer nach Wasser.

Der Rekrut hielt den Athem an, wurde ganz starr in seiner schrecklichen Lage und fühlte den steifen Arm nicht mehr.

Der Brunnenschwengel knarrte. Sie waren nicht stark, die Hände, die an ihm ihre Kräfte probirten, man hörte ein schweres Krächzen, die Stange mit dem Eimer entglitt ihnen immer und immer wieder.

Der Unmensch von Vogt, das Kind nach Wasser zu schicken, dachte er; der Barbar! Sie wird sich die Brust zersprengen, sich die Arme ausrenken! O, wäre so Eine mein!

Der Arm versagte ihm, aber statt herunterzusinken, richtete er sich auf und kauerte sich auf dem Zweige nieder. Es entstand dadurch ein Geräusch und der Hund warf sich bellend nach dieser Richtung.

Das gab dem Mädchen Kräfte. Sie bekam endlich das Wasser herauf und machte sich auf den Rückweg. Marek seufzte.

Du, Täubchen! Wer wird Dich nehmen, wer wird Dich bekommen? Gäbe Dir das Jesuskind eine gute Herrschaft. Nie mehr seh ich Dich wieder!

Plötzlich kam er zum Bewußtsein.

„Hat mich der Teufel hierhergebracht! Sie wird ja vor Schreck krank werden, wenn sie mich hier an dem Zweige sieht. Die Leute werden dann

der Armen noch Böses nachsagen. Pfui! Ihr Haus werde ich ihnen verleiden! Ich muß tiefer in den Wald gehen! Hier schickt sich's nicht!"

Schnell nahm er den Gürtel vom Zweige und ließ sich zur Erde herab.

Der Hund des Vogtes hatte nur darauf gewartet und nun ging er wüthend auf den Bauer los.

An den Zaun angedrängt, wehrte er sich nach Kräften, und hütete sich nur einen Laut von sich zu geben.

„Wer da?" wurde vom Hofe gerufen.

Er schwieg und wollte heimlich entwischen.

„Kusch, fort, Lyska!" hörte man wieder, schon näher, rufen.

Dem Hunde kam Hilfe. Dadurch und durch die Angst des Bauers ermuthigt, warf er sich auf denselben, riß ihn am Rock, packte ihn am Arm.

„Mögen Dich die Wölfe fressen!" entfuhr es dem Munde des Bauers.

„Wer da? Seid Ihrs, Marek? Komm her, Lyska, komm! Warum redet Ihr denn nicht? Ich glaubte, es sei ein Dieb, und Vater ist nicht zu Hause."

Er schwieg, während sie athemlos einen Stock in der Hand, bei dem Zaune stehen blieb.

Des Vogtes Kind fürchtete Nacht und Schurken nicht.

„Wie kommt Ihr um diese Zeit hierher?" fragte sie heiter, mit der Begegnung augenscheinlich zufrieden.

„Ich ging vorüber, da fiel mich der Hund an!"

„Sonderbar! Lyska hätte Euch nicht erkannt? Ihr müßt wohl an etwas Böses gedacht haben?" redete sie ihn lebhaft an und heftete auf ihn ihre glänzenden Augen.

Dieser Blick und die Frage ließen ihn erbeben.

Da stand er vor ihr in dem offenen, zerrissenen Ueberrock, mit dem Gürtel in der Hand, und mußte wohl ganz ungewöhnlich aussehen, denn sie wiederholte die Frage:

„Was habt Ihr?"

„Nichts," erwidert er leise. — „Der Hund hat mich angefallen . . ich bin erschrocken!"

„Ihr? Des Hundes wegen? Das ist eine Schande für Euch!"

„Gebissen hat er mich sogar?"

„Unmöglich! Wo? Zeigt nur!"

Sie warf den Stock von sich und beugte sich zu ihm hinüber.

Er schlug den Aermel zurück und zeigte den verletzten Arm.

Ein bischen Blut träufelte von der kleinen Wunde herab, gleichgiltig wischte er es mit der Hand davon.

„Dummheit", sagte er.

„Ach Gott! Verwundet! Kommt nur in's Haus, ich will Euch die Wunde verbinden!"

„Ach, lohnt sich das? Schade um Euer Mitleid! Lebet wohl! Die Nacht ist dunkel und kalt ist's dazu! Ihr holt Euch noch 's Fieber."

„Ja, sonst Etwas! Ich bin noch nie krank gewesen! Kommt nur! Rasch!"

Sie nahm ihm ein Ende des Gurtes aus der Hand und zog ihn hinter sich her. Er sprang über die Hecke und ließ sich leiten.

„Wo ist denn Euer Vater?" fragte er.

„Nach dem Gutshof ist er gegangen. Gestern hörte er zufällig, wie der Jude mit dem Schmiede von den herrschaftlichen Pferden sprach. Ohne 'was zu sagen, ging er, um Wache zu halten!"

„Euer Vater ist ein Schatz für den Gutsherrn."

„Er ist, wie man eben sein soll! ‚Thue recht und scheue Niemand', sagt er."

„Und wenn die Galgendiebe ihn tödten? Bei Gott, es ist schrecklich! Ich eile ihm zur Hilfe!" und lebhaft sprang der Bauer auf.

Sie standen sich gegenüber in der Hütte; freudig schaute sie ihn an.

„Ich danke Euch für die Aufopferung. Vater hat den Wächter und den Förster mit sich genommen. Er kommt auch sicher gesund nach Hause. Zeigt den Arm her!"

Der Verband wurde angelegt, ohne daß Eines redete. Die Wunde schmerzte den Bauer nicht und er dachte auch garnicht daran.

Nach bäuerischem Geschmack war des Vogtes Tochter nicht schön. Sie war schmächtig und blaß. Ihr Aeußeres sprach nicht von großer Kraft und ihr Gesicht war bleich, ohne Farbe und ohne blühende Wangen. Sie bewegte sich leicht und lebhaft, nicht wie die anderen Dorfmädchen. Geschmeidig wie eine Katze, eilte sie in der Stube hin und her, geräuschlos, ohne nur an Etwas anzustoßen. So war in dem ganzen Dorfe keine einzige.

Wahrscheinlich um des Contrastes willen verschlang der große, schwere Bauer das Mädchen mit den Augen. Er war entzückt, bezaubert. Er vergaß ihr für die Pflege zu danken und rührte sich nicht vom Platze.

Sie schaute ihn an und erkannte ihn kaum wieder.

„Was fehlt Euch heute? Habt Ihr den Verstand verloren?"

Er seufzte und ließ den Kopf hängen.

„So habe ich Euch noch nie gesehen! Treibt Euch Nachts im Walde herum und habt verschleierte Augen! Und Lyska hat Euch nicht erkannt! Ihr habt sicher böse Gedanken!"

„Gute habe ich nie gehabt, nur habe ich still mein Leid getragen. Und jetzt ist's stärker geworden als ich und hat sich mir, wie ein Nebel, auf die Augen gelegt."

„Was habet Ihr?"

„Was ich habe? Ich muß zum Militär!"

„Ach Du mein!" — rief das Mädchen und ließ die Hände fallen. — „Zum Militär! Gott, mein Gott! Und werdet ihr gehen?"

„In vier Tagen soll ich mich einstellen und dann treiben sie Einen

zum Regiment, bis an's Ende der Welt. Dort werden dann meine Gebeine bleiben. Keinen von hier werden meine Augen wiedersehen! Ich werde gehen und — vergehen!"

„Was redet Ihr? Warum sollt Ihr umkommen?"

„Das ist meine Bestimmung! Mich als Ersten wird die Kugel treffen... Weil ich Niemandes bin... Ich verlasse Niemand und habe Niemand, zu dem ich zurückkehren sollte. Deswegen werde ich auch nicht wiederkommen!"

„Gott, mein Gott, wer hat Euch das gesagt?"

„Ich weiß es: Mit der Stiefmutter kam das schlimme Loos für mich. Ich weiß nicht, wozu ich gelebt und gearbeitet habe: Blos für diese erste Kugel, damit sie sich in meinem Blute bade!"

„Höret auf! Ich kann das nicht anhören! Wer hat Euch das eingeredet?"

„Des Schmiedes Frau hat's gesagt und sie ist weise!"

„Was hat sie gesagt?" fragte sie unruhig.

Er stützte sich an den Heerd und fing mit eintöniger Stimme die Wahrsagung zu erzählen an.

Sie stand ihm gegenüber, kreuzte die Hände auf der Brust und lauschte gespannt seinen Worten.

Während der Erzählung wurde sie einige Male bleich und seufzte leise auf, gegen das Ende erglühten ihre Augen, sie bebte vor Aufregung.

„Und wo sind die Zaubermittel?" fragte sie.

„Hier in dem Läppchen!"

„Gebet sie mir!"

„Ich gebe sie nicht!"

„Warum?"

„Das Loos könnte auf Euch übergehen!"

„Was ist denn da weiter? Gebet her, ich fürchte mich nicht!"

„Ich gebe sie nicht! Wozu sollen sie Euch?"

„Ich will Euch einräuchern! Schnell, gebet her!"

Der Bauer trat einen Schritt zurück. Mit großen Augen sah er die Redende an, er glaubte, sie wäre berauscht.

Sie aber streckte die Hand aus und sprach immer heftiger:

„Genug jetzt, gebet her! Wozu so viel Kopfverdrehen? Die Hexe lügt wie ein Hund. Und woher weiß sie, daß Ihr Niemandes seid? Wer hat's ihr gesagt, in wessen Herz hat sie hineingeschaut? Pfui, über so eine Wahrsagung! Mag die erste Kugel Diebe und Hallunken wegholen! Und selbst ihre Fabel, auch die ist dumm! Einen guten Menschen behütet Gott allein und denkt seiner, wenn ihn auch keiner beweint. Mein Väterchen war eine Waise, hat schreckliche Kriege durchgemacht und viel Böses ausgestanden und doch ist er geblieben und zwar, weil er rechtschaffen und muthig war. Und auch Ihr, Marek, Ihr habt nicht gestohlen und habt Niemanden Uebles nachgeredet und habt Euch nicht gerächt, obschon Euch Unrecht geschah! Es

ist Betrug so eine Wahrsagung, Lüge ist's, daß Ihr Niemandes seid. Gott allein weiß, wer Euch beweinen wird, Ihm nur ist es bewußt, zu wem Ihr zurückkehren solltet. Und zurückkommen werdet Ihr, ich sage es Euch, Ihr kommt wieder! Nicht die erste, auch nicht die letzte Kugel wird Euch holen."

Dem Bauer fingen die Hände zu zittern an und Röthe trat auf seine Wangen. Gluth kam vom Heerde und die Augen des Mädchens sprühten Feuer. Er stand da, förmlich betäubt.

„Wer hat Euch das gesagt?" fragte er ungläubig.

„Wer es mir gesagt hat?" wiederholte sie langsam mit anderer Stimme und in anderem Tone. „Die Kohlen da sagten es mir in den langen Spinnkränzchen im Winter. Sommers sagten es mir die hellen Sterne, der Kuckuck rief es mir zu! Eh' fünf Jahre um sind, werdet Ihr um diese Zeit gesund und wohlbehalten zurückkommen, denn es giebt eine Macht, die Euch dem Tode nicht läßt, gewiß, sie läßt Euch dem Tode nicht!"

„Werde ich in der That zurückkommen?"

„Ihr werdet! Zwischen den Tannen wird gerade so ein Wind gehen und regnen wird es! Hunger werdet Ihr spüren und kalt und bang wird es Euch sein!"

„Wenn Ihr schon einmal zu prohezeien versteht, so saget: wo kehre ich zuerst ein? In mein Haus?"

„Nein, zu uns werdet Ihr kommen. An der Schwelle werdet Ihr stehen bleiben, ein durchnäßter, von der Reise müder Soldat im Mantel und kurzgeschoren. Und Ihr werdet grüßen nach Eurer Art: Gelobt sei Jesus Christus!"

„Und wer wird mir antworten?" unterbrach sie der Bauer, den Athem anhaltend.

„Vater und ich!"

„Es ist nicht wahr! Ihr werdet nicht mehr hier sein, beim Eurem Manne werdet Ihr leben!„

„Das ist nicht wahr! ‚In Ewigkeit, Amen' werde ich Euch antworten!"

Beide schwiegen sie mit einem Male, ohne zu wissen, warum. Das Mädchen trat ein wenig in den Schatten zurück und griff nach dem Spinnrade; der Bauer zupfte verlegen an dem Ende seines Gurtes.

„Gretel!" sagte er, plötzlich den Kopf erhebend.

„Was wollet Ihr?"

„Ich möchte Euch etwas sagen!"

„So redet denn!"

„Johanni werden es vier Jahre, als ich Euch zum ersten Male in der Kirche erblickte!"

„Nun?

„Und gewann Euch lieb!"

Das Blut wallte ihnen gleichzeitig in's Gesicht und wieder nach einer langen Pause setzte der Bauer fort:

„Man sagt, Ihr stammt von den Katholischen ab? Ist das wahr!“

„Ja!“

„So werdet Ihr mich nicht mögen! Das dachte ich mir und schwieg, jetzt werde ich gehen und sterben!“

„Du bist ein Thor!“ antwortete sie kurz und deutlich.

Sie war zu lebhaft, als daß sie die Schüchternheit und der Mangel an Scharfsinn seinerseits nicht ärgern sollte.

„Gretchen,“ begann er von Neuem.

„Was?“

„Ich möcht' Euch Etwas sagen!“

„Ich höre ja zu!“

„Wenn Ihr auf mich warten würdet?“

„Wie?“

„Vielleicht komme ich noch zu Etwas, werde vielleicht lebensklüger. Ihr würdet stets das Wort führen! Ich bin ein gewöhnlicher Bauer, aber ich liebe Euch so, daß ich ohne Euch vergehen werde und ich würde Euch verehren, wie ein Heiligenbild! Auf den Händen würde ich Euch mein Lebenlang tragen. Ich habe Euch schrecklich lieb!“

„Und warum habet Ihr vier Jahre gewartet, mir das zu sagen?“

„Es fehlte mir der Muth! Um nichts in der Welt hätt' ich es gewagt! Und heute . . .“

Er stockte und brach ab.

„Was war heute?“

„Wäret Ihr nicht nach Wasser hinausgekommen, so lebte ich nicht mehr!“

„Wieso?“

„Weil ich schon auf Eurer Eiche hing!“

„Heil'ge Jungfrau!“ schrie das Mädchen auf, indem sie mit dem Auge seinen zerfetzten Rock und den beschmutzten Gürtel verschlang.

Kreidebleich war das Mädchen. Sie hatte sich an die Wand gestützt und brach in Thränen und Schluchzen aus. Sie weinte schrecklich. Marek hielt ein.

„Warum weinet Ihr?“ fragte er.

Sie antwortete nicht. Er berührte ihre Schulter.

Jetzt erfaßte auch ihn ein unerklärliches Weh.

„Gretchen, Täubchen,“ sagte er sanft, „wartet, bis ich zurückkomme!“

„Was könnte ich denn Anderes thun?“

„Werdet Ihr keinen Anderen heirathen?“

„Keinen!“

„Auch nicht einen Polen, auch keinen Herrn?“

„Keinen!“

„Wenn selbst ein Fürst käme?“

„Auch den nicht. Komme nur wieder!“

„Du liebst mich also, Täubchen?"

„Vier Jahre warte ich Tag für Tag auf Dich. Du lieber Gott, heut' quälte mich Etwas so sehr. Als wäre es der Finger Gottes! Warum hattest Du gewartet? Warum bist Du nicht eher gekommen?"

„Ich fürchtete mich! Ja, hätt' ich's gewußt!"

„Bist Du aber dumm, Marek! Einen dümmeren giebt's auf Gottes Erdboden nicht!"

Doch immer wieder kam der Bauer auf die Frage zurück:

„Wirst Du auf mich Armen warten? Werde ich Dich zu Hause finden?"

„Das wirst Du!"

„Du wirst mich dieser ersten Kugel nicht lassen!"

„Nein! Die Augen weine ich mir eher aus, als daß ich Dich ihr lasse!"

„Gebe Dir Gott ein goldenes Los dafür, Du mein heller Morgenstern!"

Er erfaßte ihre Hände und zog sie an sich.

„Immer und immer wieder möchte ich Dich anschauen!"

Ein versilbertes Kreuzchen glänzte an ihrem Busen. Die Glasperlen bewegten sich von den schnellen Athemzügen.

„Gieb mir das Kreuzchen!" bat er, indem er schüchtern das rothe Band hervorzog. „Das hab ich Dir gekauft! Wirst Du's nehmen?" bat er wieder.

„Danke!" erwiederte sie lächelnd und nahm das Kreuzchen vom Halse ab.

Indem sie es ihm umband wurde er so kühn, daß er sie umarmte und feurig küßte.

Jetzt hörte man rasche Schritte und lustiges Pfeifen von draußen.

Lyska, der unter der Bank schlief, lief freudig winselnd heraus: die jungen Leute ließen einander los.

In der Thüre erschien ein rüstiger starker Mann; eine Jagdtasche hing über seinen Arm, auf dem Rücken hatte er eine Flinte, in der Hand einen dicken Stock.

„Gelobt sei Jesus Christus," grüßte er, und durch die Anwesenheit des Burschen nicht im mindesten befremdet, setzte er fort;

„Ich war bei Dir! ‚Er ist nicht da', sagte man mir. Es ist schön, daß Du gekommen bist! Nun man hat Dich wohl angenommen? Wußt' ich's nicht? der Dienst wird Dir schon bekommen! Bist ein guter Kerl, aber schüchtern und nicht gewandt! Ha, Du wirst schon Verstand kriegen! Kind, gieb's Abendbrod her! Ich bin furchtbar müde!"

Er legte Tasche, Flinte und Gürtel ab, wischte sich mit dem Rockschoße den Schweiß vom Gesicht und setzte sich an den Tisch.

„Nun, Väterchen, hast Du die Diebe gefunden?" fragte das Mädchen, indem sie ihm eine Schüssel Kraut und ein Brot vorsetzte.

„Jawohl, Kind! Der Schmied drang durch die hintere Thür, von der Seite des Flusses ein und in einiger Entfernung wartete der Jude. Ich lag unter der Mauer, ließ ihn in den Stall hinein und — dann habe ich ihn wieder herausgelassen."

„Ihr ließet den Dieb wieder heraus?“ fragte Marek verwundert.

Der Vogt lachte vergnügt auf.

„Ja, ich ließ ihn heraus! Wozu sollte er mir denn? Er öffnete die Thüre und führte des Herrn Reitpferd an der Halfter heraus. Da ergriff ich mit einer Hand den Pferdezaun, mit der anderen — seinen Haarschopf und schüttelte ihn, wie eine Birne. Erschreckt ließ er die Trense los, das Pferd kam zur Krippe zurück und platsch! Da lag der Kerl im Wasser. Ich war mit meiner Aufgabe fertig und ging nach Hause.“

„Sieh’ mal an!“ sagte Marek befriedigt.

Der Vogt hob den Löffel zum Munde.

„Hast Du ihm auch zu essen gegeben?“ fragte er die Tochter.

„Nein, Väterchen! Ich habe vergessen!“

„Woran hast Du denn gedacht? Ist er lange hier?“

„Nein, eine Stunde vielleicht!“

„Das heißt also, nicht lange?! Was habet Ihr denn die ganze Zeit gemacht, daß Ihr keinen Hunger gespürt habet? Setz Dich, Marek, und greif zu!“

Folgsam und gewiß auch ordentlich hungrig ließ sich Marek die Einladung nicht wiederholen.

Gretchen setzte sich zwischen die Beiden und so aßen sie alle drei aus einer Schüssel, nach bäurischer Art, schweigsam und nah an einander.

Marek begann das Gespräch. Dies passirte ihm sonst nie.

„Dürft ich Euch um eine Gunst bitten?“

„Hat die Gunst nichts mit dem Herrenwalde zu thun, so rede, ohne Furcht.“

„Was soll mir der Herrenwald? Was Euer eigen ist, darum will ich Euch bitten! Gebet Eure Tochter nicht aus dem Hause, bis ich da bin!“

„Und wenn sie durchaus darauf bestehen wird?“

„Das wird sie nicht! Sie wird warten! Ich bin Euch zwar nicht gleich, wir passen aber doch zu einander: ich besitze eine Ackerhufe, fünfzehn Stück Vieh’ und einige Pferde!“

„Davon also habt Ihr gesprochen! Das ist nicht der langen Rede werth! Wenn Ihr es durchaus wollt, wartet meinetwegen. Nach Deinem Reichthum gelüstet’s mich nicht! aber Deine Ehrlichkeit und Verträglichkeit sind mir lieb! Bist ein braver Kerl! Wenn sie Dir nur gut ist, meinetwegen! Ist es wahr, Gretchen?“

„Er ist mir der Liebste!“

„Nun, so reicht Euch die Hände und haltet Wort! Gottlob, ein guter Tag. Am Morgen hab’ ich Huczko beim Gertenstehlen erwischt, — ich ließ ihn meine Hand spüren! Dann verkaufte ich einen Iltis um drei Rubel in Pinsk, dem Schmied hab’ ich ein Bad bereitet und meine Tochter hab’ ich verlobt! Das ist ein schönes Stück Arbeit! Jetzt bin ich müde und geh’ auch schlafen. Plaudert, wenn Ihr miteinander zu plaudern habt! Ich habe gesagt, was zu sagen war!“

Er erhob sich, streichelte der Tochter das Haar, den Burschen, der ihm dankend die Knie umfaßte, drückte er so an die Brust, daß Jener ganz roth wurde, dann kletterte er auf den Ofen hinauf, kleidete sich aus und murmelte die Gebete vor sich her.

Er ließ den jungen Leuten vollständige Freiheit und war überzeugt, daß sie dieselbe nicht mißbrauchen werden. Eh' fünf Minuten um waren, schlief er schon.

Das junge Paar schien zum Schlafen nicht die geringste Lust zu haben. Gretchen machte Feuer und spann, der Bursche setzte sich ihr gegenüber und sie plauderten mit gedämpfter Stimme.

Beide waren mehr zu Traurigkeit, als zu Liebesschwärmerei geneigt, nur wenige Zeit blieb ihnen vor dem Scheiden und es war ihnen traurig um's Herz.

Nach einer Weile erwachte der Vogt.

„Marko," rief er.

„Ich höre, Vater!"

„Im Eimer sind Bäste eingeweicht; flechte mir Schuhe, mein Sohn. Ich hatte es ganz vergessen!"

Und er schlief weiter.

Willig machte sich der Bursche an die Arbeit. Das Mädchen warf einige Kienhölzer auf's Feuer und sang leise:

In den Wald, den dichten, werde ich gehen,
Manch' schwere Stunde werde ich sehen!

Und leise stimmte Marek ein:

In 'nen Wald, der dichter noch, werde ich gehen,
Tage, die trüber noch, werde ich sehen!

So verging die Nacht. Der Hahn krähte ein- und zweimal. Beim dritten Mal erhob sich der Rekrut und seufzte.

„Ich will jetzt gehen, damit mich Niemand sieht. Man könnte Dir, Gott behüte, Böses nachsagen! Täubchen . . . Herzchen . . . Leb' wohl."

Sie umarmten sich zum Abschied, schauten sich eine Weile an. Er lächelte.

„Weißt Du, die Hexe hat doch wahr gesprochen! Du bist es, Gretchen die erste Kugel in meinem Herzen! Früher war es ruhig und jetzt springt es und schmerzt und scheint verbluten zu wollen. Du hast mich getroffen und tödtlich verletzt!"

„Herzchen, Liebster!" flüsterte sie und schmiegte sich an ihn.

Der Hahn krähte wieder und jetzt knarrte auch die Thüre.

Dem Dorfe zu ging der Bauer. Frohe Hoffnung leuchtete aus seinen Augen. Er ging und sang das von dem Mädchen angestimmte Lied weiter:

Mädel da drüben
Hast's Herz mir behext,
Das Herz und die Seele
Muß lieben Dich jetzt!

Als er zur Schmiede angelangt war, versperrte ihm die Zigeunerin den Weg.

„Halt, Marek, bist Du nicht irgendwo dem Schmiede begegnet?"

„Eurem Manne?"

„Ja, sag's mir, wenn Du's weißt!"

„Gieb' einen Rubel, dann sag' ich's!"

„Das werde ich bleiben lassen, Du weißt es ja nicht!"

„Gieb' ihn nicht. Du wirst es bedauern!"

Er ging weiter. An der Hausthüre holte sie ihn ein.

„Sag's, Marek, Liebeskraut will ich Dir geben."

„Weiß allein, wo das wächst! Hol' Dich der Teufel!"

Zürnend entfernte sich die Zigeunerin. An der Straße angelangt, spie sie aus und machte ihm Zeichen mit den Händen, doch, mit anderen Gedanken beschäftigt, sah sich Marek nicht einmal um.

Die Sonne ging auf. Marek schlich in die Scheune, und mit seinem Loose und seiner Bestimmung versöhnt, schlief er fest ein.

* * *

Jenseits des Balkangebirges, in der Türkei, ging das Ochozker Regiment zur Attacke.

Es hagelte förmlich von Kugeln. Jeden Augenblick blieb einer von den Reihen zurück, legte sich zur Erde, ließ das Gewehr fallen.

Die Lücke war bald wieder gefüllt, über die Leichen ging es vorwärts. Die Kämpfenden sahen nichts als Rauch und Feuer. Hinter ihnen blieb eine Leichenstraße.

Mit ausgestreckten Händen, die Brust an der Erde, lag ein Soldat.

Sie waren über ihn getreten und weiter gegangen. Lange regte er sich nicht.

Endlich hob er sich auf die Kniee. Ein schwarzer Flecken war an seiner Brust. Daraus quoll ein rother heißer Strom.

Er öffnete weit die Augen und richtete sie gen Himmel. Stumme Verwunderung, tiefes Weh und eine traurige Frage sprach aus diesen Augen.

Mit den Händen zerriß er seinen Soldatenrock. Darunter glänzte ein silbernes Kreuzchen an einem rothen Bande.

Das Blut floß und floß immerfort; er hielt die Wunde mit den Fingern, wollte es hemmen, doch träufelte es zwischen den Fingern herab.

Wieder schaute er zum Himmel empor, ohne Klage, nur mit dieser gleichsam starren Verwunderung, mit jener stummen Angst.

Dann sank er auf die Seite, und, die Hand auf der Wunde, legte er sich ruhig, wie zum Schlafe hin und schloß die Augen.

* * *

In der Hütte des Vogtes wurde auf ihn gewartet. Man weiß nicht, ob er wiederkam.



Marquis von Rudini und die italienische Politik.

Von

*　　*
*

I.

Keine Politik hat in den letzten Jahren in Europa zu mehr Discussionen Anlaß gegeben, als die italienische. Dieselbe war das Zünglein an der Waage des europäischen Gleichgewichts.

Die direct Betheiligten verfolgten Italiens Schritte mit gespannter Aufmerksamkeit und gaben dem römischen Cabinet in freundschaftlicher oder feindseliger Form subjective Rathschläge, die den Zweck haben sollten, ihm zu beweisen, auf welcher Seite Italiens wahrer Vortheil und auf welcher die für seine Zukunft bedrohlichsten Gefahren zu suchen wären. Was die von Italiens Haltung nicht direct berührten Staaten anbetrifft, so zeigten sie sich bei Würdigung seiner Politik nicht minder scharf und bestimmt.

Nicht nur die Tagespresse beschäftigte sich beharrlich mit allen Maßregeln der italienischen Regierung, sondern mehrere Zeitschriften veröffentlichten bedeutenden Staatsmännern zugeschriebene Artikel, in welchen vom historischen und wissenschaftlichen Standpunkte die Frage erörtert wurde, ob Italien unter den verschiedenen politischen Bahnen, die ihm offen standen, auch wirklich die seiner Würde, seiner Sicherheit und den wohlverstandenen Interessen seiner Situation am besten dienende gewählt hätte.

Das Ergebniß dieser politischen Studien fiel im Allgemeinen zu Gunsten von Italiens Beitritt zum Dreibunde aus. Nur ein Staatsmann, Herr Gladstone, hat in einem Anfall von schlechter Laune gegen Lord Salisbury diesen Beitritt als eine „maßlose Verrücktheit" gekennzeichnet.

Dies so peremptorische Urtheil des great old man, denn er ist es, der sich, wie man sagt, unter dem Pseudonym Outidanos verbarg,

übte keinerlei Einfluß auf die Meinung der Allgemeinheit aus, in erster Linie, weil Herr Gladstone in der äußeren Politik nie glücklich und stets inconsequent war und durch seine Haltung gegenüber Rußland, sowie durch die Folgen der Occupation Aegyptens theilweise für die allgemeine Gruppirung der europäischen Mächte verantwortlich ist; und ferner, weil jene energische Behauptung, wie Jedermann fühlte, keineswegs das Resultat von ruhigen und objectiven Betrachtungen, sondern eher der Ausfluß einer gereizten Stimmung war. An Italiens Interessen war Herrn Gladstone gar wenig gelegen. Das, was er in dem Bündnisse des jungen Königreiches mit den Centralmächten erblickte, er, der Verfechter der Abstentionspolitik, welcher die Staaten Europas sich hätte zerfleischen lassen ohne zu interveniren, war die vorauszusehende Solidarität Englands mit der Politik der Allianz.

Wir beabsichtigen keineswegs hier die Geschichte der öffentlichen Meinung rücksichtlich der italienischen Politik der letzten Jahre zu entwickeln, und wenn wir an den sonderbaren Artikel Gladstones erinnert haben, so geschah dies, weil derselbe einen Gegenstand betrifft, der heute von actuellster Wichtigkeit ist und stets die dem Dreibunde feindlichen Staaten beunruhigte und die nicht eingestandene Ursache ihres Grolls gegen die italienische Regierung ausmachte.

Die Gegner der italienischen Politik und zumalen selbst ihre Anhänger haben Italiens Bund mit den Centralmächten Gründen zugeschrieben, von denen ein einziger wirklich in die Waagschale fiel. Die sonstigen Gründe, selbst jene, welche nicht einfach in das Bereich der Phantasie gehören, haben beim Abschluß der Allianz eine rein secundäre Bedeutung gehabt, und hätten nicht den Ausschlag gegeben, wenn nicht eine Lebensfrage das italienische Cabinet gezwungen hätte, der Politik der freien Hände zu entsagen.

Nach Erlangung seiner Einheit und mit Rücksicht auf seine geographische Lage war Italiens vorzüglichstes Interesse das Gleichgewicht im Mittelmeere. Dieses Gleichgewicht nun wurde durch die Occupation von Tunis gestört. Es ist dies eine unleugbare Thatsache, welche Gründe immer auch Frankreich anführen mag, um jenen Act seiner Politik zu rechtfertigen.

Eine derartige Ueberraschung durfte sich nicht wiederholen können und der status quo im Mittelmeere mußte in nachdrücklicher Weise garantirt werden. Die Tripelallianz bot Italien diese Garantie und sicherte ihm gleichzeitig die Freundschaft Englands, dessen Intressen es kraft des Vertrages mit Deutschland und Oesterreich gleichzeitig mit seinen eigenen zu vertreten hatte.

Es ist behauptet worden, daß durch einen geheimen Artikel des ersten Vertrages von 1882 das römische Kabinet jenem von St. James einen überzeugenden und directen Beweis von Italiens freundschaftlicher Gesinnung

für England gegeben habe. Diese ganz spontane Kundgebung erschien naturgemäß dazu angethan, die Beziehungen zwischen den beiden Völkern zu noch innigeren als zuvor zu gestalten, und trug theilweise auch zur heutigen gegenseitigen offenen oder geheimen Stellungnahme der Mächte in Europa bei.

Bevor Italien jenen Wechsel in seiner äußeren Politik eintreten ließ, mußte es die Vortheile und Nachtheile des Bündnisses, die Rechte, welche es durch seinen Beitritt erwerben und die Pflichten, die es dadurch übernehmen würde, auf das genaueste abwägen. Als man in Rom zur Ueberzeugung gelangt war, daß der Bund dem Lande die Sicherheit, deren es bedurfte, verschaffen, und gleichzeitig zur Erhaltung des europäischen Friedens beitragen würde, schlug das römische Cabinet mit Entschlossenheit und Loyalität den neuen Weg ein.

Während ziemlich langer Zeit blieb der Vertrag geheim.

Es war nur von einem Meinungsaustausch, von einem stillschweigenden Uebereinkommen zwischen Italien und den Centralmächten die Rede, so daß der Argwohn der anderen Staaten für's Erste nicht erweckt wurde.

Wie man aber erst letzthin erfahren, handelte es sich von Anfang an um einen Vertrag in regelrechter Form, jedoch um ein Defensiv- und nicht um ein Offensivbündniß, wie die Gegner der Tripelallianz späterhin glauben machen wollten, selbst noch als keinerlei Zweifel über die Natur der getroffenen Abmachungen mehr bestehen konnte.

Der für einen Zeitraum von fünf Jahren abgeschlossene und in Wien von Herrn von Robilant im Frühjahr 1882 unterzeichnete Vertrag lief mit dem Jahre 1887 ab.

Da aber die Gründe, welche Italien zum Beitritt bestimmt hatten, fortdauerten, wurde das Bündniß erneuert. Herr von Robilant, der in seiner Eigenschaft als italienischer Botschafter in Wien, bei der Feststellung der ersten Abmachungen eine große Rolle gespielt hatte, beschäftigte sich vor seinem Rücktritt vom Ministerium des Aeußeren mit der Vorbereitung des neuen Vertrages. Mit diesem zweiten Vertrage sollen dem Vernehmen nach alle Interessen Italiens und namentlich die Bewahrung des status quo im Mittelmeer in präziserer und specifischerer Weise als in den Abmachungen von 1882 garantirt sein.

Doch war der Abschluß des ersten Vertrages Anfangs fast unbemerkt geblieben, es sollte dies hinsichtlich seiner Erneuerung keineswegs der Fall sein. Dieselbe bezeichnet den Beginn jener heftigen und äußerst scharfen Debatten über Italiens internationale Haltung, welche wir zu Anfang dieser Zeilen erwähnten und bei denen wir wohl nicht länger verweilen brauchen. Die Erbitterung der streitenden Parteien erreichte ihren Höhepunkt während der ersten Jahre des Ministeriums Crispi und je mehr der Termin des Ablaufs des zweiten Vertrages herannahte, desto bedenklicher und eindringlicher

wurden die Angriffe der Gegner der Allianz, von denen weiter unten ausführlicher die Rede sein soll.

Indessen konnten die Haltung des römischen Cabinets und der Charakter des Staatsmannes an dessen Spitze keinerlei Zweifel über die Absichten Italiens bestehen lassen, welches, mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten seiner ökonomischen Lage, mehr als je den Frieden brauchte und auf die Garantien seiner Sicherheit unmöglich verzichten konnte. Nichts erschien daher weniger wahrscheinlich als ein Wechsel seiner auswärtigen Politik.

Doch ein im Auslande unerwartetes, in Italien aber, wenn auch nicht in so naher Zukunft, vorgesehenes Ereigniß änderte plötzlich die ganze Situation und rechtfertigte das Auftauchen neuer Zweifel und Fragepunkte.

Die Nachfolge Herrn Crispis stand offen. Wer würde seinen Platz ausfüllen? Welche Aenderungen würden die internationalen Beziehungen Italiens erfahren?

Als der Name des neuen Ministerpräsidenten bekannt wurde, erschien diese letztere Frage gelöst für alle jene, die seine parlamentarische Haltung verfolgt hatten; aber die öffentliche Meinung Europas blieb einen Moment im Unklaren gegenüber einer Persönlichkeit, welche noch keine Gelegenheit gehabt hatte, der Welt hinsichtlich der Leitung der auswärtigen Politik Italiens hinreichende Garantien zu bieten.

II.

Der Marquis von Rudini, der jüngste Cabinetschef Europas, war als ein Neuling in der Regierung zu betrachten, denn der kurze Zeitraum, während dessen er im Jahre 1869 dem Cabinet Menabrea angehörte, von dem in der Folge die Rede sein wird, kann wahrlich nicht berücksichtigt werden. Diese plötzliche Erhebung zu der wichtigsten Stellung im Lande ist ein ziemlich seltener Fall, welcher sich sonst nur bei durch hervorragende patriotische oder militärische Verdienste ausgezeichneten Personen ereignet, denn in constitutionellen Staaten pflegen mit der Bildung eines neuen Cabinets nur Männer betraut zu werden, welche bereits an anderen ministeriellen Combinationen Theil genommen. Dieses durch die Gegenüberstellung der Parteien gebotene System hat, während es einerseits wichtige Garantien bietet, andrerseits den Nachtheil, daß es durch die Erfahrungen der Vergangenheit den Spielraum der sich an eine neue Verwaltung knüpfenden Hoffnungen nothwendigerweise beschränkt. Das Ministerium Rudini zog aus seiner Jungfräulichkeit Vortheil, litt aber auch darunter.

Es machten sich im Lande zwei entgegengesetzte Stimmungen geltend: einerseits übertriebene Hoffnungen, andrerseits Zweifel und Besorgniß, trotz des persönlichen Vertrauens, das der Charakter des Ministerpräsidenten der Allgemeinheit einflößte.

Herr von Rudini hatte für sich den unschätzbaren Vortheil, sich nicht in jener Atmosphäre von Groll und Mißgunst bewegen zu müssen, die, eine

Folge der Ausübung der Macht oder allzu heftiger parlamentarischer Kämpfe, so manchen andern Staatsmann umgiebt.

Schon seit langer Zeit bezeichnete ihn die öffentliche Meinung der Krone zur Wahl für den Fall, daß die gemäßigte Partei in der Kammer einen entscheidenden Einfluß gewinnen sollte, der ihre Theilnahme an der Regierung als nöthig erscheinen ließe.

Wir haben nicht die Absicht, eine Biographie des Marquis von Rudini zu schreiben, aber wir wollen einige Züge seiner Persönlichkeit, aus welchen zu ersehen ist, was Italien von ihm erwarten kann, in eine kurze Uebersicht seines öffentlichen Leben zusammenfassen.

Die politische Rolle des italienischen Ministerpräsidenten nahm im Jahre 1866 ihren Anfang.

Als Bürgermeister von Palermo zur Zeit des Aufstandes, der dort im September jenes Jahres ausbrach, wußte er die Ordnung mit einer Festigkeit und einem Muthe aufrecht zu erhalten, welche seiner Abstammung und seinem Patriotismus die größte Ehre machten.

Bei dieser Gelegenheit sandte Marquis von Rudini der königlichen Regierung einen Bericht über die Ereignisse, bei welchen er eine so wichtige Rolle gespielt. Dieser Bericht erregte Aufsehen durch seine Klarheit, Genauigkeit, Mäßigung und Unparteilichkeit bei der Beurtheilung der verschiedenen sich in Sicilien bekämpfenden Parteien, der Ursachen des Aufstandes und der zur Beschwichtigung desselben anzuwendenden Mittel, so daß man kaum glauben konnte, er sei das Werk eines sechsundzwanzigjährigen Mannes.

Die Haltung des Bürgermeisters von Palermo bei dieser Gelegenheit und die frühzeitige Reife seines Urtheils lenkten die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn, und er wurde, nachdem er zum Präfecten von Palermo, dann von Neapel ernannt worden, im Jahre 1869 vom General Menabrea aufgefordert, als Minister des Innern an Herrn Ferraris Stelle zu treten, welch' letzterer durch ein sonderbares Zusammentreffen nach zweiundzwanzigjähriger Entfernung von der Macht eben jetzt wieder als Justizminister dem Cabinet Rudini angehört.

Der Präfect von Neapel nahm das ihm angebotene Portefeuille an, indem er sich verpflichtete, die allgemeinen Wahlen zu organisiren.

Die Lage des Ministeriums war sehr erschüttert und nur von diesem einen Mittel konnte es Rettung und ein längeres Bestehen erhoffen.

Herr von Rudini zählte damals noch nicht dreißig Jahre, eine gewiß bemerkenswerthe Thatsache, denn, waren auch William Pitt mit dreiundzwanzig und Herr von Maurepas mit vierzehn Jahren Minister, so gehören solche Fälle dem vorigen Jahrhundert an, dessen Sitten schon seit lange vergessen sind, während unser Zeitalter das Urtheil über den Werth eines Mannes auf sein Alter stützt.

Der junge Minister zeigte damals einen jener Charakterzüge, welche

verdienen hervorgehoben zu werden, weil sie schließen lassen, wie er sich heute benehmen würde, falls gewisse Eventualitäten sich zeigen sollten.

Wie wir bereits bemerkt, hatte Herr von Rudini die Leitung des Ministeriums des Innern mit dem Versprechen übernommen, für die allgemeinen Wahlen Sorge zu tragen. Aber nach genauer Prüfung der Situation gewann er die Ueberzeugung, die Auflösung der Kammer würde im Lande Unzufriedenheit und Mißtrauen erwecken, und es wäre nicht der Mühe werth, nur um Lanza und Sella nicht zur Regierung kommen zu lassen, das Land in eine jener Krisen zu stürzen, die gewöhnlich die Folge von allgemeinen Wahlen sind.

Diese Gründe bestimmten Marquis von Rudini, sein Versprechen zurückzuziehen und sich zu weigern, eine neue Kammer zu bilden; und seine Weigerung war es, welche den Sturz des Cabinets Menabrea veranlaßte.

„Es ist besser, man lacht ein wenig über mein zweimonatliches Ministerium, als ich bürde mir die Verantwortlichkeit auf, Wahlen vorzunehmen, deren Nothwendigkeit ich nicht einsehe."

Diese Worte charakterisiren den Mann, der sie gesprochen. Manche mögen darin einen Mangel an politischem Sinn erblicken und behaupten, man könne die Macht auf diese Weise weder erringen noch bewahren.

Vielleicht ist dies auch richtig; jedenfalls aber ist ein derartiges Vorgehen ein Beweis von warmem Interesse für das Vaterland und von einer Achtung für die Freiheit, wie sie heutzutage immer seltener wird.

Solange die Rechte an der Regierung blieb, diente Herr von Rudini der Partei, die er erwählt hatte, als treuer Soldat. Im Jahre 1876, als die Linke ans Ruder gelangte, nahm er einen bedeutenden Platz in den Reihen der Opposition ein, jedoch ließ er sich nie zu jenen herben Ausfällen und bedauerlichen Uebertreibungen hinreißen, welche sich die überwundene Partei damals zu Schulden kommen ließ.

Als die Leitung der Rechten von Minghetti auf Sella überging, näherte sich der Marquis von Rudini mehr dem letzteren und, wäre es Sella gelungen, im Jahre 1869 nach dem Sturze des Ministeriums Cairoli, den ihm vom Könige gegebenen Auftrag der Neubildung des Cabinets auszuführen, so hätte der Deputirte von Syrakus sicherlich an der betreffenden Combination Theil genommen.

Hierher gehört eine Thatsache, welche, wie die bereits angeführten, von einer seltenen Unbefangenheit des Urtheils bei dem gegenwärtigen italienischen Premier zeugt.

Als er von Sella bezüglich der Bildung des Cabinets befragt wurde, das leicht hätte zu Stande kommen können, wenn er sich allein auf die reine Rechte gestützt hätte, rieth er energisch davon ab, die Regierung auf solcher Grundlage zu constituiren, da er den Ausschluß der Linken als eine schädliche, in Anbetracht der gegenseitigen Stellung der Parteien unconstitutionelle und den freiheitlichen, wissenschaftlich aufgefaßten Principien, auf

denen seine politischen Anschauungen beruhen, zuwiderlaufende Maßregel betrachtete.

Er bat Sella, dem Könige zu erklären, er würde folgen, falls ihm der König befehlen würde, ein aus Elementen der reinen Rechten zusammengesetztes Cabinet zu bilden; er übernehme aber nicht die Verantwortlichkeit eines solchen Schrittes.

Der Rath des Marquis von Rudini wurde beherzigt und nach einem nutzlosen Versuche, ein Coalitionsministerium zu bilden, legte Sella sein Mandat nieder und die Regierung ging in die Hände der Linken über.

So opferte der gegenwärtige Ministerpräsident einmal sein Portefeuille und das andere Mal die Sicherheit, eines zu erlangen, seinen Grundsätzen.

Als Minghetti, der nach Sellas Tode wieder das Haupt der Rechten geworden war, glaubte, den Versuchungen des Trasformismo nicht länger widerstehen zu sollen, leistete ihm Rudini in dieser politischen Schwenkung nicht Folge.

Die Beweggründe der Trennung Rudinis vom damaligen Anführer der Rechten stehen mit dem wichtigsten Punkte seines Programmes im Zusammenhang.

Ein Anhänger der auswärtigen Politik des Cabinets Depretis und gelegentlich sogar geneigt, sich mit demselben über einige Punkte der inneren Politik einig zu erklären, mißbilligte er auf's Entschiedenste Depretis Finanzsystem und besonders die riesigen auf dem Lande schwer lastenden Ausgaben des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten.

Als sich bei Erörterung der Finanzpolitik des Ministeriums ein Theil der gemäßigten Partei von Depretis lossagte, um die sogenannte Gruppe der „Abtrünnigen der Rechten" zu bilden, welche der wahre Grund des Sturzes des Cabinets Depretis-Robilant und der Berufung Crispis an die Regierung wurde, kam Herr von Rudini, Dank der von ihm seit Jahren in der Kammer beobachteten Haltung, ohne daß er sich darum zu bewerben brauchte, sofort an die Spitze jener Gruppe zu stehen.

Zur Zeit der vielfachen von Depretis inscenirten Combinationen und Ministerwechsel, circulirte öfters das Gerücht, Depretis unterhandle auch mit Marquis von Rudini, doch nach unseren Informationen hätte Depretis dem Marquis niemals directe Avancen gemacht.

Daß Minghetti Herrn von Rudinis Eintritt in das Cabinet wünschte, war für Niemanden ein Geheimniß; er pflegte zu sagen, er würde ruhiger sterben, wenn Rudini Minister des Innern wäre und über diesen Punkt war zwischen ihm und Depretis ein stilles Uebereinkommen getroffen worden, das jedoch nie zur Ausführung gelangte.

Nach der Katastrophe von Dogali, die den Sturz des damaligen Ministeriums Depretis zur Folge hatte, wurden zwar mit dem Deputirten von Syracus Verhandlungen eingeleitet, jedoch nicht um ihm ein Portefeuille anzutragen, sondern um ihn zu befragen, ob das Cabinet Depretis-Robilant

auf seine Unterstützung hätte rechnen können, falls es mit einigen Abänderungen, unter welchen der Eintritt Saraccos als Minister des Innern, neuerdings vor die Kammer getreten wäre.

Marquis von Rudinis Antwort lautete, er hätte keinerlei vorgefaßte Meinung und werde das Cabinet in den Fragen der auswärtigen und selbst der inneren Politik unterstützen, ein vollständiges Einverständniß sei aber unmöglich, solange Magliani sein Portefeuille behalte und das finanzielle und ökonomische System nicht abgeändert werde.

Wie bekannt, mißlang diese Combination und Depretis suchte sein Heil in der Verbindung mit Crispi. Wäre damals Rudini etwas nachgiebiger gewesen, so hätte die Leitung der italienischen Politik höchst wahrscheinlich eine andere Richtung genommen.

Einige Monate später war Crispi Ministerpräsident. Anfangs war Herrn von Rudinis Haltung gewissermaßen als ein wohlwollendes Zuwarten zu bezeichnen; später entschloß er sich, das Cabinet offen zu unterstützen.

Jedoch blieb für ihn die ökonomische Frage der schwarze Punkt der Situation. Nach seiner Meinung wurden nicht genug energische Mittel angewandt, um die wirthschaftlichen Verhältnisse günstiger zu gestalten und nahmen dieselben nicht in gebührendem Maße die Aufmerksamkeit des Cabinetchefs in Anspruch.

Als bei den allgemeinen Wahlen im November des Jahres 1890 die Nothwendigkeit von Ersparnissen zum Zwecke der Herstellung der Bilanz in entschiedener Weise anerkannt wurde und Crispi der gemäßigten Partei in dieser Hinsicht zufriedenstellende Versicherungen gab, wurde das ministerielle Programm vom Marquis von Rudini und seinen Anhängern unterstützt.

In einem an seine Syracuser Wähler gerichteten Schreiben billigte er als Führer der Rechten in der Kammer oder doch wenigstens als der einzige Vertreter dieser Partei, um welchen sich eine zahlreiche Gruppe gesammelt hatte, die auswärtige und innere Politik des Cabinets Crispi, während er sich über die finanzielle Politik ein endgiltiges Urtheil vorbehielt, und ein Programm entwickelte, dessen Grundlage die Erreichung des finanziellen Gleichgewichts mittelst zweckmäßiger Neuerungen in der Verwaltung und wohlbedachter Ersparnisse bildete.

Einen Monat später, gegen Ende December 1890, als der Austritt Giolittis aus dem Cabinet einige Zweifel über die Aufrichtigkeit der von der Regierung und Crispi gewünschten Ersparnisse entstehen ließ, hielt Herr von Rudini in Verona eine politische Rede, welche das erste Anzeichen seiner oppositionellen Stellungnahme war.

Indem er sich gegen eine seinen und seiner Anhänger Liberalismus in Zweifel ziehende Behauptung vertheidigte, nahm er das Recht, im weitesten und wahrsten Sinne des Wortes liberal genannt zu werden auf das Entschiedenste in Anspruch.

„Ist von der politischen Freiheit die Rede, das heißt vom Sturze des

Tyrannen und von der Gründung repräsentativer Regierungen," sagte er, „dann ist der Sinn des Wortes Freiheit ein klarer und präciser, aber diese Freiheit ist heutzutage in Italien unbestritten."

„Gestritten wird heute über die bürgerliche Freiheit, das heißt über einen Begriff, dessen Wesen nicht minder schwer zu bestimmen ist, als jenes der Billigkeit und der Gerechtigkeit."

Hierauf sprach er von den verschiedenen Formen, unter welchen falsche Apostel der Freiheit dieselbe darstellen, und sagte unter Anderm: „Es giebt Leute, für welche ihr eigener Wille ein genügender Grund ist, um Gesetze, Gebräuche, Sitten und Anderer Meinungen mit Füßen zu treten und denen jedweder Ausbruch politischen Hasses oder politischer Leidenschaften gerechtfertigt erscheint. Für sie ist die Erfüllung ihres eigenen Willens gleichbedeutend mit Freiheit.

„Diese sind falsche Liberale, welche ich eher als Autoritäre oder Jacobiner bezeichnen zu können glaube. Ich fasse die Freiheit anders auf und bin überzeugt, daß die Gesetze, die Gebräuche, die Meinungen Achtung verdienen und nicht angetastet werden dürfen, falls nicht eine gebieterische Nothwendigkeit oder das öffentliche Wohl auf eine klare und entschiedene Weise das Gegentheil erheischen; ich glaube, daß man Neuerungen, die nicht im Namen von unzweifelhaften allgemeinen Interessen gefordert werden, widerstreben soll."

Diese Auffassung der Freiheit, welche Herrn von Rudini bei vielen Handlungen seines politischen Lebens geleitet hat, war für diejenigen, welche zwischen den Zeilen zu lesen wissen, ein in zarter Form ausgedrückter Tadel für Herrn Crispi, der in der That, trotz aller von ihm für die Sache der politischen Freiheit Italiens gebrachten Opfer, ein autoritäres Temperament hat und ein Jacobiner genannt werden darf, während der Abgeordnete von Syracus eher der Schule der Girondisten angehört und mit den englischen Liberalen eine durchaus tolerante und generöse Auffassung des Begriffes Freiheit gemein hat.

Dieser verblümte Tadel wurde nicht als ein für das Cabinet beunruhigendes Symptom betrachtet. Und in der That veranlaßte Herrn von Rudini, obwohl er die Unvermeidlichkeit einer Ministerkrisis bereits voraussah, nichts um dieselbe herbeizuführen.

Er hielt im Gegentheil die Fortdauer des Cabinets Crispi wenigstens für einige Monate, in Anbetracht der unklaren Gruppirung der Parteien für so wünschenswerth, daß er noch am Tage von Crispis Sturze seine Anhänger, deren Unzufriedenheit immer größer wurde, versammelte, um sie dringend zu bitten, für den sogenannten Catenaccio zu stimmen. Und hätte sich der Cabinetschef bei dieser Gelegenheit nicht einen wohlbekannten, unzeitigen Ausfall gegen die hervorragendsten Männer der historischen Rechten zu Schulden kommen lassen, so wäre ihm die gemäßigte Partei auch treu geblieben und die Krise wäre für den Augenblick beschworen gewesen.

Crispis Sturz war also keineswegs das vorhergeplante Werk der Rechten, welche es vorgezogen hätte, erst einige Zeit nachher seine Erbschaft anzutreten.

Crispi beging den Fehler die neue Kammer ebenso zu behandeln, wie er die der Auflösung geweihte Kammer behandelt hatte, ohne vom Unterschiede zwischen den beiden Notiz zu nehmen. Er vergaß auch, daß die gemäßigte Partei, welche niemals ein geringzuschätzender Factor gewesen, es zu Anfang dieses Jahres weniger als je war, und dieser doppelte Fehler verursachte die unvorhergesehene Krisis vom 31. Januar.

Herr von Rudini, welcher ein weder leidenschaftlicher noch zum Groll geneigter Charakter ist, läßt den staatsmännischen Talenten seines Vorgängers gerne Gerechtigkeit widerfahren und nennt seine Fehler „Fehler der Jugend.“ „Ich sehe sie,“ sagt er scherzend, „denn ich bin älter als er“.

Ohne sich über die Schwierigkeiten seiner Aufgaben irgend welche Illusionen zu machen hat der Marquis von Rudini früher als er es gewünscht hätte, das Mandat eine neue Verwaltung zu bilden, angenommen und jedenfalls hat er nicht ohne den Ernst der Situation richtig zu erfassen die Verwirklichung des in seinem Briefe an die Wähler und in seiner Rede von Verona in großen Umrissen entwickelten Programmes in Angriff genommen.

Dieses Programm ist bekannt und ist die Rechtfertigung der Existenz des gegenwärtigen Cabinets. Wir gehen nun daran, seine practische Ausführung in der dreifachen Hinsicht der äußeren, der finanziellen und der inneren Politik zu prüfen.

III.

Das neue Ministerium war kaum gebildet, als schon in Italien und im Auslande sich eine gewisse Unruhe hinsichtlich seiner äußeren Politik kundgab.

Die parlamentarische Haltung des Marquis von Rudini, seine Reden, sein bei den allgemeinen Wahlen entwickeltes Programm, alles hätte, scheint es, die öffentliche Meinung über diesen Punkt fixiren und ihren Verirrungen Einhalt thun sollen, doch es kam anders.

Die Berufung des Anführers der gemäßigten Partei an die Regierung öffnete allen möglichen Erwartungen und Rathschlägen die Thür.

In Frankreich war der Fall des Ministeriums Crispi als ein Triumph begrüßt worden. In Italien — abgesehen von den Radicalen, oder besser gesagt, von den Republicanern, denn weshalb das Kind nicht beim rechten Namen nennen — die im Dreibunde nur ein ihren geheimen Bestrebungen in den Weg gelegtes Hinterniß erblicken, waren einige isolirte Persönlichkeiten beim Falle Crispis in gutem Glauben der Ansicht, der Moment zu einer neuen Orientirung der äußeren Politik Italiens wäre gekommen.

Von mehreren Seiten — wir sprechen hier nicht von Frankreich — ließen sich aufrichtige Freunde des jungen Königreiches mit Rathschlägen vernahmen, welche darauf hinzielten die Erneuerung der Tripelallianz unter dem

Vorwande zu verhindern, die Gruppirung der Mächte sei heute eine so klare und bestimmte, daß zur Erhaltung des Friedens und zur Wahrung des status quo im Mittelmeere die Erneuerung eines die anderen Nationen Europas kränkenden Vertrages keineswegs erforderlich sei.

In Italien erklärten sich selbst überzeugungstreue Liberale und feste Stützen der Monarchie gegen die Erneuerung der mit den Centralmächten bestehenden Abmachungen.

Der Senator Jacini, welcher die letzten seinem Lande ertheilten Rathschläge nur um wenige Monate überlebte, brachte beim Fall des Cabinets Crispi die Frage des Ablaufs der Tripelallianz auf's Tapet. Schon in früheren Schriften hatte er auf die Gefahren jenes dem Charakter der italienischen Nation innewohnenden Größenwahns hingewiesen, welcher sie in mancher Hinsicht bestimmt, Zwecke zu verfolgen, für die ihre Kräfte nicht ausreichen, und von dieser Betrachtung ausgehend, gelangte er zur Wahrnehmung des Mißverhältnisses zwischen Italiens Rüstungen und seiner ökonomischen Lage und zu dem Schlusse, der Vertrag wäre nicht zu erneuern oder wenigstens nur unter Bedingungen, deren Gewährung Seitens der Centralmächte ihm als unmöglich erschien.

Eine „Politik der Sammlung" riethen Herr Jacini und die wenigen vereinzelten Persönlichkeiten an, die seine Ideen theilten. Die Radicalen andererseits forderten kategorisch eine Annäherung an Frankreich und machten ihre Unterstützung von dieser Bedingung abhängig. Keinen geschriebenen Vertrag, sondern ein stillschweigendes Einverständniß, erklärten gewisse Freunde Italiens für heilsam. Die französische Presse ihrerseits stellte in verhüllter Form Frankreichs Freundschaft in Aussicht und ließ gleichzeitig andererseits Drohungen laut werden. Wie gewöhnlich versuchte sie Italien durch das Gespenst des Hungers zu schrecken.

Es machten sich in dieser Richtung während einer kurzen Spanne Zeit unbegründete Hoffnungen geltend, die nichts rechtfertigten und die sich alsbald in eine vollständige Enttäuschung verwandeln sollten. Frankreich versuchte es durch Vermittlung der italienischen Radicalen seine Pression zu accentuiren. Glücklicherweise aber repräsentirt diese Partei in Italien nur eine verschwindende, allerdings sehr lärmende Minorität, die im Lande keine ernste Grundlage besitzt und daher auf die Regierung einen wirklichen Druck auszuüben nicht vermag.

Wären Herrn von Rudinis Ideen über die äußere Politik nicht ohnedies schon klare und bestimmte gewesen, so hätten diese von einer Partei, deren Verfassungstreue zum mindesten zweifelhaft ist, ausgehenden Pressionen genügt, ihm zu zeigen nach welcher Seite die Sorge um die Würde des Landes und um die Bewahrung der Regierungsform dem Ministerium gebot, sich zu wenden.

Die öffentliche Meinung ist gewiß eine nicht zu verkennende Macht, doch darf sie nicht mit den lärmenden Kundgebungen von Agitatoren ver-

wechselt werden, welche jeden soliden Urtheils entbehren, wie dies z. B. aus der jüngsten Rede Bovios, eines der Anführer der Radicalen, hervorgeht. In der Absicht, die auswärtige Politik des Ministeriums anzugreifen, hat er dieselbe vertheidigt, denn die einzigen vernünftigen und aufrichtigen Worte seiner Rede waren die von ihm citirten Ausführungen Rudinis über die Gründe, welche Italien zur Erneuerung des Bundes mit Deutschland und Oesterreich drängen. Alles Uebrige war reine Utopie.

Es hat keinen Sinn und ist kindisch, sich Illusionen zu machen: für die große Mehrheit der Italiener stellt die Tripelallianz — ganz abgesehen von den Fragen der Rassenverwandtschaft einerseits und der Analogie des nationalen Bildungsprocesses andererseits — die Erhaltung des Friedens und das für Italiens Sicherheit unentbehrliche Gleichgewicht des Mittelmeers dar. Alle sonstigen Betrachtungen treten diesen beiden gegenüber in den Hintergrund, selbst die ökonomischen und finanziellen nicht ausgeschlossen.

Italien kriegerische Velleitäten zuschreiben, heißt einfach Geister sehen und nicht nur die gegenwärtigen, sondern auch die zukünftigen Interessen des jungen Königreichs verkennen.

Jedes Land hat unruhige Köpfe und gefährliche Politikaster, doch jeder vernünftige Mensch, der nur ein wenig nachdenkt, sich die Geschichte der Vergangenheit in's Gedächtniß zurückruft und die geographische Lage der Halbinsel, ihre nationalökonomischen Bedürfnisse und all' jenes in Betracht zieht, was den Kern ihres nationalen und politischen Lebens bildet, muß, will er aufrichtig sein, zur Ueberzeugung gelangen, daß Italien nur ein einziges Objectiv haben kann, den Frieden, und eine einzige ernste Besorgniß, den Krieg.

Selbst nach einem siegreichen Kampfe hätte Italien bei einer europäischen Conflagration nichts zu gewinnen, als vielleicht einige Gebietscompensationen oder Grenzrectificationen, aber was ist dies im Vergleich zur Gefahr der Unsicherheit des Endresultats?

Es ist nicht zu vergessen, daß ihm das Gleichgewicht der Großmächte fast ebenso am Herzen liegt, als das Gleichgewicht des Mittelmeers. In der That wäre ein Krieg, der zur Stärkung einer der vorhandenen Factoren auf Kosten der andern führen würde, eine für Italiens Zukunft unleugbare und so auf der Hand liegende Gefahr, daß ihre Nachweisung keine weiteren Worte erheischt. Volk und Regierung in Italien kriegerischer Gelüste zu beschuldigen heißt also, sie beschuldigen die Interessen des Landes zu verkennen und wissentlich eine gefahrvolle Zukunft heraufzubeschwören. Welch große Fehler immer aber das italienische Volk haben mag, seine Vernünftigkeit und sein politischer Sinn können nicht in Abrede gestellt werden.

Den Dreibund nicht erneuern, sich auf ein stillschweigendes Einverständniß beschränken oder einfach zur Politik der freien Hände zurückkehren, wäre soviel gewesen, als das Terrain für einen Krieg in Europa vorbereiten. Dies kann mit gutem Gewissen nur von einem Kinde bestritten werden.

Von allen sonstigen Umständen abgesehen, und selbst wenn die errungene Freiheit — was zweifelhaft ist — für Italien eine Bürgschaft gewesen wäre, daß es nicht gezwungen werden könne, am Conflicte theilzunehmen, hätte es doch keineswegs eine so schreckliche und gefährliche Verantwortlichkeit auf sich nehmen können.

Die Tripelallianz, wenn man sie, wie wir, von einem objectiven und unparteiischen Standpunkte betrachtet, ist nicht nur eine Verbindung von Mächten, welche den anderen Völkern Vorsicht gebietet, sondern auch die Verwirklichung des Friedensgedankens, welche ihre moralische Grundlage bildet, besonders seit der Thronbesteigung des jungen Kaisers von Deutschland. Die ganze Haltung Wilhelms II. und jeder Act seiner Politik beweisen, daß die Wahrung des Friedens ihm als eine Gewissenspflicht erscheint, und hätte man ihn in seinen Friedensbestrebungen williger unterstützt, wer weiß wie weit sie ihn geführt hätten, ja wer kann heute überhaupt vorhersagen, wie weit sie ihn eines Tages führen können?

Unter diesen Umständen hätte die Nichterneuerung der Allianz von Seiten Italiens seinen Abfall von der Partei des Friedens bedeutet. Es hätte damit sich selbst ein Dementi gegeben und, wie schon bemerkt, die schwere Verantwortlichkeit der durch einen Wechsel in der gegenseitigen Stellung der Mächte möglich werdenden Conflicte auf sich geladen. Kein ernster Staatsmann konnte ein solches Risico übernehmen, und besonders war dies nicht vom Marquis von Rudini zu gewärtigen. Je mehr ihm der Wunsch, herzliche Beziehungen mit den anderen Völkern aufrecht zu erhalten, beseelte, desto gewissenhafter mußte er für den Schutz des Friedens sorgen und sich jeden Schrittes enthalten, der ihn hätte gefährden können.

Der Minister war sich der Situation und der Nothwendigkeit, der Agitation gegen den Dreibund möglichst rasch ein Ende zu machen, derart bewußt, daß er die Erneuerung des Uebereinkommens mit den Centralmächten um ein Jahr beschleunigte, denn der alte Vertrag wäre erst 1892 abgelaufen. Kaum verbreitete sich die Nachricht vom neuen Uebereinkommen, so hörte die Agitation, welche so viel Staub aufgewirbelt, wie durch ein Wunder plötzlich auf.

Bei Gelegenheit des von Herrn von Caprivi in Mailand Herrn Crispi abgestatteten Besuches hatte der ehemalige Ministerpräsident dem deutschen Kanzler deutlich zu verstehen gegeben, daß Italien beabsichtigte, den Dreibund zu erneuern. Da aber in der Folge ein Regierungswechsel stattgefunden, lag es dem neuen Cabinet ob, die Bundesgenossen zu informiren, daß Italiens Intentionen unverändert blieben. Und wurde diese Initiative unter dem Drucke der Pressionen der republicanischen Partei, deren Grimm gegen den Dreibund in dessen Wirksamkeit gegen die republicanische Propaganda seinen geheimen Grund hat, früher ergriffen, als dies sonst der Fall gewesen wäre, so kann sich Italien dazu nur in jeder Hinsicht gratuliren. Nicht nur bestanden die Ursachen der ersten Abmachungen weiter fort,

sondern die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien hatten sich im Laufe der neun Jahre vom Abschluß des ersten Uebereinkommes, Dank einer sich stets erweiternden Interessengemeinschaft, zu noch viel innigeren als ehedem gestaltet. Ueberdies muß besonders hervorgehoben werden, daß Italien auch die moralische Verpflichtung hatte, der Fahne des Friedens treu zu bleiben, dessen Instabilität durch jüngste Kundgebungen dargethan worden war. Es handelte sich für Italien um einen casus conscientiae.

Die Erneuerung entsprach so vollständig der Situation, daß sie mit einer wahrhaft außergewöhnlichen Raschheit zu Stande kam.

Die historische That der Erneuerung der Tripelallianz für einen Zeitraum von sechs Jahren, eine That von der größten Wichtigkeit für ganz Europa, war das erste Werk der äußeren Politik des Marquis von Rudini.

Als sich Herr von Rudini zum ersten Male an der Spitze des neuen Cabinets der Kammer vorstellte, um sein politisches und wirthschaftliches Progamm zu entwickeln, ließ er auf die Darlegung seiner Regierungsideen den Ausdruck des Wunsches folgen, mit ganz Europa und insbesondere mit Frankreich freundschaftliche Beziehungen herstellen zu können.

Da nun die Frage des Bündnisses für einen langen Zeitraum entschieden ist und eine neunjährige Erfahrung, eine Reihe von moralischen und materiellen Thatsachen, sowie die richtige Auffassung der italienischen Interessen lehren, daß das Bündniß einzig und allein den Frieden zum Zwecke haben kann, sehen wir nicht ein, warum Herrn von Rudinis Wunsch ein unerfüllbarer sein sollte.

Die Vergangenheit kehrt nicht wieder und Recriminationen über das, was gewesen, sind unnütz. Es hat nicht an Gefühlskränkungen und Mißverständnissen zwischen den europäischen Staaten gefehlt, doch das war unvermeidlich. Jedenfalls aber kann der bisherige Zustand gegenseitiger Gespanntheit nicht ewig dauern. Hat Frankreich wirklich, wie es bei jeder Gelegenheit behauptet, friedliche Absichten, warum entsagt es nicht Italien gegenüber den bisherigen, den Interessen beider Länder so nachtheiligen Schikanen?

Das fait accompli hat eine unwiderstehliche Macht, es löst alle Zweifel und bringt Klarheit in jede Situation. Die Gruppirung der Mächte ist für sechs Jahre gesichert. Alle Versuche, sie zu verhindern, sind gescheitert und mußten scheitern aus den weiter oben angeführten Gründen.

Wie die Sachen liegen, glauben wir, daß Frankreich — wenn auch mit dem einen oder andern, seinen geheimen Bestrebungen vielleicht entsprechenden Vorbehalt — alles Interesse hat, die durch die Tripelallianz geschaffene friedliche Situation zu acceptiren, mit Italien zum Heile beider Länder nachbarliche Beziehungen zu unterhalten, und jene systematischen Hecheleien und kleinlichen Zänkereien aufzugeben, die zu keinerlei practischem Resultate führen, aber gegenseitigen Unwillen und gefährlichen Groll erzeugen.

Man muß die Thatsachen nehmen, wie sie sind. Die nach dem Falle Crispis gegen die Erneuerung des Dreibundes unternommene Campagne, so

energisch und diplomatisch sie auch geführt worden sein mag, ist vollständig mißglückt. Frankreich hat es versucht, Italien allerlei vorzuspiegeln, wie Handelsverträge, Wiederherstellung der wirthschaftlichen Beziehungen, Abgrenzung der Zonen des gegenseitigen Einflusses im Rothen Meere. Als aber der Moment gekommen, um abzuschließen, hat Frankreich „Halt“ gerufen und erklärt: „Wir warten, denn wir wollen erst wissen, was ihr machen werdet.“

Heute, da es zu spät ist, Italien mit unbestimmten Versprechungen zu ködern, da die Situation eine klare, offene und keineswegs für den Frieden bedrohliche ist, dürfte sich das friedliche Frankreich, welches ja doch die große Mehrheit der Bevölkerung ausmacht, doch zur Vernunft und Vorsicht entschließen, Italien gegenüber seine Haltung ändern und, den eigenen Interessen und der Logik folgend, mit dem Nachbarlande freundliche Beziehungen anbahnen.

Jüngsthin erfolgte Kundgebungen, welchen die französische und selbst die russische Presse eine große politische Bedeutung zuschrieben, haben vor kurzem die Gemüther in Aufregung versetzt. Was immer Wahres hinter jenen Kundgebungen sich bergen möge, wir halten sie nicht für geeignet, die öffentliche Meinung zu allarmiren. Eine Menge von Gründen, welche hier aufzuzählen müßig wäre, läßt mit großer Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß es sich zwischen Frankreich und Rußland einfach um einen platonischen Austausch von Bezeugungen der Sympathie handelt, welcher der isolirten politischen Stellung der beiden Länder seinen Ursprung verdankt. Doch nimmt man auch das Vorhandensein eines wirklichen Bündnisses an, so ist keinesfalls an ein Offensivbündniß zu denken. Frankreichs und Rußlands Interessen sind zu verschieden, als daß ihrerseits eine gemeinsame kriegerische Initiative auf Grund eines vorgefaßten Planes zur Erreichung gemeinsamer Zwecke zu befürchten wäre. Existirt eine französisch-russische Allianz, so kann sie einzig und allein defensiv sein. In stillschweigender oder in ausdrücklicher Weise sagt das eine Volk zum andern: „Seid ruhig. Werdet ihr angegriffen, so benützen wir die Gelegenheit, um ebenfalls zu Felde zu ziehen.“

Wenn man also die Sache auch noch so ernst nehmen will, ist das französisch-russische Uebereinkommen ein neues Element des Friedens, welches sich neben die defensive Macht des Dreibundes stellt. Jeder Staat weiß, was er zu erwarten hat. Dem von den Centralmächten und Italien mit Englands Zustimmung geschlossenen Friedensbunde, stellen Frankreich und England einen zweiten Bund gegenüber oder wünschen glauben zu machen, daß dem so sei, einen Bund, der den Zweck haben soll, alle etwa im anderen Lager sich regenden aggressiven Gelüste niederzuhalten. Da nun ein Haus besser durch zwei als durch einen Gendarmen bewacht wird und in dem Fall, der uns beschäftigt, beide alles Interesse haben wachsam zu sein, erscheint uns der Frieden durch die Kronstädter Feste und das Erklingen der Marseillaise auf dem Boden des heiligen Rußlands keineswegs bedroht.

Ein Krieg — weder Präsidenten von Republiken noch absolute Herrscher

können dies in Abrede stellen — wäre heute ein Verbrechen, welches das Gewissen seiner Urheber schwer belasten würde. All' jene, die dazu beigetragen, die Gefahr eines Krieges zu entfernen und zu beschwören, verdienen ein wenig Erkenntlichkeit und ihre Absichten zum mindesten sollten nicht verkannt werden. Wird man Italien in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren lassen? Nur die Zukunft kann dies lehren.

Indessen hat Herr von Rudini das berechtigte Bewußtsein, einen Theil seines Programms bereits in Ausführung gebracht zu haben.

Wir wollen nun prüfen, in wie weit ihm dies auch hinsichtlich der sonstigen Fragen, deren Lösung er unternommen, gelungen ist.

IV.

Die ernsteste Frage für Italien — es ist dies von Freunden und Feinden in allen Tonarten wiederholt worden — ist die wirthschaftliche Frage, ja sie ist die einzige wirklich ernste. Sieht man von ihr ab, so kann man nicht verkennen, daß Italien, im Vergleich zu den anderen Völkern, sich in politischer und sozialer Beziehung einer außergewöhnlich günstigen Lage erfreut.

Die Nothwendigkeit gegen die das Land niederdrückende Krise rasch und energisch wirkende Mittel in Anwendung zu bringen, erschien, wie bereits bemerkt, als der wahre Grund der Bildung des neuen Cabinets. „Faites moi de bonnes finances et je vous ferai de la bonne politique." Dieses so oft paraphrasirte Wort Turgots, welches auf Italiens gegenwärtige Verhältnisse vollständig Anwendung findet, ist sozusagen das Motto der ganzen parlamentarischen Laufbahn Rudinis. In der That war es die Befürchtung der Gefahren, welchen das Land durch das finanzielle System der Linken ausgesetzt wurde, die ihn zur Opposition gegen Depretis und zu einer stets reservirten Haltung gegenüber Crispi veranlaßte, und, will man weiter zurückgehen — seine Freundschaft mit Minghetti und Sella begründete, deren finanzielle Principien ihm allein geeignet schienen, das wirthschaftliche Gedeihen Italiens zu sichern.

Es ist daher ganz natürlich, daß man in Rudini den Mann der Situation erblickte, als eines Tages Land und Parlament mit unabweisbarer Energie finanzielle Reformen forderten und als erste Pflicht der Regierung die Lösung der immer ärger werdenden wirthschaftlichen Krise bezeichneten, unter welcher die italienische Halbinsel so schwer leidet.

Von den zahlreichen, bekannten Gründen dieser mißlichen Lage wären wohl einige zu heben, doch der ernsteste von allen kann wenigstens augenblicklich nicht beseitigt werden.

Die enormen, nicht durch den Dreibund selbst, sondern durch die Verhältnisse, die ihn begründeten, bedingten Rüstungen lasten schwer auf allen europäischen Budgets. Italien ist durch dies Uebel nicht allein betroffen, aber es ist ärmer als andere Völker, hat eine weniger entwickelte Industrie, mit unsicheren Absatzgebieten, mußte in dem kurzen Zeitraum seit der politischen

Einigung für kolossale öffentliche Arbeiten sehr bedeutende Summen verausgaben und erträgt aus allen diesen Gründen schwerer als seine Alliirten und Nachbaren die Last des Militärbudgets. Leider ist dieser Uebelstand unvermeidlich. Aus allen vorhergehenden Betrachtungen über die äußere Politik des Königreichs erhellt, daß Italien erst dann wird abrüsten können, wann eine allgemeine Abrüstung für ganz Europa zur gebieterischen Nothwendigkeit geworden, ein Zeitpunkt, der unmöglich vorauszubestimmen ist. Italien muß also diese Last, welche nur in geringem Maße, das heißt allein durch Ersparnisse in der militärischen Verwaltung, vermindert werden kann, weiter tragen und nach den Mitteln sehen um einer solchen Aufgabe gerecht zu werden, ohne dem Lande neue Opfer aufzuerlegen und ohne es durch übertriebene Beschränkungen des Staatshaushaltes in seiner wirthschaftlichen Entwickelung zu hemmen.

Es ist dies keineswegs eine leichte Aufgabe und man ist dem Cabinet Rudini Dank schuldig dafür, daß es mit so großer Entschiedenheit und Loyalität ein derartiges Unternehmen gewagt hat. Welche Ergebnisse hat es nun in den sechs Monaten seiner Verwaltung bereits erzielt und was kann man in Betreff der Verwirklichung seines Programms für die Zukunft hoffen, wenn Parlament und Volk ihm gestatten, es in dauernder Weise auszuführen?

Das besagte Programm zerfällt in zwei Theile: Gleichgewicht des Budgets und Entwicklung der wirthschaftlichen Kräfte des Landes. Ein kurzer geschichtlicher Rückblick erscheint uns hier nothwendig.

Es ist bekannt, daß das italienische Budget während einer Reihe von Jahren mit Ueberschüssen schloß, jedoch im Finanzjahr 1884/85 abermals auf den gefährlichen Weg des Deficits gerieth. Es handelte sich anfangs um eine nur unbedeutende Summe, ungefähr 21 Millionen, doch, wie einmal das Gleichgewicht gestört war, sah man das Deficit von Jahr zu Jahr anschwellen und ziemlich beträchtliche Dimensionen annehmen, was aus folgenden Daten hervorgeht:

Deficit von	1884/85	. . . . L.	20,961,523
„ „	1885/86	. . . . „	49,755,954
„ „	1886/87	. . . . „	30,338,520
„ „	1887/88	. . . . „	95,087,890
„ „	1888/89	. . . . „	133,253,028

Das berichtigte Budget für 1889/90 hatte das Deficit auf L. 47,572,740 beziffert, doch, infolge neuer Ausgaben wird dasselbe ungefähr 74 Millionen betragen. Das schlechteste Finanzjahr war 1888/89 und eben damals ließ die allgemeine Finanzcommission der Kammer den Alarmruf ertönen, der eine Aenderung in der Richtung der italienischen Finanzen bestimmte. Herr Magliani trat zurück, ihm folgten Grimaldi und Terezzi und diesen nach kurzer Zeit Giolitti und Leismit-Dodo.

1890/91 war nach dem der Kammer im November 1890 vorgelegten provisorischen Budget ein Deficit von L. 21,886,724 zu erwarten; jedoch durch neue Ausgaben wuchs es auf ca. 32 Millionen im December desselben Jahres an und erhielt sich so, bis das Cabinet Rudini im Februar 1891 die Regierung antrat.*)

Ueberzeugt von der Nothwendigkeit so rasch als möglich das Gleichgewicht des Budgets herzustellen, studirte die Regierung alle zur Verminderung der Ausgaben und Erhöhung der Einnahmen geeigneten Maßregeln, von denen einige bereits vom früheren Cabinet beschlossen worden, deren Realisirung aber der jetzigen Regierung vorbehalten war.

Beginnen wir mit den Ersparnissen:

a) Langsamere Ausführung der Eisenbahnbauten;
b) Verminderung der Kosten der Kolonie Massaua;
c) Vorkehrungen zur Beschränkung der in steter Zunahme begriffenen Schuld für Pensionen.
d) Ersparnisse in der Verwaltung aller einzelnen Ministerien.

Was die Erhöhung der Einnahmen anbetrifft, rechnete man dieselbe durch folgende Maßregeln zu erreichen:

a) Energische Bekämpfung des Schmuggels;
b) Revision der Listen der Gebäudesteuer;
c) Strenge Erhebung der Einkommensteuer;
d) Reorganisation der Emissionsinstitute;
e) Vorkehrungen zur Verhinderung von Defraudationen zum Schaden der Verwaltung der Zölle.

Dieses Programm ist bereits theilweise ausgeführt worden, wie dies aus den vom Schatzminister in der Kammer abgegebenen Erklärungen hervorgeht.

Die effectiven Einnahmen des Finanzjahres 1891/92 sind in der That im Vergleich zum Jahre 1890/91 um L. 11,163,438 erhöht und die effectiven Ausgaben um L. 48,447,649.05 vermindert worden, sodaß sich im Ganzen eine Besserung um L. 59,611,087.23 im Vergleich zum Finanzjahr 1890/91 und um L. 79,947,006,68 im Vergleich zum Finanzjahr 1889/90 ergiebt.

Der Ueberschuß der effectiven Einnahmen gegen die effectiven Ausgaben wird sich also im Finanzjahre 1891/92 auf L. 5,531,485 belaufen, während man im Finanzjahr 1890/91 ein Deficit von L. 54,079,601.59 zu beklagen hatte.

---

*) Da die Einnahmen geringer als die im Etat vorausgesehenen ausfielen, ist heute zu gewärtigen, daß dieses Deficit in der Schlußrechnung des Jahres 1890/91 noch um einige Millionen höher erscheinen wird. Die neuen Ersparnisse aber, sowie die realisirten Mehrwerthe sichern dessen ungeachtet das Gleichgewicht für das Finanzjahr 1891/92 in positiver und endgiltiger Weise.

Zu diesen Zahlen kommt noch eine Verminderung von L. 35,603,750.95 in der Kategorie „Eisenbahnbauten“ hinzu, was (ein nicht zu unterschätzender Vortheil) die entsprechende Verminderung der Emission der Eisenbahnobligationen gestatten wird.

Nachstehende Tabelle zeigt noch deutlicher, als unsere bisherigen Erläuterungen, die durch die Ersparnisse einerseits und die Erhöhung der öffentlichen Einnahmen andererseits erzielte Besserung:

Effective Einnahmen und Ausgaben.	Finanzjahr 1890/91.		1891/92.		Differenz.	
Einnahmen	1.544 759.943	68	1.555.923.381	86	+ 11.163.438	18
Ausgaben	1.598.839.545	27	1.550.391.896	22	— 48.447.649	05
Differenz	— 54.079.601	59	+ 5.531.485	64	+ 59.611.087	23
Bewegung von Capitalien.						
Einnahmen	32.560.683	09	31.867.160	89	— 693.522	20
Ausgaben	41.234.117	43	43.216.772	50	+ 1.983.655	10
Differenz	— 8.673.434	34	— 11.350.611	70	— 2.677.177	36
Eisenbahnbauten.						
Einnahmen	118.548.564	87	82.944 813	92	— 35.603.750	95
Ausgaben	118.548.564	87	82.944.813	92	— 35.603.750	95
Differenz	„	„	„	„	„	„

Ueberdies ist in dem letzten, kürzlich in Rom gehaltenen Ministerrath beschlossen worden, die Ausgaben für das Finanzjahr 1892—93 noch um ungefähr 26,000,000 L. zu vermindern.

Gelingt es der Regierung, diese Ersparnisse, von denen einige das laufende Finanzjahr betreffen, wirklich zu realisiren, so wird auch das unbedeutende Deficit des Budgets 1891/92 im Betrage von L. 5,819,126.06 ganz verschwinden, zwar nicht bei den effectiven, jedoch bei den von der Bewegung der Capitalien herrührenden Einnahmen. Was die unabhängig vom Budget jüngsthin für außerordentliche Militärspesen votirten 8 Millionen anbetrifft, werden dieselben durch das vorausgesehene höhere Erträgniß der Steuern auf Petroleum und fette Oele gänzlich gedeckt.

Man kann somit behaupten, daß das finanzielle Gleichgewicht schon heute gesichert und dieser allgemeine Wunsch endlich zur That geworden ist.

Hat die Regierung so den ersten Punkt ihres Programms erledigt, so kann sie nun alle ihre Kräfte der Erreichung ihres zweiten Zieles widmen, d. h. der Wiederherstellung der wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit des Landes.

Der Bruch und die Nichterneuerung des Handelsvertrags mit Frankreich gehören ohne Zweifel zu den Hauptursachen von Italiens wirthschaftlicher Krise, doch darf man die Tragweite solcher Ursachen auch nicht übertreiben. War der erlittene Schaden zu Anfang ein sehr empfindlicher,

so ist er ziemlich rasch, wenigstens theilweise durch die Eröffnung neuer Absatzgebiete gutgemacht worden. Wir wollen dies ziffernmäßig belegen, und um in überzeugender Weise vorzugehen, werden wir vor Allem untersuchen, welcher qualitative und quantitative Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern bestand. Um den Schaden, welcher Italien und Frankreich aus dem Bruch der Vertragsbeziehungen erwachsen, zu bemessen, genügt es in der That nicht, die Zahlen der Einfuhr und der Ausfuhr so wie sie sind, zu nehmen. Um mit Sachkenntniß urtheilen zu können, müssen wir prüfen, bei welchen Artikeln sowohl die Einfuhr als auch die Ausfuhr abgenommen und ob es sich um Rohstoffe handelt oder um Fabrikate, bei welchen die Arbeit den größten Theil des Werthes darstellt.

Fassen wir in erster Linie die quantitativen Verhältnisse in's Auge.

Im Jahre 1887 führte Frankreich nach Italien, mit Ausschluß der Edelmetalle, für 326 Millionen Waaren ein. Nach dem Bruch des Vertrages fiel die französische Einfuhr im Jahre 1888 auf 155 Millionen, erhob sich aber 1889 wieder auf 167 und 1890 auf 163 Millionen.

Es ergiebt sich also für Frankreich im Durchschnitt ein jährlicher Verlust von 165 Millionen.

Italien führte im Jahre 1887 nach Frankreich Waaren ein für ungefähr 404 Millionen. 1888 erreichte diese Ausfuhr nur mehr den Betrag von 170 Millionen und fiel dann 1889 auf 164 und 1890 auf 160 Millionen. Italiens jährlicher Verlust beläuft sich also im Durchschnitt auf 240 Millionen, d. h. auf 720 Millionen in drei Jahren, während Frankreich in diesem Zeitraum nur 495 Millionen verloren hat.

Aber dies für Italien ungünstige Verhältniß der erlittenen Verluste gestaltet sich anders, wenn wir die Qualität der exportirten Artikel in Betracht ziehen.

Die Abnahme der italienischen Ausfuhr nach Frankreich bezieht sich zum großen Theile auf Rohstoffe, wie dies aus nachstehender Tabelle hervorgeht.

Ausfuhr nach Frankreich.

	Werth in Millionen. 1887.	1890.	Differenz.
Getränke: Wein und Oel	115	12	— 103
Seide	169	81	— 88
Holz und Stroh	15	5	— 10
Vieh	37	21	— 16
	366	119	— 217

Die Abnahme der französischen Ausfuhr nach Italien umfaßt im Gegentheil Artikel, die ein bedeutendes Quantum Arbeit und daher einen für das Land doppelt empfindlichen Verlust darstellen.

Ausfuhr nach Italien.

	Werth in Millionen. 1887.	1890.	Differenz.
Chemische Producte, Medicinalien 2c	10	4	— 6
Farben 2c.	6	3	— 3
Wollene, Hanf= und Jutagewebe	7	1	— 6
Baumwollene Gewebe	23	4	— 19
Gewebe von Wolle, Roßhaar, Borsten	45	26	— 19
= = Seide	78	48	— 30
Bücher und Papier	8	3	— 5
Mineralien und Metallarbeiten	37	23	— 14
Steingut, Glasartikel 2c.	17	12	— 5
Thiere und deren Bälge	25	11	— 14
	256	135	— 121

Wir haben anfangs bemerkt, daß, wenn auch die Verschließung der französischen Märkte für Italien äußerst nachtheilig war, man doch die Tragweite derselben nicht zu sehr übertreiben darf. Hat in der That Italien an seiner Ausfuhr nach Frankreich eine jährliche Summe von ungefähr 240 Millionen verloren, so ist dieser Schaden zum großen Theile durch seine Ausfuhr nach der Schweiz, Belgien, England, den Vereinigten Staaten und der Argentinischen Republik compensirt worden.

Was das erste der genannten Länder anbetrifft, so war die Zunahme eine ganz außerordentliche. Von 88 Millionen im Jahre 1887 stieg die Ausfuhr in den folgenden Jahren respective auf 213, 229 und 168 Millionen.

Die Ausfuhr nach England hat ebenfalls, wenn auch in geringerem Maße, zugenommen. Sie betrug 1887 78 Millionen und 1890 111 Millionen. Die Ausfuhr nach Belgien hat sich fast verdoppelt, d. h. sie ist von 18 auf 32 Millionen gestiegen. Beim italienischen Exporthandel mit der Argentinischen Republik ist eine Zunahme um ein Drittel zu verzeichnen. Endlich war auch der Verkehr mit den Vereinigten Staaten reger als in früheren Jahren. Von 66 Millionen im Jahre 1887 stieg die Ausfuhr auf 78 Millionen im Jahre 1890.

Um die effective Abnahme der italienischen Ausfuhr nach dem Abbruch der Vertragsbeziehungen mit Frankreich zu berechnen, müssen wir die allgemeine, d. h. die Ausfuhr nach allen Ländern im Jahre 1887 der Ausfuhr nach allen Ländern in den folgenden Jahren gegenüberstellen. Diese Rechnung nun ergiebt eine Gesammtabnahme von 279 Millionen, d. h. 93 Millionen jährlich, was, wie man sieht, nicht sehr viel genannt werden kann.

Dagegen hat sich in der ausländischen Einfuhr nach Italien eine sehr bedeutende Abnahme, in drei Jahren um 928 Millionen, ereignet. Erlitt also Italien an seiner Ausfuhr Verluste, so hat es andererseits in viel bedeutenderem Maße seine Ankäufe im Auslande reducirt. Es hat einerseits

279 Millionen verloren und andererseits 928 Millionen gewonnen, was einem Nutzen von 649 Millionen gleichkommt, eine Summe, die in früheren Jahren in's Ausland wanderte, jetzt aber im Lande geblieben ist.

Diese Ergebnisse sind den neuen Absatzgebieten zu verdanken, welche die italienische Regierung nach Abbruch der Handelsbeziehungen mit Frankreich den Producten der Halbinsel zu eröffnen versucht hat. Die von Italien mit den anderen Ländern abgeschlossenen Handelsverträge haben also die schlimmen Folgen der Verschließung des französischen Marktes neutralisirt.

Heute, wo es sich um die Erneuerung dieser Verträge handelt, ist die italienische Regierung von den freundlichsten Absichten beseelt und geneigt, auf der Grundlage der Tarife zu unterhandeln. Die wirthschaftliche Politik des Cabinets ist, in den Grenzen des Möglichen und der Gegenseitigkeit, die liberalste, die man sich denken kann. Glücklicherweise macht sich in den Ländern, mit welchen Italien zu verhandeln hat, in letzter Zeit eine gewisse Reaction gegen die protectionistische Strömung geltend. Nur Frankreich scheint derselben nicht Einhalt thun zu wollen. Wir glauben immerhin, daß Frankreich nach Anwendung seines neuen Tarifs, der für gegenseitige Concessionen einen gewissen Spielraum läßt, sich auch entschließen wird, mit Italien Pourparlers behufs Erneuerung des Handesvertrages zwischen den beiden Ländern einzuleiten. Doch dies betrifft die Zukunft. Für den Augenblick handelt es sich um die Verträge mit Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. Wie bereits bemerkt, ist die italienische Regierung in der nachgiebigsten Stimmung und von dem Wunsche beseelt, ihre Interessen mit denen der anderen Länder in Einklang zu bringen, selbstverständlich ohne sich von den im allgemeinen Tarif festgesetzten Preisen allzusehr zu entfernen. Ihr Zweck ist die Absatzgebiete für die italienische Production zu vermehren und nach und nach das Gleichgewicht zwischen Ausfuhr und Einfuhr vollständig herzustellen.

Besonders sind es die landwirthschaftlichen Producte, wie Weine, Moste, Trauben, für welche Italien Concessionen zu erreichen wünscht. Wir zweifeln nicht, daß die Beziehungen, in welchen Italien zu zweien der unterhandelnden Mächte steht, die Erfüllung dieses Wunsches erleichtern werden. Die politischen Bündnisse können sich allein dann entwickeln, wenn sie mit einem guten Einvernehmen und einer zuverlässigen Solidarität rücksichtlich der materiellen Interessen Hand in Hand gehen, denn darin besteht der wahre Bund der Völker.

Italien hat von den Folgen seines Uebereinkommens mit den Centralmächten in materieller Hinsicht zu leiden gehabt. Es wäre billig, sich dieses Umstandes zu erinnern, nicht um Italien den Interessen der anderen negociirenden Mächte zuwiderlaufende Concessionen zu machen, sondern um im gemeinsamen Interesse der italienischen Regierung bei der Wiederherstellung des finanziellen und ökonomischen Gleichgewichtes des Landes behilflich zu sein.

Nach der vorstehenden summarischen Untersuchung der wirthschaftlichen

Lage Italiens, bei welcher wir nothwendigerweise mehrere hier einschlägige Fragen übergehen mußten, gelangen wir zu einem tröstlichen Schlusse. Der kritische Moment, in dem sich das Land befindet, erklärt sich durch vielfache und verschiedenartige Ursachen, besonders durch Fehler, die sich nicht wiederholen werden und durch Umstände, deren schädlichem Einflusse theilweise gesteuert worden ist. Heute, wo die finanzielle Politik in neue Bahnen geleitet und das Gleichgewicht des Budgets gesichert worden, würde das normale Erträgniß der Steuer genügen, damit im Zeitraum von zwei Jahren den gegenwärtigen Uebeln abgeholfen werde und sich wieder jener wirthschaftliche Aufschwung zeige, welcher den Verhältnissen eines jungen, fruchtbaren und über zahlreiche natürliche Mittel verfügenden Landes, wie Italien, entsprechen würde.

Bei günstigen Handelsverträgen und Eröffnung neuer Absatzgebiete, angenommen, daß durch Herabsetzung der Eisenbahntarife dem innern und dem Ausfuhrhandel ein kräftiger Impuls gegeben werde und ferner Marquis von Rudini mit der nöthigen Festigkeit auf dem Wege der Ersparnisse beharre und, den parlamentarischen Pressionen widerstehend, allen neuen Ausgaben Schranken setze, wird Italien binnen Kurzem seine Wunden geheilt, seine Schulden getilgt, seinen Handel entwickelt und seinen Credit gefestiget haben. Und trifft dies zu, so wird man, im Gegensatze zum Traume Pharaos, die fetten Kühe den mageren gern folgen sehen.

V.

Die parlamentarische Stellung des italienischen Cabinets ist eine ganz eigene. Es ist vielleicht das erste Mal, daß zwei so ausgesprochene politische Färbungen sich in derselben Verwaltung vereinigen. Die Ministerien Depretis und Crispi enthielten zwar auch einige Mitglieder der Rechten, aber es waren eher technische als politische Minister und ihre Farbe war keine sehr markirte. Das gegenwärtige Cabinet ist unleugbar ein Coalitions-Cabinet, ein Ministerium der Rechten mit einigen Mitgliedern der reinen Linken.

Als Herr von Rudini den Auftrag, das Cabinet zu bilden, annahm, war es sein Wunsch — ein gewiß logischer Wunsch — sich dem Centrum zu nähern; besonders wäre es ihm lieb gewesen, sich der Mitwirkung Herrn Giolittis und folglich der piemontesischen Gruppe zu versichern. Doch als er sah, daß eine derartige Verbindung momentan nicht zu erzielen war, mußte er sich nach einer anderen Seite der Kammer wenden und bot Herrn Nicotera das Portefeuille des Innern an. Dieses Bündniß mit dem hartnäckigsten Gegner Herrn Crispis trug dem neuen Ministerium die Unterstützung der radicalen Partei ein.

Dieses eigenthümliche Verhältniß dauerte gar kurz und die Erneuerung der Tripelallianz machte ihm sofort ein Ende. Der Abfall der radicalen Gruppe war der erste Schlag für jene Coalition entgegengesetzter Factoren, welche dem Cabinet Anfangs die Majorität gesichert hatte. Die Herren von

Rudini und Nicotera sind gewiß aufrichtig, wenn sie die Kammern ihrer Solidarität und ihres vollsten Einvernehmens versichern. Doch in derartigen Coalitionen sind unfehlbar Keime der Auflösung vorhanden, welche stärker sind als der menschliche Wille. Es dürfte daher nicht Wunder nehmen, wenn beim Zusammentreten der Kammern nach den Ferien eine Umbildung des Ministeriums geboten erscheinen sollte. Die Stellung der parlamentarischen Parteien in Italien ist eine solche, daß eine Aenderung unvermeidlich und wünschenswerth ist. Logisch wäre eine Verbindung der Centren mit dem Cabinet Rudini; dieselbe würde natürlich Modificationen nothwendig machen, deren wahrscheinliches Resultat eine größere Homogenität der Ideen im Cabinet und daher eine nachdrücklichere Action der Regierung wäre.

Das Schicksal der parlamentarischen Parteien und des gegenwärtigen Ministeriums hängt nun von der zukünftigen Haltung der Centren ab. Diese werden bei ihren Beschlüssen mit einer Thatsache rechnen müssen, d. h. daß man in Italien nicht regieren kann, ohne die Unterstützung der gemäßigten Partei. Ein Beweis dafür ist Depretis' Trasformismo, der in Crispi einen Nachahmer fand. Die Linke, welche als Opposition stets einig bleibt, zerfällt, sobald sie die Macht in Händen hat. Die Ursachen dieser doppelten Erscheinung sind zahlreiche und verschiedenartige. Wir halten es nicht für nöthig, sie hier aufzuzählen, sondern beschränken uns darauf, die Thatsache zu constatiren.

Hält man diesen Punkt fest und zieht man ferner in Betracht, daß sich die radicale Partei durch ihre Haltung in der äußeren Politik sowie durch ihre republikanischen Bestrebungen, aus welchen sie nunmehr kein Hehl macht, endgiltig vom Ministerium getrennt hat, so erscheint die Wahl der Centren wohl nicht zweifelhaft. Durch eine Verbindung mit der gemäßigten Rechten sind sie in der Lage eine imposante, verläßliche Majorität zu bilden, die dem Lande für eine dauernde Regierung bürgen wird. Verharren sie im Gegentheil in ihrer Rolle als Zünglein an der Waage, so wird die Verwirrung der Parteien nur noch zunehmen. Andrerseits ist die Fortdauer der gegenwärtigen Situation ein Ding der Unmöglichkeit. Es giebt Beziehungen, die nothwendigerweise den Charakter des Transitorischen an sich tragen und natürliche Entwickelungen, die man wohl verspäten, aber nicht verhindern kann.

Eine Wendung könnte allerdings auch in der entgegengesetzten Richtung statthaben. Zwischen den Centren und der monarchischen Linken besteht gerade keine Unverträglichkeit. Doch die ökonomische Frage, sowie eine gewisse Verwandtschaft in der Auffassung der Freiheit wird sie eher der von Herrn von Rudini vertretenen girondistischen Schule, als dem Jacobinismus des Herrn Crispi in die Arme führen.

Der Ministerpräsident — seine Vergangenheit bürgt dafür — ist nicht der Mann, der das Mittel der allgemeinen Wahlen anwenden würde, um sich an der Regierung zu erhalten, sollte er sich bedroht sehen. Nur ein schwerwiegendes, allgemeines Interesse kann nach seiner Ansicht jene Maß-

regel rechtfertigen und er hält die Abschaffung des Listenscrutiniums nicht für einen hinreichenden Grund um die Wahlurnen abermals zu öffnen. Wenn aber die eben besprochene Wendung in der Richtung stattfinden sollte, die uns durch die Interessen des Landes bezeichnet scheint, wenn die Centren in Herrn von Rudini den Mann der Situation erblickten und sich ohne Rückhalt an seine Seite stellen sollten, könnten die allgemeinen Wahlen möglich werden. Im Parlament hat sich bereits eine große gemäßigte Partei gebildet, so daß es nur recht und billig wäre, zu versuchen, ihr im Lande eine festere und breitere Grundlage zu sichern.

Neue und fähige Männer und eine zu gesunden Traditionen zurückkehrende Kammer, das ist es was Italien verlangt. Man kann nicht wegleugnen, daß die Vorgänge der letzten Jahre dem italienischen Parlament nicht zur Ehre gereichen, denn es hat das Werk der Regierung eher gehemmt als befördert. Man frage danach die noch überlebenden Freunde von Depretis; man erkundige sich darüber bei Herrn Crispi; man vernehme endlich Herrn von Rudini über diesen Punkt.

Das subalpine und die ersten italienischen Parlamente machten sich aller Achtung würdig. Sie befolgten die reinsten parlamentarischen Principien und legten eine Vaterlandsliebe an den Tag, die sie besser und höher leitete, als die strengsten parlamentarischen Traditionen es zu thun vermocht hätten.

Die persönlichen Interessen überschritten niemals die Schwelle der Kammer, der Regionalismus schwieg und man suchte dessen Empfindlichkeiten umsomehr zu schonen, je weniger er dieselben kund that. Seit damals hat sich viel geändert und heute wohnen wir dem Widerstreite rein persönlicher Interessen bei, während die Interessen des Landes vergessen werden. Das politische Mandat ist gar zu oft ein Mittel geworden, anstatt ein Zweck zu sein. Neues Blut, die Rückkehr zu den großen Traditionen, ein Bündniß der wohlgesinnten Männer gegen die steigende Fluth der Interessen, der kleinlichen Feigheit und Servilität und der unmoralischen Pressionen, dies alles ist dringend erforderlich. Doch um solches zu erreichen giebt es nur ein Mittel, d. h. neue Wahlen auf der Grundlage der Bildung einer großen gemäßigen Partei, der gegenüber sich eine ernste, monarchische Linke wird bilden und behaupten können.

Wir bemerkten hinsichtlich der wirthschaftlichen Frage, daß, wenn dieselbe nicht wäre, Italien sich in einer ausnehmend günstigen Lage befinden würde. Das wahre Mittel, um jene Frage zu beseitigen, d. h. um die Regierung in den Stand zu setzen, sich mit ihr ernstlich und nachdrücklich zu beschäftigen, besteht in der Bildung zweier klar gesonderter monarchischer Parteien in einem aus tüchtigen Elementen zusammengesetzten Parlamente, wo unnütze Wortgefechte und die Erörterung persönlicher Fragen nicht durch eine Hausordnung, wohl aber durch die Vernunft und den Patriotismus der Volksvertreter ausgeschlossen sein müßten.

Italiens Unglück ist die große Anzahl seiner Politiktreibenden, eine

Plage, welche andere Nationen bei weitem nicht in demselben Maße kennen. Diese Lust an der Politik, die man bei allen Classen der Bevölkerung findet, ist die Frucht der großen Ereignisse, deren Schauplatz Italien gewesen und deren Erinnerung noch fortlebt. Aber heute, wo Verschwörungen nicht mehr nöthig, ist die Beschäftigung mit der Politik bei vielen Leuten gefährlich und unfruchtbar. Sie bietet so Manchem Gelegenheit zur Vernachlässigung seiner unmittelbaren Pflichten, sie zieht ihn ab von der „Pflege seines Gartens“, sie ist eine verlorene Thätigkeit, eine unergiebige Kraft, die, anders angewendet, wohlthuende Resultate hervorbringen könnte.

Die glücklichen Völker dürfen nicht zu viel Politik treiben und, sehen wir von seiner wirthschaftlichen Lage ab, so kann Italien ein glückliches Volk genannt werden. In der That, was sind seine Leiden? Es ist durch den Socialismus weniger untergraben, als die anderen Nationen. Die Radicalen, die allein an eine Abänderung der Verfassung denken, sind nur eine lärmende Minderheit. Herr von Rudini mit seinem toleranten Liberalismus wird sie nicht unnöthig vor den Kopf stoßen und der Bergpartei nicht die Genugthuung verschaffen, daß ihre Mitglieder als Märtyrer erscheinen. Es bleiben also nur der Irredentismus und das Verhältniß zwischen Staat und Kirche als schwarze Punkte zu erwähnen. Doch auch diese beiden Schwierigkeiten dürfen nicht übertrieben werden.

Die unaufhörlichen Fragestellungen der radicalen Partei hinsichtlich Triest und Trient und die Oesterreich feindlichen Kundgebungen, die man in Italien zu provociren sucht, bereiten der Regierung gewiß Verlegenheiten, aber im Grunde genommen, handelt es sich nur um eine ganz unbedeutende Anzahl von Leuten, welche, mit Ausnahme weniger isolirter Persönlichkeiten, der äußersten Linken angehören.

Italien hat, wie jedes Land, die Tendenz sich auszudehnen, und es ist natürlich, daß diese Tendenz sich in der Richtung der italienisch sprechenden und rassenverwandten Grenzbevölkerungen geltend macht. Wer weiß, ob eines Tages nicht die Karte von Europa anders aussehen wird als heute.

Gewisse Länder sind bestimmt, sich gegen Osten auszudehnen. Es mag sein, daß zukünftige Uebereinkommen und Verträge derlei Bedürfnissen Befriedigung verschaffen, doch all' dies gehört der Zukunft und wahrscheinlich einer fernen Zukunft an. Jedenfalls werden sich derartige Bestrebungen einzig und allein auf dem Wege gegenseitiger Concessionen realisiren lassen.

Die unnützen Kundgebungen der Radicalen können nicht ernst genommen werden. Es giebt nur zwei politische Methoden in der Welt: die Politik der Revolution und die Politik der Verträge. Die Aera der ersteren ist für Italien abgeschlossen, die Aera der letzteren hat begonnen. Mit der Zustimmung der Kammern und des Landes wurde eine Allianz geschlossen, deren Grundprincip die gegenseitige Garantie der Territorien der vertragschließenden Mächte ist, und bei jeder Gelegenheit vernimmt man in offenem Parlamente Reclamationen und Ausdrücke des Begehrens, betreffend zwei

Provinzen, die einem der Verbündeten gehören. Versucht es die Regierung derlei zum mindesten inopportune und ungeschickte Debatten zu vermeiden, so beschimpft man sie und wird sie endlich gezwungen, sich den Verträgen treu zu erklären, so wirft man ihr Mangel an Patriotismus vor.

Dies alles ist bedauerlich, doch rührt es glücklicherweise nur von einem verschwindend kleinen Theile der Nation her. Die gesunde Masse sieht vollkommen ein, daß, so innig auch Gefühle für die Grenzbevölkerung sein mögen, nicht die plebejischen Ausfälle der Bergpartei die Verwirklichung des Wunsches einer baldigen Vereinigung herbeiführen werden. Als Mittel erscheinen derartige Agitationen also thöricht, und was die Resultate anbetrifft, so sind sie null. Uebrigens erräth die große Mehrheit das doppelte, den fahrenden Rittern des Irredentismus vorschwebende Ziel, und mißtraut ihnen mit Recht. In der That sprechen die hitzigen Paladine der unter österreichischer Herrschaft befindlichen italienischen Provinzen niemals vom Tessin, von Nizza und Savoyen. Sie thun sehr wohl daran, dies ist gewiß; doch warum dann der Feuereifer hinsichtlich der Oesterreich, dem verbündeten monarchischen Staate gehörenden Provinzen? Es ist nicht schwer die Beweggründe, durch welche sie sich leiten lassen und von denen auch ihr Widerwillen gegen die Tripelallianz herrührt, zu errathen. Wir haben jene Beweggründe bereits angegeben und sie wären bedenklich, wenn die Mittel, über welche die radicale Partei verfügt, nicht so ganz bedeutungslose wären. Ihre Haltung bringt also keinerlei wirkliche Gefahr mit sich. Der vernünftige Sinn des italienischen Volkes bürgt dafür.

Dasselbe läßt sich von der religiösen Frage sagen; sie schließt Schwierigkeiten, nicht aber Gefahren in sich. Daß die katholische Kirche heutzutage in moralischer und folglich mittelbar auch in materieller Hinsicht die am festesten begründete Macht der Welt ist, kann von Niemandem in Abrede gestellt werden. Doch unmittelbar im Bereich der Thaten, besonders der kriegerischen Thaten, ist sie ohnmächtig. Die Zukunft birgt soviel unbekannte Factoren im Schoße, daß Prophezeiungen schwerer geworden als je. Wir stehen vielleicht am Vorabende socialer Umwälzungen, die Alles möglich machen werden, doch, wie die Sachen in Europa heute liegen, wird die Kirche keinen Staat zu einer kriegerischen Action bestimmen, die zum Zwecke hätte, einer abgethanen Einrichtung wieder auf die Beine zu helfen, einer Einrichtung, die sich nur durch dieselben künstlichen Mittel erhalten könnte, die sie zu Falle brachten.

Wenn die isolirte Stellung, in der es sich befand, Frankreich zu einer Annäherung an Rußland gedrängt hat, so bewog es derselbe Grund in ein engeres Verhältniß zum Vatican zu treten und dieses Verhältniß machte natürlicherweise seine Beziehungen zu Italien noch gespannter. Doch man muß gegen Jedermann gerecht sein; es handelt sich hier um eine mittelbare, von der Macht der Verhältnisse bedingte Folge, nicht um ein vorhergeplantes Manöver gegen die italienische Regierung. Jedenfalls verhalten wir uns

hinsichtlich der famosen Verschwörungen, von welchen die Contemporary Review spricht, ungläubig. Derartige Enthüllungen rühren wahrscheinlich von eigens bestellten Aufwieglern her, die Italien nörgeln und zu unbesonnenen Schritten drängen wollen. Es ist logischerweise unmöglich anzunehmen, das republikanische Frankreich habe je ernstlich daran denken können, für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes Kriege zu führen oder gewünscht, sich auf eigenem Gebiete durch die Gegenwart eines flüchtigen Papstes Verlegenheiten zu bereiten! Selbst wenn der Graf von Chambord wieder den Thron bestiegen hätte, wäre er nicht für die weltliche Macht zu Felde gezogen. Man erzählt sich — wir verbürgen natürlich nicht die Authenticität des Factums — daß in den Archiven des Vaticans ein von Heinrich V. an Pius IX. gerichteter Brief vorhanden ist, den der Prätendent in dem Momente an den Papst richtete, als die Ereignisse in Frankreich für eine Restauration günstig erschienen. In jenem Briefe erklärte der Vertreter der Legitimität dem Papste, er würde sich, falls er König werden sollte, nicht für berechtigt halten, Frankreich in einen Krieg zur Wiederherstellung der weltlichen Macht der Kirche zu verwickeln.

Wir wiederholen daher, daß nach unserer Ansicht die religiöse Frage, wenn man von ganz unvorhergesehenen Umwälzungen absieht, Italien wohl noch manche Verlegenheit bereiten wird, daß sie aber keine drohende Gefahr ist und eine solche niemals war. Natürlich müssen allzu gespannte Beziehungen mit dem Vatican, dem römischen Cabinet Schwierigkeiten verursachen. Eine Aussöhnung wäre wünschenswerth, ist aber heute unmöglich, denn sie könnte nur auf Grund eines Concordats erfolgen; und gegen ein solches wird die Kirche sich noch lange sträuben, denn es hieße das Königreich Italien in seiner gegenwärtigen Verfassung anerkennen. Alles was man für den Augenblick erhoffen darf, ist ein auf gegenseitige Toleranz gegründeter, stillschweigender modus vivendi. Dieses wird vielleicht zu erzielen sein. Der Liberalismus des Herrn von Rudini erstreckt sich auf alle Fragen.

„Man kann selbst zur Messe gehen. So erheischt es die Freiheit," und es ist wahrscheinlich, daß das gegenwärtige Cabinet, ohne auf irgend welche Prärogativen zu verzichten und für strenge Wahrung der Gewissensfreiheit Sorge tragend, kindische Neckereien und unnütze Schroffheiten vermeiden wird. Da es an wirkliche Verschwörungen nicht glaubt, wird es sich durch die vaticanische Politik weniger alteriren lassen und so manche Ursachen der Gespanntheit werden auf diese Weise von selbst verschwinden. Allerdings war die Politik der Kirche stets eine feine und versteckte und Wachsamkeit ist geboten. Aber die Vorsicht hindert keineswegs jene tolerante Handhabung der Freiheit, welche die Gemüther beruhigen, die Gründe aller Klagen beseitigen und somit das beste Mittel sein wird, um Europa zu beweisen, daß die römische Frage aufgehört hat zu existiren.

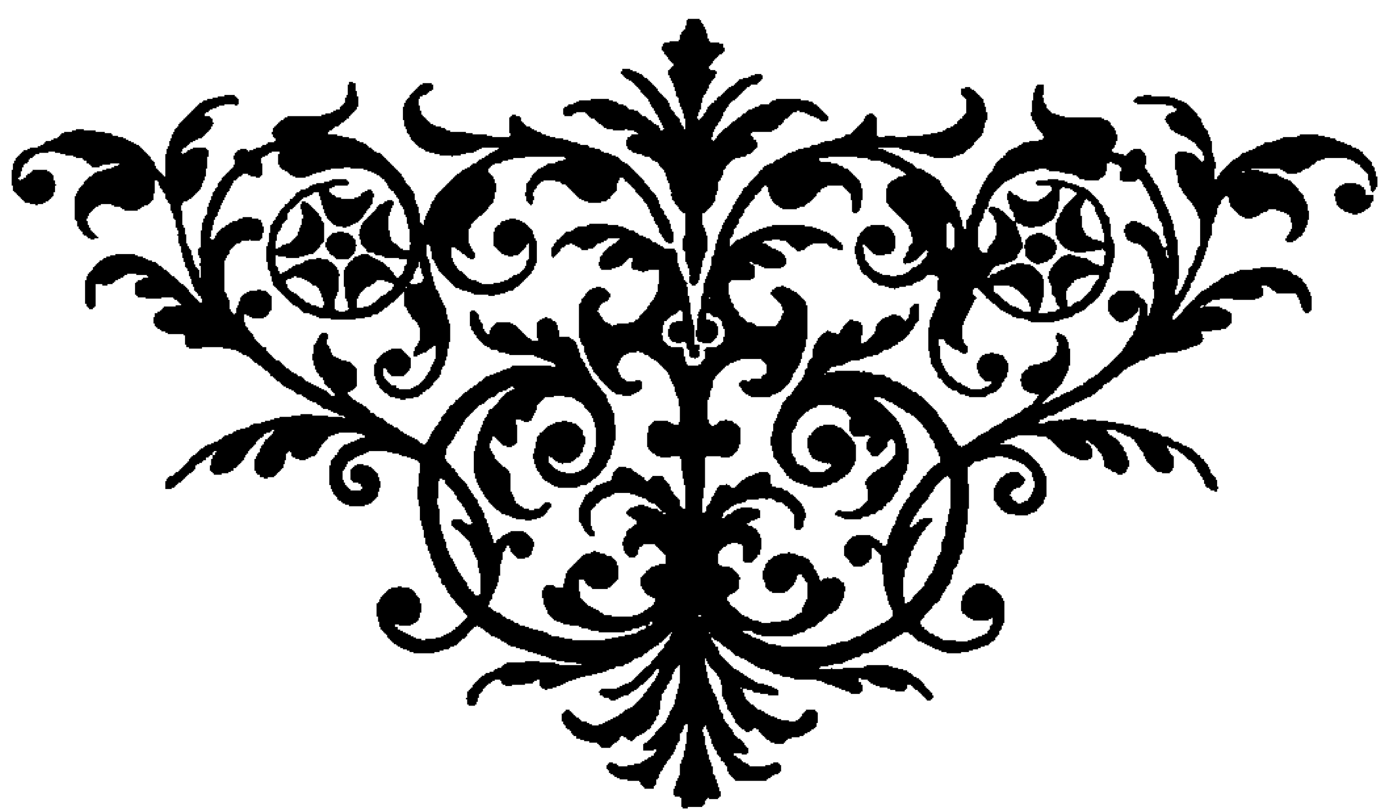
Mit Rücksicht auf die wirkliche Lage Italiens, wie wir sie darzustellen versucht, und auf den Charakter des Mannes, der heute an der Spitze der

Regierung steht, meinen wir, daß man für die politische und wirthschaftliche Zukunft des Landes berechtigte Hoffnungen hegen darf. Doch um das begonnene Werk zu vollenden, muß Herr von Rudini bei der Kammer und bei der Nation Unterstützung finden. Die neue Gruppirung der Parteien wird das Mißlingen oder die Verwirklichung des Programms mit sich bringen, von welchem das Land seine Heilung erwartet. Eine unsichere Majorität bedingt nothwendigerweise eine unsichere Politik.

Die politische Wendung, die in Italien langsam vor sich gegangen und die Herrn von Rudini an's Ruder gebracht, muß in der Kammer und im Lande noch weiter fortschreiten. Versteht es der Ministerpräsident, die ihm günstige Strömung der öffentlichen Meinung zu benützen und die Parteien auf fester Grundlage neu zu bilden, so kann seine Regierung eine widerstandsfähige, wirksame und dauernde sein. Scheitert er aber oder schreckt er vor dieser Aufgabe zurück, so wird sein Ministerium höchst wahrscheinlich nur ein kurzes Leben haben.

Andere, noch kurzlebigere Cabinete werden dann dem seinen folgen und der Verfall der parlamentarischen Einrichtungen, dem wir seit einigen Jahren beiwohnen, wird sich noch rascher vollenden.

Die italienische Kammer ist heute in einem psychologischen Moment, dessen Ausgang in einem oder dem anderen Sinne unberechenbare Folgen wird haben können. Die ehemalige Rechte existirt nicht mehr, die ehemalige Linke ist zerfallen und hat sich umgestaltet, aber eine liberal-conservative Partei ist im Begriffe zu erstehen und von ihrer Befestigung hängt das Schicksal Italiens ab.





Moltke als Erzieher.[1])

Allerlei Betrachtungen

von

Felix Dahn.

— Breslau. —

I.



Ueber dies Werk darf auch sprechen, wer nicht Krieger ist. Denn es spricht selbst zu dem ganzen deutschen Volk. Die Vorrede zu dem Gesammt-Nachlaß, dessen dritten Band dies Buch bildet, und die Vorrede zu diesem Bande heben das mit Fug hervor: „volksthümliche Belehrung" (p. XI.) bezweckte sein Verfasser. Niemals hat ein Schriftwerk seinen Zweck vollkommener erreicht. Belehrung für unser Volk: — nach wie vielen Richtungen!

Die hohe allgemeine Bedeutung des Unternehmens, den Nachlaß Moltkes herauszugeben, ist anerkannt worden sofort, als diese Absicht ausgesprochen war: das Erscheinen der vorliegenden frühesten Veröffentlichung hat die höchsten Erwartungen übertroffen.

Sagen wir es nur: dies Buch ist einzig in seiner Art, es ist vorbildlich in Inhalt und Ausdruck: es ist eine Leistung allerhöchsten Ranges: es ist ein Kleinod der deutschen Literatur: es ist ein Hausbuch des deutschen Volkes: es gehört neben den Schiller in die Bücherei jeder deutschen Wohnstube.

Und zwar nicht deshalb, weil es zum Gegenstand hat die Geschichte von sieben Monaten, wie sie so glorreich das deutsche Volk noch nie durchlebt hat, von einer Begeisterung, von einem sittlichen und geistigen Aufschwung,

---

[1]) (Moltke's Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71, gesammelte Schriften III. Berlin 1891.)

von Thaten, wie sie in unserer ganzen Vergangenheit nur etwa noch in dem Befreiungskrieg von 1813 vorkommen.

Gewiß ist es ein stolzes Glück, eine Freude in unserer seit einigen Jahren — seit dem Tode des Kaisers Barbablanca! — für den Deutschen so freudenkargen Zeit, daß jene Heldentage von ihrem ersten Helden selbst in Vollkommenheit dargestellt worden sind, so daß noch späte Enkel sich begeistern können an jener Herrlichkeit, so herrlich erzählt: — aber das ist nicht das Größte an diesem Werk.

Das Größte daran ist: es erscheint als der vollendetste Ausdruck der deutschen Volksseele: es spiegelt die deutsche Eigenart — zumal die des nieder-deutschen Stammes — in ihren geistigen und sittlichen Vorzügen so klar, daß dieses leuchtende Bild für alle Zukunft ein Ehrendenkmal unseres Volksthums bleibt. Aber auch ein Vorbild, eine Lehre, eine Mahnung von weltgeschichtlicher Großartigkeit. Man hat einen holländischen Maler dem deutschen Volk als „Erzieher" empfohlen: Helmuth von Moltke — Er möge des deutschen Volkes Erzieher werden: wahrlich es thut Noth. Wir werden — nach unseren schwachen Kräften! — Moltke an Geistes- und Sinnes- und gesammter Wesensart nacheifern müssen. Oder wir werden untergehen. Ein Drittes giebt es nicht.

Denn wir dürfen uns nicht darüber täuschen: noch nie waren sie wie heute so grimm, die Gefahren, welche nicht nur von außen unsere Freiheit, unsere Einheit und unseren Gebietsbesitz, welche gleichzeitig im Innern unsere gesammte Gesittung und Bildung, welche die Grundlagen unseres ganzen geistigen und wirthschaftlichen Lebens bedrohen: ja der innere Feind — der Socialdemokrat — spricht schon ganz offen davon, in seinen Congressen und in seinen Zeitungen, durch welche landesverrätherischen Mittel er jeden Krieg (außer gegen Rußland allein) „verbieten", d. h. das Aufgebot und den Aufmarsch unserer Heere verzögern, hemmen, verhindern oder wie er, wenn zum Ausrücken einberufen, zu den Franzosen übergehen, im Lager, auf dem Marsche meutern, statt auf die Franzosen auf die eigenen Offiziere schießen wird. In einer solchen dreifachen Bedrohung von Ost, von West und von Innen standen wir noch nie, während bei den Franzosen, wenn es gegen uns geht, kein Mann zu Hause bleibt; sie sind vor Allem Franzosen: unsere Umstürzler berühmen sich, kein Vaterland zu haben. In solchen Zeiten muß jeder von uns sein Bestes leisten.

Es ist keine deutsche Mannestugend, dann aber auch kein Vorzug deutscher Geistes-Art und deutscher Geistes-Bildung, die nicht aus Moltke's Gestalt uns vorleuchtete. In solchem Sinn ist dies Buch eine weltliche Bibel für die Deutschen, nicht — ich wiederhole es! — wegen „chauvinistischen" Kitzels der Eitelkeit, der Ueberhebung: gerade im Gegentheil: Bescheidenheit, stolzeste Verachtung der Ruhmrednerei, gerechte Würdigung, ehrende Anerkenung der Vorzüge, der Leistungen, der Eigenart des Gegners: das sind die Lehren dieses unsterblichen Buches. Und deshalb — nicht um Prahlerei oder Franzosen-

verachtung (das Dümmste, was wir anfangen könnten!) einzuflößen, sondern gerade umgekehrt: um die strengste Selbst-Zucht zu befördern, sollte dies Buch vor Allem ein Jugendbuch werden.

Unter dem Weihnachtsbaum dieses Jahres soll der deutsche Knabe — vom zwölften Jahr aufwärts — „seinen Moltke" finden und in jeder freien Abendstunde soll der Vater — als Gewährung höchsten Lohnes für Fleiß, Wahrhaftigkeit und Wackerheit! — mit der Karte des Buches auf dem Tisch — einen (nicht zu großen) Abschnitt dieser Geschichte gewordenen Heldensage „mit den Jungen" durchnehmen: und der Mutter und den Mädchen schadet es auch gar nicht, wenn sie zuhören.

„Moltke als Erzieher": — das ist der Grundgedanke der folgenden Ausführungen, die zeigen wollen, auf wie zahlreichen Gebieten dieser Lehrer uns zu sich und zu dem Ideal deutschen Wesens emporheben kann.

II.

Dieser Feldmarschall ist einer der größten Deutschen Schriftsteller aller Zeiten: er ist ein Classiker der deutschen Prosa. Frei von der Ueberkünstelung des altgewordenen Goethe ähnelt er am meisten Lessing: im 19. Jahrhundert hat Keiner so geschrieben, auch Leopold von Ranke nicht. An Lessing erinnert auch abgesehen von der Schreibweise Manches in Moltke: die gemeinsame niederdeutsche Stammesart drückt sich aus in dem Wasserhellen, Durchsichtigen, Scharfen, Knappen, Strengen, ja zuweilen Kargen und Harten des Ausdrucks. Nie ein Wort zuviel! Lieber einmal eines zu wenig. Welche Sparsamkeit in der Verwendung von Eigenschaftswörtern, die von ungeschickten Händen schockweise vergeudet werden, in dem Wahne, viele Worte sagten viel! Hier berührt sich ein Vorzug des Ausdrucks — die Mäßigung — bereits mit der entsprechenden sittlichen Tugend: welch' weises, würdevolles, vornehmes Maßhalten auch im Urtheil, ja in der Verurtheilung. Und wie gewaltig wirkt bei solcher Verhaltenheit dann am rechten Ort ein mit Umsicht gewähltes ungewöhnliches Eigenschaftswort! Ein Beispiel. Von allen unerfreulichen Dingen, von denen er zu sprechen hat, ist dem Verfasser, Krieger vom Wirbel bis zur Sohle, das Zuwiderste und Verächtlichste „der militärische Dilettantismus" der Nicht-Krieger eines Gambetta und Freycinet, welche vom „grünen Tisch" aus — wie es einmal heißt: — bewährten Feldherrn bis ins Einzelne gehende Weisungen für die Kriegsführung ertheilen: das stärkste Stück hiervon ist der (S. 382 angeführte) Befehl, in dem sicheren Bordeaux an den verzweifelnden Bourbaki erlassen, wie dieser „ohne Schwierigkeit" sich der Umklammerung durch die beiden deutschen Heere zu entziehen habe: dieser Unsinn — er hat wohl zu der Erregung beigetragen, in der Bourbaki Hand an sich legte! — fordert nun Moltke's äußersten Abscheu heraus: wer von uns würde nicht diesem Gefühl durch ein recht lebhaftes Eigenschaftswort Ausdruck geben? Moltke begnügte sich (S. 383), diesen Vorschlag „noch außerordentlicher" zu nennen und erzielt dadurch die Wirkung vernichtender Verwerfung.

Das in epigrammatischer Zuspitzung übertreibende Wort Napoleon I.: „der Stil — das ist der Mensch selbst", enthält viel des Wahren: und hier trifft es zu wie selten, weil eben dieser „Mensch" eine ganz besonders scharf ausgeprägte Eigengestalt war: so sein Stil: die helle, kühle, scharfe, genau bestimmte, nur je auf ein Ziel gerichtete Denkweise erscheint in der gleichartigen Sprachweise. Welch' kurze, knappe Sätze! Ich glaube, in dem ganzen Buch steht kaum ein Satz von sechs Zeilen. Wie oft und wie streng haben meine Beurtheiler, die selbstverständlich die deutsche Sprache unvergleichlich meisterhafter beherrschen als ich, mir meine „kurzen, wie abgehackten Sätze" strafpredigend vorgehalten! Von jetzt ab mache ich sie noch kürzer. —

Moltke hat durch seine vollendete Darstellungskunst eine fast unlösbar scheinende Aufgabe gelöst: — er hat einen kriegswissenschaftlichen Gegenstand nach allen Gesetzen der Kriegswissenschaft und dennoch zugleich für jeden Laien bei der ersten Lesung vollverständlich dargestellt: — der „Entwurf eines römischen Gesetzbuches für das deutsche Reich" ist in zahlreichen Sätzen auch für den Rechtsgelehrten kaum auf den dritten Anlauf zu verstehen. Ja, diese volksthümliche Behandlung eines wissenschaftlichen, so spröden Stoffes ist obenein künstlerisch beseelt: dies Buch ist geistig wahr, sittlich gut und dichterisch schön. Gehet hin, Ihr deutschen Schriftsteller „von Beruf" und lernt von diesem Feldhauptmann richtig auffassen, scharf das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden, unfehlbar sicher den begriffsnothwendigen und den kürzesten Ausdruck finden: werdet Moltkes nur ganz im Kleinen, ja im Allerkleinsten: wie viel größer und ersprießlicher als bisher werdet Ihr dann sein! —

Nur nebenher sei bemerkt, daß Moltke, ohne in Uebertreibung zu verfallen und unentbehrliche Fremdwörter durch sprachwidrige und unverstehbare Neubildungen aus dem Deutschen ersetzen zu wollen, sich der entbehrbaren Fremdwörter lobsam enthält: die Wald-„Lisière" z. B. ist durch den Waldes-„Saum" ersetzt. Freilich aber wüthet die Fremdwörterseuche nirgends so abscheulich wie (neben dem „Comment" der „Corps") im deutschen Heer, d. h. in dessen amtlicher Redeweise und hier ist auf absehbare Zeit keine Besserung zu hoffen; nicht einmal den „Seconde"-Lieutenant werden wir durch den einfachen Lieutenant abgelöst erleben.

III.

Wenden wir uns vom Ausdruck zum Inhalt des Werkes.

Auf zwei Seiten — den ersten beiden des Buches — sagt Moltke über den Unterschied früherer Kriege von denen der Gegenwart, über die Unvermeidbarkeit, aber auch über die zu hoffende Verseltenung des Krieges mehr als anderwärts in Bänden über diese Dinge geredet wird. Nicht einmal das Wahngebilde des socialistischen Weltstaates würde (— könnte es je verwirklicht werden in seiner unaussprechlichen Langweile und Lebenertödtenden Vernichtung der Volksunterschiede! —) den Krieg ausschließen: der Widerstreit der volkswirthschaftlichen Bedürfnisse der verschiedenen „Provinzen"

z. B. der „Provinz" Rußland und der „Provinz" England, der wirthschaftliche „Kampf um's Dasein" würde auch dann gar oft gewaltsam entschieden werden.

Daß der Krieg die Krieger verwildert, daß er das im Menschen schlummernde, reißende Thier entfesselt, soll nicht geleugnet werden. Nach meiner festen Ueberzeugung ist noch nie ein Krieg mit so gewissenhaft strenger Einhaltung des Kriegsrechtes geführt worden wie der Krieg von 1870 von deutscher Seite in den ersten Monaten: das wurde später (etwa seit November anders; und wäre nach dem Waffenstillstand vom Januar 1871 der Kampf noch einmal entbrannt, — so würde der Grimm unserer Landwehren das ganze Volk für die Hartnäckigkeit seiner Leiter schwer getroffen haben. Gleichwohl ist es der Gipfel der Ungerechtigkeit, wenn die Franzosen der deutschen Kriegführung häufige und starke Verletzungen des Völkerrechtes vorwerfen: weniger ist, wie gesagt, das Kriegsrecht wohl noch nie in einem Kriege gebrochen worden als von uns damals[1]). Unter einer Million von Männern, welche damals Frankreich überzogen, giebt es Rohe, ja Verbrecher, die auch im Frieden und zu Hause nicht sieben Monate ohne Rechtsbruch würden verlebt haben. Und daß der Krieg Menschen von solchen Anlagen verwildert, ist kein Wunder. Ein gewisser trotziger Fatalismus durchdringt den Krieger der, wenn er nachdenkt, bald abschließt mit der Hoffnung, lebend und heil nach Hause zu kehren: — es ist sozusagen ein Wunder, wenn ihm das glückt; — in dieser Stimmung, in dieser Gemüthsverfassung will der Durchschnittsmensch jede ihm noch vergönnte Lebensstunde nach seinen Lieblingswünschen ausnützen: er wird essen und zumal trinken, so viel und so gut er kann; und bei den minder Gutmüthigen wird sich unwillkürlich der Drang regen,

[1]) Eben (August 1891) lese ich in französischen Zeitungen Besprechungen des Moltke'schen Buches, in welchen es heißt, der Verfasser habe doch zu viel Schamgefühl gehabt, die Mordbrennereien u. s. w. der Preußen zu entschuldigen, er habe sie verschwiegen; „so das Verbrennen hilfloser siebzigjähriger Greise in den Betten." — Wenn, wider das Kriegsrecht, die Einwohner von Bazeilles oder Chateaudun sich am Kampfe betheiligen, dabei die Häuser in Brand gerathen und nun „hilflose Greise" nicht von ihren Angehörigen aus den Betten getragen werden, so ist es kein Wunder, aber auch keine Schuld der Deutschen, daß sie in denselben verbrennen. — Ich habe (Bausteine V. S. 210 Berlin 1888 —) nachgewiesen, nach amtlichen Angaben des Maire von Bazeilles, wie gering die Zahl der getödteten Civilisten in diesem Dorfe war, in welchem sich die Einwohner zwei Tage lang an dem Häuserkampf betheiligten: ein Weib durchbohrte einen verwundet auf der Straße liegenden Baiern mit der Mistgabel. Und dann sind die Baiern die — „incendiaires" von Bazeilles! Wir leugnen also nicht, daß, zumal in dem späteren Verlauf des Krieges, Ausschreitungen vorgekommen sind. Allein was wäre geschehen, wenn die Franzosen in Deutschland eingedrungen wären, nachdem ein Franzose, nicht in der Leidenschaft des Krieges: — vor Ausbruch desselben —, nicht ein roher Ungebildeter: — der ritterliche Graf Kératry — auf Grund des wissentlich falschen Geredes, das badische Fußvolk führe Sprenggeschosse, in der Nationalversammlung erklärt hat, wenn die Franzosen nach Baden gelangten, würden sie nichts verschonen: „pas même les femmes!" Der edle Graf ist ein Kelte aus der Bretagne. —

das Volk, das ihm die Leiden und Gefahren des Krieges aufgezwungen hat, unter diesem Krieg nicht weniger leiden zu lassen.

Allein dem gegenüber hat Moltke schon bald nach dem Frankfurter Frieden in einer Rede im Reichstag erinnert, wie gewisse allerhöchste Mannestugenden nur durch den Krieg gepflegt, ja nur in dem Krieg entfacht werden können. Ist es denn ohne Grund, daß Sage, Dichtung, Sittenlehre, Geschichte aller Völker, der Bildungsvölker wie der Zeiten der Unmittelbarkeit, die Vollendung, die Krönung aller Manneshherrlichkeit in dem Helden erblicken,

„der für seine Hausaltäre
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel!"

Hat man es einmal mit angesehen, mit erlebt, wie ein par hundert wenig gebildete Männer, welche begrifflich den Werth des Staates nie erfaßt haben, ohne Wanken in den fast unvermeidbaren Tod hineinstürmen, über die getödteten und verwundeten Waffenbrüder hinweg, nur von dem Einen Drange: — zu siegen — fortgerissen, so wird man den begeisterten Heldentod dieser Leute als die großartigste Leistung der Mannheit bewundern müssen. Man sage nicht: sie gehen vor, weil sie wissen, daß stehen bleiben oder fliehen noch gefährlicher oder aus thierischer Wuth oder aus „angedrilltem" Pflichtgefühl: das wirkt bei Einzelnen und nebenbei; aber solche „Erwägungen" können nicht den die Massen fortreißenden Ansturm erzeugen; und die anerzogene Pflicht des Gehorsams sollte man bewundern, nicht verhöhnen. Wankt diese Zucht der Pflicht, dann wankt nicht nur, dann stürzt Alles, was bisher der Menschheit heilig war.

Aber freilich, nach der Lehre nicht nur der Socialdemokraten, auch gewisser Schlammströmungen in der Literatur sollen ja alle bisherigen Ideale der Menschheit fallen. Wir jedoch halten noch den Heldentod für das Vaterland für die Krone aller Mannestugend und wir erkennen mit Moltke, daß das furchtbare Unheil des Krieges neben schädlichen Einflüssen auf die Sittlichkeit auch die großartige Wirkung übt, zu dieser höchsten That der Tugend zu erziehen.

Diese thätige, obzwar freilich auch heidnische Selbstverleugnung steht, so lang es Männer geben wird, doch erheblich höher, als die blos leidende des „Mitleids", welche dem Räuber des Mantels das Wamms obenein hineinreicht und nach dem Schlag auf die rechte Wange die Linke. Germanisch ist das nicht: und hoffentlich gelingt es nie, Germanen zu dieser Tugend zu erziehen.

IV.

Als Ursache des Krieges von 1870 wird gewiß mit Recht das Bestreben Napoleons angegeben, sein wankendes Ansehen zu stützen: „So," meint Moltke, „sind die neueren Kriege nicht wie die früherer Jahrhunderte durch den Ehrgeiz der Fürsten bewirkte ‚Cabinets-Kriege', sondern Kämpfe,

hervorgerufen durch die Leidenschaften der Völker, denen die Machthaber nachgeben müssen oder schmeicheln wollen. Napoleon glaubte die Unzufriedenheit der Franzosen, die „angoisses patriotiques", welche seit Sadowa ‚Revanche' für die Niederlagen der Oesterreicher (!) verlangten, durch einen Sieg über Preußen bannen zu müssen: und eines Tages erfuhr die Nation aus dem Munde ihrer Vertreter, daß sie den Krieg mit Deutschland wolle!" (S. 2.) Damit ist die Wahrheit ausgedrückt, daß die große Menge des französischen Volkes ohne Zweifel diesen Krieg nicht gewollt hat: freilich, hätte er zum Siege geführt, würde dieser Erfolg die Herrschaft des Imperators und seines Hauses befestigt haben: — deshalb allein ward er unternommen. Von der Weisheit der vielköpfigen Volksvertretung, von der „öffentlichen Meinung" hat Moltke eine recht abschätzige Ansicht: zumal, wenn um dieser „öffentlichen Meinung" willen Fehler in der Kriegsleitung begangen werden „müssen", tritt der Unwille des Feldherrn hervor, nur wenig verhüllt durch den Schleier des Humors (s. unten).

Mit wärmster Freude hat es mich erfüllt, daß Moltke, der ja nicht Staatsmann ist, also überall die Wahrheit sagen darf, wenn er nicht vorzieht, zu schweigen, auch über die Gründe des Krieges von 1866 frank und frei die Wahrheit sagt.

Nichts hat der Sache Preußens 1864—1866 in Süddeutschland mehr geschadet als die — nun sagen wir sehr gelinde: — die Unrichtigkeit der als Grund für sein Vorgehen vorgeschützten Thatsachen.

Es ist eines der unsterblichen Verdienste Bismarcks des Großen, erkannt zu haben, daß die „deutsche Frage" nur durch „Blut und Eisen", durch einen Waffengang mit Oesterreich gelöst werden könne und die schleswig-holsteinische Sache als günstigsten Anlaß hierfür ergriffen zu haben; wir Süddeutschen haben längst eingesehen, daß auch der tief beklagenswerthe Bruderkrieg ein für das erreichte Ziel nicht zu theueres Mittel gewesen ist. Aber die Verlogenheit, mit welcher nicht Bismarck, jedoch seine unberufenen Helfer in der Presse, Recht und Wahrheit in das Gegentheil verkehrten, hat damals tief erbittert und bis heute Verzeihung nicht gefunden.

Fast so groß wie das Genie Bismarcks — und das will viel sagen! — erwies sich in jenen Tagen die Dummheit der k. k. Diplomaten, welche sich einbildeten, den Vortheil Habsburgs darin zu finden, daß sie im äußersten Nordwesten Eroberungen machen und — wider das klare Recht — die Frage der Elbherzogthümer mit Preußen allein ohne, ja gegen den deutschen Bund lösen halfen, während doch der engste Anschluß an das Recht und an den Bund die einzig richtige Haltung für Oesterreich war. Kläglicher ist kein Schauspiel in aller Geschichte der Staatskunst, als die jämmerliche Rückkehr dieser Staatskünstler zur Bundestreue, nachdem sie — endlich! — eingesehen, daß Herr von Bismarck jene Lande für Preußen allein erobert hatte!

Diese Ueberlistung feindlicher „Staatskünstler" zu betrachten wie die

spätere Napoleons (1865/66) ist ein geistiger Genuß, wie etwa einem überlegenen Schachspieler zuzuschauen. Aber das Gegentheil von Genuß ist der Eindruck der Wahrheits- und Rechts-Verdrehungen gewesen, deren sich die „Kleinen von den Seinen“ bedient haben. Preußen hatte kein Recht auf die Elbherzogthümer, sondern allein der Augustenburger; daß dieser verdrängt ward, weil er auch die berechtigtsten Forderungen Preußens nicht erfüllen wollte, war, geschichtlich und sachlich betrachtet, ein Glück für Deutschland. Daß aber die preußischen Kronsyndici ein Recht Preußens anerkannten, das war und bleibt tief beklagenswerth; diese waren doch wahrlich nicht von Bismarck abhängig: sie folgten nur ihrer Rechtsansicht, aber es ist traurig, daß sie zu einer solchen Ansicht gelangten!

Ferner: je mehr von der Geschichte des ehrwürdigen Kaisers Barbablanca bekannt wird, desto größer tritt die Gestalt des neidlosen Herrschers hervor, der Bismarck, Moltke, Roon nicht nur entdeckt und auf den rechten Ort gestellt, der, was noch viel schwerer sein mag, die Ueberlegenheit und den Ruhm dieser Männer gern und dankbar ertragen, ihrer bewährten Sachkenntniß sich untergeordnet hat, fast ein Menschenalter lang. Man weiß aber, wie schwer es war, ihn, im Gegensatz zu den Ueberlieferungen und Ermahnungen von Vater und Bruder, zu dem Krieg mit Oesterreich zu drängen. Es gelang nur, indem man ihn überzeugte, Oesterreich und seine Verbündeten drohten ihrerseits mit Angriff: und es soll gern angenommen werden, daß auch seine Berather — fast Alle — sich in gutem Glauben in diese Ueberzeugung hinein gedacht hatten: man thut das so gern! Hat doch schon Karl der Große seinem leidenschaftlichen Verlangen, die Sachsen zu unterwerfen, im besten Glauben Gewissens- und Staats-Pflichten unterschoben! Aber wahr waren diese Unterstellungen nicht! Und in Süddeutschland hat jene unwahre Behauptung damals die Gemüther auf das äußerste empört. Der Erfolg hat ja kläglich aufgedeckt, wie wenig Oesterreich und die Süddeutschen zu einem Kampfe mit Preußen gewillt und gerüstet waren. Und nun lasen wir täglich in den Berliner Zeitungen von den österreichischen und bairischen Angriffsplänen. Du lieber Gott! — Ein preußischer Offizier, der es später sehr weit und sehr hoch gebracht hat, bereiste — schwerlich um der schönen Landschaften willen — Oesterreich und Baiern im Juni und Anfang Juli 1866; er kam zurück mit dem wahrheitgemäßen Bericht, daß daselbst kein Mensch an Angriff denke; „wen will man denn täuschen in diesen Berliner Blättern?“ fragte er und wollte an maßgebender Stelle das Gegentheil erhärten. Man bedeutete ihn, zu schweigen. Der Beweis der österreichisch-bairischen Angriffspläne sei so eben dem König eingesendet.

Wohlan: mögen daran die andern Berather geglaubt haben: — Moltke nicht! Er sagt S. 426: „Der Krieg von 1866 ist nicht aus Nothwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen, auch nicht hervorgerufen durch die öffentliche Meinung und die Stimme des

Volkes; es war ein im Cabinet als nothwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf, nicht für Ländererwerb, Gebietserweiterung oder materiellen Gewinn, sondern für ein ideales Gut — für Machtstellung."

Wie wohlthätig wirkt diese Sprache der Wahrhaftigkeit!

Wie viel schöner wäre es gewesen, hätten auch die Staatsmänner damals gesagt: „Wir brauchen die Umgestaltung des Heeres, weil wir (endlich!) die deutsche Einheit herstellen wollen, was nicht ohne Krieg mit Habsburg und mit Napoleon abgeht; wir haben kein Erbrecht auf Schleswig-Holstein: aber wir müssen es nehmen, wenn der allein Berechtigte nicht unseren billigsten Forderungen nachgiebt; die schleswig-holsteinische Sache ist Bundessache: aber wenn sie der Bund und Habsburg wieder verpfuschen, nehmen wir sie in die Hand; Oesterreich und seine Verbündeten drohen zwar nicht mit Angriff und Zerstückelung Preußens: aber sie fügen sich nicht der nothwendigen Gestaltung des Deutschen Staates, und weil sie sich nicht fügen, greifen wir an und zwingen sie — obenein zu deren eigenem wahren Heile."

Diese Sprache mag nicht „diplomatisch" sein; aber ausnahmsweise würde damals die Wahrhaftigkeit sich doch auch für die Diplomatie empfohlen haben: in Süddeutschland, auch im deutschen Volk Oesterreichs würde sie ganz anders gewirkt haben als die obzwar in gutem Glauben verbreiteten — Unrichtigkeiten. Gerade Bismarck hat ja oft mit verblüffender Offenheit geredet.

Diese Zeilen hatte ich geschrieben, als in der „Münchener Allgemeinen Zeitung" (Ende August 1891) ein Aufsatz, gegen obige Worte Moltke's gerichtet, erschien. Der ungenannte Verfasser scheint darin Bismarck gegen Moltke vertheidigen zu wollen! Aber Moltke wollte damit Bismarck so wenig angreifen als anno 1866 die Baiern Berlin erobern wollten. Wenn dabei die Proclamation König Wilhelms angeführt wird, welche als Grund des Krieges den drohenden Angriff Oesterreichs angiebt, so beweist dies nur, daß der durch und durch redliche König an diesen Angriff voll überzeugt glaubte. Viele Andere, auch in Preußen, glaubten nicht daran. Daß Moltke nicht daran glaubte, das eben hat er S. 426 gesagt. Sollte Moltke jene Proclamation des Königs unbekannt geblieben sein? Von 1866 an bis 1887, da er obige Worte schrieb? Sie hat ihn aber nicht abgehalten, gegenüber einem weit verbreiteten, so zu sagen amtlichen preußischen Irrthum für die von ihm erkannte Wahrheit Zeugniß abzugeben. Heil ihm dafür und Dank allerwege!

Moltke ist ein Erzieher zur Wahrhaftigkeit, auch da, wo die Wahrheit oben nicht gern gehört wird: es ist recht nothwendig, daß ihm auch hierin nachgeeifert werde. Nicht schweigen oder gar lügen! und „streben!" sondern die Wahrheit sagen, auch wo sie uns „schadet,": — das allein ist männlich; es ist jene Heldenhaftigkeit, die auch wir, die wir nicht die Waffe

tragen, bewähren können und sollen. Wenn man zum Beispiel die Entlassung Bismarcks für unaussprechlich traurig hält, wie ich, so muß man das sagen. Man muß es deshalb sagen, weil in jenen Höhen, welche stets und überall von dem Goldgewölk der Huldigungen umsäumt sind, der Blick in die wirkliche Stimmung im Volke leicht verschleiert wird. Und zwar müssen solche Männer ihrem Schmerz und ihrer Besorgniß Ausdruck geben, welche, wie ich, doch nicht wohl ohne weiteres als „Reichsfeinde“ verdächtigt und damit zur Seite geschoben werden können. Es ist verächtlich, es ist eine Schmach, was heute so Viele thun, auf einmal vergessen, was wir diesem Manne seit einem Vierteljahrhundert verdanken: — nichts Geringeres als das Deutsche Reich! — das vergessen, blos um dessentwillen, daß, wie es also scheinen muß, der Wille unseres jungen Kaisers und die staatsmännische Ueberzeugung des Begründers des Deutschen Reiches in unlösbaren Widerstreit getreten sind. Daß dies geschah, daß Bismarck nicht erst durch den Tod von dem Steuer des Reichsschiffes abgerufen ward, wird auf das Schmerzlichste beklagt werden, so lang es eine wahrhaftige Geschichtschreibung geben wird. Wirkte doch sein gefürchteter Name allein schon abschreckend auf unsere Feinde, wie ein Gorgonenhaupt auf dem Schild des Reichs. Wie der Cid Campeador noch todt, auf das Roß gebunden, die Angreifer scheuchte, so hätte man Bismarck auch nach seinem Tode für noch lebend ausgeben mögen. Um die Bedeutung des Ereignisses zu würdigen, muß man nachlesen, wie Russen, Franzosen und die Reichsfeinde im Inneren den Fall dieses gefürchtetsten unter unseren Helden aufnahmen: bejubelt haben sie ihn! Und dabei war die Sprache französischer Blätter viel anständiger als die mancher deutschen, welche es an den bei ihrer Gattung altherkömmlichen Fußtritten auf den wehrlos gemachten Löwen nicht fehlen ließen.

„Nothwendig“ war das Geschehene freilich. Sonst wär's nicht geschehen. Denn nichts geschieht, was nicht geschehen muß.

Deshalb ist die landläufige Vertröstung: „der Fall Bismarcks war eine geschichtliche Nothwendigkeit“ lediglich eine hohle Redensart. Selbstverständlich war er das. Aber die Gründe dieser Nothwendigkeit wird die Weltgeschichte zu erforschen haben. Der Sturz Bismarcks ist eine Tragödie in der Geschichte des Deutschen Volkes; wir glauben aber nicht mehr an Schicksalstragödien oder mirakelhafte Eingriffe der Engel, sondern nur an das Trauerspiel der Charaktere — im Sinne Shakespeares. — Diese Auffassung des schattendunklen. Geschehnisses des Unheils scheint die einzig würdige: sie ist selbst eine, tragische, eine weltgeschichtliche; sie giebt dem Kaiser, was des Kaisers und dem Kanzler, was des Kanzlers ist. Ueber den alten Kanzler hat die Weltgeschichte bereits gerichtet: der junge Kaiser schreitet diesem Gericht mit selten erreichter Kühnheit entgegen: — möge sie ihm und uns Allen zum Heile gedeihen.

Das wünscht gewiß Niemand aufrichtiger als derselbe Mann, dessen Entlassung in einer Zeit der Bedrohung des Reiches durch Russen, Fran-

zosen und Socialdemokraten die kühnste That dieses Kaisers war. Denn unser letzter Athemzug muß eben doch immer in den Ruf ausklingen: „Hie allerwege Kaiser und Reich!“

In dem Vorstehenden glaube ich in der Beurtheilung des größten Ereignisses, das seit dem Frankfurter Frieden geschehen, Moltke'scher Wahrhaftigkeit nachgeeifert zu haben: aber auch noch einer andern seiner Tugenden: der Gerechtigkeit.

Denn zu dem Schönsten in diesem Buche zählt das edle Streben, auch dem Feinde voll gerecht zu werden, in rein sachlicher, von keiner Leidenschaft getrübter Würdigung: hier werden nicht, wie das leider in Deutschland unter den sich bekämpfenden Parteien auf den verschiedenen Gebieten so häufig und so häßlich ist, dem Gegner schlechte Beweggründe, andere als von ihm selbst angeführte, unterstellt.

Gar Manches in der Eigenart der leicht beweglichen Kelto-Romano-Franken muß einem so durch und durch niederdeutschen Mann, wie diesem Helmuth in seiner kühlen, ruhigen, verhaltenen, wortkargen, sprödherben Weise ganz besonders zuwider gewesen sein: aber wie wacker weiß er das zu bemeistern, wie wohlthuend wirkt das warm ertheilte Lob einzelner ihrer Feldherrn und vieler glänzender Waffenthaten ihrer Heerscharen!

Wir Deutsche sind rasch bei der Hand, das Gebahren der Franzosen „theatralisch“ zu schelten: sehr mit Unrecht! Das Bedürfniß der lebhaften Empfindung in Blick, Geberde, Bewegung (mit allen Gliedmaßen!) in Wort, Tracht, Schmuck glänzenden, eindringlichsten Ausdruck zu geben, steckt tief in dem so reich begabten Mischvolk von der keltischen und von der romanischen Seite her; und auch die Franken treten von Anfang an in Geschichte und Sage uns als eitler und ruhmrediger, lebhafter, rascher, leichter- und heißer-blütig entgegen, denn z. B. alle niederdeutschen Völkerschaften und die Bajuvaren und Thüringe (rascher und heißer als die Andern rechts vom Rhein sind die Alamannen); was bei uns freilich „theatralisch“, d. h. gemacht und künstlich auf die Wirkung berechnet wäre, das ist bei Franzosen (und Italienern) durchaus nichttheatralisch, sondern echteste Wahrheit der Volksseele. Freilich: — uns muthet dieses Wesen in seinen Uebertreibungen oft seltsam, auch wohl zur Geringschätzung herausfordernd an: wie andererseits die Franzosen uns den Mangel an solch' bestechlichem Wesen: die Vernachlässigung des Aeußeren, der Form, des Ausdrucks, nicht ohne Grund vorrücken: hat doch Renan nach dem Kriege von 1870/71 geradezu über Moltke geäußert: er wisse wohl zu siegen, aber ihm fehlten jene „mots sonores,“ welche die Heere zum Siege fortreißen (wie z. B. die Napoleons von den „Jahrtausenden, die auf die Grenadiere von den Pyramiden herabsahen“, der Sonne von Austerlitz und ähnliche „Scherze“ (sagt man in Berlin). Lieber Gott! Unser Moltke und solche „Tiraden!“ „Sedan sans phrase“ scheint doch „Waterloo avec phrase“ erheblich vorzuziehen! Moltke hätte sich die Zunge abgebissen (der große „Schweizer“, wie ich neulich irgendwo las),

ehe er sich zu einer solchen Rede-Leistung herabgelassen hätte. Einer solch' durchaus entgegengesetzten Eigenart ist die gerechte Anerkennung der Franzosen höher als anderen anzurechnen.

Und auch, wo er tadeln muß — übrigens auch Fehler auf Seite der Deutschen — geschieht es maßvoll, fein, oft so fein, daß die Verurtheilung erst bei schärfsten Zusehen zu erkennen ist: — freilich wirkt sie gerade deshalb oft erst recht vernichtend.

V.

Das sind die Gesichtspunkte, unter welchen wir den Inhalt des Buches betrachten wollen, auf Einzelheiten aber nur gelegentlich näher eingehend: eben da, wo unsere oben aufgestellten Sätze besonders eindringliche Bestätigung finden oder wo sich andere Gedanken aufdrängen, die der Festhaltung nicht unwerth scheinen: denn unwillkürlich wachsen mir diese Betrachtungen über die unter der Aufschrift bezeichnete Aufgabe hinaus.

Sollten die Franzosen wirklich, wie S. 3 („Vorbereitung zum Kriege") vermuthet wird, „auf den alten Zwiespalt der deutschen Stämme gerechnet haben," so müßten die Berichte ihrer Gesandten an den Höfen von München und Stuttgart — von Karlsruhe zu schweigen — von Blinden und Tauben verfaßt gewesen sein. „Durften die Süddeutschen auch nicht gerade als Verbündete angesehen werden, so hoffte man durch einen ersten Sieg sie unthätig zu erhalten oder selbst für sich zu gewinnen." Die von uns gesperrt gedruckten Worte setzen doch bei den Franzosen allzu arge Verblendung voraus! Der Deutsche, der das Glück hatte, jene Tage der aufsteigenden Kriegsgefahr in Süddeutschland zu verleben, zählt zu seinen herrlichsten Erinnerungen die von Anfang an zweifellose, fast ausnahmslos einmüthige Entschossenheit, ja die Begeisterung, mit welcher der Kampf an der Seite Preußens als selbstverständliche Pflicht erfaßt und verkündet wurde. Das war, versetzt man sich auf die Bildungsstufe des gemeinen Mannes, nach den bösen Eindrücken von 1866, nicht ein Geringes, sondern ein Großes: es brach eben trotz jener schlimmen Erinnerung, trotz der Hetzereien der Sonderthümler und der Ultramontanen, bei Bajuvaren, Alamannen, Franken, Thüringen, Hessen das gemeinsame deutsche Blut, das echt-deutsche Pflichtgefühl der Waffentreue überwältigend durch. Hätte die preußenfeindliche Mehrheit der baierischen zweiten Kammer, gewählt 1867 — unter der feindlichen Nachwirkung von 1866, — wirklich für Neutralität gestimmt, — ein Sturm der Entrüstung würde sie hinweggefegt und eine Neuwahl eine ganz andere Zusammensetzung herbeigeführt haben. Aber die Auflösung war nicht nothwendig: eine Anzahl von Männern, — darunter der Schriftsteller Martin Schleich — unter dem Zeichen des Hasses gegen die Sieger von Kissingen und Würzburg gewählt, brachte doch die Schmach der „Neutralität" nicht über ihre deutschen Herzen: sie enthielten sich auch nicht der Abstimmung, wie nun ihre caplangegängelten Wähler als Mindestleistung

verlangten, sondern stimmten für den Krieg an der Seite Preußens, dem Vorwurf der Wortbrüchigkeit richtig entgegnend, daß der Volksvertreter nicht an „zwingenden Auftrag" (mandat impératif) seiner Wähler, auch nicht an eigene vor der Wahl gegebene Versprechungen gebunden, sondern verpflichtet ist, nach seiner „freien Ueberzeugung" zu stimmen, d. h. also nach derjenigen Ueberzeugung, die er im Augenblick der Abstimmung hat, nicht nach der im Augenblick der Wahl gehegten. Die Begeisterung für den Krieg war so stark im baierischen Volke, daß der jugendliche König es wagen konnte, gestützt auf die Kammer der Reichsräthe, der anfänglich zögernden Mehrheit der zweiten Kammer sagen zu lassen, er werde den Krieg an der Seite Preußens jedesfalls führen, auch dann, wenn ihm jene Mehrheit die Geldmittel versage. Das wirkte denn doch gewaltig. Und es bleibt das schöne Verdienst des unglücklichen Königs, damals in edler Begeisterung für die deutsche Sache seinem Volk vorangeschritten zu sein; er hat sich mir gegenüber selbst in einer denkwürdigen Unterredung auf seinem Schachenschlosse bei Partenkirchen im Jahre 1873 gar eifrig hierüber ausgesprochen: das soll ihm unvergessen sein; ist auch die Angabe, er habe aus eigenem Antrieb König Wilhelm den Kaisernamen angetragen, längst widerlegt: man weiß, daß er hierin lediglich Bismarck Folge leistete, — und keineswegs gerade eilig: — der ihm die unabwendbare Thatsache verkündete und ihm nur die Wahl ließ, ob sie durch ihn angeregt oder ohne und gegen seinen Willen geschehen solle. Wer den jungen König kannte, hat jener Erzählung niemals glauben können.

Aber Dank seinem Eifer für den Krieg waren die Baiern die allerfrühesten, welche neben den Preußen die Wacht am Rhein bezogen und schon am 3. August (nach Weißenburg, 2. August) konnte ich von ihnen singen:

„Die er sich hold vermeint,
Ihr zuerst schlugt den Feind
Grimmig auf's Haupt!"[1])

Die Begeisterung und Pflichttreue für Deutschland hat in Baiern wie in Württemberg sofort über den Haufen gerannt die vor dem Aufsteigen der Kriegswolken lang und breit erörterte Streitfrage, ob in Folge der Schutz- und Trutzbündnisse vom August 1866 die Südstaaten befugt seien, im Einzelfall zu prüfen, ob sie zur Waffenhilfe verpflichtet seien (den sogenannten casus foederis festzustellen) oder ob sie in jedem Kriege Preußen Hilfe zu leisten hätten. Recht viel thöriges Gerede und Geschreibsel war hierüber gewechselt worden; ich habe schon damals[2]) dargethan, daß unbedingte Hilfspflicht bestand; denn Preußen einerseits, die drei ($^1/_2$: nämlich Hessen für seine Südhälfte, für die Nordhälfte stand es im norddeutschen Bunde) Südstaaten

---

[1]) „Victoria!" Weißenburger Siegeslied. Flugblatt. Würzburg, A. Stubers Buchhandlung 3. VIII. 1871, jetzt Gedichte. II. Sammlung III. Auflage. Leipzig 1880.
[2]) S. jetzt Bausteine V., 1. Berlin 1883, völkerrechtliche Studien.

andererseits hatten sich gegenseitig den Besitzstand ihrer Gebiete gewährleistet; nun bedroht aber jeder Krieg, ohne Rücksicht auf die Entstehungsursache, den Besitz des Besiegten; wäre z. B. im Jahre 1870 der Krieg um die hohenzollernsche Thronbewerbung in Spanien entbrannt, so würde doch das siegreiche Frankreich nicht etwa mit dem Verzicht auf jene Bewerbung sich haben begnügen müssen, sondern das Recht gehabt haben, dem besiegten Preußen z. B. das linke Rheinufer abzunehmen. Und ganz ohne Zweifel würden das dieselben Franzosen gethan haben, welche nun in der Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen gegen den Willen der Einwohner einen himmelschreienden Rückfall in ein barbarisches Kriegsrecht erblicken. Ja, sie haben ein eigenartiges Völkerrecht, die geistreichen Leutchen da drüben; z. B. auch eine Festung Paris, aus welcher man nur heraus, in welche hinein man nicht schießen darf, was freilich eine angenehme Einrichtung ist. In Summa: die Süddeutschen haben damals nur ihre Schuldigkeit gethan; wie sie aber dieselbe gethan haben, ist höchsten Preises werth. Das erkennt auch der so lobkarge Moltke an; nur die „braven" Brandenburger, (vor Metz), die Pommern, S. 58 und die Baiern erhalten ausdrücklich lobende Beiwörter: S. 84 „die verwegene kleine Schaar", welche sich schon am 31. August allein in Bazeilles behaupten wollte; freilich liegt in dem „verwegen" wohl auch eine leise Rüge der allzu rauflustigen „Schneid". Aber wie wohl thuen jedem Baiernherzen die Worte Moltke's über den Tag von Coulmiers, den „Ehren"-nicht „Unglückstag" von der Tanns, da sie, nicht 20 000 Mann, Stunden lang 70 000 Franzosen in Schach hielten, und als sie endlich solcher Uebermacht wichen, nicht verfolgt wurden.

In Süddeutschland waltete auch bei den Regierungen so unbedingtes Vertrauen, daß alle vier betheiligten Staaten „anscheinend das eigene Land entblößend, ihre Contingente bereitwillig der Hauptversammlung anschlossen." (S. 6.)

Zahlreich sind die köstlichen, herzerquickenden Beweise solchen Vertrauens im Volke und Heer, welche ich, damals Professor in Würzburg, bei Ausbruch des Krieges daheim und später in Frankreich erlebte; und doch war man gerade in Würzburg und in Unterfranken überhaupt, eingedenk der Tage von Kissingen und Aschaffenburg, der Beschießung Würzburgs, den Preußen nicht gerade sonderlich gewogen! Ich kannte näher einen Artillerieunteroffizier, der bei Kissingen einen Bruder verloren hatte, was ihn bitterer schmerzte, als eine bei Hettstädt empfangene Wunde; der hatte von 1866—70 weidlich geschimpft auf die Preußen und meine beschwichtende Beredsamkeit war erfolglos an ihm abgeglitten. Ich traf den Mann wieder bei Beaumont (30. August) er war Feuer und Flamme für die Preußen! Erfreut fragte ich: „Nun sag' einmal. Ihr Baiern habt doch grad so viel Schneid wie die Preiß'n"

„Do hast Recht!"

„Warum is denn anno 66 so schiach (schlecht) bei euch ganga und warum geht's denn jetz' so guat?"

„Dös will i Dir scho sagn. Schau: bal's (wenn es) hoaßt: ‚um achte müaßt's da sei,‘ na is der Preiß da und mir (wir) sind so um a halbe neine schö langsam daher kemma. Aber jetz' sei' mer (sind wir) a (auch) da akkrat um achte.“

Wie innig hat mich oft der vertraute, ja geflissentlich freundliche Verkehr zwischen den norddeutschen nnd süddeutschen Wehrleuten auf dem Marsche, in der Beiwacht, im Quartier erfreut, so lang ich der III. Armee folgte von Hagenau bis Sedan! Dabei verhielten sich unsere Baiern und Württemberger anfangs zurückhaltend: — es war der Stolz der Besiegten! — aber die Norddeutschen verdienen das Lob, daß sie diesen wohl zu würdigen wußten und stets selbst die ersten entgegenkommenden Schritte thaten.

VI.

Höchst bedeutsam ist, was über den „Feldzugsplan“ gesagt wird: S. 8: „Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, einen solchen auf weit hinaus feststellen und bis zu Ende durchführen zu können. Der erste Zusammenstoß mit der feindlichen Hauptmacht schafft, je nach seinem Ausfall, eine neue Sachlage. Vieles wird unausführbar, was man beabsichtigt haben mochte, Manches möglich, was vorher nicht zu erwarten stand. Die gegebenen Verhältnisse richtig auffassen, darauf hin für eine absehbare Frist das Zweckmäßige anordnen und entschlossen durchführen ist Alles, was die Heeresleitung zu thun vermag!“ Wie bescheiden und wie ehrlich und doch: welch' hochgestecktes Ziel! Die folgende Darstellung Moltke's zeigt, wie häufig der ursprünglich gefaßte Plan geändert, ja ganz aufgegeben werden mußte. und zwar in sofort, in plötzlich zu fassendem Entschluß; so, nachdem der für diesen Tag nicht gewollte Zusammenstoß bei Wörth am 6. August erfolgte, so, als nach dieser Schlacht alle Fühlung mit dem Feinde verloren gegangen, so, als bei Gravelotte-Saint-Privat die von Moltke selbst stark unterschätzte Ausdehnung der französischen Stellung nach Norden erkannt war, so vor Allem bei der zu Bar-le-Duc beschlossenen Aenderung der ganzen Marschrichtung (nach Norden statt nach Westen), so bei den Nachrichten von den Entsatzheeren gegen Paris bald von Westen bald von Norden her, endlich nach der Erkundung des Vormarsches Bourbaki's auf Belfort. Gerade in diesen rasch zu fassenden Entschlüssen und Planänderungen zeigt sich das Feldherrngenie Moltke's am Großartigsten. Auch die Franzosen, welche früher sehr thörigermaßen ihm diese Gabe abgesprochen hatten — er könne nur einen Plan im Voraus (allerdings sehr gut!) entwerfen und diesen dann um jeden Preis durchführen — haben endlich nach Erscheinen dieses Buches erkannt und ausgesprochen, was ihnen schon, als sie geschahen, die Geschehnisse selbst hätten zeigen können.

Nach Moltke's Worten ähnelt des Feldherrn Aufgabe der des Schachspielers, der ja auch nicht seinen vorgefaßten Plan unter allen Umständen durchzwingt, sondern unverhoffte Fehler des Gegners benützt, auf

anderem Wege als dem ursprünglich in's Auge gefaßten rascher und leichter zum Ziele des Sieges zu gelangen oder umgekehrt durch unerwartete Angriffszüge sich seinerseits in die Nothwendigkeit der Deckung, der Vertheidigung gedrängt sieht.

Das Gegentheil von Feldherrnkunst hat aber die französische Heerführung gleich zu Anfang des Feldzuges geleistet, auch als noch nicht — wie in der Folge so oft — widersprechende Befehle des Kaisers, der Kriegsminister, der Generale Verwirrung anrichteten: „der französische Angriffsplan ging auf ein überraschendes Angriffsverfahren aus. Die starke Schlacht- und Transportflotte sollte zu einer größeren Landung verwerthet werden, welche einen Theil der Streitkräfte Preußens im Norden festhalten konnte, während dessen Hauptmacht, wie man annahm, den ersten Angriff hinter der starken Rheinlinie abwarten werde. Dieser Strom sollte, unter Umgehung der großen Festungen, bei und unterhalb Straßburg ungesäumt überschritten und die süddeutsche Heeresmacht, welche den Schwarzwald zu vertheidigen hätte, dadurch gleich anfangs von der norddeutschen getrennt werden.“ (S. 3).

Geradezu genial war der kühne Entschluß Moltke's, obwohl er diesen Plan und die zu dessen Ausführung weit vorgeschobene französische Uebermacht an der ganzen Grenze erkannt hatte, gleichwohl den Aufmarsch der deutschen Heere nicht hinter, sondern (wie er mit Vorliebe sagt) „vorwärts dem Rhein“ zu bewirken.

Man hatte auf französischer Seite in kühnem Wagniß die Truppen in unfertigem Zustand an die Grenze geworfen, um mit — wenn auch nur kurzwährender Uebermacht — den Aufmarsch der Deutschen zu überraschen, in Süddeutschland einzubrechen, durch einen ersten Erfolg wichtige politische und moralische Vortheile zu gewinnen: allein die für uns Deutsche so bangen Tage von Saarbrücken, an welchen man aus jener überstürzten Versammlung diesen Gewinn hatte ziehen können, waren ungenutzt verflossen: „der innere Zustand der Truppen hatte jede Thätigkeit gelähmt.“ (S. 10:) Oberstlieutenant Pestel hielt mit drei Schwadronen und einem Bataillon zwei Wochen lang die Uebermacht in Schach: endlich setzten sich am 2. August drei Armeecorps gegen ihn in Bewegung, „die Tricolore wehte in Saarbrücken, eine neue Aera der Weltgeschichte war angebrochen“ — so sagte eines jener „mots sonores“ — (oben S. 198): aber dies Wort sollte sich wie ein echtes Orakel, doppeldeutig bewähren.

Für das Treffen bei Weißenburg (4. August) erhalten die Franzosen eine sehr gute Note: „eine Division hatte drei deutsche Corps auf sich gezogen und (erst) nach kräftiger Gegenwehr den Rückzug bewerkstelligt, ihr tapfrer Führer war im Kampfe gefallen“; schon hier wie noch oft in der Folge war ein auf deutscher Seite (vielleicht allzu lang) hingehaltenes Feuergefecht des Fußvolkes endlich durch Umfassung eines Flügels des Feindes und durch Heranziehung überlegener Geschützmacht zum Siege gewendet worden.

Unter den nun für die Franzosen nach dem 2. August gegebenen Möglichkeiten war auch die, daß sie jetzt selbst zum Angriff schreiten würden: sie war auf deutscher Seite vorausgesehen worden, aber die Schlacht bei Wörth ward einen Tag früher geschlagen, als beide Heerführer gewollt hatten; „wo die Parteien so nahe an einander gerückt sind wie hier, entbrennt der Kampf leicht auch gegen den Willen der oberen Leitung.“ (S. 14). An diesem Tage „klappte es“ nun auf deutscher Seite durchaus nicht recht; das geht aus Moltkes Darlegung noch klarer als aus der des Generalstabswerkes hervor: widersprechende Befehle führten zu unerfreulichen Dingen; so mußten die Baiern, nachdem sie, unter starken Verlusten, einen Wald genommen, gemäß dem jetzt eintreffenden Befehl des Kronprinzen, denselben räumen und das Gefecht einstellen, — um bald darauf denselben Wald noch einmal nehmen zu müssen: zwei gute Freunde von mir liegen unter jenen Tannen: Max von Schlichtegroll von München und der Sohn des Philosophieprofessors Hoffmann in Würzburg. Heldenhaft war die Aufopferung der tapferen drei französischen Reiterregimenter der Brigade Michel, welche „trotz der denkbar ungünstigsten Bodenbeschaffenheit mit großer Entschlossenheit das Fußvolk des 32. Regiments angriffen“; aber wunderschön ist auch die kurzwortige Schilderung der kühnen That (S. 16): der liest sich mit dem ergreifenden Schluß: „sie verschwanden vom Schlachtfeld“ wie eine Ballade, (nämlich eine gute!) Gegen Ende des Kampfes suchte ebenso die Reiterdivision Bonnemain das Schicksal des Tages zu wenden, „sie warf sich, trotz der sehr ungünstigen Bodenverhältnisse, auf den nicht gedeckt stehenden Gegner, erlitt furchtbare Verluste und stob, ohne zum eigentlichen Einhauen gekommen zu sein, auseinander.“ Ganz ähnlich haben auch bei Sedan zweimal französische Reitergeschwader sich aufgeopfert in einem „Todesritt“, der dem berühmten deutschen der Brigade Bredow an Tapferkeit nicht nachsteht; aber der deutsche hat die schwer wankende Schlacht gestellt: die französischen haben, wie vorauszusehen war, nichts gefruchtet. Auch hier wird wieder der „bis auf's Aeußerste fortgesetzte tapfere Widerstand der Franzosen in dem brennenden Fröschweiler anerkannt.“ (S. 17.)

Von der am gleichen Tage (6. August) geschlagenen Schlacht von Spicheren „hatte man nachträglich behauptet, sie sei am unrechten Ort geschlagen und habe höhere Pläne durchkreuzt“ (S. 23); ja, man hat die alsbaldige Entfernung des Generals von Steinmetz auf sein Vorgehen bei Spicheren zurückgeführt. Wir erfahren jetzt das Gegentheil: „allerdings war ja die Schlacht nicht vorgesehen. Im Allgemeinen aber wird es selten Fälle geben, wo der taktische Sieg nicht in den strategischen Plan paßt. Der Waffenerfolg wird immer dankbar acceptirt und ausgenutzt werden;“ es werden dann die wichtigen durch die Schlacht gewonnenen und auch strategischen Vortheile hervorgehoben; hier zuerst wird als bezeichnend erwähnt die erhebliche Zahl unverwundeter Gefangener, welche „schon hier“, d. h. in einem so frühen Abschnitt des Feldzuges dem Gegner abgenommen wurden: dies wird nun

in der Folge noch gar oft verzeichnet; die tapferste Haltung der Franzosen im Gefecht schließt nicht aus, daß sie nach dem Mißlingen in arges Verzagen, „in Auflösung" gerathen; so gehen sie schon bei Weißenburg „in großer Auflösung" (S. 13) zurück, nach der Schlacht bei Wörth muß „die innere Auflösung" des französischen Heeres so groß gewesen sein, daß es unlenkbar geworden war. Denn nur eine Brigade schlug den Weg über Bitsch zu der . . Hauptarmee bei St. Avold ein, alles Uebrige, dem einmal gegebenen Anstoß folgend, wälzte sich unaufhaltsam . . . nach Zabern zurück" (S. 18), bei Spicheren bedeckte die Nacht die Zustände der geschlagenen Abziehenden. Schon hier treten lebhaft hervor der schöne Eifer der deutschen Führer, sich gegenseitig zu helfen, und das Herandrängen der Truppen zum Gefecht, die während des ganzen Krieges sittlich so erhebend und für den Sieg so fördersam wirkten, während von den hinter General Frossard stehenden Divisionen allerdings drei in Bewegung gesetzt wurden, aber nach seltsamen Hin- und Herzügen nur zwei eintrafen und zwar erst nachdem der Kampf beendet war.

Zwei Batterien des I. Armeecorps waren, in Königsberg eingeschifft, auf der Eisenbahn angelangt und aus derselben sofort in die Schlacht geeilt. Ein wackerer Ostpreuße, der das eiserne Kreuz trug, erzählte mir auf meine Frage nach dem Anlaß solcher Ehrung drollig genug: „Wofür? Ja, Harche (Herrchen) das kann ich Ihnen nicht sagen. Von Königsbarg fort in der Eisenbahn, immer fort, immer fort — durch so scheenes Land — überall gegassen und getrunken, ach so viel Wein! Ueberall angesungen! — Auf einmal: Halt! — Es schießt mit Kanonen: — raus aus dem Wagen: — rauf auf einen hohen Barg (so was hohes hatte ich noch nie geseh'n): — unser Geschütz war das erste: — ich richtete es: — auf einmal: — Bauz! — was vor den Kopf. Ich fall' um. Wie ich wieder aufwache, fahr' ich wieder per Eisenbahn, liegend auf Battchen (Bettchen), nach Königsbarg. Der Kopf brummte noch lang. Dann kam das eiserne Kreuz. Jetzt brummt er schon lang nicht mehr."

(Fortsetzung folgt.)





Ein Rassenkampf in der neuen Welt.

Von

K. Grazer.

— Wien. —

I.

Jahrtausende hindurch bildete die chinesische Mauer einen unüberwindlichen Grenzwall zwischen östlicher und westlicher Cultur, bis es endlich gelang, in diese Mauer einige Breschen zu schießen, in welchen das englische Element Fuß fassen konnte. Mit dem Vertrage zwischen Washington und Peking (1868), laut welchem den Bürgern der Vereinigten Staaten der freie Zutritt nach China gewährt, den das Gebiet der Unions-Staaten betretenden Söhnen des himmlischen Reiches hinwieder, das Schicksal „der meist begünstigten Nation" gesichert wird, beginnt die eigentliche chinesische Auswanderung nach Amerika; während 1867 die Gesammtzahl der in Nord-Amerika lebenden Chinesen blos 2500 beträgt, wandern in Folge des Vertrages 1868: 10 684 „Chinamänner" ein; ihre Zahl steigt auf 16 879 im Jahre 1876; 1882 schiffen die sechs chinesischen Auswanderungsgesellschaften 35 614 Chinesen auf unionistischem Gebiet aus. Der bezopfte Arbeiter, dem keine Arbeit zu beschwerlich, keine zu schmutzig war, fand für seine Thätigkeit ergiebigen Boden und ward Anfangs von den nüchternen Yankees mit offenen Armen empfangen. Bei seiner Verwendbarkeit und außerordentlichen Sparsamkeit wird es ihm leicht, ein Vermögen zu erwerben welches ihn in die Lage versetzt, in seine Heimat zurückzukehren. Welche Höhe das Einkommen der in den Unionsstaaten lebenden Chinesen anfangs der achtziger Jahre im Ganzen erreicht haben mochte, zeigt der Umstand, daß sie in dem Zeitraume von 1853—1878 rund 180 Millionen Dollars nach Hause schicken konnten.

Bald aber macht er seinen Gastgebern gefährliche Concurrenz, in welcher letztere in Folge ihrer höheren Bedürfnisse und Ansprüche von vornherein im Nachtheile sind. Jetzt erst werden sich die weißen Arbeiter der freien Staaten bewußt, daß der gelbe Mann einer anderen, feindlichen Rasse angehört, daß er ihre höhere Civilisation gefährdet, daß er ein Fremdling ist und bleibt. Der Brotneid der freien Bürger gegen die Eindringlinge wächst immer mehr, der Rassenkampf entbrennt in ungeahnter Heftigkeit; in dem Goldlande Californien rotten sich die weißen Arbeiter zusammen und die Chinesenhetzen — bei denen schließlich auch Blut fließt — nehmen ihren Verlauf. Die gefährliche Bewegung griff immer weiter um sich, so daß die Regierung endlich gezwungen war, die chinesische Frage zum Gegenstande diplomatischer Verhandlungen mit China zu machen. Den 17. November 1880 unterschrieben die Bevollmächtigten beider Regierungen zu Peking einen neuen Vertrag, der den Vereinigten Staaten das Recht einräumt, die Einwanderung der chinesischen Arbeiter zu regeln, einzuschränken, ja sogar gänzlich zu verbieten, wenn sie den Interessen des Staates schädlich zu werden drohten; die vor der Rechtskraft des Vertrages in den Unionsstaaten ansässigen Chinesen sollten auch fernerhin die Rechte der meist begünstigten Nation genießen. Den 6. Mai 1882 machte die amerikanische Regierung von ihrem vertragsmäßigen Rechte thatsächlich den weitestgehenden Gebrauch und verbot die Ausschiffung chinesischer Arbeiter, denn nur gegen diese richtete sich die Bewegung. Die Folge hiervon war, daß 1883 nur noch 381, 1884: 84, 1885: 57, 1886: 8, 1887: 28 Chinesen einwanderten, während die Zahl der Heimkehrenden in demselben Verhältniß wuchs und zwischen 10—17 000 pro Jahr ausmachte.

Inzwischen setzte das Cabinet von Washington die diplomatischen Unterhandlungen fort; am 12. März 1888 unterzeichnete Bayard, Staatssecretär der Vereinigten Staaten, einen neuen Vertrag, welcher im Wesentlichen folgende Punkte enthielt*). 1. Die Landung chinesischer Arbeiter wird auf 20 Jahre untersagt; 2. das Verbot hat keine Geltung für jene Arbeiter, die Familienangehörige — Eltern, Frau oder Kinder — in den Unionsstaaten wohnen haben, die daselbst Güter oder Schuldforderungen im Werthe von 1000 Dollars besitzen. 3. Der Vertrag findet für Kaufleute, Reisende, Professoren, Gelehrte und Staatsbeamte keine Anwendung. 4. Die in den Gebieten der Union befindlichen chinesischen Unterthanen können auf Naturalisation keinen Anspruch erheben. 5. Die Regierung der Vereinigten Staaten verpflichtet sich — ohne jedoch eine gesetzliche Verpflichtung hierzu anzuerkennen — den Bevollmächtigten Chinas 276 619.75 Dollars als vollen Schadenersatz der bei den Unruhen beschädigten chinesischen Unterthanen vor dem 1. März 1889 einzuhändigen. 6. Der Vertrag hat für 20 Jahre

*) Siehe Times, 19. Mai 1888.

und, falls keine der beiden Parteien ihn sechs Monate vor seinem Ablaufe kündigt, für eine weitere Reihe von 20 Jahren Rechtskraft.

Während der Vertrag in dieser Form von der chinesischen Regierung gebilligt wurde, glaubte der unionistische Senat behufs größerer Sicherheit eine Klausel einschieben zu müssen, welche die so mühselig zu Ende geführten Verhandlungen zunichte machte. Der Vertrag enthielt auch eine Bestimmung, kraft welcher den die Vereinigten Staaten bewohnenden Chinesen die Möglichkeit geboten war, ihr Vaterland auf kürzere Zeit zu besuchen, ohne hierdurch des Rechtes verlustig zu werden, wieder nach ihrem Wohnorte zurückzukehren Der Senat fügte nun eine Klausel hinzu, welche eine derartige Rückkehr bedingungslos verbot; das Actenstück mußte daher zu einer neuerlichen Berathung nach Peking geschickt werden. Ende August verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser von China verweigere die Anerkennung dieses Zusatzes und sofort legte ein demokratisches Congreßmitglied dem Hause eine Bill vor, welche dem Rückkehrverbote Gesetzeskraft verleihen sollte; Congreß und Senat nahmen Anfangs September die Bill an, ohne auch nur die officielle Bestätigung des Gerüchtes abzuwarten.

Daß der mit so unerhörter Rücksichtslosigkeit geführte Kampf gegen den Chinamann eigentlich nichts mit der Rasse zu thun hat, sondern sich einfach gegen die billigere Arbeitskraft richtet, beweisen die ähnlichen Vorgänge gegen die weißen Italiener und Slovaken, beweist das Losungswort der „amerikanischen“ Partei: „Amerika den Amerikanern“, beweisen die Vorkehrungen gegen die europäische Imigration, beweist die jüngste, famose Mac-Kinley-Bill.

II.

In Australien ist die antichinesische Bewegung etwas älteren Datums. Während Victorialand schon 1851 Prohibitivmaßregeln gegen die Einwanderung der gelben Männer ergriff, begannen die übrigen Colonien vor etwas mehr denn einem Jahrzehnt den gleichen Kampf. Den Reigen eröffnete Queens-Land 1877 mit einer „Acte“: „zur Regelung der Einwanderung von Chinesen, damit sie der Colonie nicht zur Last fallen sollten.“ Dieser Gesetzentwurf hatte den Zweck, der Colonialregierung die durch die Einwanderer etwa bedingten Mehrkosten — im Gefängnißwesen, Armenpflege und dgl. — und die Strafgelder, zu welchen sie während ihres Aufenthaltes verurtheilt werden könnten, sicherzustellen; deshalb mußte der Schiffseigenthümer für jeden ausgeschifften Chinesen eine Kopftaxe von 10 Pfd. St. erlegen, welche dem Betreffenden mit Abzug der durch ihn verursachten Kosten und seiner Strafgelder zurückerstattet werden sollten, so wie er die Colonie verließ. Doch enthält die Acte auch die mit obigem eingestandenen Motive nicht im Einklang stehende Bestimmung, daß die Schiffe auf je 10 Tonnen Gewicht blos einen Chinesen ausschiffen dürften. 1884 schränkte ein neues Gesetz die Zahl der einwandernden Söhne Ham's auf einen für je 50 Tonnen Schiffsgewicht ein und erhöhte die Kopftaxe auf 30 Pfd. St.; eine andere Acte verbietet

den „afrikanischen und asiatischen“ Fremdlingen die Naturalisirung, falls sie nicht verheirathet sind und die Colonie mit ihren Frauen nicht ununterbrochen durch drei Jahre bewohnt haben.

Das Beispiel Queens-Lands fand bald auch bei den anderen Provinzen begeisterte Nachahmung. In Neu-Süd-Wales setzt eine Acte (6. Dec. 1881) die Kopftaxe auf 10 Pfd. fest und bestimmt die Anzahl der einwandernden Chinesen auf einen für je 100 Tonnen Schiffsgewicht. Aehnliche Bestimmungen wurden in Victorialand (1881), Neu-Seeland, Süd-Australien (1881) getroffen; letztere Colonie machte jedoch zu Gunsten der nördlichen Striche auf eine Entfernung von 1000 Meilen von der Küste eine Ausnahme, weil hier die klimatischen Verhältnisse dem weißen Arbeiter den Aufenthalt unmöglich machen. Besonders lehrreich ist der Gesetzentwurf von Britisch-Columbien (18. Februar 1884), der mit folgender Begründung beginnt: „. . . In Anbetracht dessen, daß die Chinesen nicht geneigt sind, sich unseren Gesetzen zu unterwerfen; daß ihre Gewohnheiten und Beschäftigungen von denen unserer Mitbürger abweichen; daß sie sich der Bezahlung der der Regierung rechtmäßig zukommenden Steuern entziehen; daß sie von bösartigen Gewohnheiten (by pestilential habits) geleitet worden; daß sie im Augenblicke der Gefahr zu nichts zu brauchen sind; . . . überhaupt in Anbetracht dessen, daß die Gesetze, welche die Weißen regieren, für die Chinesen als unanwendbar anerkannt sind, und daß letztere Gebräuchen fröhnen, welche die Bequemlichkeit und Wohlfahrt der Gesellschaft gefährden . . .“ Nach diesem Gesetze zahlt jeder Chinese eine jährliche Taxe von 10 Dollars und muß immer bereit sein, die Quittung hierüber vorzuweisen; jene, die in den Minen arbeiten wollen, haben überdies noch weitere 15 Dollar zu erlegen. Schließlich enthält der Entwurf die dem englischen Strafgesetze geradezu zuwiderlaufende Bestimmung, daß *jeder eines in der Acte erwähnten Verbrechens angeklagte Chinese so lange für schuldig erachtet werden sollte, bis er nicht seine Unschuld erweisen konnte.* Ein reicher Handelsmann, Namens Wing-Chong, wandte sich deshalb an den obersten Gerichtshof der Colonie, und dieser erklärte die Ausnahmeacte für ungesetzlich und für eine Verletzung der zwischen den beiden Reichen bestehenden Verträge. Trotzdem somit die Gerichte selbst gegen diese Vorgänge Stellung nahmen, hörten die allem Völkerrechte Hohn sprechenden Prohibitivmaßregeln dennoch nicht auf. Anfangs Mai 1888 theilten lakonische Depeschen der Regierng in London mit, daß Neu-Süd-Wales entschlossen sei, der „chinesischen Invasion“ ein Ende zu machen und den chinesischen Passagieren des „Afghan“ die Ausschiffung verweigert habe. Diese Verletzung der zwischen England und China bestehenden Verträge folgten noch andere; Neu-Seeland erklärte einfach alle chinesischen Häfen für verpestet, in Sydney verhandelte die gesetzgebende Versammlung Tag und Nacht über eine „Chinese restriction-bill“, die Mitte Juni angenommen wurde. Die Kopftaxe ward aufgehoben, aber das Verhältniß der in Australien zuzulassenden Chinesen auf 1 zu 500 Tonnen ein-

geschränkt. Gleichzeitig drückte die Versammlung dem Mutterlande den Wunsch aus, die Regierung Ihrer Majestät möge mit dem Hofe von Peking auf ähnlichen Grundlagen Verhandlungen anknüpfen, als die, welche für den jüngsten Vertrag der Vereinigten Staaten maßgebend waren. Das Londoner Cabinet, welches von den in Sydney getroffenen Bestimmungen eine Erschwerung der unerläßlich gewordenen Unterhandlungen befürchtete, forderte die Colonialregierungen zu größerer Mäßigung auf.

Fragen wir uns, inwieweit die Klagen über die „chinesische Invasion“ berechtigt sind, so finden wir, daß es sich auch hier um eine in politischen Parteikämpfen so häufige Uebertreibung handelt. Bei einer Bevölkerung von nahezu 3 Millionen Weißer zählt Australien 51000 chinesische Einwohner, deren Zahl stetig abnimmt, gegenwärtig fällt auf je 60 Quadratmeilen und auf je 60 Europäer ein Sohn des himmlischen Reiches. Dabei sind gerade jene Territorien, welche von den Chinesen dichter besetzt sind — wie der Norden von Süd-Australien und Queens-Land, — von den Europäern wegen ihres ungünstigen Klimas gemieden, und würden ohne die arbeitsamen Chinesen zu einer trostlosen Wüste werden. Genau dieselben Verhältnisse bestehen auf der Insel Neu-Seeland, welche im Ganzen von 3000 Chinesen bewohnt wird; in der Hauptstadt Wellington befinden sich bei einer Bevölkerung von 30000 Weißen bloß 72 gelbe Männer.*) In der That gestehen die wenigen Gegner der Chinesen-Acte offen ein, daß es sich eigentlich nur um einen Concurrenzkampf handelt, der noch dazu nicht berechtigt ist. „Die Agitation ist ausschließlich das Werk der Arbeiterklassen“, — schreibt ein Oberst aus Sidney**) — „bisher ist der Einfluß der Chinesen auf die Herabdrückung der Löhne ein sehr geringer, denn die Tagelöhne halten sich auf einer außerordentlichen Höhe.“ Nach dem Berichte eines anderen Oberst***) arbeiten die Chinesen nicht billiger als die Europäer, ja sie erhalten sogar oft höhere Löhne, da sie entsprechende Leistungen bieten, „während der europäische Arbeiter im Allgemeinen faul ist und den höchsten Lohn für möglichst geringe Leistungen fordert.“

Ebenso unbegründet sind die Anschuldigungen in Bezug der der anglosächsischen Rasse drohenden Gefahren. „Die Chinesen unterwerfen sich nicht unseren Staatsgesetzen, sie entziehen sich ihrer Steuerpflicht; sie gehören einer fremden, unsere Reinheit gefährdenden Rasse an, und bleiben immer Fremdlinge unter uns,“ lautet das Feldgeschrei der Chinesengegner. Sind das nicht dieselben Anklagen, welche wir hier stündlich gegen die semitische Rasse erheben hören? Aber es ist auch die gleiche Kampfart, die gleiche absichtliche

*) Siehe: Times, 22. August 1888.

**) Siehe: Times, Mai 1888. So bekamen Maurer für 8-stündige Tagesarbeit 11 Schillinge; der Minimallohn bei den Eisenbahnbauten in Neu-Süd-Wales betrug 7 Schillinge pro Tag.

***) Siehe: Times, 4. Sept. 1888.

Verdrehung und Uebertreibung vorhandener Thatsachen. Denn die wenigen Vertheidiger des „heidnischen Chinesen" (heathern chinbee) anerkennen seinen Fleiß, seine Treue und Redlichkeit, und bestätigen, daß er sich gutwillig den bestehenden Gesetzen unterwirft; ein Blick auf die Subscriptionslisten und Schenkungsurkunden der Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten beweist zur Genüge, daß es auch um die Moralität des gelben Mannes nicht so arg bestellt sein kann. Es ist merkwürdig, daß derselbe John Bull, der in Melbourne von „pestilential habits" des Chinesen spricht, ihm in Birma, wo er ihn nicht entbehren kann, das höchste Lob spendet.

Das rücksichtslose Vorgehen der australischen Colonien versetzte die englische Regierung in die eigenthümliche Zwangslage, in Peking gegen ihre eigenen Unterthanen einzuschreiten. Sind es doch in erster Reihe britische Unterthanen, die den Transport chinesischer Auswanderer in schwunghafter Weise besorgen; Hong-Kong ist der Sitz der unter englischer Flagge geleiteten Auswanderungs-Agenturen und die Hong-Konger Handelskammer protestirte denn auch heftig gegen die Gewaltmaßregeln der Colonien bei der Regierung Ihrer Majestät. Ob die von der englischen Regierung angebahnten Verhandlungen, diese lästige Frage einer befriedigenden Lösung zuzuführen, von Erfolg gekrönt sein werden, läßt sich heute nicht vorhersagen; die chinesische Regierung beginnt, sich aus ihrem langen Schlafe aufzuraffen und die Interessen ihrer im Auslande lebenden Unterthanen mit größerer Energie zu verfechten; sie wird daher kaum geneigt sein, Verträge zu schließen, welche die Rechte ihrer Unterthanen schmälern könnten.





Robert Hamerling als Philosoph.

Von

Eduard Gf. Lamezan.

— Wien. —

Was Robert Hamerling als Dichter für das deutsche Volk und für dessen Literatur bedeutet, ist männiglich bekannt und bedarf keiner neuerlichen Betonung. Der Mann, der die reizenden Gestalten „Amor und Psyche" in anmuthiger Form neu belebte, um durch sie die Idee von der allbezwingenden Macht der Liebe künstlerisch zu beweisen, hat durch diese Eine That Geist und Gemüth seiner Nation für sich gewonnen und seinen Werken treue Anhänger geschaffen, die ihm auf allen späteren Wegen unbeirrt Heerfolge leisten. Man könnte fast versucht sein, ihn den „letzten Romantiker" zu nennen, wäre diese Bezeichnung nicht schon so vielfach früher angewendet worden, und stünde nicht auch heute noch die Frage offen, ob nicht eines schönen Tages abermals ein Sänger aufersteht, den man gleichfalls nur als „Romantiker" charakterisiren könnte. Ich gebe zu, daß es vorläufig wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat; hauptsächlich wohl darum, weil unsere Zeit der Dichtkunst und insbesondere derjenigen, die man als die lyrische bezeichnet, weniger Arbeit und weniger Aufmerksamkeit zuwendet. Diese Erscheinung verleitet mich, einen Gedanken auszusprechen, den vielleicht Mancher grundsätzlich verwerfen und als veraltetes Vorurtheil bezeichnen wird. Allerdings paßt es nicht zu der aesthetischen Richtung, die sich selbst als „die Moderne" (als Hauptwort, wohlgemerkt, ohne jeden weiteren Beisatz) bezeichnet, zu meinen, daß „Romantik" bis zu einem gewissen Grade zu den wesentlichen und unerläßlichen Elementen der „Poesie" gehöre, denn

damit wird zugleich gesagt, daß auf dem Boden des Realismus und des extremen Naturalismus überhaupt keine Poesie gedeihen könne. Das ist heute Ketzerei, ich weiß es; allein wenn man die schöngeistige Literatur Deutschlands in den letzten Jahrzehnten überblickt, so wird man wenigstens soviel zugestehen, müssen, daß es seit dem allmähligen Aussterben der sogenannten „romantischen Schule“ keine Schule d. h. keinerlei durch Einen Grundgedanken zusammen, hängende, von Einer Richtung und Art beherrschte Gruppe von Dichtern mehr giebt, die auf den Geist ihres Volkes einen nachhaltigen Einfluß auszuüben und sich eine bleibende Stellung in der Geschichte der Dichtkunst zu erringen vermocht hätten. Was man neuestens als „Schule“ bezeichnet — im Roman und im Drama — ist erst im Werden; es nimmt, wie Alles, was noch in der Gegenwart nicht festen Fuß gefaßt hat, die Zukunft für sich in Anspruch.

Sicher aber scheint mir das Eine, daß Hamerling nicht durch Realismus und Naturalismus, sondern durch etwas von früher her übernommene Romantik und vollen persönlichen Idealismus auf die Mitwelt gewirkt und seinen dichterischen Ruhm begründet hat, und gerade diese letztere Seite seines Wesens führte ihn nothwendigerweise dahin, zuweilen tiefe Gedanken in dichterische Gewandung zu kleiden, die davon Zeugniß geben, daß sein geistiges Leben sich über den Gegenstand und die Aufgabe des Augenblicks weit hinaus erstreckte. Das „Fabuliren“ und das „Spekuliren“ liegen bei einem umfassenden Dichtergemüthe oft ganz nahe bei einander, denn alle Erscheinungen des Lebens, mit denen der Dichter zu thun hat, verwandeln sich, sobald man ihnen nur einigermaßen näher treten will, in Verstandesprobleme. Deßungeachtet hat es mich nicht wenig überrascht, als mir in jüngster Zeit ein ganz stattlich aussehendes zweibändiges Werk zur Hand kam, das den Titel führt: „Atomistik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntniß von Robert Hamerling.“ Schon dieser Titel selbst regt zu allerlei Erwägungen an. Es macht den Eindruck eines Widerspruchs in sich, wie wenn zwei mit einander unverträgliche Dinge zusammengekoppelt wären! Und gleich regt sich die weitere Frage, was mit dieser absonderlichen Zusammenstellung gesagt werden will? ob der Urheber dieses Titels, der da in einem Athemzuge von dem Urahnen der Atomistik aus dem vierten Jahrhundert vor Christo bis zur Terminologie Schopenhauers im neunzehnten Jahrhundert nach Christo überspringt, sich als Schüler Epikurs und seiner heutigen Nachfolger oder als Anhänger des Frankfurter Philosophen darstellen oder ob er die Richtungen beider irgendwie vereinigen wird? Und alles das von Robert Hamerling, dem Dichter! Fürwahr Grund genug, das Buch in neugieriger Spannung aufzuschlagen, um nach der Antwort auf diese Fragen zu forschen!

Da zeigt sich nun zunächst, daß das Werk von seinem Verfasser nur als Manuskript hinterlassen, erst nach seinem Tode von befreundeter Seite in seine gegenwärtige Form gebracht wurde, daß aber Hamerling dessen Drucklegung und zwar in möglichst unveränderter Fassung ausdrücklich ge-

wünscht hat. Bei der innigen Sympathie, die wir für die Person des Dichters empfinden, beschleicht es uns wie wehmüthige Rührung, wenn wir in den beiden Bänden selbst die warmen Regungen einer vollen Menschenseele fühlen, wenn wir sehen, daß hier ein ruhelos strebender Geist — und wahrlich kein unbedeutender! — seine tiefsten, innersten, seine besten Gedanken niedergelegt hat, weil sie einen Theil seines Lebens bildeten und er sich in ihnen für die Zukunft erhalten wollte, wenn einst sein sterbliches Ich der Verwandlung anheimfiele! Wie hoch er selbst die Bedeutung dieses Gedankengebietes anschlug und welche Stellung er demselben im Leben des Menschen anwies, das sagt uns Hamerling im „Vorworte“, in welchem er nachdrücklich hervorhebt, er habe sich der Philosophie nicht etwa plötzlich oder in Anwandlung einer zufälligen Laune zugewendet, sondern in Folge des natürlichen und unabweisbaren Dranges, welcher den Menschen überhaupt zur Erforschung der Wahrheit und zur Lösung der Räthsel des Daseins treibt, als einer Wissenschaft also, die man nicht nach Belieben betreiben oder bei Seite lassen könne, die vielmehr für Jeden das Nächste, Wichtigste und Interessanteste ist — oder doch sein sollte, möchte ich hinzufügen. Eine Auffassung, in welcher man ihm nur mit voller Befriedigung zustimmen kann. Aus diesem Vorworte will ich übrigens nur zweierlei noch hervorheben, weil es für die Beurtheilung des Buches von besonderer Bedeutung ist. Hamerling berührt darin zunächst die oben angeregte Frage des Titels und sagt, „es gelte ihm der Ausdruck ‚Wille‘ eben nur als einer der möglichen Ausdrücke für das, um was es sich in der Philosophie handelt. Er hätte das Werk auch etwa als Atomistik des Lebens bezeichnen können, aber bei der Weite und Vieldeutigkeit des Wortes Leben schien ihm der Terminus Wille vorzuziehen, der nach Schopenhauer in der philosophischen Welt eine bestimmte Bedeutung erlangt hat als Seins- und Lebenstrieb u. s. w.“ Diese Stelle, giebt viel zu denken und ich gestehe, daß sie mich nicht erfreulich berührt hat. Denn durch dieselbe stellt sich Hamerling dem Anscheine nach ganz und gar auf den Standpunkt Schopenhauers und man sollte glauben, daß er, wenn er das Wort „Wille“ als das letzte, als die Summe dessen, worum es sich in der Philosophie handelt, ansieht und es eben deshalb an die Spitze seines Buches setzt — daß er meine ich, auch fortan consequent an diesem Gesichtspunkte festhalten werde Wenn ihm aber das Wort „Leben“ als ein vollständiges Aequivalent des Wortes „Wille“ erscheint, so giebt er damit die philosophische Bedeutung dieses letzten Ausdruckes wieder gänzlich auf, abgesehen davon, daß beide Worte keineswegs derart gleichbedeutend sind, daß sie nach Belieben einander substituirt werden könnten. Will man sie wissenschaftlich klassificiren, so kann man sie zu einander höchstens in das Verhältniß der Unterordnung des Lebens unter den Willen stellen. Der Wille gehört in das Gebiet des Transcendentalen, das Leben in jenes des realen und phänomenalen; ob zwischen beiden das Band besteht, das Ursache und Wirkung verbindet, das ist eben trotz

Schopenhauer, der solches behauptet, noch immer ein Gegenstand ungelösten Streites. Das Wort Leben nimmt in der speculativen Wissenschaft überhaupt gar keinen Rang ein, weil es durchaus nur in den Rahmen der Zeitlichkeit und Endlichkeit fällt und hätte Hamerling eine Atomistik des Lebens angekündet, so würde man wohl allenfalls eine naturwissenschaftliche Studie, nicht aber ein Buch mit philosophischen Reflexionen erwartet haben.

Meines bescheidenen Erachtens ist übrigens das Wort „Leben" viel weniger „vieldeutig", als Hamerling zu fürchten scheint. Zwar können wir das, was „Leben" genannt wird, ebenso wenig vollends nach seinem Ursprunge und nach seinem eigentlichsten Wesen deuten, d. h. erklären, wie manch anderes der tausend Räthsel, die uns umgeben, allein doch hat so ziemlich Jedermann eine deutliche Vorstellung davon, weil wir es aus täglicher Anschauung und Erfahrung an uns selbst mit aller nur erreichbaren Gewißheit und an unserer Umgebung mittelst ziemlicher Evidenz wahrnehmen. Hingegen hat das Wort „Wille", das Hamerling vorzieht, zum mindesten zweierlei Sinn und Inhalt und zwar von höchst verschiedener Tragweite, und es ist noch immer sehr fraglich, ob die philosophische Welt, wie Hamerling meint, seit Schopenhauer mit demselben eine „bestimmte Bedeutung" zu verbinden geneigt ist oder nicht? Jedenfalls aber durfte Hamerling, wenn er sich bei Rechtfertigung gerade dieses Ausdruckes auf Schopenhauer bezieht, sich desselben nur dann bedienen, wenn er ihn vollständig in jenem Umfange und in jener Bedeutung anzuwenden gesonnen ist, die ihm Schopenhauer geben wollte. Denn es gehört nothwendig zur Klarheit eines Werkes, das als „fachwissenschaftliches" auftritt, daß es in der Wahl der Bezeichnungen correct und streng sei, nicht aber Worte, die schon vorher als Grundlage oder Bestandtheile eines bestimmten Systems Geltung und gangbares Gepräge erhalten haben, nun mit einem Male in einer ganz anders gearteten Mischung in Verkehr setze. Das geschieht aber in dem Buche Hamerlings in ganz entschiedener Weise, ja es zeigt sich die überraschende Thatsache, daß der Verfasser, den man zunächst als einen Anhänger des Schopenhauer-Hartmann'schen Kreises anzusehen versucht wäre, sich als ein heftiger Gegner Beider entpuppt.

Die zweite Stelle des Vorwortes, die ich hervorzuheben mich verpflichtet fühle, beabsichtigt, den Verfasser zu entschuldigen, daß er „keine durchgeführten und vollständigen Abhandlungen über die einzelnen Themen" biete, denn er habe „nur Bemerkungen aufgezeichnet, um Wahrheiten und Thatsachen hervorzuheben, die ihm besonders am Herzen lagen. Daher stamme auch die aphoristische Form des Werkes." Das letztere ist nun allerdings richtig, die beiden Bände enthalten in der That eine Reihe von Aufsätzen, die untereinander nicht durch ein nothwendiges inneres Band verknüpft sind, nicht inhaltlich auseinander erfließen, sondern nur eine ganz allgemeine approximative Anordnung erkennen lassen, die ohne Schädigung für den Werth des Ganzen auch anders liegen könnte. Wohl scheint dem Verfasser die Absicht innegewohnt zu haben, das Werk vor seinem Lebensende erst noch völlig aus-

zuarbeiten, allein die Erfüllung dieses Wunsches blieb ihm, wie so manchem Denker, versagt. Und das kann im Interesse der Sache gewiß nur lebhaft bedauert werden. Nicht etwa darum, weil man hoffen dürfte, es hätte das Werk durch eine vollere Ausarbeitung eine wesentliche Bereicherung oder auch nur eine Vertiefung des bereits vorhandenen Gedankenstoffes erfahren, denn Hamerling hat darin, wie ich glaube, nicht nur sein Bestes, sondern auch Alles, was er besaß, gegeben. Allein zu strengerer Selbstkritik wäre er dadurch gezwungen worden. Wollte er die aphoristische Form des Werkes abstreifen, so konnte er dies wohl nur durch eine systematische Anordnung und Ausgestaltung des Stoffes erreichen und der Versuch einer solchen hätte ihm sicherlich den Prüfstein für das Haltbare und für die Ausscheidung des Unhaltbaren an die Hand gegeben. Denn eine Aneinanderreihung von Aphorismen ist keine wissenschaftlich geläuterte Arbeit, weil sie die consequente Durchführung des Ganzen aus Einem grundlegenden Gesichtspunkte nicht erfordert und vielerlei zu sagen gestattet, was sich im Rahmen eines Systems als unmöglich darstellen würde.

Ich vergesse hiebei keineswegs, daß man sich besonders in Deutschland in dem allgemeinen Feldzuge gegen die speculative Philosophie überhaupt und gegen das Uebermaß des Idealismus im Besonderen gewöhnt hat, die Waffen des Spottes gegen Jene zu kehren, die „mit Worten ein System bereiten" und den ganzen Weltenbau in das Prokrustesbett seines Rahmens zwängen wollen. Man weiß, wie übel dabei die „Professoren" der Weltweisheit weggekommen sind, die gewissermaßen von Amtswegen verpflichtet sind, sich innerhalb eines bestimmten und klarumrissenen Systems zu bewegen. Warum aber darf man solches von ihnen fordern? Warum gestattet man einem „Professor" nicht, irgend eine Philosophie etwa in Aphorismen vorzutragen? Lediglich darum, weil die Systematik auf jedem Gebiete das Kriterium wissenschaftlicher Behandlung ist und einzig und allein den Schriftsteller „vom Fach" von dem Dilettanten unterscheidet.

Hätte also Robert Hamerling sich zu einer systematischen Bearbeitung der ihm vorschwebenden Fragen erhoben, so hätte er vor Allem Wiederholungen vermieden, Zerstreutes über ein und dasselbe Thema am zukommenden Platze vereinigt, mancherlei abschweifende Einschaltungen ausgeschieden, anderwärts wieder die Nothwendigkeit einer näheren Begründung empfunden. Ich zweifle auch nicht, daß dann gewisse Banalitäten, die in einem ernst gehaltenen Buche nicht zulässig wären und so überraschende Naivetäten, wie Hamerling sie in gewissen Kapiteln ganz kritiklos stehen läßt, sich in seinem Werke nicht vorfinden würden. Man lese — ich muß zur Begründung des von mir gewählten harten Ausdruckes darauf hinweisen — was Hamerling von den so absonderlich „elektrischen Stubenmädchen" (!) des Chirurgen Nußbaum, von den angeblich „leuchtenden" Menschen, von dem „Od" des Baron Reichenbach, von Jaegers „Entdeckung der Seele," von „Professor" Hansen und dergleichen Dingen schreibt, die doch heute, wie ich glaube, kein

denkender Mensch mehr ernst zu nehmen vermag! Solche Aeußerungen machen auf den Leser einen sehr unerfreulichen Eindruck und erwecken ein ungünstiges Urtheil über die Verstandesschärfe des Autors.

Nimmt man nun aber, von all dem bisherigen abgesehen, das Buch selbst in Ansehung seiner philosophischen Richtung zur Hand, so zeigt sich alsbald, daß Hamerling trotz seiner Begeisterung für die Philosophie als Wissenschaft, die er ausdrücklich als die höchste aller Wissenschaften und als die einzige, in welcher es ein wahres und unumstößliches Wissen gebe, bezeichnet und obwohl er mit Entschiedenheit bestreitet, daß die Philosophie, um für wissenschaftlich zu gelten, sich künftighin nur noch als eine Hilfsdisciplin der Naturwissenschaft nützlich machen solle — dennoch ganz im Banne der neuen Richtung steht, die er mit den obigen Worten abzulehnen scheint. Ganz begreiflich und berechtigt ist es sicherlich, daß derjenige, der an die Erörterung philosophischer Probleme geht, sich dagegen verwahrt, daß seine Arbeit nur im Dienste der Natur- oder empirischen Wissenschaft vor sich gehen solle, allein es scheint mir wenigstens, daß hier Hamerling in der Abwehr weiter geht, als der Angriff sich ausdehnt. Ich entsinne mich nicht irgendwo gehört oder gelesen zu haben, daß irgend ein Anhänger der neuen Richtung die Forderung erhoben hätte, die Philosophie sei zu einer „Hilfsdisziplin" der Naturwissenschaften herabzudrücken. Nebenbei gesagt, was würde der Naturwissenschaft eine solche Hilfsdisciplin nützen können? Das Abhängigkeitsverhältniß, in welches man die Philosophie zu der Naturwissenschaft bringen will, ist vielmehr ein wesentlich anderes, ja ich möchte sagen geradezu umgekehrtes. Die Streitfragen, welche sich hieraus entspinnen, nehmen heute die Geister aus beiden Lagern in Anspruch und es ist ein höchst bemerkenswerthes Zeichen dieser Sachlage, daß mir, indeß ich diese Zeilen niederschreibe, die Kunde zukommt, es habe die philosophische Gesellschaft in Berlin soeben eine Preisausschreibung über „das Verhältniß der Philosophie zu der empirischen Wissenschaft von der Natur" beschlossen — eine wahrhaft brennend zeitgemäße Frage!

Für die Leser der Zeitschrift „Nord und Süd" bedarf es keiner ausführlichen Darlegung darüber, warum dieses Verhältniß gerade derzeit wieder so sehr in Frage kommt und wie die Meinungen von der einen und von der andern Seite hierin auseinandergehen. Denn diese Leser, zu deren emsigsten ich mich selbst zählen darf, sind in der Lage, den geistigen Strömungen ihrer Zeit genau zu folgen und man kann daher für sie Vieles als bekannt voraussetzen, was für andere Kreise erst gesagt werden müßte. Wenn ich mir erlaube, auf den ganz ausgezeichneten Aufsatz über Gustav Theod. Fechner im Märzheft 1891 hinzuweisen, so gewinne ich dadurch die Möglichkeit, mich hier auf Dasjenige zu beschränken, was für die Beleuchtung des Standpunktes, den Hamerling hierbei einnimmt, unerläßlich ist.

Ich kann daher ohne weitere Ausführung wohl sagen, daß die Gegensätze, welche derzeit zwischen Idealismus und Realismus, Speculation und

Empirie, Spiritualismus und Materialismus, kurz zwischen der Philosophie im früheren Sinne und der „Wissenschaft von der Natur" energischer als je hervortreten, in letzter Linie in der erneuerten Aufforderung gipfeln, die Speculation solle sich fortan nur mehr der inductiven Methode bedienen, weil diese den Naturwissenschaften zu so überraschenden Erfolgen verholfen habe und die einzige sei, welche für alle Forschung eine sichere Grundlage realer Voraussetzungen liefern könne. Es soll also die Speculation sich selbst als solche im engeren Sinne aufgeben, nicht von erdachten abstracten Principien ausgehen und aus ihnen das All zu erklären suchen, sondern die Dinge in ihrer Erscheimungsform erfassen, die Erfahrungsthatsachen zu Hilfe und zu Rathe ziehen und aus der Synthese alles so gewonnenen Wahrheitsstoffes in die Geheimnisse der Natur eindringen. Auf diesem Wege muß die Philosophie in ein Abhängigkeitsverhältniß zu der Naturwissenschaft gelangen, allein es ist diese Abhängigkeit nicht die einer „Hilfsdisciplin," wie Hamerling sich ausdrückt, sondern vielmehr dahin zu verstehen, daß die Philosophie fortan der Naturwissenschaft und des von dieser beigebrachten Materials an Thatsachen nicht mehr entbehren, von diesem nicht mehr abstrahiren dürfe u. dergl., eine Stellung, bei welcher gerade die Naturwissenschaft als Vorschule, Vorbedingung und Hilfsdisciplin, aber auch zugeich als ganz despotisch herrschende Lehrerin und Gebieterin der Philosophie erscheinen würde. Alle ersten Prämissen, alle Ausgangspunkte für das philosophische Denken müssen hiernach vom Wissen der Natur ausgehen und nur dieses hätte darüber zu entscheiden, was in jenem Geltung zu beanspruchen habe.

Diese Abhängigkeit nun, welche gewiß eine nicht wenig drückende ist, will Hamerling seinem ganzen Gedankengange nach ohne Bedenken anerkennen und darum durfte ich wohl oben behaupten, daß er im Banne der neuen Richtung stehe. Das erhellt schon aus dem von ihm gewählten Titel des Buches, denn wer auf dem Boden der Atomenlehre steht und auch das letzte Räthsel, mit dem sich die Philosophie befaßt, unter die Gesetze der atomistischen Auffassung einordnen will — und das besagt nach dem Wortlaute des Vorwortes eben der Titel des Buches — der kann unbedingt nur den Weg der inductiven und empirischen Methode einschlagen, der gelangt nur vermittelst der Naturwissenschaft zum Gebiete der Philosophie. Es kann daher nicht überraschen, daß auch Hamerling zunächst mit einer Polemik gegen Kant beginnt, die Beschränkung, mit welcher dieser seine Kategorien durchaus blos für die Welt der Erscheinungen aufstellt, anzufechten sucht und sich sträubt, die Idealität des Raumes und der Zeit in dem Sinne und in dem Umfange von Folgerungen, die Kant daraus abgeleitet hat, anzunehmen. Diese Anfechtungen Kants sind in dem jetzt entbrannten Kampfe der Meinungen bei allen Vertretern der neuen Richtung zu finden, und wohl begreiflich, weil die Grundlage der Anschauungen dieses Mannes mit denen der modernen Schule ganz und gar unvereinbar sind. Aber Hamerling hat den bemerkenswerthen Muth, die Annahme auszusprechen, daß Kant sich der Consequenzen der von ihm auf-

gestellten Kategorien „nicht klar bewußt" gewesen sei, weil er sonst die Begriffe des „Sein" und „Nichtsein" in die Kategorientafel aufzunehmen nicht gewagt hätte. Ich kann es hier nicht unternehmen, mein Urtheil in diesem Streitpunkte zwischen Hamerling und Kant auszusprechen und bin mir auch bewußt, daß dieses Urtheil von wenig Gewicht wäre — aber man lese die Stelle im Buche selbst nach; mir hat sie den Eindruck gemacht, als ob Hamerling den Grundgedanken des Königsberger Denkers, welcher dem Kategorienschema vorausgeht, unvollständig und somit irrig aufgefaßt hätte.

Dennoch gelangt auch er bei der Erörterung der Frage nach dem „An sich der Dinge" und nach der „Theorie des Seins" in die Nothwendigkeit, eine Reihe von grundlegenden Formen zu setzen, unter denen wir alle Dinge und alles Sein in unsern Anschauungen erfassen müssen und führt als solche Formen die Endlichkeit, die Vielfachheit, die Gegensätzlichkeit und dergleichen auf. Nur nennt er das „Urgesetze," auf welche der Kosmos des Seins und des Lebens sich aufbaut. Offenbar sind dies aber nicht „Gesetze"; denn darunter hat man bisher immer nur constant wirkende, der Natur inwohnende Ursachen oder Kräfte verstanden, sondern Beziehungen der Dinge untereinander, womit wir ja doch wieder bei dem Begriffe der Kategorien Kants angelangt sind.

Sowohl auf dem Wege dieses Gedankenganges, als auch an mehrere, Stellen des Buches gelangt Hamerling zur Entwickelung des Atombegriffes ein Ausdruck, den ich jedoch nur vorläufig und mit Vorbehalt anzuwenden vermag. An dem gleichen Ziele sind schon vor ihm viele forschende Geister angelangt und es ist leicht nachzuweisen, daß aller Streit für und wider die Atomistik sich keineswegs um die Frage bewegt, ob oder ob nicht die Existenz von Atomen anzunehmen sei, sondern durchaus nur um die weit wichtigere Entscheidung, welche innere Bedeutung und Wesenheit man ihnen beizulegen hat, denn hiervon ist es abhängig, ob man aus den Atomen Alles erklären und ableiten könne oder ob das Wort ein Rahmen ohne Inhalt, eine „Gedankendichtung" bleibt. Es scheint aber, daß diese letztere Frage Hamerling nicht besonders beunruhigte; er hielt es offenbar für sehr befriedigend und alle erforderliche Erklärung bietend, daß er auf einem logisch unanfechtbaren Wege immer wieder zum „Atom" kam, ohne daß der Ausgangspunkt seiner Folgerungen hierfür einen Unterschied hervorgerufen hätte. Und nun an diesem Punkt angelangt, erweist sich unser Philosoph als ein ungemein freigebiger, ja verschwenderischer Vater seines Gedankenkindes, denn er stattet dieses mit einer solchen Fülle von Eigenschaften aus, daß damit dann allerdings sein Fortbestand, seine philosophische Berechtigung und Lebensfähigkeit gesichert und die „Atomistik" als wissenschaftliches Gebäude begründet wäre.

Aber hierauf kommt es ja eben an! Es darf ja ohne Weiteres zugegeben werden, daß man bei jeglicher Zergliederung des realen Lebens an die Materie als eine seiner unerläßlichen Voraussetzungen — und bei der Theilung und Zerkleinerung der Materie schließlich an irgend eine Grenze, ein Ende und eine unüberwindliche Schranke geräth. An der Grenze der

Vielheit die Einheit, an jener der Vielfachheit die Einheitlichkeit (oder qualitative Einheit.) Aber die Verwendbarkeit dieser Grenzbegriffe für die speculative Wissenschaft ist eine sehr ungleiche. Mit der Einheit, sei sie nun numerisch gedacht oder qualitativ, können wir noch gedanklich operiren und thun es auch täglich, denn sie liegt als Begriff und als Thatsache diesseits unseres Vorstellungs- und Wahrnehmungsgebietes. Von der Einheit als Zahl ausgehend hat schon die alte Eleatische Schule, haben Xenophanes und Pythagoras alles Seiende abgeleitet. Die Einheit als qualitative Einfachheit hat Leibniz zu dem Begriffe der Monade geführt, wenn ich dieses Wort richtig verstehe. Aber das endlich ermittelte „Untheilbare" ergiebt sich unserer Prüfung nicht so leichten Kaufes. Aus der Erfahrung vermögen wir es nicht zu entnehmen, denn noch hat es bis zum heutigen Tage Niemand mit menschlichen Sinnen wahrgenommen. Es gedanklich zu erfassen und uns klar zu machen ist uns verwehrt, schon darum, weil es als eine Negation aller positiven, concret faßbaren Merkmale baar ist, und ebenso wie andere Negationen, wie z. B. Unendlichkeit, Ewigkeit u. dgl. über die Grenze unseres Fassungsvermögens hinausgeht. Die Stelle, welche Th. Achelis in dem bereits erwähnten Aufsatze über G. Th. Fechner aus dessen „Elementen der Psychophysik" mittheilt, spricht sich hierüber in so klarer und überzeugender Weise aus, daß ich mir erlauben muß, neuerlich darauf hinzuweisen. Das „Untheilbare" ist nichts mehr als die Grenze der Zerlegung des realen Rauminhaltes, heißt es da: nur durch dieses Merkmal kann man es näher bestimmen. Wie klein man es sich aber auch immer vorstellen möge, immer „reicht es noch nicht", immer können, ja müssen wir gedanklich noch einen Schritt weiter gehen, bis uns nichts übrig bleibt, als ein blos gedachtes erstes Element, eine Art Baustein, aus dem wir das All aufbauen, weil wir das All bis zu diesem Punkte zerfällt haben.

Aber dieser Aufbau wäre ein lediglich mechanischer oder einseitig materieller, wenn wir diese Bausteine nicht auch noch nach anderer Richtung hin, ja womöglich nach allen ihren Richtungen des Näheren bestimmen, ihre Art und Wesenheit und ihre Wirkung erhellen. So lange sie uns nur als die unendlich kleinen Theile des aus ihnen bestehenden ausgedehnten Stoffes erscheinen, haben sie für uns einen durchaus blos mathematischen Werth. Wir sind gezwungen, sie zu beleben, zu beseelen. Bis zu diesem Punkte sind alle Jene, die zu dem „Atom" als dem äußersten Ergebnisse des Denkprocesses gelangt sind, so ziemlich einig, da im Allereinfachsten ein Widerspruch nicht leicht Platz finden kann. Aber in dem Augenblicke, wo es sich darum handelt, das unbedingt Einfache durch Aufzeigung seiner Attribute zu determiniren — da beginnen die Meinungsverschiedenheiten, was allerdings nicht verwunderlich ist, da das Unternehmen an sich schon eine Art Widerspruch einschließt. Dennoch ist man seit jeher nicht müde geworden, diese „Beseelung" des Atoms zu versuchen und die Verschiedenheit dieser Versuche drückt sich in den Namen aus, die man dem Atome gab, um mit ihm

hantiren zu können. Da die Vorstellung blos „materieller Punkte" zur Erklärung der Welt der Erscheinungen in keiner Weise hinreichte, mußte man dem Punkte eine „Kraft" zugesellen und bezeichnete ihn somit als „Kraftpunkt, Kraftmittelpunkt" oder als „punktuelle Intensität", was im Grunde dasselbe besagt. Ist es nicht einleuchtend, daß man durch diese Verkuppelung, so nothgedrungen sie auch zweifellos war, doch nur zu dem früheren nicht begreifbaren „Atom" ein neues Räthselhaftes hinzugethan? Dieser neu hinzugefügte Factor ergab sich gewiß nicht aus dem oben bezeichneten Gedanken der fortgesetzten Theilung der Materie, durch welche man zum Atom gelangte; er geht aus dem Gebiete der zählbaren und meßbaren Quantität hinaus in's Qualitative und muß somit von anders woher genommen werden. Sucht man nun aber diesen Begriff nach seinem innersten Wesen zu erfassen, so öffnen sich tausend verlockende Wege und von allen kann doch nur Einer zur Wahrheit führen. indeß alle andern ein zielloses „Vorbeidenken" sind, wie's im „Sophist" heißt!

Eine der größten, wenn nicht unbesiegbaren Schwierigkeiten für jedes auf der Atomenlehre beruhende System liegt weiter auch darin, daß die Logik sich weigert, aus einem an sich ausdehnungslosen ein ausgedehntes aus einem einfachen ein verschiedenartiges hervorgehen zu lassen. Dadurch wird man gezwungen, dem ausdehnungslosen dennoch, in Gedanken wenigstens, auch eine Form oder Gestalt zu geben und in das angeblich gleichartig einheitliche und einfache den Keim der Verschiedenheit zu legen, sonst könnte man aus ihm die so mannigfaltige Differenzirung der Erscheinungswelt nicht ableiten. Man mußte also Atome verschiedener Art behaupten und da hatte denn die Speculation, um nicht zu sagen die Phantasie freien Spielraum und man schuf sich je nach Bedarf neben den Stoffatomen auch Aetheratome von wesentlich anderer Beschaffenheit; man schuf Atome von runder, von sphärischer, von elliptischer Gestalt, Atome von anziehender und solche von abstoßender Kraftwirkung, neuestens auch noch „Wirbelatome." Und allen diesen Räthselwesen verlieh man Bewegung und Bewegungsrichtung, obgleich auch hier wieder die Frage ungelöst blieb, woher ihnen die „erste Bewegung" zutheil ward, ob aus ihnen selbst heraus, wofür eine Erklärung fehlt, oder von einem außer ihnen stehenden und irgendwie wirkenden „ersten Beweger", wie ihn schon Aristoteles annahm.

Alle diese Wege, auf denen fortwährend Widersprechendes nothgedrungen in Eins zusammengezwängt wird, geht auch Hamerling in seinem Buche und muß sie wohl ungescheut begehen, da nur durch stete Combination auch des Disparaten eine Erklärung oder richtiger gesagt, eine denkbare Möglichkeit für das Werden und Leben des All erreicht werden kann. Man begreift leicht, daß er am Schlusse seiner Erörterung über das Atom im Besondern mit Wohlgefallen den Satz Malpighis anführt: „Jedes Atom schließt die ganze Schöpfung in sich." Wenn man aber diesem Satze genau ins Auge sieht, so möchte mir scheinen, daß er zwar sehr umfassend und erhaben

klingt, aber zuletzt doch nichts zu erklären vermag. Man wolle nur erwägen: es handelt sich darum, die in der Schöpfung oder im All uns begegnenden Probleme zu ergründen, womöglich zu erklären und zwar vorläufig nur die materiellen, mit denen sich die Naturwissenschaften zu beschäftigen berufen sind; durchwegs räthselhafte Vorgänge, aus denen sich das letzte und größte Räthsel „Leben" genannt, zusammensetzt. Und nun hat man zum Zwecke dieser Erklärung die „Atome" gefunden und will sich damit zufrieden geben, zu sagen, daß diese es eben sind, in denen zuerst all die geheimnißvollen Kräfte und Factoren auf den Schauplatz getreten sind, die Schwere, die Anziehung und Abstoßung, die Elektricität, die Wärme, die Bewegung, die Form und das Leben! Ist aber damit etwas erklärt? Heißt das nicht die ewige Frage nach dem Wie und Warum lediglich aus dem Ganzen in seine erdachten letzten Theile, aus dem Endpunkte an den Anfang zurückverlegen, wo die Antwort um nichts leichter ist?

Wenn wir uns aber auch über all' diese Schwierigkeiten leichten Herzens hinwegsetzen wollten, so bleiben dennoch andere, nicht minder schwierige Aufgaben zu lösen und zwar solche, bei denen uns die Naturwissenschaften bis heute wenigstens noch keinen Beistand zu gewähren vermögen. Die Frage nach dem Ursprunge und der Wesenheit des menschlichen Bewußtseins, die Frage, wie Erkenntniß der äußern Dinge in uns zu Stande kommt, das Forschen nach dem Princip der Individuation, um das sich schon die Scholastiker des Mittelalters so heiß bemühten, und endlich die Frage der Willensfreiheit und Unfreiheit, kurz, so ziemlich die meisten der „sieben Welträthsel", die auch Dubois-Reymond als derzeit ungelöst und muthmaßlich überhaupt unlösbar bezeichnet — sie alle liegen noch vor uns, und jene Forscher auf dem Gebiete der exacten Wissenschaft, die es mit der Wahrheit ehrlich nehmen, behaupten gar nicht, daß man diese Fragen auf dem Wege der inductiven Methode jemals zu beantworten im Stande sein wird. Zwar verwerfen sie zumeist auch alle nebelhafte, abstracte Speculation und erhoffen von ihr gewiß auch keine Lösung, aber sie tragen kein Bedenken, dem menschlichen Wissen und Erkennen an allen diesen Punkten eine unübersteigliche Schranke zu ziehen — „Ignorabimus". — Es ist nicht eben sehr ermuthigend, wenn man sich erinnert, daß vor mehr als zwei Jahrtausenden schon Sokrates zu Hippias sprach: „Weise bin ich im Fragen der Weisen, aber sonst mag es übel um mich stehen, denn, wie die Dinge sich eigentlich verhalten, davon weiß ich nichts."

Glücklich darf man denjenigen preisen, den solche Zweifel nicht anfallen! Und es scheint, daß in dem dichterisch veranlagten Gemüthe Hamerlings eine lichtvolle, lebensfreudige Weltauffassung vorherrschte, welche im Vereine mit dem unabweislichen Drange und Triebe zur Wahrheitsforschung ihm über alle Skepsis hinweghalf, wohl auch das Gewicht der entgegenstrebenden Bedenken nicht so sehr fühlen ließ, da er ganz unverzagt auch an die Erörterung dieser tiefsten Probleme herantritt.

Jede Kraft wird in dem Augenblicke, wo sie nach Außen hin wirksam wird, zur Begierde, zum Trieb, zum Willen und dadurch zur That. Für diesen Gedanken vermag Hamerling eine Reihe von Vorgängern anzuführen, deren Namen sich von Spinoza und Jacob Böhm bis in die neueste Zeit erstrecken und denen man bei einiger Umschau in der Literatur aller Zeiten noch eine stattliche Anzahl hinzufügen könnte. Er folgert daraus, daß die Atome mit demselben Rechte, mit dem man sie „Kraftpunkte" genannt hat, auch als Willenspunkte, als Anfänger des „allgemeinen Lebenswillens" oder ähnlich bezeichnet werden können. Mit diesem einen Schritte werden die Atome zu belebten Wesen und aus dem Leben des Kleinsten entwickelt sich das Leben des Alls. Auch die Pflanzen sind zweifellos belebte Organismen und man zögert heute schon beinahe nicht mehr, sie beseelt zu nennen. Sobald man die Worte „Leben" und „Seele" als identisch ansieht, kann man dagegen am Ende auch gar nichts einwenden, aber der Aufschluß, den man dadurch in der Sache selbst erhält, ist derselbe, den der Pantheismus zu geben versucht, wenn er das Sein der Gottheit ganz und gar nur in die Natur verlegt — ein Ergebniß, mit dem sich bekanntlich die Menschheit nicht befriedigt fühlt. —

Sucht man endlich nach der praktischen Anwendung, welche Hamerling aus allen seinen Betrachtungen für das Leben und Verhalten des Menschen zieht, also nach der „Sittenlehre," die er aufzustellen vermag, so zeigt sich, daß auch er noch immer auf dem uralten Gegensatze von „Lust" und „Unlust" steht, aus welchem allein meines Erachtens sich ein hinreichendes ethisches Princip nicht ableiten läßt. Nicht jedes „Lustgefühl" kann ein berechtigtes sittliches Motiv geben, nicht jedes Unlustgefühl ist ein Symptom unsittlichen Beginnens. Es muß also die Frage beantwortet werden, wann und warum zweifellos das Eine oder das Andere der Fall ist und diese Frage beantwortet Hamerling mit den Worten, mit denen er seine teleologische Naturauffassung begründet: „Das Zweckmäßige sei in den Organismen unter Mithilfe des Willens zum Leben zu Stande gekommen, welcher gerichtet ist auf Alles, was angenehm und dem Leben förderlich und auf Hintanhaltung von Allem, was unangenehm und für das Leben bedrohlich ist." Muß es den Leser, dem diese Sätze so ungemein bekannt klingen, nicht im höchsten Grade überraschen, daß Hamerling am Schlusse eben desselben Capitels in ganz ungeberdiger Weise über Schopenhauer herfällt? Damit zieht er allerdings nur die Wege so manches modernen Schriftstellers, der den Reichthum vorangeganger' Geister sich zu Nutze macht und dann die Geplünderten auch noch verunglimpft. Ich gestehe, daß es mich peinlich berührt hat, gerade bei einem ästhetisch so hoch veranlagten Geiste solch unschönen Vorgang zu begegnen! — Doch kehre ich zur Sache zurück. Um das Gebäude der Sittenlehre zu vollenden, muß man vom Egoismus zum Altruismus, vom Gesetz, das sich der Einzelwille im Interesse des Individuums aufzustellen geneigt wäre, zu dem Gesetz, das der „Allwille" dem Einzelwillen oft gegen dessen „Lustgefühl" kategorisch auferlegt, übergehen und das thut auch Hamerling, allein die Begründung, die er dafür zu geben versucht, kann als eine genügende

nicht angesehen werden. Er behauptet, der Einzelwille habe die Tendenz, sich dem Allwillen (nämlich dem der „Gesammtheit") zu unterwerfen, diese Tendenz gehöre zu den Naturgesetzen des Willens. Es ist immer etwas bedenklich, von einem Gesetz der Natur eines Dinges zu sprechen, dessen Wesenheit wir so wenig zu erkennen vermögen. Aber wenn dem so wäre, woher käme dann das Böse in der menschlichen Gesellschaft, woher der Kampf des Guten gegen die Versuchung? Aber Hamerling meint ferners, so wandelbar und verschiedenartig auch die menschlichen Begriffe von Moral je nach Zeit und Ort sein mögen, in dem Einen Grundsatze seien sie doch immer und überall übereinstimmend: „Thue Recht" — das sei der Inhalt des kategorischen Imperativs. Es ist aber nur eine Formel, die noch insolange keinen Inhalt, keine Anleitung für das sittliche Verhalten in sich schließt, als nicht festgestellt ist, was „Recht" und gut sei und zwar allerorten und immerdar? Darauf aber giebt Hamerling keine gerade und zweifellose Antwort, sondern verliert sich in eine Polemik über die viel weniger wichtige Frage, ob das „Rechtsgefühl" dem Menschen angeboren oder durch Erziehung und Lehre erworben sei, wobei die Anhänger der letzteren Ansicht ziemlich unsanft behandelt werden.

Vieles ließe sich noch sagen, wenn es mir vergönnt sein könnte, in's Einzelne mancher Ansichten einzugehen. Aber ich habe die Empfindung, daß ich schließen soll, um den Leser nicht zu ermüden. Ich möchte nur noch das Eine erwähnen, daß Hamerling den eigentlichen Kernpunkt der so ungemein controversen Frage von der Willensfreiheit gar nicht geahnt zu haben scheint. Es mag sein, daß zur Zeit, als er die letzten Blätter seines Buches aufzeichnete, die Anhänger des Determinismus die ganze Fülle ihrer Argumente noch nicht so klar und systematisch ausgesprochen haben, wie es heute schon geschehen ist. Anders läßt sich nicht erklären, daß Hamerling ihnen so seichte und allerdings leicht widerlegbare Begründungen ihrer Ansicht zuschreibt, die doch eigentlich Niemand ernstlich in's Treffen führt, — die gewichtigsten aber mit keinem Worte auch nur erwähnt. Auf solche Weise läßt sich diese Frage derzeit nicht mehr behandeln; für denjenigen, der derselben jemals näher getreten ist, wird es genügend sein, wenn ich sage, daß alle Erörterungen Hamerlings sich durchaus nur auf die unmittelbare „Wahlfreiheit" beziehen, die doch überhaupt nicht bestritten wird, hingegen die weitere Frage, ob die Motive des menschlichen Handelns selbst necessitirt seien, gar nicht berühren. Die wahre Lösung des Problems liegt aber einzig in diesem Punkte.

Soll ich nach all dem Gesagten noch mein persönliches Urtheil über den Werth oder Unwerth der Philosophie Hamerlings zusammenfassen? Ich halte es für unnöthig, da es Jeder, der diesen Zeilen seine Aufmerksamkeit geschenkt hat, sich selbst abzuleiten vermag. Ich habe mich bemüht, den Gedankengang getreulich wiederzugeben, so daß man daraus entnehmen kann, von welchem Punkte Hamerling ausging und welche Richtung er einschlug. Ein Ziel und Ende, bei dem er stille gehalten hätte, um mit Ruhe und Befriedigung auf den durchschrittenen Weg und die errungenen Ergebnisse hinab-

zublicken — konnte ich nicht bezeichnen, denn das Buch bietet ein solches nicht dar, weil es überhaupt, wie gesagt, nicht systematisch ausgebaut ist. Es werden darin unendlich viele Dinge erörtert, aber dennoch bleibt man nur allzu sehr an der Oberfläche haften; zur Tiefe gelangt man mit dem Autor leider nirgends. Zuweilen tritt man einer großen, folgenschweren Wahrheit ganz nahe — aber sie bleibt unbeachtet abseits am Wege liegen, woraus wohl geschlossen werden kann, daß Hamerling ihre eigentliche Bedeutung nicht ahnte. Sie kam ihm irgendwo auf den vielverschlungenen Pfaden der vor uns aufgezeichneten philisophischen Forschung entgegen, aber er hat sie nicht aus sich selbst wiedergeboren und deshalb blieb sie ihm fremd.

Wer aber darf sich rühmen, das Ziel, nach dem die Menschheit ruhelos ausschaut, erreicht zu haben? Wer darf von sich sagen, daß er auf dem Wege dahin nie gestrauchelt, den Fallstricken des Irrthums stets entronnen ist? Schon dem ernstlich Suchenden gebührt die Palme der Achtung und Sympathie. Und zu diesem gehört ohne Zweifel auch Hamerling, der die Welt mit den herrlichsten Gestalten seiner dichterischen Phantasie beschenkte, in seinen einsamsten und weihevollsten Stunden aber der Forschung nach den höchsten Fragen der Menschheit oblag. Des Schönen hat er sich als Meister bemächtigt, das gute als Mensch geübt — das Wahre hat er durch's ganze Leben nah und fern gesucht; mehr ist keinem Sterblichen vergönnt!





Englisches Theaterwesen.

Von

Wilh. F. Brand.

— London. —

I. Schauspiel.

Fast sämmtliche Londoner Theater liegen dicht nebeneinander, im Herzen der Stadt, im „Strand“ und dessen nächster Umgebung, so daß bei der außerordentlichen Ausdehnung der Hauptstadt der Durchschnittsbesucher eine Entfernung von etwa acht Kilometern zurückzulegen hätte, wenn es sich nicht so träfe, daß die in den abgelegenen Vorstädten ansässigen Bewohner schon wegen der Entfernung weniger die Theater besuchen und die jungen Leute aus der City nach beendeten Geschäftsstunden von hier direct in's Theater gehen, ohne sich erst nach Hause zu begeben und wenn endlich nicht Jedermann, der von den entfernter gelegenen Districten eine „Reise in's Theater“ macht, auch noch andere Zwecke und Ziele mit dieser Reise in Verbindung brächte und womöglich auch ein Unterkommen für die Nacht bei einem guten Freunde nicht verschmähte.

Die Vorstädter kommen natürlich meistens mit der Eisenbahn, da aber auf allen besseren Plätzen der Theater volle Gesellschaftstoilette üblich ist, so fahren die Gäste, die nicht gar zu entlegen wohnen, doch lieber in ihren Equipagen oder in Droschken. Der vorhin angenommene Durchschnittstheaterbesucher müßte aber schon etwa drei Mark für eine Droschkenfahrt bezahlen, für Hin- und Rückfahrt also sechs Mark. Ein einfacher Sperrsitz kostet in den meisten Theatern 10 Mark 50 Pfennige, so daß uns, ohne noch viel für Erfrischungen und andere kleine Ausgaben zu rechnen, ein einfacher Theaterbesuch leicht auf zwanzig Mark zu stehen kommt. Rechnen

wir dazu die Mühseligkeiten der Reise und des Toilettenputzes, den großen Zeitverlust und die Gewißheit, kaum vor Mitternacht zu Hause zu sein, so wird man sich leicht denken können, daß die Londoner im Allgemeinen nicht so viel in's Theater gehen, wie die Großstädter des Continents und daß derartige Zustände einer gedeihlichen Entwickelung des Theaterwesens in der That wenig günstig sind.

Gleichwohl aber drängen sich große Menschenmassen allabendlich im Strand zusammen. Wer gegen acht Uhr Abends, wenn die Theater ihren Anfang nehmen, oder nach elf Uhr, wenn sie schließen, den Strand besucht, der gewahrt bald, wo der Pulsschlag des reichshauptstädtischen Riesenkörpers am lautesten hämmert, ein fieberhaftes Pochen, das nur vielleicht in den Vormittagsstunden in Cheapside, einer der Hauptverkehrsstraßen der City, eine gewisse Aehnlichkeit findet. Denn die Mehrzahl der Londoner Straßen, die von Parks und Gärten begrenzt sind, bieten eine nahezu ländliche Ruhe.

Was uns an den Theatergebäuden selbst auf den ersten Blick auffällt, ist der Umstand, daß sie, namentlich die älteren, klein und primitiv sind. Im Strand reiht sich fast ein Schauspielhaus an das andere, aber diese Straße unterscheidet sich deshalb in ihrem Aeußeren wenig von anderen Hauptverkehrswegen. In Deutschland giebt es stattliche Gebäude, prächtige Portale, geräumige Ueberdachungen und bequeme Auffahrten für Equipagen. Auf das Vorfahren eleganter Wagen ist dort überall Bedacht genommen, nur die eleganten Wagen selbst fehlen nur zu häufig! Deren giebt es in London selbst vor den mittelmäßigeren Theatern stets eine stattliche Reihe, aber die aufgeputzten Insassen müssen eben sehen, wie sie von der Fahrstraße sich über das Trottoir durch den Menschenknäuel winden; und so wenig Raum giebt es für sie drinnen auf den Vorplätzen der Theater selbst, daß sie zum Beispiel nach Schluß der Vorstellung, wenn sie auf ihre Wagen warten, gewöhnlich eine Viertelstunde lang auf den schmalen Treppen eng eingepfercht sich zu gedulden haben.

So ist denn auch der Zuschauerraum gewöhnlich ein ziemlich eng begrenzter, aber freundlich, gemüthlich und meistens auch geschmackvoll ausgestattet.

Da tritt Mr. Bull ein. Hut auf dem Kopfe, Stock in der Hand und auch des Ueberziehers hat er sich noch nicht entledigt. Das geschieht erst, wenn er auf seinem Platz angekommen ist, vorausgesetzt, daß eine wünschenswerthe Temperatur herrscht, und in dieser Beziehung lassen die englischen Theater soviel zu wünschen übrig, daß er schon bei manchem Stück den ganzen Abend hindurch den Ueberzieher über dem Frack anbehalten hat! —

Noch viel stärker eingehüllt erscheint Mrs. Bull in ihrem prächtigen Opernmantel und dem kostbaren Spitzentuch über dem Kopf. Wie aber auch die Temperatur sein mag, sie bleibt längere Zeit in ihrer Umhüllung sitzen, so lange wenigstens bis ihre Umgebung den kostbaren Mantel hat sorgfältig mustern und sie darum beneiden können, und wenn er fällt, da

können wir uns an ihrer eleganten crêmefarbenen Atlasrobe erbauen, die zwar für den herrschenden Zug und aus mancherlei anderen Erwägungen ein wenig zu tief ausgeschnitten sein mag, aber so verlangt's nun einmal die Mode. Es herrscht allabendlich in den einfachsten Theatern eine Pracht der Toilette, wie sie bei uns selbst bei Galavorstellungen nicht immer erreicht wird.

„Royal", wie sich die meisten englischen Theater zu nennen belieben, Her Majesty's, Prince of Wales's und Princess's — ist das Alles doch nur leerer Bombast. Es giebt keine königlichen Theater in England in dem bei uns bekannten Sinne des Wortes. Die Königin thut nichts, der Staat thut nichts, noch thut irgend eine Stadt in England irgend etwas zur Hebung des Theaterwesens. Theater-Unternehmungen sind hier lediglich commercielle Speculationen, oder dienen auch wohl als Mittel — oder doch als vermeintliche Mittel! — ehrgeizigen, nicht eben mittellosen Künstlern auf die bequemste Art zu Ehren und Ansehen, häufiger indeß zum — Bankerott zu verhelfen. So miethet ein hervorragender Schauspieler — sei er auch nur seiner eigenen Ueberzeugung nach hervorragend! — ein Theater, wählt sich ein Stück aus und engagirt die Mitwirkenden gewöhnlich nur „for the run of the piece", d. h. auf so lange wie das Stück eben Abend für Abend gespielt werden kann. Das mag nun Monate lang oder auch nur einige Tag lang dauern. Dann müssen die Künstler sich wieder anderswo ihr Brod suchen.

Der solchermaßen mehr oder weniger improvisirte Impresario ist dann im eigenen Hause gewöhnlich: Director, Regisseur, Darsteller, erster Liebhaber, erster Held — wenigstens der Reclame! — erster alles Andere, nicht selten auch erster Verfasser des Stückes oder er läßt sich wenigstens, weil er hie und da noch einige Aenderungen vorgenommen, vermuthlich seine eigene Rolle noch ein wenig herausgestrichen, im Uebrigen aber wohl nur ausgestrichen hat, mit dem eigentlichen Autor auf dem Theaterzettel als „Mitverfasser" angeben.

Die meisten solcher selbsterkorener Künstler-Regisseur-Autoren-Impresarii verschwinden begreiflicherweise gar bald wieder von der Oberfläche, andere aber sind solche Universalgenies, daß sie sich auf die Dauer nicht nur für, sondern auch als solche Allerweltskünstler zu halten vermögen; und nicht nur große, sondern auch reiche Männer dabei werden. Unter ihnen giebt es dann aber auch wirklich tüchtige und höchst verdiente Kräfte, die, wie die Zustände nun einmal sind, immerhin recht anerkennenswerthe Leistungen uns vorführen.

Obenan steht in dieser Hinsicht Mr. Henry Irving, bis auf diesen Tag immer nur noch „Mr.", wie lange auch das Publikum schon begehrt hat, ihn „Sir" Henry Irving nennen zu dürfen, ihn also in den Ritterstand erhoben zu sehen. Er hat auch das begehrliche **M. P.** — d. h. **Member** of Parliament — immer noch nicht hinter seinem Namen, obschon es an Aufforderungen nicht gefehlt hat, er solle sich als Candidat aufstellen lassen.

Er soll auch selbst die größte Neigung dazu verspüren. Allein, da das Parlament hier Abends „tagt" und der Künstler jeden Abend zu spielen hat, so werden die Gesetze des Landes bis auf Weiteres jedenfalls ohne seine Mitwirkung zu Stande kommen müssen. Man sieht aus alledem immerhin, in welch' hohem Ansehen derselbe bei seinen Landsleuten steht.

Irving ist Inhaber des Lyceum-Theaters und ist gewiß eine interessante Erscheinung, aber jedenfalls keine eigentliche Bühnenerscheinung. Er hat einen schwerfälligen, schleppenden Gang, unschöne linkische Gesten, Arme und Beine erinnern nur zu lebhaft an die ausgespreizten Gliedmaßen einer Spinne. Der Künstler hat ein unsympathisches Organ, eine gekünstelte undeutliche Aussprache. Und trotz aller dieser Mängel und Fehler kann er uns durch die Genialität seiner Darstellung in einer Weise hinreißen, wie Wenige es vermögen, sobald er nur auf Rollen sich beschränkt, die seiner Individualität angemessen sind. Sein Malvolio, sein Shylock sind unübertreffliche Leistungen. Aber dieser selbe Mann hat vor wenigen Jahren in der Rolle eines Romeo sich versucht, der er nun einmal durchaus nicht gewachsen und jedenfalls längst auch entwachsen ist. Manche Scenen wirken geradezu peinlich. Wenn je ein großer Künstler Mangel an Vielseitigkeit besaß, so ist dies Irving. Warum geht er so geflissentlich darauf aus, denselben an den Tag zu legen!

Höchst anerkennenswerth bleiben indessen auch seine Verdienste als Bühnenleiter. Irving ist es gewesen, der Shakespeare im eigenen Vaterland erst einigermaßen wieder zu Ehren gebracht hat; und auch auf dem Wege der Ausstattung, auf der die englische Bühne längst eine unübertroffene Höhe erreicht hat, ist er allen Anderen weit vorausgeeilt, wie er auch auf gutes Gesammtspiel stets sein besonderes Augenmerk richtet. In dieser Hinsicht steht ihm in erster Reihe Miß Ellen Terry würdig zur Seite, eine classische Erscheinung von bestrickender Darstellungsgabe, obschon nicht immer ausreichendem Feuer in leidenschaftlichen Scenen.

Welch untrügbaren Fortschritt die Lyceumbühne unter Irvings Leitung auch gemacht hat, von einem Uebel hat er sie doch nicht zu befreien gewußt, einem Uebel, das auf die gedeihliche Entwickelung der Schauspielkunst sehr lähmend wirken muß, das aber die Rücksicht auf die Finanzlage zu erheischen scheint. Das ist die fortwährende Aufführung ein- und desselben Stückes, das Monate lang, ja Jahre lang, auf derselben Bühne gebracht wird. Dadurch wird das erforderliche Personal natürlich wesentlich beschränkt und es kann allerdings um so mehr Mühe und Geld auf alle Einzelheiten verwandt werden, insbesondere auch auf die Ausstattung, und in Bezug auf diese ist das englische Publikum nun einmal sehr verwöhnt. Die Zuschauer leiden aber im Allgemeinen auch weniger unter diesem Uebel, insofern es in London allein mehr als zwei Dutzend Theater giebt, die immerhin einige Abwechslung bieten.

Nächst dem Lyceum verdient das „Haymarket-Theatre" unter der umsichtigen Leitung Beerbohm-Tree's hervorgehoben zu werden. Väterlicherseits von

deutscher Abkunft (trotz seines holländischen Namens), machte Mr. Beerbohm unter dem Bühnennamen Tree zuerst durch die vorzügliche Darstellung schurkischer Ausländer viel von sich reden, die sich auf der englischen Bühne einer so großen Beliebtheit erfreuen. Der italienische Prinz, der russische Fürst, der französische Marquis, der deutsche Baron, all die mehr oder weniger stereotypen Charaktere, welche die tugendhaften Engländer zur Verübung von allerart Ruchlosigkeiten glauben verwenden zu müssen, haben in Mr. Tree ihren unnachahmlichen Darsteller gefunden, der mit sorgfältiger Unterscheidung der nationalen Eigenheiten im Aeußeren, in der Aussprache des Englischen, wie in seinem ganzen Gebahren, eine Anzahl der interessantesten internationalen Charakterstudien uns vorführte, wenn wir auch wünschen mußten, das englische Publikum wäre weniger kindisch, weniger von dem Werthe seiner eigenen Landsleute durchdrungen, als daß gerade immer die Ausländer die Bösewichter sein müßten. Doch das ist nicht Mr. Trees Schuld, der uns alsbald auch durch Darstellung einer Anzahl anderer Charaktere heimischen Gepräges eine seltene Vielseitigkeit bekundete.

Von den übrigen Theatern seien nur noch erwähnt: das „Court" — also „Hof"-Theater! — unter der nicht gerade sehr feinen aber in ihrer Weise doch höchst talentvollen Mrs. John Wood, das „St. James's" unter Alexander, das „Criterion" unter Wyndham, das „Garrick" unter Hare und das „Olympic" unter Barrett.

In all diesen Häusern ist der Inhaber und Director auch der erste Darsteller, bezw. die erste Darstellerin, die Persönlichkeit, um die sich Alles dreht. Und dieses System tritt noch ungeschminkter bei „Terry's" und „Toole's" zu Tage, zwei Häusern, deren Eigenthümer sich die Reclame nicht entgehen lassen konnten, dieselben einfach nach ihrer eigenen Person zu benennen. Terry und Toole sind beide Komiker, und zwar in ihrem Fach unzweifelhaft hervorragende Männer, wie denn die Komik wohl das einzige Genre der schauspielerischen Kunst ist, in welchem die englischen Künstler vielleicht ihre Berufsgenossen des Continents übertreffen. Sind nicht — dafern ein solcher Vergleich hier zulässig ist — auch die besten der Clowns überall aus dem Lande der Terry's und Toole's! Beide Künstler übertreiben indessen so maßlos, daß sie nur zu oft an einen Circus erinnern. Freilich der Versuch dazu ist stark für einen Komiker, der Abend für Abend dieselben Possen reißen soll, vollends in seinem eigenen Hause, wo er schalten und walten kann, wie es ihm beliebt, und noch dazu vor einem englischen Publicum, das die Späße nicht leicht dick genug kann aufgetragen bekommen.

Eines der vornehmlichsten Erfordernisse zum Erfolg auf der Bühne in England war lange Zeit und ist noch heute in Bezug auf weibliche Kräfte ihre — Schönheit, eine gewiß nicht zu verschmähende Eigenschaft, die in vielen Fällen indessen an sich allein schon für hinreichend galt, ihre Inhaberin zu einer hervorragenden Künstlerin zu stempeln. Davon weiß Mrs. Langtry nachzusagen, die gegenwärtige Pächterin des Prinzessinnen-Theaters. Die

„Lilie von Jersey“ war aber so schön, daß, noch ehe sie auf der Bühne erschien, die ganze Londoner Männerwelt von ihr entzückt war und sie schon aus dem Verkauf ihrer Photographien ein recht erkleckliches Sümmchen eingeheimst haben muß. Wenn sie sich nur für Geld sehen lassen könnte, hieß es in früheren Jahren, da hätte die „Langtry show“ allen anderen Budenbesitzern gewiß das Geschäft verdorben. Was Wunder, wenn sie da gar bald auf die Idee verfiel, auf dem hier nicht mehr ungewöhnlichen Wege sich öffentlich sehen zu lassen: Sie ließ sich ausbilden und ging auf die Bühne, oder vielmehr: sie ging auf die Bühne und ließ sich dann auch ausbilden. War es nicht ähnlich mit der schönen Amerikanerin Miß Anderson, die hier mehrere Jahre hindurch die größte Anziehungskraft auf der Bühne ausübte und dann nach Amerika zurückging und dort dieselben Triumphe feierte? Ihrem Beispiel folgte eine große Anzahl anderer Schönheiten oder solcher Damen, die sich jedenfalls dafür hielten, wie Miß Fortescue, der wegen eines Bruches des Eheversprechens von Seiten eines großen, reichen Lords von Gerichtswegen die erstaunliche Summe von 200,000 Mark zur Heilung der ihrem Herzen geschlagenen Wunden zuerkannt wurde und die auf diese Weise plötzlich zur Heldin des Tages geworden war; ferner Mrs. Brown-Potter und andere Damen, freilich nicht alle mit demselben Erfolg, aber auch nicht alle von solch' außerordentlicher Schönheit. Dieser Schönheitscultus auf der Bühne hat allerdings in letzter Zeit auch ein wenig nachgelassen, oder er ist doch im wesentlichen auf solche Theater beschränkt worden, die wenigstens keinen Anspruch darauf erheben, für besondere Pflegestätten des Dramas in seiner höheren Form zu gelten.

Das eigentliche Nationalgericht für den britischen Theaterbesucher sind indessen die mit einer merkwürdigen Begriffsverwirrung hier „Melodramen“ genannten Schauer- und Spectakelstücke gruseligster Art, Stücke voll Pulverdampf und Schiffbruchsschrecken, voll Collisionen und Explosionen, voll Unnatürlichkeiten und Unmenschlichkeiten, die von Seiten des stereotypen Bösewichts begangen werden, voll Blut und Schmutz, zugleich aber auch mit einer gehörigen Dosis recht breitgetretener Tugendhaftigkeit vermengt. So etwas ist das Lieblingsfutter für das gewöhnlichere englische Publikum, das aber auch nicht versäumt, seinen eigenen hohen Standpunkt in Bezug auf Tugend und Moral lärmend genug kund zu thun, indem es den duldenden Helden und vor Allem die schwergeprüfte, aber nicht nur immer tugendhaft bleibende, sondern auch mit tugendsamen Redensarten bis zum Ekel um sich werfende Heldin allemal mit Beifallsbezeugungen überhäuft, während der Bösewicht in gebührender Weise ausgepfiffen wird. Da ihn aber auch in dem Stück nach all' den verübten Ruchlosigkeiten schließlich das verdiente Geschick ereilt, so muß das dramatische Werk doch auch wirklich gut sein! — Und der Herr Pfarrer — der aufgeklärtere, der sich unterfangen hat, ein Theater zu besuchen — schreibt auch wohl tief gerührt einen Brief an die Zeitungen, daß dieses Stück, so verschieden von den französischen Ehe-

bruchsimporten, gesunde englische Moral enthalte, daß die Tugend über das Laster triumphire, daß es daher Jedermann nur anzuempfehlen sei, zu einem solchen Stücke zu gehen!

Und sie gehen, die guten Leute in hellen Haufen und weiden sich an all den Scheusäligkeiten, die ihnen vorgeführt werden, aber die Tugend triumphirt ja — und der Herr Theaterdirector gleichfalls! Es giebt etwa ein halbes Dutzend Theater in London, welche dieser Richtung huldigen, und zwar mit größtem Erfolg — für ihre Kasse! Die vornehmlichste Heimstätte für das „Melodrama" ist das altehrwürdige Drury Lane — selbstverständlich „Theater Royal," das von Weihnachten ab zwar regelmäßig einige Monate lang eines der hier so beliebten dramatisirten Märchen für die Kinderwelt aufführt, dann aber regelmäßig moralische Melodramen aus der Feder des Herrn Directors vom Stapel läßt. Sir Augustus Harris — „Druryolanus," wie seine Telegramm-Adresse lautet und dann auch er selbst wohl genannt wird — ist aber ein Mann, der nicht nur alle jene Aemter in sich vereinigt, welche die Stellung eines hervorragenden Schauspielers nach englischen Begriffen zu erheischen scheint, sondern der sogar an der Leitung — und der Kasse! — zweier anderer Londoner Theater betheiligt, eine Zeitung besitzt, in das Grafschaftscollegium Londons, sowie auch zum Sheriff der City von London erwählt worden ist, der bahnbrechenden Vorstufe zur Londoner Oberbürgermeisterei, und als Sheriff, beileibe aber nicht als Theater-Director jüngst in den Ritterstand erhoben worden ist. Traun, ein Allerwelts-Impresario dieser Sir Augustus Harris „Druryolanus."

Zur Charakterisirung seiner Dramen aber kann ich dem künftigen Lord Mayor kaum eine größere Gerechtigkeit widerfahren lassen, als daß ich mit einer Auslese „Druryolanischer" Annoncen schließe, in denen es heißt: „Großartige Ausstattung! — Splendide Kleider! — Reizende Comödie! — Schallendes Gelächter! — Thränen der Rührung! — Großartige scenische Effecte! — Ein richtiges Drury Lane-Drama!"

II. Oper.

Man erzählt von einem Gelehrten, der einen Vortrag über die Schlangen in Irland hielt, daß er diesen mit den Worten eingeleitet habe, „es giebt keine Schlangen in Irland". Wie er darnach fortgefahren, habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können. So fühle ich mich fast versucht einen Aufsatz über die Oper in England mit den Worten zu beginnen „es giebt keine"! Jedenfalls giebt es keine Oper wie in andern civilisirten Ländern, vor Allem keine stehende Oper, und was wir hin und wieder an Opern zu hören bekommen, das sind fast ausschließlich ausländische Kunstwerke, die von ausländischen Künstlern vorgetragen werden. Aber auch da konnte ich schon vor Jahren an einer anderen Stelle in Bezug auf das Opernwesen in England schreiben: „Die deutsche Oper ist todt, die italienische liegt im Sterben und die englische immer noch — in den Windeln." Die Zustände haben sich inzwischen wenig verändert.

Und doch sind die Engländer nicht nur eine reiche Nation, die sich mancherlei Genüsse leicht beschaffen können, sondern in ihrer Weise auch äußerst musikliebend. Indessen am liebsten hört jeder Einzelne sich selbst Musik machen. Singen müssen sie Alle, die Töchter, die Mütter, die Großmütter und ebenso die entsprechenden Generationen der Männerwelt. Es macht zuweilen den Eindruck, als fürchteten junge Mädchen, die nicht singen, dadurch einen mangelhaften Schulunterricht an den Tag zu legen. Straßenmusikanten — übrigens fast ausschließlich Deutsche — Drehorgel-Artisten aus dem sonnigen Italien und nun erst die große Kirchenorgel und der Kirchenchor, in dem die ganze Familie Bull mitsingt, Alles das erfreut das Bull'sche Herz. Es sei den Engländern sogar zugestanden, daß sie in der Aufführung der Kirchenmusik recht Tüchtiges leisten, ja daß in der Wiedergabe von Oratorien kein anderes Volk einen Vergleich mit ihnen aushält und wenn bei Gelegenheit des alle drei Jahre stattfindenden Händelfestes im Crystallpalast ein Orchester von fünfhundert, ein Chor von dreitausend Personen des „nationalen" Componisten unsterbliche Werke uns vorführt, so wird es Niemand einfallen, die Leistungen mit dem Maßstab der Tausende von Mitwirkenden zu messen, aber es läßt sich doch auch nicht leugnen, daß die großen Massen wohl geschult sind und die Wirkung derselben eine ergreifende ist.

Aber freilich das Oratorium ist ja fast ein Gottesdienst, der dem religiösen — oder religiös sein wollenden — Gemüth des Engländers so viel näher steht als eine Oper, deren Aufführung soviel Sündhaftigkeit in sich schließt, oder doch in früheren Zeiten nach englischen Begriffen in sich schloß. Die Ansichten hierüber mögen sich in den letzten Jahrzehnten geändert haben, aber die Gewohnheit und der Geschmack oder dasjenige, welches als die Bethätigung des guten Geschmacks im Musikwesen eingetrichtert worden, hat sich nicht gleich schnell einer Wandlung unterzogen. Das Verlangen nach der Oper ist nicht hinreichend rege geworden.

Dazu kommt, daß für solche Art Unternehmungen in England keinerlei Subvention gegeben wird und Jedermann weiß, was für ein heikles Unterfangen ein Opernunternehmen auf eigene Hand ist. Wer es aber nicht weiß, der hätte es in England schon zu wiederholten Malen lernen können.

„Die deutsche Oper ist für England todt," und wir können nicht umhin, hinzuzufügen, sie ist durch die kurzsichtige Handlungsweise derjenigen, die sich zur Verpflanzung derselben nach England berufen fühlten, getödtet worden. Als vor etlichen Jahren die Wagner'sche Kunst, vornehmlich durch die Bemühungen ihres unermüdlichen Vorkämpfers, des jetzt verstorbenen Dr. Franz Hüffer, derzeitigen Musikkritikers der Times, durch die vortrefflichen, namentlich der Wagner'schen Musik gewidmeten Concerte des Hofkapellmeisters Hans Richter aus Wien, in England eine gewisse Höhe erreicht hatte, hielt man nicht mit Unrecht den Zeitpunkt für geeignet, einen Cyklus von deutschen, in Sonderheit Wagner'schen Opern, in London in deutscher Sprache und mit deutschen Kräften zur Aufführung zu bringen, ja so geeignet, daß zu ein und

derselben Zeit zwei deutsche Unternehmer mit großem Kostenaufwand in gehässiger Opposition zu einander in zwei verschiedenen Theatern den Engländern deutsche Opern vorzuführen sich berufen fühlten. Ein in England ansässiger Herr Franke war zuerst im Felde, und Herrn Angelo Neumann, der offenbar mit englischen Verhältnissen durchaus nicht vertraut und dem Concurrenten einen guten Bissen noch im letzten Augenblick vorweg zu nehmen gedachte, trifft natürlich die größere Schuld an diesem unverzeihlichen Skandal. War schon ein einziges Unternehmen der Art unter allen Umständen ein Wagniß, so untergruben die beiden Impresarii nun einander nicht nur ihr mühselig aufgebautes Werk, sondern begruben gleichsam unter den Ruinen ihrer Unternehmungen auch die Wagner'sche Kunst in England, das eben angefangen hatte, ein reges Interesse dafür an den Tag zu legen. Der Ruin war in beiden Fällen ein so vollständiger, daß fortan auch englische und italienische Opern Abstand nahmen, Wagner'sche Werke aufzuführen, die bis dahin selbst in dem fremden Gewande einen erfreulichen Zuspruch genossen.

Erst nachdem der Pariser Lohengrin-Skandal vor etlichen Jahren dieser Oper zu einer so gewaltigen Reclame verholfen, tauchte sie bei der englischen wie der italienischen Oper in London wieder auf. Heute ist es schon wieder dahin gekommen, daß die Wagner'schen Werke die besten Kassenstücke abgeben. Ob unter solchen Umständen Wiederbelebungsversuche einer deutschen Oper in England rathsam wären, dürfte für den Augenblick immerhin noch zweifelhaft sein. Allein die Zeit muß kommen, wo ein neuer Sigfried ersteht und sein Schwert muß, wenn mit Geschick gehandhabt, dann sicher einmal zum Siege führen.

Die italienische Oper lag lange Zeit im Sterben, doch es scheint, sie hat sich noch einmal aufgerafft. Wie in anderen Ländern, so gab es auch in England lange Jahre hindurch nur italienische Oper und zwar nur während der „Saison", im Mai und Juni, wo die vornehme Welt Englands in seiner Metropolis zusammenkommt. Aber während in Deutschland und Frankreich die nationale Oper sich verhältnißmäßig frühzeitig daneben zu entwickeln begann und die fremdländische allmählich ganz und gar zurückdrängte, ist die englische Oper nur soeben in ihrer Entwickelung begriffen. Die italienische hat in den letzten zehn Jahren eine schwere Krisis durchzumachen gehabt. Das System der „Sterne", denen alles Andere untergeordnet wurde, war dermaßen in London im Schwange, daß es Niemand mehr für der Mühe werth hielt, eine Oper zu besuchen, wenn nicht eine Patti, eine Nilsson oder eine Sembrich auftrat. Diese wurden sich denn ihrer Anziehungskraft auch immer mehr bewußt; und sang eine Patti schon nicht mehr für weniger als 500 Pfd. Sterl. den Abend, so hielten es andere Primadonnen schon für eine Pflicht der „Selbstachtung" in ihren Ansprüchen hinter jener nicht zu weit zurückzustehen. Was konnte da, selbst wenn ein einfacher Sperrsitz in der Oper 21 Mark kostet, für die übrigen Mitwirkenden, für Chor, Orchester und Ausstattung übrig bleiben, von den Unternehmern gar nicht zu reden, die denn auch vielfach dabei bankerott wurden.

Es fehlte nicht an Versuchen, Aufführungen ohne die „Sterne" in's Werk zu setzen, aber wer wollte eine Oper besuchen, wenn „Niemand sang". Diese Art Unternehmungen kamen in noch viel trübseligerer Weise zu Ende — oftmals vor ihrer Zeit! Ich werde nie die Aufführung eines Abends vergessen, bei welcher der Impresario nicht einmal im Stande gewesen, seine Künstler zu honoriren oder auch nur den Theaterarbeitern ihren Wochenlohn auszuzahlen. Diese weigerten sich daher ihre Dienstleistungen weiter zu verrichten. Unter mancherlei Stockungen und Störungen war der erste Act zu Ende gekommen, und den Publikum konnte es nicht entgehen, daß etwas Ungewöhnliches sich hinter den Coulissen abspielte. Es verbreitete sich alsbald auch die Kunde, welcher Art Differenzen dort ausgebrochen waren und die sturmschwangere Atmosphäre theilte sich schnell den Zuhörern mit, die, begierig wie ein solcher Vorfall enden werde, durch laute Zurufe die auf der Bühne herrschende Erregung noch erhöhten. Als nun nach abermaligen Verzögerungen der Vorhang wieder aufgezogen wurde, da erschien der Regisseur allein, und erklärte, daß die Bühnenarbeiter sich weigerten, ihre Dienste zu thun und daß die Vorstellung daher nicht fortgesetzt werden könne. Damit wollte sich nun das Publikum keineswegs zufrieden geben. Die Damen und furchtsamen Elemente hatten sich längst entfernt, und von denen, die zurückgeblieben, begannen manche ein entsetzliches Lärmen. Nach einiger Zeit erhob sich der Vorhang noch einmal, und die Bühne zeigte nun das originellste, aber auch trübseligste Bild, das wohl je einem Publikum vorgeführt worden: Tänzerinnen und Choristinnen, Coulissenschieber und Figuranten, da standen sie buntgemischt in ihren Arbeiteranzügen und dem Flitterwerk ihrer prunkhaften Kostüme und — baten um Almosen.

Dieser Abend schien der italienischen Oper in England den Todesstoß versetzt zu haben, aber sie sollte doch noch einmal am Leben erhalten bleiben. Ein neuer Unternehmer befaßte sich nun mit derselben; der allmächtige Impresario von Drury Lane und verschiedenen andern Theatern. Sir Augustus Harris „Druriolanus" übernahm nun zu seinen mannigfachen andern Obliegenheiten auch noch die Gründung und Leitung einer neuen italienischen Oper in London, die natürlich auch auf die wenigen Saisonmonate beschränkt blieb. Sir Augustus glaubt nicht an die „Sterne", wenigstens nicht an solche auf der Bühne. Er hat seine glänzenden Größen lieber diesseits des Vorhanges und setzte sich nun mit einer Anzahl der einflußreichsten und begütertsten Personen des Landes in Verbinduug, denen er gewissermaßen die oberste Leitung des ganzen Unternehmens anheimstellte.

Die Herren gefielen sich jedenfalls in der Rolle der Schutzherren der Kunst, obschon genauer betrachtet ihre ganze Schutzherrlichkeit — abgesehen vielleicht von einem tüchtigen Garantiefond, den sie unter sich zusammenbrachten — nur auf diesseits des Vorhangs sich erstreckte, insbesondere auf die Beschaffung eines ebenso zahlreichen wie vornehmen Publikums. Und machten sie die italienische Oper von Covent Garden nicht gerade zu einem

hervorragenden Kunstinstitut, so verwandelten sie das Opernhaus doch auf die kurze Dauer der Saison immerhin zur Sammelstätte der vornehmen Welt und aller — die dazu gehören möchten. Die italienische Oper ist wieder Mode geworden, und durch den zahlreichen Zuspruch, den der schlaue Impresario nun gefunden, ist es auch wieder in Stand gesetzt, durch die Heranziehung tüchtiger Kräfte und das auf die Gesammtdarstellung gerichtete Augenmerk ganz erträgliche Opern zu bieten.

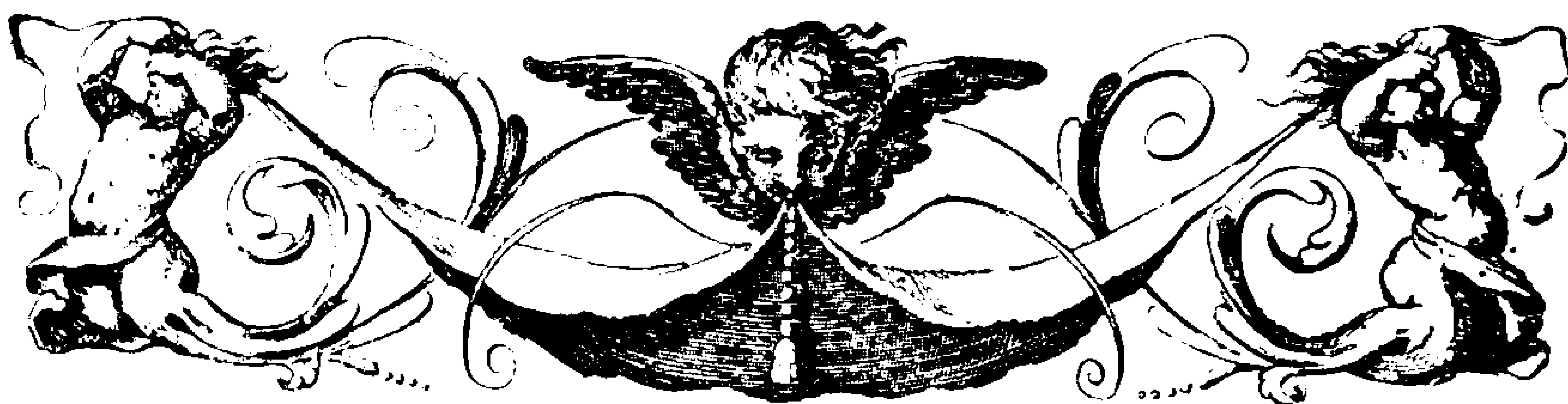
Italienisch ist bei der ganzen Sache allerdings nur der Name und die Sprache, in der gesungen wird. Die Opern selbst, die gegeben werden, sind meistens deutschen oder französischen Ursprungs. Die Gesangskräfte stammen aus allen möglichen Ländern der Welt — und die lingua toscana kommt dabei nicht immer am besten fort. Doch wie sie an sich am geeignetsten ist zum Gesang, so dürfte sie ganz abgesehen von dem Prestige, das der italienischen Oper doch immer noch anhaftet, gerade unter den obwaltenden Umständen auch die zweckdienlichste sein für ein Conglomerat internationalen Sängerthums, bis sie vielleicht eines Tages verdrängt wird von der nationalen Sprache des Landes.

Wenn es heißt, die englische Oper liege noch „in den Windeln," so denken wir doch unwillkürlich daran, daß dieses ein Toilettengegenstand ist, dem alle, die damit bekleidet, einmal entwachsen, aber in diesem Falle sehen wir davon noch keinerlei Anzeichen. Im Gegentheil, hatte die nationale Oper vor etlichen Jahren einen kleinen Aufschwung genommen, so wurde sie einerseits durch die Wiederbelebung der italienischen Oper auf's Neue in den Hintergrund gedrängt, andererseits aber und vornehmlich durch den plötzlichen Tod ihres Gründers, unseres verdienstvollen, unvergeßlichen Landsmannes Karl Rosa, der fast alleinstehend den Engländern den Anfang zu einer nationalen Oper gemacht hatte. Geboren in Hamburg und auf den Conservatorien zu Leipzig und Paris ausgebildet, war er eine kurze Zeit Musikdirector in seiner Vaterstadt und begab sich dann nach Amerika, wo er sich mit der bekannten Sängerin Parepa verheirathete. Mit dieser zusammen machte er sich alsbald an seine Lebensaufgabe: die Begründung einer englischen Oper oder doch zunächst einer Oper mit englischen Gesangskräften und in englischer Sprache, ein Unternehmen, das er im Jahre 1874 nach England verpflanzte, wo der plötzliche Tod seiner Gattin und Helferin der ganzen Sache einen zeitweiligen Stillstand gebot. Allein im nächsten Jahre hatte er doch seine englische Operngesellschaft beisammen, freilich erst eine Wandertruppe, die von Stadt zu Stadt pilgernd nirgends länger als einen oder zwei Monate sich zu halten vermochte. Darüber hinaus ist die Carl Rosa Opera Company bis auf diesen Tag nicht gekommen. Aber der Grund zu einer nationalen englischen Oper ist gelegt, und es mag uns einige Genugthuung bereiten, daß, wie es ein Deutscher war, Gluck, der den Franzosen eine nationale Oper schuf, so auch unser Landsmann Rosa den Engländern eine englische Oper, mag dieselbe auch noch so viel zu

wünschen übrig lassen, ins Leben rief. Er war auch schon darüber aus, eine nationale Oper im höheren Sinne des Wortes zu begründen, als nur die Aufführung fast ausschließlicher fremdländischer Musikwerke in englischer Sprache und von englischen Kräften bedeuten kann. Auch neue nationale Compositionen mußten ins Leben gerufen werden, und wo er daher ein Compositionstalent glaubte entdeckt zu haben, beauftragte er dasselbe auch gleich mit der Lieferung einer Oper. Nicht weniger als sechs derartige Werke heimischer Kräfte brachte er mit großem Kostenaufwand in wenigen Jahren zur Aufführung. Und wenn dieselben nicht alle einen besonderen Erfolg erlebt haben, so ist das jedenfalls nicht Rosas Schuld. Er stand auch bereits im Begriff, ein großes, neues Opernhaus in London zu errichten, und es war zu erwarten, daß, wäre er nicht durch einen so frühzeitigen Tod im Alter von 48 Jahren dahingerafft, er es nicht hätte genug sein lassen, nur eine englische Operngesellschaft zu begründen, sondern auch eine stehende englische Oper für London ins Leben gerufen und damit einen unleugbaren Schandfleck von dem Namen der größten und reichsten Stadt der Welt getilgt haben würde.

Dazu scheint sich nun in neuerer Zeit ein anderer Mann berufen zu fühlen, Mr. D' Oyly Carte, der erfahrene Director des Savoy Theaters, wo die so überaus erfolgreichen Operetten der Dioskuren Gilbert und Sullivan, wie „der Mikado“ und die „Gondoliers“ herausgebracht worden. Mr. Carte hat auch zunächst gleich ein neues Opernhaus errichtet, bislang aber erst eine einzige Oper, „Ivanhoë“, von Sullivan, herausgebracht. Er geht dabei von dem erstaunlichen Grundsatz aus, möglichst nur neue Opern nationaler Componisten zur Aufführung zu bringen und dieselben in derselben Weise spielen zu lassen wie die Operetten, nämlich Abend für Abend, solange es eben angeht. Er hätte sich doch aber vorher sagen können, daß ein derartiges Verfahren auf die Dauer unmöglich durchführbar ist, wie sich denn in Bezug auf „Ivanhoë“ auch trotz aller Reclame in wenigen Monaten bereits herausgestellt hat. Mr. Carte dürfte über der Aufführung von Opern leicht das Vermögen verlieren, welches ihm die Operetten eingebracht haben, wenn er nicht zeitig andere Wege einschlägt. Und so steht es zu erwarten, daß das neue stattliche Opernhaus gleichfalls alsbald der Operette überliefert wird oder aber, daß der Impresario, wenn ihm wirklich ernstlich um die Hebung der Opern-Verhältnisse in diesem Lande zu thun ist, da anfängt, wo Carl Rosa aufhörte.





Der Misanthrop.

Schauspiel in fünf Acten

von

Molière.

In deutschen Versen von Ludwig Fulda.

— Berlin. —

(Schluß.)

Dritter Act.

Erster Auftritt.

Clitander. Acast.

Clitander: Marquis, Behagen strahlt aus deinen Zügen;
Stets bist du sorglos, stets bereit zum Scherz.
Nun sag' mir ehrlich, Hand auf's Herz:
Hast du so großen Anlaß zum Vergnügen?

Acast: Auf Ehre, Freund, wenn ich mein Leben prüfe,
So find' ich gar nichts, was mir Kummer schüfe.
Ich habe Geld, bin jung, man nennt mit Recht
Altadelig das Haus, dem ich entsprossen;
Durch meinen Rang und mein Geschlecht
Ist jede Stellung mir erschlossen,
Und Muth, der doch am höchsten wird gepriesen,
Mir fehlt er nicht, das weiß man überall;
Ich hab' in einem wohlbekannten Fall
Als äußerst kühn und schneidig mich erwiesen.
Geist hab' ich fraglos und Geschmack dabei,
Kann aburtheilen, ohne nachzudenken,
Und in Premièren — meine Schwärmerei —
Sitz' ich als Kenner auf den ersten Bänken.

Ich mache Stimmung, klatsche oder gähne,
Bei schönen Stellen leit' ich den Applaus;
Ich bin gewandt, ich seh' nicht übel aus,
Bin gut gewachsen, habe hübsche Zähne,
Und daß ich meine Kleider weiß zu tragen,
Das wird wohl Niemand zu bestreiten wagen.
Ich hab' den allerbesten Namen,
Bin gern gesehn bei Hof, beliebt bei Damen,
Und, Freund, bei solchen Gaben, glaub' ich fast,
Kann wohl ein Mensch mit sich zufrieden sein.

Clitander: Ja; doch weshalb, wenn du die Auswahl hast,
Bemühst du hier dich ohne Hoffnungsschein?

Acast: Ich? Nun auf Ehre, bin ich wohl der Mann,
Die Kälte einer Schönen hinzunehmen?
Ein Alltagsmensch, ein blöder Tölpel kann
Dem strengen Joch geduldig sich bequemen,
Zu ihren Füßen schmachten und vergehn,
Mit Seufzern und mit Thränen sie erweichen
Und durch sein standhaft fortgesetztes Flehn
Erringen, was zu hoch für Seinesgleichen.
Jedoch ein Mann wie ich ist viel zu gut,
Um unbelohnt zu lieben auf Credit;
Wenn eine Dame noch so vornehm thut,
Gottlob, mein Werth hält mit dem ihren Schritt.
So ganz umsonst geschieht es nicht,
Daß ich ihr solch ein Herz zu Füßen lege,
Und mindestens verlangt das Gleichgewicht,
Daß sie entgegenkommt auf halbem Wege.

Clitander: So glaubst du, hier der Hahn im Korb zu sein?

Acast: Vielleicht besitz' ich Gründe, das zu glauben.

Clitander: Ich muß dir diesen großen Irrthum rauben
Du täuschst dich, Freund, und redest dir was ein.

Acast: So red' ich mir was ein und täusche mich.

Clitander: Liegt denn dein Glück so fraglos vor dir offen?

Acast: Ich täusche mich.

Clitander: Hast du Beweise, sprich!

Acast: Ich rede mir was ein.

Clitander: Ließ sie dich hoffen?

Acast: Ich irre.

Clitander: Machte Celimenens Herz
Sich im Geheimen dir verständlich?

Acast: Nein, sie verschmäht mich.

Clitander: Gieb mir Antwort endlich!

Acast: Sie wies mich ab.

Clitander: Nun laß einmal den Scherz
Und sag', ob sie dir Hoffnung hat gegeben.

Acast: Mir blüht kein Glück; Du aber stehst in Gnade.
Unleidlich bin ich ihr im höchsten Grade,
Und übermorgen nehm' ich mir das Leben.

Clitander: Marquis, was meinst du, wenn wir ehrenhaft
Uns miteinander durch Vertrag vergleichen?
Hat Einer von uns Beiden sich're Zeichen
Von Celimenens Liebe sich verschafft,
Dann giebt der And're sich besiegt, und künftig
Muß er auf jeden Wettbewerb verzichten.

Acast: Auf Ehre, Freund, das find' ich sehr vernünftig
Und will mich augenblicks dazu verpflichten.
Doch still . . .

Zweiter Auftritt.

Vorige. Celimene.

Celimene: Noch hier?

Clitander: Ja, stets in Ihrem Bann.

Celimene: Am Hausthor hält ein Wagen an;
Wer mag das sein?

Clitander: Ich weiß nicht.

Dritter Auftritt.

Vorige. Basque.

Basque: Eben fuhr
Ursinoë hier vor.

Celimene: Was will denn die von mir?!

Basque: Fräulein Eliante begrüßte sie im Flur. (Ab.)

Celimene: Was fällt ihr plötzlich ein? Was sucht sie hier?

Acast: Als Tugendausbund wird sie rings geachtet,
Und ihre Frömmigkeit . . .

Celimene: Ist falsches Spiel!
Ihr Herz ist weltlich, und sie sinnt und trachtet
Nach Männerfang; nur hilft ihr das nicht viel.
Sie blickt auf jede Frau mit Neid,
Die eifriger Verehrer nicht ermangelt,
Und weil ihr arger Unstern Keinen angelt,
Schilt sie auf die Verblendung unſ'rer Zeit.
Ihr falscher Tugendschleier soll verstecken,
Wie schrecklich die Verlassenheit sie quält,
Und nur um ihre Häßlichkeit zu decken,
Verlästert sie den Zauber, der ihr fehlt.
Doch ein Geliebter wär' ihr höchst willkommen;

Selbst um Alcest bemüht sie sich;
Seit er mir huldigt, ist sie bös auf mich
Und thut, als hätt' ich ihn ihr weggenommen.
Aus Eifersucht, die sie nicht bergen kann,
Verleumdet sie mich hinter'm Rücken schmählich.
Nie traf ich solche Dummheit an:
Mit einem Wort, sie ist mir unausstehlich,
Und . . .

Vierter Auftritt.

Vorige. Arsinoë.

Celimene: Ach, welch' guter Engel führt Sie her?
Ehrlich gesagt, ich war recht ungeduldig . . .

Arsinoë: Ein Wink, den ich der theuren Freundin schuldig,
Bestimmte mich . . .

Celimene: O, das beglückt mich sehr!

(Clitander und Acast gehen heimlich lachend ab.)

Fünfter Auftritt.

Arsinoë. Celimene.

Arsinoë: Es trifft sich prächtig, daß die Herren gingen.

Celimene: Ich bitte Platz zu nehmen.

Arsinoë: Danke nein. —
Die Freundschaft muß besonders wachsam sein
In wichtigen und großen Dingen,
Und da nichts Größeres den Menschen eigen
Als ihres Namens unbeflecktes Schild,
So mag mein Rath, der Ihrer Ehre gilt,
Die Treue meiner Freundschaft zeigen.
Als gestern man in äußerst würd'gem Kreise
In das Gespräch auch Sie verwob,
Fand Ihre prunkerfüllte Lebensweise
Zum Unglück nur geringes Lob.
Ihr allzeit off'nes Haus, Ihr Liebesspiel
Und was die Welt daraus zu folgern willig,
Ward mehr getadelt, als gerecht und billig,
Und strenger, als es mir gefiel.
Ich nahm natürlich gleich für Sie Partei;
Ich habe Sie, so gut es ging, vertheidigt,
Bewiesen, daß Ihr Wille lauter sei,
Und für Ihr gutes Herz mich hoch vereidigt.
Doch man vermag gewisse Dinge
Trotz aller Freundschaft nicht in Schutz zu nehmen;
Drum mußt' ich zum Geständniß mich bequemen,
Daß Ihre Art Sie leicht in Schaden bringe,
Daß sie den Schein nicht zu vermeiden strebe,
Der Anlaß giebt, ihr Schlimmes nachzusagen,
Und daß unstreitig Ihr Betragen

Den bösen Zungen stete Nahrung gebe.
Nicht daß ich zweifeln will an Ihrer Ehrbarkeit;
Der Himmel schütze mich vor dem Gedanken!
Doch schon ein Argwohn bringt den Ruf in's Wanken,
Und auch ein reines Herz geht oft zu weit.
Madame, Sie werden mich nicht mißverstehn,
Den gut gemeinten Rath mir nicht verargen,
Sei'n Sie versichert, meine Worte bargen
Den regsten Antheil für Ihr Wohlergehn.

Celimene: Madame, ich bin für Ihren Rath erkenntlich
Und halt' ihn für so wenig mißverständlich,
Daß ich sogleich mich dankbar möchte zeigen
Durch einen Rath, der Ihrer Ehre gilt,
Und da Sie mir aus Freundschaft nicht verschweigen,
Wie man auf mich und mein Betragen schilt,
So macht dies edle Beispiel mir zur Pflicht
Zu sagen, was die Welt von Ihnen spricht.
Vor Kurzem war ich zu Besuch erschienen
In einem auserwählten Kreise;
Man sprach dort von der besten Lebensweise,
Und unter Anderm sprach man auch von Ihnen.
Da ward denn Ihre fromme Tugendlehre
Nicht grad' als Muster hingestellt;
Ihr Heil'genschein, den man für künstlich hält,
Ihr ewiges Gered von Zucht und Ehre,
Ihr Schreien, wenn in unbefang'nen Worten
Ein heikler Doppelsinn sich wittern läßt,
Ihr Selbstbewußtsein, das sich allerorten
Ein Mitleidsthränchen aus den Augen preßt,
Ihr Kanzelton, der sich damit vergnügt,
Auch Lauterkeit und Unschuld anzuklagen,
Ward, um es grad' heraus zu sagen,
Ganz allgemein verurtheilt und gerügt.
Was ist, so frug man, ihrer Andacht Sinn?
Spricht ihrer Maske nicht ihr Leben Hohn?
Denn diese pünktlich fromme Beterin
Schlägt ihr Gesind und zahlt ihm keinen Lohn.
Sie nennt das Kirchenlaufen unerläßlich
Und schminkt, um hübsch zu scheinen, ihr Gesicht;
Auf Bildern ist ihr jede Nacktheit gräßlich;
Doch das Lebendige mißfällt ihr nicht.
Ich stellte mich sogleich auf Ihre Seite
Und sagte laut, daß dies Verleumdung sei;
Doch meine Stimme war im Widerstreite
Mit allen übrigen; man blieb dabei,
Daß Sie, statt Andern nachzuspüren,
Sich selber prüfen sollten streng und scharf,
Daß man erst fegen muß vor eig'nen Thüren,
Bevor man alle Welt verdammen darf.

Daß eine Frau nur durch ein Musterleben
Dem Sittentadel giebt Gewicht
Und besser noch anheimstellt das Gericht
Den Leuten, denen Gott dies Amt gegeben.
Madame, Sie werden mich nicht mißversteh'n,
Den gut gemeinten Rath mir nicht verargen;
Sei'n Sie versichert, meine Worte bargen
Den regsten Antheil für Ihr Wohlergehn.

Arsinoë: Obgleich ein Mahnwort stets gefährlich war,
So durft' ich einen bessern Lohn erhoffen;
Aus Ihrer Bitterkeit erkenn' ich klar,
Daß Sie mein Freimuth hat in's Herz getroffen.

Celimene: Im Gegentheil, ich möchte Jedermann
Solch wechselseit'gen guten Rath empfehlen,
Damit die arge Blindheit weichen kann,
In welcher einzeln wir uns quälen.
Wenn Sie nur wollen, werden wir hinfort
Uns mit dem gleichen Eifer redlich dienen
Und uns getreulich melden jedes Wort,
Das Sie von mir gehört und ich von Ihnen.

Arsinoë: Madame, wer spräche wohl von Ihnen schlecht?
Ich freilich bin des Tadels nicht enthoben.

Celimene: Es läßt sich Alles tadeln oder loben,
Und jeder hat auf seine Weise Recht.
Denn wir erleben eine Zeit der Liebe
Und eine Zeit der strengen Sitten,
Zu denen schon allein die Klugheit triebe,
Sobald der Glanz der Jugend uns entglitten,
Weil wir nur so vor Kränkung uns bewahren.
Wahrscheinlich folg' ich Ihrem Beispiel auch,
Wenn ich erst alt bin; doch es ist nicht Brauch,
Schon sittenstreng zu sein mit zwanzig Jahren.

Arsinoë: Ei, wollen Sie den winz'gen Zwischenraum
Des Alters an die große Glocke hängen?
Daß Sie ein bischen jünger sind, ist kaum
So wichtig, um es prahlend auszusprengen,
Und unklar ist mir, was Sie treibt,
Mich so empfindlich zu verletzen.

Celimene: Ganz ebenso, wie mir es unklar bleibt,
Warum Sie gegen mich beständig hetzen,
Warum Ihr Aerger immer mich beschuldigt;
Kann ich dafür, daß Niemand Ihnen huldigt?
Wenn Viele mir nicht widerstehen können
Und täglich ihre Liebe mir betheuern,
Das werden Sie mir zwar nicht gönnen;
Doch dem vermag ich wirklich nicht zu steuern.
Das Feld ist frei; ich hindere Sie nicht
Die zu erobern, denen Sie gefallen.

Arsinoë: Ach, meinen Sie vielleicht, ich wär' erpicht
Auf jenen Männerschwarm, mit dem Sie prangen?
Als wüßte man nicht ganz genau bei Allen,
Um welchen Preis es leicht ist, Sie zu fangen!
Soll man wohl glauben bei der heut'gen Jugend,
Daß diese Schar nur Ihr Gemüth verehrt,
Nur in erlaubter Liebe sich verzehrt
Und nichts bewundern will als Ihre Tugend?
Solch eitler Vorwand macht doch Niemand blind;
Die Welt ist nicht so dumm. Ich kenne Frauen,
Die Liebe zu erwecken würdig sind
Und doch kein Heer von Männern um sich schauen.
Und hieraus zieht man leicht den Schluß,
Daß sie nicht uns'rer schönen Augen willen
Uns lieben, daß man ihre Wünsche stillen
Und ihre Dienste sich erkaufen muß.
Drum meiden Sie's, den zweifelhaften Schein
So leichter Siege rühmend zu entfalten
Und schränken Sie den Hochmuth ein,
Mit dem Sie sich für was Besond'res halten.
Wär' unser Herz von Neid geschwollen,
Wir könnten leicht dieselben Wege gehn.
Entsagten wir der Scham, Sie würden sehn,
Daß wir Geliebte haben, wenn wir wollen.

Celimene: So wollen Sie doch nur; ich habe nichts dagegen.
Und da Sie nun die schwarze Kunst erkannt,
Wie man . . .

Arsinoë: Nichts mehr von diesem Gegenstand!
Wir würden uns zu sehr erregen,
Und längst schon hätt' ich Lebewohl gesagt;
Jedoch mein Wagen zwingt mich zu verweilen.

Celimene: Solang es Ihnen irgend hier behagt,
Bitt' ich durchaus sich nicht zu übereilen.
Ich will nicht lästig sein und mag Sie gern
Der angenehmeren Gesellschaft gönnen;
(Auf den eintretenden Alceſt deutend.)
Ein guter Zufall schickt uns diesen Herrn;
Er wird Sie besser unterhalten können.

Sechster Auftritt.

Vorige. Alcest.

Celimene: Mein Freund, ich habe einen Brief zu schreiben,
Der keinen Aufschub leiden darf. Sie sollen
Indeß Madame die Zeit vertreiben;
Sie wird, so hoff' ich, mir deshalb nicht grollen.

Siebenter Auftritt.

Alcest. Arsinoë.

Arsinoë: Das heißt, Sie müssen sich mit mir begnügen,
So lange, bis mein Wagen wiederkehrt;
Sie konnte meinem Wunsch sich gar nicht besser fügen,
Als da sie dies Gespräch mir hat gewährt.
Muß doch an einen edlen Mann
Lieb' und Verehrung aller Welt sich heften;
Ihr Geist ist so begabt mit Zauberkräften,
Daß er mein wärmstes Mitgefühl gewann.
Sie hätten wahrlich Recht zur Klage;
Sie könnten fordern, daß die Majestät
Sich Ihres Werth's erinnert; alle Tage
Verdrießt es mich, wie man Sie übergeht.

Alcest: Mich? Hab' ich Anspruch auf besond're Ehren?
Welch großen Dienst erwies ich je dem Staat?
Auf welche hohe Heldenthat
Könnt' ich verweisen, um mich zu beschweren?

Arsinoë: Nicht Jeder, den des Hofes Gunst mit Gaben
Beschenkt, hat etwas Rühmliches vollbracht.
Man muß nur Glück und mächt'ge Freunde haben
Und weil schon Ihr Verdienst Sie würdig macht,
Drum . . .

Alcest: Mein Verdienst! O lassen wir das ruhn!
Kann denn der Hof mit Allem sich befassen?
Er hätte wirklich viel zu thun,
Um Jedermanns Verdiensten aufzupassen.

Arsinoë: Ein echt Verdienst erstrahlt in eig'ner Helle;
Von Ihrem ist man überall durchdrungen.
Noch gestern ward an hoher Stelle
Von Leuten ersten Rang's Ihr Lob gesungen.

Alcest: Je nun, Madame, wen lobt man heute nicht?
Auf Unterschiede leistet man Verzicht;
Der Ruhm erhält die weiteste Verbreitung;
Man wird durch Lob schon längst nicht mehr geziert,
Man schwimmt darin, wird damit bombardirt,
Und selbst mein Hausknecht steht schon in der Zeitung.

Arsinoë: Damit die Welt Sie besser lerne schätzen,
Wünscht' ich, daß Sie ein Amt bei Hof erstreben.
Man wird, sobald Sie nur ein Zeichen geben,
Gleich alle Hebel in Bewegung setzen.
Mir stehen Freunde zu Gebot, die gern
Den Weg erleichtern und das Ziel gewinnen.

Alcest: Und was, Madame, sollt' ich am Hof beginnen?
Mein ganzes Wesen hält mich von ihm fern.
Die Seele, welche Gott mir eingehaucht,

Wird nimmermehr die Luft des Hof's vertragen;
Mir fehlen die Talente, die man braucht,
Um dort zu glänzen und sich durchzuschlagen.
Mir hat Natur ein off'nes Herz geschenkt;
Ich kann nicht meine Worte dreh'n und winden,
Und wer nicht anders redet, als er denkt,
Der wird dort niemals eine Heimat finden.
Muß ich entsagen all den großen Zielen
Und all den Titeln, die der Hof verleiht,
So bleib' ich auch dafür befreit
Vom bitt'ren Loose, den Hanswurst zu spielen:
Ich muß mich nicht vor jeder Kränkung ducken,
Mich nicht an eines Stümpers Versen freu'n,
Nicht hohen Damen Weihrauch streu'n,
Nicht uns'rer Junker Faseleien schlucken.

Arsinoë: So lassen wir den Hof; doch manches Mal
Muß ich auch Ihrer Liebe Mitleid zollen,
Und wenn Sie meine Ansicht hören wollen,
So wünscht' ich Ihnen eine bess're Wahl,
Ein reichlicheres Maß von Glück beschert;
Denn diese Frau war niemals Ihrer werth.

Alcest: Mir scheint, Madame, Sie haben nicht bedacht,
Daß Sie von Ihrer Freundin sprechen.

Arsinoë: O doch! Nur mein Gewissen ist erwacht
Und kann nicht länger dulden dies Verbrechen.
Ach, Ihre Lage muß mein Herz verwunden;
Denn sicher ist's, daß man Sie hintergeht.

Alcest: Ein Mitgefühl, das Ihnen trefflich steht,
Für das ich Ihnen äußerst bin verbunden.

Arsinoë: Ist sie auch meine Freundin, das Vertrauen
Von einem edlen Mann verdient sie nicht;
Denn ihre Liebe hat ein falsch Gesicht.

Alcest: Wohl möglich; Niemand kann in Herzen schauen;
Doch hätt' Ihr Mitleid schöner sich gezeigt,
Wenn Sie dies Gift mir vorenthalten hätten.

Arsinoë: Wenn Sie den Wunsch nicht haben, sich zu retten,
Dann ist es freilich besser, daß man schweigt.

Alcest: O nein. Doch Alles setz' ich lieber dran,
Als daß mein Herz von Zweifeln wird zerrissen;
Ich will nicht, nein, ich will nichts wissen,
Bevor ich's nicht mit Händen greifen kann.

Arsinoë: Da halt' ich Sie beim Wort; wir machen aus,
Daß Sie sich nur den klarsten Gründen beugen,
Sich nur mit eig'nen Augen überzeugen.
Begleiten Sie mich jetzt zu mir nach Haus;
Dort sollen Sie mit größter Deutlichkeit

In Ihrer Liebsten falsche Seele schauen,
Und hätten Sie nur Sinn für and're Frauen,
Dann läg' ein Trost gewiß nicht allzuweit.

Vierter Act.

Erster Auftritt.

Eliante. Philint.

Philint: Nein, dieser Starrkopf gab nicht nach;
Der Streit war äußerst schwierig auszugleichen:
Er wollte, was man auch zum Guten sprach,
Von seiner Ansicht keinen Fuß breit weichen,
Und nie ward ein so drolliges Gericht
Gehalten vor des Ehrenrathes Stufen.
„Nein," rief er, „nein, ich kann nicht widerrufen,
Und Alles geb' ich zu — nur dieses nicht.
Was will er denn? Was konnt' ihn so entfachen?
Ist er entehrt, weil er nicht dichten kann?
Wenn ihm mein Rath mißfällt, was liegt daran?
Der beste Mensch kann schlechte Verse machen;
Die Ehre wird dadurch nicht untergraben.
Ich halt' ihn, meine Herren Richter,
Für einen Mann von Muth, Verdienst und Gaben,
Kurzum für Alles — nur für keinen Dichter.
Gern will loben seines Hauses Glanz,
Sein Reiten, Fechten, sein Geschick im Tanz;
Doch wenn er Verse macht, bleib' ich daheim;
Wem's nicht von Gott gegeben ward im Schlafe,
Der lasse seine Hand von Lied und Reim,
Eh' man's ihm nicht befiehlt bei Todesstrafe." —
Am Ende schien es fast, als gäb' er nach;
Er aber hielt sich schon für mehr als fügsam,
Indem er folgende Erklärung sprach:
„Mein Herr, es thut mir leid, daß ich so ungenügsam;
Doch recht von Herzen wünscht' ich mir und Ihnen,
Daß Ihr Sonett mir besser wär' erschienen."
Worauf es gleich an ein Umarmen ging,
Und damit fand die Sitzung ihren Schluß.

Eliante: Er ist gewiß ein rechter Sonderling
Und doch ein Mann, den ich verehren muß.
Denn seine strenge Wahrheitsliebe
Zeigt edlen Muth und Heldenhaftigkeit,
Und wünschen möcht' ich uns'rer Zeit,
Daß solch ein Vorbild nicht vereinzelt bliebe.

Philint: Eins werd' ich nie verstehn: Wie konnt' er nur
Solch einer Leidenschaft sich überlassen?
Wie soll zu seiner Denkart und Natur
Die heftige Verliebtheit passen?

Und vollends scheint mir jeder Grund zu fehlen,
Daß seine Wahl auf Celimene fiel.

Eliante: Dies lehrt: Nicht immer wird der Neigung Ziel
Bestimmt durch Harmonie der Seelen,
Und wer etwas auf Wahlverwandtschaft giebt,
Den würde dieses Beispiel schlagen.

Philint: Ist anzunehmen, daß auch sie ihn liebt?

Eliante: Ja, das ist nicht so leicht zu sagen.
Wie könnt' ich prüfen ihrer Liebe Wahrheit?
Denn ihrem eig'nen Herzen fehlt die Klarheit;
Sie liebt manchmal und will es selbst nicht glauben,
Und manchmal liebt sie nicht und glaubt es doch.

Philint: Sie wird, so fürcht' ich, uns'rem Freunde noch
Mehr als er ahnt, von seinem Frieden rauben,
Und grad' heraus, besäß' er mein Gemüth,
Er würde sich zu anderm Glücke wenden
Und einsehn, daß ein bess'res Loos ihm blüht
In dem Gefühl, das Sie an ihn verschwenden.

Eliante: Ich will mich nicht verstellen, und ich denke,
Man soll in diesen Dingen ehrlich sein.
Daß er sie liebt, ich seh' es ohne Pein,
Und grad' weil ich ihm Antheil schenke,
So würd' ich, wenn's mir irgend möglich wär',
Gern selbst in ihre Hand die seine legen;
Fänd' er jedoch von ungefähr
In dieser Liebe keinen Segen,
Und zög' sie einen andern Freier vor,
Dann neigt' ich seiner Werbung gern mein Ohr,
Und daß er sich von ihr verschmäht gesehn,
In meinen Augen sollt' es ihm nicht schaden.

Philint: Ich meinestheils, ich lass' es still geschehn,
Wenn Sie den Freund mit Ihrer Huld begnaden.
Er selber, wenn er will, kann Ihnen sagen,
Was ich hierin ihm oft und eifrig rieth;
Doch wenn's die Beiden mit einander wagen,
Und wenn er Ihnen sich dadurch entzieht,
Dann möcht' ich mir die hohe Gunst erstreiten,
Die ihm gegönnt war; weist er sie zurück,
Dann wär' ich selig, wollte dieses Glück
Von ihm zu mir herübergleiten!

Eliante: Sie scherzen, Herr Philint.

Philint: Dies ist kein Scherz.
Dies stieg aus meiner Seele tiefstem Grunde;
Zu off'ner Werbung harr' ich nur der Stunde,
Und Flügel ihr zu geben wünscht mein Herz.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Alceſt.

Alceſt (zu Eliante): Mein Fräulein, helfen Sie! — Mich traf ein Streich,
Der meine ganze Kraft zu lähmen droht.

Eliante: Was iſt geſchehn? Sie zittern, Sie ſind bleich . . .

Alceſt: Nicht faſſen kann ich's noch! Das iſt mein Tod! —
Zerginge dieſe Welt in Nacht und Graus,
Ich trüg' es leichter. — Nun iſt Alles aus . . .
All' meine Liebe . . . ach, ich kann nicht ſprechen.

Eliante: Sie müſſen Athem ſchöpfen, ſich erholen.

Alceſt: O Gott, wie konnteſt du ſo holde Züge
Vereinen mit ſo ſchändlichen Verbrechen?

Eliante: Wer ſagte Ihnen . . .

Alceſt: Alles, Alles Lüge!
Ich bin verrathen, um mein Glück beſtohlen!
Denn ſie — denn Celimene — gebt nur Acht —
Hat mich getäuſcht, betrogen, hintergangen.

Eliante: Ließ Jemand Sie Beweis dafür erlangen?

Philint: Das iſt gewiß ein thörichter Verdacht;
Die Eiferſucht wird leicht zum Wahn getrieben . . .

Alceſt: Potz Wetter, ſparen Sie ſich nur den Reſt!
(Zu Eliante:)
Ihr falſches Spiel ſteht leider felſenfeſt;
Ich hab' es ſchwarz auf weiß, von ihr geſchrieben.
Ein Brief, den ſie Oront geſchickt, beraubte
Mich meines Heils und zeigt mir meine Schmach:
Oront, von dem ſie ſtets nur Uebles ſprach,
Den ich am wenigſten gefährlich glaubte.

Philint: Ein Brief ſtellt Manchen in verkehrtes Licht
Und legt auch wohl der Unſchuld eine Schlinge.

Alceſt: Noch einmal, Herr, bemühen Sie ſich nicht
Und kümmern ſich um Ihre Dinge.

Eliante: Nicht gar ſo ungeſtüm; dies Unrecht ſoll . . .

Alceſt: Mein Fräulein, Alles liegt bei Ihrem Willen;
Zu Ihnen flücht' ich mich vertrauensvoll,
Damit Sie dieſer Wunde Qualen ſtillen.
Auf! Rächen Sie den niedrigen Verrath,
Mit dem ſie meine Treue heimgeſandt;
Ja, rächen Sie die unerhörte That!

Eliante: Sie rächen? Und wodurch?

Alceſt: Durch Ihre Hand.
Mein Herz hat Sie ſtatt Jener ſich erkoren:

Das ist die Rache, die ich ihr geschworen;
Gefoltert soll sie werden durch die Treue,
Die echte Liebe, die besorgte Glut,
Durch all den wandellosen Opfermuth,
Den ich fortan zu Ihren Füßen streue.

Eliante: Ihr Schmerz ergreift mich, und ich sage frei:
Es ehrt mich hoch, daß Sie um mich geworben;
Vielleicht ist aber gar noch nichts verdorben,
Vielleicht geht dieser Rachedurst vorbei.
Hat die Verrätherin ein hübsch Gesicht,
So plant man Vieles; doch man thut es nicht.
Und gäb's auch tausend Gründe, sich zu trennen,
Schuldlos erscheint die Sünd'rin, die man liebt,
Und jeder böse Wunsch zerstiebt:
Den Zorn der Liebenden muß man nur kennen!

Alceste: Nein, Fräulein, diese Kränkung traf ins Leben;
Der Rückweg ist versperrt, der Bund gebrochen;
Unwiderruflich hab' ich's ausgesprochen
Und wär' ein Schwächling, wollt' ich ihr vergeben.
Sie kommt. Sie fühle meines Zorn's Gewalt!
Nachdrücklich werd' ich sie zur Rede setzen
Und sie zerschmettern; Ihnen bring' ich bald
Ein Herz, das sich entwand aus ihren Netzen.

Dritter Auftritt.

Celimene. Alceste.

Alceste (für sich): Mein Gott, jetzt gieb mir Fassung! Gieb mir Kraft!

Celimene (für sich): O weh! (Zu Alceste.) Weshalb schon wieder in Erregung?
Denn Ihrer Augen rollende Bewegung
Und Ihre Seufzer sind mir räthselhaft.

Alceste: Dann hören Sie, daß ein Betrug noch nie
Verübt ward, der so schwarz und greuelvoll,
Daß aller Teufel Trotz, des Himmels Groll
Nichts Schändlicheres jemals schuf als Sie!

Celimene: Ein artig Pröbchen Ihrer Zärtlichkeit.

Alceste: Nur keinen Spott! Dazu ist jetzt nicht Zeit!
Jetzt hätten Sie mehr Anlaß zum Erröthen!
Für Ihren Trug ist der Beweis erbracht;
Verstehn Sie endlich, was mich wüthend macht?
Mein Mißtrau'n war nur allzusehr von nöthen;
Der Argwohn, der Sie oft verdrossen,
Hat meines Unglücks Tiefe mir erschlossen:
Mein guter Geist hat mich gewarnt
Trotz all der List, mit der Sie mich umgarnt.
Doch halten Sie mich nicht für einen solchen Thoren,
Daß ich nicht Rache für den Schimpf verlange.

Wohl weiß ich: Neigung fügt sich nicht dem Zwange,
Und Liebe wird in Freiheit nur geboren;
Ein Herz wird niemals durch Gewalt bestrickt,
Es muß sich frei verschenken und versagen,
Und hätten Sie mich offen heimgeschickt,
Dann fänd' ich keinen Grund mich zu beklagen;
Hätt' ich sogleich gehört Ihr redlich Nein,
Ich dürfte nur dem Schicksal böse sein.
Doch mir den Glauben leih'n, ich sei geliebt,
Das ist Verrätherei, das ist Betrug,
Für den es keine Sühne giebt,
Und keine Strafe scheint mir groß genug.
Weh' Ihnen! Die Vergeltung soll beginnen!
Ich bin nicht mehr ich selbst, ich bin von Sinnen.
Ich fühl' es, dieser Schmerz wird mich erwürgen,
Mein armer Geist ist todeswund;
Ich bin ein Rasender und bin's mit Grund;
Was auch geschieht, ich kann nicht für mich bürgen.

Celimene: Welch eine Wuth! Kaum trau' ich meinen Ohren!
Mir scheint, Sie haben den Verstand verloren.

Alceſt: Ja, ich verlor ihn an dem Unglückstag,
Als meine Augen dieses Gift gesogen,
Als ich dem Schein von Lauterkeit erlag,
Mit dem Ihr süßer Zauber mich betrogen.

Celimene: Wer darf behaupten, daß ich Sie betrüge?

Alceſt: O Heuchlerin! Doch diesem schlauen Spiel
Setz' ich nun ein für allemal das Ziel:
(Er zieht den Brief hervor.)
Hier sehen Sie; sind das nicht Ihre Züge?
Ja, schämen Sie sich nur aus Herzenstiefe;
Vor solchem Zeugniß schließt sich wohl Ihr Mund.

Celimene: Das also war's? Das hat Sie so gequält?

Alceſt: Und Sie erröthen nicht vor diesem Briefe?

Celimene: Erröthen — ich? Aus welchem Grund?

Alceſt: Das nenn' ich doch die Keckheit weit getrieben!
Sie leugnen, weil Ihr Namenszug hier fehlt.

Celimene: Wie sollt' ich leugnen, was ich selbst geschrieben?

Alceſt: Und daß des Briefes Inhalt klar und hell
Sie schuldig spricht, das macht Sie nicht erbeben!

Celimene: Weiß Gott, Sie sind ein närrischer Gesell.

Alceſt: Wie! Soll es hier noch eine Ausflucht geben?
Soll ich als Treubruch nicht den Brief betrachten,
Der für Oront von Honig überquillt?

Celimene: Oront? Wer sagt, daß ihm dies Schreiben gilt?

Alcest: Die Leute, die mir's überbrachten.
Doch wenn es auch für einen Andern wäre,
Hab' ich dann keinen Anlaß, Sie zu schelten?
Ist Ihre Schuld dann eine minder schwere?

Celimene: Und könnt' es nicht auch einer Dame gelten?
Wo wäre dann ein Grund, mich anzuklagen?

Alcest: Ein hübscher Winkelzug, ein Meistergriff!
Ich stehe waffenlos vor solchem Kniff
Und fühle mich aufs Haupt geschlagen.
Wie konnten Sie so plumpe List ersinnen?
Ei, glauben Sie, man hat so wenig Hirn?
Neugierig bin ich doch, mit welcher Stirn
Sie diese grobe Lüge weiterspinnen.
Wie deuten Sie's, daß in verliebten Tönen
Ihr Brief zu einer Dame spricht?
Rechtfertigen Sie, um den Betrug zu krönen,
Nur diese Stelle . . .

Celimene: Nun beliebt's mir nicht!
Sie haben gar kein Recht, mir zu befehlen
Und einen solchen Ton zu wählen.

Alcest: Nein, werden Sie nicht aufgebracht; Sie sollen
Nur diese eine Zeile mir erklären.

Celimene: Niemals! Sie können denken, was Sie wollen;
Sei's, was es sei, mich wird es wenig scheren.

Alcest: Sei'n Sie barmherzig; machen Sie verständlich,
Daß Sie den Brief an eine Frau gesandt!

Celimene: Nein, an Oront; so glauben Sie's doch endlich!
Mich freut, daß er mich liebenswürdig fand;
Sein Wort und Wesen schätz' ich hoch vor allen;
Was immer Sie behaupten, geb' ich zu.
Nun gehn Sie, bleiben Sie — ganz nach Gefallen;
Nur lassen Sie mich jetzt in Ruh'.

Alcest (für sich): O Himmel! Gab es Qualen je,
Die solche Marter überragten?
Mich treibt gerechter Zorn und tiefes Weh,
Und mich, den Kläger, macht sie zum Verklagten!
Sie steigert meinen Argwohn tausendfach,
Sie leugnet nicht, sie rühmt sich ihrer Schande,
Und dennoch, dennoch ist mein Herz zu schwach,
Um zu zerreißen seine Bande,
Zu schwach, um mit Verachtung sie zu strafen,
Die Undankbare, die ich so geliebt.
(Zu Celimene.)
Ja, Schlange, meine Schwachheit giebt
Dir Riesenkraft und macht mich neu zum Sclaven;
Ein Blick in diese Augen, und das Joch
Unsel'ger Liebe muß ich weiter tragen!

Ach, so vertheid'gen Sie sich doch,
Stehn Sie doch ab, sich selber anzuklagen!
Des Briefes Unschuld lassen Sie mich schau'n;
Mein Wunsch wird Ihren Worten sich vereinen;
Bestreben Sie sich nur, mir treu zu scheinen,
So werd' ich mich bestreben zu vertrau'n.

Celimene: Ach, Sie sind nicht gescheidt vor Eifersucht
Und völlig unwerth meiner Liebe.
Das fehlte wahrlich noch, daß nur die Flucht
Zu nied'rer Heuchelei mir übrig bliebe,
Daß ich mir helfen sollte mit Betrug.
Wenn sich mein Herz zu einem Andern neigte!
Wie! Daß ich Ihnen meine Liebe zeigte,
Ist das noch nicht Vertheidigung genug?
Hat ein Verdacht dagegen noch Gewicht?
Muß er mich nicht beleidigen und schmerzen?
Denn ohne Kampf entringt dem Frauenherzen
Sich solch ein zärtliches Geständniß nicht.
Der Leidenschaft und ihrem Ausdruck stellt
Die Frauenehre machtvoll sich entgegen;
Wie dürft' ein Mann, vor dem die Schranke fällt,
Straflos an diesem Spruche Zweifel hegen?
Ist er nicht schuldig, wenn er uns nicht glaubt,
Was wir mit schweren Opfern nur verschenken?
O geh'n Sie! Dieser Argwohn muß mich kränken,
Hat Sie des Recht's auf meine Gunst beraubt.
O wie ich mich der blöden Thorheit schäme,
Daß mir noch blieb ein Rest von Zärtlichkeit;
Sie würde besser Anderen geweiht,
Damit Ihr Vorwurf einen Grund bekäme.

Alceft: Arglistige! Soll Ihre Macht nicht enden?
Ich weiß, Sie täuschen mich mit süßem Wort,
Und doch, und doch — mein Schicksal reißt mich fort,
Und meine Seele liegt in Ihren Händen.
Ich will Gewißheit haben, klares Licht,
Ob Sie so treulos sind, mich zu verlassen.

Celimene: Nein, Ihre Liebe ist die rechte nicht.

Alceft: Ach, sie ist größer, als Gedanken fassen,
Und diese Glut, die jedes Maß verlor,
Feindsel'ge Wünsche lockt sie mir hervor:
Ich wünschte, daß Sie häßlich wären,
Daß ein unseliges Geschick Sie quälte,
Daß Gott Sie hätt' erschaffen zum Entbehren,
Daß Ihnen Stand und Rang und Reichthum fehlte,
Damit die Opferthaten meiner Liebe
Aus Ihrem Leben scheuchten Nacht und Grau'n
Und mir der Ruhm, der Stolz, die Wonne bliebe,
Ihr Glück mit meinen Händen zu erbau'n.

Celimene: Die neuste Art von ritterlichem Schutz!
Davor sei Gott, daß je der Tag erschiene . . .
Ist das nicht Dubois? Und in welchem Putz!

Vierter Auftritt.

Vorige. Dubois.

Alcest: Was soll der Aufzug, die bestürzte Miene?
Was giebt es?

Dubois: Herr . . .

Alcest: Nun?

Dubois: Eine Mordgeschichte!

Alcest: Was ist geschehn?

Dubois: Ach, Herr, uns geht es schändlich.

Alcest: So sprich!

Dubois: Leis oder laut?

Alcest: Nur zu! Berichte!

Dubois: Soll ich vor dieser Frau da . . .

Alcest: Wird's nun endlich?
Willst du wohl reden?

Dubois: Herr, wir müssen fliehn.

Alcest: Wieso?

Dubois: Wir müssen lautlos uns verziehn.

Alcest: Warum?

Dubois: Wir dürfen hier nicht mehr verweilen.

Alcest: Weshalb?

Dubois: Weil's nöthig ist, daß wir von hinnen eilen.

Alcest: Was giebt dir Anlaß, so zu sprechen?

Dubois: Der Anlaß ist: wir müssen schleunig fort.

Alcest: Du Lump, ich werde dir die Knochen brechen,
Wenn du nicht Rede stehst mit klarem Wort.

Dubois: Ein schwarzer Kerl, der schwarze Kleider trug,
Bracht' uns ein Stück Papier bis in die Küche;
Drauf stehen lauter Krakelfüß' und Sprüche;
Aus denen wird kein Teufel klug.
Ich glaube, daß es den Prozeß betrifft;
Doch kann's der Satan selber nicht verstehn.

Alcest: Ei, du Halunke, wegen dieser Schrift
Meinst Du, wir müßten auf die Reise gehn!

Dubois: Ja, was ich sagen wollte — bald darauf
Kam Einer, der bei Ihnen oft verkehrte,
Gerannt in athemlosem Lauf

Und wies mich an, dieweil Sie nicht zur Stell',
Und weil er mich als treuen Diener ehrte,
Ich sollte . . . halt, wie heißt er doch nur schnell?

Alcest: Ganz einerlei! Was ward dir aufgetragen?

Dubois: Nun ja, er ist Ihr Freund; das ist genug.
Er sprach, gefährlich sei der mindeste Verzug,
Und wenn Sie blieben, ging's an Ihren Kragen.

Alcest: Was! Ließ er sich darauf nicht näher ein?

Dubois: Das nicht; doch nahm er Tinte und Papier
Und schrieb etwas, woraus, so denk' ich mir,
Der ganze Handel deutlich ist zu fassen.

Alcest: Gieb her!

Celimene: Was mag hier vorgefallen sein?

Alcest: Ich weiß nicht; doch ich wünsche zu erkunden . . .
Du Teufelskerl, hast du's nun bald gefunden?

Dubois (nachdem er lange in seinen Taschen gesucht hat):
Mein Seel', ich hab's zu Hause liegen lassen.

Alcest: Jetzt aber warte . . .

Celimene: Werden Sie nicht böse,
Und eilen Sie, daß sich dies Räthsel löse.

Alcest: Ein feindlich Schicksal ist darauf erpicht,
Daß kein Gespräch uns Beide je vereine;
Ich biet' ihm Trotz: verwehren Sie es nicht,
Daß ich heut Abend wiederum erscheine.

Fünfter Act.

Erster Auftritt.

Alcest. Philint.

Alcest: Noch einmal: die Entscheidung ist gefällt.

Philint: Der Schlag ist hart; was aber soll Sie zwingen . . .

Alcest: Nein, reden Sie, solang Ihr Athem hält,
Nichts ist im Stand, mich davon abzubringen;
Zu tief ist die Verderbniß unsrer Zeit;
Drum will ich lieber alle Menschen meiden.
Was! Gegen meinen Widerpart entscheiden
Gesetz und Recht und Scham und Ehrbarkeit;
Ich blicke Jedermann auf meiner Seite,
Ich harre voll Vertrau'n und unterdeß
Entgeht mir der Erfolg, um den ich streite:
Recht hab' ich und verliere den Prozeß
Ein Schuft, den man verachtet allgemein,
Vermag durch Lug und Trug zu siegen!
Dem Meineid muß die Wahrheit unterliegen!

Er würgt mich meuchlings, und das Recht ist sein.
Mit ausgelerntem Lügenmaul besticht
Er die Vernunft und blendet das Gericht,
Bis er zuletzt den Haftbefehl erzwingt!
Doch all dies Unrecht macht ihn noch nicht satt:
Ein Schandbuch wird verbreitet in der Stadt,
Ein Buch, das schon dem Leser Strafe bringt;
Von diesem Buch, das für den Pranger reif,
Macht mich der freche Schurke zum Verfasser,
Und Herr Oront als guter Hasser
Bestärkt geschäftig diesen Unterschleif!
Er, der am Hofe stets als Muster prangte,
Dem ich nichts that, als daß ich ehrlich war,
Der ungestüm, auf eigenste Gefahr
Mein Urtheil über sein Gedicht verlangte
Und dann zum Dank, weil ich es gut gemeint,
Weil ich die Wahrheit und ihn selbst geachtet,
Erlogne Schuld auf mich zu häufen trachtet;
Ja, er ist jetzt mein schlimmster Feind
Und wird's bis an sein Lebensende bleiben,
Nur weil ich dem Sonett kein Lob geweiht.
Das also sind die Menschen! Das ihr Treiben
Und das die Früchte ihrer Eitelkeit!
Das ist es, was in ihren Herzen ruht
Von Ehre, Treue, Recht und Wahrheitsmuth!
Mir wird zu viel, was ich durch euch verliere:
Fort aus der Mordgruft, aus dem Dorngesträuch!
Weil ihr verruchter seid als wilde Thiere,
Drum sag' ich mich auf ewig los von euch.

Philint: Ein wenig vorschnell find' ich diesen Plan;
Mir scheint, daß Sie das Unrecht überschätzen.
Was auch Ihr Gegner Ihnen angethan,
Er wußte Ihre Haft nicht durchzusetzen;
Sein Zeugniß ist in sich versunken
Und bringt ihn selber in ein böses Licht.

Alcest: Ihn? — Diese Kleinigkeit beirrt ihn nicht:
Er hat das Vorrecht aller Erzhallunken;
Was heut ihm droht zu rauben Ruf und Glück,
Das stellt ihn morgen fester auf die Beine.

Philint: Soviel ist sicher: von dem üblen Scheine,
In den er Sie gebracht, bleibt nichts zurück.
Was hier zu fürchten war, das ist vorbei,
Und wenn Sie unterlagen vor Gericht,
Steht Ihnen ein Appell noch immer frei,
Der diesen Spruch . . .

Alcest: Ich appellire nicht!
Ich bin empfindlich zwar getroffen;
Doch unverändert lass' ich den Beschluß:

Das Unrecht liegt in ihm so prächtig offen,
Daß man der Nachwelt ihn erhalten muß
Als ew'gen Markstein, als Erinn'rungssäule
An unseres Jahrhunderts Sittenfäule.
Er kostet mich wohl zwanzigtausend Franken;
Doch für dies Geld erwerb' ich mir das Recht,
Zu fluchen auf das menschliche Geschlecht
Und ihm mit unversöhntem Haß zu danken.

Philint: Wenn aber . . .

Alcest: Sparen Sie Ihr Aber und Ihr Wenn!
Bleibt hier noch etwas aufzuklären?
Ist's möglich? Haben Sie die Stirne denn,
All diesen Greueln Nachsicht zu gewähren?

Philint: Nein, ich bekenne gern, daß ich mich beuge:
Selbstsucht und Arglist lenkt den Weltenlauf,
Durchtriebenheit ist obenauf,
Und alle Menschen sind aus schwachem Zeuge.
Doch weil sie schlecht sind, sollen wir sie fliehn
Und einsam uns verkriechen hinterm Ofen?
Die Fehler, die an uns vorüberziehn,
Sie bilden uns heran zu Philosophen:
Dies ist das schönste Amt der Wahrheitsgluth;
Denn wäre nur noch Redlichkeit zu finden,
Und wäre Jeder treu, gerecht und gut,
Dann müßten all die Tugenden verschwinden,
Die uns die Kraft verleihen, ohne Fluch
Das Unrecht im Gefühl des Rechts zu tragen,
Und überall, wo wackre Herzen schlagen . . .

Alcest: Ich weiß, Sie sprechen wie ein Buch;
Ihr Redestrom ergießt sich voll und breit;
Doch hindern Sie mit all dem schönen Schwunge
Nicht meine Sehnsucht nach der Einsamkeit.
Ich habe keine kunstgerechte Zunge:
Mein offnes Wesen würde stets mich narren,
Und böse Händel könnt' ich nicht vermeiden.
Genug! Ich will auf Celimene harren,
Damit sie meinem Plane Beifall giebt;
Dies soll die Probe sein, ob sie mich liebt;
In dieser Stunde wird es sich entscheiden.

Philint: So suchen wir Eliante inzwischen auf!

Alcest: Nein, allzu schwer drückt meiner Sorgen Hauf.
Ich bleib' in diesem Winkel hier allein
Mit all dem tiefen Gram, den ich erlitten.

Philint: In die Gesellschaft paß' ich nicht hinein;
Ich gehe, um Eliante hierher zu bitten.

Zweiter Auftritt.

Celimene. Orant. Alcest.

Orant: Ja, sprechen Sie Madame; sind Sie bereit,
Zum Lebensbunde mich zu wählen,
Dann geben Sie mir volle Sicherheit!
Wer liebt, läßt sich nicht gern von Zweifeln quälen.
Will Ihre Gnade meine Sehnsucht lindern,
So bitt' ich Sie, bekennen Sie es frei,
Und Ihrer Neigung erste Probe sei,
Daß Sie Alcest an weitrer Werbung hindern,
Ihn mir zum Opfer bringen und fortan
Ihr Haus und Ihren Umgang ihm verbieten.

Celimene: Was reizt Sie plötzlich gegen einen Mann,
Für den Sie einst Bewunderung verriethen?

Orant: Nicht darum handelt es sich hier.
Sie sollen endlich Ihr Gefühl bekunden
Und sich entscheiden zwischen ihm und mir:
An Ihren Spruch ist mein Entschluß gebunden

Alcest (tritt aus dem Winkel hervor). Jawohl, der Herr hat Recht; nun heißt's entscheiden
Was er verlangt, das ist auch mein Begehr.
Mich quält dieselbe Glut, dasselbe Leiden;
Auch meine Liebe fordert jetzt Gewähr;
Kein Aufschub mehr; in's Rollen kam der Stein;
Jetzt ist es Zeit, ein klares Wort zu sprechen.

Orant: Mein Herr, ich will durchaus nicht lästig sein
Und mag Ihr Liebesglück nicht unterbrechen.

Alcest: Mein Herr, von Eifersucht ganz abgesehn,
Mit Ihnen wünsch' ich nicht ein Herz zu theilen.

Orant: Sollt' Ihre Werbung vor der meinen stehn . . .

Alcest: Sollt' Ihr Bemühn den kleinsten Sieg ereilen . . .

Orant: So schwör' ich, daß ich völlig ihr entsage.

Alcest: So schwör' ich, daß sie mich nicht wiederschaut.

Orant: Madame, erklären Sie sich frei und laut.

Alcest: Antworten Sie, Madame, auf unsre Frage.

Orant: Sie sollen ganz nach Ihrem Wunsch entscheiden.

Alcest: Sie sollen wählen — Einen von uns Beiden.

Orant: Wie! Diese Wahl erfüllt Sie mit Verdruß?

Alcest: Was? Wär' etwa noch schwankend Ihr Entschluß?

Celimene: Mein Gott! Dies Drängen find' ich wenig schicklich!
Sie alle Beide sind nicht recht bei Sinn!
Ich könnte mich entscheiden augenblicklich,
Kein Schwanken meines Herzens hält mich hin,
Kein Zweifel setzt sich meiner Wahl entgegen

Sie fällt mir leicht; denn sie ist längst getroffen.
Doch peinlich ist mir, ich bekenn' es offen,
Hier solch ein zart Geständniß abzulegen.
Verletzend für den Einen wär' mein Spruch;
Drum will ich vor dem Andern ihn verschweigen.
Läßt sich denn nicht errathen, wem zu eigen
Ein Herz gehört, auch ohne offnen Bruch?
Genügt es nicht, wenn man geheim und still
Dem Andern beichtet, daß man ihn nicht will?

Oront: Ihr Freimuth wird mich keinesfalls verdrießen.
Ich scheu' ihn nicht.

Alcest: Und ich bestehe drauf.
Jetzt muß Ihr Wille sich erschließen;
Jetzt hab' er seinen freien Lauf.
Liebäugeln möchten Sie mit allen Leuten;
Doch hilft kein Zaudern mehr, kein blauer Dunst;
Wenn Sie nicht endlich reden ohne Kunst,
Dann weiß ich, daß die Weig'rung Sie verklagt,
Und dieses Schweigen werd' ich so mir deuten,
Als hätten Sie das Schrecklichste gesagt.

Oront: Mein Herr, Ihr Zorn verpflichtet mich zu Dank;
Buchstäblich muß ich Alles unterschreiben.

Celimene: Mit solchen Launen machen Sie mich krank!
Ist's Recht, mich so zu drängen und zu treiben?
Hab' ich mein Schweigen nicht begründet?
Hier kommt Eliante; sie sei die Richterin.

Dritter Auftritt.

Vorige. Eliante. Philint.

Celimene: Schau' her, mein Kind, wie ich belagert bin:
Die zwei sind förmlich gegen mich verbündet.
Einstimmig fordern sie und eifervoll,
Ich müsse wählen zwischen ihnen Beiden
Und mich vor ihrem Angesicht entscheiden,
Wer sich für abgewiesen halten soll.
Nun frag' ich dich: Ward so was je vernommen?

Eliante: Nach solchen Dingen frag' mich lieber nicht;
Du würdest an die falsche Stelle kommen:
Ich lieb es, daß man frei von Herzen spricht.

Oront: Sie sehen, daß Ihr Sträuben wenig nützt.

Alcest: Ihr Schachzug wird von Niemand unterstützt.

Oront: Heraus mit Ihrem Spruch! Die Maske fort!

Alcest: Nein, bleiben Sie dabei, sich zu vermummen.

Oront: Ein Wort, das Klarheit giebt, ein einzig Wort!

Alcest: Nichts redet deutlicher als Ihr Verstummen.

Vierte Auftritt.

Vorige. Arsinoë. Acast. Clitander.

Acast (zu Celimene): Madame, wenn Sie gestatten — wir sind da,
Um Ihnen eine Frage vorzulegen.

Clitander: Es freut uns, meine Herrn, daß Sie zugegen;
Der Fall berührt auch Sie nicht minder nah.

Arsinoë: Sie sind wohl sehr erstaunt, mich hier zu schauen,
Madame; doch diese Herrn sind schuld daran;
Sie kamen, um mir klagend zu vertrauen
Ein Vorgehn, das ich noch nicht glauben kann.
Ich las zu oft in Ihres Herzens Falten,
Um solcher Bosheit fähig Sie zu halten;
Weit lieber leugn' ich, was ich selbst gesehn,
Und weil ein Zwist die Freundschaft nicht beirrt,
Drum will ich Zeugin sein, wie leicht es Ihnen wird,
Aus der Verleumdung rein hervorzugehn.

Acast: Ja, setzen wir uns ruhig auseinander;
Diesmal, Madame, liegt Ihnen viel zur Last.
Hier dieses Schreiben sandten Sie Clitander.

Clitander: Und dieses Brieflein schrieben Sie Acast.

Acast (zu Oront und Alcest): Den Herrn ist diese Schrift nicht unbekannt;
Madame ist wohl so freundlich schon gewesen
Und gab auch Ihnen Kenntniß ihrer Hand.
Doch dieses da verlohnt sich vorzulesen:

„Ich finde es sehr wunderlich von Ihnen, lieber Clitander, daß Sie meine Munterkeit tadeln und mir vorwerfen, ich sei niemals besserer Laune als in Ihrer Abwesenheit. Nichts ist ungerechter. und wenn Sie nicht augenblicklich zu mir kommen und mir diese Beleidigung abbitten, so werde ich sie Ihnen zeitlebens nicht verzeihen. Unsere Hopfenstange, der Vicomte . . ."

Schade nur, daß er nicht hier ist!

„Unsere Hopfenstange, der Vicomte, mit dem Sie Ihr Klagelied beginnen, das ist ein Mensch, den ich nicht ausstehen kann, und seit ich mit angesehen habe, wie er volle dreiviertel Stunden lang in einen Brunnen spie, um Kreise im Wasser zu machen, seitdem bin ich ganz und gar mit ihm fertig. Was den Knirps von Marquis betrifft . . ."

Das bin ich, meine Herrn, ohne alle Eitelkeit.

„Was den Knirps von Marquis betrifft, der mir gestern einen langen Händedruck verabfolgte, so finde ich, es giebt in der ganzen Welt nichts so Unansehnliches wie seine Person; seine einzigen Verdienste sind sein Mantel und sein Degen. Was den grünbebänderten Herrn angeht . . ."

(Zu Alcest.) Jetzt sind Sie daran.

„Was den grünbebänderten Herrn angeht, so erlustigt er mich ab und zu mit seinem Gepolter und seiner ungehobelten Grobheit; aber weit öfter finde ich ihn im höchsten Grade unerträglich. Und was den Versemacher betrifft . . ."

(Zu Oront.) Nun bekommen Sie Ihr Theil.

„Und was den Versemacher betrifft, der sich auf die Schöngeisterei verlegt hat und der ganzen Welt zum Trotz ein Dichter sein will, so bin ich überhaupt nicht im Stande ihm zuzuhören; denn seine Prosa wirkt auf mich ebenso einschläfernd wie seine Reime. Seien Sie also überzeugt, daß ich mich nicht immer so gut unterhalte, wie Sie glauben, daß ich in all den Gesellschaften, in welche man mich schleppt, mehr Sehnsucht nach Ihnen empfinde, als ich sollte, und daß es die einzig echte Würze aller Vergnügungen ist, mit Denjenigen zusammen zu sein, die man liebt."

Clitander: Nun aber kommt die Reihe an mich:

„Lieber Acast! Ihr Clitander, den Sie jedesmal erwähnen, dieser zuckersüße Herr, ist der Allerletzte, für den ich eine Schwäche haben könnte. Er ist sehr thöricht, wenn er sich einbildet, daß er geliebt wird, und Sie sind es nicht minder, wenn Sie glauben, daß Sie nicht geliebt werden. Wollen Sie Vernunft annehmen, so vertauschen Sie Ihre Meinung mit der seinigen und besuchen Sie mich, so oft Sie können, um mir den Aerger über seine Zudringlichkeit ertragen zu helfen."

Das wahre Muster einer schönen Seele!
Sie kennen doch den Namen für dergleichen?
Genug! Wir Beide hoffen zu erreichen,
Daß diesem edlen Bild der Ruhm nicht fehle.

Acast: Zwar reizt der schöne Stoff zum Reden mich;
Doch stehen Sie so tief, daß all mein Zorn verschwindet;
Sie sollen sehn, daß selbst ein Knirps wie ich,
Um sich zu trösten, beßre Herzen findet.

Fünfter Auftritt.

Vorige ohne Acast und Clitander.

Oront: So! Das ist Ihre Art mich zu behandeln,
Trotz Allem, was Sie schriftlich mir gesagt,
Und Ihre gleißnerische Seele wagt
Der Reihe nach mit Jedem anzubandeln!
Ich war ein Gimpel; doch nun ward ich klug;
Zu rechter Zeit durchschau' ich den Betrug:
Mein Herz ist wieder frei; ich nehm's zurück
Und werde Sie verlassen und verlachen.
(Zu Alcest.)
Mein Herr, ich wünsche recht viel Liebesglück;
Sie können, wenn Sie wollen, Hochzeit machen.

Sechster Auftritt.

Vorige ohne Oront.

Arsinoë (zu Celimene): Fürwahr, das ist ein unerhörter Streich!
Ich kann nicht schweigen; meine Pulse schlagen;
So hat noch niemals sich ein Weib betragen!
Was Sie den Andern thaten, gilt mir gleich;
(Auf Alceſt deutend.)
Doch Herr Alceſt, der Sie beglücken wollte,

Ein Mann von höchsten Gaben, reinsten Sitten,
Der Ihnen glühende Verehrung zollte,
Hat er verdient . . .

Alceste: Madame, ich muß Sie bitten,
Mir selbst zu überlassen meinen Fall;
Ihr zarter Antheil kann hier wenig frommen.
Sie würden doch mit Ihrem Redeschwall
Bei mir nicht auf die Kosten kommen.
Wenn ich durch eine neue Leidenschaft
Mich rächen will, Sie sind gewiß die Letzte.

Arsinoë: Ei, glauben Sie, man wäre so vergafft,
Daß man mit Ihrer Hand sich glücklich schätzte?
Sie sind von arger Eitelkeit gebläht,
Wenn Sie sich selber diesen Lohn verheißen.
Um eine Waare, die Madame verschmäht,
Braucht man sich nicht so sehr zu reißen.
Genügsamkeit wär' Ihnen jetzt gesund;
Sie sind kein Mann für Frauen meinesgleichen.
Versuchen Sie's Ihr Liebchen zu erweichen,
Und meinen Segen zu dem schönen Bund.

Siebenter Auftritt.

Celimene. Alceste. Eliante. Philint.

Alceste (zu Celimene): Sie sehn, ich schwieg zu Allem, was ich sah;
Dem Wort der Andern ließ ich freien Raum.
Hielt ich mich heute lang genug im Zaum
Und darf ich endlich . . .

Celimene: Ja, und wieder ja.
Sie sind im Recht, Sie dürfen sich beschweren,
Ihr größter Vorwurf wäre noch zu klein.
Ich weiß mich schuldig, ich gesteh' es ein,
Und will mich nicht vertheidigen noch wehren.
Den Andern sah ich ruhig in's Gesicht:
Vor Ihnen leugn' ich meinen Frevel nicht;
Ihr Zorn ist tiefbegründet und gerecht;
Sie können meine Schuld mir nie erlassen,
In Ihren Augen bin ich falsch und schlecht,
Und Alles, Alles zwingt Sie, mich zu hassen.
Ja, thun Sie's nur!

Alceste: Kann ich's denn, Gauklerin?
Kann ich so leicht entrinnen meinem Kerker?
Drängt auch zum Haß mein Wille mächtig hin,
Ist nicht der Wille meines Herzens stärker?
(Zu Eliante und Philint.)
Sie sehn, wohin unwürd'ge Liebe treibt;
Nun sehn Sie auch als Zeugen meiner Schwäche,
Daß mir zu thun noch etwas übrig bleibt,
Daß ich die Schranken der Vernunft zerbreche,
Daß alle Weisheit ist wie Spreu im Wind,

Und daß wir sammt und sonders Menschen sind.
(Zu Celimene.)
Ja, Falsche, ja, ich will Ihr Thun vergessen,
Auslöschen will ich Ihre Schändlichkeit,
Will suchen, Alles der verderbten Zeit
Und ihrer schwachen Jugend beizumessen;
Nur dies beding' ich, daß Sie sich ergeben
In meinen Plan, der Menschheit zu entfliehn,
Und freudig mit in die Verbannung ziehn,
In der ich willens bin fortan zu leben.
Dies ist das einz'ge Mittel, öffentlich
Zu sühnen, was Sie thaten, was Sie schrieben,
Das einz'ge Mittel auch für mich,
Trotz Ihrer Sündenlast Sie noch zu lieben.

Celimene: So jung soll ich der Welt den Rücken drehn
Und mich in einer Wüstenei vergraben?

Alcest: Solang Sie mich und meine Liebe haben,
Was braucht die ganze Welt Sie anzugehn?
Bin ich es nicht, der dann Ihr Glück erschafft?

Celimene: Ich bebe vor der Einsamkeit zurück.
Mein zwanzigjährig Herz hat nicht die Kraft
Und nicht die Größe für ein solches Glück.
Wenn Sie nach meiner Hand im Ernste trachten,
So könnt' ich mich entschließen, Sie zum Gatten
Zu nehmen und . . .

Alcest: Jetzt lern' ich Sie verachten!
Dies Nein stellt Alles Andre in den Schatten.
Wenn Ihnen eines solchen Glückes Schimmer
Nicht Alles ist, wie er mir Alles war,
So gehn Sie! Meiner Liebe sind Sie baar;
Ich bin von meinem Wahn geheilt für immer.

Achter Auftritt.

Alcest. Eliante. Philint.

Alcest: Mein Fräulein, höchsten Preises sind Sie werth;
Von Ihnen hab' ich Falschheit nie erfahren;
Ich habe Sie seit Langem warm verehrt;
Doch lassen Sie mich dies Gefühl bewahren,
Und dulden Sie's, wenn mein verstört Gemüth
Das Heil nicht sucht, das Ihrer Gunst entblüht.
Sie stehn zu hoch, und Alles muß mir zeigen,
Daß Gott mir solchen Reichthum nicht verhieß;
Sie müßten zu dem Mann heruntersteigen,
Den eine minder Würdige verstieß.
Deshalb . . .

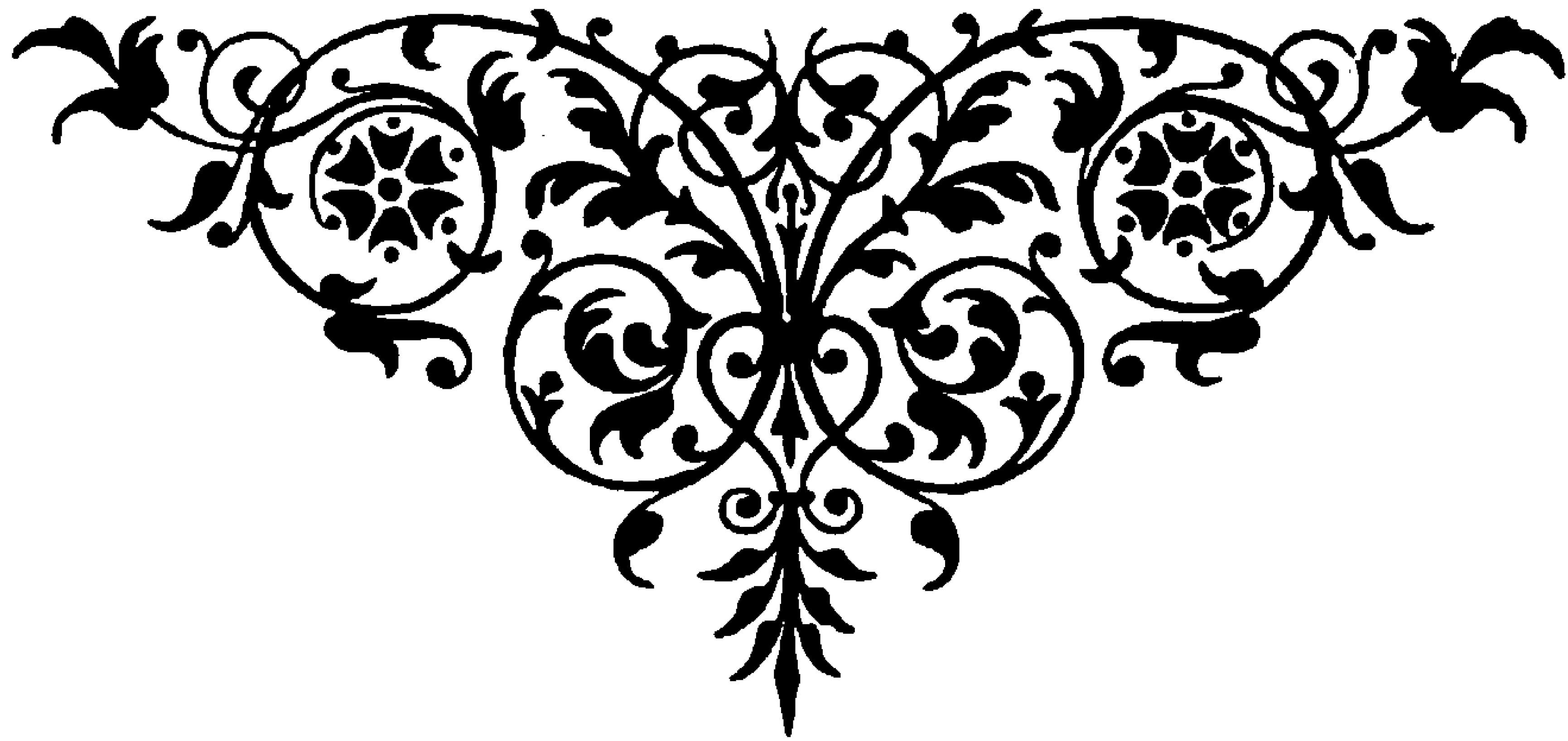
Eliante: So mag's vielleicht am Besten sein.
Ich wüßte Jemand, der mich nicht verschmähte,

Und wenn ich ihn ein ganz klein wenig bäte,
Wer weiß, am Ende schlüg' er ein.

Philint: Kein schönres Loos ersehn' ich mir hienieden;
Ihm ist mein Leben und mein Blut geweiht.

Alcest: So wünsch' ich euch ein dauernd Glück beschieden,
Und eure Liebe geb' euch Seligkeit.
Ich, den Verrath und Unrecht rings umwindet,
Ich werde diesem Lasterpfuhl entgehn
Und fern von hier nach einem Winkel spähn,
Wo Redlichkeit noch eine Freistatt findet. (Ab.)

Philint: Auf, eilen wir ihm nach! Es muß gelingen,
Den Freund von diesem Vorsatz abzubringen.





heißt es z. B. in dem Capitel über Musik und Malerei: „Nicht bloß das Sichtbare, sondern auch das Fühlbare, ja sogar das — Riechbare fällt bis zu einem gewissen Grade in den Bereich der malerischen Tondarstellung.“ Aehnliche starke Zumuthungen werden dem Leser in dem Schüz'schen Buche wiederholt gestellt.

Bayreuther Fanfaren. Von Ferdinand Pfohl. Leipzig. Verlag von Carl Reißner.

Mit Witz und Humor abgefaßte Feuilletons über „Parsifal“, „Tristan“, und „Die Meistersinger“, die man mit leichtem Behagen lesen kann, obschon bisweilen Späße mit unterlaufen, die zum mindesten als entbehrlich bezeichnet werden müssen.

Die Hausinstrumente Clavier und Harmonium, ihr Bau, ihre Stimmung, Pflege und Besserung. Von Max Allihn. Mit dreiundzwanzig Abbild. Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg.

Der Verfasser, der sich vor drei Jahren durch die neue Ausgabe des Töpfer'schen Lehrbuches der Orgelbaukunst einen autoritativen Namen auf dem Gebiete des Instrumentalbaues erworben hat, giebt in dem vorliegenden, mit großem Fleiß und umfassender Sachkenntniß gearbeiteten Buche Laien und Fachmännern erschöpfende Auskunft über alle technischen Fragen hinsichtlich des Claviers und Harmoniums und ihrer Behandlung und Conservirung.

Bilder aus der Musikwelt. Studien und Erlebnisse von August Lesimple. Köln, Verlag von Ferdinand Sohn.

Kurze Skizzen über Musiker und musikalische Vorkommnisse, anekdotenhaft gehalten, aber insofern von Werth, als zumeist Selbsterlebtes wahrheitsgetreu und ohne romanhafte Aufbauschung geschildert wird.

Zur Erklärung der Cavalleria rusticana. Von Dr. Heinrich Pudor. Zweite Auflage. Dresden-N. Verlag von Oscar Damm.

Mascagnis Erstlingsoper hat einen so unerhörten Erfolg errungen, daß man sich nicht wundern darf, wenn selbst kluge und bedächtige Köpfe vollständig außer Rand und Band gerathen, und in dem jungen italienischen Componisten den Messias erblicken, der uns von den Fesseln des Wagnerthums befreien und eine neue Aera der Musik — die Rückkehr zur Natürlichkeit — inauguriren wird. Man wird gut thun, solche Ausbrüche einer erregten Phantasie, selbst wenn sie, wie dies bei Pudor der Fall ist, ernst und ehrlich gemeint sind, nicht allzu ernst zu nehmen und abzuwarten, ob Mascagni in seinen weiteren Opern das halten wird, was er in der Cavalleria rusticana, die jedenfalls als ein glücklicher Wurf zu bezeichnen ist, versprochen hat.

eb.

Bibliographische Notizen.

Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Halle, M. Niemeyer.

Wir nehmen gern Veranlassung, diese unter Oberleitung von Prof. W. Braune in Heidelberg erscheinende Sammlung denjenigen Lesern dieser Zeitschrift zu empfehlen, welche auf eine quellenmäßig begründete Literaturkenntniß Werth legen. Es sind schon 94 Hefte (à 60 Pf.) erschienen, welche interassente Literaturwerke jener Zeit in buchstäblich genauem Abdruck erneuern. Außer den Poeten Hans Sachs, Fischart, Opitz, A. Gryphius u. a. ist namentlich auch Luther bei der Auswahl berücksichtigt, dessen Fabeln genau nach seiner in Rom wiedergefundenen Handschrift (mit Facsimile) abgedruckt sind (Nr. 76), während andere Hefte einzelne seiner reformatorischen Prosaschriften enthalten. fE.

Christian Hofmann von Hofmannswaldau. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Von Dr. Joseph Ettlinger. Halle, Max Niemeyer.

Die Zeiten der „zweiten schlesischen Dichterschule“ wird Niemand zurückwünschen wollen; wer sie aber in ihrem Zusammenhange mit der Cultur und den internationalen Literaturströmungen ihrer Zeit verstehen und historisch begreifen will, der wird diese auf Grund sorgfältiger Studien entworfene und gut durchgearbeitete Schil-

derung eines der Hauptvertreter jener Richtung in Deutschland mit Genuß lesen können. E.

H. Taine: Die Entstehung des modernen Frankreich. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. 2. Bd. Das revolutionäre Frankreich. III. Abtheilung, 3. Bd. Das nachrevolutionäre Frankreich. I. Abtheil. Verlag von Abel und Müller.

Daß in dieser Arbeit ein hervorragendes Denkmal historischer Forschung erstanden ist, das auf einer unermeßlichen Fülle von Material aufgebaut wurde, unterliegt keinem Zweifel. Aber es will uns bedünken, als ob gerade dieser übergroße Zufluß an Quellen einer zusammenfassenden, knappen Fassung und übersichtlichen Gruppirung des Stoffes hinderlich gewesen wäre. Ein nach jeder Hinsicht geklärtes Urtheil braucht nicht durch eine schier ermüdende Fülle von Einzelthatsachen gestützt zu werden. Warum nicht einige bezeichnende Züge für viele, die doch alle schließlich nur dasselbe beweisen? — Glänzend sind die Charakteristiken hervorragender Personen; wir verweisen nur auf die Schilderungen Napoleons I. und seiner weltumfassenden Pläne (3. Bd. I. Abth. S. 1—118). Der Leser, der sich nicht selten mit Mühe durch die Einzelheiten hindurchzuarbeiten vermag, wird an solchen Stellen mit Begeisterung dem Genius des französischen Schriftstellers und seinen Aeußerungen lauschen. — Hoffentlich kommt uns bald die Fortsetzung des Werkes zu Gesichte. Wd.

Gerke Suteminne. Ein märkisches Culturbild aus der Zeit der ersten Hohenzollern. Von Gerhard von Amyntor (Dagobert von Gerhardt). Dritte Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender.

Bereits zwei starke Auflagen dieses zuerst 1887 erschienenen historischen Romanes sind vergriffen; wer ihn gelesen hat, wird sich über diesen wohlverdienten Erfolg nicht wundern. Der Verfasser hat die wichtigste Eigenthümlichkeit des historischen Romanes richtig erfaßt, indem er seine Personen in Weltanschauung, Gesinnungen und Bestrebungen treu entsprechend der Zeit bildete, welcher sie angehörten; und er hat mit einer dichterischen Gestaltungskraft, welche ihn als modernen Nachfolger von Wilibald Alexis erscheinen läßt, eine lebensvolle und anziehende Gesammthandlung geschaffen. Zugleich mit den fesselnden Erlebnissen der im Roman vorgeführten Personen wird uns die bedeutungsvolle Vorzeit der Mark Brandenburg und das Leben ihrer Fürsten, ihrer Edelleute, Geistlichen und Bürger anschaulich nahe gebracht. Wir wünschen dem werthvollen Werke eine immer noch wachsende Verbreitung. P.

Gedichte von P. K. Rosegger. Mit 18 Illustrationen. Wien, A. Hartleben.

Daß Rosegger die Welt und die Menschen sinnig beobachtet, und daß er voll tiefer Empfindung ist für ergreifende und rührende, wie für erfreuende und liebliche Erlebnisse — das hat er in seinen zahlreichen und mit Recht überall in Deutschland beliebt gewordenen Erzählungen reichlich bewiesen. Daß er aber seine Enpfindungen und Betrachtungen auch in wohlgebildeter metrischer Form klar und rein auszusprechen versteht, wird vielleicht manchen Leser überraschen. Das anmuthig ausgestattete Büchlein wird Vielen eine willkommene Gabe sein. O.

Scherzgedichte von Johannes Trojan. 2. Auflage. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Die anmuthige Form ebenso wie der harmlose Humor, mit dem der liebenswürdige Dichter sich und seine Leser über die kleinen Unvollkommenheiten des bürgerlichen Lebens hinwegzutäuschen und in eine feuchtfröhliche Stimmung zu versetzen weiß, werden dem Büchlein auch in dieser neuen, erweiterten Bearbeitung viele Freunde gewinnen. O.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Albrecht, E., Ecce Homo! Des seligen Godbert Leben und Werke. Mit einem Prolog. Leipzig, W. Friedrich.

Altona, H. d', Zickzack. Humoristische Geschichten. Hirschberg, C. Meissner.

Bächtold, J., Mörike-Storm-Briefwechsel. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsh.

Baumbach, R., Thüringer Lieder. 4. Tausend. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Beckers, K. F. Weltgeschichte. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. W. Müller, mit Illustr. und Karten. 3. Auflage. Erster Band. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Bergner, R., Der Herr Executor Brandhuber Komischer Roman aus Siebenbürgen. Mannheim, J. Bensheimer.
Bischoff, H., Th. Körners „Zriny" nebst einer allgemeinen Uebersicht über Th. Körner als Dramatiker. Leipzig, G. Fock.
Bisland, E., Eine Blitzfahrt rund um die Welt. Berlin, S. Cronbach.
Bleibtreu, R., Der Imperator. (Napoleon 1814.) Leipzig, W. Friedrich.
Blum, H., Die Lügen unserer Socialdemokratie. Nach amtlichen Quellen enthüllt und widerlegt. Weimar, Hinstorff'sche Hofbuchh.
Boy-Ed, J., Malergeschichten. Psychologische Studien. Leipzig, C. Reissner.
Brieger, Adolf, Stirb und werde! Dichtung. Grossenhain und Leipzig, Baumert & Ronge.
Brockhaus' Conversations-Lexikon, 14. vollständ. neubearbeitete Auflage. Mit gegen 9000 Abbildungen und Karten in Holzschnitt, Phototypie, Kupferstich, Lithographie und Farbendruck auf circa 900 Tafeln und im Texte, darunter 120 Chromotafeln und 300 Karten und Pläne. In 256 wöchentlich erscheinenden Heften à 50 Pf. Erstes Heft. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Buhr, G., Gedanken eines Arbeiters über Gott und Welt. Stuttgart, C. Krabbe.
Carriere, M., Materialismus und Aesthetik. Eine Streitschrift zur Verständigung. Stuttgart, K. Krabbe.
Carus, Dr. Paul. The Soul of Man. An investigation of the facts of physiological and experimental psychology. With 152 illustrations and diagrams. Chicago Ill., The open Court Publishing Co. 1891.
Cassel, P.. Arba Kanfos. Ein Sendschreiben an den Bischof Dr. Korum über den heiligen Rock zu Trier. Berlin, R. Boll.
Cervantes de Saavedra, M., Der sinnreiche Junker Don Quixote von La Mancha. 4. Aufl. Mit Illustr. Lieferung 1—4. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
Das angewandte Christenthum. Monatsschrift. 1891 October. Berlin, Münch & Isberner.
Cornelius, P., Der Cid. Lyrisches Drama in drei Aufzügen. München, J. Aibl.
Croker, B. W., Irgend ein Anderer. Roman in zwei Bänden. Autoris. Uebers. a. d. Engl. von Emmy Becher. (Engelhorns allgemeine Romanbibl. VIII. Jahrg. Band 1. 2.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Dehmel, R., Erlösungen. Eine Seelenwanderung in Gedichten und Sprüchen. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsh.
Diätetik für Gesunde und Kranke. Sammlung populärer Gesundheitsbücher. Die Behandlung der Krankheiten des Blutes. Gemeinverständlich dargestellt von Dr. S. Reimann. Stuttgart, Otto Weisert.
Dohm, H., Plein air. Roman. Berlin, F. & P. Lehmann.
Du Bois-Reymond, E., Ueber die Grenzen des Naturerkennens. — Die sieben Welträthsel. Zwei Vorträge. Leipzig, Veit & Co.
Die Dünen von Escoublac oder das Pfarrhaus in der Bretagne. Bremen, M. Heinsius Nachf.
Ebers, Georg. Drei Märchen für Jung und Alt: Die Nüsse, ein Weihnachtsmärchen. — Das Elixir. — Die graue Locke. Mit drei Lichtdruckbildern. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
Egestorff, G., Die Sünde. Geschichte eines Offiziers. Leipzig, W. Friedrich.
Ernst, O., Aus verborgenen Tiefen. Novellen u. Skizzen. Hamburg, C. Kloss.
Erzählungen aus Sylt's Vergangenheit in freier Darstellung. Tondern und Westerland, F. Dröhse.
Feldegg, F. Ritter v., Grundlegung einer Kosmobiologie. Wien. A. Hölder.
Fischer, W., Unter altem Himmel. Erzählungen. Leipzig, W. Friedrich.
Foglar, A., Grillparzers Ansichten über Literatur. Bühne und Leben. Dritte u. verm. Aufl. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsh.
Gabelentz, G. v. d., Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse. Leipzig, T. O. Weigel Nachf.
Geschichte der deutschen Kunst. Lieferung 28—39. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchh.
Glock, J. P., Die Symbolik der Bienen und ihrer Producte in Sage, Dichtung, Kultus, Kunst, und Bräuchen der Völker. Heidelberg, vorm. Weiss'sche Univ.- Bh. Theodor Gross.
Gnad, E., Literarische Essays. Zweite, verm. u. verbesserte Auflage. Wien, C. Konegen.
Gordon, J., Fräulein Reseda. Ein Mann der Erfolge. Autoris. Uebers. a. d. Englischen von E. Becher. (Engelhorns Allgem. Romanbibl. 8. Jahrg. Band 3.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Greif, M., Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf. Vaterländisches Schauspiel in fünf Acten. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
Hamerling, R., Prosa. Skizzen, Gedenkblätter und Studien. Neue Folge. Zwei Bände. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
Hansson, O., Das junge Skandinavien. Vier Essays. Dresden, E. Pierson.
— O., Der Materialismus in der Literatur. Stuttgart, C. Krabbe.
Hase, K. v., Annalen meines Lebens. Herausg. von K. A. von Hase. Leipzig, Breitkopf und Härtel.
Hebbel's, Friedrich, sämmtliche Werke. Erste Halbband. Hamburg, Hoffmann & Campe.
Heiberg, H., Todsünde. Roman. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.
Henk v. und **E. Niethe,** Zur See. Mit Illustrationen. Lieferung 32—34. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
Herzsohn, P., Schlehdorn und Rosen. Leyden, E. J. Brill.
Hesse-Wartegg, E. v., Die Einheitszeit nach Stundenzonen, ihre Einführung im Weltverkehr und im gewöhnlichen Leben. Leipzig, C. Reissner.
Heyn, E., Der Kaiser. Dichtung aus dem Mittelalter. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Himmel und Erde. Illustr. naturwissenschaftliche Monatsschrift. III. Jahrg. Heft 12. Berlin, H. Paetel.
Hübbe-Schleiden, Hellenbach, der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit. Skizzen. Mit Abbildungen. Leipzig, M. Spohr.
Kalischer, A. Chr., Die „Unsterbliche Geliebte" Beethovens Giulietta Guicciardi oder Therese Brunswick? Dresden, R. Bertling.
Keibel, M., Die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus. Halle, C. E. M. Pfeffer.
Kierkegaard, S., Von den Lilien auf dem Felde. Drei Reden. Nach dem Dänischen frei bearbeitet. Gotha, E. F. Thienemann.
Kirchhoff, A., Länderkunde von Europa. Lieferung 95. 96. Wien u. Prag, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag.
Klein, H. J., Kosmologische Briefe über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Weltbaues. Für Gebildete. Dritte Aufl. Mit drei Lichtdrucken und drei Tondrucktafeln. Leipzig, E. H. Mayer.
Knobloch, L. v., Gemischte Ehen. Roman. Leipzig, W. Friedrich.
Krack, O., Die Wiedergeburt. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, W. Issleib.
Kulke, E., Zur Entwicklungsgeschichte. Leipzig, C. Reissner.

Die Kunst, wie man recht trinken soll nit dass man Tag und Nacht werd voll. Die biecher Vincentii Obsopei: Von der Kunst zu trincken (aus dem latein in vnser Teutsch sprach transferiert) durch Gregorium Wickgramm Gerichtschreiber zu Colmar. Getruckt zu Freyburg im Breyssgaw im Jahre 1537. Köln, Fr. Teubner.

Lovatelli, E. C., Römische Essays. Autoris. Uebersetzung. Mit einem Vorwort von Eugen Petersen. Leipzig, C. Reissner.

Ludwigs, O., Gesammelte Schriften. Lieferung 19.—22. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Merkel, Fr., Jacob Henle. Ein deutsches Gelehrtenleben. Nach Aufzeichnungen und Erinnerungen erzählt. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn.

Meyers Reisebücher Deutsche Alpen. Zweiter Theil: Salzburg-Berchtesgaden, Salzkammergut, Giselabahn, Hohe Tauern, Unterinnthal, Zillerthal, Brennerbahn, Pusterthal und Dolomiten, Bozen. Dritte Auflage. Mit 20 Karten, 2 Plänen und 7 Panoramen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Mora, O., Ueberreif. Moderner Roman. Leipzig, W. Friedrich.

Mücke, Die staatlich-reformatorische oder die ultramontane Lösung der socialen Krisis. Nach einem Vermächtnisse Ignaz von Döllingers. Zwei Bände. Berlin, Walther u. Apolant.

Nemmersdorf, Franz von, Der Kampf der Geschlechter. Eine Studie aus dem Leben und für das Leben. Leipzig, Max Spohr.

Nodt, Hans. Annemarie. Lieder und Geschichten Berlin. Friedrich Stahn.

Otto, H. W., Artisten-Lexikon. Biographische Notizen über berühmte Kunstreiter, Dompteure, Gymnastiker, Akrobaten, Clowns etc. aller Länder und Zeiten. Düsseldorf, C. Kraus.

Perfall, Karl von, Natürliche Liebe. Eine Erzählung. Düsseldorf, Verlag von Felix Bagel.

Pestalozzi, J., Der Antisemitismus ein Krebsschaden, der am Marke unseres Volkslebens frisst. Leipzig, Akadem. Buchh. (W. Faber).

Deutsche Rundschau für Geographie u. Statistik. Herausg. von Fr. Umlauft. XIV. Jahrg. Heft 1. Wien, A. Hartleben.

Samosch, S., Sizilianische und andere Streifzüge. Minden i. W., J. C. C. Brun.

Schilf, H., Iwan Zwetók oder die Pilgerfahrt nach Erlösung. Eine Erzählung in 7 Gesängen. St. Petersburg, H. Schmitzdorff.

Schomacker, H., Klumpe Dumpe und andere Märchen. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)

Schrattenholz, J., Vor dem Scheiterhaufen. Ein Wort für die Juden und ein Vorwort für den Czaren. Breslau, L. Freund.

Schweiger-Lerchenfeld, A. von, Die Salzburg-Tirolerbahn. Mit 40 Abbildungen; 10 Tonbildern und einer Orientirungskarte. Wien, A. Hartleben.

Schweiger-Lerchenfeld, A., Die Salzkammergutbahn. Mit 40 Abbildungen. 10 Tonbildern, einer Festkarte und einer Orientirungskarte. Wien, A. Hartleben.

— Die Arlbergbahn. Mit 36 Abbildung. 15 Tonbildern und einer Orientirungskarte. Wien, A. Hartleben.

Sievers, W. Afrika. Eine allgemeine Landeskunde. Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck von E. T. Compton, E. Heyn, W. Kunert, G. Mützel, O. Winkler, Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Sophokles, Elektra. Deutsch von Adolf Müller. Meldorf, O. Sager.

Der kleine Stephan. Ein Hilfsbuch fürs Publikum. 2 Bände. 2. Aufl. Dresden, G. Kühtmann.

Tolstoj, Leo N., Die Früchte der Bildung. Lustspiel in vier Aufzügen. Vom Verfasser genehmigte deutsche Uebersetzung von Raphael Loewenfeld. Berlin, Richard Wilhelmi.

— Gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Loewenfeld. Berlin, Richard Wilhelmi.

Tillier, Claude. Mein Onkel Benjamin. Deutsch bearbeitet von Ludwig Pfau. Dritte durchgesehene Auflage. Stuttgart, Rieger'sche Verlagshandlung.

Ule, O., Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche nach F. Reclus. 2. Auflage. Lieferung 2—5. Braunschweig, O. Salle.

Wegele, C., Das Nordseebad Sylt. Eine Studie. Mit einer Karte. Tondern und Westerland, F. Dröhse.

Wechsler, Ernst, Der unsterbliche Mensch. Eine Dichtung in fünf Gesängen. (Frei nach einer Sage über Moses Maimonides.) Zweite Aufl. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Wichert, E., Der jüngste Bruder. Roman. Zwei Bände. Leipzig, C. Reissner.

Wichmann, Fr., Volksthümliche Geschichten. Vier Erzählungen. Konstanz, W. Meck.

Willatzen, P. J., Nordische Novellen. Bremen, M. Heinsius.

Wilms, W., Vernunft und Glaube. Eine Kritik der herrschenden Religion vom Standpunkte der Laien. Zürich, Verlags-Magazin.

Wörterbuch. Encyklopädisches englisch-deutsches und deutsch-englisches. Ein Parallelwerk zu Sachs-Villattes Französisch-deutschem und deutsch-französischem Wörterbuche Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Erster Theil: Englisch-deutsch. Bearbeitet von Professor Dr. Ed. Muret. Grosse Ausgabe. Lieferung 1 und 2. Berlin, Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlung.

Zerbst, M., Funken und Flammen. Gedichte. Jena, Fr. Mauke.

Zur See. Herausg. von D. von Henk und E. Niethe. Mit Illustr. Lieferung 35—37. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

December 1891.

Inhalt.

Hierzu ein **Portrait** von Max Bruch.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „**Nord und Süd**" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.



(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII, XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII, XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII

elegant broschirt zum Preise von M 6.— pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176

zum Preise von M 2. — pro Heft.

Einbanddecke zu Band LIX. (Oktober bis Dezember 1891)

.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI. VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII

zum Preise von M 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.





M. Bruch

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

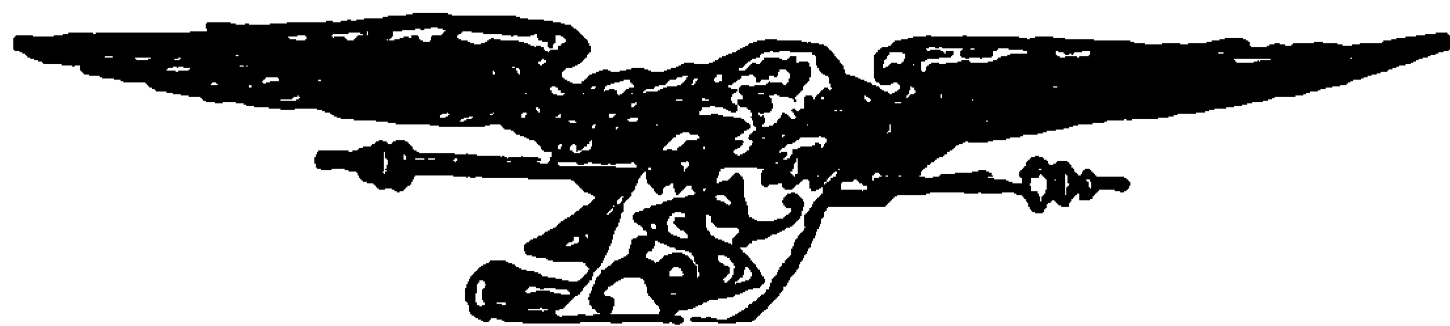
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LIX. Band. — Dezember 1891. — Heft 177.

(Mit einem Portrait in Radirung: Max Bruch.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Schlechte Rasse.

Erzählung.

Von

Paul von Schönthan.

— Berlin. —

Die stille Rauchstraße im Villenviertel von Berlin war in das Dunkel der Februarnacht gehüllt. Nur aus den mit Stores verhängten Fenstern eines einzigen Hauses drang heller Lichtschein auf die einsame Straße herab. Vor dem Gitterthor hatten sich ein paar durch die Helligkeit angezogene Droschken aufgestellt; die Gäule schliefen, die Kutscher saßen bis zur Nasenspitze eingehüllt und zusammengekauert auf dem Bock und warfen zeitweise einen schläfrigen Blick zu den Fenstern empor. Sie erriethen, daß da oben was los sei, und rechneten auf Fahrgäste.

Sidonie Lange beging ihren Geburtstag, und ihre Freunde hatten sich zu dieser Feier versammelt. Es waren vier geschiedene Ehemänner darunter, zwei, die man noch nie in Gesellschaft ihrer Frauen gesehen, und zwei ledige Vertreter der jeunesse dorée, bekannte Typen, die man bei allen Premièren, bei den Rennen und auf Bällen zu sehen gewohnt war. Kaum einer von ihnen wußte etwas Näheres über die Bewohnerin dieses prächtig eingerichteten, mit Kunsttrödel, Polstermöbeln, Kissen, Teppichen, Bibelots, Kelims, Bildern, Spiegeln, Vasen, Blumen und Wohlgerüchen angefüllten Heims einer Dame aus der Lebewelt. Sidonie gehörte zu den Erscheinungen der Großstadt, zu den lebenden Räthseln, die sich Niemand die Mühe nimmt, zu lösen; wie sie e i g e n t l i c h hieß, ob Frau oder Fräulein, ob sie in der Sphäre des Luxus geboren oder wo die Quellen dieses Wohlstandes zu suchen waren, ob sie jemals tugendhaft war, ob sie ein Herz hatte, und ob

Jemand einmal dieses Herz besessen, ob sie glücklich oder unglücklich war, keiner der Freunde frug jemals danach. Sie stand allein und war unabhängig. Sie war elegant, geschmackvoll und schön, wenn auch nicht mehr in der ersten Blüthe der Jahre, liebenswürdig und lustig, frei von Vorurtheilen und verstand die Männer zu nehmen; Niemand konnte sich über Aufmerksamkeiten, die man ihr so zahlreich erwies, so freuen wie sie. „Es ist ein wahres Vergnügen, ihr etwas zu schenken," sagten ihre Freunde, „und nirgends verbringt man einen den steifen gesellschaftlichen Verpflichtungen abgerungenen Abend angenehmer, wie bei Sidonie." Sie besaß auch Mutterwitz und charmante Gewandtheit im Umgange und in der Unterhaltung, eine Gabe, die sie im ausschließlichen Verkehr mit Lebemännern gepflegt und gebildet hatte.

Von ihrem Vorleben wußte kaum Jemand etwas Bestimmtes, nur Dr. Findeis, ein älterer Herr, der seit seiner Jugend die Passion betrieb, gefallene weibliche Wesen auf den Weg des Rechten zu bringen, ein moralischer Sport, der ihn ein kleines Vermögen kostete und nichts einbrachte, als Spott und Undank, nur dieser würdige Mann wußte, daß Sidonie eine unglückliche Ehe durchgemacht, und daß ihr Mann sie plötzlich davongejagt hatte; ferner, daß sie nach einigen Irrfahrten und einem vergeblichen Versuch, auf der Bühne Erfolg zu erringen, die Geliebte des jungen Fürsten X. wurde, bis dessen Vater der Liaison ein Ende machte und der Geliebten seines Sohnes eine Abfertigung anbieten ließ, die sie mit Entrüstung zurückwies, da der alte Herr ihren Schmerz um den verlorenen Geliebten zu niedrig tarirt hatte. Später entschloß sie sich, das Doppelte anzunehmen, und dies bildete die Grundlage ihrer Unabhängigkeit. Ihm war auch bekannt, daß Sidonie eine Tochter besaß, die, in völliger Unschuld und nichts von den wahren Verhältnissen und der Vergangenheit ihrer schönen Mama ahnend, in einem Dresdener Pensionate erzogen wurde. Dr. Findeis verwaltete den Besitz Sidonies in verständiger und uneigennütziger Weise, er war ein treuer Freund, ein bequemes Möbel, eine Perle für eine Frau, die von den Männern nur als der Mittelpunkt eines leichtlebigen Kreises, als die Genossin ausgelassener Vergnügungen angesehen wird, ohne jemals eines Wortes gewürdigt zu werden, das auch nur den Schimmer des Ernstes oder einer guten Regung verrathen würde. Dieser alte Schwärmer nahm sich nur manchmal, wenn auch er in den Taumel der Gelage gezogen ward, heraus, seinem Schützling unter vier Augen und mit Thränen der Rührung kämpfend, über die Nichtigkeit dieser Zerstreuungen, über die Unwürdigkeit dieser Freunde beredte Vorstellungen zu machen. Dann küßte er sie mit väterlicher Milde auf die Stirne und ging befriedigt nach Hause; er hatte sich wieder eine neue Stufe zum Himmelreich gebaut. —

Die Gesellschaft war sehr animirt, man saß noch bei Tisch. Die verschiedenartigen Gläser, die silbernen Löffel und Krystallflaschen, der zierliche Ueberfluß einer elegant gedeckten Tafel flimmerten, eine schwüle aus dem

Aroma der Weine, der Cigaretten, der Mandarinen, aus Blumenduft und Parfüms zusammengesetzte Atmosphäre erfüllte den taghell erleuchteten Raum. Ein flinker Diener mit einem blassen, verschmitzten Gesicht räumte die kleinen Glasteller und die damastenen Eisservietten ab und hob die gefüllte Fruchtschale, die in der Mitte der Tafel unter der glitzernden Gaskrone stand, von dem silbernen Gestell. Nur Else, Sidonies Freundin und Schützling, griff beherzt nach den getrockneten Trauben und verzehrte die süßen Beeren mit dem Behagen eines naschhaften Kindes, wobei sie den kleinen Finger der rechten Hand kerzengrade wegspreizte, einem strahlenden und funkelnden Marquisenring zuliebe, der über das erste Fingerglied hinwegreichte. Else war eine Wienerin und gehörte der Bühne an. Sie hatte Sidonie in einer kleinen norddeutschen Stadt, wo sie beide engagirt waren, kennen gelernt. Ihre großen Zukunftspläne und ihre gemeinsame Talentlosigkeit hatte ein Bündniß zwischen ihnen gestiftet, und als Else, um ein Engagement zu suchen, nach Berlin kam, war ihr erster Weg zu Sidonie, die inzwischen der Kunst Valet gesagt hatte. Sidonie versah die etwas Herabgekommene mit abgelegten Kleidern und zog sie in ihren Kreis; durch ihre Verbindungen gelang es ihr, der Freundin eine Stellung an einem kleinen Berliner Theater zu verschaffen, als Luxus-Dame unter Bedingungen, die für den Director sehr vortheilhaft waren; denn Else kam alsbald in die Lage, staunenerregende Toiletten zu zeigen, die allerdings zu ihrer Monatsgage — 60 Mark — in einem schreienden Mißverhältniß standen. Ein junger Börseaner, der mit Bergwerksactien ein großes Vermögen verdient hatte, wählte den einfachen Weg einer Einladung zu „Hiller," um ihre Bekanntschaft zu machen, wobei er sich die Gunst ausbat, die für ihre Unbescholtenheit sprechenden unbezahlten Rechnungen von Schneider, Möbelhändler, Wäschegeschäft u. s. w. zu reguliren. Else gewährte dem „Montanbaron," wie ihr Liebhaber an der Börse hieß, die unschuldige Freude, und so lange die täglichen Coursnotirungen mit dem Stimmungsberichte „fest" schlossen, blühte das Liebesglück der beiden. Aber plötzlich erlosch der Glücksstern des Montanbarons und mit der Resignation des Glücksjägers zog er sich vom Schauplatz zurück, um als Hypotheken-Agent noch einmal den Weg anzutreten, von dessen Höhe Soupers, Liebschaften, bestechliche Frauengunst, Ueppigkeit und Wohlleben winken. Else suchte wieder ihre Freundin auf; sie brauchte keine getragenen Toiletten mehr, aber sie hoffte, bei ihr einen abgelegten Liebhaber zu finden. Sidonie fürchtete sie nicht, denn die kleine Theaterdame konnte mit ihrer reiferen Schönheit nicht rivalisiren, obwohl Else ein pikantes feines Gesichtchen hatte; nur wenn sie lachte, dann entstellte sie ein großer Mund. Es giebt Frauengesichter, insbesondere gilt dies von den zarten, poetischen, die schön sind, aber ein zufälliges Mienenspiel kann sie in das Gegentheil verwandeln, so wie es Wohlgerüche giebt, die sich gerade auf der Grenze erhalten; ein wenig mehr, und der Duft wird unangenehm. — Die kleine, ziemlich schmächtige Else war nach dem Urtheil Kundiger ein Weib für Kenner, Sidonies imposante, reife, aber

scheinbar unverwelkliche Schönheit übte auf alle einen Reiz aus. Sie saß in einem dunkelgrünen Plüschkleid mit Goldstickerei und einem Kragen, der bis zum Hinterhaupte emporreichte, an der Schmalseite der Tafel, in den hohen, geschnitzten Stuhl zurückgelehnt, und belebte mit ihren Blicken, mit eingestreuten Bemerkungen und mit einem Lachen, das alle weibliche Liebenswürdigkeit und Heiterkeit in sich schloß, die Unterhaltung.

„Gestern war ich im „Fall Clemenceau," sagte ein vierschrötiger, wie ein ehemaliger Baßbuffo aussehender Herr mit einer Glatze, einem dreifach abgestuften, glatt rasirten Kinn, und einer grünen Ordensrosette im Knopfloch — „da habe ich an Sie gedacht, Sidonie. Wissen Sie, wie die alte Polin von ihrer Tochter sagt: ‚Sie ist bestimmt für einen Thron', — ja Sidonie, Sie gehören auch auf einen Thron." — „Sie haben recht, lieber Consul," antwortete der unter Kuratel stehende Herr von Wagenheim, der brustkranke Schatten eines Lebemannes, der sein Vermögen durch die Betheiligung an einem verunglückten Theaterunternehmen, zum größeren Theile aber im gönnerhaften Verkehr mit Soubretten eingebüßt hatte. — „Ja, wahrhaftig" und er legte die Faust, aus der die vergoldete Klinge des Obstmessers herausragte, auf den Tisch, „die Sidonie, das ist ein Weib, für die ein Fürst in die Verbannung geht. Sie hat so etwas Morganatisches."

Einige Herren lachten.

„Was haben's g'sagt?" rief Else, die den Grund der Heiterkeit nicht begriff, weil sie das Wort nicht verstand, über den Tisch herüber. Niemand gab ihr eine Antwort. „Ist kein Fersicht da?" fuhr Wagenheim das Obstmesser wie einen Degen erhebend, fort.

„Ich bin der Fürst von Thoren," begann der Consul mit falschem Einsatze und fettem Tone zu singen. „Au" rief Sidonie mit komisch schmerzlicher Miene, und ein paar Herren stimmten das Lied richtig an.

Der Consul kam einen Augenblick in Verlegenheit, er hüstelte, der Witz war ihm in's Wasser gefallen. Er wendete sich an Sidonie und wollte die Hand, die sie mit graziöser Rundung der Finger auf den Tisch gelegt hatte, streicheln. Sie entwischte ihm, wie ein Mäuschen unter einer Bärentatze hinwegschlüpft.

„Die Kunstgegenstände dürfen nicht berührt werden," sagte sie.

„Jawohl, ein Kunstwerk der Natur," bestätigte der plumpe Consul indem er sich zurücklehnte und einen silbernen Zahnstocher aus der Westentasche hervorholte, mit dem er dann zwischen den wulstigen Lippen herumwirthschaftete.

„Wissen Sie, Korina," sagte er dann, die Luft durch die Zähne ziehend, „daß Sie unsere verehrte Wirthin noch nicht gemalt haben, begreife ich nicht."

„Er hat ja keine Zeit," bemerkte Elsens Nachbar, ein befrackter Herr mit einem nach spanischer Mode zugestutzten Vollbart und einem großen Brillantknopf in der tief herabreichenden Hemdenbrust. „Kürzlich habe ich

ihn besucht, wollte mich malen lassen, da hat er gesagt: „Entschuldigen Sie, aber es ist so gutes Licht, heute muß ich Besuche machen.“

Alle lachten; der witzige Erzähler fuhr dem Künstler mit der flachen Hand freundschaftlich über das kurz geschorene Haar, wie um ihn durch eine Art Liebkosung zu versöhnen. Der Maler, der in der That zu jenen talentvollen Künstlern gehörte, die vor Talent nicht zum Arbeiten kommen, war derartige Neckereien gewöhnt. Er lächelte gutmüthig. „Sehr gut,“ sagte der Consul ein paar Mal, dabei starrte er vor sich hin, als käme er erst nach und nach auf die Pointe.

„Nein, wahrhaftig, Sie müssen mir mal sitzen, Fräulein Sidonie,“ bemerkte der Maler, „vielleicht als büßende Magdalena.“ Einer der Gäste an der anderen Schmalseite des Tisches wagte einen Kalauer. Sidonie nahm die Serviette aus dem Schoß und zielte damit sehr glücklich nach dem Gesicht ihres vis-à-vis. „Sie Abscheulicher,“ rief sie, — „Sie sind wohl Mitglied der Freien Bühne?“

„Ach, meine Herren, das Stück gestern,“ rief der Maler, „na, ich kann doch einen Puff vertragen, aber da hört's auf. „Blutschande?“ warf Wagenheim in fragendem Ton hin.

„Ach, wenn's das wäre,“ — mischte sich ein dritter hinein, ein früherer Börseaner, der jetzt nur noch seiner Sportpassion lebte und einen kleinen Rennstall hielt, in dem ein halbes Dutzend Pferde an der Krippe standen, die die Namen seiner früheren Geliebten trugen, ohne daß er dabei an den naheliegenden Scherz vom „Laufen lassen“ gedacht hätte —, „wenn's nur das wäre, aber da stecken sie Einen in die Zwangsjacke. Na, ich danke, ich habe zu Bingstein, der den Platz neben mir hat, gesagt: „Nee, das brauch' ich mir am Sonntag Vormittag nicht gefallen zu lassen.“ Ich ging unter den Linden bummeln; viel schöner ... nach einer halben Stunde kommt Bingstein. „Was thut sich?“ fragte ich ihn und dachte gar nicht mehr an das Theater. „Was soll sich thun? jetzt hat er ihr gar die Petroleumlampe nachgeworfen,“ gab er mir zur Antwort, „nee, das ist zu starker Tobak; ich gehe auch nicht wieder hinein,“ zürnte der Börseaner. Else lachte laut auf.

Während sich das Gespräch zwischen dreien oder vieren in sehr oberflächlicher Weise um die vielumstrittene Berechtigung des Häßlichen in der Kunst und um den Nutzen oder Schaden, den solche Vorstellungen hervorrufen, drehte, war Wagenheim, der den ernsteren Theaterfragen gar kein Interesse entgegenbrachte, hinter Sidonies Stuhl getreten, und er beugte sein blasses Gesicht über das hochfrisirte, glänzende Haar und mit geschlossenen Augen, die Hand auf die eingefallene Brust legend, zog er halb mit scherzhafter Uebertreibung seiner Schwärmerei, halb mit wirklichem sinnlichen Behagen den Duft ihres Haares ein.

„Was machen Sie denn da oben?“ frug Sidonie, den Kopf etwas zur Seite neigend, mit einem koketten Augenaufschlag.

„Ich liebe Sie, Sidonie,“ flüsterte Wagenheim.

„Was meinen Sie, wie reich ich wäre, wenn ich für jedes Mal, als Sie das in Ihrem Leben gesagt haben, tausend Mark hätte! Geben Sie mir lieber eine Cigarette," erwiderte Sidonie. Wagenheim seufzte und zog aus der Tasche ein silbernes Cigarettenetui hervor, auf dem eine Balleteuse in frecher Pose gemalt war. Er reichte es der schönen Frau, die eine Cigarette an dem, den Löwen von St. Marco darstellenden Spirituslämpchen anzündete. Sie sog den Rauch ein und blies ihn sodann in einem einzigen Strahl, den Kopf etwas zurücklegend, mit Wohlbehagen gegen die Gaskrone aus opalisirendem Glas.

„Ich weiß, daß ich keine gute Partie mehr bin," seufzte Wagenheim. „Das Theater hat mich ruinirt. — Aber ich habe so viel für die Priesterinnen der Kunst gethan, daß sie jetzt auch für mich etwas thun könnten. Die kleinste Gabe wird angenommen." Er beugte sich bei diesen Worten tiefer herab und wollte ihr Ohr küssen. Sidonie gab ihm einen leichten Schlag auf die Wange.

„Ach, er hat sie ja nur auf die Schulter geküßt," versuchte der Consul aus der Fülle seiner Operettenreminiscenzen zu citiren.

„Consul, Sie sind so nett, aber singen sollen Sie nicht," lachte die schöne Frau, und sie erhob ihr Glas und trank ihm zu. Der Consul stieß mit ihr an, seine Hand schwankte und er goß sich den Sect über die fetten, ringgeschmückten Finger.

„Tatterich!" rief Sidonie, „Sehen Sie, das muß man so machen." Sie legte ihre Serviette um den Hals, erfaßte mit der Rechten den um das Glas geschlungenen Zipfel des Tuches und mit der anderen das entgegengesetzte Ende. Sodann zählte sie: „Eins, zwei, drei" und auf drei zog sie daran so, daß das Glas mit einem Ruck sich ihren Lippen näherte. Alles lachte, der Consul wurde wieder verlegen, er blinzelte Sidonie mit erzwungenem beifälligem Ausdrucke an. Plötzlich nahm er einen etwas schrofferen Ton an: „Wagenheim, lassen Sie jetzt den Unsinn."

Der Angeredete, der noch immer hinter dem Stuhl Sidonies stand und nicht abgeschreckt durch die empfangene Züchtigung eine Annäherung versuchte, kicherte und drehte sich auf dem Absatz um. „Sie Othello," rief er, „darf man denn gar nicht mehr an Sidonie 'ran?"

„Quatsch," sagte der Consul, „aber solche Witze ... es schickt sich nicht."

Der Diener machte geräuschlos die Runde und goß die Spitzgläser voll. Die Herrin des Hauses unterhielt sich mit ihrem Nachbar, dessen feistes Gesicht geröthet war und vor Entzücken strahlte; sie hatte die halbaufgerauchte Cigarette in den Aschbecher geworfen und zerlegte mit ihren biegsamen Fingern eine Mandarine, die sie mit ihm unter Scherzen theilte.

Else hatte den Herrn mit dem spanischen Stutzbart in ihren Bann gezogen, sie ließ alle Minen springen, und erklärte in dem stolz bescheidenen Ton eines Helden, der sich erbeuteter Trophäen rühmen darf, die Geschichte der Goldreifen, die bei jeder ihrer Bewegungen an den weißen, aber schmächtigen

Armen klirrend durcheinander glitten. Der Maler hörte so nebenbei zu, er saß mit geöffnetem Mund und schweren Augenlidern da; manchmal griff er nach dem Glas und leerte es ganz mechanisch. Die Uebrigen unterhielten sich noch immer von den Aufgaben der moderen Bühne, wobei die verworrensten Laienansichten zu Tage traten. Als eine kleine Pause eintrat, rief Sidonie über den Tisch hinüber: „Kinder, es wird mau; ich schlage vor, daß Else uns etwas singen soll.“

„Bravo“ sagte der Consul, seiner Freundin zunickend.

„Ja, ja, sie muß“ riefen ein paar Stimmen durcheinander. Alle erhoben sich, zuletzt Korina; er rekelte sich ein wenig. „Heute die vierte Nacht“ seufzte er, sich an Else wendend.

„Gehn's, hören's auf, zu was sind Sie denn nachher ein Künstler“, spottete sie, ihre Hand mit Vertraulichkeit, als wäre es immer so gewesen, in den Arm ihres Tischnachbarn legend und mit ihm das Eßzimmer verlassend. Korina folgte schläfrig, der Consul küßte Sidonies Hand, die anderen schoben sich plaudernd, gähnend, die Cigarre im Mund und die Hände in den Hosentaschen, in das nächste Zimmer. Trudel, das Hausmädchen, hatte zwei hohe Ständerlampen, deren Licht durch sehr umfangreiche, viereckige Spitzenschirme gedämpft wurde, rechts und links vom Flügel aufgestellt, während die Herren auf den niedrigen Sitzmöbeln mannigfaltiger Art, und auf den mit runden und eckigen seidenen Kissen garnirten Sophas durchaus ungezwungene Stellungen einnahmen. Der Consul ließ sich mit einem Seufzer des Behagens in einen weichen Lutherstuhl nieder und schob sich ein kleines, blaßblaues Daunenkissen mit japanischer Goldstickerei unter den runden Nacken. Er ließ seine Blicke wohlgefällig über die Statuetten und Bilder schweifen, die im Verein mit orientalischen Shawls, Fächern, Palmblättern, Spiegeln in Barockrähmchen, Japantrödel und anderem Kram die Wände bis oben hinauf bedeckten und den künstlerischen oder decorativen Schmuck dieses Raumes bildeten. Die Gemälde rührten nicht von Meistern her, aber die dargestellten Sujets schmeichelten seinem zweifelhaften Kunstsinn; es waren zumeist nicht eben werthvolle Copieen nach classischen Vertretern der Fleischmalerei: Danae im Goldregen, Rubens Frau, eine schlummernde Ariadne mit Cupido im Schoß, Tizians ruhende Venus u. s. w. — „Sie besitzt Geschmack,“ sagte er, und er ergriff die Hand der eben vorüberrauschenden Sidonie und suchte sie mit seinen Lippen zu erreichen. Leider vergeblich. Sodann lächelte er der dunkelgefärbten Büste einer grinsenden Negerin mit schwellenden Formen zu.

Sidonie trat an den Flügel, der schräg im Zimmer stand und auf dessen blauer Plüschdecke die Geburtstagsgeschenke aufgebaut waren; gewaltige Sträuße, kurzlebige, in der Treibhausluft erblühte Flieder- und Kamelienbäume mit phantastisch gefalteten Seidenpapiermanschetten, Blumenkörbe, geöffnete Schmucketuis, Bonbonnièren, ein kunstvoll gearbeitetes, mit Känguruhleder bezogenes Kissen, — Kissen waren die Liebhaberei Sidonies, — und ein kleines Oelbild von Korina, das aber seiner wiederholten Versicherung

zufolge noch nicht fertig war, und, wie ein Spötter äußerte, vorläufig eine Leda darstellte. Wagenheim hatte einen in einer Sammtschatulle ruhenden ciselirten Revolver, mehr einem Spielzeug gleich, als einer Waffe, mitgebracht. Der Consul hatte eine Rococosänfte mit durchsichtigen Scheiben, die als Schmuckschränkchen zu benutzen war, gesandt.

„Reizend, reizend, Kinder!" rief die reichlich Beschenkte, sich noch einmal an der bunten Fülle der Kostbarkeiten weidend, obwohl sie schon vorher jedem einzelnen über das Raffinement seines Geschmackes hundert Liebenswürdigkeiten gesagt hatte, — „warte Else, ich mache ein bißchen Platz." Sie rückte die Blumen zur Seite, so daß der Flügel ein Stück weit geöffnet werden konnte. Die kleine Schauspielerin schob ihren Schmuck vom Handgelenk und legte ihn in die Hände ihres Verehres, der ihn an seine Lippen drückte. „Gehen's, hören's auf," lachte Else geschmeichelt, und sie zeigte dabei zwei Dutzend tadelloser Zähne. „Also was soll ich denn singen?"

„Alma, wo mag das Mädchen sein!" rief einer der Herren. „Aber, aber," versetzte Sidonie, ihm mit dem Zeigefinger auf die Stirn klopfend. „Fällt Ihnen nichts Geistreicheres ein?"

„Nein" rief Wagenheim, „das Lied, welches Sie neulich bei Rosenstein gesungen hatten. Wissen Sie, das von dem Vater und dem Sohne."

„Wenn der Vater mit dem Sohne" . . . summte der Consul vor sich hin, nur so laut, daß es der neben ihm lümmelnde Korina hätte hören können, wenn derselbe nicht die Stellung des tiefen Nachdenkens dazu mißbraucht hätte, still einzuschlummern.

„Was is' denn das?" frug Else.

„Natürlich der Erlkönig."

„Wer reitet so spät," citirte einer der Herren mit dröhnender Stimme.

„Pst," machte Elses Bewunderer, der sich wahrscheinlich der Täuschung hingab, sich in einem feineren Salon zu befinden, ein Irrthum, über den ihn das ausgelassene Gelächter der Gruppe aufklärte, in deren Mittelpunkt die Frau des Hauses stand und die plötzlich zwischen Zürnen und Lachen die Worte ausstieß: „Sie sind unverschämt!" Der Rennstallbesitzer hatte sich nämlich von hinten herangeschlichen und versucht, einen Kuß auf Sidonies Nacken zu drücken. Die kleine Wienerin commandirte mit humoristischer Strenge: Rrrruhe!!!"

„Else singt: Kinder, ruhig," rief der Consul überlaut. Die Herren lachten über seine Stimme, die sich überschlug. „Karl, bringen Sie doch etwas Sect heraus," sagte der erwachte Maler, den stumm nickenden Diener auf die Achsel klopfend. Endlich war Ruhe eingetreten; Else warf dem spanischen Stutzbart noch einen Blick zu, wie sie ihn auf der Bühne bei routinirten Liebhaberinnen beobachtet hatte; dann begann sie ein gefühlvolles Wiener Volkslied mit dem Refrain:

Mei' einzige Freud'
Is mei' Bua;

Sie sang mit ungeschulter Stimme, aber mit dem natürlichen Geschmack der Wienerin. Auf Verlangen gab sie ein zweites und ein drittes Lied, sogar ein Schubert'sches zu. Der Vortrag machte wenig Glück. „Was Vergnügtes," riefen Einige aus einer dämmerigen Ecke heraus. Wagenheim saß an der Schmalseite des Claviers auf einem Rococosessel, er hatte das von einem abwesenden Verehrer gespendete Kissen aus Känguruhleder auf dem Schoß und strich selbstvergessen mit der mageren Hand über die Oberfläche. „Was thun Sie denn," flüsterte Sidonie.

„O," sagte er, „wie Frauenhaut, Sidonie, gerade wie . . ."

Sie gab ihm einen Backenstreich. Er lächelte traurig. „Das Privilegium der Frauen, diejenigen zu mißhandeln, die sie lieben. Aber Du liebst mich nicht einmal, Sidonie."

„Nun seien Sie aber still," erwiderte die schöne Frau und sie that ehrlich entrüstet. Im nächsten Augenblick wendete sie sich lächelnd an den Diener, der geräuschlos Schnaps servirte. „Karl, der Herr bekommt nichts mehr zu trinken." Sie wies auf Wagenheim.

„Mag auch gar nichts," sagte er, noch immer das weiche, sammetartige Fell liebkosend und seine Wange daran schmiegend.

„Quatsch," sagte ärgerlich der Consul, und das galt dem Gehaben des in der That etwas angesäuselten kranken Lebemannes.

Else hatte unterdessen die Noten zu einem anderen Wiener Lied „Die Burgmusik" gefunden, und als die Herren die bekannten Klänge vernahmen, fielen sie ungeachtet ihrer mangelhaften Kenntniß vom Text unisono ein. Sidonie hatte sich in der Ecke, wo die Büste der Negerin stand, niedergelassen. Es war bewunderungswürdig, wie vortheilhaft sich ihr voller weißer Arm von dem mattrothen, goldgestickten Fond eines japanischen Polsters abhob; den anderen Arm ließ sie herabhängen zwischen dem Sopha und der Lehne des Stuhles, auf dem der Consul saß, der keinen Blick von den schönen, reifen Formen wandte. Sie hatte sich etwas zurückgelegt und die Beine über einander geschlagen, so daß unter dem Saum des Kleides ein Stückchen hellgrauen Seidenstrumpfes und ein glänzender, spitz zulaufender Halbschuh aus Lackleder sichtbar wurde. Ihre Blicke wanderten von der Spitze dieses zarten Schuhes, der die Umrisse der Zehen erkennbar werden ließ, über das schillernde Farbenspiel ihrer Plüschrobe, dann senkte sie die Augen auf den Taillenausschnitt, und ihre Finger zupften an der Goldspitze oder sie befühlten die glänzenden Boutons in den Ohren. Frauen, die einen Cultus aus ihrer Schönheit machen, sind ja unerschöpflich in dem Geberdenspiel der Koketterie. Manchmal sah sie den Consul so nebenbei an, wie um sich zu versichern, ob sie unbeobachtet sei und sie wußte doch, daß er die Augen von ihr nicht ließ. Er sah sie von allen Seiten an, ihren Hals und das, was der Ausschnitt frei gab. Es war nicht wenig. Er weidete seine Augen an ihrer Schönheit und seine Blicke schienen die neidische Hülle ihres Anzuges zu durchdringen. Seine Hände waren geröthet, das Geäder trat hervor und

Sidonie erschrak sogar, als er mit seinen heißen Fingern ihren kühlen Arm zärtlich umspannte.

„Sidi," sagte er leise, indem er sich zu ihrem Ohr hinüberbeugte, „wahrhaftig, ich bin zu schüchtern. Sehen Sie, wenn ich die Frechheit von dem Bengel, dem Wagenheim, hätte, wären wir schon weiter; aber glauben Sie mir, man macht doch einen Unterschied zwischen Weib und Weib. . . . Ich schwöre Ihnen —"

„Keinen Meineid," flüsterte Sidonie; sie wußte, daß der Brave zu Denen gehört, bei denen der Wein zärtliche Regungen erweckt.

„Mein Ehrenwort, Sidonie," fuhr er fort und dabei schlug er mit der Faust auf die gewölbte Hemdenbrust, „daß ich noch nie zu einem Weibe so gesprochen habe, wie zu Ihnen. . . . Ich weiß, daß ich nicht mehr von Ihnen lassen kann. Sehen Sie, es giebt heilige Gefühle, von denen man weiß, daß sie echt sind und die ein flüchtiges Glück überdauern. . . ."

Er umspannte ihre beiden Hände und er that sich Zwang an, indem er es vermied, von seinem Lutherstuhl auf die runden Kniee herabzurutschen. „Ich biete Ihnen Alles, was Sie wollen, wenn Sie mir meine Jugend wiedergeben. Das können Sie durch Ihre Freundschaft. Sagen Sie ja, Sie süßes, süßes Geschöpf!" zischelte er. Er beugte sich jetzt, als wäre er zu schamhaft, die Antwort zu hören, über Sidonies Hände und küßte sie leidenschaftlich. Die Absicht, ihr in diesem Augenblick seine spiegelblanke Glatze in der ganzen Ausdehnung vorzuführen, war freilich nicht vorhanden. Plötzlich ertönte ein Gelächter aus einer Ecke, der Consul fuhr erschreckt auf, denn er fürchtete, der Heiterkeitsausbruch gelte ihm.

Einer der Herren hatte unbeachtet die Venusbüste auf ein Sopha gelegt, sie bis zur Achsel mit der türkischen Chaiselongue-Decke verhüllt, unter die er einen Pelz gesteckt hatte, so daß es wie ein Körper aussah und zu Füßen ragten zwei Damenstiefeletten hervor, die er sich durch Trudel verschafft hatte. Ein junger Herr aus der Finanzwelt warf sich auf die Kniee und, indem er seine Börse, seine goldene Uhr und eine silberne Streichholzbüchse, die er an einer langen Kette in der Hosentasche trug, auf den Popanz warf, flehte er um Gegenliebe. Ein unmäßiger Heiterkeitsausbruch begleitete diese parodistische Scene, Korina stieß vor Lachen ein volles Sectglas um, Wagenheim schrie laut auf, ein dritter drängte den Knieenden fort und warf sich gleichfalls vor dem Schönheitsideal auf die Erde.

Else kam nicht mehr zum Singen, Korina empfahl sich unter dem Hinweis, daß er am anderen Morgen eine Sitzung habe, zwei Andere beriethen, daß man im „Albrechtshof" noch ein frisches Glas Bier trinken könne — die Stimmung zerflatterte.

„Wer bringt denn die kleine Else nach Haus?" rief Wagenheim.

„Ausknobeln," warf der Rennstallbesitzer scherzend hin.

„Nicht nöthig," flüsterte Wagenheim mit spöttischem Anflug, „Boronski hat heute sein Herz entdeckt, lassen wir sie ihm. Ich gehe; wer kommt

mit?" Die Herren mit Ausnahme des Consuls näherten sich der Tapetenthüre, die auf den Corridor führte. Sie sprachen durcheinander. „Sind Sie morgen Abend bei Meyer?" „Welcher Meyer?" „Bendlerstraße." — „Weiß nicht, — Sie? — Vielleicht!" „Wo wohnen Sie, Baron?" „Regentenstraße." „Gut, gehen wir ein Stück zusammen." . . .

Der Consul zog Sidonie bei Seite, er legte wieder seine derbe Faust auf die Brust und er trat dicht an sie heran und sagte ihr etwas in's Ohr Sidonie lächelte, sie zuckte die Achseln, aber sie sah ihn ermuthigend an und sie erwiderte einen leidenschaftlichen Druck seiner Hand. In diesem Augenblick stellte sich Wagenheim mit dem Claquehut auf dem Kopf und mit aufgeklapptem Pelzkragen vor ihr auf und die Arme ausbreitend, sang er:

Mei' einzige Freud'
Is mei' Bua. . .

Sie lachte ihn aus. „Quatsch," sagte der Consul mit verstecktem Aerger Else wickelte sich in einen weiten, pelzbesetzten Plüschmantel. Boronski steckte ihren Fächer in die Fracktasche, er reichte ihr das stark duftende, weiße Spitzentuch und geberdete sich wie ein Verliebter. Die Herren verabschiedeten sich vertraulich, der Rennstallbesitzer, der etwas zu viel Sect getrunken hatte, sagte mit schwerer Zunge: „Reizend war's. Ja, das versteht sie, so kleine Gesellschaften zu arrangiren; das ist ihre Specialität." Sidonie und Else tauschten an der Thüre noch einige Heimlichkeiten aus und lachend gaben sie sich den Abschiedskuß. Plötzlich wandte sich jene um. „Doctor, Sie bleiben noch einen Augenblick," sagte sie zu dem alten Freund, der im Hintergrund stand und nach seinem Pelz langte. Trudel ging mit der Lampe voran, der Diener war von Boronski geborgt, und hatte sich bereits verabschiedet. Die Gäste folgten dem Hausmädchen, einige gähnten, der Rennstallbesitzer suchte Halt an dem Treppengeländer und sagte, ohne gehört zu werden, nur immer vor sich hin: „Nicht zu schnell, Kinder." Else und ihr Beschützer waren die ersten unten. Die Droschkenkutscher zogen den schlafenden Gäulen die Decke vom Rücken und blickten erwartungsvoll auf die sich vor dem Haus ansammelnden Gruppen. Boronski begrüßte die Herren, dann half er Else einsteigen und sagte zu dem ersten Kutscher: „Linkstraße 83."

„Parterre rechts," setzte Wagenheim hinzu, den Consul anstoßend und ihn durch diesen Spaß versöhnend. Er lachte laut auf, der Glückliche hatte es nicht mehr gehört, er war bereits in die Droschke geklettert und hatte sich mit der Miene eines Menschen, der das höchste Erdenglück zu erwarten hat, an der Seite der kleinen Schauspielerin niedergelassen. Die Uebrigen schlugen die Richtung gegen das Ufer ein.

* * *

Sidonie hatte, als die Thür hinter dem letzten Gast sich schloß, den Doctor am Arm gefaßt. „Kommen Sie, nur ein paar Worte." Sie führte ihn durch ihr vom Schein der verlöschenden Gluth im Kamin matt

erhelltes Schlafzimmer nach einer kleinen Stube, in der ein ausrangirter Damenschreibtisch, ein paar einfache Polstermöbel, Stühle und Kasten standen, die offenbar aus einer Zeit herrührten, da Sidonie noch nicht die Höhe ihrer Laufbahn erreicht hatte. An den Wänden hingen schlechtgerahmte Photographien und ein paar langweilige Landschaften. Auf dem Schreibtisch brannte eine Lampe.

„Setzen Sie sich, Doctor," sagte sie, einen zweiten Stuhl an den Tisch rückend. „Bitte, schrauben Sie die Lampe etwas höher." Der alte Herr setzte sich seufzend, neigte den Kopf, daß er die Flamme sehen konnte und drehte an der Schraube. „War das wieder ein Abend, Sidonie, hören Sie mich doch einmal an, es geht nicht weiter so, ich bin nahe an die Sechzig. . ."

„Ich weiß, Doctor," unterbrach ihn Sidonie, „aber jetzt haben wir Wichtigeres zu thun, als meine arme Seele zu retten. Haben Sie mir heute etwas gekauft?"

Der Doctor nickte. „25 000 böhmische Nordbahn. Sie werden nichts daran verlieren. Sie können sie ruhig in den Schrank legen. Er zog aus der Brusttasche ein gestempeltes Papier heraus und reichte es seiner Freundin, die einen flüchtigen Blick darauf warf. „Hm, der kleine Meyer sagte heute, an Kohlenactien soll wieder sehr viel zu verdienen sein," begann sie; sie hatte den Zettel in den Ausschnitt ihrer Taille gesteckt, die Arme über die Brust gekreuzt und ihr Gesicht hatte einen ernsten, wichtigen Ausdruck angenommen. Jetzt, nachdem das leichtsinnige Lächeln von ihrer Miene verschwunden war, sah sie um fünf Jahre älter aus, das Frauenhafte trat deutlich hervor.

„Lassen Sie sich darauf nicht ein, sie werden noch alle, wie sie da sind, ihren letzten Groschen bei dem Schwindel verlieren." Der Doctor machte dazu eine bezeichnende Handbewegung. —

„Und wie steht es nun endlich mit dem Gut Flessow. Hedwig ist heute siebzehn Jahre alt geworden, sie muß fort aus der Pension."

„Sie wollen sie zu sich nehmen?"

„Ach, was fällt Ihnen ein. Hier nicht einen Tag, nicht eine Stunde. Das hat mich ja eben bestimmt, an das mecklenburgische Nest zu denken. Ich war kürzlich dort, wie Sie wissen, nicht so sehr, um es mir anzusehen, als um mich sehen zu lassen, und wenn wir so weit sind, daß der Kaufvertrag abgeschlossen werden kann, opfere ich wieder ein paar Tage und fahre hin."

„Wie haben Sie sich dort eingeführt?"

„Als die Wittwe eines Kaufmanns, der da drüben auf Sumatra oder irgendwo einen gewissen Wohlstand erworben hat, eine ganz einfache Geschichte, wie sie tausendmal vorkommt. Ich wünsche meiner Trauer und der Erziehung meiner Tochter zu leben, abseits von der großen Welt!"

„Ich fürchte, zu sehr abseits, in Bezug auf Ihre Tochter, die doch in das Alter kommt. — —"

„Natürlich habe ich daran auch gedacht," warf Sidonie ein. „Darum habe ich mir die Sache selber an Ort und Stelle angesehen und bei der Generalin auf den Busch geklopft."

„Was ist das für eine Generalin?"

„Der das Nachbargut Alt-Flessow gehört. Ich habe mir eine Empfehlung an sie verschafft durch Boronski, der zuverlässig und discret ist; die Generalin gefällt mir, eine vornehme, etwas steife Dame, altadlige Offiziersfrau, über die man in unseren Kreisen sich natürlich lustig machen würde. Aber wissen Sie, wenn man irgendwo in seinem Innern aus den guten Zeiten herrührende kleine Ersparnisse an besseren Empfindungen hat, ich versichere Sie, Doctor, dann erfüllen einen solche Menschen mit einer gewissen Ehrfurcht. Eine ehrenwerthe Frau; o, es ist doch was dran, man muß immer das Gefühl haben, frisch gebadet zu sein. Wissen Sie, so reinlich, keine Erinnerung als erlaubte, keine Reue, keine Heimlichkeiten, keine Furcht vor der Entdeckung, ein offenes Buch . . . O, das muß ein ganz anderes Leben sein. Ja, sehen Sie, ich möchte, o ich weiß nicht, was, darum geben, wenn ich dieser Frau gegenüber alles auslöschen könnte, wenn sie wenigstens meiner Hedwig eine mütterliche Freundin würde. Das ist eine Aussicht, die mich reizt und die mir den Gedanken der Uebersiedlung nach Flessow in einer so freundlichen Beleuchtung erscheinen läßt. Die Generalin scheint für mich Sympathien zu haben, und dann sind noch ein paar Güter in der Umgebung, da werden doch auch nicht lauter alte Knaben leben."

„Also auch schon Verlobungsgedanken in der Ferne?"

„Vielleicht."

Der Doctor schüttelte den Kopf.

„Ich verstehe Ihre Bedenken, lieber Freund," sagte Sidonie, „aber wir müssen heraus, ich und mein Kind, um jeden Preis, und das ist der Augenblick und die Gelegenheit. Niemand wird etwas ahnen. Ich habe meinen Mädchennamen angenommen, und daß hier kein Hahn nach mir krähen wird, wenn ich spurlos verschwinde, das wissen Sie. Im Gegentheil, der eine oder der andere wird froh sein, wenn er die Thür verschlossen findet und alle Verpflichtungen aufgehoben sind. Wir haben keine Freunde von der Stunde an, wo wir ernsthaft werden möchten, wie es alle anderen sind, die den Kampf mit dem Leben ehrenvoll auskämpfen wollen. Ach, ich sehne mich so nach reiner Luft, nach einem neuen Leben, und denken Sie, mit Hedwig zusammen, unzertrennlich . . ."

„Ja," fiel der Doctor ein, „aber das Geschäftliche. Der Verkäufer braucht Geld. Zunächst werden ca. 60000 Mark nöthig sein, die Sie nicht haben."

„Ich habe noch mehr."

„Ja, aber in Dividendenpapieren, die Sie sich von den dummen Börsenbengels haben aufschwatzen lassen. Die können wir jetzt nicht verkaufen."

„Hm, der Consul hat mir heute Geld angeboten, viel Geld," sagte

Sidonie, wie zu sich selber, „und das mit Flessow muß zu Stande kommen. Telegraphiren Sie gleich morgen, ja?"

„Da wäre es doch vorsichtiger, wenn Sie morgen bei dem Consul anfragen wollten, welche Verpflichtungen . . ."

„Das kann ich noch heute, wenn ich will," fuhr ihm Sidonie dazwischen. „Er macht mir eine nächtliche Fensterpromenade, denken Sie!" Das vergnügte, leichtfertige Lächeln kehrte auf ihr Gesicht zurück. Sie erhob mit geschlossenen Händen die weißen Arme über den Kopf und dehnte sich.

„Sidonie!" mahnte der Doctor, seinen Rock zuknöpfend.

„Ich bitte Sie, ... wären Sie vor zehn Jahren gekommen, vielleicht hätten Sie damals Ihre Zeit nicht verloren mit mir. Aber heute! . . . Geben Sie es auf, ich habe es ja damals gewußt, als mein Mann mich davonjagte. Er hat Recht gehabt. Es giebt für unsereins keinen Halt, es liegt im Blut. Wir sind nun einmal eine schlechte Rasse. Und nun heißt es retten, was zu retten ist, immer noch vernünftiger, als auch noch zu Grunde gehen im Elend. O, ich muß für meine Tochter sorgen, vergessen Sie das nicht; das ist das einzige Gefühl, das nicht verächtlich ist an mir, die Poesie meines Lebens, sein ganzer Inhalt, alles andere ist mir nicht so viel werth."

Der väterliche Freund der Sprecherin sah sie über die Brille mit der Wehmuth eines getäuschten Philanthropen an.

„Nun gehen Sie, sonst kommt Ihr Ruf auch noch in Gefahr," lachte sie. Und sie legte ihm mit ausgestreckten Armen beide Hände auf die Schultern, „und morgen früh schreibe ich Ihnen wegen des Geldes. Nicht wahr? Der Doctor drückte ihre Hand und warf ihr noch einen bekümmerten Blick zu. Sie begleitete ihn auf den Corridor und half ihm den Pelz anziehen. Als er fort war, setzte sie sich an den Schreibtisch nieder, und unter der Fülle parfümirten und zierlichen Briefpapiers suchte sie ein einfaches, leeres Blatt hervor, dann schrieb sie:

„Mein inniggeliebtes Kind!

„Ich habe Deinen siebzehnten Geburtstag heute im Verein mit wenigen Freunden begangen, und ich kann Dir wohl sagen, daß ich jede Viertelstunde im Geiste bei Dir war, mein liebes Hebel. Wie gern ich Dich an dem Tage bei mir gehabt hätte, brauche ich Dir nicht zu sagen, mein Kind, aber Du weißt, so lange Du in der Pension bist, will ich Dich auch nicht für ein paar Tage aus dem gewohnten Geleise herausreißen. Du bist ja bald ganz bei mir. Wie glücklich werden wir mit einander sein!

„Dr. Findeis, mein ergebener, alter Freund, hat die Angelegenheit des Gutskaufes eingeleitet, Deine Mama wird Gutsherrin, und Du wirst Gutsfräulein werden.

„Freust Du Dich darauf? Die Geschenke, die Dir meine lieben Gäste zum heutigen Tage bescheert haben, verwahre ich, bis Du zu den Ferien nach Hause kommst, und ich sage Dir auch kein Wort darüber,

um Dir die Ueberraschung nicht zu verderben, mein liebes, kleines Hedel. Machst Du denn Fortschritte? Ich habe von Fräulein Hahn seit einem halben Jahre keine Zeile über Dich erhalten. Bist Du noch ihr Liebling, wie Du zuletzt schriebst? Hast Du eine neue Freundschaft geschlossen? Schick mir doch regelmäßig am Mittwoch und Sonntag einen Brief; vorige Woche hast Du es vergessen, und am Sonntag erhielt ich gar nur eine Postkarte. Das ist nicht recht von Dir. Wenn Du wüßtest, wie ich mich immer gleich beunruhige. Also nicht schreibfaul sein, hörst Du? In Deinem nächsten Brief will ich lesen, wie Du Deinen Geburtstag verbracht hast. Aber recht ausführlich, bitte. Ich drücke Dich an mein Herz, geliebtes Hedel, und ich küsse Dich unzählige Mal

Deine Dich zärtlich liebende

Mama."

Sidonie schloß den Brief, adressirte ihn und klingelte. Trudel erschien mit vorgebundener weißer Schürze, wie sie von der Arbeit kam.

„Den Brief morgen früh gleich zur Post bringen," sagte Sidonie. „Sind Sie mit dem Aufräumen fertig?" Trudel verneinte. „Das Silber wäre noch . . ."

„Lassen Sie es bis morgen; Sie können zu Bett gehen." Das Mädchen entfernte sich mit dem Brief. Ihre Gebieterin sah ihr nach und als nach wenigen Minuten die Thür ihrer Kammer knarrte, erhob sie sich und sie leuchtete sich mit der Schiebelampe nach ihrem Schlafzimmer. Sie trat an das große, breite Fenster und schob die schwere Stoffgardine fort, dann zog sie den bunten Store ein wenig zur Seite und blickte in die Dunkelheit hinab. Am jenseitigen Trottoir wurde sie die beleibte Gestalt eines in Pelz gewickelten Herren, der langsam auf- und abging, gewahr.

* * *

Am nächsten Vormittag erhielt Dr. Findeis ein Rohrpostkarte. Sidonie schrieb ihm, daß die Angelegenheit vollständig in Ordnung sei, und daß sie nach Flessow abreisen werde, um einen definitiven Entschluß zu fassen.

Die Gegend von Flessow ist von mecklenburgischen Gutsbesitzern bewohnt, unter denen sich ein gastliches, freundnachbarliches Verhältniß herausgebildet hat, als dessen Mittelpunkt Alt-Flessow gilt. Die Herrin dieses Rittergutes ist die Generalin Baronin Moorkrug, die würdige Dame, der sich Sidonie schon bei dem ersten Besuch in der neuen zukünftigen Heimat genähert hatte. Die Baronin war eine noch immer stattliche Dame, in den fünfziger Jahren, von dem Stolz und der Würde einer Aristokratin erfüllt, deren Ahnen ausnahmslos dem Könige gedient und die ihr Leben dem Vaterlande geopfert hatten. Ihre beiden Brüder waren als jugendliche Fähnriche auf dem Schlachtfeld von Sadowa geblieben, der General Baron Moorkrug hatte in Folge einer vor Paris erhaltenen Verwundung das Loos des Siechthums gezogen, von

dem ihn nach zehn qualvollen Jahren der Tod in den Armen seiner aufopfernden Gattin und Pflegerin erlöste. Er hatte seinen Degen in die Hände des einzigen Sohnes, der dieser Ehe entstammte, gelegt, und durch Wilhelm war für die Vererbung dieses ehrenvollen Namens in der Armee gesorgt.

Die Baronin empfing Sidonie bei ihrem zweiten Besuche mit jener etwas zurückhaltenden, aber gediegenen Freundlichkeit, deren Echtheit Sidonie schon das erste Mal wohlthuend empfunden hatte, in dem Salon des Herrenhauses von Alt-Flessow. Wie sehr unterschied sich dieser Salon von den mit nichtigem modernem Trödel erfüllten Zimmern in der Rauchstraße, in denen sich jener zweifelhafte Ueberfluß, der von gestern auf heute, aus nichts entstanden ist und durch einen Hauch spurlos verweht werden kann, breit machte. Die mit geblümtem Damast überzogenen Polstermöbel einer längst überholten Stilart hatten ein halbes Jahrhundert überdauert, der geschnitzte, schwere Bibliothekschrank, der fast die Hälfte einer Wand einnahm, und dessen Scheiben mit grünen Vorhängen bezogen waren, sah so ernsthaft und würdig aus, als bärge er das ganze Geistesleben vergangener Jahrhunderte. Und von den mit einem einfachen Muster bemalten Wänden blickten aus schlichten Rahmen die nachgedunkelten Bildnisse verstorbener Familienangehöriger herab; Offiziere in altpreußischen Uniformen, Frauen in lächerlichen Trachten aus früheren Zeiten. Am Camin stand eine goldene Stutzuhr, eine Kriegergruppe darstellend, ein Geschenk der Regimentskameraden, die mittleren Fensterpfeiler schmückten die conventionell ausgeführten veralteten Büsten des Königs und des Kronprinzen. — Keine Spur von Ueberfüllung.

Sidonie hatte der Generalin gegenüber Platz genommen. Sie hatte alle verrätherischen Zeichen ihrer Lebensführung zu Hause gelassen, den Schmuck, den ganzen Kleinkram einer Modedame. Ein kaum sichtbares Lächeln, nicht der Ausdruck der Ironie, sondern das einer gewissen Zufriedenheit glitt über ihr Gesicht, als sie einen Blick in den hohen, aus einzelnen Scheiben zusammengesetzten Wandspiegel warf, in dem sie das Bild ihrer schlichten bürgerlichen Erscheinung erschaute. Die Baronin saß in etwas steifer Haltung auf dem Sopha, sie trug ein Kleid aus schwerer, dunkler Seide, das sichtbarlich mehrere Wandlungen der Mode durchgemacht hatte, und dessen Zuschnitt noch immer um ein Lustrum zurückblieb. Das flach gescheitelte Haar, das die Stirne frei gab, bedeckte ein Bänderhäubchen, und die rundlichen, kleinen, aber vom Sonnenbrand nicht verschonten Hände trugen keinen anderen Schmuck als einen dünnen Ehering. Zu ihren Füßen lag ein großer, gelbhaariger Hund, der den Kopf zwischen seine Pfoten gebettet hatte und mit dem klugen Ausdruck, den an eine enge Gemeinschaft mit Menschen gewohnte Thiere annehmen, betrachtete er das Gegenüber seiner Herrin; es war, als ob er jedes Wort verstände, und manchmal fegte er leise mit dem buschigen Schweif über den glänzenden Fußboden. Die Generalin ersparte Sidonie die Verlegenheit, in die sie die Nothwendigkeit, einen ungewohnten Ton anzuschlagen gesetzt haben würde, indem sie, ohne plauderhaft zu sein, die Ver-

hältnisse auf Flessow besprach und ihren Gast so in die neue Sphäre einführte. Sie schilderte ihr die Umstände, welche dahin geführt hätten, daß Flessow — das Gut, dessen Erwerbung Sidonie beabsichtigte, zum Verkauf gelangte, und sie übte eine nicht lieblose, aber gerechte Kritik an den Mißständen, die dort geherrscht hatten. „Das kann Alles anders werden,“ schloß sie, „und ich bin überzeugt, daß Sie Behagen und Zufriedenheit finden werden, an meinem Rath soll es Ihnen nicht fehlen, es versteht sich von selbst, daß ich Ihnen zu jeder Zeit damit dienen werde und man hat ja seine Freunde, die Sie auch noch kennen lernen werden.“

In diesem Augenblick öffnete sich die schwere Thür, und ein ältlicher Herr im schwarzen Leibrock, der Typus des altgedienten Offiziers in Civil, steckte den Kopf mit einem fragenden und jovial lächelnden Ausdruck herein.

„O, der Major, — kommen Sie, rief die Baronin. Der also Begrüßte nickte, schritt in strammer Haltung auf die Gutsherrin zu und küßte mit der Galanterie eines jungen Reiteroffiziers die ihm dargebotene Hand.

„Herr Major von Grelling — unsere zukünftige Gutsnachbarin.“

„Habe schon gehört,“ sagte der Major nach einem respectvollen Handkuß. „Gnädige Frau kommen von Berlin?“

Sidonie nickte. „Ja, und ich reise mit dem Abendzug wieder zurück.“

„O, schon,“ sagte der Major, einen Augenblick unschlüssig, wie er sich setzen sollte, um nicht gegen eine der beiden Damen unhöflich zu erscheinen. „Ja, das schöne Berlin, was ist daraus geworden! Unglaublich — wenn ich denke, noch zu Anfang der siebziger Jahre eine Provinzialstadt und jetzt ...“

„Herr Major kommen oft nach Berlin?“ frug Sidonie.

„O, ja, das heißt, nun ist es doch schon wieder acht Jahre her, daß ich dort war. Wir Bauern kommen ja nicht los,“ lächelte er, mit der von der Sonne gebräunten, kräftigen Hand langsam über die von einem dünnen, ergrauten Haarkranz eingefaßte Glatze fahrend. „Aber dies Jahr nach der Ernte habe ich mir bestimmt vorgenommen, Berlin wieder meine Aufwartung zu machen.“ Er wandte den Kopf dem Hunde zu, der sich erhoben hatte und sich langsam dem Gaste näherte, um Willkommen zu bieten. „Ja, du bist ein gutes Thier, mein Pluto,“ sagte Herr von Grelling, den Rücken des Thieres streichelnd.

„Wir haben ja auch Rostock in der Nähe,“ bemerkte die Generalin, sich an Sidonie wendend. „Nun, mit Berlin ist es ja nicht zu vergleichen, aber es hat sich auch sehr herausgemacht; das Theater wird sehr gelobt.“

„Ah, Frau Baronin, das Theater — kein Vergleich mit dem Königlichen in Berlin. Haben ja nicht die Kräfte. Nehmen Sie nur den Berndal, und wie heißt sie, Abich, glaube ich, und dann den Liedtke — über den muß ich immer lachen, wenn er nur auftritt, ganz famos! Da habe ich ein Lustspiel gesehen, Gott, wie heißt es denn nur! Donnerwetter, mein Gedächtniß! Der Liedtke spielt einen jungen Ehemann! . . .“ Er sah dabei Sidonie fragend an, sie konnte ihm nicht helfen, denn sie hatte seit Jahren nur das

Friedrich=Wilhelmstädtische Theater, das Residenz=Theater, Concordia, Wintergarten und Reichshallen besucht.

„Na, ich komme nicht darauf aber es war großartig. Wird ja noch immer gegeben."

„Ah, Sie meinen die Quitzows! rief die Generalin.

„Nein, das war es nicht; das ist ja ein Trauerspiel; nein, wenn ich nach Berlin komme, will ich mich amüsiren. Wenn man das ganze Jahr seinen Aerger hat, — ne, das hat keinen Zweck."

Die Baronin drehte den Kopf zu Sidonie. „Ich sehe die Wildenbruch'schen Stücke zu gerne. Im vorigen Jahr habe ich in Rostock „die Töchter des Herrn Fabricius" gesehen. Das war eine ausgezeichnete Vorstellung. Wildenbruch schreibt so wahr, und so nach dem Leben."

Sidonie nickte.

Sie wußte ja auch nicht, daß hier Wilbrandt mit Wildenbruch verwechselt wurde.

„Ja," bestätigte der Major, „und er hält doch immer die Grenze inne, es sollen ja jetzt in Berlin ganz widerwärtige Stücke aufgeführt werden." Sidonie lächelte zustimmend; die Generalin fürchtete, daß der Major sich verleiten lassen werde, näher auf das Thema einzugehen. Sie strich die Falten ihres Seidenrockes glatt und sagte zu ihrem Gast: „Also dann werden wir Sie ja recht bald hier begrüßen können."

„Sobald meine Tochter ihr letztes Pensionsjahr beendet hat."

„Hm, wird Ihnen merkwürdig genug vorkommen bei uns," mischte sich der Major hinein. „In Berlin führt man ein ganz anderes Leben und Sie, die Sie an Ihren Kreis gewöhnt sind. . ."

„Mir sagt schon jetzt ein zurückgezogenes Leben mehr zu, als der großstädtische Trubel," erwiderte die Befragte, „das hat mich ja eben bestimmt, an eine Uebersiedelung zu denken."

„Eine ebenso rühmlicher, als seltener Geschmack!" versetzte die Baronin, sich in den steifen Divan etwas zurücklehnend. „Ich bitte Sie, ist das ein Leben in dieser turbulenten, lärmenden Großstadt, wo man selber nicht zur Besinnung kommt. Ich mit meinen Nerven kann Berlin nicht länger als acht Tage vertragen."

„In welcher Gegend wohnen Sie, wenn ich fragen darf," forschte der Major, der sich bei dieser Gelegenheit ein wenig auf den Kenner der Reichshauptstadt herausspielte.

„Rauchstraße."

„Rauchstraße? Hm, ist das nicht in der Nähe der Charlottenstraße?"

„O, nein, viel weiter draußen im Westen."

„So, so, ah, also eine neue Straße; ich wohne seit dreißig Jahren bei Meinhardt. Man kennt mich dort, und ich habe immer ein und dasselbe Zimmer — ein gutes, altes Haus."

Die Generalin wandte sich zugleich an den Major und an Sidonie.

„Jetzt soll ja in der Friedrichstraße ein so großartiges Hotel sein, mit 500 Zimmern, höre ich."

„Ah, der Kaiserhof, der ist aber nicht in der Friedrichstraße, Frau Baronin, sondern auf dem . . . na, wie heißt denn der Platz?"

„Nein, ich meine Friedrichstraße, mein Sohn war ja zu Ostern in Berlin und hat da gewohnt."

„Im Centralhotel, meinen Frau Baronin," half Sidonie heraus. „Es ist allerdings nicht mehr so neu, aber es ist eins der größten Hotels."

Die Generalin nickte zustimmend.

„Gendarmenmarkt," rief der Baron, sich etwas unsanft mit der flachen Hand auf's Knie schlagend und mit dem freudigen Ausdruck desjenigen, der durch eifriges Nachdenken auf das Richtigte gekommen zu sein glaubt.

Sidonie verzichtete darauf, die Irrthümer des alten Herrn zu corrigiren.

„Ich dachte, Herr von Wallraten wird mit Ihnen kommen, Major," begann die Gutsherrin. „Ich hätte ihn gern unserer zukünftigen Nachbarin vorgestellt." Mit einem Blick auf diese fügte sie hinzu: „Ein ausgezeichneter Mensch und ein Musterlandwirth, von ihm haben wir alle gelernt. Er ist sein eigener Inspector, um fünf Uhr auf und mit den Hühnern zu Bett."

„Na, na, machen Sie ihn nicht zu gut, Frau Baronin," lachte der Major heraus, um einen plötzlichen Hustenanfall zu maskiren. „Wissen Sie, wie spät es neulich wieder geworden ist beim Scat? Um 11 Uhr haben wir die letzte Runde angesagt. Nein, was der Wallraten für Glück hat," und Sidonie ansehend, frug er: „Spielen Sie Scat, gnädige Frau?"

„Aber!" rief die Generalin.

„Nun, nun, in Berlin spielen jetzt die meisten Damen Scat, schade, dann kann ich's nicht erzählen, es ist aber wirklich unglaublich!"

„Sie haben mir noch immer nicht gesagt, warum er nicht mitkam.

„Pardon, Sie wußten also nicht, daß er nach Rostock gefahren ist. Und was meinen Sie, wozu? Eine lächerliche Eitelkeit von ihm, denken Sie sich, — ich bitte um Entschuldigung, meine Damen, — um sich das Haar schneiden zu lassen, und so arg ist es mit seinem Haarwuchs auch nicht mehr."

„Er hat so seine Eigenheiten," lenkte die alte Dame ein. Sie schien zu ahnen, daß der Major zu lustig werden würde und noch mehr der Schwächen dieser ehrsamen Gutsleute preisgeben wollte. „Aber jetzt will ich unseren Gast, ehe es dunkel wird, noch ein wenig herumführen, — wann geht Ihr Zug?" Sidonie folgte dem Beispiel der Gutsherrin, die sich erhob. „Um 6 Uhr," sagte sie.

„Der Berliner Zug," bestätigte der Major mit einer Sicherheit, als benutze er ihn täglich.

„Gut, 30 Minuten braucht man zur Bahn. Jetzt ist es 4 Uhr vorüber, wir haben also noch Zeit. Ich will nur etwas umnehmen, entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich lasse Sie in Gesellschaft Ihres zukünftigen, nächsten Nachbarn zurück." Sie erhob den Finger und über das ernste, un=

bewegliche Gesicht glitt der Ausdruck der sich durch Strenge und Ernst hindurchstehlenden Schelmerei. „Herr Major," mahnte sie, und ein wohlgefälliger Blick fiel auf Sidonie. „Frau Baronin," schmunzelte der Major, als wollte er die Zumuthung weit von sich weisen, aber er drehte doch seinen Schnurrbart, der durch eine Anleihe von Kinn und Wangen eine nicht gewöhnliche Fülle erreicht hatte, und seine Augen blinzelten so vergnügt, daß die Neckerei seiner alten Freundin am Ende nicht ganz unberechtigt erschien. Als jene den Salon verlassen hatte, räusperte er sich etwas befangen. Er konnte sich in der That nicht mehr erinnern, einer schönen Frau allein gegenübergestanden zu haben, noch dazu einer Frau, die — er wußte sich keine Rechenschaft zu geben, warum — bei aller Ehrbarkeit doch eine räthselhafte Atmosphäre um sich verbreitete, einer Frau, von der er zu vermuthen begann, daß sie nicht schweigsam oder einsilbig sei, weil sie nicht amüsanter zu plaudern wußte, — aber er schlug diese Reflexionen nieder und zog es vor, Sidonie auf eine sehr bequeme und unverfängliche Art zu unterhalten, indem er ihr die auf den Gemälden dargestellten Personen nannte und deren verwandtschaftlichen Beziehungen zur Frau des Hauses erklärte. Eine sehr harmlose Unterhaltung. — Als die Baronin nach kurzer Zeit völlig umgekleidet, ein gehäkeltes Wollentuch auf dem Kopf, wieder erschien, war er mit der Erklärung gerade zu Ende gekommen. Man trat den Rundgang an durch die ausgedehnten Räume des Herrenhauses, den Hof und die Treppen nach den Wirthschaftsgebäuden, die wie Alles in musterhaftem Zustande waren, für die aber Sidonie nichts als die conventionellen Ausdrücke des Beifalls hatte. Das ging über ihr Verständniß.

Die Generalin erkannte und beurtheilte das richtig. „Das werden Sie erst später zu würdigen wissen," sagte sie in ihrem freundlichen Ton. Dagegen entschädigte sie der Major, der sich angeschlossen hatte, durch fachmännisches Lob, das aus der Seele des Landwirths kam. Er that vielleicht sogar ein wenig zu viel, aber er hielt sich dazu verpflichtet und er fühlte sich heute merkwürdig angeregt.

Um 1/2 6 Uhr bog der bestellte Wagen aus der Allee und stellte sich vor dem Thore auf.

„Ah, Sie sind vorsichtig," lobte die Generalin. „Ich komme auch immer ein Bißchen früher zur Bahn. Also die Sache mit Flessow ist so gut wie abgemacht. Ich freue mich herzlich, — wir alle" — ergänzte sie, den Major flüchtig ansehend und eine Bestätigung von ihm erwartend. „Wir alle freuen uns auf Sie und Ihr Töchterchen.

„Hätte ich wahrhaftig nicht zu glauben gewagt," schmeichelte der Major „daß gnädige Frau bereits ein Töchterchen in dem Alter besitzen — und das ist schlimm für so ein junges Mädchen, wenn die Mama noch so —"

„A propos," fiel die Generalin ein, „wegen des Inspectors schreibe ich Ihnen, ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß er mir auf's Wärmste empfohlen wurde. Mein Sohn hatte ihn auf dem Gut eines Vetters kennen gelernt. Er ist für eine große Wirthschaft nicht mehr jung genug, aber für das kleine Gütchen

paßt er. Und ich habe Sie im Verdacht, mit der Wirthschaft wird es bei Ihnen so wie so nicht viel auf sich haben."

Sidonie lächelte.

„Natürlich, so viel man eben zu seinem Vergnügen und seiner Zerstreuung braucht," sagte die Generalin, ihre Hand auf Sidonies Arm legend. „Sie haben ein Kind im Haus, das ist mehr und wichtiger, wie das Gedeihen von Kartoffel oder Rüben. Nicht wahr?"

„Gewiß," bestätigte der Major, ungefragt und ziemlich gedankenlos; denn er war ganz in den Anblick der kleinen, von der kalten Luft frisch gerötheten Ohren Sidonies, in welchen heute die großen diamantenen Boutons fehlten, vertieft.

„So, und jetzt wollen wir uns auf den Weg machen. Bitte, Major, klingeln Sie Bertha. Sie soll mir die Muffe herabbringen." Sidonie protestirte gegen die Begleitung unter dem Hinweis auf die Abendstunde, und den weiten Rückweg, aber die Generalin verbot ihr alle Einwände und beharrte auf ihrem Willen. Der Major, in dessen seltsam bewegtem Gemüth kühne Hoffnungen aufgestiegen waren, sah sich um eine reizende Aussicht betrogen. Etwas enttäuscht kam er nach wenigen Minuten mit der Muffe an, Bertha trug eine warme Decke.

Die beiden Damen stiegen ein. „Frau Baronin werden doch nicht allein zurückfahren wollen," sagte der Freund, die Decke über den Schoß der Damen breitend. „Wenn Sie gestatten würden . . ."

„Ja, Lieber, Sie müssen aber auf den Bock."

„Versteht sich, versteht sich," versetzte der alte Offizier, als hätte er nie von einem anderen Platz geträumt und er lief um den Wagen herum, auf die linke Seite und kletterte mit einer Behendigkeit, die er sich zwei Stunden vorher nicht zugetraut haben würde, auf den Bock an die Seite des Kutschers, der seine Hand noch immer an der geschweiften Krempe eines altehrwürdigen Bortencylinders hielt.

„Los!" sagte der Major. Die beiden alten Schimmel zogen an und trabten mit schwerem Hufschlage auf der hart gefrorenen Chaussée dahin. Er versuchte ein paar Mal eine Körperdrehung, die es ihm ermöglicht hätte, in den Wagen hineinzusprechen. Aber der scharfe Wind vertrug seine Worte und sein Kreuz lehnte sich gegen so gewagte Wendungen endlich auf. —

Die kleine Bahnhofsstation war lange vor Ankunft des Bummelzuges — die anderen Züge hielten hier nicht — erreicht. Der Major führte die Damen in den Wartesaal, in dem ein hinkender Bahnhofsbediensteter die Petroleumlampen anzündete. Unter Gesprächen über die Zukunft des Guts und über das, was zunächst dort in Angriff zu nehmen sei, verging die nächste Viertelstunde. Endlich regte sich draußen auf dem Perron die Signalglocke und bald darauf näherte sich der lange, aus Frachtwagen und Personenwagen aller Klassen zusammengesetzte Zug mit mäßiger Eile.

Der Begleiter der Damen suchte sich so unentbehrlich wie möglich zu

machen, er pochte auf seine alten Beziehungen zu dem Personal und den Schaffnern.

„Meine Gnädige, ich werde Ihnen ein Coupé allein besorgen,“ flüsterte er nach einem Beamten ausblickend.

„Jedenfalls Damencoupé,“ versetzte die Generalin, „nicht wahr?“

Sidonie war in ihrem Leben noch nicht im Damencoupé gereist, aber sie kannte das Vorurtheil, welches darüber verbreitet ist. „Es ist am sichersten,“ bekräftigte die Generalin in so entschiedenem Ton, daß es der Major aufgab, seine persönlichen Beziehungen zu dem Zugspersonal und dem Stationsaufseher zu erneuern, um eine Bevorzugung zu erreichen.

„Ich glaube auch,“ sagte Sidonie, die sich willig in den Schutz ihrer besorgten Gönnerin stellte. Da die meisten Coupés zweiter Classe unbesetzt waren, lag überhaupt kein Grund zu diesen Bedenken vor. Das Damencoupé war ganz leer. Der Abschied nahm beinahe einen herzlichen Charakter an. Sidonie wollte der Baronin die Hand küssen, die diese in verbindlicher Art zurückzog, um sie über dem Schleier auf die Wange zu küssen. „Bringen Sie uns Hedwig bald,“ sagte sie, während Herr von Grelling beim Einsteigen behilflich war, „und schreiben Sie mir zuvor noch. Wie gesagt, wir stehen Ihnen mit Rath und That zu Diensten, wann immer.“

„Bitte gehorsamst, mich dabei nicht zu vergessen,“ sagte der Major. „Wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, und Wallraten auch. Ah, Sie sind bei uns sicher, wie in Abrahams Schoß, gnädige Frau. Sie brauchen nicht zu denken, daß Sie hier in den Urwald kommen.“ Dann drückte er ehrfurchtsvoll die kleine Hand der schönen Frau an seine Lippen; so hatte man Sidonies Hand noch nicht geküßt.

Armer Major!

Der Schaffner der die Billets coupirte, drängte sich zwischen die Unterhaltung. Er schloß die Coupéthür und es sah aus, als sollte der Zug sich gleich in Bewegung setzen. Die Generalin grüßte noch einmal mit ihrer vornehmen Freundlichkeit und erhob die Rechte mit der Muffe, um zu winken.

Knarrend setzte sich der Zug in Bewegung. Sidonie stand am geschlossenen Fenster und es war ihr, als ob sie eine Heimat verließe. Die Gutsnachbarn grüßten noch einmal zum Fenster hinauf, dann wendeten sie sich, durch die schwach beleuchtete Halle schreitend, dem Ausgange zu.

Der Major war nachdenklich, er gab auf die meisten Fragen der Generalin einsilbige oder sogar verkehrte Antworten. Ein paar hundert Schritte von Alt-Flessow sah die Baronin den alten Freund lächelnd an und sie unterbrach eine längere Pause mit den Worten: „Mir scheint wirklich, Major, diese Frau . . .“

Der Major strich sich den Bart nach rechts und links, er machte eine Kopfbewegung, die Bejahung und Bedauern ausdrücken konnte.

„Nun?“

„Ach, den Teufel auch! stieß er ganz ungenirt heraus, — warum begegnet man so was nicht, wenn man jung ist? Schade, schade."

* * *

Es war einige Wochen seit jenem Abend, an dem Sidonie ihren Gästen gegenüber ihren, in Wahrheit aber ihrer Tochter Geburtstag gefeiert hatte. Die Morgendämmerung hatte etwas Frühlingshaftes. Aus dem Gitterthor in der Rauchstraße trat ein wohlgenährter, ältlicher Herr mit hochgeschlagenem Pelzkragen. Er sah sich rechts und links um und murmelte ärgerlich vor sich hin: „Quatsch, wieder keine Droschke." Aber in diesem Augenblick wurde Wagengeräusch hörbar und der Droschkentrab verrieth sich für den Kenner. Bald darauf bog wirklich eine Droschke zweiter Classe um die Ecke. Der Kutscher, der den linken, beständig an dem Zügel zerrenden Arm auf einen großen Reisekorb gelegt hatte, blickte nach rechts und links auf die Nummernschildern und hielt vor dem Hause, vor welchem der Herr im Pelz noch stand. Der Wagenschlag öffnete sich und ein junges Mädchen in eleganter Reisetoilette entstieg der Droschke. Sie warf einen Blick hinauf nach den noch verhüllten Fenster, nickte, als ob sie zu sich selber sagte: „Ja, hier ist es," dann bezahlte sie dem Kutscher. Sie hatte nicht bemerkt, daß der Herr, der hinter ihr stand und der dem Kutscher ein Zeichen gemacht hatte, sie mit dem größten Interesse betrachtete und mit den Blicken den Schleier, den sie unter dem Kinn zusammengezogen hatte, zu durchdringen suchte.

„Den Korb werde ich gleich holen lassen," sagte sie.

„Ach, Fräuleinchen, det dauert zu lange, ick habe schon wieder 'ne Fuhre. Der Herr da . . . Ick werde Ihnen Ihren Korb in den Flur stellen."

Die junge Dame sah sich jetzt erst um, der Herr grüßte und protestirte mit einer Geberde. „Oh, ich habe Zeit, mein gnädiges Fräulein, meinetwegen . . ."

„O, bitte," unterbrach sie seine Artigkeit, es dauert am Ende doch zu lange, bis ich die da herausklingele. Nein, was man in Berlin zusammenschläft!" — Das ging so in einem Athem.

Der Herr schwieg, ein Lächeln flog über sein rundes Baßbuffogesicht. Sie sah zu, wie der Kutscher, der mit unzähligen Unterkleidern ausgestopft war, die unförmlichen Holzschuhe auf das Wagenrad setzte und schwerfällig vom Bock herabklettert, den Korb mit einem Ruck auf die Achsel lud und mit schweren Tritten dem Hausthor zuging. Dann erwiderte sie den artigen Gruß des Fremden, der sich an ihr vorüberschob, den Schlüssel aus der Tasche zog und das Hausthor aufschloß. Sie grüßten sich noch einmal stumm, das Fräulein schlüpfte in's Haus, der dicke Herr kletterte stöhnend in die Droschke und rief dem Kutscher zu: „Potsdamerstraße 122a." Es dauerte einige Minuten, ehe Sidonies Hausmädchen auf wiederholtes Klopfen, nothdürftig angezogen und verschlafen, die Thür öffnete.

„Fräulein Hedwig!“ rief sie, herrjott, Sie sind's?“

„Ja, ich bin's, machen Sie nur keinen Lärm.“

„Nee, Fräulein, aber so was!“

„Mama?“

„Die schläft schon, — sie schläft noch . . . natürlich schläft sie noch, soll ich sie vielleicht wecken?“

„Ach, was fällt Ihnen ein? Ich lege mich auch noch ein bißchen hin, lassen Sie Mama nur schlafen. Unten im Flur steht mein Korb.“

„Schön, Fräulein, ich hole ihn gleich. Gehen Sie nur in den Salon, Sie werden sich wundern, wie es jetzt bei uns aussieht.“

Trudel öffnete vorsichtig eine Tapetenthür und ließ Hedwig eintreten. Dann zog sie sich zurück. Die Kleine legte Hut und Mantel ab und sah sich verwundert um. Da sah es anders aus, wie in den Stuben der langweiligen Pension. Die Bilder, die Statuetten, da und dort Photographien von Unbekannten, Porzellanfigürchen und Nippgegenstände, ein geöffneter Cigarettenkasten und das alles in einen schwülen Dunst der sich aus allerlei Parfüms, frischen Blumen und den Spuren von Tabakrauch zusammensetzte. Hedwig hatte sich auf dem Sopha heimisch gemacht. Sie vergrub sich mit Behagen in die weichen, bunten Seidenkissen, mit weit geöffneten Augen um sich blickend, staunend und sinnend, bis sie die Uebermüdung besiegte, sie schlummerte ein.

Gegen neun Uhr wurde die Thür rasch geöffnet, Sidonie trat geräuschlos herein, ihr etwas bleiches Gesicht strahlte. Sie streckte ihre Arme aus, um die geliebte Tochter darin aufzufangen. Dann hielt sie plötzlich inne, sie entdeckte sie auf dem Sopha. Behutsam schlich sie sich heran und sie neigte den Kopf, um ihr Gesicht zu sehen. Ein Anflug von Ernst und Besorgniß löschte plötzlich die Freude auf ihrem Antlitz aus. So hatte sie ihre Tochter nicht verlassen. Die jugendfrische Farbe der Gesundheit war von ihren Wangen gewichen, und die Lippen zuckten im Schlaf. Sidonie griff nach ihrem Herzen, dann rief sie laut den Namen ihres Kindes. Hedwig schlug die Augen auf und sah ihrer Mutter lange, wie geistesabwesend in's Gesicht. Diese sank vor dem Sopha nieder und umschlang das Mädchen mit den Armen. Sie küßte sie nicht — und barg ihren Kopf an der Brust des Kindes. Thränen stürzten aus ihren Augen.

„Aber Mama!“ sagte Hedwig, ihre Hände erfassend, und sie küssend.

„Wie kommst Du nach Berlin, was ist denn?“ stieß Sidonie heraus, und sie wischte sich die Thränen mit den Händen aus den Augen.

„Garnichts, Mama,“ erwiderte Hedwig, „ganz einfach, ein paar Mädchen haben den Scharlach bekommen, und da sind wir, die Gesunden, Knall und Fall nach Hause geschickt worden. Mit dem Nachtzug — das ist alles.“

„Du bist doch nicht krank, Hedel?“ rief Sidonie, sich zurücklehnend und das Mädchen mit Besorgniß anblickend.

„Ach, keine Spur, ganz gesund. Von der Nachtfahrt vielleicht ein

bißchen angegriffen," antwortete Hedwig, indem sie die Beine vom Sopha langsam auf die Erde gleiten ließ. Dann lächelte sie mit unterdrücktem Gähnen. „Ja, nun fühle ich's erst, wie müde ich bin, — jetzt ist mit mir noch garnichts anzufangen. Weißt Du was, Mama, laß mich erst noch ein bißchen ausschlafen. Bring mich in Dein Schlafzimmer, ja?"

Sidonie schüttelte heftig den Kopf und drängte ihre Tochter auf das Sopha nieder. „Es ist besser hier, mein Kind," sagte sie, und sie fühlte, daß eine heiße Röthe ihr in's Gesicht stieg. Sie beugte sich nieder und erfaßte Hedwigs Füße, um sie wieder auf das Sopha zu heben, mit der Zärtlichkeit einer Mutter, die ihr krankes Kind bettet.

„Schlaf, mein Engel, ich sorge dafür, daß Du ganz ungestört bist, — Gott, warum hast Du mir nicht geschrieben?" Sidonie sah sich mit Besorgniß und Scheu rechts und links um, während sie ihre Rechte auf Hedwigs Kopf legte.

„Ach, was für einen schönen Ring Du da hast, Mama," sagte das junge Mädchen, Sidonies Hand ergreifend, und sie spielte mit dem von Brillanten umgebenen Türkis, bis er vom Finger glitt, sie schob ihn auf die eigene Hand, die sie mit erhobenem Arm vor die zusammengekniffenen Augen hielt.

„Gieb," bat Sidonie, den Ring wieder an sich nehmend und ihn in die Tasche ihres Morgenrockes schiebend „Und nun ruhe Dich aus, hörst Du?" In einer Stunde wecke ich Dich." Hedwig nickte, legte die flachen Hände unter die Wange und schloß die Augen. Sidonie betrachtete sie mit zärtlichen Blicken, dann breitete sie ihr die Chaiselonguedecke über die Füße und mit geräuschloser Eile kehrte sie zur Toilette zurück.

Kaum eine Viertelstunde später stieg sie in eine Droschke, sie bezeichnete dem Kutscher Straße und Hausnummer des Dr. Findeis. Kaum hatte sie den Finger auf den weißen Knopf der elektrischen Klingel gelegt, als das Dienstmädchen öffnete. „Ist der Doctor zu Hause?" Das Mädchen bejaht, und hielt die Thür offen. Sidonie trat in einen dunklen Vorraum. „Bitte, geben Sie ihm meine Karte." Während das Mädchen sich entfernte, vernahm sie eine weibliche Stimme hinter einer der Wohnungsthüren, die auf das Entré führten. Es war die unangenehme brutale Stimme einer Zankenden, die einen von ihr Tyrannisirten mit Vorwürfen und spitzigen Redensarten zu überhäufen schien und sich kaum die kurzen Pausen gönnte, um die Antworten des Angegriffenen abzuwarten. Man hörte in diesem Augenblick nur den durch eine größere Entfernung gedämpften Klang eines tiefen, männlichen Organs, es war die Stimme des Doctors. Dann vernahm man das Schließen einer Thür, das Rauschen von Frauenkleidern und es trat Ruhe ein. Gleich darauf erschien der alte Herr auf dem Corridor, er war verlegen und wartete ab, bis sich das Dienstmädchen eilfertig an der Tapetenwand vorübergeschoben hatte. Dann reichte er mit einem gezwungenen Lächeln Sidonie die Hand und führte sie in sein Arbeitszimmer. Nebenan war es still geworden. Sidonie fand keine Worte, als sie sich auf

einen Polsterstuhl niedergelassen hatte. Ihr bedrängtes Herz pochte, und sie legte die Hand unwillkürlich auf den Gürtel.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte der Doctor mit gedämpfter Stimme und bemüht, ein unbefangenes Wesen anzunehmen.

„Ich bin außer mir," begann Sidonie, den Schleier über den Mund heraufschiebend. „Denken Sie sich, heute früh kommt Hedwig plötzlich. Aber Sie begreifen, ich kann sie keinen Tag bei mir beherbergen. — Das geliebte, unschuldige Kind, sie ahnt ja nichts. — Aber bedenken Sie, wenn ein Zufall ihr die Augen öffnen würde . . . Rathen Sie mir, wo soll ich hin mit ihr?"

Der Gefragte warf einen besorgten Blick nach der Thür, hinter der ein verdächtiges Knistern hörbar wurde. „Hm, das ist ja eine Ueberraschung," sagte er, „aber sie befindet sich doch wohl?" Sidonies Unruhe ließ sie die Frage überhören. „Denken Sie, das Kind in meinem Haus, bei Sidonie Lange! Ich habe natürlich sogleich an Sie gedacht, Sie sind ja der einzige, und wenn Sie sich des armen Kindes nur für ein paar Tage annehmen wollten, bis sich ein Arrangement treffen läßt . . . Ihre Frau . ."

„Pst," machte der Doctor, dessen Verlegenheit von Minute zu Minute wuchs. Sidonie sah ihn fragend und mit der Ahnung einer abschlägigen Antwort an.

„Das geht nicht, liebe Freundin, sehen Sie, ich kann Ihnen nicht alles auseinandersetzen, aber hier bei mir das ist noch unmöglicher. Ich gelte für verheirathet, aber ich bin es nicht . . . schlimmer wie verheirathet. Eine Person, die ich nicht loswerde, eine Klette, die meinen Lebensabend sehr geräuschvoll macht, — erst vorhin hatte ich einen Auftritt mit ihr. Aber was soll ich thun, sie würde untergehen ohne mich, und immer, wenn es so weit ist, daß ich meine Hand von ihr ziehen und sie ihrem Schicksale überlassen will, dann kriegt sie mich wieder rum. . . . Es ist ein merkwürdiges Frauenzimmer, sie hat aber (er zeigte auf das Herz) Fonds, verstehen Sie, — Gemüth, und ich hoffe, aus ihr eine achtbare, brave Frau zu machen, die mein Andenken segnen wird. Ich bin nahe an sechzig . . . ."

In diesem Ton sprach er noch weiter. Er erzählte ziemlich umständlich die alltägliche Geschichte einer nichtsnutzigen Frau, und er betonte wieder seine eingebildete Mission, die Strauchelnden zu stützen und aufzurichten. Sidonie hörte ihm eine Weile gleichgiltig und mit etwas anderem beschäftigt zu, dann erhob sie sich rasch. „Bitte, erzählen Sie mir das ein ander Mal, nicht heute," sagte sie, „ich habe selbst den Kopf so voll." Er schwieg. Sidonie sah ihn prüfend an, dann zog sie den Schleier wieder über die dicht geschlossenen Lippen, nestelte mit nervösen Fingern an den Handschuhknöpfen und ging. „Es thut mir unendlich leid, meine Liebe," sagte Dr. Findeis, sie begleitend, oder ihr vielmehr folgend, — unendlich leid . . ."

Die Scheidende warf ihm einen Blick zu, der ihn nicht ermuthigte, die Versicherungen seines Bedauerns zu vermehren. Der Doctor wußte nicht

was er Unverfängliches sagen sollte, und Sidonie ließ es bei einem flüchtigen „auf Wiedersehen" bewenden. Dann schloß sich hinter ihr die Thür. Als sie auf die Straße trat, drängten sich Thränen in ihre Augen, in diese sprechenden, schönen Augen, die über schwache Männerherzen herrschten, die Glückliche und Elende gemacht hatten; sie sah nach rechts und links, wie ein verlassenes Kind, unschlüssig und zaghaft.

„Einen anständigen Menschen!" lispelte sie wie ein Gebet vor sich hin. Dann schüttelte sie langsam den Kopf, und ihre Lippen verzogen sich zu einem bitteren Lächeln. Gesenkten Hauptes ging sie das Schöneberger Ufer entlang, plan- und ziellos, auf einen rettenden Einfall hoffend.

* * *

Hedwig hatte, gleich nachdem ihre Mama das Zimmer verlassen hatte, die Augen wieder aufgeschlagen. Sie gähnte, rückte sich auf dem Sopha zurecht, schob die Hände unter das Hinterhaupt und blickte zu der mit bemalter Jute bespannten Decke empor. Die Luft dieses Zimmers wirkte erregend auf sie, sie hatte sie noch nie geathmet, aber sie sog die Atmosphäre der Ueppigkeit, in der Betäubung und Erregung lag, mit Behagen ein. Es war ihr, als hätte sie schon einmal auf diesem weichen Divan, zwischen diesen bunten Kissen geruht, als hätte sie das, oder Aehnliches schon gesehen, vor vielen, vielen Jahren. Dann ruhten ihre großen Augen mit einem eigenthümlichen Ausdruck auf die Eberleins Gruppe, auf der eine unschuldige Najade einem verdächtigen Faun ihr schlankes Bein in den Schoß legt, um sich einen Dorn aus dem zarten Fleisch ziehen zu lassen. Nach einer Weile richtete sie sich auf, sie schüttelte den in den Nacken zurückgelehnten Kopf, daß ihr in Unordnung gerathenes Haar sich löste, sie sammelte die Haarnadeln, die auf das Kissen fielen, und ging leise zur Thür. Sie öffnete und winkte Trudel, die den Corridor fegte.

„Wo ist Mama?"

„Sie ging eben fort, Fräulein."

„Kommen Sie, Trudel."

Das Mädchen stellte die Teppichkehrmaschine an die Wand und trat in den Salon.

„Hören Sie, Trudel, Sie müssen mir einen Gefallen thun. Wenn der Briefträger kommt und einen eingeschriebenen Brief bringt, den dürfen Sie Mama nicht bringen."

„Aber wer soll ihn unterschreiben?"

„Ich; Mama braucht garnichts davon zu wissen."

„Aber, Fräulein, das darf ich doch nicht."

„Ach, Unsinn, es ist ja eine Ueberraschung für Mama. Ich verantworte es, hören Sie?"

Trudel stand bewundernd vor dem jungen Mädchen. „Wie schön Sie

sind!" sagte sie und sie befühlte leise das aufgelöste, wellige Haar, welches bis zur Taille herabfiel.

„Nicht wahr, man sieht ganz anders aus, so mit offenem Haar," sie erhob sich auf die Fußspitzen und sah in einen Spiegel, auf dessen Barockrahmen eine vergoldete Amorette Blumen niederstreute. „Da drinnen sieht man sich doch wenigstens," sagte sie mit einer koketten Wendung des Kopfes. „In der Pension hatten wir nur einen Spiegel, der ganz grün war, daß man wie eine Leiche aussah." Trudel lachte. Das junge Mädchen pflückte einige Tubarosen aus einer japanischen Vase am Kamin und zog die Drahtstiele durch das Knopfloch ihrer Bluse. „Die habe ich so gern," sagte sie, „Mama wohl auch?" Die Dienerin nickte, ihr Blick ruhte mit Wohlgefallen auf der jugendlichen Gestalt.

„Ganz wie Ihre Mama ausgesehen haben mag," rühmte sie im Ton aufrichtiger Bewunderung. „Nein, daß das Mutter und Tochter ist, kein Mensch würde es glauben." Hedwig achtete nicht auf die Schmeichelei, sie unterhielt sich mit der wohlgefälligen Betrachtung ihres Bildes im Spiegel, dann legte sie die Arme hinten über einander, und mit gezierten Schritten, Trudel anlächelnd, stolzirte sie auf dem weichen Teppich einher.

„Wenn Sie erst etwas stärker sein werden," verfolgte Jene den Gedanken der Aehnlichkeit zwischen Mutter und Tochter, — „die ganze Mama . . ."

In diesem Augenblick klingelte es.

Trudel eilte heraus.

Hedwig hielt in ihrer Promenade inne. Sie richtete sich gerade auf und zog die Unterlippe ein, daß die obere Reihe ihres fast kindlichen Gebisses sichtbar wurde. Bald darauf kam das Mädchen wieder zurück, sie hielt einen Brief und einen Postschein in der Hand. „Da ist er, Fräulein, wollen Sie es wirklich wagen?" Hedwig nickte lebhaft und griff nach dem Brief, den sie, nachdem sie einen Blick auf die Schriftzüge der Adresse geworfen hatte, in ihrer Rocktasche verbarg. Sodann schrieb sie den Namen ihrer Mutter, deren Hand möglichst nachahmend, auf den Schein. „Da, und das geben Sie dem Briefträger." Sie zog eilfertig ihr Portemonnaie hervor und suchte zwei Zehnpfennigstücke. Als sie allein war, trat sie an das Fenster, sie öffnete den Brief, indem sie ihn an der Seite aufriß und klemmte das Couvert in ihren Taillengürtel. Es war ein ausführlicher, acht Seiten umfassender Brief, der mit etwas steifen, unmodernen Schriftzügen von Frauenhand bedeckt war. Die Blätter zitterten ein wenig in ihren Händen, und auf ihre Wangen trat einmal ein dunkles Roth, das sich bis zum Hals ergoß und erst allmählich wieder verschwand; als sie die letzte Zeile des Briefes gelesen hatte, ließ sie den Kopf etwas auf die Brust sinken, mit unbeweglichen Lidern sah sie durch das Fenster auf die Straße herab, ohne sich bewußt zu werden, worauf sie ihren starren Blick heftete. Ein paar Minuten verblieb sie in dieser Stellung. Dann schüttelte sie den Kopf, daß

ihr offenes Haar sich rechts und links wie ein Kragen über die Schultern legte, hierauf zerriß sie den Brief in kleine Stückchen und trat zu dem hell lodernden Kaminfeuer. „So ein Wesen davon zu machen," sagte sie zu sich selber, während sie Stück für Stück den Flammen zuwarf, als ob sie Hühner mit Brodkrumen fütterte.

Endlich drehte sie sich, die Melodie eines englischen Walzers leise vor sich hinsummend, um und kramte unter den Büchern eines drehbaren Lesetisches, der an der Seite des breiten Sophas stand. Sie setzte sich auf den Rand und blätterte, von Zeit zu Zeit die Melodie des Walzers aufnehmend, in „L'âme de Pierre"; sie suchte neugierig nach den zierlichen Illustrationen, die die leichtsinnige Welt und die paradiesische südliche Landschaft von Monte Carlo schildern, ihre Augen glänzten und manchmal sagte sie ganz leise zu sich selber: Wie reizend!"

Sidonie war von ihrem Besuch bei Dr. Findeis zurückgekehrt. Mühsam bekämpfte sie ihre Niedergeschlagenheit. Sie küßte ihre Tochter mit Herzlichkeit, sah ihr lange in die Augen und ein heimlicher Seufzer begleitete den Gedanken, der durch ihre Seele zog. „Armes Kind!"

„Was Du für schöne Bücher hast, Mama; überhaupt, Du mußt mir erst Alles zeigen, — nein, diese hübschen Sachen."

„Ja, später, laß das jetzt," bat Sidonie zärtlich, indem sie den französischen Roman aus Hedwigs Händen nahm. „Es ist wunderschönes Wetter draußen, Christel wird Dir beim Auspacken helfen, dann ziehst Du Dich um und wir fahren ein Bischen spazieren."

„Unter die Linden?"

„Nein, weiter heraus in's Freie."

„Aber Unter die Linden fahren wir auch mal, nicht wahr? Weißt Du, wenn man immer eingesperrt ist, sehnt man sich nach Menschen; ach, wir haben ja so viel Natur gekneipt, immer wieder in den englischen Garten und höchstens mal in den öden Park von Pillnitz, wo es noch viel langweiliger ist."

Sidonie schüttelte leise mißbilligend den Kopf. „Was wirst Du denn dann zu Flessow sagen? Aber ich denke, es wird Dir gefallen unter den lieben Menschen; ich muß übrigens gleich der Generalin schreiben, wir wollen doch schon früher hin, aber jetzt geh', zieh Dich unterdessen an." Sidonie setzte sich an den Schreibtisch und richtete an ihre Gönnerin auf Alt-Flessow einen dringlichen Brief, worin sie ihr den unerwarteten Schluß der Pension anzeigte und ihr die Frage vorlegte, ob die Jahreszeit und die Umstände auf Flessow den Umzug thunlich erscheinen ließen. Hierauf schrieb sie in Eile noch ein paar wichtige Briefe, die sie in die Tasche ihrer Sealskinjacke steckte, um sie selber in den Kasten zu werfen.

Trudel hatte eine Droschke geholt, Mutter und Tochter stiegen ein. Der Kutscher hatte den Auftrag, die Richtung nach Charlottenburg einzuschlagen, bald war der Thiergarten erreicht, und in langsamen Trab rollte die

Droschke auf der breiten, nur von den hohen Dachwagen der Pferdebahn, von Arbeits-Fuhrwerk und wenigen Fußgängern belebten Chaussée dahin. Sidonie gedachte der Nachmittage, da sie mit Else oder in Herrengesellschaft auf eben diesem Wege zum Rennen nach Westend fuhr . . . Wie ganz anders! Um wieviel besser heute. Sie zog Hedwig den Mantelkragen, den der Luftzug zurückgeschlagen hatte, fürsorglich über die Schultern, sie ergriff ihre Hand und drückte sie mit Zärtlichkeit und wurde nicht müde zu fragen: „Bist Du wieder ganz ausgeruht?" „Bist Du hungrig?" Frieren Deine Füße?" „Gefällt es Dir hier?" „Nicht wahr, das ist ein hübscher Weg?" Und dann erkundigte sie sich nach Hedwigs Freundinnen, nach den Umständen, unter denen die Katastrophe im Pensionat ausgebrochen war, und sie beklagte die würdige Vorsteherin, die dadurch erschreckt worden war und zu Schaden kam. Sie sprach von der Zukunft und der glücklichen Aussicht auf ihr unzertrennliches Zusammenleben, und in ihrem Innersten sah sie eine neue Morgenröthe aufgehen und eine Vergangenheit voll Schimpf und Entwürdigung in einen gnädigen Nebel versinken.

Hedwig war schweigsam; sie sah nachdenklich vor sich hin, war mit ihren Gedanken beschäftigt und nur, wenn sie der zärtliche Blick der Mutter traf, lächelte sie, aber ohne innere Freudigkeit. Sidonie merkte es kaum, sie wollte nichts empfangen, nur geben, die Nähe ihres Kindes beglückte sie. —

In der Rauchstraße war unterdessen das einfache Zimmer am hintersten Ende des Flures, in welchem die Unterredung zwischen Sidonie und dem Doctor stattgefunden hatte, zum wohnlichen Schlafzimmer für den Gast hergerichtet worden. In diesem Zimmer erinnerte nichts an den frivolen Stil der üppigen Vorderräume, sogar ein großer Spiegelschrank mit Puppenporzellan stand in der Ecke; — Hedwig hatte ihn zu ihrem siebenten Geburtstag bekommen, und an dem Lehnstuhl aus Rohr hatte sie gehen gelernt. Sidonie hatte manchmal daran gedacht, wenn sie erschöpft von den Pflichten einer Gastfreundschaft, der jede edlere Weihe mangelte, übersättigt von diesem inhaltslosen, wüsten Treiben, zu der ihr Heim den Schauplatz abgab, sich hierher geflüchtet hatte, in den heiligen Stunden der Einkehr, die für jeden kommen, sein Gemüth mag auch Alles eingebüßt haben, was das Leben erhebt über ein elendes Dasein.

Hier saß Sidonie am Tisch, behaglich in den Lehnstuhl zurückgelegt. Auf ihrer Miene lag der heitere Glanz der Zufriedenheit. Die Hängelampe bestrahlte mit ihrem milden Licht die beiden Frauen. Hedwig hatte das Photographiealbum geholt und zeigte der Mutter die Bilder der Genossinnen aus der Pension. Sie wandte Blatt für Blatt um und nannte die Namen der kleinen Damen, die, ach so unschuldsvoll in die Welt blickten, und Sidonie lächelte manchmal nur gezwungen über die spöttische Kritik, die ihre Tochter da und dort übte, und sie streifte sie scherzend mit einem liebkosenden Schlag auf die Hand. „Du ungezogenes Kind!"

„Ach, Mama, es sind ja doch lauter Gänse," sagte Hedwig, das Album zuklappend. „Gar nicht unsere Art, weißt Du."

„Was meinst Du damit?" sagte Sidonie, ihre Tochter mit einem verwunderten und scheuen Blick ansehend.

„Ach Gott, ich weiß es selber nicht Mama. Es ist anderes Blut, so — — altmodisch."

Sidonie schüttelte den Kopf.

Trudel öffnete die Thür und steckte ihr verlegenes Gesicht herein. „Bitte, gnädige Frau . . ." Sidonie sprang auf, wie ein aus seinem Versteck gescheuchtes Wild.

„Was ist?" stieß sie hervor, und eine Ahnung trieb das Blut aus ihren Wangen.

„Einen Augenblick, gnädige Frau . . ."

„Ja, ja, ich komme, — — gleich bin ich wieder da, Hedel!"

„Gut, Mama."

Sidonie verließ das Zimmer und bog um den Corridor. Trudel brauchte ihr nichts zu erklären. Mit geröthetem Gesicht stand der Consul da. „Guten Abend, Sidie," sagte er, die Cigarre aus dem Mund nehmend.

„Wie kommen Sie herauf?"

„Wie ich herkomme? Wie immer. Du bist komisch." Er legte seinen Hut auf die Marmorplatte des Spiegels, der zwischen den Kleiderhaken hing, und er machte Anstalten, den Pelz abzulegen.

„Ich bitte Sie, Consul," flüsterte die Erschreckte, „Sie bringen mich in die größte Verlegenheit. — Warum sind Sie heute gekommen?"

„Warum? Weil es mich zu Dir zieht," lachte der Consul, seine dicken Finger schmeichelnd in ihren Nacken zwängend.

Sidonie wich zurück.

„Sagen Sie nicht Du zu mir," bat sie.

„Quatsch! Heute auf einmal „Sie". Warum denn?"

„Ich will Ihnen ja alles erklären, aber in diesem Augenblick nicht. Ich habe Ihnen ja geschrieben; haben Sie meinen Brief nicht bekommen?"

„Natürlich habe ich ihn bekommen, aber manchmal, da habe ich ein solches Verlangen nach Dir, — diese steifen Gesellschaften sind zu öde, da sehnt man sich nach einem Herzen und nach Liebe. — Schick mich nicht fort, — — ich kann nicht fortgehen."

Er faßte Sidonie, die zitternd vor Angst und Scham an der Wand stand, am Arme, tätschelte mit der Hand die Rundung ihrer Achsel und versuchte, sie, indem er vordrang, mitzuziehen.

„Nicht, — nicht, — ich bitte Sie —" flüsterte Sidonie, und sie blickte ihn furchtsam und flehend an.

„Quatsch, übrigens, warum hätte ich nicht kommen sollen? — Du machst mir Sachen hinter meinem Rücken. Faule Geschichten, — wie kommst

Du dazu, mir zu schreiben, daß ich nicht kommen soll? Ausgerechnet heute, wo ich mir's vorgenommen habe. Also was ist los?"

Die Gefragte schüttelte heftig den Kopf, sie wollte die Regung, die ihr jenen Brief dictirt hatte, nicht entwürdigen, sie wollte diesem Mann gegenüber den Namen ihres Kindes nicht nennen; es hätte ihm vielleicht der wahnsinnige Gedanke kommen können — —, sie schauderte bei dieser Vorstellung.

„Ich will Dir was sagen, Sidie: Ich bin ein gutmüthiger Mensch, aber der gewisse Onkel aus der Provinz bin ich nicht," begann der Consul mit wachsender Betonung. — „Und in dem Punkt verstehe ich keinen Spaß und ich lasse es mir einfach nicht gefallen, daß ein anderer. . ."

Sidonie blickte nach rechts und nach links, dabei legte sie rasch die Hand auf ihren Mund, um ihm anzudeuten, daß er seinen Ton mäßigen solle. Und als er ihre Bestürzung für seine Zwecke ausnutzend, so fortfahren wollte, öffnete sie rasch die kleine Thür nach dem Salon. Sie schob ihn hinein und folgte ihm, leise die Thür zuziehend. Hier konnte man ihn doch nicht hören.

„Diese Heimlichkeiten auf einmal," sagte der Consul. „Unglaublich! Also sei so freundlich und gieb mir Antwort, ob ich der Gefoppte bin oder nicht."

„Du hast meinen Brief mißverstanden. Es ist etwas ganz anderes, mein Wort darauf. — Ich kann es aber nicht sagen."

„Quatsch, aber jedenfalls bringst Du mich heute nicht mehr fort. Ich habe mich eigens Deinetwegen von Meyers gedrückt, gleich nach dem Souper. Jetzt lasse ich mich nicht nach Hause schicken. Sei nett, Sidie. — Weißt Du übrigens, daß Du in dem einfachen Kleid noch viel besser aussiehst wie in dem ewigen Schlafrock mit den Kinkerlitzchen?"

Er faßte wieder ihren Arm an, und er bemühte sich, bei den letzten Worten seinem von Weingenuß gerötheten Gesicht, auf dem sich Brutalität und Aerger gespiegelt hatten, einen versöhnlichen und zärtlichen Ausdruck zu geben.

„Willst Du mir einen Dienst erweisen, so geh," bat Sidonie noch einmal, indem sie sich mit dem Rücken dicht an die Wand stellte.

„Ich denke, ich habe Dir schon Dienste erwiesen, mein Kind. Und merke Dir das: Undankbarkeit vertrage ich nicht. Ich bleibe. — Abgemacht, Sela."

Bei diesen Worten ließ er sich mit Wucht auf dem Sopha nieder; er war vollgegessen, und diese Auseinandersetzung bedrohte die Gedeihlichkeit der Verdauung. Sein schwerer Kopf sank auf die Lehne zurück, und die faltigen Lider schlossen sich über den hervorquellenden Augen. Sidonie sah ihn mit Abscheu und bebend vor Wuth an. In diesem Augenblick begriff sie, wie man dazu kommen könne Jemanden zu tödten.

Sie beugte den Kopf zurück und holte, indem sie die Hand auf die Brust legte, tief Athem. Sie überlegte noch eine Minute, dann preßte sie heraus: „So warte hier." Der Consul schlug die Augen für eine Secunde

auf, und mit schwerer Zunge murmelte er: „Süße," seine Lippen machten die Kußbewegungen, dann gab er sich wieder seiner Verdauungsarbeit hin.

Sidonie eilte zu ihrer Tochter. Hedwig lag auf der Chaiselongue ausgestreckt, sie hatte die Augen geschlossen, jetzt drehte sie den Kopf.

„Hast Du geschlafen, Kind?"

„O nein, Mama, aber ich liege so gern so und da denke ich nach. Das ist so schön, schöner wie schlafen."

„Ja, aber geh' jetzt zu Bett, — hörst Du, Hedel? Es ist spät." Sie setzte sich einen Augenblick auf den Rand des Sophas an Hedwigs Seite und sie küßte Stirn und Mund des Mädchens, deren Kopf sie zwischen ihren noch leise bebenden Händen hielt. „Gute Nacht, mein Kind, ich muß Dich verlassen, geh' nur gleich zu Bett. Hörst Du?"

Hedwig sah ihrer Mutter mit einem langen, sinnenden Blick nach.

* * *

Die Märzensonne schien durch die Fenster. Auf den noch kahlen Bäumen des Vorgartens saßen die Spatzen und priesen mit ihrem monotonen Gezwitscher das Nahen des Frühlings nach einem erbarmungslosen kalten Winter. Trudel fegte den Corridor und schwatzte mit Hedwig, die auf dem Stuhl neben dem großen Spiegel, der Eingangsthür gegenüber saß. Es schien sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen der Tochter des Hauses und der Vertrauten ihrer Mutter herauszubilden. „Steht denn Mama immer so spät auf?" frug Hedwig und sie rekelte sich, als sehnte sie sich selber nach dem Lager zurück.

„Es ist verschieden, Fräulein. Aber sie hat eigens anbefohlen, daß wir sie schlafen lassen. Manchmal hat sie eben ihre Migräne. Das soll ein schrecklicher Zustand sein und es giebt gar nichts dagegen, kein Doctor weiß etwas."

Es pochte an der Thür, Hedwig öffnete. Der Briefträger brachte den Preiscourant eines Modemagazins, ein paar Geschäftsempfehlungen und eine Karte von Else, worin dieselbe in nahezu unleserlicher Schrift ihre Verwunderung darüber ausdrückte, daß die Freundin ein paar Tage lang von sich nichts hatte hören lassen. Das junge Mädchen stand an der halbgeöffneten Thür neugierig mit der Entzifferung der Postkarte beschäftigt, als der schrille Ton des Haustelegraphen hörbar wurde. Trudel löste den aufgerafften Zipfel ihrer Schürze und strich dieselbe glatt. „Das geht mich an," sagte sie, sich eilig davonmachend. Sie klopfte an einer kleinen Thür. Sidonie rief ihr zu, sie möge in dem Ankleideraum, der vor dem Schlafzimmer lag, warten. Nach ein paar Augenblicken kam sie ihr dort entgegen. „Schicken Sie Hedwig auf ihr Zimmer, sie muß ein paar Minuten darin bleiben," flüsterte sie Trudel zu. Diese nickte und wollte ein paar Kleidungsstücke, die auf dem Boden lagen, aufheben und oberflächlich Ordnung machen. „Lassen Sie das nur," drängte Sidonie. Als

das Hausmädchen wieder auf den Corridor trat, sah sie Hedwig im Gespräch mit einer fremden Dame, die eben erst eingetreten sein konnte. Es war die Baronin von Moorkrug. Die Begrüßung und Vorstellung war bereits vorüber.

„O, Mama hat mir schon Alles erzählt."

„Gewiß nicht so viel, wie sie mir von Ihnen gesprochen hat," erwiderte die Generalin verbindlich. „Ich muß mich entschuldigen, daß ich so unerwartet und so früh komme, aber dringende Angelegenheiten. Ich bin gestern spät am Abend angekommen und fahre von hier direct nach dem Bahnhof."

„O, Mama wird sich sehr freuen. Darf ich bitten, gnädige Frau? Wir werden sie im Salon erwarten." Mit diesen Worten lud sie den Besuch zum Vortritt ein.

„Jetzt sehe ich Sie erst ordentlich, mein kleines Fräulein. Draußen war es zu dunkel. Nein, diese Aehnlichkeit mit der Mutter, es ist erstaunlich —" und indem die Generalin voll Wohlgefallen ihr Auge auf der Tochter Sidonies ruhen ließ, fügte sie mit einem von Rührung angehauchten Ton hinzu: „Und so jung."

„Bald achtzehn," erwiderte Hedwig, „oder hat mich Mama jünger gemacht?"

„Wozu denn, Ihr seid Beide in einem Alter, über das man Niemanden zu täuschen braucht. Das kommt erst viel später, mein Kind, aber man findet sich drein."

Die Baronin sah sich, während sie sich setzte, unauffällig um. Der Stil dieser Einrichtung überraschte sie sichtlich; nur Hedwig entging der Ausdruck ihres Befremdens. Es trat eine kleine Pause ein und ehe dieselbe durch die Wiederaufnahme des Gespräches unterbrochen wurde, öffnete sich die hohe, schwere Thür und der Consul trat bedeckten Hauptes auf den Zehen hervor. Hedwig stutzte einen Augenblick, sie erkannte den Herrn wieder, der ihr das Thor aufgeschlossen hatte — und er, der im ersten Augenblick betroffen stillestand, erinnerte sich gleichfalls an diese flüchtige Begegnung. Ein verlegenes Lächeln verlieh seiner Miene einen albernen Ausdruck, er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber es fiel ihm nicht das Mindeste ein.

Hedwig grüßte mit einem leisen Nicken und mit einer einladenden Handbewegung, die der Unschlüssigkeit des offenbar zum Rückzug geneigten ein Ende machen sollte, sagte sie: „Ich bitte sehr, Herr Doctor." Zu der Generalin gewendet, fügte sie hinzu: „Unser Hausarzt." . . .

„O, Ihre Mama ist nicht wohl?" unterbrach diese die Vorstellung.

„Nur ein bischen Migräne."

Der Consul rieb sich das unrasirte Kinn und bemühte sich, der Situation Herr zu werden.

Doch nicht bedenklich?" fragte die Generalin mit aufrichtiger Besorgniß.

„Ganz und gar nicht," antwortete das Mädchen.

Der Pseudoarzt sah mit einem dummen Gesicht Hedwig an, dann suchte er mit den Blicken die Tapetenthür. Hedwig grüßte wieder und

Sidonies Verehrer sah den Augenblick gekommen, sich, noch immer auf den Fußspitzen, nach einem zweifelhaften Abschied zu entfernen. Die Generalin lächelte. „Ein sonderbarer Herr, dieser Doctor. Aber es ist Unrecht, mein Kind, daß Sie mir das nicht sagten. Wenn ich geahnt hätte, daß Ihre Mama nicht wohl ist . . .“ Hedwig schwieg.

Die Generalin schob den Mantelärmel zurück und blickte auf die in ein Lederarmband eingefügte Uhr. „O schon so spät, da blieben mir überhaupt nur noch ein paar Minuten.“

„Ich werde Mama rufen,“ fiel Hedwig ein, sich zum Gehen anschickend.

„Nein, bitte nicht, ich bin so nervös, wenn ich zur Bahn muß, Ihre Mama weiß es; es käme doch zu keiner richtigen Unterredung mehr, bitte, bestellen Sie, es sei Alles in Ordnung auf Flessow; Herr von Wallraten hat den Inspector in ihrem Namen zunächst probeweise aufgenommen und wir rechnen darauf, daß Sie nun schon in der nächsten Woche kommen. Das ist Alles, was ich sagen wollte. Und nun leben Sie wohl und schreiben Sie mir morgen eine Zeile, wie es Mama geht. Und nicht vergessen, ich lasse ihr gute Besserung wünschen.“

Die letzten Worte waren bereits auf dem Flur gesprochen. Die Tochter des Hauses empfahl sich mit einem mädchenhaften Knix und geleitete den Besuch zur Thür.

„Also nicht vergessen,“ mahnte die Generalin noch einmal. Dann zeigte sie Hedwig ihr freundliches Lächeln und rauschte die Treppe hinab.

Die Zurückgebliebene schloß die Thür, sie drehte sich auf einem Absatz herum und sagte zu sich selber: „Sieht ganz so aus, wie unsere Pensionsvorsteherin, — prr . .“

Im Salon fand sie Mama an einen Bücherschrank gelehnt. Sie stützte sich mit den Händen auf den vorspringenden Rand und lehnte das Haupt an die Scheibe des Schrankes. Sie war bleich und schien nach Worten zu suchen. „Um Gotteswillen, Du bist wirklich krank?“

Sidonie schüttelte den Kopf, sie sah ihr Kind eine Weile mit starren Augen an.

„Was hast Du denn, Mama?“

„Wie kamst Du vorhin darauf? Warum hast Du diese Frau belogen?“

„Wieso belogen, Mama?“

„Das von dem Arzt —“

„Ach so, nun was hätte ich denn sagen sollen. . . . Da er sich nicht vorstellte . . . und da er aus der Thür dort kam,“ erwiderte Hedwig, die an den Schreibtisch getreten war und ziemlich unbefangen mit den darauf herumliegenden Gegenständen spielte.

„Und was hast Du Dir denn gedacht,“ forschte Sidonie weiter, indem sie sich mühsam zusammenraffte.

„Gott, Mama, wir sind uns doch keine Rechenschaft schuldig. — Ich dachte, ich hätte es ganz klug gemacht.“

„Zu klug, — so klug, daß ich nicht weiß, was ich dazu sagen soll. Hedwig, es wäre mir lieber gewesen, Du hättest geschwiegen, . . . lieber, als eine so freche Lüge aus Deinem Mund."

„Du hättest mich ja Lügen strafen können, — wenn Du es doch schon mitangehörst hast," versetzte Hedwig in einem etwas trotzigen Ton.

Sidonie ließ sich auf einen Stuhl am Bücherschrank nieder; sie streckte die engverschlungenen Hände in ihrem Schoß aus. Hedwig warf einen oberflächlich besorgten Blick auf ihre Mutter, dann drehte sie wieder das große Petschaft aus Malachit zwischen ihren Fingern.

„Ich will wissen, was Du Dir gedacht hast," sagte die Mutter nach einer qualvollen Pause, während der sie sich entschlossen hatte, die Wahrheit um jeden Preis zu verfolgen und auf den Grund der einzigen Menschenseele zu bringen, an der die ihre hing.

„Es geht mich ja nichts an," antwortete die Gefragte, die Achseln zuckend.

Sidonie erhob den Kopf. Die Farbe des Lebens hatte dieses schöne Antlitz verlassen, und die Züge waren in unendlicher Trauer erstarrt.

„Und Du hättest Dich Deiner Mutter nicht geschämt?" frug sie mit gewichtiger Betonung.

„Ach, Mama, man kann doch Jemanden liebhaben, und da ist doch alles verzeihlich . . . Das kann man wohl begreifen . . .", schloß sie mit einem leisen Seufzer.

Sidonie erhob sich und schritt, sich mit einer Hand auf den Rand des Flügels stützend, auf ihre Tochter zu, und sie hörte nicht auf, sie mit ihren Blicken zu durchdringen.

„Was soll das heißen?" sagte sie. „Und was willst Du begreifen? . . Du bist roth geworden, was ist denn geschehen, so sprich doch!"

„Ach, Mama, jetzt nicht. Du bist selber so aufgeregt," versuchte die etwas in die Enge Getriebene zu begütigen.

Die geängstigte Mutter faßte ihr Kind an der Hand, um es festzuhalten:

„Jetzt und sofort will ich wissen, was geschehen ist," stieß sie heraus.

Hedwig verzog, die Lippen etwas spitzend, den Mund, wie es Kinder thun, die ihrer Bestrafung mit Trotz entgegensehen, und als Sidonie nochmals in sie drang, sie bat und beschwor, bequemte sie sich zur Andeutung eines Geständnisses, das das Mutterherz zermalmte.

„Erzähle alles," drang Sidonie in ihr Kind, sie an sich ziehend und sich auf den Stuhl am Schreibtisch niederlassend. Ihr Athem war kurz, sie richtete ihren Kopf, der kraftlos herabsinken wollte, mit Anstrengung in die Höhe, Hedwig kniete vor ihr und verbarg ihr Gesicht; — es war ja nichts mehr zu sagen.

Eine entsetzliche Pause trat ein.

„Wer war's? Wer?" flüsterte Sidonie endlich.

„Ein Schauspieler, Mama. Wir haben alle für ihn geschwärmt, und

ein paar von uns haben ihm geschrieben, Martha auch. — Und er hat nur mir geantwortet, und ich habe ihm wiedergeschrieben, und dann trafen wir uns auf der Straße, und in der Conditorei . . . .

„Wie konntest Du denn allein ausgehen?"

„Heimlich, es wußte Niemand etwas davon."

„Und es kam nicht heraus?"

„Doch, aber ich redete mich aus."

„Und Du trafst ihn wieder?"

„Ja, Mama."

„Und Du liebst ihn?"

„Ach, Mama, ich kann Dir nicht sagen, wie."

„Und wie lange dauert das?"

„Am Montag waren es drei Monate, o, diese herrliche Zeit!

„Und in diesen drei Monaten hat er aus Dir gemacht, was Du jetzt bist — —, und wann hast Du ihn zum letzten Mal gesehen?"

„An dem Abend, ehe ich hier ankam."

„Und es weiß Niemand davon?"

„Doch, man hat uns gesehen."

„Ah, und da hat man Dich aus der Pension fortgejagt. Warum hat mir denn die Vorsteherin nicht geschrieben?"

„Ich habe den Brief zerrissen, damit Du Dich nicht ärgern sollst."

„Fortgejagt mit Schimpf und Schande als die Geliebte eines Schauspielers, Du erbärmliches Geschöpf, — — da hast Du!" Sie versetzte Hedwig einen Schlag in's Gesicht.

„Du!!" rief diese, das Geflüster ihrer Bekenntnisse mit dem entschlossenen und drohenden Ton einer Angegriffenen vertauschend, und sie verschanzte sich hinter dem Schreibtisch. Sidonie erhob sich, indem sie sich mit beiden Händen auf die Armlehne des Lutherstuhles, auf dem sie saß, stützte sie wollte Hedwig erreichen, aber ihre Kniee wankten. Sie erhob den Arm mit der geballten Faust.

„Du brauchst mich garnicht zu schlagen, das sage ich Dir," — rief das Mädchen, und das purpurroth gefärbte Gesicht verzerrte sich. — „Wenn ich nicht gewesen wäre, würdest Du vor der vornehmen Dame so dastehen, wie ich jetzt vor Dir dastehe."

„Schweig," rief Sidonie, einen Schritt vorwärts machend und noch einmal die Faust erhebend.

„O, Du darfst mich nicht schlagen, ich bin nicht schutzlos, — und er wird Dir's schon klar machen, jetzt bin ich kein Kind mehr."

„Und meines auch nicht mehr," stieß Sidonie hervor. —

„Dann werde ich wissen, wo ich hinzugehen habe."

„Zu ihm nicht, das sage ich Dir, weil ich Dich eher umbringe," keuchte die nach Fassung ringende Mutter. Sie fand kaum die Kraft, der erdrückenden Wucht der auf sie einstürmenden Empfindungen Herr zu werden

Sie sah alles, alles rettungslos zusammenstürzen, in den Koth gezerrt, vernichtet: die Ehre ihres Kindes, ihre Mutter- und Frauenwürde, die Aussicht auf ein künftiges Glück, die Träume von einer Gemeinschaft mit ehrenhaften Menschen, die zärtliche Liebe zu diesem Geschöpfe, das ohne einen Ausdruck der Reue vor ihr stand, feindselig, im Bann eines gewissenlosen Verführers, ehrlos wie sie . . . Lüge, Verworfenheit, Laster und Schande überall, — der sichere Untergang. Es war ihr, als schwände der Boden unter ihren Füßen, als glitte sie in einen unendlichen Abgrund; die ganze Schuld ihres Lebens wälzte sich in dieser schrecklichen Stunde auf ihre verzweifelnde Seele. Es gab keinen ehrlichen Ausweg, nur durch den Versuch einer Lüge konnte sie sich vielleicht retten, so thöricht es war.

„Und Du glaubst ein Recht zu haben, Deine Mutter für schlecht zu halten?" rief sie.

Hedwig sah sie groß an.

„Du glaubst, daß dieser Mann mein Liebhaber ist?"

„Und was sonst?" sagte Hedwig ruhig, und da Sidonie einen Augenblick schwieg, fuhr sie mit frechem Trotze fort: „Ich habe ihn ja nicht zum ersten Mal gesehen, — am Morgen, als ich ankam, unten am Haus, er hat mir ja selber aufgeschlossen, und nun jag mich fort, wenn Du glaubst, daß ich schlechter bin wie Du . . ."

„Schlechter wie Du!" schrie Sidonie mit dem heiseren Ton der Wuth und ihre Hand streckte sich nach der Waffe aus, die in dem geöffneten Etui auf dem Schreibtisch lag.

„Mutter," kreischte Hedwig und sich rasch abwendend, hielt sie beide Hände vor eine Seite des Kopfes, den sie in die Schultern zog.

Sidonie taumelte zurück. Sie warf den Deckel des Etuis zu und schlug sich mit den Händen vor's Gesicht, auf welches die Thränen herniederstürzten. „Sie auch," stöhnte sie, dann warf sie noch einen unbeschreiblichen Blick auf ihr Kind, und wankend verließ sie den Schauplatz dieses furchtbaren Auftrittes. Der Faden, der sie an dieses Dasein fesselte, war entzwei geschnitten; sie hatte ihr geliebtes Kind, sich selber verloren für dieses Leben.

Hedwig sah ihr nach, ohne sich von der Stelle zu rühren. Nach einigen Minuten der Ueberlegung setzte sie sich an den Schreibtisch, und sie begann, völlig gefaßt, einen Brief mit den Worten; „Innig geliebter Leopold."

Während sie schrieb, huschte draußen Sidonie, die einen Mantel und ein Kopftuch übergeworfen hatte, über den Flur. In der Nähe des Mädchenzimmers trat sie noch leiser auf und sachte zog sie die Thür hinter sich zu. Dann stieg sie rasch die Treppe hinab, und ohne einen Blick rückwärts zu werfen, ging sie eiligen Schrittes die Rauchstraße entlang dem Ufer zu. Ein eleganter Herr sah sie herausfordernd an, blieb stehen und blickte sich um, und dann ein zweiter.

„Die Elenden!“ stieß sie voll wüthenden Ingrimms halblaut heraus, während sie der Brücke zueilte. —

Mit dieser Verwünschung auf den schmerzlich verzerrten Lippen erreichte sie ihr letztes Ziel . . . Niemand sah sie, als sie ihrer verzweifelten Seele den Frieden gab.

* * *

Mehrere Wochen später ließ sich in der Rauchstraße der Consul anmelden. Hedwig, die seinen Namen nicht kannte, empfing ihn. Er sprach in warmen Ausdrücken und mit einer gewissen Rührung von Sidonies Ende, das niemand geahnt, und alle mit der größten Theilnahme erfüllt hatte. „Schade, schade,“ sagte er, die Steppnähte seiner ziegelrothen Handschuhe betrachtend, die er offenbar zum ersten Mal angezogen hatte, „eine so lustige Frau und so chic . . Es giebt nicht viele von ihrer Art und so seelensgut dabei. Man hat ihr nicht böse sein können.“ Hedwig nickte, sie zog ein kleines Taschentuch hervor und drückte es an die Augen.

Als sie wieder auffah, saß der Consul an ihrer Seite. Der mädchenhafte Reiz dieses Geschöpfes erweckte in ihm ein glühendes Verlangen; — Sidonie war vergessen.

„Armes Kind,“ — flüsterte er — „so jung, so schön, und nun ganz allein ohne Schutz in der großen Stadt. — Hedwig zuckte die Achseln, sie hatte den Blick gesenkt und zog langsam den Saum ihres schwarzgeränderten Battisttaschentuches durch die Finger.

„Mißverstehen Sie mich nicht,“ — fuhr der Consul fort, — „wenn ich mich Ihnen jetzt nähere, — ich weiß wohl einen Unterschied zu machen — und mein Ehrenwort, ich habe noch zu keinem weiblichen Wesen so gesprochen, — es giebt heilige Empfindungen, die unvergänglicher sind wie die flüchtigen Regungen unseres Herzens. Ich biete Ihnen meine Freundschaft an, meinen Schutz, — stoßen Sie mich nicht zurück, sagen Sie ja, — Sie süßes, süßes Geschöpf! . . .“

Er tappte dabei nach ihren Händen und er beugte sich herab, um sie mit Küssen zu bedecken.

Ueber Hedwigs Gesicht pflog ein spöttisches Lächeln, — sie hatte zum ersten Mal diese riesige Glatze gesehen. Ganz langsam zog sie ihre Hände zurück.

Ihr Instinkt sagte ihr, daß man solche Freunde nicht brüskiren darf. —





Max Bruch.

Biographisch-kritische Skizze

von

Robert Ludwig.

— Breslau. —

Ueberall, wo ein Gesangverein mit künstlerischer Tendenz existirt, und überall, wo ein Concertgeiger seine Saiten erklingen ließ, ist der Name Max Bruch kein Fremdling, denn es dürfte kaum einen Gesangverein der angedeuteten Richtung geben, der nicht wenigstens eines der vielen Chorwerke Bruchs aufgeführt hätte; und alle Geiger lieben sein erstes Violinconcert über alle Maßen und spielen es, wo sie nur dürfen. Da nun Gesangvereine leben, so weit die deutsche und englische Zunge klingt, und da Violinvirtuosen die ganze kunstgebildete Welt durchziehen, so ist der Ausspruch gerechtfertigt: Der Name Max Bruch ist weltberühmt! Zahllos ist die Menge seiner Verehrer, zumal unter der noch einer rückhaltlosen Bewunderung fähigen Laienwelt; doch auch die objectiv wägenden Fachmusiker erkennen bereitwillig an, daß Bruch auf dem Felde der Chor- und Violinconcertliteratur Werke von außerordentlicher Schönheit geschaffen hat, daß er auf diesem Gebiete einer der Ersten unter den Lebenden ist, daß er nur Johannes Brahms als Rivalen neben sich sieht, den er jedoch an Popularität, an Breite des Erfolges übertroffen hat. Von einem Manne solcher Bedeutung darf eine biographische Skizze mit Sicherheit auf das Interesse jedes Lesers hoffen, und noch willkommener dürfte das am Eingange dieses Heftes stehende Abbild von ihm sein, denn Bilder wirken unmittelbar und geben dem Beschauer gleich etwas Ganzes, während die Worte als Bausteine eines Aufsatzes eines nach dem anderen

vor den Leser gesetzt werden müssen, der nun mit dem Mörtel seines Gedächtnisses den Gedankenbau des Verfassers auf's Neue wieder errichten muß.

Wer Bruch noch nicht von Angesicht gekannt hat, mit seiner kraft- und schwungvollen Musik aber schon vertraut war, wird gewiß bei dem Anblicke seines Bildes ausrufen: „Den hätte ich mir ganz anders vorgestellt." Es geht uns oft so, daß ein nach den geistigen Aeußerungen eines Menschen construirtes Bild mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt, daß man bei der persönlichen Bekanntschaft zunächst eine Enttäuschung, und zwar keine erhebende erlebt, denn die Phantasie bildet in der Regel schöner als die Natur. Wenn auch die Wahrheit des Ausspruches, daß der Geist es ist, der sich den Körper baut, nicht bestritten werden kann, so scheinen doch gerade die Componisten die Ausnahme zu bilden, welche die Regel bestätigen soll. Wenn wir uns auf's Gerathewohl die Persönlichkeiten einiger Tonsetzer vorstellen, so werden wir finden, daß zumeist die kräftigsten musikalischen Gedanken aus einem zarten, die süßlichsten Weisen aus einem robusten Körper gekommen sind, daß die Physiognomie des Geistes und des Körpers selten übereinstimmt. So würde man sich als Urheber der Bruchschen Musik einen hochgewachsenen, vollkräftigen Mann vorstellen, der erhobenen Hauptes mit weithin leuchtendem Auge heldenhaft kühn in die Welt schaut. Und wie ist die Wirklichkeit? Max Bruch ist höchstens mittelgroß, hält den Kopf ein wenig nach vorn geneigt; das schwache Auge braucht die Bewaffnung mit einer schärfenden Brille. Man könnte ihn für einen Professor halten, der Jahre opfern kann, um endgiltig feststellen zu können, von welcher Farbe Goethes Schlafrock war, für einen Grübler, einen Kleinigkeitskrämer. Aber das gerade Gegentheil ist der schaffende Bruch: Durch alle seine Compositionen geht ein großer, kühner Zug, eine Energie des Wollens und Könnens, die alles Kleinliche ausschließt. Wenn er auch, wie jeder echte Meister, jede Einzelheit, jedes Theilchen seiner Werke schleift und feilt, so verliert er doch nie die großen Hauptzüge aus den Augen, nie erlangen die Details das Uebergewicht, sie sind nur Schmuck und Zierde der großen Glieder. Doch ehe wir uns der näheren Betrachtung seiner Schöpfungen hingeben, wollen wir erst ein wenig den Lebensgang ihres Urhebers selbst beschauen.

Max Bruch ist am 6. Januar 1838 zu Köln geboren, steht also jetzt im 54. Lebensjahre. Die Pflegerin seiner leiblichen Kindheit war auch die Pflegerin seines frühzeitig knospenden musikalischen Talents: von seiner Mutter, welche als Fräulein Almenräder wiederholt auf den rheinischen Musikfesten als Sopranistin mitwirkte, empfing er den ersten Musikunterricht. Der Trieb und die Begabung zum Componiren verrieth sich sehr bald. Mir liegt eine Composition aus dem neunten Lebensjahre vor, ein einstimmiges Lied auf den kindlich-innigen Text:

Für die Eltern, für die Theuern,
Die so liebend mich umfahen,

Jeden Tag mein Glück erneuern,
Fleh' ich, Gott, dich kindlich an;
Fleh' für sie um deinen Segen,
Daß sie mögen immerdar
Wandeln auf der Freude Wegen
Ach, noch manches Lebensjahr!

Die Bildung der Melodie, welche sich im Stimmungsgehalt vollständig mit den Textworten deckt, zeigt eine für sein damaliges Alter erstaunliche Formbeherrschung. Auch die einfach gesetzte Klavierbegleitung ist ein Zeugniß für die richtige Erkenntniß der ihr gebührenden Stellung. Man könnte das Lied sehr gut für das Erzeugniß eines fertigen Musikers halten, der sich vorgenommen hat, das vorliegende Gedicht im Stile Mozarts zu componiren.

Aus den Unterweisungen seiner Mutter ging der junge Max zunächst in diejenigen des Professors Karl Breidenstein in Bonn über, von dem ihn alsdann Ferdinand Hiller, der nunmehr verstorbene Director des Kölner Conservatoriums, als Schüler in der Composition übernahm. Mit einem Streichquartett, das Bruch als Vierzehnjähriger geschrieben hatte, errang er den von der Mozart-Stiftung in Frankfurt a. M. ausgesetzten Preis, und wurde in Folge dessen vierjähriger Stipendiat dieser Stiftung, als welcher ihm eine jährliche Unterstützung von 400 Gulden zufloß. Für seine weitere Ausbildung im Klavierspiel wurden ihm Carl Reinecke und Ferdinand Breunung als Lehrer von Seiten des Stiftungsdirectoriums zugewiesen. Nach beendeter Studienzeit hielt er sich kurze Zeit in Leipzig und von 1853—61 wieder in Köln auf, seine Zeit zwischen Unterrichtgeben und fleißigem Componiren theilend. Alsdann (nach dem Tode seines Vaters 1861) besuchte er die hervorragendsten Musikstädte Deutschlands, um seine Kentnisse der deutschen Musikverhältnisse zu erweitern, um mit bedeutenden Künstlern in Verbindung zu treten und hervorragende Kunstinstitute durch eigene Anschauung kennen zu lernen; schließlich ließ er sich in Mannheim nieder, wo er bis 1864 verblieb. An diesem Orte brachte er seine Oper „Loreley" zur ersten Aufführung. Hier schrieb er auch u. a. die Chorwerke „Frithjof," „Römischer Triumphgesang," „Gesang der heiligen drei Könige," „Die Flucht der heiligen Familie." Von 1864—65 befand er sich wieder auf Reisen, die ihn bis Paris führten, und auf denen er in Aachen, Leipzig und Wien außerordentliche Triumphe mit seinem „Frithjof" erntete. Die Jahre 1865—67 sahen ihn an der Spitze des Musikinstitutes in Koblenz. Die schönste Frucht seiner Componistenfeder war an diesem Orte sein erstes Violinconcert, ein Werk von unbestrittenem hohen Werthe. Von Koblenz zog er nach Sondershausen, wohin man ihn als Leiter der Hofkapelle berufen hatte. Hier entstanden zwei Sinfonien, Theile einer Messe und kleinere Chorwerke. Nach Aufgabe seiner Hofkapellmeisterstellung lebte er in Berlin, sich nur dem tonkünstlerischen Schaffen widmend. Die Hauptergebnisse desselben waren seine Oper „Hermione," die auch in Berlin zur Aufführung kam, und die „Scenen aus der Odyssee," sein weitverbreitetes

herrliches Chorwerk. In den Jahren 1873—78 schlug er seine Werkstatt in Bonn auf und gab hier seinem „Arminius," seinem „Liede von der Glocke" und seinem zweiten Violinconcerte das Leben. Zwei Reisen nach England, zu Aufführungen seiner Werke, unterbrachen den Bonner Aufenthalt. Das Ende desselben führte seine Berufung nach Berlin, als Nachfolger Stockhausens in der Leitung des Sternschen Gesangvereins herbei. Nach zwei Jahren schon vertauschte er diese Stellung mit einer gleichen an der Spitze der Philharmonie-Society in Liverpool, die vor ihm Julius Benedict innehatte. In die Zeit seines dreijährigen Liverpooler Aufenthalts fällt seine Vermählung mit der Berliner Sängerin Clara Tuczek, die ihn in der Folge zum glücklichen Vater dreier Kinder machte.

Im Jahre 1883 folgte Bruch einem Rufe als artistischer Director des Orchester-Vereins in Breslau, wo er mit der seiner Berühmtheit und seiner Bedeutung als schaffender Tonkünstler entsprechenden Hochachtung empfangen wurde. Die compositorischen Ergebnisse der Breslauer Zeit sind sein „Achilleus," seine dritte Sinfonie, sein „Feuerkreuz," zwei Hefte Lieder und einige Männerchöre. In Breslau erfolgte auch (März 1890) seine Ernennung zum königl. Professor, eine Auszeichnung, welche zu spät kam, als daß sie mehr als gesellschaftlichen Werth haben konnte. Der Name Max Bruch konnte dadurch nicht höher gestellt werden, als er bereits stand. Mit Anbruch des Frühjahrs 1890 schloß er seine Wirksamkeit in Breslau ab und siedelte nach Friedenau bei Berlin über, wo er nun, wieder einmal der Dirigententhätigkeit ledig, nur seinem künstlerischen Schaffen leben kann, bis er vielleicht noch einmal einem Rufe als Führer eines Concertinstitutes Gehör schenkt.

Lassen wir nun den kritisch wägenden Blick über die stattliche Reihe der Bruch'schen Compositionen schweifen, so haftet er zuerst im festeren Banne an jenem herrlich blühenden Jugendwerke, das zuerst seinen Namen in die weitesten Kreise trug, am „Frithjof". Bruch war einige zwanzig Jahre alt, als er es schuf. Was er vorher von Compositionen veröffentlicht hatte, — es befanden sich darunter Stücke von großem Umfange, wie seine Oper „Loreley", seine erste Sinfonie, zwei Streichquartette, ein Claviertrio — das zeigte zwar sein fruchtbares und bereits hochentwickeltes Compositionstalent, ließ ihn aber noch nicht als Einen erscheinen, welcher an die Spitze der zeitgenössischen Tonsetzer zu treten berufen war. Den Schritt, der ihn in den Vordergrund brachte, that er mit der Composition der Frithjof-Scenen; in der nordischen Heldensage fand er das befruchtende Saatkorn, das seinem Talente die schönsten, eigenthümlichsten Früchte abgewonnen hat. Der kühne Nordlandsmuth Frithjofs traf in Bruchs musikalischer Seele in gleicher Kraft mitklingende Saiten, die nun froh und voll austönten, die ein Werk von hinreißender Frische, das Manche noch heute für sein ursprünglichstes halten, zum Entstehen brachten. In männlich festen Schritten wandelt diese Musik dahin, ohne weichliche Sentimentalität, die selbst in der Scene „Ingeborgs Klage" keinen Raum gewinnt, obwohl hier die Versuchung, sie einzulassen,

so nahe lag. Knapp und bündig sind diese sechs Scenen gefaßt; ein inneres poetisches Band hält sie zusammen, obwohl jede für sich ein abgeschlossenes Musikstück bildet. Die vorgenannte Ingeborg-Scene ist auch oftmals schon von concertirenden Sopranistinnen als Einzelvortrag gewählt worden. So wirksam, wie hier, und man kann bald hinzusetzen, wie in allen seinen anderen Vocalcompositionen die Singstimmen behandelt sind, hat Bruch auch das Orchester zu der zutreffendsten Situationsmalerei verwendet. Sein Talent zur Tonmalerei ist überhaupt ein ganz exceptionelles, ja man kann wohl behaupten, gerade diese Seite desselben ist die glänzendste. Im Frithjof ist die dritte Scene „Frithjofs Rache, Tempelbrand, Fluch" der vollgiltige Beweis für diese Behauptung. Bruchs Frithjofs-Scenen sind an vielen Orten wiederholt aufgeführt worden; die Sänger haben sie immer wieder gern gesungen, die Hörer immer wieder gern gehört. Die Pfleger des Männergesanges haben eine besondere Ursache, Bruch für dieses Geschenk dankbar zu sein; er hat ihnen damit höhere Ziele zugewiesen, als sie vordem im engen Kreise der anakreontischen und patriotischen Gesänge verfolgten, er hat die heroische Bahn gebrochen, auf der ihm dann andere gediegene Tonsetzer nachgegangen sind. Er selbst hat noch Mehreres für Männerchor, mit und ohne Soli, mit und ohne Orchester, geschrieben; so unter der Opuszahl 19 den „römischen Triumphgesang", „das Wessobrunner Gebet," das „Lied der Städte" und „Schottlands Thränen"; ferner den Siegesgesang der Griechen „Salamis", den „Normannenzug", vier Männerchöre op. 48, einen Chor „Dem Kaiser," für das Kaiserfest der Deutschen in Liverpool, am 22. März 1881, componirt; alsdann die Chöre „Vom Rhein," „Media vita", „Auf die bei Termopylae Gefallenen," „Schlachtgesang des Tyrtäos." Der Charakter aller dieser Chorgesänge ist schon im Titel ausgedrückt; sie bewegen sich Alle im Gebiete des Heldenhaften, das Bruch mit Vorliebe cultivirt hat. Zu seinen Frithjofs-Scenen hat er vier Opusnummern später noch einen Nachtrag „Frithjof auf seines Vaters Grabhügel", als Concertscene für Baritonsolo und Frauenchor behandelt, geliefert; er ist im Geiste des Hauptwerkes gehalten.

Unter Bruchs Compositionen für gemischten Chor, Soli und Orchester nehmen die „Scenen aus der Odyssee" und der später geschriebene „Achilleus" die vornehmsten Plätze ein. Beide haben, wie schon die Titel sagen, ihre Fondsanleihe bei Homer gemacht. Daß Bruch zuerst nach dem „göttlichen Dulder" Odysseus griff, ist ganz erklärlich, boten doch die verschiedenartigen Schauplätze der Irrfahrten dieses Griechenfürsten verlockende Vorwürfe für den auserwählten Tonmaler, für den Makart der Töne, als welchen man Bruch mit Fug und Recht bezeichnen kann. Was sind diese Odyssee-Scenen für farbenprächtige Bilder! Welche reizvolle Abwechselung bieten die Chöre der Nymphen, Sirenen und Okeaniden zu den Gesängen der Gefährten des Odysseus. Wie ist selbst im Reiche der Schatten durch die Chöre der Kinder und Bräute, der Jünglinge und Greise für gute Schattirung gesorgt.

Welch' fesselndes Tongemälde ist die musikalische Schilderung des Seesturmes; wie belebend wirkt die Pizzicato-Begleitung des ganzen Streichorchesters zu dem Gesange der Rhapsoden! Wie ist der Charakter der Einzelpersonen, des Titelhelden Odysseus, der trauernden Gattin Penelope, der Phäakenkönigstochter Nausikaa, und der anderen in kleineren Rollen auftretenden Personen scharf und bestimmt gezeichnet. Vor allem ist es Penelope, die unser ganzes Herz gewonnen hat. Die ihr gegönnten beiden Soloscenen „Penelopes Trauer" und „Penelope, ein Gewand wirkend", sind Lieblingsstücke aller Altistinnen geworden. Der volksthümliche Zug in Bruchs Gesangswerken tritt auch im „Odysseus" wiederholt deutlich hervor. Die Refrainstellen „Bettler und Fremdlinge allzumal kommen von Zeus," und „Nirgends ist's lieblicher, als in der Heimat" sind mit Tönen verbunden, die unauslöschlich im Ohre des Hörers haften bleiben. Es ist dieser Vorzug gewöhnlich nur trivialen Melodien eigen; hier hat er sich einmal, eine Seltenheit, mit noblen Tonfolgen verbunden.

Der „Achilleus" steht an Mannigfaltigkeit der Tonbilder dem „Odysseus" nicht gleich. Dem Stoffe nach konnten freundliche Stimmungen wenig oder gar keine Aufnahme finden, nur Kampf und Klage beherrschen seinen Inhalt. Sein Vorzug dem „Odysseus" gegenüber ist die heroische Größe der Conception, die pompösere Aufwendung der Kunstmittel, die einestheils durch den Vorwurf, anderentheils durch den Umstand erklärt wird, daß dem schaffenden Künstler das Ausstattungsvermögen und das Ausstattungsbedürfniß im beständigen Arbeiten wächst. Eigenthümlich ist dem „Achilleus" ein Chor-Prolog und -Epilog, sowie ein aus drei Nummern bestehendes Orchester-Intermezzo, „Die Leichenfeier des Patroklus" überschrieben. Die Titel dieser drei Stücke lauten: „Ringkämpfer", „Wagenrennen", „Die Sieger". Jedes derselben wird von einer Fanfare eingeleitet, was der Zuhörer als eine Aufforderung betrachten mag, sich in der Phantasie ein ideales Ballet vorzustellen; ein Vorgang, der in Händels Oratorien, in den Kriegsmärschen, ein Vorbild, allerdings geringeren Umfanges, hat. Das Orchester ist selbstverständlich auch in den Vocalnummern wieder hervorragend charakteristisch verwendet worden, so namentlich in der Schilderung des Kampfes zwischen Achill und Hector, in dem Chor „Tiefunterst im Meergrund schlummert die Göttin in silberner Grotte", dessen Anfang mit seinen tiefen Tönen magisch ergreifend wirkt. Den Solo-Alt hat Bruch auch in diesem Werke mit zwei Einzelscenen bevorzugt, die zwar denen der Penelope an unmittelbarer Eindringlichkeit nicht durchweg gleichstehen, die aber doch Stellen von unwiderstehlicher Gewalt enthalten. Ich nenne nur die aus der ersten Andromachescene: „Wann kommt mit dem Oelzweig geschmückt aus dem Felde der trauteste Gatte, der herrliche Held." Jede poetisch-musikalisch fühlende Brust verfällt unwillkürlich dem Zauber dieser Töne. Eine der ergreifendsten Scenen ist auch die fünfzehnte: Priamos bei Achilleus, Hektors Leiche fordernd. Die rührende Situation ist in Worten und Tönen herzbezwingend geschildert.

Bald nach seinem Erscheinen machte der „Achilleus“ die Runde durch alle bedeutenderen Musikstädte Deutschlands, von Vielen für größer als „Odysseus“ gehalten, eine Behauptung, die man am besten mit der ausweichenden Entgegnung beantwortet: Es ist gut, daß wir Beide besitzen.

Von gemischten Chorwerken heroischen Charakters wären noch zu erwähnen: der seltener aufgeführte „Arminius“, die Chorballade „Schön Ellen“, die „Römische Leichenfeier“, „Das Lied vom deutschen Kaiser“ und das letzterschienene dieser Gattung „Das Feuerkreuz“. Es würde zu weit führen, auf jedes speciell einzugehen; es genüge die allgemeine Bemerkung, daß sie alle von meisterhafter Factur, und von kühnem Bruch'schen Geiste durchweht sind.

Einen anderen Boden betrat Bruch mit der Composition von Schiller's „Glocke.“ Aus dem Kreise der Helden und Heldenfrauen begab er sich in das Haus des schlichten deutschen Bürgers, aber auch hier fand er die seinem Stoffe zukommenden Töne. In ruhiger, durch Einfachheit gewinnender Tonsprache läßt er den Glockengießer zu uns reden; nicht mehr im Heldensang ertönt seine Leyer; zarte, unschuldige Lyrik entströmt ihr den Worten entsprechend „O daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe.“ Stimmungsvolle Musik begleitet uns auf die Hauptstationen des Menschenlebens: zur Taufe, zur Hochzeit, zum Grabe. Ein Meisterstück realistischer Tonmalerei ist hier die Schilderung der Feuersbrunst. Man hört den Regen fallen, die Blitze zucken, die Flammen heulen, die Menschen toben; eine packende, aufregende Scene. Die Kritik hat vielfach die musikalische Einkleidung des Schiller'schen Liedes von der Glocke an sich verurtheilt, weil die gedankenreichen Betrachtungen die Musik weder fordern, noch durch sie gehoben werden. Der Componisten sind aber nicht wenige, die doch nicht widerstehen konnten, ihre Kunst mit dem Schiller'schen Poem zu verbinden. Nicht ohne Berechtigung können sie geltend machen, daß die musikfeindlichen Bindeglieder kein ausschlaggebender Grund für die Ablehnung des ganzen Gedichtes, das in seinen Hauptstücken entschieden der Ehe mit der Tonkunst geneigt ist, sein können, und daß klassische Meister — es sei nur an Haydn's „Schöpfung“ und „Jahreszeiten“ erinnert — sich ob solcher Dinge keine Skrupel gemacht haben. Wo ist die Grenze für das Componirbare? Niemand kann sie genau ziehen und in größeren Werken wird sie fast überall da und dort einige Schritte übergangen.

Mit religiösen Stoffen verband sich Bruchs Tonmuse in den Werken „Die Flucht der heiligen Familie;“ „Jubilate, Amen; „Gesang der heiligen drei Könige; „Die Priesterin der Isis in Rom;“ „Hebräische Gesänge“; „die Flucht nach Egypten;“ in dem „Rorate coeli“ und in den Messetheilen „Kyrie, Sanctus und Agnus dei.“ Dieses letztere Werk erfuhr erst jüngst wieder auf der diesjährigen Tonkünstler-Versammlung in Berlin, im Juni dieses Jahres, eine Aufführung und errang vor diesem fachmännischen Forum das Urtheil, daß sich in ihm klarer Aufbau, großer

Wohlklang und feine Stimmführung mit echt kirchlichem Geiste verbunden haben, daß es nicht allein den besten Compositionen Bruchs, sondern den gediegensten kirchlichen Werken der Gegenwart überhaupt beizuzählen ist.

In der Reihe der Vokalcompositionen Bruchs stehen noch Lieder für gemischten Chor a capella und Lieder für eine Singstimme mit Clavierbegleitung. Seinen großen Schöpfungen gegenüber nehmen sich diese natürlich nur wie bescheidene Blumen aus, nicht geeignet zum Kranze der Unsterblichkeit. Nur wenige von ihnen haben allgemeine Verbreitung gefunden. Am glücklichsten war die Serenade aus op. 49. „Wenn dich die Sorgen des Lebens bedrücken." Sie war bald nach ihrem Erscheinen ein vielgesungenes Favoritstück geworden, zu welcher Stellung ihr die excellente Liedersängerin Hermine Spies zu allermeist verholfen hat.

Das Feld der reinen Instrumentalmusik hat Max Bruch nicht ganz so umfangreich bebaut, wie das des Gesanges, immerhin errichtete er auf demselben eine Anzahl Werke von imposanten Dimensionen. An Größe des Umfanges überragen seine drei Sinfonien, Nr. 1 in Es-dur, Nr. 2 in F-moll, Nr. 3 in E-dur, ihre Geschwister; die bekannteste von ihnen ist die erste, von welcher Hermann Kretzschmar in seinem „Führer durch den Concertsaal" sagt: „Sie ist ein Werk in classischer Richtung, durch einen objectiven Zug in der Darstellung ausgezeichnet, im Inhalt vorwiegend heroischer Natur. In der musikalischen Faktur zeigt sie eine Hinneigung zum Einfachen und Kernigen, kräftige Harmonik und volksthümliche Melodik." Der zündendste, obwohl nicht der künstlerisch bedeutendste von den vier Sätzen dieser Sinfonie ist der zweite, ein prickelndes Scherzo, das fast immer ein Wiederholungsbegehren errungen hat.

So achtunggebietend auch diese Orchestergrößen dastehen, an die höchsten Gipfel (Beethoven) reichen sie doch nicht heran, ja man darf wohl sagen, daß sie auch nicht den werthvollsten Sinfonien der Zeitgenossen Raff, Rubinstein, Brahms, von Mendelssohn und Schumann nicht zu reden, das Gleichgewicht halten. Doch mit einem Werke anderer Gattung ist es Bruch gelungen, eine Höhe zu ersteigen, auf der er nur zwei Vorgängern die Hand zu reichen braucht: mit seinem ersten, schon am Eingange dieses Artikels erwähnten Violinconcerte. Unter seinen beiden Vorgängern meine ich Beethoven mit seinem classisch erhabenen, und Mendelssohn mit seinem klangschönen Violinconcerte. Das Bruch'sche in G-moll steht dem von Mendelssohn an Klangschönheit nicht nach, sein Timbre ist aber ein dunklerer; sein Klangverhältniß zu jenem ist wie das eines dramatischen zu einem Coloratursopran; es ist satter und voller im Ton und gemüthstiefer seinem Inhalte nach. Im ersten Satze waltet ein edles elegisches Pathos, eine Klage im antiken Stil, welche sich in den vornehmen Virtuosenpassagen zu größerer Leidenschaftlichkeit erhebt, um in der Cantilene zur Ruhe der Resignation herabzusinken. Süße, bestrickende Melodien durchziehen den zweiten Satz, den man mit „Wonne der Wehmuth" überschreiben könnte. Hoffnungs-

muthiger, siegesgewisser wird die Stimmung nach dem Ende zu. In kraftvollem, freudigem Aufjauchzen hebt der dritte Satz an; er bleibt bis zum Schlusse im Taumel der Siegesfreude. Und Sieg erringt dieses Concert jedes Mal, wo es auch gespielt wird. — Nicht ebenso populär ist das zweite Violinconcert (in D-moll) geworden. Sein Charakter ist düsterer, trauriger, herbe wie eine Heldenelegie. Das unvermuthete Auftreten einer ernsten marschartigen Melodie am Ende des ersten Satzes, nach des Componisten Ausspruch ein spanischer Heldengesang, der signalartige Anfang des dritten Satzes, dessen Hauptinhalt man für ein Kampfspiel halten könnte, lassen das Zugrundeliegen eines verschwiegenen Programms vermuthen. Die nicht enden wollende, oft verzweiflungsvolle Klage kann nur einen großen, bedeutenden Gegenstand zum Anlaß haben.

Das dritte Violin-Concert, (wieder in D-moll, Opus 58) ist erst in diesem Sommer erschienen. Es ist Joseph Joachim, dem unvergleichlichen Altmeister der Geige, gewidmet, der es auf dem diesjährigen Musikfeste in Düsseldorf in die musikalische Gesellschaft eingeführt und gewiß auch zum Begleiter auf seinen künftigen Concertreisen ausersehen hat. Der erste, etwas lang gerathene Satz dieses neuen Concertes hat zum Hauptthema zornigen Vorwurf, der sich bei dem Uebergange nach Dur liebevoll mildert, aber auch da noch ein Vorwurf bleibt. Der zweite, ruhige Satz hat den Charakter einer Preghiera, eines Gebetes unter dem milden Himmel Italiens. In schmeichelndem Figurenwerk ergeht sich die Solovioline da, wo dem Orchester die Melodieführung übertragen ist. Der dritte Satz beginnt wie ein Waffentanz, es wechselt kraftvolle Klage mit sanfteren erotischen Regungen. Glänzend schließt das Concert ab. Es wird voraussichtlich bei allen Concertgeigern freudige Aufnahme finden, wenn auch nicht zu erwarten steht, daß es das erste aus seiner Günstlingsstellung verdrängen wird. — Noch eine längere Violincomposition im Concertstile hat Bruch geschrieben: eine Fantasie über schottische Motive, gleich dem zweiten Concerte seinem Freunde Pablo de Sarasate gewidmet und, so viel ich weiß, nur von diesem öffentlich gespielt. Der Componist, obwohl nicht selbst Geiger, so doch mit allen möglichen Virtuosenkünsten innigst vertraut, wird bei der Abfassung dieses Werkes die Zauberfinger seines berühmten Freundes einzig im Auge gehabt haben und hat somit technische Aufgaben gestellt, die nur wenige zu lösen im Stande sind. Guten Geigern gediegener Richtung hat Bruch die vielgespielte Romanze Op. 42, und neuerdings ein Adagio appassionato, Op. 57, mit einem melodisch bestechenden zweiten Thema zum Geschenk gemacht. Auch die Cellisten, denen er bereits das Adagio „Kol Nidrei", nach hebräischen Melodien, bescheert hat, sind vor Kurzem mit einer neuen Gabe, einem Adagio nach keltischen Melodien, Op. 56, bedacht worden. Schade, daß sich Bruch nicht einmal der vernachlässigten Bratsche angenommen hat. Ist es auch nicht gerade rathsam, für dieses im Ausdruck engbegrenzte, aber für zarte, elegische Stimmungen sehr geeignete Instrument eine lange Sonate zu schreiben, wie es Rubinstein gethan hat, in Schumanns träumerischen

Märchenbildern, und in Brahms zwei Liedern für Alt, Op. 91, hat doch die Bratsche eine ihrem Charakter entsprechende schöne, wirksame Verwendung gefunden. Die breite melodische Schreibweise Bruchs würde ihr sehr zusagen.

Die Kammermusik hat Bruch um zwei meisterhaft gearbeitete Streichquartette und ein Claviertrio bereichert. Für Clavier allein flossen zwei Hefte charakterischer Stücke zu zwei Händen, ein Capriccio zu vier Händen und eine Fantasie für zwei Claviere, energischen, pomphaften Charakters, aus seiner Feder.

Mit der Bühne hat er sich drei Mal in Connex gesetzt, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, auf den weltbedeutenden Brettern so heimisch zu werden, wie im Concertsaal. Gleich sein Opus 1 war ein Bühnenstück: eine einactige komische Oper „Scherz, List und Rache", Text nach Goethes gleichnamigem Singspiel verfaßt. Sie kam am 14. Januar 1858 in seiner Vaterstadt Köln zur Aufführung und erweckte weitgehende Hoffnungen auf fernere gleichartige Erzeugnisse des eben erst 20 Jahre alt gewordenen Componisten. Dieses Erstlingswerk ließ ihn in den Augen Emanuel Geibels würdig erscheinen, dessen Opernbuch „Loreley," das ursprünglich für Mendelssohn geschrieben war, welcher jedoch, durch seinen frühen Tod an der Weiterarbeit verhindert, nur das erste Finale, ein Ave Maria und einen Winzerchor componirt hat, in Musik zu setzen. Am 14. Juni 1863 kam Bruchs Oper „Loreley" mit schönem, aber nicht dauerndem Erfolge in Mannheim zur ersten Aufführung. An dem der fortgesetzten dramatischen Steigerung entbehrenden Textbuche lag es hauptsächlich, daß diese „Loreley" keinen Felsen als dauernden Repertoiresitz finden konnte. Fünfundzwanzig Jahre später unterzog Bruch mit Hilfe des Librettisten Oscar Walter seine „Loreley" einer scenischen Umarbeitung, die auch musikalische Neucompositionen zur Folge hatte. In dieser Fassung wurde sie am 4. März 1888 in Breslau zu neuem Leben erweckt, doch gelang es auch diesmal trotz vieler musikalischer Schönheiten nicht, sie dauernd im Repertoire zu erhalten. Sie tauchte abermal in den Abgrund der Vergessenheit. An diesem Orte schlummert auch Bruchs zweite große Oper „Hermione" (Text nach Shakespeares „Wintermärchen" von Emil Hopfer), welche im Jahre 1872 in Berlin zur Aufführung kam und einen Achtungserfolg errang.

Bruchs Domäne ist nicht die Bühne, sondern der Concertsaal, dem er, wie wir sahen, eine stattliche Anzahl bedeutender Werke geschenkt hat. Seine Fruchtbarkeit ist jedoch noch keineswegs erschöpft, wie seine jüngsten Violincompositionen bewiesen haben. Noch arbeitet er fleißig, und wer weiß, ob nicht wieder ein großes Chorwerk der Vollendung entgegenreift. Hoffen wir, noch manche schöne Gabe von ihm zu empfangen. Der freudigsten Aufnahme wird sie überall sicher sein.



Der Weihnachtsbaum und seine Geschichte.

Von

Dr. Alexander Tille.

— Glasgow. —

I.

Einst an einem Weihnachtsabende, so erzählt eine protestantische Sage, zog Martin Luther allein über Land. Ueber ihm schien der Himmel rein und klar mit tausend und abertausend Sternen. Das Bild prägte sich ihm fest in die Seele, und als er heimkam, war sein erstes Werk, einen Tannenbaum aus dem nächsten Holz zu holen, ihn im Gemache aufzustellen und über und über mit Kerzen zu bestecken. Damit wollte er seinen Kindern ein Bild von dem Nachthimmel mit seinen ungezählten Lichtern geben, von dem der Herr Jesus in dieser Nacht auf die Erde gekommen sei. Das soll der Ursprung des Weihnachtsbaumes sein, der im Laufe dreier Jahrhunderte zum Mittelpunkte des protestantischen Weihnachtsfestes geworden ist, zu einem Sinnbild, das der katholischen „Krippe" mit Ochs und Eselein sich schroff gegenüberstellt.

So erzählt die Sage — aber diese Sage ist nicht alt; vielleicht nicht viel älter als ein halbes Jahrhundert. Denn alle Personen, welche sie kannten, hatten sie als Kinder vom Lehrer in der Schule oder vom Pfarrer in der Confirmationsstunde überkommen. Wahrscheinlich ist sie also nichts als eine Seminarlegende, die vielleicht noch in irgend einem der alten Religionsbücher eine Stätte gehabt haben mag, die ihre Lehren noch durch wunderbare Geschichten illustrirten. Vielleicht nimmt sie auch Ausgang von einem Bildwerk: „Luthers Abschied von seiner Familie" von Schwerdtgeburt, das im Jahre 1845 entstanden ist. Auf ihm strahlt der Christbaum inmitten von Luthers heimischem Kreise.

Aber dieses Bild ruht so wenig wie die Sage auf geschichtlicher Grundlage. Die Annahme, daß der Lichterbaum bis in die Reformationszeit zurückreiche und daß Luther ihn gekannt habe, ist keineswegs bewiesen. Keine geschichtliche Notiz, kein Wort Luthers, weder eine Stelle der Tischreden noch eine Aeußerung seiner Freunde berichtet uns etwas. Es ist eine moderne Legende, genau so wenig begründet, wie wenn Scheffel im zehnten Kapitel seines „Ekkehart" den Weihnachtsbaum ins zehnte Jahrhundert versetzt; aber es ist nicht die einzige.

In Lindenau bei Leipzig giebt eine Sage, die sich bis in das erste Drittel unseres Jahrhunderts hinauf verfolgen läßt und dem Verfasser von Rudolf Hildebrand mitgetheilt wurde, einen anderen Ursprung für diesen Brauch an: Im Herbst 1632 war die Schlacht bei Lützen geschlagen. Noch lange lagen in den umliegenden Dörfern die Verwundeten der siegreichen Schweden. In Lindenau lag ein durch die Hand geschossener schwedischer Offizier, der in der dortigen protestantischen Gemeinde freundliche Aufnahme und gute Pflege fand. Seine Wunde heilte schnell, und gegen Weihnachten war er wieder so weit hergestellt, daß er die Reise in die Heimat antreten konnte. Vorher drängte es ihn aber, der Gemeinde seinen Dank zu beweisen, und darum ersuchte er den Pfarrer, in der Dorfkirche eine Weihnachtsfeier „nach der Sitte seiner Heimat" veranstalten zu dürfen. Er erhielt die Erlaubniß, und bei der Feier wurde auf seine Anordnung (zu der üblichen Christbescherung) ein Tannenbaum aufgestellt, auf dessen Zweigen viele Lichter brannten. Eine Sage wie jene, eine Sage mit bestimmtem Hinweis auf nordgermanischen Boden als Ursprungsland des Christbaumes, aber auch nur eine Sage, die ja vielleicht an einem wirklichen Anlaß emporgerankt ist, die sich aber in ihrer Allgemeinheit als nicht stichhaltig erweisen wird, wenn auch natürlich die Möglichkeit bleibt, daß speziell nach Lindenau der Christbaum einmal durch fremdes Kriegsvolk eingeführt worden sei.

Diese Sage weiß auch Skandinavien, und allerdings kennt auch die isländische Volkssage eine Beziehung zwischen einem Lichterbaum und der Weihnacht. Aber das Alter derselben ist doch sehr fraglich. Ist sie uns doch erst 1786 überliefert*) und reicht somit erwiesenermaßen nur um ein Jahrhundert zurück. Zu Mödrufell im Eyjafjördr stand einst, so erzählt Mohr, ein Vogelbeerbaum, der aus dem Blute zweier unschuldig Hingerichteter entsprossen war. In jeder Wintersonnenwendnacht flammten Lichter auf seinen Zweigen auf, die selbst beim stärksten Sturme nicht erloschen. —

Noch eine ältere Sage weiß von einem Lichterbaum. Ihre Heimat ist Frankreich und sie stammt bereits aus dem dreizehnten Jahrhundert. Dafür

---

*) Von Mohr in Forsög til en Islandsk Naturhistorie Kjöbenhavn 1786. S. 187. Nach ihm erzählt sie Maurer in seinen „Isländischen Sagen". Leipzig 1860. S. 178.

fehlt ihr die Beziehung auf die heiligste der Nächte. In dem altfranzösischen Ritterroman Diamart le galois erblickt der Held nämlich zweimal einen mächtigen Baum, dessen Zweige von oben bis unten mit brennenden Kerzen bedeckt sind, von denen die einen aufrecht, die anderen verkehrt stehen. Doch noch glänzender als diese sitzt auf dem Wipfel ein leuchtendes Kind. Erschreckt und zweifelnd, was das bedeute, fragt der Ritter den Papst und erhielt zur Antwort, der Lichterbaum bedeute die Menschheit, die aufrechten Lichter seien die guten, die verkehrten die schlechten Menschen, das Kind sei der Welterlöser.

Hier tritt Jesus als Kind auf. Er sitzt auf dem Menschheitsbaume — ist es da so schwer, die Brücke zu seiner Geburtsstunde und zu dem Baume zu schlagen, der ihr heute Glanz leiht? —

In die gleiche Zeit und vielleicht ebenfalls nach Frankreich führt ein merkwürdiger Brauch, den uns Wolfram von Eschenbach einmal im Parzival so nebenbei berichtet*). Seine Heimat ist ungewiß, weil nicht festzustellen ist, ob Wolfram hier getreu seine Quelle übersetzte oder aus der reichen Vorrathskammer seines eigenen Denkens zufügte. Er berichtet, daß zur Bewillkommnung hoher Gäste die Zweige der Bäume mit Lichtern geschmückt wurden.

„der vinster man vil gar vergaz,
dâ nûn her Gahmar dort saz,
als ez waer tac. des war ez nicht:
dâ wârn ave ungefüegin licht,
von kleinen kersen manec schoup,
geleit ûf ölboume loup."

Wenn man weltliche Herren so empfing, hätte man da nicht den Herrn der Welt bei seiner Geburt ebenso empfangen sollen?

Es ist verhältnißmäßig mühelos, derlei Fragen aufzuwerfen. Mit ihrer Beantwortung ist es schon etwas schwieriger. Der Laie neigt allerdings immer zu einem unbedingten Ja in solchen Fällen — aber es ist nicht einmal erwiesen, ob zwischen den verschiedenen angezogenen Lichterbäumen überhaupt Beziehungen bestehen, oder ob sie nicht vielleicht von einander ganz unabhängige Schöpfungen der Einbildungskraft sind. Unsere volksthümlichen Sammlungen von Volkssage, -Glaube und -Brauch setzen allerdings immer noch trotz Benfey und Sophus Bugge voraus, daß Alles, was heute als Anschauung im Volke von Mund zu Mund geht, auch altes Erbgut sei, und treiben mit Worten wie „Göttersage" schnöden Mißbrauch. Aber wo eine solche Behauptung ausgesprochen werden soll, muß immer erst der Nachweis geführt werden, daß ein Brauch sich unverändert durch die Jahrhunderte zurückverfolgen läßt.

Das Verzeichniß der über den Christbaum und seinen Ursprung verbrochenen und gedruckten Sünden ist ein langes. Es ist unmöglich, sich mit

*) 82. 21.

jedem dieser Vergehen auseinander zu setzen. Eine Arbeit, die über einige allgemeine Behauptungen hinausgeht, ist erst möglich, seitdem eine reichlichere Grundlage von geschichtlichem Material geschaffen ist. Einen wesentlichen Theil davon verdankt der Verfasser den Ergebnissen eines Aufrufs, den 1888 die „Gartenlaube" in der freundlichsten Weise der Oeffentlichkeit übermittelte. Eigene Sammlung und ungedruckte Beiträge Anderer, namentlich des Professors Rudolf Hildebrand in Leipzig, haben weiteren Stoff geliefert.

Die Antworten auf die Fragen: wie alt ist der Weihnachtsbaum und wo ist seine Heimat? Was ist seine ursprüngliche Bedeutung und welchem Anschauungskreis ist er entsprossen? können sehr verschieden sein, je nachdem, was man unter einem Weihnachtsbaum versteht. Einen Nadelholzbaum oder einen Laubholzbaum — im Freien oder im Zimmer — geschmückt oder ungeschmückt — mit dunklen Zweigen oder von Lichtern durchstrahlt — das Alles bedingt verschiedene Antworten. Löst man den lichtdurchglänzten und buntverzierten Baum gar noch von der Weihnacht los und achtet auf sein sonstiges Auftreten, zieht man nur Geschichte oder auch Sage über den Brauch heran, spricht man nur von dem greifbaren mit Menschenhänden errichteten Baume, oder auch von dem, der nur in der Anschauung, in der Einbildungskraft des Volkes lebt, so ändert sich der Bescheid abermals in dreifacher Weise.

Soweit jetzt unsere Kunde reicht, tritt der Brauch des Weihnachtsbaumes ganz plötzlich und unvermittelt aus dem Dunkel hervor. Ueber diese Thatsache kommt man nicht hinaus, und selbst der Versuch, den Brauch aus einer ganz bestimmten, fast zwei Jahrhunderte vor seinem nachweisbaren Eintritt in die sichtbare Welt der Erscheinungen in primitiver Weise auftretenden, über ganz Deutschland verbreiteten Anschauung zu erklären, kann kaum heute schon die Geltung einer unbedingten und endgiltigen Lösung beanspruchen.

Noch gegenwärtig ist vielfach die Annahme verbreitet und wird allweihnachtlich durch die Feuilletons unserer Tageszeitungen neu genährt, daß der Weihnachtsbaum ein Stück altgermanischen Baumdienstes darstelle. Wilhelm Mannhardt hat in seinem „Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme" zwar auch christlichen Ursprung für ihn wahrscheinlich zu machen gesucht, ohne jedoch seinen Anspruch auf ihn als ein Glied seines Baumdienstes ganz fallen zu lassen.

Der 24. Dezember ist der Tag Adam und Eva. Von diesen Gestalten bis zu dem äpfeltragenden Paradiesesbaum ist nur ein Schritt. — Jesus wird im neuen Testamente als ein Zweig aus der Wurzel Davids bezeichnet und diese Bilder waren dem Mittelalter geläufig*). Kurz vor

*) Beide Anschauungen erscheinen verknüpft in einer mittelalterlichen Legende, welche berichtet, Adam habe einen Senker vom Baume der Erkenntniß gepflanzt; daraus sei der Baum entsprossen, aus dem später das Kreuz Christi gemacht worden sei.

Weihnachten glänzt im Tempel der siebenarmige Leuchter am hohen Feste, und von dem Leuchter bis zu dem lichtertragenden Tannenbaum ist nicht allzuweit. — Noch an anderen Tagen des Jahres richtet das Volk allenthalben in Deutschland Bäume auf: Maibäume, Pfingstmaien, Erntemaien. Auch der Weihnachtsbaum haftet an einem bestimmten Tage, ist ein solcher Jahresbaum. Heißt er doch im Schwäbischen geradezu Maje oder Moja. —

Aber gegen jede dieser Erklärungen sprechen gewichtige Gründe. Ein ununterbrochenes Fortleben des Baumaufrichtens zu Weihnachten seit der Heidenzeit, ja auch nur seit dem Mittelalter läßt sich schlechterdings nicht beweisen. — Seine ersten beiden sicheren Erwähnungen, die wir kennen lernen werden, stammen aus den Jahren 1605 und 1646, und sie stellen den Weihnachtsbaum geradezu in Gegensatz zu der kirchlichen Feier. — Den Beweis, daß irgendwo man wirklich zuerst den jüdischen Leuchter durch einen lebendigen Tannenbaum nachgebildet habe, hat noch Niemand erbracht. — Während das Bekränzen der Maibäume stets öffentlich, eine Ortsangelegenheit ist und Jahrhunderte früher auftritt, ehe der Weihnachtsbaum sich nachweisen läßt, erscheint dieser durchaus als ein stiller, häuslicher Brauch. —

Die Hauptquelle für die Geschichte von Jahresbrauch und Jahresglauben sind die Polizeiverordnungen der größeren deutschen Städte. Sie berichten uns fast überall den Unfug, der an einzelnen Tagen vorgenommen wurde. Der Weihnachtsbaum fällt nicht darunter: seine Stätte ist die Stille des Hauses. Aber doch giebt es einen Punkt in seinem Dasein, von dem es Wunder nehmen kann, daß er nicht zu polizeilicher Regelung geführt hat. Und das ist das massenhafte Abhauen jüngerer Tannenbäume um die Christzeit draußen im Walde. Aber kein Verbot eines Waldbesitzers, kein Vertrag über Gestattung des Rechtes an eine bestimmte Gemeinde, keine Proceßacten über Christbaumfrevel in fürstlichen oder klösterlichen Forsten, sind bis heute bekannt geworden. Herr Archivrath Dr. Distel in Dresden hatte die Güte, die Forstacten des Sächsischen Landesarchivs daraufhin besonders durchzusehen; aber seine Bemühung war ergebnißlos.

Schon seit Grimms Mythologie ist es bekannt, daß sich im Mittelalter der Pfarrer hie und da einen sogenannten Gulblock aus dem Walde holen durfte, d. h. einen Stamm oder Wurzelstock, der, auf den Herd gelegt, meist ein ganzes Jahr die Unterlage für das Feuer bildete, wie das noch heute theilweise in Frankreich üblich ist, wo der Klotz chalendal, calingaou oderréfoir heißt. Eine Salzburger Waldordnung vom Jahre 1755 verbietet, Bechl- oder Weihnachtsboschen aus dem Holze zu holen. In dem Namen „Bechl" ist jedenfalls eine Erinnerung an Berchta zu suchen, der der sechste Januar, der Berchtentag, geweiht war. Aber ein Boschen ist ein Strauß, ein grünes Aestchen, und kein Baum. Wo man das Boschenschneiden verbot, hätte man das Bäumeschneiden erst recht verboten. Von einem Christbaum erfahren wir aber nichts.

Wie weit wirkliche Weihnachtsbescherungen zurückgehen, ist noch nicht genau festgestellt. Aber sicher viel weiter als der Christbaum. Wir haben mehrere Schilderungen des Christfestes aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, wo der Baum durchaus fehlt. Im Jahre 1572 erschien bei Schwertel in Wittenberg ein Band Predigten, die Herr Thomas Vinita (Winzer) in Wolkenstein in Sachsen Weihnachten 1571 über das Evangelium Joh. 5, 1—14 gehalten hatte. Darin spricht er auch von der Bescherung, die so vor sich ging, daß jedes Kind ein zugeschnürtes Bündel erhielt, das es dann selbst auszupacken hatte.

„Die Kindelein finden in ihren Bündlein gemeiniglich fünfferley Dinge. Erstlich güldige als Gelt, viel oder wenig, nachdem der Haus-Christ vermag und reich ist, doch lassen sich auch die armen Kinderlein an einem Pfenninge oder Heller in Apffel gesteckt, genügen und sind guter Dinge darüber. Darnach finden sie auch genieslíche Dinge, als Christstollen, Zucker, Pfefferkuchen und aus diesen allen mancherley Confect und Bilde. Daneben Epfel, Birnen, Nuß und gar mancherley gattunge allerley bestes. Zum dritten finden sie ergötzliche und zu frewden gehörige Dinge als Puppen und mancherley Kinderwerk. Zum vierdten finden sie nöthige, und zur bekleidung und zier des lebens dienstliche Dinge, gar mancherley und hübsche Kleiderlein, von guten gezev und seiden, gold und silber, und reinlicher Arbeit gefertiget. Zum letzten finden sie auch, was zu lere, gehorsam und Disciplin gehöret, als Abc-tefflin, Bibeln und schöne Bücherlein, Schreib und Federgezeuge, Papier u. s. w. und die angebundene Christrutte."

Das Königliche Archiv zu Dresden hat weiter aus dem Jahre 1572 mehrere Rechnungen aufbewahrt, die beweisen, daß die Kurfürstlichen Kinder zu Weihnachten kostbare Spielsachen bekamen, die in Leipzig angefertigt waren.

Die Art der Bescherung, wie sie Vinita erzählt, erhielt sich noch längere Zeit. Noch 1663 schildert sie der Magister Praetorius in Leipzig ganz in derselben Weise, und zwar in seinen „Saturnalia, das ist Eine Compagnie Weihnachts-Fratzen Oder Centner-Lügen und possierliche Positiones." Auch hier erhalten die Kinder in ihren „Christbürden" fünferlei Dinge, wobei ebenfalls die Scholastica oder Schulsachen das letzte Stück sind. Dabei geht noch deutlicher als bei Vinita hervor, daß die „Christrutte" nichts mit dem Weihnachtsboschen Salzburgs oder gar dem Christbaum zu thun hat, sondern etwas ist, das da „zu lere, gehorsam und disciplin gehöret", eine Verwandte der Ruthe des Knecht Ruprecht. Der Bericht des Prätorius ist nicht ganz selbständig, es fußt auf einem gewissen Stringenicius, dessen Schilderung mit der Vinitas sicherlich verwandt ist. Prätorius entwirft eine ziemlich ausgiebige Beschreibung der Christfestfeier. Die Bescherung erstreckt sich nur auf Kinder. Die Erwachsenen treiben am Weihnachtsabend andere Possen: „Mitten in der Christnacht gehen auch die Laß dünckel und lüsternen Knechte und Mägde zum Scheiter- oder Holtzhauffen hin, ziehen ein Scheit heraus, und betrachten solches, ob es krum oder gleich sey, denn nach befunden der

Beschaffenheit sol ihr Liebster geartet seyn." Andere meinen, „am Christabend soll man für drei Heller Semmel kauffen, solche in drei Bissen eintheilen, und durch drei Gassen es verzehren, in einer jedweden Gasse ein stücke, drauf wird es geschehen, daß man in der dritten seine Liebste siehet, die einem begegnen wird."

Daneben standen kirchliche Feiern mannigfacher Art. Eine hübsche Schilderung des kirchlichen Weihnachten und der Betheiligung der Jugend an ihm giebt uns Georg Buchmann in seinen „Annales oder Geschichtsbuch und die Chronica der Stadt Züllich", die 1665 in Küstrin erschienen. Er erzählt von der Zeit, da er noch Schüler war. Er war 1598 in Züllich geboren. Das Geschilderte ist also etwa um 1610—15 zu setzen.

„Wir armen Schüler waren wohl recht geplagte Märtyrer, dennoch aber hatten wir in unserem Kreutze auch allerhand Ergetzlichkeiten, die uns dann wieder aufmunterten und erfrischten. Denn kurz vor Weihnachten freuten wir uns auf das Quem pastores (das alte Weihnachtslied), und dasselbige beydes in der Schulen mit Versuchen, als in der Kirchen in der Christnacht würde gesungen werden. Und da wurden die Quem pastores Bücher unter der Zeit mit allerhand Farben gemahlet, zugerichtet und bereitet. Wenn der heilige Abend kam, waren wir bedacht auf die Christfackeln, die wir bei dem Quem pastores gebrauchen sollten. Und da war der Glöckner, der dieselben geschenkt von grün, roth und anderen Farben Wachse machte und den Knaben umb das Geld verkaufte. Gegen Abend nach der Vesper ging der heilige Christ ausgekleidet (d. i. verkleidet, schön angezogen) von Haus zu Haus in der gantzen Stadt sobald auch in den Vorstädten umb mit einem lieblichen Räuchwerk eines Rauchfasses, und wurden die Kinder ihm vorgestellt, die da beten mußten und kriegten etliche ihr Christgeschenke von Kleidern, daß sie also in die Christ Nacht gehen und derselben beiwohnen konnten. Umb neun Uhr des Abends ward zur Christ Nacht eingeläutet. Da alsdann alle Tore eröffnet worden, und kam eine grosse Menge Volkes zur Kirchen. Und da wurden den Jungfrauen Christfackeln in ihren Gestühlen fürgesteckt, von allerhand Farben geschrenckt, von denen, die ihnen etwa günstig waren, und ward vor eine große Ehre gehalten. Die Knaben aber hatten ihre größte Freude, mit ihren Fackeln das Quem pastores zu singen. Es wehrte aber dieser Gottesdienst drei gantze Stunden mit Singen und Predigen biß umb zwöllf Uhr umb Mitternachts. Des Morgendes wie auch des heiligen Abend zur Vesper und Christ Nacht, wenn die hohe Predigt anging, so sang der Kantor aus der Schulen mit den Schülern in die Kirche das Puer natus in Bethlehem, und andere Weihnachtsgesänge und ging die gantze Kirche herumb mit den Knaben, wie in einer Prozession und wieder zurücke in die Schule auff das Chor und fing sich alsdann erst der Gottesdienst an. Und wenn es in der Kirchen ganz auß war und der Segen schon gesprochen worden, ward es auch mit Singen auf solche Weise gehalten. Und das wehrte alle drei Tage am Feste."

Am Ende des siebzehnten und am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte zu Pretzschendorf in der Ephorie Dippoldiswalde in Sachsen der Pfarrer Johann Samuel Adami. Er besaß eine stattliche Bücherei und war ein ehrsamer, wohlgelahrter Herr, der sich einer ungemeinen Belesenheit und einer noch erstaunlicheren schriftstellerischen Fruchtbarkeit erfreute. Im fünften Bande seiner Diliciae biblicae oder „Biblischen Ergetzlichkeiten," die 1694 erschienen, berichtet er uns über Weihnachten. Er war keineswegs nur Bücherwurm, sondern hatte sich auch vielerorts mit eigenen Augen recht gründlich umgesehen und kannte die abergläubischen Meinungen und Bräuche seiner Beichtkinder nur allzu genau. An einer anderen Stelle desselben Werkes*) giebt er ein förmliches Verzeichniß davon. Er behandelt das Lichtanzünden, mehrere Loosspiele und allerhand Unfug am heiligen Abend — vom Weihnachtsbaume findet sich kein Wort. Da er eine natürliche Anlage zur Geschwätzigkeit hatte und gern aus dem Hundertsten in's Tausendste kommt, (so z. B. bei der Erwähnung von Josefs Becher in Benjamins Sack den gesammten deutschen Trinkbrauch seit der Urzeit mit einem gewaltigen Aufwand von Gelehrsamkeit auf dreißig Seiten behandelt), so ist es auf keinen Fall zu glauben, daß er den Brauch des Christbaumes kannte.

Wir können an vielen Orten die deutsche Weihnachtsfeier noch ein Jahrhundert und darüber verfolgen: wir finden kirchliche Weihnachtsfeier, weltliche Weihnachtsspiele aller Art, gröblichen Mummenschanz, Kinderbescherungen, allerlei Volksglauben — aber kein einheitliches deutsches Weihnachten und vom Lichterbaum keine Spur.

Selbst in der Literatur im engeren Sinne fand das Weihnachtsfest Eingang, noch ehe ihm der Christbaum dauernd strahlte . . Es ist das in Pyra und Langes „Freundschaftlichen Liedern," die diese beiden Männer als Thirsis und Damon sangen, uud die 1745 in Zürich das Licht der Bücherwelt erblickten. Hier findet sich „ein Heldengedichte" „Bibliotartarus" genannt. An den Reim gewandt, den er wie nachher Klopstock und die Seinen, bekämpft, sagt der Dichter:

„Sie alle sehen Dir, bloß Deines Klimperns wegen,
Mit Klatschen, Ruhm und Lob und gantz entzückt entgegen!
So freudig können kaum die frommen Kinder seyn,
Wenn sie am Weihnachtsfest und bey der Lichter Schein,
Den Engel, der beschert, von ferne klingeln hören,
Und Kleinigkeiten dann noch ihre Freude mehren!"

Eine Erzählung des Baumes, wenn auch nur mit einem Wort, hätte hier mindestens sehr nahe gelegen, so nahe, daß man aus dem Nichterwähnen wohl schließen darf, daß die Verfasser ihn nicht kannten.

Trotz der zahlreichen negativen Nachrichten ist es möglich, den Weihnachtsbaum durch fast drei Jahrhunderte an der Hand geschichtlicher Zeugnisse zu

*) Bd. 20. S. 998 ff.

verfolgen, die viel Bemerkenswerthes bieten. Ursprünglich ein rein örtliche Brauch am Rheine scheint er sich in zweihundert Jahren nur langsam Boden gewonnen zu haben. Dann hat er sich in dreißig Jahren fast ganz Deutschland und in weiteren fünfzig die Welt erobert. Zum Theil ist seine Geschichte mit dem Leben unserer Classiker eng verwachsen, zum Theil ist sie abhängig von staatlichen Occupationen, bis ihn endlich deutsche Auswanderer nach allen Ländern und Welttheilen getragen haben.

II.

Um die Grenzscheide des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts lebte zu Straßburg im Elsaß ein Mann, der in seiner Jugend dort eingewandert, mit den Verhältnissen der Stadt wohl vertraut war und für allerlei kleine und große Vorkommnisse lebendige Theilnahme hatte. Sein Name ist uns unbekannt, aber wir haben von ihm noch einige Aufzeichnungen aus dem Jahre 1605, die er in seinen Mußestunden, zu keinem bestimmten Zwecke gemacht zu haben scheint. (Aus dem Jahre 1605 ist uns jene Straßburger Handschrift erhalten.) Sie umfassen zwei Bogen Kleinfolio und befinden sich gegenwärtig im Privatbesitz in Friedberg in Hessen*). Ihr Titel ist **Memorabilia quaedam Argentorati observata**, aber sie selbst sind deutsch geschrieben. Der zweite Bogen enthält nur statistische Aufzeichnungen, der erste hingegen berichtet allerlei von Sitte und Brauch. Er erzählt auch von Weihnachten und enthält darüber zwei werthvolle Mittheilungen.

Unmittelbar an den Bericht, wie es gewöhnlich in der Kirche zugeht, schließt sich folgende Stelle, deren Inhalt offenbar auch in der Kirche zu denken ist, um so mehr als das, was ihr folgt, sich gleichfalls auf die Kirche bezieht:

„Auf Weihenachten gibt man den Kindern (ein woche zuvor) einen spruch einem itylichen, welchen sie 1. die Knaben off Christag 2. die Megtlein aber auff New Jahrstag beten müssen, werden darnach einem ieden 1. 2. 3. 4. d. ob. auch büchlein verehret." Eine kirchliche Kinderbescherung, die an das Aufsagen eines Spruches geknüpft ist. Die folgende Seite berichtet dann von einer häuslichen Weihnachtsfeier und giebt uns zugleich die älteste bisher bekannte Nachricht über den Weihnachtsbaum:

Auff Weihenachten richtett man Dannenbäum zu Strasburg in den stuben auff, daran hencket man roszen ausz vielfarbigem Papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgolt, Zucker 2c. Man pflegt darum ein viereckent ramen zu machen. vndt vorn . . . Weiter ist der Text nicht leserlich, da das Papier an dieser Bruchstelle völlig zerrissen ist. Jedenfalls schloß sich hier eine zweizeilige Bemerkung darüber an, was sich in dem Rahmen fand.

Im Jahre 1605 konnte in Straßburg von dem Christbaum als einem

*) Herausg. vom Verf. in dem Jahrbuch der Vogesengesellschaft. 1890. S. 62 ff.

allgemein üblichen Brauche die Rede sein. Man wird also mit der Annahme, daß der Brauch hier noch in's sechzehnte Jahrhundert hinaufreicht, schwerlich fehlgehen. Die Lindenauer Sage setzte die Einführung des Christbaumes nach Deutschland in den Herbst des Jahres 1632. Da er am Rheine, wiewohl ohne Lichter, bereits siebenundzwanzig Jahre früher nachweisbar ist, ist die Sage endgiltig abzulehnen.

Schon in den Aufzeichnungen des biederen Straßburgers steht sich kirchliche und häusliche Weihnachtsfeier gegenüber. Nur die letztere kennt den geschmückten Christbaum. Weit mehr verschärft tritt dieser Gegensatz vierzig Jahre später bei einem Straßburger Theologen, Dannhauer, hervor, der in den Jahren 1642—1646 eine „Katechismusmilch" verfaßte, die 1657 neu aufgelegt wurde. Er eiferte hierin heftig gegen die häusliche Christsitte: „Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachts- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt, und ihn hiernach schüttelt und abblumen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht; ist ein Kinderspiel . . . Viel besser wäre es, man weihte die Kinder auf den geistlichen Cedernbaum Christum Jesum."

Mit diesen beiden Nachrichten ist der Christbaum für das alte Straßburg unwiderleglich erwiesen. Aber merkwürdigerweise fehlt dann in dieser Stadt anderthalbes Jahrhundert jede weitere Nachricht überhaupt. Dafür fällt in diese Zeit eine immerhin merkwürdige geschichtliche Behauptung über das Vorhandensein eines ähnlichen Brauches im deutschen Heidenthum. Im Jahre 1690 schrieb nämlich der kursächsische Rath Tentzel in seinen „Monatlichen Unterredungen einiger guter Freunde von aller Hand Büchern und anderen annehmlichen Geschichten"*) von der Wintersonnenwendzeit: „Die alten Haiden satzten vor ihre Häuser zweene Dannen-Bäume creutzweise über einander und fraßen und soffen 19 Tage lang."

Die nächste Erwähnung des Weihnachtsbaumes fällt in das Jahr 1737. Am 16. Februar dieses Jahres habilirte sich zu Wittenberg ein junger Jurist als Privatdocent, Namens Carolus Gottfried Kißlingius aus Zittau. Als Habilitationsschrift primitiae academicae — hatte er eine schwergelehrte lateinische Abhandlung verfaßt: De numeribus, quae propter diem natalem servatoris nostri dari solent, und ihr den Untertitel gegeben: Von Heil. Christ-Geschenken. Er betrachtet die Weihnachtsgaben von den verschiedensten Seiten nach ihrer muthmaßlichen Entstehung, ihrer religiösen Bedeutung und dem Mummenschanz, der mit ihnen getrieben wird, und schließlich — und darin ist der Schwerpunkt der Abhandlung zu suchen — nach ihrer Geltung als rechtliche Einrichtung, und zwar nicht oberflächlich und rhetorisch vornehm aus der Vogelschau, sondern gestützt auf eine breite empirische Grundlage. Namentlich die von dem Gesinde beim Miethen aus-

*) Leipzig 1690. S. 456.

bedungenen Geschenke, den landesüblichen Maskenunfug und die Thätigkeit des Ausschusses, der diesen veranstaltet, des „Heiligen Christrathes" bekämpft er nachdrücklich und zieht ein ganzes Gewitter von Strafverfügungen heran, die meistens aus der Werkstätte des löblichen Magistrates seiner Heimatstadt Zittau stammen. Dann fährt er (ebenfalls lateinisch) fort: Wenn die Ueberreichung der Geschenke denn doch unter gewissen Feierlichkeiten vor sich gehen soll, so gefällt mir immer noch am besten die Art und Weise, wie eine Frau, welche auf einem Hofe lebte, die Bescherung veranstaltete. Wie sie mit ihrem Gatten sehr ehrbar gelebt hatte, so hatte sie auch lauter sehr angesehene Söhne und Töchter und überhaupt eine sehr zahlreiche Familie, und sie theilte ihren Kindern und Dienstboten auf's freigebigste Geschenke aus. Und zwar folgendermaßen: Am heiligen Abend stellte sie in ihren Gemächern soviel Bäumchen auf, wie sie Personen beschenken wollte. Aus deren Höhe, Schmuck und Reihenfolge in der Aufstellung konnte jedes sofort erkennen, welcher Baum für es bestimmt war. Sobald die Geschenke vertheilt und darunter ausgelegt und die Lichter auf den Bäumen und neben ihnen angezündet waren, traten die Ihren der Reihe nach in das Zimmer, betrachteten die Bescherung und ergriffen jedes von dem für es bestimmten Baume und den darunter bescherten Sachen Besitz. Zuletzt kamen auch die Knechte und Mägde in bester Ordnung herein, bekamen jedes seine Geschenke und nahmen dieselben an sich. — Schließlich können jedoch auch diese Feierlichkeiten und Veranstaltungen wegbleiben . . . .

Da die meisten Züge, welche Kißling in seiner Schrift aus eigener Beobachtung mittheilt, seiner Heimatsstadt Zittau oder deren nächster Umgebung entnommen sind, so wird man kaum fehlgehen, wenn man von diesem Zuge das Gleiche annimmt. Etwaige Reisen erwähnt er obendrein nirgends.

An dem Verlauf dieser Feier, die hier als Ausnahmebrauch im Hause einer besonders sinnigen Frau erscheint, ist zweierlei zu beachten. Erstlich hat nicht das ganze Haus einen Baum, sondern jedes Glied des Hauses einen, durch diese nahe Beziehung auf die Person des einzelnen Beschenkten wird die Vermuthung doppelt nahegelegt, daß man es mit einem Stück alten Baumdienstes zu thun habe. Sodann erscheint hier, in Ostdeutschland, nahe der slavischen Grenze, ja inmitten eines noch heute wendischen Bezirkes, der Baum zuerst als Lichterbaum. Der letztere Zug hat sich erhalten, der erstere ist fast spurlos verschwunden.

Seit der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beginnen die Nachrichten über die Ausübung unseres Brauches häufiger zu werden. Eine Nachricht von Jung Stilling scheint den Baum in die Jugend des Schriftstellers setzen zu wollen. In seinem zuerst 1793 veröffentlichten „Heimweh" *) sagt er. „Mir war's bei diesen Worten zu Muth als wie einem Kinde bei den apogryphischen Sprüchen seiner Mutter am Tage vor dem Christfeste:

*) Sämmtliche Werke, Stuttgart 1841. 4. Bd. S. 8.

es ahnt etwas Herrliches, versteht aber nichts, bis es früh aufwacht, und nun zum hell erleuchteten Lebensbaum mit vergoldeten Nüssen und zu den Schäfchen, Christkindchen, Puppen, Schüsseln mit Obst und Confect geführt wird." Das klingt wie eine Kindheitserinnerung. Jung Stilling war 1740 zu Grund im Nassauischen geboren. Gab's also damals dort wohl schon den weihnachtlichen Lichterbaum oder „Lebensbäume," wie er ihn nennt?

Sein weiteres Auftreten ist mit Goethes Namen eng verknüpft, und es ist bezeichnend für dessen Gegenwarts- und Wirklichkeitssinn, daß gerade er es war, der ihn zuerst in die deutsche Literatur einführte. Goethes Vaterhaus kannte keinen Weihnachtsbaum, wie es in Frankfurt am Main überhaupt nicht üblich war. Wenn Goethe ihn doch früh kennen lernte, so verdankte er dies seinem Aufenthalt in Leipzig. Nach „Kunst und Leben aus Friedrich Försters Nachlaß" sah der junge Goethe den Lichterbaum zuerst Weihnachten 1765 in dem Hause von Theodor Körners Großmutter, der Gattin des Kupferstechers Stock, und zwar mit allerlei Süßigkeiten behängt. Darunter Lamm und Krippe mit zuckernem Christuskinde. Mutter Maria und Josef nebst Ochs und Eselein, davor aber ein Tischchen mit braunem Pfefferkuchen für die Kinder.

In „Goethes Gesprächen"*) erzählt aus dem Jahre 1767 Frau Appellationsräthin Körner in Loschwitz über ihre erste Bekanntschaft mit Goethe: Goethe und der Vater trieben ihren Muthwillen so weit, daß sie an dem Weihnachtsabend ein Christbäumchen für Jolly, mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufstellten." Hier gilt das Aufrichten eines Bäumchens noch für einen Beweis von Muthwillen. Betrachtet man es vielleicht als etwas Volksthümliches, das sich in dem vornehmeren Hause nicht schickte?

Obgleich Goethes Briefe an seine Schwester aus jener Zeit, in denen er sonst so gern Neuigkeiten mittheilt, nichts hierüber enthalten, so darf die Nachricht doch als gesichert gelten, da sie doppelt bezeugt ist.

1770—1771 weilte Goethe in Straßburg. Hätte er den Christbaum damals noch nicht gekannt, so würde er ihn wohl dort, in seiner alten Heimat, sicher kennen gelernt haben. Aus dem Jahre 1785 haben wir einen Beleg, daß derselbe auch damals noch in Straßburg üblich war, und zwar mit Lichtern. In ihren „Memoiren" erzählt die Baronin von Oberkirch aus diesem Jahre: Nous passâmes l'hiver à Strasbourg, et à l'époque de Noël nous allâmes, comme de coutume, au Christkindelsmarkt. Cette foir, qui est destinée aux enfants, se tient pendant la semaine qui précède Noël et dure jusqu'à minuit . . . Le grand jour arrive, on prépare dans chaque maison le Tannenbaum, (le sapin) couvert de bougies et de bonbons, avec une grande illumination; on attend la visite du Christkindel (le petit Jésus) qui doit récompenser les bons petits

*) Hsg. v. Biedermann Bd, 1 S. 10.

enfants; mais on craint aussi le Hanstrapp, qui doit chercher et punir les enfants désobéissants et méchants.

In Wetzlar scheint der Christbaum nicht heimisch gewesen zu sein. Lotte und Kestner haben ihn schwerlich gekannt und geübt. Das geht aus Goethes Weihnachtsbriefen an Kestner 1772 und 1773 wohl unzweideutig hervor. 1772 sandte Goethe kurz vor dem Feste an Kestner ein Packet, zu dem er schrieb: „Es ist Tamis für meine zween kleine Buben zu Wamms und Pumphosen, sonst Maletot genannt. Laßts ihnen den Abend vor Christtag bescheren, wie sich's gehört. Stellt ihnen ein Wachsstöckgen dazu und küßt sie von mir." Am Weihnachtsmorgen schreibt er dann weiter: Ich will euch schreiben, biss es Tag ist. Der Türner hat sein Lied schon geblasen, ich wachte drüber auf. Gelobet seyst Du Jesu Christ. Ich hab diese Zeit des Jahrs gar lieb, die Lieder die man singt . . . Als ich gestern über den Markt ging und die vielen Lichter und Spielsachen sah, dacht' ich an euch und meine Bubens wie ihr ihnen kommen würdet, diesen Augenblick ein himmlischer Bote mit dem blauen Evangelio, und wie aufgerollt sie das Buch erbauen werde. Hätt' ich bey euch seyn können, ich hätte wollen so ein Faß Wachsstöcke illuminiren, dass es in den kleinen Köpfen ein Wiederschein der Herrlichkeit des Himmels geglänzt hätte."

Goethe hatte demnach Lotte niemals unter dem Weihnachtbaume gesehen, und es war wohl eine freie Schöpfung seiner Einbildungskraft, wenn er sie 1774 in den „Leiden des jungen Werther" so darstellte und damit den Christbaum eigentlichst in die deutsche Literatur einführte: Das Verhängniß naht bereits heran, am 20. Dezember Abends, am Sonntag vor Weihnachten kommt Werther zu Lotte. Er findet sie allein. „Sie beschäftigte sich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Thür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln in paradiesische Entzückung setzte. „Sie sollen," sagte Lotte, indem sie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, „Sie sollen auch beschert kriegen, wenn Sie recht geschickt sind; ein Wachsstöckchen und noch was."

In den ersten Jahren von Goethes Weimarer Aufenthalt kannte und übte man dort den Brauch wohl nicht. Wenigstens erfahren wir nichts davon, obgleich es sonst nicht an Weihnachtsnachrichten fehlt. Frau Rath sandte ihm alljährlich Frankfurter Marzipan, und er theilte davon regelmäßig Frau von Stein ein Theil mit. So am 30. Dezember 1780 und am 24. Dezember 1781. Damals schrieb er: „Ich muß Dir einen guten Morgen sagen und Dir ein Stück Feiertagskuchen schicken, damit mein Verlangen, Dich zu sprechen, mir einigermaßen befriedigt werde. Am 24. Dezember 1785 sandte er ihr dieselbe Gabe: „Hier was Du Fritzen zu seinem heiligen Christe beilegen wirst. Erst wird bei der H(erzogin) beschert und

dann komme ich zu Dir.“ Nur selten verlebte er das Fest selbst in Weimar; meistens zog er, sobald Schnee gefallen war und es ihm weihnachtlich zu Muthe wurde, zu Fuß hinaus in die Berge. Poetisch ausgestaltet aber hat er nach jener ersten Jugendskizze nie wieder einen Weihnachtsabend, so viele schöne Weihnachten er auch erleben mochte, die ihn ergriffen, wie das Weihnachtsfest 1796 bei Frau von Stein mit Christbaumlichtern und Bescherung.

Schiller hat niemals in seinen Werken eine Weihnachtsscene geschildert; aber er liebte das Fest und den Lichterbaum. Weihnachten 1789 bereits im Stillen verlobt mit Lotte von Lengefeld, die sich damals mit ihrer Schwester Karoline in Weimar befand, während die Mutter in Rudolstadt weilte, war er eingeladen in die Griesbach'sche Familie in Jena, um dort Weihnachten unter dem Christbaum zu verbringen. Schon hatte er die Einladung angenommen, da sagte er wieder ab; denn seine Lotte rief ihn nach Weimar. Und er schrieb an sie: „Auf den Donnerstag komme ich nach Weimar — — daß Ihr Euch ja nicht von irgend einem heiligen Christ engagiren laßt! Ihr werdet mir hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten, weil ich Euretwegen um den Griesbach'schen komme“*). Eben hatte er bei Frau von Lengefeld um die Hand ihrer Tochter angehalten. In Weimar erhielt er ihre Antwort: „Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, mein gutes Lottchen, geben.“ Ein Jahr später flammte der Weihnachtsbaum in Schillers eigenem Heim, und darunter stand er mit seinem Weibe**).

Aus der Briefnotiz Schillers geht wieder deutlich hervor, daß das Aufrichten „eines grünen Baumes“ keineswegs etwas Selbstverständliches und allgemein Gebräuchliches war.

Im Jahre 1767 schien der Weihnachtsbaum auch in Leipzig noch etwas Ungewöhnliches zu sein. Im Jahre 1785, aus dem wir eine ausführliche Schilderung des Leipziger Weihnachtsmarktes besitzen, fanden sich auf demselben Christbäume noch nicht. 1799 schrieb eben dort der Privatlehrer Magister Gotthilf Anton Eberhard eine „Geschichte der Sonn- und Festtage“***). Hier gedenkt er der Christbescherung, des gegenseitigen Beschenkens mit Wachsstöcken, der Umzüge des Knechtes Ruprecht und einer Menge Weihnachtsaberglaubens von Holstein bis Nürnberg. Vom Weihnachtsbaum weiß er noch nichts.

1807 fand sich derselbe bereits auf dem Weihnachtsmarkte zu Dresden. In seinen „Jugenderinnerungen“ erzählt uns Kügelogen, daß er da mit glänzendem Rauschgold, bunten Papierschnitzeln, goldenen Früchten und Kerzen verkauft wurde.

*) Schiller und Lotte, herausg. von Freifrau von Gleichen-Rußwurm. Dez. 1789.

**) Charlotte von Schiller 2, 276.

***) Erfurt 1789. S. 25 ff.

In Norddeutschland scheint er eher heimisch geworden zu sein. In Hamburg war er bereits 1796 wohl bekannt. Bei Clemens Theodor Perthes in „Friedrich Perthes Leben"*) heißt es bei Gelegenheit einer Beschreibung des Weihnachtsfestes im Wandsbecker Schlosse: „Hoch oben am Weihnachtsbaum hing ein Apfel, so schön, so kunstreich vergoldet wie kein anderer. Den holte er (Fr. Perthes) plötzlich mit halsbrecherischer Kunst herab und dunkel erröthend gab er ihn zur nicht geringen Verwunderung der Anwesenden dem ahnenden Mädchen (Caroline Claudius).

Am Rheine blieb der Christbaum fortdauernd in Gebrauch. 1805 besingt ihn Johann Peter Hebel in seinen „Allemannischen Gedichten", in denen er volksthümlich zu sein versuchte, wenn ihm das auch nicht gelungen ist:

Die Mutter am Christabend.

Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne Grof:
Du lieber Engel, was: bitt,
By Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts me'm Chind im Schlof!

Verwach mer nit, verwach mer nit!
Die Muetter goht mit stillem Tritt,
Sie goht mit zartem Muttersinn,
Und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Was henk i der denn dra?
Ne schöne Lebchueche-Ma,
Ne Gitzeli, ne Mummeli
Und Blüemli weiß und roth und gel,
Vom allerfinste Zuckermehl."

Hier trägt der Baum noch keine Kerzen, ganz wie im alten Straßburg, obwohl 1785 dort welche üblich waren. Die Lichter fehlen auch auf dem der fünften Auflage der „Allemannischen Gedichte" vom Jahre 1820 beigegebenen Kupfer, der zu Straßburg gestochen ist. Er zeigt das Bäumchen überdies an der Decke hängend.

Dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstammen wohl auch die Worte: „Weihnachtsbaum", Christbaum", Lichterbaum". Goethe spricht noch 1774 ganz allgemein von einem „aufgeputzten Baume", und Schiller läßt sich noch 1789 von seiner Braut einen „grünen Baum" im Zimmer aufrichten. Jung Stilling nennt den Christbaum „Lebensbaum."

III.

Noch im siebzehnten Jahrhundert durfte sich vielerorts Jedermann jederzeit ein Bäumchen aus dem Walde holen. In den Städten mochte das ja zum Theil bereits mit Unbequemlichkeiten verbunden sein, aber das alte Straß-

*) 1853, I. 84.

burg beweist, daß es doch nicht schwierig genug war, um die Bewohner ohne Weiteres auf einen ihnen lieb gewordenen Brauch verzichten zu lassen. Als man anfing, auch die Waldungen in strengerem Sinne als Privateigenthum zu betrachten, scheint man zur Verfertigung künstlicher Christbäume geschritten zu sein, zur Verfertigung der sogenannten „Pyramide." Dieselbe besteht aus einem senkrechten Stabe, der auf einem Brettchen oder Kreuze befestigt ist. Er trägt in bestimmten Abständen dünnere, wagerechte Stäbe, deren Enden in ihn eingebohrt sind. Das ist die allgemeine Form; es giebt jedoch auch „Pyramiden," deren Gestell eine wirkliche vierseitige, gerade, abgestumpfte Pyramide ist. Der Hauptstab, beziehentlich die vier Hauptstäbe sowie die Nebenstäbe sind mit Reisig oder auch mit grünem Papier umwunden, auf ihnen stehen Lichter, an ihnen hängen vergoldete Aepfel, Nüsse und bunte Pfefferkuchen. Während der Tannenbaum selbst bei größter Lichterzahl den Eindruck einer dunklen Masse macht, auf der einzelne Punkte hell erleuchtet sind, so erscheint die Pyramide, der die dichten Zweige fehlen, dem Auge völlig vom Lichterglanz durchstrahlt.

Ein Verbot des Schlagens von Weihnachtsbäumen seitens irgend einer Behörde würde das Auftreten der Pyramide völlig erklären. Aber, wie erwähnt, ist es bisher nicht gelungen, eine derartige Verordnung ausfindig zu machen. Noch heute ist die Pyramide in großen Theilen des Königreichs Sachsen üblich, und zwar gerade in dem waldreichen Erzgebirge. Verfasser sah sie aber auch z. B. in einer Schusterfamilie in Leisnig an der Mulde. In Leipzig beginnt sie gegenwärtig auf dem Christmarkt sehr stark gegen den Weihnachtsbaum zurückzutreten, wird aber von den ärmeren Schichten der Bevölkerung noch immer allein benutzt. Wo im Elternhause des Mannes der Christbaum, in dem der Frau die Pyramide heimisch war, stehen in der jungen Familie sogar beide neben einander, aber auch hier siegt der Baum meist über seine Nebenbuhlerin. Bisweilen tritt auch eine Art grün angestrichener, primitiver hölzerner „Kronleuchter", an den ein paar Tannäste gebunden werden, und den man mit einigen rothen und blauen Dreierlichtchen erhellt, an ihre Stelle. Dasselbe hängt dann an einem Bindfaden von der Stubendecke nieder, wie ja auch auf dem Kupfer zu Hebels Weihnachtsgedicht der Christbaum hängt.

Die Pyramide tritt geschichtlich zuerst in Berlin auf. Es ist das bezeichnend, da der größte Menschencomplex Deutschlands naturgemäß zuerst zu einer großen Verteuerung der Weihnachtsbäume, bez. zu einer sehr schwierigen Beschaffung führen mußte.

Wilhelm Mannhardt hat gemeint, Ludwig Tiek erwähne in seiner „Weihnachtsnovelle" (1805) den Christbaum nicht. Das ist nur bedingt richtig. Der Baum selbst kommt allerdings nicht vor, wohl aber sein Stellvertreter, die Pyramide. Da sie jedes Jahr wieder zu benutzen ist, ihr Aufrichten keinerlei Umstände macht, und sie sich daher weit billiger stellt,

gehört sie, wie bemerkt, vor Allem den ärmeren Klassen an. Tiecks Vater war Tischlermeister. Die Weihnachtsnovelle spielt um 1792. Wenn hier die Pyramide auftritt, wie sie in Tiecks Vaterhaus auftritt, so beweist das doch nicht das Mindeste gegen die Ueblichkeit des Weihnachtsbaumes damals in der preußischen Hauptstadt. Diese kannte ihn damals schon längere Zeit. Nach der Aussage der Großeltern des Berliner Gymnasialdirectors Wilhelm Schwartz*) reicht er in Berlin-Potsdam etwa bis 1780 zurück. Jahrzehnte lang trat er nur in der Gestalt der märkischen Kiene auf. Erst nach Entstehung der Eisenbahnen wurden vom Harz aus Tannen eingeführt. Heute hat die Tanne ihre ehemalige Nebenbuhlerin aus dem ganzen Westen verdrängt und die Kiene fristet nur noch auf den Christmärkten des Ostens ein kümmerliches Dasein.

Im Anfange unseres Jahrhunderts übte die feine Welt Berlins nach dem Vorgange des französischen Emigranten allerdings den Brauch noch nicht.

Derselbe galt vielmehr für ordinär. Dafür schmückte man, wie uns Schleiermacher in seiner 1803 in Halle geschriebenen „Weihnachtsfeier“ erzählt, den Bescherungstisch mit Myrthen, Amaranthen und Epheu. Er erwähnt den Christbaum nicht; aber bei der Tendenz seiner Schrift hatte er auch keinerlei Veranlassung dazu.

1816 erscheint der Christbaum zuerst in vollem Glanze in einem Berliner Literaturdenkmal. Im Märchen vom Nußknacker von Fouqué und Hoffmann steht er mit seinen goldenen Aepfeln in der Mitte des Festes und ungefähr von dieser Zeit an wurden Preußen seine Verbreiter in denjenigen Theilen Deutschlands, die ihn bis dahin noch nicht kannten und zwar vermittels der zahlreichen Grenzverschiebungen der deutschen Staaten, die durch den Wiener Congreß zu Stande kamen. So brachten ihn nachweisbar die preußischen Offiziere und Beamten 1815 nach Danzig und in's Münsterland und auch anderorts knüpft sich sein erstes Auftreten an den Wechsel der Behörden.

Mit dem Ende des dritten Jahrzehntes des neunzehnten Jahrhundert. hatte sich der Christbaum die Hauptpunkte von ganz Deutschland erobert 1830 brachte ihn die Königin Karoline, die Gattin König Ludwig I., nach München. Ungefähr gleichzeitig überschritt er die deutsche Sprachgrenze nach Südosten zu und drang in Ungarn ein, wo er jedoch noch heute nur in deutschen Bürgerkreisen und in hohen magyarischen Geschlechtern üblich ist.

Aber auch heute flammt er noch keineswegs am heiligen Abend überall, soweit die deutsche Sprachgrenze reicht.

Allerdings ist er bekannt von Ostpreußen bis zum Elsaß, von Nord- und Ostsee bis südlich der Donau — aber zwischen diesen Grenzen giebt es weite Striche, die ihn nicht üben, obgleich dieselben alljährlich immer enger werden. Zum Theil werden ja sogar statt des heiligen Abends noch andere

*) Indogermanischer Volksglaube S. 38 Anm.

Abende gefeiert wie Niclasabend, Neujahr, Hohes Neujahr. Aber doch ist er typisch für das deutsche Weihnachten, das Ausland hält ihn nicht nur dafür. Theilweise ist er sogar in den protestantischen Gottesdienst übergegangen. Im sächsischen Erzgebirge wie anderwärts steht bei der sogenannten Christmetten oder Frühmetten, die am ersten Feiertag, Morgens sechs Uhr stattfindet und zu der jeder Besucher ein Licht oder eine Laterne mitbringt, auf dem Altarplatz ein lichtdurchstrahlter Tannenbaum. Er nimmt hier also dieselbe Stelle ein, welche die kostbare Krippe mit Jesuskind, Mutter Maria, Josef, den Hirten und Ochs und Eselein im Weihnachtsgottesdienst des katholischen Südens und in vielen katholischen Familien Baierns, Tirols und Salzburgs noch behauptet. Im Ganzen ist er im protestantischen Norden üblicher als im katholischen Süden. Aber selbst die Schranken des Bekenntnisses hat er längst gebrochen. In den meisten gebildeten jüdischen Familien ist er heute in Gebrauch. Wo unsere neueste deutsche Literatur ein Weihnachtsfest schildert, da steht er mitten darin.

Karl Bleibtreu hat in einer kleinen Ballade das Weihnachten geschildert, das eine Abtheilung Deutsche in der französischen Fremdenlegion im Krimkriege in den Gräben vor Sebastopol feiert. Der Weihnachtsbaum flammt auf und bietet den russischen Kugeln ein erwünschtes Ziel. In Hermann Bahrs Drama „Neue Menschen" dient das Aufrichten des Lichterbaumes geradezu als Sinnbild für die Anhänglichkeit an all die alten lieben Bräuche der Kinderzeit, und in Gerhardt Hauptmanns „Friedensfest" ist er das äußere Zeichen des Friedens, den ein gesundes, lebensfrohes Frauenpaar, Mutter und Tochter, in eine zerrüttete, mit sich und der Welt zerfallene, an sich selbst verzweifelte Familie bringt.

Um 1830 überschritt der Weihnachtsbaum die deutsche Sprachgrenze nach Südosten zu. Aber auch nach anderen Himmelsrichtungen ist er vorgedrungen. Paris kannte ihn vor fünfzig Jahren noch nicht. Um 1840 führte ihn die Herzogin Helene von Orleans in die Tuilerien ein, aber noch dauerte es geraume Zeit, bis er hier einigen Boden fand. Späterhin hat sich auch die Kaiserin Eugenie um seine Verbreitung verdient gemacht. Noch jetzt gilt er für einen deutschen Eindringling und zwar für etwas speziell Elsässisches. Diese Annahme ist nicht unrichtig; denn Straßburg scheint ja wirklich seine alte Heimat zu sein. Als 1860 zum ersten Male eine Bescherung für die armen Kinder der deutschen St. Josefsschulen in der Vilette stattfand, liefen zwei der Veranstalter alle Blumenmärkte der Stadt ab, um endlich ein drei Fuß hohes Tannenbäumchen zu erobern, das nur ein Zufall auf den Markt geführt hatte. Im Jahre 1869 fanden sich Tannenbäume schon auf den meisten Märkten, 1870 feierten die deutschen Heere Weihnacht in Frankreich, und heute verbraucht Paris alljährlich 40 000 Weihnachtsbäume, von denen etwa nur ein Viertel auf deutsche, ehemalig elsässische, österreichische und Schweizer Familien kommen soll. Entgegen der deutschen Sitte, die den Baum auf ein grün angestrichenes Holzkreuz oder in die Mitte

eines kleinen Gärtchens aus Holz setzt, bringt der Franzose seinen Weihnachtsbaum mit den Wurzeln ins Zimmer. Dieselben sind mit Stroh umwickelt, und nicht selten findet ein solcher Baum, nachdem er dem Festzwecke gedient hat, eine Stelle im Garten.

Den Weg nach der City von London fand der Weihnachtsbaum ebenfalls durch den Königspalast. Im Jahre 1840 vermählte sich die Königin Victoria mit dem ‚prince consort‘ Albert von Sachsen-Coburg. Durch ihn kam der Christbaum nach St. James, und von da aus fand er erst langsam Eingang in die Weihnachtsfeier der Aristokratie und der vornehmen Bürgerkreise. In London wird der Brauch heute stark geübt. Auch andere Großstädte Englands kennen ihn. In den Weltstädten Schottlands und Irlands ist er nur bei den deutschen Familien gewöhnlich, und die eingeborenen Kinder sehen staunend den Lichterglanz zwischen den dunklen Tannenzweigen durch die Fenster schimmern. Zum großen Theil ist die Form des Christbaumbrauches in England allerdings eine andere als bei uns. Am Weihnachtsabend wird unmittelbar nach dem Diner, noch ehe die Damen die Tafel verlassen, ein kleines Tannenbäumchen von Hand zu Hand gereicht, so klein, daß jeder es bequem halten kann. An seinen Zweigen hängt für jeden ein Geschenk, und jeder streift sich das seine selbst herab.

Nach den Niederlanden, nach Rußland, besonders nach Petersburg und Moskau, wo der Christbaum jedoch nur in den höchsten Kreisen üblich ist. und nach Italien, wo er namentlich in dem halbdeutschen Mailand heimisch ist, ist er ebenfalls aus Deutschland gekommen. Noch im Anfange unseres Jahrhunderts war er auf dem schwedischen Festland unbekannt, wenigstens als Christbaum in unserem Sinne. Dafür war es dort Brauch, vor den Häusern und Ortschaften Bäume, und zwar Fichten oder Tannen aufzustellen So berichtet wenigstens Find Magnusen in seinem Lexicon mythologicum*) und er fügt hinzu, daß Dänen, Norweger und Schweden dasselbe thäten nur innerhalb der Gebäude.

Bei den Inselschweden an der russischen Küste auf Dagö und Worms war der Weihnachtsbaum damals üblicher als heutzutage**) An den mit Nüssen und Aepfeln geschmückten Tannen standen immer je fünf kleine Wachslichter auf einem Zweige. Einer mündlichen Nachricht zufolge, die dem Verfasser durch Rudolf Hildebrand zukam, kannte zu gleicher Zeit das schwedische Festland nur folgenden Weihnachtsbrauch: in der Weihnacht zogen die Bauern in Schaaren aus und suchten sich einen einsam im Freien stehenden Baum. Diesen zündeten sie an, und dabei gab es großen Festjubel. — Weihnachten 1887 berichtete die „Leipziger Zeitung“ einen vereinzelten Fall desselben Brauches aus der Nähe von Dresden.

Auch über Europa hinaus ist der Christbaum gedrungen. In allen

---

*) 1828, S. 77.

**) R. Rußwurm, Eibofolke II. S. 96 § 296.

Welttheilen flammt er am heiligen Abend. Deutsche Auswanderer, deutsche Matrosen und zum Theil auch deutsche Kriegsschiffe haben ihn in alle Welt getragen. In Nordamerika gilt er schon nicht mehr ausschließlich für ein Merkzeichen des Deutschthums, und wird neuerdings sogar aus Eisen hergestellt. Durch seinen hohen Stamm und seine Aeste fluthet das Gas, und wo sonst Düllen die Kerzen festhielten, entzündet man heute die zierlich gezackte Flamme nach dem Aufdrehen des wohlgestalteten Gashähnchens.

IV.

Mit dem Vorkommen des Weihnachtsbaumes 1605 in Straßburg scheint nach rückwärts das Gesichtsfeld abzuschließen. Mit einem Schlage taucht der Brauch da aus dem Dunkel auf, unerklärt und noch für Jahrhunderte nur als örtliche Sitte. Bräuche gehen fast immer auf Anschauungen zurück, selten auf abstracte Ueberlegungen, bewußte Allegorien oder tiefsinnige sinnbildliche Handlungen. Vielleicht läßt sich eine Anschauung ansfindig machen, welche weiter zurückreicht, in die germanische Urzeit hinauf, und Anhaltspunkte genug bietet, um in Parallele mit dem Brauch des Baumaufrichtens gestellt zu werden.

Schiller bestellt sich bei seiner Braut einen grünen Baum im Zimmer der Wittenberger Dozent Kißling spricht ebenfalls nur von einem „Bäumchen". Wir meinen, aus unserem heutigen Brauche schließend, leicht, damit könne nur ein Nadelbaum gemeint sein. Das ist aber keineswegs ausgemacht. Im Gegentheil haben wir aus dem vorigen Jahrhundert zwei zuverlässige Zeugnisse dafür, daß man in einem Theile Deutschlands, in Süddeutschland und speziell in Bayern, einen grünen Laubholzbaum im Zimmer aufstellte.

Um 1790 gab es diesen Brauch in Nürnberg. Wir besitzen eine Radirung von Joseph Kellner: „Das Christbescheren oder der fröhliche Morgen." Wie mir Herr Dr. Wilhelm Schmidt, Vorstand des Kupferstichkabinets in München, mittheilt, ist dieselbe nach den Trachten zuverlässig um 1790 zu setzen. Auf dem Bilde steht in der Ecke des Zimmers ein Baum, der in der heute üblichen Weise verziert ist, jedoch kein Nadelbaum, sondern ein frischer, grüner Laubholzbaum, der drei Lichter trägt: Zwei davon hat ein Engel in seinen Händen, der in der Mitte des Baumes hängt.

Ungefähr in dieselbe Zeit führt eine Nachricht aus dem Westen von Bayern, aus Nördlingen. In der Selbstbiographie des Schlachtenmalers Albrecht Adam*), der 1786 in Nördlingen geboren war, heißt es mit Beziehung auf seine Jugendzeit: „In Nördlingen hat man nicht den düsteren Tannenbaum für die Christbescherung, sondern man setzt schon monatelang vorher den jungen Stamm von einem Kirsch- oder Weichselbaum in einer Zimmerecke in einen großen Topf. Gewöhnlich stehen diese Bäume bis Weihnachten in voller Blüthe und dehnen sich weit an der Zimmerdecke hinaus,

*) Herausgegeben von Holland, S. 23.

was man als eine große Zierde betrachtet und was auch in der That zur Feier des Christfestes sehr viel beiträgt. Eine Familie wetteifert mit der anderen, und die, welche den schönsten, blühenden Baum hat, ist sehr stolz darauf."

Diese Bräuche stehen nicht vereinzelt da. In Freudenthal in Oesterreichisch Schlesien pflücken die Frauen um zwölf Uhr Nachts am Andreastage einen Weichselzweig und stellen ihn in das Wasser. Dann blüht er zu Weihnachten. Mit diesem Zweige gehen sie in die Christmette. Bei dem Segen erkennen sie dann alle Hexen, da jede ein hölzernes Gefäß auf dem Kopfe hat. Wenn man in Thüringen am Andreastage zwischen elf und zwölf Kirschen- und Fliederzweige pflückt und sie ins Wasser stellt, so blühen sie am Neujahrstage; doch werden sie auch nur einen Tag früher oder später gepflückt, so blühen sie nicht. Aehnliches gilt vom Barbaratage, dem vierten, und vom Lucientage, dem dreizehnten Dezember. In Miltigau sammelt man am Barbaratage die sogenannten Barbarakätzchen, legt sie in Wasser an einen warmen Ort, damit die Kätzchen bald austreiben, und zu Weihnachten sind gewöhnlich die Knospen offen. Am unschuldigen Kindertage, dem achtundzwanzigsten Dezember, schlägt man sich dann damit: ein Brauch, der auf einer Segnung durch Ruthenstreiche zurückgeht. In Niederösterreich dienen diese Zweige zum Erforschen der Zukunft. Hier verschafft sich am Barbaratage jedes Mitglied der Familie einen Kirsch-, Weichsel- oder Birnbaumzweig. Arme Leute bieten dieselben auch unter dem Namen Barbarazweige zum Kauf aus. Um eine Verwechselung zu verhüten, bekommt der Zweig jedes einzelnen ein besonderes Zeichen. Alle kommen dann in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, das auf dem Ofen seinen Platz hat. Jeden zweiten Tag wird das Wasser durch frisches ersetzt. Die so gepflegten Zweige treiben nach ungefähr drei Wochen eine weiße Blüthe, und derjenige, dessen Zweig am ersten oder am schönsten blüht, hat Glück zu erwarten. In Tirol versucht man sogar, einen Kirschbaum im Freien zum Blühen zu bringen. In der ersten Klöpfelnacht, dem ersten Donnerstagabend in der Adventszeit, gräbt man nämlich unter einem Kirschbaum Kalk ein; dann blüht der Baum in der Christnacht. Bei Meran setzt man an demselben Tage Kirschzweige ins Wasser, um sie blühen zu lassen.

Hier ist jedenfalls die Brücke, die von dem deutschen Weihnachtsbaum nach dem keltischen mistel too mit seinen grünen Blättern und rothen Beeren hinüberführt. Nach Friedrich Nork war das Mistelzweigaufhängen in der Weihnachtszeit noch am Anfang unseres Jahrhunderts ein rein örtlicher Brauch, den nur Kelten übten, und der sich aus dem servants room erst langsam und mühevoll den Weg nach dem drawing room gebahnt hat. Ein Sinnbild von Segen und Fruchtbarkeit wegen seines Blühens zur Winterszeit, verleiht er noch heute demjenigen, dem es gelingt, eine Dame darunter zu locken, das Kußrecht.

Alle diese Bräuche finden ihre Erklärung in einem eigenthümlichen Weihnachtsglauben.

Es giebt keine Nacht im Jahre, von der das Volk soviel Wunderbares zu berichten vermöchte, wie von der Christnacht. In ihr beginnt nach dem Volksglauben das neue Jahr und in ihr kehrt die Sonne um auf ihrer Bahn, um einen neuen Jahreslauf zu beginnen. In dem Augenblick aber, wo sie stillsteht, wie der in die Luft geworfene Stein einen Augenblick stillsteht, wenn er seine höchste Höhe erreicht hat — in diesem Augenblicke ist ein Riß, eine Spalte in der Zeit, durch die die Ewigkeit mit ihren Wundern hereinschaut. Berge öffnen sich, Schätze steigen an die Oberfläche der Erde, alles Wasser, das in einer Minute über sieben Steine fließt, ist Wein, die wilde Jagd geht um, Todte stehen auf und halten Gottesdienst, die Thiere knieen in Andacht nieder und erhalten für eine Stunde menschliche Rede, und auch die Pflanzenwelt empfängt für eine Stunde Leben und Blühkraft.

Reinsberg-Düringsfeld erzählt, daß in der Geisterstunde der Christnacht alles im Keller bewahrte Gemüse zu knospen beginne, daß die Christwurz, eine Art schwarzer Nieswurz, ihre erste Blume trage, welche Gesundheit und langes Leben verleihe; und ähnlicher Glaube ist fast über ganz Deutschland verbreitet. Besonders ist es der Hopfen, der dann neue Triebe ansetzt. In Klumpbeuern auf dem Solling wie überhaupt in der ganzen Gegend zwischen Adelebsen und Minden glaubt man, er grüne in der Weihnacht und komme selbst unter dem tiefsten Schnee hervor; nachher sei jedoch nichts mehr davon zu sehen. Derselbe herrscht in der Gegend von Otternhagen und Thören im Hannöverschen und in Westfalen.

Vor dem Oberthore des im Westrich gelegenen Dorfes Diemaringen im Elsaß liegt ein Feldgarten, in dem vorzüglicher Hopfen, dort Hopp genannt, gepflanzt wird. Wer sich still und unbeschrieen in der Christnacht zwischen elf und zwölf Uhr an den Ort begiebt, der sieht fingerlange frische und saftige Hopfensprossen aus dem Boden herausbrechen; die Leute sagen dann: „Der Hopp kommt." So wie es im Dorfe zwölf geschlagen hat, gehen die Sprossen wieder in die Erde zurück; je schöner und zahlreicher sie waren, um so reicher wird die künftige Ernte. — In Tirol geht der Glaube, daß in der Christnacht die Farren blühen. Um ihren Samen zu sammeln, muß man ein rothes Kelchtuch, welches der Priester beim Amte in der Christnacht gebraucht hat, ausbreiten. Wer solchen Samen besitzt, wird reich. — Auch in Oberfranken, in Plankstetten, ist es üblich, in der Christnacht „in den Farrnsamen" zu gehen, wie man „in die Heidelbeeren" und „in die Haselnüsse" geht.

In einem elsässischen Dorfe unweit Mariastein steht ein Rosenkopf, welcher nie verblüht. Das Jahr über ist er geschlossen, aber in der Christnacht entfaltet er sich und wirft weithin duftend einen lichten Schein um sich. Er stammt, so erzählt die Sage, von dem „Rosenhurste" her, an welchem die Jungfrau Maria auf der Flucht nach Aegypten die Windeln

ihres Kindes aufhing. Je länger er blüht, um so fruchtbarer wird das Jahr. Auch die in der Christnacht sich öffnende Rose von Jericho ist im Elsaß bekannt und giebt Orakel nicht nur für das Wachsthum der Früchte, sondern auch für das Schicksal der Bewohner des Hauses, in welchem sie aufbewahrt wird.

Der Glaube an in der Weihnacht blühende und sprossende Bäume und Pflanzen ist über ganz Deutschland verbreitet, und es kann sich nur fragen, wie alt er ist, und wo man seinen Ursprung suchen soll. Endgiltig ist diese Frage kaum schon zu lösen, aber es giebt eine ganz merkwürdige Reihe geschichtlicher Zeugnisse dafür, die wohl einen Fingerzeig darüber geben können.

Auf der Hofbibliothek zu Wien befindet sich ein Schreiben des Bischofs von Bamberg an Nikolaus von Dinkelsbühl vom 16. Januar 1426 in dem von zwei Apfelbäumen gesprochen wird, die in der Christnacht blühten und Früchte brachten. Ein gewisser Andreas von Weitra bestätigt die Sache, indem er nicht nur die Farbe dieser Aepfel beschreibt, sondern auch angiebt, daß er sie selbst in den Händen gehabt habe. Um 1430 erzählt Johannes Nider* dieselbe Sage aus der Nähe von Nürnberg, wo sich ja 1790 der Brauch fand, zu Weihnachten einen blühenden Baum im Zimmer aufzurichten: „Nicht weit von Nürnberg stand ein wunderbarer Baum. Jährlich in der rauhesten Jahreszeit, immer in der Nacht der Geburt Christi, trug er blühende Aepfel von Daumesdicke. Dann aber ist das Vaterland zwei Monate vorher und später gewöhnlich mit tiefem Schnee bedeckt, von Eis überzogen, von rauhen Winden durchweht. Darum erregte es Staunen, daß nicht vorher noch später, sondern nur in der allerheiligsten Zeit Aepfel hervorgekommen sind. Es pflegen daher aus Nürnberg und den umliegenden Gegenden mehrere glaubwürdige Leute herbeizukommen und die Nacht zu wachen, um die Wahrheit zu prüfen. Ein in Allem ähnlicher Baum findet sich an einem Orte der Diöcese Bamberg.

Hundert Jahre später begegnet uns dieselbe Sage wieder. Diesmal im Bisthum Würzburg. Johannes Pauli mit seinem berühmten Buche: „Von schimpff und ernst"**) erzählt mit Berufung auf eine zwischenliegende Quelle: „Doctor Hasseltzbach schreibt: das in de bistumb von wirtzburg seien zween öpfelbeum, die bringen in dem iar kein frucht dan in der Weihenacht und an dem weihenacht abent ist kein zeichen da der frucht, aber um mitternacht so fahen die beum an brossen utzstossen und blüen und an dem morgen so sein die öpfel zeitig und sein als grotz als gemeine baumnutz, das ist ein grotz wunder. Diser doctor hat brieff und siegel des bischoffs, die darum geben sein der warheit."

Dieselbe Geschichte berichtet Abraham Sauer in seinem Parvum

*) F. A. Reuß. Kleine Beiträge. Jahresbericht für den historischen Verein für Mittelfranken. 1859. S. 95.

**) Straßburg, Grieninger 1522. Bl. c II. a. Von dem weihenachttag.

theatrum urbium, das 1610 nach dem Tode des Verfassers in Frankfurt am Main erschien. Hier ist sie jedoch auf Drebern (Tribur) am Rhein übertragen, und die Umstände sowie die Zeugen sind andere. Aus Sauer entlehnte sie dann, wie seine eigene Randbemerkung sowie die Vergleichung lehrt, Martinus Zeiller, der 1674 sein „Itinerarium Germaniae, das ist Reisbuch durch Hoch und Nider Teutschland" herausgab. Bd. I. S. 485 findet sich die Stelle. „Nicht weit von Tribur stehet ein Apfelbaum, welcher alle Jahre in der Christ-Nacht Aepffel trägt: Wann ein gutes Jahr vorhanden, so werden sie groß als ein Bonen, doch in gestalt als ein Aepffelein mit Blumen, Stiel und andern, hart und steiff: Zu andern Jahren aber, als ein Erbis. In einer Stund bekompt der Baum seine Blüthe und Obs, welches alle Jahr nach dem Alten Kalender mit sonderm fleiß von den Inwohnern observirt wird. Sonsten im Jahr trägt er Wilde Holtz Aepffel, die nach ihrer Art andern gleich seyn: Wie nicht allein gemeldeter Saur solches bezeuget: sondern mir auch ein vornehmer Freyherr, so neben etlichen Meintzischen und Darmstädtischen Rähten und vom Adel in einer Christ-Nacht daselbsten sich befunden, vermeldet und diß hoch betheuert hat."

Auch Prätorius in seinen Saturnalia von 1663 stellt mehrere solche Berichte zusammen. Er erzählt auch, daß ehedem Nelken, Sclope, Polei, Safran, Nießwurz, die Madragora und Kirschbaumzweige blühten. Auch die sogenannte Rose von Jericho, die das ganze Jahr dürr und wie todt erscheint, entfalte sich und gebe einen köstlichen Geruch. Sie heiße darum auch Auferstehungsblume. Sie war vor der Geburt Christi noch nicht vorhanden und sproßte zuerst unter den Tritten der heiligen Jungfrau hervor, als sie mit ihrem Sohne nach Aegypten floh. Auch Prätorius kennt den wunderbaren Apfelbaum. Er steht zu Tribur am Rhein, und seine Früchte werden regelmäßig dem Landgrafen von Hessen überbracht. Er hat sich jedoch über diesen Punkt auf kritischem Wege eine eigene Ansicht gebildet: „Man sagt, daß in der Christnacht etliche Arten der Bäume blühen, Aepfel tragen und wieder abwerfen sollen! Welches Cornelius Agrippa einem sonderlichen künstlichen Impfen und nicht der Christnacht zulegt. Bis hierher Rollenhagen. Doch merke, daß es von Pferdeäpfeln richtig möge verstanden werden, oder es sind poma fugientia Tantali. Sintemahl man sie nirgends findet, wo man sie suchet: Vielleicht wachsen sie in Heutelia, Utopia, Schlaraffenland, Neuschnablerland oder terra incognita Australi."

Professor Reuß in Würzburg hat eine handschriftliche Aufzeichnung eines Geistlichen über solche Christnachtsfrüchte, die man zu Lohr am Main beobachtet, mitgetheilt. Sie ist um 1680 gemacht: „Antwort auf die Frage nach den Aepfeln, den so genannten Dräutleinsäpfeln, die ich auf meine Nachforschungen hin von zwei verständigen und glaubwürdigen Greisen, Rathsherren von Lohr erhalten habe. Sie berichten, daß einstens viel Redens von diesen Aepfeln gewesen sei, das sich aber jetzt etwas gelegt habe. Johann Goebell berichtet, er habe derartige Aepfel in seinen Händen gehabt

und dieselben würden in der Geburtsnacht des Herrn allenthalben auf dem Schnee gefunden, seien schon wiederholt nach Würzburg gebracht worden, Blüthen habe er niemals gesehen. Auch erinnere er sich, daß Lohrer Beamte die Geburtsnacht des Herrn außerhalb der Stadt unter den erwähnten Bäumen zugebracht hätten, um solche Aepfel zu finden. Er sagt auch, einst sei ein solcher Baum auf einer Weide gewesen, und am Wege aus der Stadt nach der St. Valentinskapelle, rechts nach dem Weinberge des Kurfürsten in Mainz und in einem Obstgarten sei noch ein solcher zu sehen. Er selbst besitze einen solchen Baum auf der Wiese bei der Papiermühle und derselbe trage daher den Namen Dräutsapfelbaum."

Nach Prätorius erzählt dann 1694 der erwähnte Pfarrer Johann Samuel Adami zu Pretzschendorf bei Dippoldswalde in Sachsen, der unter dem Namen Misander das Sammelwerk Deliciae biblicae herausgab, in diesem an der erwähnten Stelle die Sage. Eine mehr selbständige Fassung vertritt 1697 Wagenseil in seinem Buche De civitate Norimbergensi: „Nicht weit von dem Nürnbergischen Städtlein Grävenberg und auch in der Vorstadt desselben stehen etliche Bäume, welche den Herbst vorher Aepfel wie andere Aepfel tragen, und hernach in der Christnacht, nach dem alten Kalender gerechnet, nicht allein blühen, sondern auch alsobald darauf kleine Aepfelein tragen, die ungefähr einer Kirschen groß sind und des folgenden Morgens noch die Blüthe am oberen Theil stehend haben. Dergleichen Christ-äpfelein sind mir vor zweyen Jahren von dem Herrn Pfleger zu Grävenberg an dem anderen Christtag in Baumwollen eingewickelt hereingeschickt worden. Etliche solche Aepfelein sammt Zweigen von den Bäumen sind mir heuer (anno 1663) in der allergrößten Kält nicht allein von jetzt wohlgedachtem Pfleger, sondern auch von dem Herrn Pfarrer zu Hilpolstein, welches Nürnbergisches Städtlein ein Meilen wegs von besagtem Grävenberg liegt, übersendet worden."

Seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts und noch in der Gegenwart weiß der Volksglaube von den blühenden Bäumen der Weihnacht. Und er macht seine Mittheilungen mit großer Bestimmtheit. Er bezeichnet die Orte genau, man braucht nur zur rechten Stunde hinauszugehen, und wird dann schon selbst sehen, daß er — die Wahrheit geredet hat.

Zu allen Zeiten hat es Bäume gegeben, die sich dem Gesetze, daß sie allein im Frühling ein Recht hätten, Blüthen zu treiben, nicht gefügt haben. Noch heute giebt es in einer der belebtesten Straßen Berlins einen Kastanienbaum, der im Herbst trotz Sturm und Regen noch einmal Blüthen ansetzt, die sich neben den vergilbenden Blättern und reifen Früchten seltsam genug ausnehmen. Aus solchen Thatsachen mögen Sage und Volksglauben emporgewachsen sein. Aber es ist gewiß seltsam, daß diese Sage zuerst im Südwesten Deutschlands, in der Nähe der Rheingegenden auftaucht, wo der erste geschichtliche Christbaum sich findet, daß sie in Nürnberg ihren Hauptsitz hat wo man am Ausgang des vorigen Jahrhunderts zur Weihnachtsfeier einen

grünenden Laubbaum im Zimmer aufrichtete. Gleich auf dem ersten Weihnachtsbaum (1605 in Straßburg) finden sich Aepfel und selbst Blüthen in Gestalt bunter Papierrosen. Dannhauer nennt das Ableeren des Christbaumes „abblümen". Die Sage von den blühenden Bäumen der Weihnacht ist in den Rheingegenden nachweisbar fast zweihundert Jahre älter als der erste Christbaum. Ist da wohl die Vermuthung zu kühn, daß derselbe auf dem Boden dieser Volksanschauung erwachsen ist? Diese aber scheint unauflöslich verknüpft mit dem Glauben an die Wunder der Wintersonnenwendnacht. An sich ist es darum wahrscheinlich, daß sie bis in das deutsche, ja das gemeingermanische Heidenthum zurückreicht. Zu beweisen wäre das am besten dadurch, daß man den Nachweis führte, daß sich dieselbe Anschauung auch bei der nordwestlichen Gruppe der Westgermanen, bei den Angelsachsen, und bei der nördlichen Gruppe der Ostgermanen, bei den Skandinaviern in genügend früher Zeit fände. Anschauungen und Bräuche wandern ja weit weniger leicht, als fertige Sagen, die der eine dem anderen zur Unterhaltung mittheilt.

Wäre dieser Nachweis zu führen, dann würde auch die Wahrscheinlichkeit dafür weit größer werden, daß dieser Anschauung schon früher ein Brauch, die Sitte des Aufrichtens entwurzelter oder gefällter Bäume entsprochen habe. Bis jetzt ist es jedoch noch nicht erbracht, obgleich zwei Thatsachen für ihn zu sprechen scheinen. Einmal die isländische Sage von dem wunderbaren Lichterbaum der Christnacht zu Mödrufell im Eyjafjörde, die ja aber nicht über 1786 zurückzugehen braucht. Wilhelm Mannhardt hat einmal darauf hingewiesen, daß im Volksglauben sich Blüthen und Lichter oft entsprechen, ja sich wechselseitig vertreten können. Eine weiße Frau trägt Lichter in der Hand, und die volksthümliche Erzählung fügt hinzu: „Die Kerze ist eine Blume gewesen." Der Himmel erglänzt im Widerschein weißer Wölkchen, und das Volk sagt: „der Himmel blüht." Eine geistreiche Vermuthung, wie so vieles bei Mannhardt.

Der britische Volksglaube ist leider noch sehr wenig durchforscht, und namentlich fehlen noch genaue landschaftliche Aufzeichnungen von Glauben und Brauch. Gleichwohl ist hier eine britische Anschauung zu verzeichnen, die allerdings nicht vor 1753 nachzuweisen ist, in diesem Jahre aber dafür gleich mit desto mehr Bestimmtheit und Ausführlichkeit auftritt.

Bis zum Jahre 1753 war in Großbritannien und Irland das sogenannte Marienjahr üblich gewesen, das mit dem 25. März begann und nach dem Julianischen Kalender rechnete. Da alle anderen Kulturstaaten in der Annahme des Gregorianischen Kalenders vorausgegangen waren, so vollzog sich die Verlegung des Jahresanfangs und der Uebergang von dem alten zu dem neuen Kalender auch hier ohne Widerstand. Nur in Buckinghamshire kam es hierüber fast zu einem Volksaufstand, und die Erregung der Massen entsprang einem alten Weihnachtsglauben, den man durch die neue Ordnung beeinträchtigt wähnte.

In der britischen Sage spielt Joseph von Arimathias eine Rolle.

An ihn knüpft auch die Gralsage an, die sich dann über das ganze Mittelalter verbreitete, und auch andere legendenartige Geschichten kennen seinen Namen. Von ihm erzählte man sich, ähnlich wie der Rosenknopf von Marienstein im Elsaß und die Rose von Jericho bei Prätorius an die christliche Legende anknüpft, er habe einst am Christabend seinen Stab, den er sich vor Jahren von einem Weißdornstrauche abgeschnitten, in die Erde gesteckt. Auf der Stelle habe er Wurzel geschlagen, Blätter getrieben und sei schon am nächsten Tage über und über mit Blüthen bedeckt gewesen. Eine Reihe von Jahren stand er in jeder Christnacht in voller Blüthe, und alle seine Ableger blühten ebenso. Viele Senker waren im Laufe der Jahrhunderte zu Grunde gegangen. Aber einer hatte sich erhalten, und dieser stand auf einer Anhöhe der Abtei von Glastonbury. Noch unter Karl I. Stuart, der von 1625—1649 regierte, ward an jedem Weihnachtsfeiertag dem König und der Königin in feierlicher Prozession ein Zweig von Glastonburythow überreicht, der stets in voller Blüthe stand und erst in der voraufgehenden Nacht gebrochen war. Ebenso wurden ja auch nach Prätorius die Früchte des Apfelbaums zu Tibur alljährlich dem Landgrafen von Hessen überbracht. Während des folgenden Bürgerkrieges zwischen dem Könige und dem Parlament wurde bei einem Ueberfall der Abtei auch dieser Strauch verbrannt. Damit war jedoch nicht der letzte Sproß des alten Josefsstabes vernichtet; denn schon vorher war ein solcher in Quainton in Buckhinghamshire gepflanzt worden. Auch er blühte jede Christnacht, und gleich den übrigen trotzdem auch noch jeden Sommer.

In der Nacht vom 24. zum 25. Dezember neuen Stils im Jahre 1753 hatte sich nun eine große Menschenmenge mit Fackeln, Lichtern und Laternen um den wunderbaren Dornstrauch versammelt, begierig das Entstehen und Aufbrechen der weißen Blüthen zu erblicken. Es schlug die Mitternachtsstunde, und nichts regte sich an dem Strauche. Enttäuscht verlief sich in der Morgenfrühe die Menge; aber mit ihr verschwand nicht die Aufregung. Es war kein Zweifel: der New Christmasday war nicht der echte Christtag! Schon wollte die Polizei den verhängnißvollen Dornstrauch beseitigen lassen, da, am 5. Januar neuen Stils, am Old Christmasday, stand er in vollem Blüthenschmucke. Dadurch kam das Volk in neue Erregung. Jetzt trat die Gewalt zurück; man sah, daß die Menge durch die neue Verordnung sich in ihrem Heiligsten verletzt glaubte. Die Geistlichen der benachbarten Städte boten die Hand zum Frieden und es wurde bestimmt, daß fortan der Old Christmasday gleich dem neuen gefeiert werden sollte. — — —

Der erste Weihnachtsbaum trägt Aepfel, aber keine Lichter und noch im neunzehnten Jahrhundert prangt nicht jeder Weihnachtsbaum im Lichterglanze. Darum kann es allen Ernstes zweifelhaft, ja höchst fraglich sein, ob die Lichter mehr als ein akzessorischer Schmuck sind, der vielleicht eigentlich eine andere Bedeutung hatte. In der That giebt es dafür eine ebenso einfache wie nahe liegende Erklärung.

Im „Baumkultus der Germanen" hat Wilhelm Mannhardt eine große Zahl von Stellen gesammelt, an denen Opfer beim Lichterschein gebracht werden. Seit dieser Zeit scheint eine nahe Beziehung zwischen Licht und Geschenk bestanden zu haben; ja, im mittelalterlichen Sprachgebrauch scheinen Licht und Kerze einerseits und Gabe andererseits gleich bedeutend gewesen zu sein. Als Herzog Ludwig von Baiern Walther von der Vogelweide durch den Markgrafen Dietrich IV. von Meißen ein Geschenk überbringen ließ, da sang der Dichter:

„Mir hat ein Licht von Franken,
Der stolze Meißner mitgebracht,
Das giebt mir Ludwig eigen.
Ich kann es ihm nicht danken,
So schön als er mich hat bedacht:
Ich muß mich tief ihm neigen."

Und als derselbe Sänger von Kaiser Friedrich III. aus Italien eine Gabe erhielt, wo dieser sich eben die römische Kaiserkrone holte, da dichtete er zum Preise seines Herrn ein Lied, in dem es heißt:

„Eine Kerze habt ihr genädiglich mir zugesendet
Deren Licht die Brau'n versengt hat allen, die sie sahen."

Noch in Goethes Tagen gehörten Licht und Geschenk eng zusammen. Als er Kestner Kleiderstoff für seine kleinen Schwäger sendet, schreibt er ihm: „Stellt ihnen ein Wachsstöckgen dazu und küsse sie von mir" 1799 schenkte man sich, wie erwähnt in Leipzig, gegenseitig Wachsstöcke zu Weihnachten. — Noch vor dreißig Jahren war es in Berlin beim Weihnachtsbaum Sitte, dem unerwartet eintretenden Gaste, für den man kein Geschenk bereit hielt, wenigstens einen Wachsstock anzuzünden, den man als ihm geschenkt betrachtete. — In der Herrnhuter Mädchenerziehungsanstalt Kleinwelka bei Bautzen lebt noch heute ein Brauch fort, der die Beziehung deutlich erhalten hat. Jedes Mädchen beschenkt nur ein anderes; welches, bestimmt die Lehrerin. Die Empfängerin weiß nicht, wer sie beschenken wird. Auf einem weiß überdeckten Brette liegt neben der brennenden Kerze die Gabe. Die Geberin geht damit herum und neckt Einzelne mit der Frage: „Willst Du's?" ohne sich jedoch um ihre Antworten zu kümmern. Ist sie endlich an die Richtige gekommen, so bläst sie zum Zeichen, daß das Geschenk nunmehr den Platz seiner Bestimmung erreicht hat, das Licht aus und das Brett geht in die Hände der anderen über.

Auch das Licht in der Mitte des Geburtstagskuchens, auch die Sitte, dem Geburtstagskinde so viel Kerzen anzuzünden, als es Jahre zählt, gehören hierher.

Die Kerze oder der Glanz der Kerzen gehört also zu jeder Weihnachtsbescherung und in der That finden wir auf dem Christtisch Kerzen, auch wo der Weihnachtsbaum noch fehlt.

Sind sie vielleicht von den Gaben auf dem Tische erst hinauf in die Zweige des dunklen Baumes gestiegen?



Bilder aus dem altgriechischen Leben.

Die neuaufgefundenen Gedichte des Herondas.

Von

Hugo Blümner.

— Zürich. —

In völlig ungeahnter Weise haben die letztvergangenen Jahre wieder einmal das altgriechische Sprichwort: „Aus Afrika giebt's immer etwas Neues" bestätigt. Während die Entdeckungsreisen kühner Forscher uns immer mehr Klarheit über die geographischen und ethnographischen Verhältnisse des Innern von Afrika verschaffen und dafür sorgen, daß die Landkarten des schwarzen Erdtheils immer weniger Lücken aufweisen, spenden die alten Kulturländer an der Nordküste merkwürdige Reste aus der Zeit ihrer einstigen Blüthe, bietet namentlich das alte Wunderland Aegypten nunmehr in unerwarteter Weise die interessantesten Schätze nicht blos aus der Zeit der Pharaonen, sondern auch aus der Periode der griechischen und römischen Herrschaft. Ganz besonders ist es das Fayum, das in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gelenkt hat. Was hat uns dieser merkwürdige, vorher in Europa kaum dem Namen nach bekannte Erdenwinkel in dieser letzten Zeit nicht für wunderbare Dinge geschenkt! Da sind die prächtigen Portraits, die ebenso durch die dabei zur Verwendung gekommene Technik der Enkaustik, wie durch die Schönheit der Ausführung allgemeine Bewunderung erregten; da sind die Reste alter Weberei und Stickerei, ebenfalls höchst beachtenswerthe Proben einer alten Technik, die uns bisher fast allein aus schriftlichen Nachrichten zu beurtheilen möglich war; da sind vor allem die Papyrusfunde mit den mannichfaltigsten Ueberresten altgriechischer Literatur.

Wenn man früher hie und da sich der Hoffnung hingab, daß die vom Mittelalter uns überlieferte klassische Literatur da oder dort durch glückliche neue Funde noch eine Bereicherung erfahren könne, so dachte man dabei vornehmlich an die griechischen Klöster, an den Athos, den Sinai oder auch an Konstantinopel; und ungern ließ man erst nach und nach, als sich die dahin gehenden Nachforschungen fast gänzlich resultatlos erwiesen hatten, diese Hoffnung fahren. Niemand aber erwartete, daß Aegypten das Land sein würde, von dem uns die Vermehrung unserer Literaturschätze, und zwar in direkter Ueberlieferung aus dem Alterthum selbst zukommen sollte. Noch ist in aller Gedächtniß die Ueberraschung, die uns durch die Auffindung der aristotelischen Schrift vom Staat der Athener bereitet wurde; eine Ueberraschung, die so groß war, daß im ersten Augenblick Zweifel an der Echtheit laut wurden. Diesem Funde sind rasch andere gefolgt; zwar nicht von gleicher Bedeutung, aber doch auch ungemein beachtenswerthe. Eine hervorragende Stelle darunter nimmt ein längeres Fragment aus der verlorenen Antiope des Euripides ein, das in der englischen Zeitschrift „Hermathena" veröffentlicht worden ist, und soeben ist im Auftrage des British Museum ein neuer Band solcher Papyrusfragmente herausgegeben worden, dessen Inhalt es wohl verdient, auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden.

Der typographisch sehr gut ausgestattete, mit neun Facsimiles von Handschriftproben gezierte Band führt den Titel: Classical texts from papyri in the British Museum, edited by F. G. Kenyon, M. A. London 1891. Außer den im Folgenden ausführlicher zu behandelnden Gedichten enthält die Publikation das Fragment einer wahrscheinlich dem Hypereides zuzuschreibenden, bisher unbekannten Rede gegen einen gewissen Philippides; ferner von den dem Demosthenes zugeschriebenen, auch sonst bekannten Briefen den dritten; den größten Theil der uns gleichfalls schon bekannten Rede des Isokrates über den Frieden; sodann Fragmente aus den sechs ersten Büchern, sowie aus Buch 18, 23 und 24 der Ilias, mit interessanten Varianten; endlich ein Stück aus der verlorenen Grammatik des Tryphon. Abgesehen von dem Interesse, das diese Fragmente durch ihren Inhalt für den Philologen bieten, sind sie auch für die paläographische Forschung von Bedeutung; denn die Papyri rühren aus verschiedenen Zeiten her, einige aus dem zweiten oder ersten Jahrhundert v. Chr., andere aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. Indessen das sind Dinge, die nur den Fachmann angehen, und nicht davon wollen wir hier sprechen, sondern von dem umfangreichsten dieser Funde, den Gedichten des Herondas, die an Bedeutung alle anderen Inedita dieser Publikation weit überragen und von denen auch bereits, gleichzeitig mit jenem Sammelband, eine englische Specialausgabe erschienen ist, herausg. von W. G. Rutherford, London, Macmillian and Co., 1891.

Von diesem Dichter war uns bisher wenig mehr als der Name und eine kleine Zahl unbedeutender, zusammenhangloser Fragmente bekannt. Die

meisten finden sich in dem Sammelwerke des Stobaeus, der den Dichter Herodas nennt, während er anderwärts Herondas genannt wird; das Versmaß ist das sogenannte choliambische, d .h. ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — ◡ — — ◡, fünf Jamben mit einem Trochäus am Schluß. Mehrfach werden seine Gedichte als Mimiamben bezeichnet, was dramatische Scenen in jambischem Versmaß bedeutet; doch waren diese Fragmente zu kurz und inhaltslos, als daß man daraus Näheres über den Inhalt und die Form der Gedichte hätte entnehmen können. Eines derselben, aus einem Gedicht, das den Titel Molpinos führt, lautet in Uebersetzung:

„Nachdem der Sonne Weg du sechzigmal schautest,
o Gryllos, Gryllos, stirb und werde zu Asche;
was jenseits liegt, des Daseins Wende ist dunkel,
denn schon ward dir des Lebens heller Glanz blasser."

Von diesem Herondas nun beschert uns der eine der neuedirten Papyri nicht weniger als sieben Gedichte mit rund 700 Versen. Der Name des Dichters steht freilich nicht in der Handschrift, er geht aber daraus mit Sicherheit hervor, daß sich von den uns früher bekannten und auf den Namen des Herondas überlieferten Fragmenten (es sind im Ganzen zehn) fünf in diesen neugefundenen Stücken wiederfinden. Nicht Alles ist tadellos erhalten; hier und da sind Anfang oder Ende einer oder mehrerer Zeilen verstümmelt und unleserlich; indessen ist die Zahl der Verse, die so zerstört sind, daß eine Rekonstruktion und ein deutliches Verständniß des Inhalts ausgeschlossen erscheint, im Verhältniß zu den wohlerhaltenen doch nur klein. Die Philologen finden freilich auch an den scheinbar intakten Versen noch reichlich Arbeit, denn die (anscheinend aus dem 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. herrührende) Handschrift ist keineswegs von Textverderbnissen frei, die zusammen mit den größeren und kleineren Lücken der Conjecturalkritik ein fruchtbares Feld bieten. Immerhin ist der Gang der durchweg dramatisch gehaltenen Scenen, sowie meistens auch der Gedanke im Einzelnen noch deutlich; nur kommt man an den verdorbenen Stellen bisweilen in Verlegenheit, welcher von den Personen der Scene die Worte zuzuweisen sind, da der Abschreiber hierauf keine Rücksicht genommen hat. Wenn ich daher im Folgenden den Versuch mache, eine prosaische Uebersetzung dieser Gedichte zu geben, so bitte ich zunächst um Nachsicht, da Vieles eben noch ganz hypothetisch ist und manches, wenn einmal eine glückliche Emendation gefunden ist, etwas anders herauskommen dürfte. Selbstverständlich halte ich die Uebersetzung auch sonst etwas frei; größere Textlücken sind durch Punkte angedeutet, bei kleineren der Sinn ungefähr wiedergegeben; an einigen wenigen Stellen gebietet die Rücksicht auf moderne Leser, den Wortlaut etwas zu mildern. Scenarium und Personenangaben rühren von mir her; die Anmerkungen, bei denen alles rein Philologische fern gehalten ist, beschränken sich auf das zur Erklärung Nothwendigste.

I.

Die Kupplerin.

Scene: die Wohnung der Metriche, einer jungen Frau, deren Mann auf Reisen ist. Personen: Metriche, Thressa [1]), deren Sklavin. Gyllis, eine alte Frau.

Metriche (zur Sklavin): Thressa, es klopft Jemand an die Thür; schau doch nach, ob nicht vielleicht von unseren Leuten vom Lande draußen jemand kommt.

Thressa (geht zur Thür und ruft hinaus): Wer klopft an die Thür?

Gyllis (draußen): Ich bin's.

Thressa. Wer bist du? Scheust du dich, näher zu treten?

Gyllis (tritt in die Vorhalle hinein). Nun sieh, ich trete ja schon näher.

Thressa. Wer bist du denn aber?

Gyllis. Gyllis, die Mutter der Philainion; melde der Metriche drin, daß ich da bin.

Metriche. Ruft mich jemand?

Thressa. Es ist Gyllis. (Gyllis ist ihr gefolgt und ins Zimmer getreten.)

Metriche. Ah, Mutter Gyllis! (Zur Sklavin): Mach' ihr einen Sitz zurecht, [2]) Mädchen! (Zu Gyllis). Was für ein Zufall hat dich denn, liebe Gyllis, hierher zu uns geführt? . . . Sind es doch, glaube ich, wohl schon fünf Monate, seitdem man dich, bei den Moiren, auch nicht im Traum zu dieser Thür kommen sah, o Gyllis.

Gyllis. Ach, liebes Kind, ich wohne weit draußen, auf den Straßen aber geht einem der Schmutz bis zu den Knieen. Und dann werde ich schwach wie eine Fliege; denn das Alter zieht mich krumm und der Schatten des Lebens ist herangekommen [3]).

Metriche. Rede dich doch nicht auf deine Jahre hinaus! Ich glaube, daß du noch manchem Manne warm machst (?)

Gyllis. Spotte Du nur, dergleichen steht doch nur euch jüngeren Frauen zu.

Metriche. Nun, so ist's nicht gemeint, sei mir nur nicht böse.

Gyllis. Was ich aber sagen wollte, liebes Kind, — wie lange Zeit führst du jetzt schon dein Strohwittwenleben allein auf deinem einsamen Lager! Denn seit Mandris nach Aegypten zog, sind schon zehn Monate um, und er hat dir noch keine Zeile geschickt, sondern sicherlich hat er dich vergessen und sich mit einer neuen Liebe eingelassen [4]). Dort ist ja der wahre Tempel der Göttin [5]); denn alles, was es nur irgendwo auf der Welt giebt, das ist in Aegypten zu finden: Reichthümer, Ringplätze, Macht, schönes Wetter, Ruhm, Schauspiele, Philosophen, Gold, junge Bursche, der heilige Bezirk der göttlichen Geschwister [6]), ein trefflicher König, das Museum [7]), Wein — kurz alles, was einer nur begehrt, und Weiber so viele wie, bei der Kora, der Gemahlin des Hades, nicht einmal der Himmel Sterne zu tragen sich rühmt, und schön wie die Göttinnen, die einst zum Paris kamen.

Es folgt nun eine Reihe verstümmelter Verse. Der ungefähre Sinn ist: Weshalb quälst du dich, wenn dein Mann in der Fremde sich's wohl sein läßt? Warum „wärmst du deinen Stuhl" (d. h. sitzest immerfort daheim)?

---

1) Eigentlich die „Thrakerin", da Sklavinnen aus Thrakien häufig waren.

2) Zweifelhaft; von Rutherford anders gelesen und erklärt: „Mach, daß du fortkommst!"

3) Mit diesem Bilde vergl. den Schluß des oben angeführten Fragmentes.

4) Im Griech.: „aus einer neuen Quelle oder Schale getrunken."

5) Aphrodite; ganz Aegypten ist gleichsam ihr Haus.

6) Des Ptolemaeus Philadelphos und seiner ihm vermählten Schwester Arsinoe.

7) Das berühmte Museum von Alexandrien.

Deine Schönheit geht dir inzwischen verloren! Mache dir lustige Tage, versuch's mit einem andern! „Ein Schiff, das nur einen Anker hat, ist nicht sicher!" Sollte aber Mandris wiederkommen, wer wird's ihm sagen? Es erfährt es ja kein Mensch. Der Sinn der übrigen Verse läßt sich nicht errathen. Dann fährt die Alte fort):

Höre nun, was zu melden ich alte Frau mich zu dir aufgemacht habe. Gryllos, der Sohn der Matakene, der schon als Knabe fünf Siegespreise bei den Pythien davontrug, zweimal in Korinth beim Wettkampf der Jünglinge siegte und ebenso zweimal Männer im Faustkampfe niederwarf, der ein reicher Mensch ist und dabei so gut, daß er kein Wässerchen trübt[1]), der auch bisher von der Liebe noch unberührt war, . . . der hat dich auf der Straße gesehen und ist sogleich in dich entbrannt und ganz toll im Herzen. Und nun geht er mir Tag und Nacht nicht aus dem Hause, sondern jammert mir beständig vor und stirbt vor Sehnsucht, dich zu umarmen. Nun wohlan, Kindchen, liebste Metriche, gönne ihm doch diesen einzigen kleinen Fehltritt; weihe dich der Göttin[2]), damit nicht heimlich das Alter heranschleicht und dich plötzlich angrinst . . . Auch wirst du mehr geschenkt bekommen, als Du glaubst! Ueberleg' dir's, folge mir, ich meine es, bei den Moiren, gut mit dir.

Metriche. Gyllis, deine weißen Haare haben dir wohl den Verstand geschwächt. Vergeblich suchst du den Mandris bei mir anzuschwärzen (?). Und wahrlich, bei der theuern Demeter, dergleichen würde ich von einer andern Frau nicht so ruhig angehört haben. Ich bin gelehrt worden, daß Gleich sich zu Gleich gesellen soll (?) und man die Schwelle der Thür als Feind betrachten soll[3]). Du aber, Liebe, komme nicht wieder zu mir mit solcher Botschaft; melde mir lieber etwas, was sich für anständige junge Frauen ziemt. Die Metriche aber, die Tochter des Pythis, laß du nur ruhig ihren Stuhl wärmen; denn niemand soll sich über Mandris lustig machen. Doch für Gyllis braucht's, meine ich, nicht weiter solcher Reden.

(Der Rest der Unterredung ist stark verdorben. Dem Anschein nach läßt Metriche für ihren Gast einen Trank bereiten, aus Wein, Wasser und einem unbestimmbaren Zusatz. Gyllis bedauert, ihren Zweck nicht erreicht zu haben, lobt die Süße des Trankes und verabschiedet sich.)

II.

Der Bordellwirth.

Scene: Der Gerichtshof auf der Insel Kos.

Personen: Battaros, ein Bordellwirth. Der Gerichtsschreiber. Stumme Personen: die Richter, der Angeklagte Thales; Myrtale, eine Hetäre des Battaros.

Battaros. Ihr Richter, über meine Familie und meinen Ruf sitzt ihr hier nicht zu Gericht, wenn auch dieser Thales hier ein Schiff im Werthe von fünf Talenten[4]) besitzt und ich nur gerade mein Brot habe.

(Es folgen sechzehn verstümmelte Verse, deren Sinn sich nicht mehr errathen läßt.)

---

[1]) Wörtlich „der kein Hälmchen" bewegt", eine bereits bei Aristophanes vorkommende Redensart von Leuten, die sich gesittet betragen.

[2]) Der Aphrodite.

[3]) D. h. das Haus zu hüten, nicht auf die Straße zu gehen.

[4]) Etwa 23,600 Mark.

Wenn jedoch, weil jener das Meer befährt oder einen Mantel für drei attische Minen[1]) trägt, ich aber auf dem Lande wohne und einen schlechten Rock und zerrissene Pelzstiefel trage, er mit Gewalt eins von meinen Mädchen wegführen dürfte, ohne meine Einwilligung einzuholen, und das bei Nacht, — dann ist es vorbei für uns mit dem Schutze des Staats, und eure Unabhängigkeit, auf die ihr so stolz seid, wird Thales aufheben, der doch, wer er auch immer sei und aus was für einem Teig immer er geknetet sein mag, so wie ich leben und auch vor dem geringsten der Bürger Respect haben sollte. So aber ehren zwar diejenigen, die die Schirmherrn der Stadt sind und sich auf ihre Abkunft etwas einbilden, ungleich diesem da die Gesetze, und kein Bürger hat mich, den Fremden, durchgeprügelt oder ist Nachts vor meine Thür gekommen, noch hat er mit Fackeln mir das Haus angezündet oder mit Gewalt eine von meinen Dirnen genommen und fortgeführt. Aber der Phrygier hier, der jetzt Thales heißt, früher jedoch, ihr Herren, Artimmes, der wahrlich hat all dies gethan und hat sich weder vor dem Gesetz noch vor dem Gemeindevorsteher oder Archonten gescheut. — Wohlan, Gerichtsschreiber, nimm jetzt das Gesetz über Mißhandlung und lies es vor; und du, Bester (zu einem Gerichtsdiener), verstopfe inzwischen die Oeffnung der Wasseruhr, so lange jener spricht, damit er nicht rede, während das Wasser läuft, und Thales dadurch, wie man zu sagen pflegt, Beute mache.[2])

Gerichtsschreiber (liest) „Wenn ein Freier eine Sklavin entehrt oder mit Gewalt fortschleppt, so soll er als gerichtliche Buße den doppelten Preis zahlen."

Battaros. Das hat Charondas[3]) geschrieben und nicht etwa Battaros in dem Wunsche, den Thales zu fassen.

Gerichtsschreiber. „Wenn einer die Thür aufbricht," heißt es, „soll er eine Mine zahlen; wenn er Jemandem einen Faustschlag giebt, ebenfalls eine Mine. Wenn aber Jemand ein Haus anzündet oder wenn er Grenzsteine verrückt, so hat er als Buße ein Tausend[4]) festgesetzt, und wenn er sonst einen Schaden anrichtet, muß er das Doppelte des Werthes entrichten."[5])

Battaros. Er wohnte nämlich in einer Stadt, o Thales; du aber kennst weder eine Stadt, noch weißt du, wie eine Stadt verwaltet wird. Denn heut wohnst du in Brindikera[6]), gestern in Abdera, und morgen, wenn dir Jemand eine Schiffsladung giebt, segelst du nach Phaselis.[7]) Ich aber, um euch, ihr Richter, nicht durch langes Reden aufzuhalten und mich eines Sprichwortes zu bedienen: ich habe vom Thales erdulden müssen, was „die Maus im Pech"[8]). Mit Fäusten bin ich geschlagen worden, die Thür ist mir zertrümmert worden, und von dem Hause, für das ich monatlich

1) 235 Mark.

2) Bekanntlich wurde bei Gerichtsreden eine Wasseruhr als Maß für die dem Redner erlaubte Zeit genommen; damit aber, wenn Gesetze, Aktenstücke u. dgl. verlesen wurden, der Redner nicht an der ihm gesetzlich zustehenden Redezeit verkürzt werde, wurde während der Verlesung der Lauf des Wassers gehemmt. Daher kommt in Gerichtsreden öfters die Aufforderung vor: „halte das Wasser an", gerichtet an den eigens mit der Handhabung der Wasseruhr beauftragten Beamten.

3) Charondas von Katana, berühmter unteritalischer Gesetzgeber aus dem siebenten Jahrh. Die hier angeführten Gesetze sind aber wohl fingirt.

4) Wohl nicht Minen, sondern Drachmen (786 M.) Die leicht gebauten Häuser der Alten hatten keinen hohen Werth; die uns bekannten Häuserpreise gehen von 3 bis zu 120 Minen.

5) Vielleicht sind diese Zeilen bereits wieder dem Battaros zuzuweisen.

6) Unbekannter Ort.

7) Seestadt in Pamphylien.

8) Bekanntes griechisches Sprichwort; man fing die Mäuse mit Pech.

einen Drittelstater[1]) Miethgeld zahle, die Thürgesimse aus Backstein. — Myrtale, komme jetzt her und zeige dich allen und habe keine Furcht; denke, daß die Herren, die hier zu Gericht sitzen, dir wie Väter und Brüder sind. Seht, ihr Herren, wie jener Spitzbube[2]) sie zugerichtet hat, . . . als er sie fortschleppte und vergewaltigte! . . . . (Zu Thales). Lachst du? — Ich bin freilich nur ein Kuppler und leugne es nicht, und Battaros ist mein Name, und mein Grossvater hieß Sisymbras und mein Vater Sisymbriskos, und alle waren Bordellhalter . . . Du bist vielleicht in die Myrtale verliebt; nun, das ist ja kein Unglück. Aber ich habe sie gekauft (?); bezahlst du mir dies, sollst du jene haben.[3]) — Oder beim Zeus, wenn du für eins von meinen Mädchen drin entbrannt bist, so zahle dem Battaros den Preis dafür in die Hand, und dann nimm sie als dein Eigenthum mit und mache damit, was dir beliebt. — Doch noch eins, ihr Herren; denn das, was ich eben sagte, galt diesem da. Ihr aber, da Zeugen nicht vorhanden sind, fällt euern Spruch nach gerechtem Urtheil. Wenn aber jener es etwa auf die Sklaven abgesehen hat und sie zur Folterung begehrt[4]), so biete auch ich selbst mich dazu an; nimm mich, Thales, und foltere mich: nur muß die Buße bereit liegen! Selbst Minos könnte, wenn er Recht spräche, hier nicht mit besserer Wage die Entscheidung treffen. Im Uebrigen, ihr Männer, glaubt nicht, daß ihr euer Urtheil nur für den Bordellwirth Battaros abgebt; nein, es gilt für alle Fremden, die diese Stadt bewohnen. Möge jetzt Kos und Merops[5]) zeigen, wie viel sie vermögen, und Thessalos und Herakles[6]), welchen Ruhm sie genießen, und auch Asklepios, der von Trikka[7]) hierher kam, und Phoibe, die hier die liebreizende Leto gebar.[8]) Im Hinblick auf all dies richtet die Sache nach gerechtem Erwägen, auf daß der Phrygier euch von nun an, wenn er Schläge bekommt, besser werde, falls nicht etwa das alte Sprüchwort eine Lüge sagt.[9])

---

1) Etwa 13 Mark.

2) Wörtlich „Eseltreiber."

3) Die Deutung der letzten Zeilen ist durchaus unsicher.

4) Bei Gerichtsverhandlungen konnte auch das Zeugniß der Sklaven angerufen werden, doch wurden dieselben nur auf der Folter befragt, weil man annahm, daß sie nur so die Wahrheit sagten.

5) Merops ist ein sagenhafter König von Kos, nach dem die Insel selbst auch Meropis und die Bewohner Meroper hießen; als seine Tochter galt Kos, nach der die Insel benannt war.

6) Der Sage nach landete Herakles auf der Heimkehr von Troja auf der Insel Kos, wo er aber erst nach harten Kämpfen und nachdem er den König Eurypylos erschlagen hatte, Aufnahme fand; Thessalos war ein Sohn von ihm und der Tochter des Eurypylos. Beide wurden auf Kos verehrt; Münzen von Kos zeigen den Herakles mit dem kleinen Thessalos auf dem Arm.

7) Stadt in Thessalien, wo sich der älteste und berühmteste Kultus des Asklepios befand. Auch in Kos war der Dienst des Asklepios von großer Bedeutung und das dortige Heiligthum mit seinen Heilanstalten und Aerzten (Hippokrates stammte daher) hochberühmt.

8) Phoibe, eine Titanin, ist die Mutter der Leto; daß sie dieselbe auf Kos gebar, ist ein sonst unbekannter Lokalmythus. Man beachte, daß Battaros von lauter fremden Heroen spricht, die nach Kos kamen und dort Aufnahme fanden.

9) Anspielung auf das Sprichwort „Der Phrygier (d. h. allgemein der Sklave) wird durch Schläge besser."

III.

Der Schulmeister.

Scene: eine Schulstube.

Personen: Metrotime. Kottalos, deren Sohn. Lampriskos, Schulmeister. Stumme Personen: Einige Schüler.

Metrotime. Mögen dir die lieben Musen, o Lampriskos, Freude geben und fröhlichen Genuß des Lebens! — Dem Burschen da gerbe das Fell durch, bis ihm seine schlechte Seele nur noch gerade auf den Lippen sitzt![1]) Mir armen Frau hat er mit seinem Gerade—Ungerade-Spielen das Haus geplündert — denn die Würfel genügen ihm schon nicht mehr, o Lampriskos, — und was das Unglück noch größer macht, ist, daß zwar die Thür des Schreiblehrers vor ihm Ruhe hat[2]), doch der bittere letzte des Monats die Bezahlung heischt[3]). Und wenn ich selbst die Klagelieder des Nannakos anstimmte[4]), so würde er doch nicht so bald mit seiner Spielwuth aufhören. Wo aber die Packträger ihren Platz haben und die entlaufenen Sklaven sich herumtreiben, das weiß er anderen trefflich zu zeigen; und die unglückselige Schreibtafel, die ich ihm jeden Monat mühsam mit Wachs bestreiche, die liegt verlassen unter seinem Bett zwischen Wand und Bettpfosten, und wenn er wirklich einmal, sie wie die Hölle selbst anblickend, darauf schreibt, so kommt nichts Ordentliches heraus, sondern er kratzt sie ganz ab. Die Knöchel[5]) aber, die ihm vorher so lieb waren, liegen meist überall herum, in Netzen und Töpfen, die wir alle Tage brauchen.[6]) Nicht die geringste Sylbe versteht er zu lesen, wenn man es ihm nicht fünfmal vorsagt. Als ihm jüngst der Vater drei Tage lang das Wort „Maron" vorbuchstabirte, da machte der treffliche Bursch aus dem „Maron" einen „Simon",[7]) sodaß ich mich selbst eine Närrin schalt, daß ich ihn nicht Eselhüter werden lasse, anstatt ihn Lesen und Schreiben lernen zu lassen, im Glauben, daß er damit einst eine Hilfe in der Noth haben werde. Wenn aber ich oder der Vater ihn einen Spruch, wie er für Knaben üblich ist, aufsagen lasse, dann kommt es heraus, wie wenn ein alter tauber und blinder Mann etwas durch ein Sieb seiht[8]). O Apollo, was ich dir da sage, das wird dir auch die Großmutter als wahr bestätigen, obgleich sie nichts von Schreiben und Lesen versteht, und der Sklave, der gerade dabei war. — Wenn wir ihn aber deshalb auch nur etwas mehr ausschelten wollen, dann läßt er sich entweder drei Tage lang im Hause nicht blicken, sondern plagt die Großmutter, eine alte, einsam lebende Frau, oder er hockt wie ein Affe oben auf dem Dach, läßt die Beine herabhängen und bückt sich hinunter. Was glaubst du wohl, was ich Arme für eine Angst ausstehe, wenn ich ihn da sehe? . . Die ganzen Dachziegel aber

---

1) D. h. bis er halbtodt ist; die Alten glaubten, daß die Seele beim Sterben zum Munde hinaus entfliehe.

2) Der Text ist verdorben und das Obenstehende nur eine Aushilfe.

3) Man zahlte bei den Griechen das Schulgeld in der Regel monatlich.

4) Sprichwörtlich für „sehr jammern". Nannakos ist in der Sage ein alter phrygischer König, der lange vor Deukalion lebte und in Voraussicht der kommenden Sintfluth unter vielem Jammern Opfer brachte.

5) Knöchel, mit denen man anstatt der Würfel spielte.

6) Ungefährer Sinn der theilweise verdorbenen Verse.

7) Der Witz ist heut unverständlich, enthält aber wahrscheinlich eine den damaligen Lesern verständliche lokale Anspielung.

8) D. h. tropfenweise, stockend.

werden zerbrochen, wie Backwerk, und wenn der Wind geht [1]), so muß ich drei halbe Obolen[2]) für jeden Dachziegel zahlen; denn wie aus einem Munde behauptet die ganze Hausbewohnerschaft, daran trage in Wahrheit nur Kottalos, der Sohn der Metrotime, die Schuld, sodaß ich nicht einmal den Mund aufzuthun wage (?). Und sieh nur her, wie er sich den ganzen Rücken zerschunden hat, im Walde sich herumtreibend, wie ein delischer Fischer, der sich seinen kärglichen Lebensunterhalt sucht auf dem Meere. Den siebenten und den zwanzigsten des Monats[3]) weiß er aber besser, als die Sterngucker, und kein Schlaf kommt über ihn, wenn er merkt, daß ihr ein Spiel veranstaltet.[4]) Aber so wahr dir, Lampriskos, die Göttinnen hier[5]) ein herrliches Leben verleihen und du alles Guten theilhaftig werden mögest —

Lampriskos. Du brauchst, o Metrotime, nicht erst weiter zu bitten, er soll schon seinen Theil und keinen kleinen kriegen. — Na, wo steckt Euthias? Wo ist Kokkalos und Phillos[6])? Wollt Ihr nicht schleunigst diesen da auf eure Schultern nehmen[7]), oder wartet ihr bis zum Vollmond des Akessaios[8])? Empfange jetzt Kottalos, den Lohn für deine Thaten. Also das Knöchelspielen genügt dir nicht mehr? . . . Nicht wahr, zu den Packträgern gehst du und spielst mit ihnen gerade und ungerade! Ich will dich aber gesitteter als ein Mädchen machen und daß du mir künftig kein Wässerchen mehr trüben sollst![9]) Wo steckt meine gesalzene Lederpeitsche oder der Ochsenziemer, mit dem ich die Arrestanten und die zur Seite gestellten Schüler durchwichse? Man gebe ihn mir schleunigst in die Hand, bevor mein Zorn verraucht!

Kottalos. Nein, nein, Lampriskos, ich flehe dich an bei den Musen und bei deinem Barte und bei der Seele der Kottis[10]), mißhandle mich nicht mit dem fürchterlichen Ochsenschwanz.

Lampriskos. Du bist aber ein solcher Schlingel, Kottalos, daß Niemand dich

---

1) Es wäre möglich, daß das Wort „Sturmwind“ hier so viel bedeutet, wie unser „Sausewind“, also „wenn der Taugenichts in der Nähe ist.“ Es scheint mir aber noch bezeichnender, daß ein wirklicher Sturm gemeint sei, sodaß also die Hausbewohner jedesmal, wenn der Sturm Ziegel vom Dach wirft, dem jungen Kottalos dies aufbürden und die Mutter auch für den Schaden aufkommen muß, an dem er unschuldig ist.

2) Nach attischem Gelde etwa 20 ₰. Im Texte steht „drei Emaitha“; nach Hesych bedeutete ein Emaithon in Kyzikos 2 Obolen, sonst 1/2 Obol. Spielte die Scene in Kyzikos, so betrüge die Summe demnach 6 Obolen oder 80 ₰, was für einen Dachziegel doch zu theuer scheint

3) Diese Tage waren dem Apollo heilig, und daher war an ihnen keine Schule.

4) Vielleicht ist damit eins jener Schulfeste gemeint, wie sie auch in den Schulen der Alten üblich waren.

5) Hinweis auf Statuen der Musen, die in der Schulstube stehen.

6) Vermuthlich Schüler des Lampriskos.

7) Die Erklärung dafür liefert ein herkulanisches Wandgemälde, wo die Züchtigung eines Schülers dargestellt ist: einer hat ihn sich über den Rücken gehängt, indem er die Arme des Delinquenten vorn über die Schultern gezogen hat; ein anderer hält ihm die Beine fest, während der Lehrer mit der Ruthe den Rücken des Schülers bearbeitet.

8) Ein griechisches Sprichwort, das von Solchen gebraucht wurde, die alles auf die lange Bank schieben; angeblich nach einem Schiffskapitän, der mit seiner Seefahrt immer den Vollmond abwartete, um es bei Nacht hell zu haben.

9) Wörtlich: „Daß du mir auch nicht das kleinste Hälmchen bewegen sollst,“ wie oben im ersten Gedicht.

10) Unverständlich.

loben könnte, selbst wenn er im Lande, wo die Mäuse das Eisen fressen [1]), dich verkaufen wollte.

Kottalos. Wie viel, wie viel Hiebe, Lampriskos, ich beschwöre dich, willst du mir denn geben?

Lampriskos. Frage nicht mich, sondern diese hier (auf die Mutter zeigend).

Kottalos. Mama. wie viele wollt ihr mir noch geben?

Metrotime. Wenn du dabei am Leben bleibst, so viele, als dein elendes Fell aushält.

Kottalos. Hör' auf, es ist schon genug, Lampriskos.

Lampriskos. Höre auch du erst auf mit deinem schlechten Betragen.

Kottalos. Nie mehr, nie will's ich wieder thun, ich schwöre dir's, Lampriskos, bei den lieben Musen!

Lampriskos. Was du noch immer für eine flinke Zunge hast! Wenn du noch weiter mucfst, so lege ich dir die Maus an! [2])

Kottalos. Ich bin schon still, bring' mich nur um Gotteswillen nicht um!

Lampriskos. Kokkalos, laßt ihn los!

Metrotime. Höre doch nicht auf, Lampriskos, ihn zu hauen, bis die Sonne untergeht!

Lampriskos. Er ist ja schon viel buntscheckiger als eine Schlange.

Metrotime. Und natürlich muß er dann auch beim Lesebuch sein Bestimmtes, seine fünfundzwanzig, kriegen; und wenn er sogar besser lesen sollte, als Klio selbst[3]), dann tauche nicht etwa unversehens deine Zunge in Honig[4]). Ich werde, Lampriskos, sorgfältig alles dem Alten berichten, wenn ich nach Hause komme, und nächstens komme ich wieder und bringe ein paar Fußschellen mit, damit ihn so, an den Beinen gefesselt herumhüpfend, die Musen hier sehen mögen, die er verabscheute![5])

V.

Der Besuch im Asklepiosheiligthum.

Scene: ein Heiligthum des Asklepios, vielleicht auf der Insel Kos.

Personen: eine nicht mit Namen genannte Frau, hier durch X. bezeichnet. Kynno, ihre Freundin. Ein Tempeldiener. Stumme Personen: Kokkale und Kydilla, Sklavinnen.

X. Sei gegrüßt, Herrscher Paeon[6]), der du Trikka beherrschest und das liebliche Kos und Epidauros zum Wohnsitz genommen hast; mit dir sei gegrüßt Koronis, die dich gebar, und Apollo[7]) und Hygieia, die du an deiner rechten Hand führst, und die

---

[1]) Eine sprichwörtliche Redensart, die uns bisher nur in der lateinischen Fassung bekannt war und die bedeutet: wo es anders hergeht, als im gewöhnlichen Leben, wo Wunderdinge geschehen.

[2]) Entweder eine Vorrichtung, durch die der Junge am Reden gehindert werden sollte, etwa ein Knebel oder dergl., oder ein Block, in den man jemand einspannt.

[3]) Klio, die Muse der Geschichte, wird meist mit einer Rolle in der Hand abgebildet.

[4]) Die Stelle ist verdorben und der Sinn zweifelhaft; die Redensart ist aus Plautus bekannt, bei dem es einmal heißt: „eure Zunge und eure Reden sind in Milch und Honig getaucht."

[5]) Die letzten Verse sind verdorben und oben nur vermuthungsweise eine Uebersetzung versucht.

[6]) Beiname des Asklepios.

[7]) Apollo ist der Vater des Asklepios.

Göttinnen, denen diese Altäre hier geweiht sind, Panake und Epio und Jaso[1]), seien gegrüßt, und die, welche den Palast und die Mauern des Laomedon zerstörten, die Heiler der Krankheiten Podalirios und Machaon[2]) sollen gegrüßt sein. Und was für Götter und Göttinnen sonst noch bei deinem Altar wohnen, Vater Paeon, gnädig mögen sie sich uns erweisen! — Nehmt die bescheidene Spende dieses Hahnes[3]), den ich als Opfer bringe, an. Denn kein reichliches und wohlbestelltes Leben führen wir, sonst würden wir gern ein Rind oder ein gemästetes Ferkel mit dicker Schwarte und keinen Hahn dir darbringen als Dank für Heilung der Krankheiten, die du von uns genommen hast. Wolle deine milde Hand, o Herrscher, über uns breiten! — Kokkale, stelle die Votivtafel zur Rechten der Hygieia auf! — Ach, liebe Kynno, die schönen Bildsäulen! Welcher Künstler hat wohl diese Marmorfigur gefertigt, und wer ist es, der sie geweiht hat?

Kynno. Die Söhne des Praxiteles; siehst du nicht die Inschrift am Postament? Aufgestellt aber hat sie Euthias, der Sohn des Prexon.

X. Möge Paeon auch ihnen und dem Euthias gnädig sein um dieses herrlichen Werkes willen! — Sieh nur, Beste, dort das Mädchen, das in die Höhe nach dem Apfel blickt! Sollte man nicht meinen, daß sie gleich den Geist aufgeben wird, wenn sie den Apfel nicht bekommt? — Und dort den Greis, o Kynno!

Kynno. Bei den Moiren, wie der Knabe dort die Fuchsgans[4]) würgt! Wenn die Figur nicht von Stein wäre, müßte man sagen, daß sie ohne weiteres sprechen würde! Ach, nächstens werden die Menschen wohl noch gar darauf kommen, dem Stein wirkliches Leben zu verleihen.

X. O Kynno, siehst du denn nicht hier die Bildsäule der Batale, der Tochter des Myttes, wie sie leibt und lebt! Wenn jemand die Batale nicht kannte, so braucht er nur dies Portrait anzusehen und bedarf ihrer Person gar nicht.

Kynno. Folge mir jetzt, Liebe, und ich werde dir etwas so Schönes zeigen, wie du es noch nie gesehen hast, solange du lebst. — Kydilla, gehe und rufe den Tempeldiener! — Zu dir rede ich, und da steht sie und hat Maulaffen feil! Wahrhaftig, sie kümmert sich gar nicht um das, was ich sage, sondern steht da und gafft mich an, ärger als ein Krebs[5]). Geh, sag' ich, und rufe den Tempeldiener! — Daß du Fresserin doch von Natur zu nichts brauchbar und unzuverlässig bist und immer faul dastehst! [6]) . . Ich schwöre dir, Kydilla, bei dem Gotte hier — wenn du mich wider meinen Willen so in Wuth bringst — ich schwör' dir's, sage ich, ich werde dich eines schönes Tages traktiren, daß du dir den schmutzigen Kopf kratzen sollst (??)!

X. Laß dich, o Kynno, nicht gleich so vom Zorne hinreißen; sie ist eine Sclavin und die Ohren einer Sclavin beschwert die Trägheit.

Kynno. Aber durch Sanftmuth wird es mit ihr nur immer ärger! (Zur Sclavin) Höre du, bleibe, denn die Thür ist eben geöffnet werden und das Allerheiligste steht offen; siehst du nicht, liebe Kynno, was da für Kunstwerke darin sind? So schön sind sie, daß man sagen möchte, Athene selbst habe sie geschnitzt, — gelobt sei die Herrin! Wenn ich den nackten Knaben dort, Kynno, etwas zwicken wollte, so würde er keinen

---

[1]) Heilgöttinnen.

[2]) Heroen und Aerzte, aus der Ilias bekannt.

[3]) Der Hahn war ein gewöhnliches Opfer für Asklepios; man erinnere sich der bekannten letzten Worte des sterbenden Sokrates.

[4]) Die Fuchsgans, Chenalopex, war eine in Aegypten heimische Gänseart. Ein Knabe, der eine Gans würgt, war eine im Alterthum berühmte Statue des Boethos, von der wir noch eine Nachbildung besitzen.

[5]) Wohl sprichwörtlich; vermuthlich wegen der vorstehenden Augen des Krebses.

[6]) Auch diese Verse sind verdorben, ebenso wie die folgenden; der obige Wortlaut beruht nur auf ungefährer Vermuthung.

blauen Fleck davon bekommen, denn fest liegt ihm das Fleisch an, so warm, so lebensvoll, als spränge er aus dem Bilde heraus; und das silberne Kohlenbecken [1]), wenn das Myllos oder Pataikiskos, der Sohn des Lamprion, sähe, was würden die nicht für Augen machen [2]), im Glauben, es sei wirklich von Silber gemacht. Und das Rind, und der Mann, der es führt, und die Frau, die mitgeht, und der Mensch mit der Adlernase und der mit der Stumpfnase, blicken die nicht alle drein wie das leibhaftige Leben? — Wenn ich nicht glaubte, mehr zu vertragen, als sonst eine Frau, so würde ich ein Geschrei erheben, damit mir der Ochse nichts zufüge; so grimmig sieht er mich, o Kynno, mit dem einen Auge von der Seite an!

Kynno. Ja, lebenswahr sind die Werke des Ephesers, Liebste; auf allen steht die Inschrift des Apelles. Nicht kann man von diesem sagen: „Das Eine weiß er, das Andere aber ward ihm versagt," sondern das ist einer, der es sich wohl in den Sinn kommen ließe, es mit den Göttern aufzunehmen.

X. Ihn oder seine Arbeit hat die Gottheit beseelt. (Sie erblickt den herzutretenden Tempeldiener.) Der hat uns doch nicht etwa hier herumschnüffelnd beobachtet? Möchte doch den Kerl der Kuckuck holen! [3])

Tempeldiener. Trefflich ganz und gar, ihr Frauen, und auf noch Besseres hinweisend sind eure Opfer ausgefallen; denn mehr hat Niemand sich den Paeon geneigt gemacht, als ihr jetzt. — Heil, Heil, Paeon, sei diesen Frauen wohl gesinnt um ihrer schönen Opfergaben willen, und ebenso, wenn sie sonst nähere Angehörige oder Blutsverwandte haben. Heil, Heil, Paeon, möge es so geschehen!

X. Ja, Verehrtester, Heil! und möchten wir in bester Gesundheit hierher zurückkehren, noch größere Opfergaben mitbringend sammt unsern Männern und Kindern! — Kokkale, denke daran, das Schenkelchen gut von dem Vogel abzuschneiden und es dem Tempeldiener zu geben, und schiebe mit segnenden Worten den Opferkuchen für die Schlange in das Mauerloch und mache die Opfergerste an. Das übrige wollen wir zu Hause schmausen, und vergiß nicht, es mitzunehmen.

Kynno. Gieb es lieber noch der Hygieia dazu, denn wenn man ihr Opfer bringt, so ist die Göttin der Gesundheit mächtiger, als die Schicksalsgöttin! [4])

V.

Die Eifersüchtige.

Scene: das Haus der Bitinna.

Personen: Bitinna. Gastron, ihr Sclave und Liebhaber. Pyrrhias, Sclave. Kydilla, Sclavin.

Bitinna. Sage mir doch, Gastron, bist du meiner schon so überdrüssig, daß ich dir nicht mehr genüge, sondern du dich mit der Amphytaia, der Tochter des Menon, einläßt?

---

1) Im Text „Feuerzange", aber wie es scheint verdorben.

2) Wörtlich: „sie werden ihre Augäpfel vorwerfen", d. h. starr hinblicken.

3) Wörtlich: „möchte jener doch im Hause eines Walkers am Beine aufgehängt sein;" offenbar ebenfalls eine sprichwörtliche Redensart. Sklaven, die etwas verbrochen hatten, wurden bisweilen an einem Bein an der Decke aufgehängt, wie wir das auf einem Vasenbild sehen können; und diese Procedur war natürlich im Hause eines Walkers wegen der Schwefeldämpfe u. dgl. doppelt peinlich.

4) Fragliche Rekonstruktion der verdorbenen Verse.

Gastron. Ich habe die Amphytaia, die Frau, von der du sprichst, zwar gesehen [1]) —

Bitinna. Den ganzen Tag suchst du nur nach Ausflüchten!

Gastron. Bitinna, ich bin ein Sclave, mach mit mir, was du willst, aber sauge mir nicht Tag und Nacht das Blut aus!

Bitinna. Sieh, was du noch für eine freche Zunge hast! — Kydilla, wo ist Pyrrhias? Ruf' mir ihn! —

Pyrrhias. Was soll's?

Bitinna. Binde diesen hier! — Was stehst du noch immer da? Mach schnell den Strick vom Brunneneimer los! — Wenn ich dich jetzt nicht so zurichte, daß ich dich als warnendes Beispiel für das ganze Land hinstelle, — wahrhaftig, dann soll man sagen, daß ich kein Weib bin! (Zu Pyrrhias). Nun, spute dich etwas mehr, Sklave![2]) — (Zu Gastron). Ich soll also daran schuld sein? — Ich bin es ja, Pyrrhias, die dich erst zu einem Menschen gemacht hat! Aber wenn ich damals einen Fehler begangen habe, so sollst du die Bitinna von heute nicht mehr so dumm finden, wie du vielleicht glaubst. — He, so binde ihn doch und zieh' ihm zuvor den Rock aus!

Gastron. Nein, nein, Bitinna, ich bitte dich bei deinen Knieen![3])

Bitinna. Zieh dich aus, sag' ich. Du sollst jetzt, da du Sclave bist und ich drei Minen für dich gezahlt habe, erkennen, daß das kein Glückstag für dich war, der dich hierher gebracht hat. — Pyrrhias, dir wird's noch schlecht gehen; ich sehe ja, daß du alles andere eher thust, als ihn binden. Schnür' ihm die Arme zusammen, binde ihn so fest als möglich!

Gastron. Bitinna, sieh mir nur noch einmal den Fehltritt nach! Ich bin ein Mensch, ich habe gefehlt; aber wenn du mich noch einmal ertappst, daß ich etwas begehe, was du nicht willst, so lasse mich brandmarken.

Bitinna. Sag' das der Amphytaia — wirf' mir keine verliebten Blicke zu! Mit jener zusammen solltest du die Mühle drehn! . . .

Pyrrhias. So, jetzt ist er ordentlich gebunden.

Bitinna. Paß gut auf, daß er sich nicht heimlich losmache. Führe ihn jetzt zum Hermon in die Mühle[4]) und trage diesem auf, daß er ihm tausend Hiebe auf den Rücken gebe und tausend auf den Bauch.

Gastron. Du wirst mich tödten, Bitinna, und das, ohne dich überzeugt zu haben, ob es wahr ist oder falsch, was du von mir glaubst.

Bitinna. Hast du nicht eben erst mit deiner eignen Zunge bekannt: „Bitinna, sieh mir noch einmal diesen Fehltritt nach?"

Gastron. Ich wollte ja nur deinen Zorn damit besänftigen.

Bitinna. (Zu Pyrrhias): Stehst du noch immer da und siehst mich an, anstatt diesen wegzuführen, wohin ich dir sagte? — Kydilla, stopfe diesem Spitzbuben das Maul zu[5]), und du, Drechon, folge nach, wohin dir dieser vorangeht. Sclavin, du kannst diesem verwünschten Menschen einen Lumpen geben, seine Blöße drein zu hüllen, damit er nicht ganz nackt auf dem Marktplatz gesehen wird. — Nochmals und abermals

---

1) Es scheint hier im Text etwas nicht in Ordnung zu sein; man sollte eher erwarten, der Sclave erkläre, daß er jene Frau lange nicht mehr gesehen habe oder dergl.

2) Unsicher; anstatt Sklave steht „Phrygier" im Text, s. oben Gedicht II a. E.

3) D. h. deine Kniee umfassend.

4) Die Mühle, in der die Sclaven arbeiten mußten, war zugleich Gefängniß und Züchtigungsort für dieselben.

5) Hier ist freilich gerade das Zeitwort, auf welches es ankommt, verdorben; daß aber der Sinn ungefähr der obige sein muß, geht daraus hervor, daß Gastron von hier ab nicht mehr das Wort ergreift.

sage ich dir's, Pyrrhias, daß du dem Hermon aufträgst, ihm tausend hier und tausend dort zu verabfolgen; hast du's gehört? Wenn du etwas von dem, was ich sage, nicht ausrichtest, so wirst du selbst mir für deine alten Sünden, und zwar mit Zinsen, büßen. Geh jetzt, und führe ihn nicht bei der Mikkale [1]) vorbei, sondern den geraden Weg. — (Pyrrhias geht mit Gastron ab)

(Nach einer Weile): Ach, da fällt mir etwas ein. (Zur Kydilla) Rufe ihn, Sclavin, laufe ihm schleunigst nach und rufe ihn, er soll hierher kommen!

Kydilla (rufend). Pyrrhias, du Elender, du tauber Kerl, die Herrin ruft dich!

Bitinna. Wahrhaftig, man sollte meinen, daß er nicht einen Sklaven, sondern einen Gräberdieb nach sich zerrt! Sieh nur, Pyrrhias, wie du diesen jetzt gewaltsam zur Bestrafung fortziehst! Fürwahr, Kydilla soll mit ihren beiden Augen sehen, wie du fünf Tage lang beim Antidoros [2]) an deinen Füßen wieder jene achäischen Fesseln [3]) herumschleppst, die du erst heut früh abgelegt hast! — Höre du, komme wieder zurück und bringe diesen so gebunden her, wie du ihn eben wegführtest und heiße den Kosis, den Brandmalbrenner, hierher zu kommen mit Nadeln und schwarzer Farbe. (Zu Gastron.) Du sollst in einem Nu gezeichnet und in die Maus gespannt sein [4]) . . .

Kydylla. Nicht doch, Mütterchen; vielmehr, so wahr du wünschest, daß Batyllis [5]) am Leben bleibe und daß du ihre Kinder in deinen Armen halten möchtest, verzeihe ihm, ich bitte dich, diesen einzigen Fehltritt.

Bitinna. Kydilla, ärgert mich nicht, sonst lauf ich euch aus dem Hause davon. [6]) Wenn ich diesen siebenfachen Sklaven laufen lasse, — welche Frau, die mir begegnet, würde mir dann nicht mit Recht in's Gesicht spucken? . . . Aber da er sich selbst nicht ordentlich kennt, was er für ein Mensch ist, so soll er es auf der Stelle erfahren, wenn er diese Schrift auf der Stirn haben wird. [7])

Kydilla. Aber es ist heut der zwanzigste [8]) und in fünf Tagen sind die Gerenien. [9])

Bitinna. Nun, so will ich dich jetzt noch einmal laufen lassen, und sage du dieser hier Dank, die ich nicht weniger als die Batyllis liebe, die ich in meinen Armen aufgezogen habe. Wenn wir aber den Todten die Spenden werden dargebracht haben, wollen wir Fest auf Fest feiern.

VI.

Der Besuch der Freundin.

Scene: die Wohnung der Koritto, wahrscheinlich in Kyzikos.

Personen: Koritto. Metro, ihre Freundin. Eine Sklavin der Koritto.

Koritto. Setze dich, Metro. — (Zur Sklavin). Stelle der Dame doch einen Sessel hin! Wegen jeder Sache muß ich selbst aufstehen und sie anordnen; du Elende

---

1) Wahrscheinlich eine Freundin der Bitinna, der sie ihren Zwist mit dem Sclaven verheimlichen will.

2) Ein Sklavenprofoß oder dgl.

3) Wahrscheinlich eine besondere Art Fußschellen.

4) S. oben Ged. III.

5) Wahrscheinlich die Tochter der Bitinna.

6) Auffallend. Man sollte erwarten, daß vielmehr dastünde: „sonst jage ich euch aus dem Hause."

7) Den Sklaven wurden in der Regel die Anfangsbuchstaben des Vergehens, wegen dessen sie bestraft wurden, auf die Stirn gebrannt.

8) Also ein Feiertag, siehe das dritte Gedicht.

9) Ein uns unbekanntes Fest, wahrscheinlich zu Ehren des Geren, des Sohnes des Nestor. Allerdings gab es auch eine Stadt Geren auf Lesbos, weshalb man die ganze Scene hier nach Lesbos hat verlegen wollen.

aber thust gar nichts von dir selbst aus, wahrhaftig, ein Klotz bist du im Hause, keine Magd.

Sklavin (für sich). Aber wenn du uns die Gerstengraupe zumissest, dann zählst du die Körner, und wenn dir nur so viel davon über das Maß hinausrollt, dann halten es die Wände nicht aus, so tobst und schnaubst du den ganzen Tag.

Koritto. Jetzt wischst du ihn ab und machst ihn sauber[1]), wenn ich ihn gerade brauche, du Räuberin! Spute dich jetzt, . . . sonst lasse ich dich meine Hände fühlen!

Metro. Liebe Koritto, dich drückt dasselbe Joch wie mich. Auch ich muß Tag und Nacht wie ein Hund gegen diese unsagbaren Geschöpfe belfern. Aber weswegen ich gekommen bin —

Koritto (zu den Mägden). Macht daß ihr fortkommt, hol' euch der Henker! — Nichts können sie, als Maul und Ohren aufsperren[2]), alles Uebrige aber ist nur zum Fest für sie.

Nun erkundigt sich Metro bei der Freundin nach dem Verfertiger eines Objectes, über dessen Beschaffenheit man, da das betreffende Wort in der übrigen Literatur nicht vorkommt, noch nichts hat eruiren können. Es kann zur Kleidung gehören, ein Toiletten- oder Hausgeräth sein. Der weitere Zusammenhang belehrt nur, daß es von weichem Leder und von einem Schuster gefertigt ist, doch sind es keine Schuhe, da es nicht paarweise benutzt wird, Rutherford denkt an ein Schnürleib.

Koritto. Wo hast du es denn gesehn?

Metro. Nossis, die Tochter der Erinna, hatte es vor drei Tagen. Fürwahr, ein schönes Geschenk!

Koritto. Woher hatte es denn die Nossis?

Metro. Wirst du mich verrathen, wenn ich dir's sage?

Koritto. Nein, wahrhaftig nicht, liebe Metro, bei Gott; aus dem Munde der Koritto soll Niemand erfahren, was du sagst.

Metro. Eubule, die Tochter der Bitas, gab es ihr und fügte hinzu, die andern Frauen wüßten nichts davon.

Koritto. Dies Weib wird mich noch todt ärgern! Ich ließ mich, da sie so darum bat, erbitten und gab es ihr, Metro, noch bevor ich es selbst benutzt hatte: sie aber, wie wenn sie es gefunden oder gestohlen hätte, schenkt es weiter, und noch dazu an solche, die es nicht brauchen! Wenn sie so ist, Liebe, dann lebe sie mir recht wohl und statt meiner kann sie sich nach einer anderen Freundin umsehen. Sie kann ja künftig die Nossis dazu nehmen! — Daß ich ihr nur nicht etwas anthue, was sich für eine Frau nicht schickt — Adrasteia[3]) möchte mich strafen! — Und wenn ich noch tausend Stück hätte, ich würde ihr nicht eins, und wenn es ganz abgenutzt wäre, geben.

Metro: Laß dich, o Koritto, doch nicht sogleich vom Zorne hinreißen[4]), wenn du etwas erfährst, was nicht hübsch ist; ein braves Weib muß dergleichen ertragen können. Ich aber mit meinem dummen Schwatzen bin daran schuld; die Zunge sollte man mir ausschneiden! — Aber woran ich wieder ganz besonders erinnern möchte: wer ist's, der es genäht hat? Sag mir's, wenn du mich lieb hast. — Warum siehst du mich so lächelnd an? Hast du die Metro jetzt zum ersten Mal gesehen oder weshalb dünkt dich das lustig? — Ich beschwöre dich, Koritto, sag mir keine Un-

---

1) Bezieht sich doch wohl auf den Sessel, auch die folgenden verdorbenen Verse wenden sich gegen die Magd.

2) Wörtlich. „ihr seid nur Ohren und Zungen.“

3) Beiname der Nemesis.

4) Im Griechischen bezeichnend: „nimm den Zorn nicht auf die Nase,“ weil sich der Zorn besonders an der Nase zeigt.

wahrheit, sondern nenne mir den, der es verfertigt hat — es ist wahrhaftig mein heißester Wunsch.

Koritto: Kerdon hat es genäht.

Metro: Welcher Kerdon, sag mir: denn es giebt zwei Kerdon, der eine ist der mit den stechenden Augen, der Nachbar der Myrtaline —

Koritto: Aber der könnte ja nicht einmal ein Plektron für eine Lyra zusammennähen [1]).

Metro: Der andere aber wohnt nahe beim Miethshause des Hermodoros, wenn man die Straße hinausgeht. —

Koritto: Der war einmal da, jetzt ist er aber alt geworden; bei dem ließ die selige Kynaithis arbeiten; ihrer mögen ihre Angehörigen gedenken! [2]) — Nein, es ist keiner von den beiden, von denen du sprichst, sondern der es ist, der ist, ich weiß nicht, ob aus Chios oder aus Erythrae gekommen, ein kleiner, kahlköpfiger Mann — man möchte sagen, es sei Prexinos, denn nicht ein Ei gleicht so dem andern [3]), wie die beiden; nur wenn er spricht, merkst du, daß es Kerdon ist und nicht Prexinos. Er arbeitet aber in seinem Hause und verkauft seine Waaren heimlich; denn jetzt fürchtet sich ja jede Thür vor den Steuereinnehmern. Aber was liefert er für Arbeit! Die Hände der Athene sollte man daran zu sehen meinen, nicht die des Kerdon! Er kam nämlich mit zwei Stück, und als ich sie sah, da waren meine Augen ganz weg. So arbeitet niemand sonst! . . . Diese Weichheit wie sanfter Schlaf! und die Riemen, wie wenn sie von Wolle, nicht von Leder wären! — Einen trefflicheren Schuster könnte eine Frau, wenn sie noch so suchte, nicht leicht finden.

Metro: Wie konntest du nur das zweite Stück dir entgehen lassen?

Koritto: Ja, was habe ich nicht alles angestellt, Metro! Welche Ueberredungskünste habe ich nicht angewendet, indem ich ihn liebkoste, seine Glatze streichelte, ihm süßen Wein einschenkte, Papachen zu ihm sagte! . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Metro: Wie aber fand er den Weg zu dir, liebe Koritto! sag mir auch das noch.

Koritto: Artemis, die Tochter des Gerbers Kandatos, hat ihn mir geschickt und ihm das Haus gesagt.

Metro: Wenn Artemis wieder etwas neues ausfindig macht, so mußt du dazu helfen, die Zuführerin warm zu halten. — Aber wenn du ihm damals nicht die beiden Stücke abschwatzen konntest, so hättest dich doch erkundigen sollen, wer das andere bestellt hat.

Koritto: Ich bat ihn, er schwor aber, es mir nicht sagen zu dürfen.

Nun erkundigt sich Metro nach dem Wege, wo sie zu jener Artemis kommt, da sie auch den Kerdon aufsuchen wolle, und nimmt Abschied. Der Schluß ist ganz zerstört, Koritto scheint wieder mit ihrer Magd zu schelten.

---

[1]) Daß die Plektra, mit denen die Saiten der Lyra geschlagen wurden, auch aus Leder gefertigt wurden, erfahren wir hier zuerst.

[2]) Scheint eine sprichwörtliche Redensart zu sein, deren man sich bei Nennung Verstorbener bediente.

[3]) Der Grieche sagt „eine Feige der Feige."

VII.

Der Schuster [1]).

Scene: die Werkstatt des Kerdon in Kyzikos.

Personen: Kerdon, Schuster und Lederarbeiter; Metro und noch andere Frauen. Stumme Personen: Sklaven des Kerdon.

X. (wahrscheinlich die Artemis, da am Ende des letzten Gedichts Metro die Absicht aussprach, sich von dieser zu Kerdon führen zu lassen): Kerdon, hier führe ich dir diese Damen zu. Zeige ihnen von deinen Arbeiten, was deiner Kunstfertigkeit besonders würdig ist, natürlich nicht umsonst!

Kerdon (zu X.) Ich danke dir bestens. (Zum Sklaven) Wirst du nicht den Damen die große Bank heraustragen? Zu dir, Drimylos, spreche ich! Schläfst du schon wieder? — (Zu einem anderen Sklaven): Pistos, gieb ihm eins auf die Schnauze, bis er sich den Schlaf völlig abgeschüttelt hat.

Nun folgen 47 Verse, die sämmtlich nur bruchstückweise erhalten sind. Im Wesentlichen scheint der Schuster das Wort zu führen und zunächst mehr im Allgemeinen von seinen Arbeiten zu sprechen; dann fordert er die Frauen auf, ins Haus hineinzugehen; denn die bisherige Unterhaltung ging offenbar auf der Straße vor der Thür des Kerdon vor sich, der vermuthlich, wie heut noch die Handwerker im Süden, draußen vor dem Hause arbeitete, aber nun den Kunden seinen Waarenvorrath zeigen will: „Tretet ins Haus hinein, ihr Frauen, ihr werdet da alle Art von Schuhen sehen.“ Und nun zählt er mit großer Geläufigkeit in fünf Versen die verschiedenartigsten Sorten von Schuhen und Sandalen auf, die bei ihm zu haben sind: sikyonische, ambrakische, jonische, argivische und eine ganze Menge andere, deren Namen für uns unübersetzbar sind, aus denen aber die große Mannichfaltigkeit der griechischen Schuhmoden hervorgeht. Anscheinend begeben sich dann die Frauen hinein, um eine Wahl zu treffen.

Kerdon: Sagt mir an, wonach einer Jeden von euch der Sinn steht und wie ihr es haben möchtet; vom Schuster zehren ja Frauen und Hunde[2]).

Metro: Wie viel verlangst du? Verkaufe uns jenes Paar, das du uns vorhin gezeigt hast, aber jage uns nicht selbst durch dein Poltern in die Flucht.

Kerdon: Wenn du es haben willst, so bestimme selbst den Preis, taxire, für wie viel du es werth hältst[3]) . . . (Lücke von sechs unverständlichen Versen, dann sagt der Schuster, wie es scheint, für sich): Wenn mir jetzt nicht etwas in's Garn läuft, dann weiß ich nicht, wie es die Reuse noch besser anstellen soll[4]).

---

[1]) Wie die Personennamen zeigen, ist das Gedicht eine Art Fortsetzung des vorigen, obgleich direkte Anspielungen auf das Vorangegangene nicht nachweisbar sind. Das Gedicht ist das am schlechtesten erhaltene unter allen und daher vielfach zusammenhanglos.

[2]) Vermuthlich wiederum sprichwörtlich und wohl eine Anspielung auf ein anderes bekanntes griechisches Sprichwort, welches lautet: „Ein Hund, der einmal Leder gekaut hat, läßt nicht mehr davon.“

[3]) Ganz so macht es heut noch in Italien der kleine Händler. „Pagherà quanto vuole,“ kann man oft genug hören; natürlich wird dann der Ansatz des Käufers als viel zu niedrig mit lebhaften Betheuerungen zurückgewiesen.

[4]) Wieder ein Sprichwort, dessen Fassung allerdings theilweise auf einer Aenderung des Textes beruht, in dem „Topf“ anstatt „Reuse“ steht, was kaum denkbar ist.

Metro (oder sonst eine der Frauen): Was murmelst du da, und warum giebst du nicht offen und ehrlich den Preis an, wie er ist?

Kerdon: Liebe Frau, eine Mine [1]) ist dieses Paar werth, magst du es von oben oder von unten ansehen, davon geht kein Deut ab [2]), und wenn Athene selbst es kaufen wollte.

Metro: In der That, Kerdon, dein kleiner Laden ist gut versehen mit einer Menge schöner Arbeiten. Hebe nur einiges Gute davon (?) auf, denn am zwanzigsten Taureon [3]) heirathet die Hekate, die Tochter der Artakene, und da wird sie Schuhe brauchen . . . und, wenn's das Glück will, zu dir kommen, oder vielmehr unter allen Umständen; du wirst dir noch einen Ledersack nähen müssen, damit die Wiesel die Minen nicht forttragen [4]). Wenn die Hekate kommt, wird sie weniger als eine Mine nicht mitbringen, und ebenso die Artakene. Und überdies bedenke gefälligst auch noch das: sonst vergönnt es dir, Kerdon, dein gutes Glück nicht, daß du Füßchen betasten darfst, die die Götter der Liebe und Sehnsucht[5]) berühren, sondern krätziges, schmutziges Zeug; bei uns aber wirst du auch da besser fahren. — Um welchen Preis willst du dieser hier jenes andere Paar ablassen? Sag ein Wort, das sich für dich schickt.

Kerdon. Um fünf Stateren[6]); bei Gott, die Zitherspielerin Eueteris kommt alle Tage und bittet mich, ich sollte das Geld nehmen, aber ich mag sie nicht leiden, auch wenn sie mir vier Dareiken dafür verspräche[7]), denn sie macht immer mit allerlei bösen Reden meine Frau schlecht . . . (Hier folgt eine Lücke von neun arg zerstörten Versen; dann fährt Kerdon fort): Stelle dein Füßchen hierher! (Die Dame stellt ihren Fuß auf einen Schemel; der Schuster probirt ihr eine Sandale oder dergl. an[8]). Potztausend, da braucht man weder etwas zuzusetzen, noch etwas fortzunehmen. Schöne Sachen passen schönen Frauen doch immer; Athene selbst, sollte man meinen, hätte die Sohlen zugeschnitten .. (Zu einer anderen Dame). Gieb auch du deinen Fuß her! — (Er betrachtet ihren Schuh). Der sitzt ja wie ein räudiger Huf![9]) Euch hat ein Ochse getreten![10]) Wenn einer sein Schustermesser an der Sohle geschärft hätte[11]), so würde wahrhaftig, — beim Herde des Kerdon! — die schlechte Arbeit nicht so klar am Tage liegen, wie sie hier

---

1) 78 1/2 Mark, eine in der That ungeheure Summe für ein Paar Schuhe.

2) Im Text „kein kupfernes Feilspänchen."

3) Ein Monat in Kyzikos; daraus darf man schließen, daß diese Scene und demgemäß auch die sechste dort spielen.

4) Bei den Griechen versah das Wiesel die Stelle unserer Hauskatze. Wohl ebenfalls eine sprichwörtliche Wendung.

5) Amoretten.

6) Der kyzikenische Goldstater hatte zur Zeit des Demosthenes etwa den Werth von 28 attischen Drachmen; es käme also dies Paar Schuhe auf 140 Drachmen = 110 Mk. zu stehen, was nicht angeht, da die Summe geringer sein muß als vier Dareiken; man muß daher attische Stateren annehmen, was nur 56 1/2 Mark ergiebt, immerhin noch genug selbst für die kostbarsten Schuhe. Woher diese enormen Preisansätze hier kommen, bleibt mir räthselhaft.

7) Etwa 80 Mark.

8) Eine solche Scene ist auf einem griechischen Vasenbilde dargestellt; die Dame steht mit bloßen Füßen auf dem Schustertisch, und der Schuster hält das anzupassende Leder in der Hand.

9) Fraglich.

10) Das ist wohl ein Sprüchwort, womit man sagen wollte, daß Jemand einen schlecht sitzenden Schuh habe, der seinen Fuß entstellte. Noch andere Stellen zeigen daß die Griechen sehr viel Werth auf gut sitzendes Schuhwerk legten.

11) Das soll wohl heißen: wenn er mit schärferem Messer die Schuhe zugeschnitten hätte.

vorliegt. — Nun, du wirst mir dafür sieben Dareiken[1]) geben oder mehr (?) . . . Ihr Frauen, wenn ihr etwa sonst noch etwas braucht, etwa Sambalisken[2]) oder was ihr im Hause zu tragen pflegt, so schickt mir nur eure Magd her. Du aber, Metro, komme unbedingt in neun Tagen zu mir, damit du dir deine Karkinien holen kannst; denn den warmen Pelzrock muß man mit besonderer Schlauheit nähen[3]).

* * *

Endlich ist noch Titel und Anfang eines achten Gedichtes erhalten; jener lautet „der Traum"; die drei erhaltenen Verse sind von einer Frau an eine Sklavin gerichtet; „Stehe auf, Magd! Psylla, wie lange willst du noch liegen und schnarchen, das Ferkel aber schreit sich indeß zu Tode (?); oder willst du warten, bis die Sonne dich recht durchgewärmt hat?"

So wenig nun diese Uebersetzung, bei der vielfach die Hypothese in die Lücke der Ueberlieferung hat treten, manches ganz unaufgeklärt hat bleiben müssen, befriedigen kann und so sehr man hoffen darf, daß durch gemeinsame Arbeit der Philologen die zahlreichen Verderbnisse des Textes wenigstens theilweise werden geheilt werden, so daß alsdann auch eine treuere Uebersetzung möglich sein wird, so kann dieser Versuch, wie ich hoffe, doch vorläufig genügen, um zu zeigen, welch hohes Interesse diesen Schilderungen aus dem griechischen Leben innewohnt. Der poetische Werth dieser Gedichte ist ja nicht bedeutend; dafür sind sie als, man möchte sagen photographisch treue Bilder aus Haus und Straße der Alten um so willkommener, je weniger von dieser Art uns heute noch erhalten ist. Es giebt in der gesammten griechischen Literatur eigentlich nur ein Stück, welches mit diesen Gedichten in Parallele gestellt werden kann, das sind die Adoniazusen des Theokrit, jene prächtige Schilderung, wie eine Frau in Alexandria ihre Freundin besucht und wie beide sich dann zusammen aufmachen, um das Adonisfest zu besuchen. Wie bei Herondas, ist auch dies theokriteische Gedicht ganz und gar dramatisch gehalten; ohne erzählende Partieen enthält es nur Rede und Gegenrede, auch der Ton der Plauderei ist eben so gut getroffen, wie hier, und nur das Metrum ist ein anderes, nämlich der Hexameter. Jedenfalls war diese Art dramatisch gehaltener Scenen aus dem Leben bei den Alten sehr beliebt; der Begründer dieser Gattung war im fünften Jahrhundert Sophron von Syrakus, dessen „Mimen" Bilder aus dem sicilischen Leben, allerdings in Prosa, aber auch dramatisch, lebenswahr und witzig darstellten und, obgleich sie im Dialekt geschrieben waren, auch im übrigen Griechenland gern gelesen wurden; Plato studirte an ihnen die Technik des Dialoges. In diese Fußtapfen tritt Herondas als würdiger Nachfolger. Auch seine Mimen oder Mimiamben sind sicherlich

[1]) Also 140 Mark, wieder eine unglaubliche Summe.

[2]) Unbekannte Schuhart; ebenso die Karkinien.

[3]) Der Schluß ist wieder unverständlich; vielleicht hatte Metro auch einen Pelz bestellt, und der Schuster (der auch solche Sachen arbeitete) bemerkt, daß er dazu längere Zeit brauche. Oder es liegt wieder nur ein Sprichwort vor, das etwa bedeutet: „Gut Ding will Weile haben."

nicht zur Aufführung bestimmt gewesen, obgleich diese Behauptung aufgestellt worden ist; für die Bühne sind diese Scenen zu anspruchslos, zu arm an Handlung; auch scheint ja wenigstens in der letzten eine Veränderung des Schauplatzes stattzufinden, wenn die Annahme richtig ist, daß der Anfang der Scene auf der Straße, die zweite Hälfte im Laden des Kerdon drin spielt. Auch die Adoniazusen des Theokrit, die den Bildern des Herondas sich so sehr nähern, sind ja nur zum Lesen, nicht zu dramatischer Aufführung bestimmt gewesen.

Es ist nun begreiflicherweise in erster Linie für den Alterthumsforscher, weiterhin doch aber wohl für jeden Gebildeten von großem Interesse, durch diese kleinen dramatischen Scenen einen so deutlichen Einblick in das Leben, die Denk- und Sprechweise des griechischen Volkes zu bekommen. Denn das unterliegt kaum einem Zweifel: sieht man ab von dem Zwange des Metrums, der übrigens sehr gering ist, da die freien Jamben sich fast von selbst der Sprache fügen, so haben diese Bürger und Bürgerfrauen, diese Handwerker und Sklaven sicherlich im Leben so gesprochen, wie wir sie hier reden hören; Alles macht den Eindruck hoher Natürlichkeit, wie wenn es direkt nach dem Leben gezeichnet wäre. Diese schwatzenden, klatschenden Weiber, der ruhmredige Schuster, der dreiste Kuppler, die eifersüchtige Matrone, der prügelsüchtige Schulmeister — das sind keine blos erfundenen Lustspielfiguren, sondern Personen, die leben, die Fleisch und Blut haben. Es sind ja freilich nicht gerade erfreuliche Zustände oder Situationen, die wir da kennen lernen; aber so unsympathisch uns die kuppelnde Alte, die herzlose Mutter, die hartherzige Bitinna auch erscheinen mögen, so dürfen wir doch auch nicht verkennen, daß Situationen, wie die geschilderten, auch heute noch, wenn auch natürlich den Zeitverhältnissen entsprechend in anderer Form, täglich vorkommen und daß auch solche Charaktere überall zu treffen sind. Auch ist nicht Alles so schlimm, wie es auf den ersten Blick scheint; die wackere Metriche, die ihrem Manne treu bleibt, verdient unsere Sympathien; Battaros gewinnt durch die geschickte Art, wie er seine Sache führt, durch die gemüthliche Unverfrorenheit, mit der er auftritt, zwar nicht unsere Achtung, aber doch unser Interesse; der böse Bube Kottalos gehört jedenfalls in der That zu denen, bei denen es um jeden Schlag, der vorbeigeht, schade wäre; und selbst bei der widerwärtigsten Figur, der Bitinna, muß man sich schließlich sagen, daß ihr Zorn am Ende sehr schnell verraucht und die so ungeheuerliche Strafe, die ja gleichbedeutend mit Tod wäre, binnen wenigen Minuten erst herabgesetzt, dann ganz aufgehoben wird. Prächtig sind namentlich die Bürgerfrauen gehalten, wie sie über die Sklavinnen schimpfen, sich über ihre Toilette unterhalten, deren Bezugsquellen als tiefstes Geheimniß behandeln, das doch unter dem Siegel der Verschwiegenheit die „gute Freundin“ einer anderen verräth — manchmal möchte man glauben, es seien Frau Müller und Frau Schulze, die sich über Dienstboten oder über einen neuen Hut unterhalten. Und eine wie prächtige Figur der alte Schuster Kerdon war, mit seiner Suada, seinem Humor,

seinen Geschäftskniffen, das läßt das so arg verstümmelte Fragment nur gerade ahnen.

Aber auch zahlreiche Einzelheiten, die in den Dialogen vorkommen, sind für uns von Bedeutung. Zunächst die in reicher Zahl überall verstreuten Sprichwörter, von denen uns manche anderweitig bekannt, viele aber ganz neu sind und deren Anwendung vornehmlich es ist, was der Rede so den Charakter der Lebhaftigkeit und Wahrheit verleiht. Ferner allerlei antiquarische oder culturhistorische Details, wie die Schilderung der Herrlichkeiten Aegyptens, die uns zeigt, wie sehr damals Alexandria schon Weltstadt war; die fingirten Gesetze des Charondas; die Schuleinrichtungen; das Gebet der Frauen an Asklepios und die Heilgötter; die merkwürdigen Kunstwerke im Tempel des Gottes, unter denen wir allerlei Sachen treffen, von denen die Archäologie sich bisher nichts träumen ließ u. dgl. m. Und daneben findet der Philologe von Fach noch seine specielle Ausbeute an neuen, noch in keinem Wörterbuche stehenden Worten, an seltsamen Wortformen, an dialektischen Eigenthümlichkeiten, an metrischen Freiheiten, wie sie in solcher Art beim griechischen Jambus bisher noch nie beobachtet wurden.

Ueber die Zeit und Herkunft des Herondas geben uns die Gedichte nicht gerade viel Aufschluß; immerhin ist das nunmehr sicher, daß er nicht, wie Bergk wollte, noch dem 4. Jahrhundert v. Chr. angehören kann. Da im ersten Gedicht der Tempel der vergötterten Geschwister (genau so heißen Ptolemaeus II. und Arsinoë auf Münzen) vorkommt, deren Vergötterung jedenfalls erst nach ihrem Tode erfolgte, Ptolemaeus II. aber 247 starb, so gehört Herondas vermuthlich der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. v. Chr. an. Was er für ein Landsmann war, geht aus den Gedichten nicht sicher hervor; wir haben gesehen, daß einige Scenen auf Kos, andere in Kyzikos spielen, eine vielleicht auf Lesbos; darnach liegt es nahe, den Verfasser für einen kleinasiatischen Griechen zu halten, wofür auch der Dialekt spricht, der dem jonischen nahe steht, daneben freilich noch allerlei fremdartige Bestandtheile enthält. Es wird allerdings auch hier erst noch gründlicher philologischer Untersuchung bedürfen, da der Dialekt unter den Händen der Abschreiber beträchtlich entstellt worden ist. So möge denn der Alterthumsfreund sich dieses neuen Besitzes, der uns so völlig überraschend in den Schoß gefallen ist, erfreuen und daran die Hoffnung knüpfen, daß uns aus Aegypten noch allerlei andere Ueberraschungen kommen dürften; denn wo der Aristoteles und der Herondas steckten, da kann recht gut noch mehr verborgen sein. Also vivat sequens!





Die Dynastie Hannover auf dem britischen Königsthron.

Von

Wolfgang Michael.

— Freiburg i. Br.. —

Im Leben der Völker treten hin und wieder Zeitpunkte ein, wo die großen Fragen, welche lange Jahre hindurch alle Gemüther beschäftigt haben, plötzlich eine schnelle und unmittelbare Lösung finden. Ein Augenblick von solcher Bedeutung war es für die Geschichte Englands, als am 12. August des Jahres 1714 die Königin Anna für immer die Augen schloß.

Wer sollte ihr Nachfolger sein? — Nach dem Gesetz lautete die Antwort auf diese Frage allerdings einfach genug: Georg Ludwig, regierender Kurfürst von Hannover. Seine Mutter Sophie, die Gemahlin des Kurfürsten Ernst August, war die Tochter jener Elisabeth, die an der Seite Friedrichs V. von der Pfalz dessen kurze Königsherrlichkeit in Böhmen getheilt hatte. Elisabeth war die Tochter Jacobs I. von England: Kurfürst Georg Ludwig also ein Urenkel dieses Königs.

Schon in den Zeiten der englischen Revolution soll an eine Erhebung dieser pfälzischen Linie auf den Thron von England gedacht worden sein. Ernsthaft in Aussicht genommen wurde sie erst seit dem Jahre 1689, erst als das stuartische Königshaus vom britischen Boden vertrieben worden war. Es galt, die protestantische Thronfolge in England zu sichern. Die Ehe Wilhelms III. mit Maria, der Tochter Jacobs II., des entthronten Königs, war kinderlos; Erbin des Thrones war voraussichtlich Anna, die jüngere Schwester Marias. Falls auch sie ohne Leibeserben stürbe, wollte man die

Kurfürstin Sophie oder ihre Nachkommen auf den englischen Thron erheben. Dann war der Prinzessin Anna noch ein Sohn geboren worden und in ihm erblickte man den künftigen König von England. Aber der Knabe, auf den man so große Hoffnungen setzte, starb im Alter von 12 Jahren. Nun rief König Wilhelm ein Thronfolgegesetz ins Leben. Durch die Act of Settlement vom Jahre 1701 wurde das hannövrische Haus zur Nachfolge nach dem kinderlosen Ableben Annas berufen. Dieses Gesetz bestand seinem wesentlichen Inhalte nach noch 1714 zu Recht.

Und dennoch schien die Thronfolge zweifelhaft.

Der Sohn des vertriebenen Königs Jacobs II. lebte und nannte sich Jacob III. Am Todtenbette seines Vaters war er von Ludwig XIV. als rechtmäßiger König von England anerkannt worden; in ritterlicher Weise hatte der französische König den Sterbenden versichert, daß er die Sache seines Sohnes nicht verlassen wolle. Und wenn sich auch Ludwig mit der Königin Anna im Utrechter Frieden vertragen hatte, würde er nicht nach ihrem Tode sein Versprechen dennoch einzulösen versuchen? — In England selbst war eine große jacobitische Partei, welche den Sohn Jacobs .II zum Könige haben wollte: ein Engländer sollte in England regieren. Hatte man doch selbst Wilhelm III. mit mißtrauischen Blicken betrachtet und immer eine Bevorzugung Hollands von ihm gefürchtet. Endlich ist immer behauptet worden und die Zeitgenossen selbst waren davon überzeugt, daß der Minister Annas, Lord Bolingbroke, damit umgehe, den Prätendenten, wie man den Sohn Jacobs II. nannte, nach Annas Tode zum Könige zu erheben. Als sie bereits im Sterben lag, am 10. August 1714, schrieb General Stanhope dem Kaiser Karl VI. einen merkwürdigen Brief, der heute im Wiener Staats-Archiv befindlich ist. Er schildert ihm die nunmehr günstigen Aussichten des Kurfürsten von Hannover, die plötzliche Krankheit der Königin sei wie ein Blitzschlag für die Jacobiten. Aber nur wenige Wochen, meint er, hätten vielleicht genügen können, um Bolingbrokes Pläne zum Ziel zu führen.

So war man in England in den letzten Lebensjahren der Königin in beständiger Aufregung über die große Frage, was nach ihrem Tode geschehen werde. Alles stand auf dem Spiele. Ein katholisches Regiment unter französischem Einfluß hatte man von dem stuartschen Prinzen, die Erhaltung der protestantischen Regierung und völlige Unabhängigkeit der englischen Politik von dem hannövrischen Kurfürsten zu erwarten. Wie stark nicht nur die leitenden Kreise, sondern alle Schichten der Bevölkerung in der brennenden Tagesfrage Partei ergriffen, das hat Daniel Defoe in drastischer Form in einer 1713 erschienenen Flugschrift geschildert, in der es heißt:

„Fürwahr, das Gezänke ist bis in Eure Küchen, Eure Wohnzimmer, Eure Läden, Eure Geschäftshäuser, ja bis in Eure Betten gedrungen. Ihr Herren und Damen, horcht doch einmal auf das Treiben Eurer Mägde und Laufburschen in der Küche: Ihr werdet sie schelten und fluchen hören und sich unter einander raufen und balgen; und glaubt Ihr, der Lärm sei

um Rindfleisch und Pudding, Spülwasser oder Bratenfett — weit gefehlt, der Disput dreht sich um die gewaltigeren Fragen der Regierung und wer für die protestantische Thronfolge ist, wer für den Prätendenten. Hier üben sich die armen, niedrigen Scheuerweiber in dem Ruf: „Es lebe die Hochkirche!“ „Keine holländischen Könige mehr!“ „Nieder mit Hannover!“ — um demnächst ihre Rolle im Pöbelhaufen gut spielen zu können. Dort suchen ihre Widersacher an der Bratpfanne sich das Geschrei der Gegenpartei einzuprägen: „Kein französischer Friede!“ „Nieder mit dem Papstthum!“ „Nieder mit dem Prätendenten!“

Schneller als man erwartet hatte, starb nun Königin Anna. Wie sehr auch die Jacobiten gearbeitet haben mochten, sie hatten die Mehrheit der Nation nicht auf ihrer Seite, die Hilfe vom Auslande war zweifelhaft und so konnten sie es nicht wagen, sich offen für den Prätendenten zu erklären. Die Anhänger Hannovers aber hatten Alles vorbereitet, das klare Recht war auf ihrer Seite, und während die stuartsche Partei sich noch abwartend zurückhielt, war der Kurfürst in der Hauptstadt und im Lande zum Könige von Großbritannien, Frankreich und Irland proclamirt worden. Auf dem Continent erfuhr man zugleich mit der Nachricht vom Tode der Königin diejenige von der Thronbesteigung Georgs I. —

Die Thronfolge des Hauses Hannover, das jetzt in den Besitz der englischen Krone gelangt war, ist von allergrößter Bedeutung nicht nur für die damalige Zeit, sondern auch für die spätere Geschichte Englands gewesen.

Was die zunächst liegenden Folgen betrifft, so war es wie eine Erlösung, daß die Krisis, die jahrelange Ungewißheit endlich ein Ende genommen hatte. Dem Willen des Volkes gemäß war sie gelöst worden und schnell befestigte sich das Vertrauen in die Fortdauer der neuen Regierung. Erst jetzt war der Sieg der Revolution von 1688 wirklich gesichert. So lange die Thronfolge ungewiß war, drohte jeder Thronwechsel die Rückkehr der Stuarts; jetzt hatte England eine neue Dynastie gewonnen und damit die Aussicht auf ruhigere Zeiten. Die protestantische Succession, welche so lange die Forderung der Mehrheit der englischen Nation gebildet hatte, war jetzt in Wahrheit durchgeführt.

Ein tief einschneidender Systemwechsel war in der inneren wie in der auswärtigen Politik die nächste Wirkung der Thronbesteigung Georgs I. Das bisherige Tory-Regiment wurde mit einem Schlage gestürzt. Noch von unterwegs — erst am 1. Oktober hielt er seinen Einzug in London — ließ der König einigen Mitgliedern des Ministeriums ihre Entlassung ankündigen; ein neues Cabinet wurde zusammengesetzt aus den Reihen der erbittertsten Gegner der letzten Regierung. Denn die Männer von der Whigpartei waren die eifrigsten Förderer der hannövrischen Thronfolge gewesen. Jetzt trat der alte Herzog von Marlborough wieder auf den Schauplatz, sein Schwiegersohn Graf Sunderland wurde Vicekönig von Irland,

Lord Townshend, der Schöpfer des Barrieretraktats, wurde Staatssekretair an Stelle Bolingbrokes, neben ihm General Stanhope, der Freund des Kaisers Karl VI. Seine hannövrischen Diener konnte der König bei der Besetzung der hohen Aemter freilich nicht bedenken, da nach dem Gesetz kein Ausländer ein öffentliches Amt bekleiden durfte. Dennoch zeigte es sich schon jetzt, daß auch in rein englischen Angelegenheiten der Einfluß der Hannoveraner in Zukunft von Bedeutung sein würde. Im Britischen Museum befinden sich heute die Briefe des in London residirenden hannövrischen Ministers Bothmer, die derselbe vor und nach Annas Tode an Robethon, den Privatsekretair Georgs, geschrieben. Auf Grund der hierin enthaltenen Vorschläge ist eine große Zahl öffentlicher Aemter in England besetzt worden. Wer auf ein Amt hoffte, wandte sich an Bothmer; der hannövrische Diplomat hat die Vertheilung der Ministerposten und Würden hoher wie niederer Art in seiner Hand gehalten. Er auch mußte dem Könige, der fremd nach England kam, die Kenntniß von Personen und Verhältnissen erst vermitteln; und Zeit seines Lebens hat Georg I. es nicht dahin gebracht, sich mit seinen englischen Ministern in ihrer Muttersprache unterhalten zu können. Die englischen Gesandten im Auslande mußten in französischer Sprache Bericht erstatten oder doch ihren englischen Berichten eine französische Uebersetzung hinzufügen.

Gerade auch seine Unkenntniß der englischen Sprache und der englischen Verhältnisse ist von eigener Bedeutung für die Geschichte von Georgs Regierung. Noch mehr als früher ruhte fortan die Leitung der Geschäfte in den Händen der Minister. Eben auf den Umstand, daß Georg I. nicht Englisch verstand, führt man ja oft den Ursprung des Prime Minister, der Stellung eines leitenden Ministers zurück. Der inneren Politik stand der König fern, sein Interesse galt den auswärtigen Beziehungen und hier sah er die Dinge mehr als hannövrischer Kurfürst denn als englischer König. Wie die beiden ersten George niemals in den Geist der englischen Institutionen eingedrungen sind, wie sie stets den Angelegenheiten ihres Stammlandes größere Aufmerksamkeit zugewendet haben als den englischen, so ist es gewiß, daß dieses Verhältniß des Königs zu den Ministern und zum Volke zur Ausbildung und Befestigung der parlamentarischen Verfassung viel beigetragen hat.

Nicht minder schroff als in der inneren Politik war der Wechsel, der nach der Thronbesteigung Georgs I. in der auswärtigen Politik Englands eintrat. Zunächst war die eine gewissermaßen durch die andere bedingt. Mit der Herrschaft der Whigs wurde auch ihr Programm in der auswärtigen Politik wieder zur Richtschnur genommen. In den letzten Lebensjahren Annas hatte man sich weit davon entfernt. Entgegen den Wünschen der Whigs hatte Bolingbroke im Frieden von Utrecht die Versöhnung mit Frankreich durchgesetzt. Eine Entfremdung zwischen Oesterreich und England war die Folge gewesen. Bolingbroke ging selbst noch weiter. Ehedem hatte Wilhelm III. der schwächlichen stuartschen Politik ein Ende gemacht, bei welcher England im engsten Anschlusse an Frankreich wie

ein Vasallenstaat des letzteren erschienen war. Seit 1688 war die grundsätzliche Gegnerschaft gegen das Frankreich Ludwigs XIV. zur Tradition in England geworden. Bolingbroke war zuerst davon abgewichen und wieder in die Bahnen der längstverlassenen stuartschen Politik eingelenkt. Aus den diplomatischen Acten in Londoner und festländischen Archiven ergiebt sich, daß eben beim Tode der Königin Anna der Abschluß eines Bündnisses zwischen England, Frankreich und dem Könige von Sicilien im Werke war. Das geschah zu einer Zeit, als Ludwig XIV. selbst den Verpflichtungen, die ihm der letzte Friedensschluß auferlegte, noch nicht vollkommen genügt hatte. Wer an Bolingbrokes Absicht glaubt, den Prätendenten zum Könige zu erheben, mag in der Verhandlung dieses Bündnisses den ersten Schritt dazu erblicken. Denn nur durch französische Hilfe hätte sich die Aufrichtung des stuartschen Königthums bewerkstelligen lassen. Wollte man die Bedeutung jener Bündnißverhandlungen mit dem Bemerken herabmindern, daß ja schon 1717 Georg I. selbst ein Bündniß mit dem Regenten von Frankreich geschlossen habe, so wäre zu erwidern, daß von Seiten Georgs die Sache weit unbedenklicher war, da er eben in seiner Person das Princip der protestantischen Succession verkörperte, da ferner dieses Bündniß gerade zur besseren Sicherung dieses Princips geschlossen wurde, und endlich daß Frankreich unter dem Regenten nicht mehr das war, was es unter Ludwig XIV. gewesen.

Die Regierung Georgs I. nun vollführte einen gänzlichen Systemwechsel. Bolingbroke selbst ließ in der kurzen Zeit, während welcher er nach Annas Tode sein Amt noch fortzuführen hatte, jenes Bündniß mit Frankreich nicht weiter verhandeln. War dasselbe in letzter Linie gegen Oesterreich gerichtet gewesen, so begannen die von Georg ernannten Minister mit einer Annäherung an Oesterreich. Ja, es geht aus verschiedenen Andeutungen in den Acten mit einiger Wahrscheinlichkeit hervor, daß Georg, und mit ihm namentlich Stanhope die Absicht gehabt haben, den Krieg gegen Frankreich von Neuem zu beginnen. Schon 1714 hat Stanhope bei einer persönlichen Anwesenheit in Wien die Anregung dazu gegeben; sobald Ludwig XIV. stürbe, sollte Frankreich von seinen alten Gegnern abermals angegriffen werden. Bei der Abneigung, die in England gegen einen Krieg herrschte, ist man freilich von dem Gedanken zurückgekommen. Immerhin kann man sich den Umschwung in den Verhältnissen nicht besser veranschaulichen als durch die Gegenüberstellung der Absicht Bolingbrokes, ein Bündniß mit Frankreich zu schließen, und des Plans Stanhopes, nur den Tod Ludwigs XIV. abzuwarten, um abermals die Waffen von halb Europa gegen Frankreich in den Kampf zu führen.

Doch noch weit über die Geschichte der ersten Jahre hinaus ist die hannövrische Thronfolge von ungeheurer Bedeutung für die englische Geschichte gewesen; und das im Besonderen durch die Doppelstellung des Königs, der zugleich deutscher Reichsfürst war. England und Hannover hatten einen gemeinsamen Herrscher, zwei Länder, die sonst wenig Beziehungen, wenig

gemeinsame Interessen hatten, die einander viel ferner standen als England und Holland, die ehedem in der Person Wilhelms III. ein gemeinsames Oberhaupt besessen hatten. Die persönliche Stellung des Herrschers wurde in beiden Ländern ansehnlicher als frühere Könige oder frühere Kurfürsten sie inne gehabt; vor Allem in den Beziehungen zum Auslande trat dies zu Tage. Wenn der Interessenkreis des Kurfürsten von Hannover von den verwickelten Angelegenheiten des Nordens nahe berührt wurde, so wuchs jetzt sein Einfluß in diesen Fragen in mächtiger Weise, da man es zugleich mit dem seegewaltigen Könige von England zu thun hatte. Handelte es sich um die Verhältnisse im Reiche, so war es, als ob jetzt Großbritannien in allgemeinen deutschen Fragen eine Stimme erhalten habe, denn sein König war einer der vornehmsten Reichsfürsten. Von dem leitenden hannövrischen Minister, dem alten Bernstorff, wird erzählt, er habe, als sein Herr die Krone von England davongetragen, alsbald ganz Europa mit seinen Plänen umspannt.

Wenn also die Personalunion von England und Hannover für beide Länder Vortheile bot, so hatte das Verhältniß doch auch seine Schattenseiten, namentlich für England. Es wurde durch die Verbindung mit Hannover der Vortheile seiner insularen Lage zum Theil beraubt. Für seine Feinde auf dem Continent war es naheliegend, England und Hannover zusammenwerfend, den Stoß gegen Hannover zu richten, wenn sie England treffen wollten. Denn sie erblickten in dem deutschen Stammlande des Königs eben ein so viel bequemer erreichbares Angriffsobject und sahen das Verhältniß so an, als ob jetzt England auch auf dem Festlande angreifbar sei. Den englischen Politikern erwuchs daraus die Pflicht einer gewissen Rücksichtnahme auf Hannover, das vor derartigen Angriffen geschützt werden mußte. Um gleich ein recht in die Augen springendes Beispiel zu nennen, so ist für die Bildung der Allianzen im siebenjährigen Kriege dieser Gesichtspunkt ausschlaggebend gewesen. Um Hannover vor einem französischen Angriffe zu schützen, schloß Georg II. mit Friedrich dem Großen den Neutralitätsvertrag von Westminster.

Wenn schon ein solches Verhältniß einen Nachtheil für England bedeutete, das, wie wir sehen, in der Freiheit seiner Bewegungen gehemmt wurde, so wird die Sache noch bedenklicher, wenn es sich herausstellt, daß statt der nothwendigen Rücksichtnahme auf Hannover zu Zeiten eine unberechtigte Bevorzugung des Kurstaates geübt wurde.

Georg I. und auch Georg II. waren und blieben ihrem Wesen nach Deutsche; in ihrem deutschen Kurfürstenthum waren sie unumschränkte Herren, in England waren sie vom Parlament und den Parteien abhängig. Als Georg I. 1714 den Einzug in seine neue Hauptstadt gehalten hatte, schrieb der österreichische Resident in London: „Der König hat zwar die Regierung ohne die geringste Schwierigkeit und Hinderniß angetreten, dürfte aber dem Ansehen nach bei einer so dividirten Nation, die unmöglich zu vereinigen und zu vergnügen ist, seine besten und ruhigsten Tage jenseits des Meeres gelassen und zugebracht haben.“ So ist es gekommen, daß dieser Fürst und auch

sein Sohn sich in erster Linie als Kurfürsten von Hannover, erst in zweiter als Könige von England gefühlt haben. In der auswärtigen Politik im Besonderen war ihr britisches Königthum ihnen gut genug, um die ihnen dadurch verliehene Macht zum Heile ihres deutschen Stammlandes in die Wagschale zu legen. Es änderte wenig an diesem Verhältniß, daß man in England eifersüchtig darüber wachte, ob nicht das englische Interesse dem hannövrischen gegenüber zu kurz komme. Die wahren Motive der Regierung blieben der Nation und dem Parlamente oft verborgen, und es ließ sich schwer feststellen, ob und wo man über die zulässigen Grenzen hinausgegangen war. Die Act of Settlement vom Jahre 1701 enthielt über das zukünftige Verhältniß zwischen England und Hannover nur die eine Bestimmung: „daß im Falle die Krone und Herrscherwürde dieses Reiches später an eine Person kommen sollte, die nicht in diesem Königreiche England einheimisch, alsdann diese Nation nicht verpflichtet sein soll, Krieg zu führen zur Vertheidigung irgend welcher Herrschaften oder Ländertheile, die nicht zur Krone England gehören, ohne Einwilligung des Parlaments." Wenn also auch eine offene Verletzung dieses Paragraphen vermieden werden mußte, so ist doch die Geschichte der nächsten Jahrzehnte seit der Thronbesteigung Georgs I. reich an Vorgängen, die eine Bevorzugung Hannovers zeigen. Unzählige Male ist in Flugschriften, ja selbst im Parlament der Vorwurf ausgesprochen worden, daß die Regierung hannövrische, nicht englische Politik treibe. Ungeheures Aufsehen erregte es freilich, als im Parlament zum ersten Mal dieser Vorwurf laut wurde. William Schippen, ein Tory und Jacobit, war es, der im Unterhause am 15. December 1717 von einem Passus der Thronrede den Ausdruck gebrauchte, er scheine eher für den Meridian von Deutschland berechnet als für den Großbritanniens. Mit 175 gegen 81 Stimmen beschloß das Haus darauf, daß diese Worte als eine Beleidigung der Person und Regierung des Königs zu erachten seien und der unvorsichtige Redner wurde auf Beschluß des Hauses in den Tower geschickt.

Blicken wir aber auf die Geschichte dieser ersten Jahre des hannövrischen Regimentes, so finden wir in der That schon in der damaligen auswärtigen Politik ein Verhalten der englischen Regierung, bei dem die Mittel Englands in den Dienst hannövrischer Interessen gestellt wurden. Es ist die Rolle, welche England in den nordischen Angelegenheiten gespielt hat. In jener Zeit der Bündnisse und Tractate gegen Schweden, bei der Auftheilung schwedischer Besitzungen, war das Ziel Georgs I., für sein Kurfürstenthum die schwedischen Herzogthümer an der Elbe, Bremen und Verden, zu erwerben. An eine energische Verfolgung dieses Planes ging er aber erst, nachdem er in England König geworden war. Am 26. Juli 1715 schloß er einen Vertrag, durch welchen ihm Dänemark, das die elbischen Herzogthümer erobert hatte, dieselben gegen eine Zahlung von 600,000 Thalern überließ. Noch aber war der Besitz nicht gesichert. Um dies herbeizuführen, ließ Georg Jahr für Jahr eine englische Flotte in die Ostsee fahren, um daselbst gemeinschaftlich mit

der dänischen gegen Schweden zu operiren. Dabei lag nicht England, sondern nur Hannover mit Schweden im Kriege. Natürlich fehlte es nicht an Gründen, mit denen man diese Flottenexpeditionen in England zu rechtfertigen wußte. Seit längerer Zeit hatte Schweden den englischen Handel in der Ostsee belästigt, hatte sich geweigert, die geforderten Entschädigungen zu zahlen, und auch dem Unwesen nicht Einhalt gethan. So erhielten denn die englischen Flottenführer Aufträge, wie: englische Kauffahrteischiffe sicher in die Ostsee zu geleiten, vom Könige von Schweden Entschädigungen zu fordern, im Weigerungsfalle Repressalien an schwedischen Schiffen zu üben, wo sich die Gelegenheit biete u. dgl. m. — am Ende kam es doch darauf hinaus, die kriegerischen Unternehmungen der gegen Schweden verbündeten Mächte zu unterstützen. Selbst in London war es für Kundige kein Geheimniß, worin der eigentliche Zweck dieser Flottenexpedition bestand. Der österreichische Resident Johann Philipp Hoffmann schrieb schon im Juni 1715 aus London, es sei kein Zweifel, daß die Tories sagen würden, der König „sei nicht so bald zur Regierung gelangt, daß er sich nicht der hiesigen Seemacht auf der Nation Kosten zu seinem privat Churbraunschweigischen Nutzen und Vortheil bedienet."

Im Jahre 1717 wurde in England ein Anschlag einiger schwedischer Minister entdeckt, welche zu Gunsten des Prätendenten einen jacobitischen Aufstand ins Leben rufen wollten, der durch eine schwedische Invasion in England unterstützt werden sollte. Die rechtzeitige Entdeckung vereitelte freilich die Ausführung des Planes. Für unsere Betrachtung aber muß es hervorgehoben werden, daß diese Gefahr für England aus der hannövrischen Politik des englischen Königs entsprungen ist. Es war die Erwiderung Schwedens auf die britischen Flottenexpeditionen in die Ostsee. Wie diese vorzüglich im Interesse Hannovers unternommen waren, so galt auch der schwedische Anschlag eigentlich mehr dem Kurfürsten von Hannover, als dem Könige von England. Dem Kurfürsten wollte man seine schneidigste Waffe entwinden, indem man ihn seines britischen Königthums beraubte; wäre es gelungen, den Prätendenten auf den englischen Thron zu erheben, so durften die Schweden die britische Flotte nicht länger fürchten. Für England aber erscheint hier das hannövrische Königthum doppelt unheilvoll; für die Zwecke des Außenstaates muß es seine Flotte hergeben und zieht sich dadurch noch die gefährliche Feindschaft eines Karl XII. zu.

Es würde zu weit führen, wollten wir in diesem engen Rahmen die englische Politik der nächsten Jahrzehnte schrittweise verfolgen, um von Phase zu Phase den Einfluß Hannovers festzustellen. Manches wichtige Ereigniß würde vielleicht in neuem Lichte erscheinen. Die Geschichte der Quadrupel-Allianz von 1718, des Herrenhauser Vertrages von 1725, Englands Haltung im polnischen Thronfolgekriege — alles wirft erst recht verständlich, wenn man das Verhältniß zu Hannover ins Auge faßt. Freilich dürfte man nicht sagen, daß das englische Interesse auch allemal dem hannövrischen aufgeopfert worden sei, oft genug gingen ja beide Hand in Hand.

Seit dem Jahre 1740 aber, als England in einen europäischen Krieg verwickelt worden war, machte sich ein Gegensatz zwischen den Interessen beider Länder recht bemerkbar. Dem von Frankreich begünstigten Candidaten zur Kaiserwürde versprach Georg II. als Kurfürst seine Stimme zur selben Zeit, da er als König von England mit Frankreichs Feinden im Bunde war. Und der Grund für diese widerspruchsvolle Haltung war sein Bestreben, dem Kurfürstenthum die Neutralität zu sichern. Jetzt gingen den Engländern über die Motive der auswärtigen Politik die Augen auf; ein Sturm der Entrüstung erhob sich und Robert Walpole, der 21 Jahre lang die Zügel der Regierung in Händen gehalten, mußte aus dem Amte scheiden. Gleichwohl ist sein Nachfolger Carteret in denselben Bahnen gewandelt; neue Erbitterung rief es hervor, als er 16000 Mann hannövrischer Truppen in britischen Sold nahm. Eben dieser Schritt ist der Ausgangspunkt zu heftigen Redekämpfen im Parlamente geworden, in denen man bald auch um die allgemeine Frage stritt, ob seit dem Aufkommen Georgs I. die englische Politik in rein nationalem Sinne oder vorwiegend nach hannövrischen Gesichtspunkten geführt worden sei. Die Aufzeichnungen über diese „Hannover-Debatten" sind wenig zuverlässig, vielleicht apokryphisch zu nennen. Die von der einen und der anderen Seite vorgebrachten Argumente finden sich aber in einigen Flugschriften wieder, die um dieselbe Zeit entstanden sind. Zwei Schriften vor allen haben das größte Aufsehen erregt, die eine mit dem Titel „Unparteiische und freimüthige Untersuchung des Falles der hannövrischen Truppen im englischen Solde" (The case of the Hanover forces in the pay of Great Britain impartially and freely examined), verfaßt vom Grafen Chesterfield und Edmund Waller, und die aus der Feder des älteren Horace Walpole stammende Entgegnung, betitelt: „Die unentwegte Wahrung des Interesses von Großbritannien" (The interest of Great Britain steadily pursued). In der ersten wird die Behauptung aufgestellt und von Fall zu Fall bewiesen, daß seit 1714 das Interesse und die Ehre Großbritanniens dem Vortheil der fremden Besitzungen des Königs aufgeopfert worden seien. „Hannover," so heißt es, „beraubte uns des Vortheils der insularen Lage und war thatsächlich ein Unterpfand für unser gutes Betragen auf dem Continent." Aber so dürfe es nicht fortgehen, die großen Zwecke der englischen Nation dürfen nicht dem kleinen, niedrigen Vortheil Hannovers geopfert werden, „oder wir müssen die Schande über uns ergehen lassen, zu einem Geldinstitut für jenes Kurfürstenthum herabzusinken, und uns in die Gefahr stürzen, in zwei Parteien aus einander zu fallen, welche sich schroffer und unversöhnlicher gegenüberstehen würden als irgend welche, die jemals den öffentlichen Frieden gefährdeten; die Namen dieser Parteien würden sein ‚Engländer' und ‚Hannoveraner.'"

Horace Walpole suchte in seiner Gegenschrift die hier gegebene Beweisführung Punkt für Punkt zu widerlegen; im Besonderen geht er die Reihe der unter der hannövrischen Dynastie geschlossenen Verträge und Bündnisse

durch, um darzuthun, wie die Regierung sich immer durch das Interesse Großbritanniens allein habe leiten lassen. Wie zur Zeit Wilhelms III. die Feinde der Regierung von einer Bevorzugung Hollands gesprochen hätten, ganz so und mit nicht mehr Grund spreche man jetzt von einer Begünstigung Hannovers vor England. Freilich kann auch dieser Anwalt des hannövrischen Regimentes dem großen Uebelstande gegenüber, daß jetzt England auf dem Continente angreifbar war, die Augen nicht verschließen. Für Feinde, die England selbst nichts anhaben können, sei es natürlich, ihren Angriff gegen das einer größeren Macht gegenüber wehrlose Kurfürstenthum Hannover zu richten. Und umgekehrt werde auch immer wieder der Fall eintreten, daß um Hannovers willen dem englischen Staate Feinde entständen und Angriffe auf britisches Leben und Gut zu gewärtigen seien. Schon hierin sei also immer die Nothwendigkeit einer gewissen Rücksichtnahme auf Hannover gegeben.

Durch diese und ähnliche Producte der Tagesliteratur ist auch das große Publikum auf die Bedeutung der Frage aufmerksam geworden und sie stand während einiger Jahre im Vordergrunde des allgemeinen Interesses an öffentlichen Angelegenheiten. Carteret vermochte nicht, sich lange im Amte zu erhalten; der Herzog von Newcastle legte das Versprechen ab, fortan sollten die Interessen Hannovers denen Englands untergeordnet werden.

Aber Charakter und Neigung des Königs ließen sich nicht ändern. Georg II. hat gleichwohl in der alten Weise fortzuregieren gesucht; selbst hinter dem Rücken seiner englischen Minister hat er oft hannövrische Politik getrieben. So war es im Jahre 1745. England verpflichtete sich durch die Convention von Hannover, den Frieden zwischen Friedrich dem Großen und Maria Theresia zu vermitteln. Die englischen Minister wünschten, daß Oesterreich freie Hand haben möge, um seine Streitkräfte ungetheilt dem Kampfe gegen Frankreich zuwenden zu können. König Georg aber, dem sein hannövrisches Kurfürstenthum vor Allem am Herzen lag, erblickte in der Niederwerfung Preußens ein weit wünschenswertheres Ziel und so neigte er sich jenen österreichischen Plänen zu, welche auf die Bildung einer Coalition gegen Friedrich II. und die schließliche Auftheilung großer Gebiete des preußischen Staates hinausliefen. Während also das englische Ministerium sich redlich um die Einlösung jener Verpflichtung bemühte, verhandelte der König im tiefsten Geheimniß in London mit dem österreichischen Gesandten Baron Wasner auf ganz anderer Grundlage. Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen auch Maria Theresia vom Frieden mit Preußen nichts hören wollte. Wenn sie endlich trotz des Rückhaltes, den sie dem englischen Ministerium gegenüber am Könige fand, sich zum Dresdner Frieden bequemen mußte, so waren es die Siege der preußischen Waffen, die sie dazu zwangen, nicht aber die Politik des verbündeten Königs von England, dessen zweifelhafte Haltung am besten durch Friedrichs des Großen Worte gekennzeichnet ist: „Soll ich den König von England als eine oder zwei Personen betrachten?“

In den folgenden Jahren hat der König in seinem englischen Ministerium selbst die gewünschte Unterstützung seiner persönlichen Politik gefunden. Man kann fast von zwei verschiedenen Strömungen im Cabinette Georgs II. sprechen, einer national-britischen und einer hannövrischen. Das Haupt der letzteren war eben derselbe Herzog von Newcastle, der im Gegensatze zu Carterets hannövrischer Politik zu Ansehen gekommen war. Jetzt, im Jahre 1749, sagte man auch von ihm, er werde von Tag zu Tage mehr ‚hannoverisirt'. Für die bedeutungsvolle Stellungnahme Englands nach dem österreichischen Erbfolgekriege haben Georg II. und Newcastle den Ausschlag gegeben. Es galt, für die Zukunft ein neues politisches System zu finden. Denn, mit den Erfolgen des Krieges wenig zufrieden, meinte man in London, durch eine glücklicher gewählte Bundesgenossenschaft mehr erreichen zu können. Die Combination von 1756, das Bündniß zwischen England und Preußen, hat manchem unter den englischen Ministern schon damals vorgeschwebt und wäre gewiß zur Thatsache geworden, wenn nicht Hannover im Wege gewesen wäre. Schon wirkte der englische Gesandte in Berlin für ein englisch-preußisches Bündniß. Friedrich der Große war mit voller Seele dabei; in seiner Kenntniß der Verhältnisse wählte er auch das wirksamste Mittel, um seinen Oheim Georg II. zu gewinnen, indem er gewisse Pläne zur Vergrößerung Hannovers zu unterstützen versprach. Georg aber wollte das Bündniß mit Oesterreich nicht aufgeben; gegen Preußen, das seinem Kurstaate einmal gefährlich werden konnte, hatte er das größte Mißtrauen. Newcastle versuchte noch, Preußen und Oesterreich in ein gemeinschaftliches Bündniß mit England zu bringen; als das mißlang, ließ er Preußen fallen, zum Leidwesen aller national gesinnten Engländer, die eine Verbindung mit Preußen jeder anderen vorgezogen hätten. Das hannövrische Interesse hatte wieder einmal über das englische obgesiegt.

Und wenn sich endlich England im Jahre 1756 dennoch mit Preußen verbündet hat, so wäre es gleichwohl der größte Irrthum, wollte man hierin einen Sieg der nationalen Richtung erblicken. Denn wieder hat man sich auch damals durch die Rücksicht auf Hannover leiten lassen. Frankreich hatte das Kurfürstenthum als vornehmstes Angriffsobject in Aussicht genommen und das war es, was den englischen König das preußische Bündniß suchen ließ, damit Preußen ihm die Neutralität Hannovers garantire.

So war unter den beiden ersten Georgen die Rücksicht auf Hannover oft bestimmend für die auswärtige Politik Englands. Das Mißtrauen der englischen Nation gegen das hannövrische Interesse ihres Königs war nur allzu begründet. Wie manches Mal wurde um dieses Interesses willen englisches Geld und Menschenleben hingegeben, obwohl dies ausdrücklich durch die Act of Settlement verboten war. Es war so schwer zu beweisen, daß mehr hannövrische als englische Politik getrieben wurde, und stets fand sich ein Vorwand, um dem Parlamente gegenüber die Handlungen der Regierung zu rechtfertigen. Auch war der persönliche Einfluß des Königs in der aus-

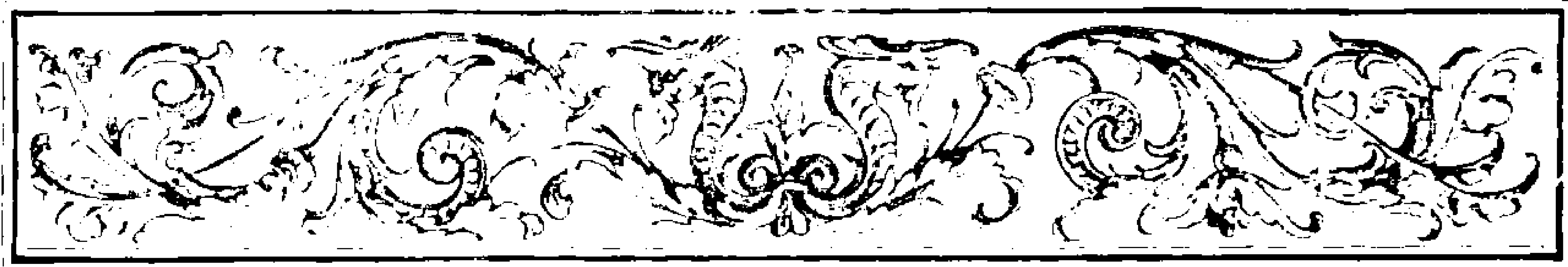
wärtigen Politik damals noch von größter Bedeutung. Recht bezeichnend für diesen Einfluß des Königs ist die Art, wie so oft bei seinem Aufenthalte in Hannover die Fragen der großen Politik zur Entscheidung gebracht, die künftige Stellung Englands in europäischen Angelegenheiten festgelegt wurde. Meist nur von dem einen oder andern seiner englischen Minister begleitet, ging oft in Hannover der König Verbindlichkeiten ein, denen auch das Ministerium in London sich nachträglich kaum entziehen konnte. Das französische Bündniß vom 4. Januar 1717 war vorher zwischen Georg I. und Dubois in Hannover verabredet worden; das von 1725 ward ebendort zum Abschlusse gebracht. 1741 schloß Georg II. in Hannover den Neutralitätsvertrag, durch den Walpoles Sturz erfolgte; 1748 und 1750 wurden die allgemeinen europäischen Fragen und Englands Stellung zu denselben in Hannover ventilirt. Namentlich im Jahre 1748 gestalteten sich diese Conferenzen zu einer Art von europäischem Diplomatencongreß.

Georg II. ließ nicht nur die englischen Gesandten aus Wien, Berlin, Stockholm und Kopenhagen zu sich nach Hannover kommen; daselbst weilten auch Vertreter von Oesterreich, Preußen, Rußland, Sachsen und vieler anderer Staaten. Und an allen Höfen Europas sprach man von nichts Anderem als von den Conferenzen in Hannover.

Aus diesen kurzen Bemerkungen geht zur Genüge hervor, wie wesentlich die Verbindung mit Hannover die englische Geschichte unter den beiden ersten Königen der neuen Dynastie beeinflußt hat. Mehr als einmal hätten die Geschicke Englands sich anders gestaltet, wenn nicht sein König zugleich Kurfürst von Hannover gewesen wäre. Um diesen Einfluß richtig zu würdigen, müssen wir uns fragen, ob und wie weit derselbe durch das Verhältniß der beiden Länder zu einander nothwendig bedingt war, bezw. ein wie großer Theil dieses Einflusses auf Rechnung der Persönlichkeiten der beiden ersten George zu schreiben ist. Die Antwort wird lauten, daß die beiden Könige selbst es gewesen sind, die diese hannoverisirenden Tendenzen in die englische Politik erst hineingetragen haben. Denn unter ihrem Nachfolger Georg III., der doch ebenfalls auch Kurfürst war, ist von solcher Bevorzugung Hannovers kaum mehr die Rede. Von den beiden ersten Georgen sagte man, sie seien als Fremde nach England gekommen und fast als Fremde gestorben: Georg III. sprach es in seiner ersten Thronrede aus — und er selbst hat diese Worte eigenhändig dem Entwurfe seiner Minister noch hinzugefügt — daß er in seinem Denken und Wollen englisch sei: „Geboren und erzogen in diesem Lande, trage ich mit Stolz den Namen eines Briten; und immer wird das eigentliche Glück meines Lebens darin bestehen, die Wohlfahrt eines Volks zu fördern, in dessen Treue und Anhänglichkeit an meine Person ich die beste und dauerhafteste Sicherung meines Thrones erblicke.“ Von einem so gesinnten Fürsten war es nicht zu befürchten, daß er in die Fehler seiner beiden Vorgänger verfallen werde.

War so seit dem Tode Georgs II. die Verbindung mit Hannover von

PAGE NOT AVAILABLE



Moltke als Erzieher.[1])

Allerlei Betrachtungen

von

Felix Dahn.

— Breslau. —

(Fortsetzung).

VII.

Aber nicht nur für die französische Führung hat Moltke Kritik. Zwar enthält er sich derselben in den meisten Fällen ganz, indem er lediglich erzählt. Zuweilen jedoch trifft auch die deutsche Leitung eine Verurtheilung, welche (wie oben S. 204) um deßwillen, daß sie in glatte Worte — ohne ausdrücklichem Vorwurf — gekleidet wird, nicht minder scharf schneidend trifft.

Unleugbar hatte sich die vierzehnte Division bei Spicheren, in dem Glauben, es nur mit der Nachhut eines abziehenden Feindes zu thun zu haben, durch ihren Angriff auf einen weit übermächtigeren Feind in überaus vortheilhafter Stellung in äußerste Gefahr gebracht; sie konnte den Angriff nur wagen, weil ihr die Unterstützung der dreizehnten zugesagt war. Diese Unterstützung aber — blieb aus!

Obwohl die XIII. Division eine höchst günstige Richtung vor sich hatte — auf Stiering-Wendel —, welche ihr, wenn sie nur geradeaus derselben folgte, entscheidenden Erfolg sicherte, erschien sie nicht auf dem Schlachtfeld: Moltke sagt: „Entscheidend hätte jetzt um 5 Uhr die XIII. Division eingreifen und dem ganzen Gefecht ein Ende machen können. Dieselbe war kaum mehr als eine Meile von Stiering entfernt. Als das Gefecht (um 1 Uhr)

---

1) (Moltke's Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71, gesammelte Schriften III. Berlin 1891.)

PAGE NOT AVAILABLE

schehnissen jener Tage selbst, welche sich mit einer Steigerung und Zuspitzung abrollten, wie wir sie nur in der Dichtung und auf der Bühne zu sehen gewohnt sind. Jedoch es gehörte eben der Blick und die Gestaltungsgabe eines Meisters dazu, dies Dramatische zu erkennen, und trotz der Spröde des Stoffes zum vollendeten Ausdruck zu bringen.

Einzelne der großen Schlachten — so der vor Metz, dann vor Allem der höchst „dramatischen" von Sedan — sind dargestellt wie in sich geschlossene, einheitliche Kunstwerke: dann erreicht die Sprache ihren Höhepunkt, dann wird — aber nur sehr selten — bei dem Zeitwort die Form der geschichtlichen Gegenwart angewandt (das „praesens historicum"): dann versetzt der greise Verfasser den Leser in athemlose Spannung, in bebendes Erwarten und reißt ihn mit jugendlicher Schwungkraft eines Schiller in Begeisterung dahin. Bewunderungswürdig ist die Kunst, in der, wie in einer vollendeten Schlachtballade oder Kampfschilderung im geschichtlichen Roman, das sich überstürzende Drängen der gleichzeitigen oder doch blitzschnell sich folgenden Ereignisse zur Anschauung gebracht wird, ohne daß doch die Klarheit jedes einzelnen Bildes in seiner selbständigen Abhebung von dem in Raum und Zeit nächsten darunter litte. Ich kenne keinen Balladendichter oder Romanschreiber oder Schlachtenmaler, der nicht von diesem Meister lernen könnte. Ich für meinen Theil werde ihn nach dieser Richtung hin auf das Eifrigste studiren.

Ein solches Musterbild ist die Schlacht von Colombey-Nouilly (14. Aug.), S. 30 — 34. Hervorzuheben ist auch hier wieder — im scharfen Unterschied von den Franzosen (S. 33) — der schöne Eifer aller deutschen Befehlshaber im Bereich des Gefechtsfeldes, sich gegenseitig zu unterstützen — aus selbständiger Entschließung — „denn die Art wie die Schlacht entstanden, schloß die einheitliche Leitung aus —". Die Zuflucht der nahen Veste Metz verhinderte Ausnutzung des Sieges durch unmittelbare Verfolgung: aber das werthvolle Ergebniß des blutigen Kampfes — 5000 Todte und Verwundete, darunter 200 Offiziere, während die französische Vertheidigung nur 3600 Mann Verlust hatte — war die Unterbrechung des Abzugs Bazaine's und der Gewinn eines Tages für den Uebergang der Armee über die Mosel.

Denn darauf zielte nun Moltke's Feldherrnschaft: die „Rheinarmee" in Metz festzuhalten, ihren Abzug zu der Armee von Châlons zu verhindern, diese, welche allein noch Paris deckte, zu vernichten, und, gemäß dem von Anbeginn gefaßten Plan, sich dieser Hauptstadt zu bemächtigen.

In welch' wunderbarer, mehr an Dichtung als an nüchterne Geschichte gemahnender Weise jene Gedanken, vom Glück und von der Verblendung der Gegner begünstigt, sich über alles Erhoffen hinaus vollenden sollten, das konnte damals Freund und Feind nicht ahnen.

Ergreifend, jene athemlose Spannung erzwingend, ist die Darstellung der furchtbaren Schlacht von Vionville-Mars la Tour (16. Aug.), in der unter Andern das I. Bataillon der Zweiundfünfziger und das II. der

PAGE NOT AVAILABLE

Schlachten- und Schrift-Meisters nicht aus der fieberhaften Spannung: denn nun droht Unheil von dem (endlich) erheblich verstärkten rechten Flügel der Feinde. Die Brigade von Wedell war hier, von ihrem Marsch nach Etain ab und zu schleuniger Hilfe auf das Schlachtgefild gerufen, eingetroffen: aber ihre nur fünf Bataillone zählenden beiden Regimenter — Westfalen — stießen auf das ganze IV. Armeecorps der Franzosen! Durch das heftige Granat- und Mitrailleusen-Feuer dringen die wackeren Söhne der rothen Erde vor: „aber plötzlich stehen sie vor einer vorher nicht sichtbaren tiefen Schlucht. Auch diese wird durchschritten und der jenseitige Hang erstiegen: nun aber treten sie in ein vernichtendes Infanteriefeuer, welches aus nächster Nähe von allen Seiten auf sie gerichtet wird. Nachdem fast alle Führer und Offiziere gefallen, gleiten die Trümmer der Bataillone in die Schlucht zurück. Dreihundert Mann haben nach einem Marsch von sechs Meilen nicht mehr die Kraft, den steilen südlichen Abhang zu erklimmen und gerathen in Gefangenschaft. Der Rest sammelt sich, um die zerschossene Fahne, welche der allein noch berittene Oberst von Cranach in seiner Hand zurückträgt. Mehr als die Hälfte der Offiziere und der Mannschaften werden vermißt." Prachtvoll ist die Schilderung des nun folgenden Reitergefechts — bei Ville sur Yron — des größten des Feldzugs (S. 45), in welchem fünftausend Reiter im Handgemenge hin und her wogten, bis die nur zehn deutschen Schwadronen — Garde-Dragoner, Hannover-Ulanen und westfälische Cürassiere — die ungeheure Uebermacht von drei Divisionen werfen und verfolgen. Dadurch ward erzielt, daß, wie die Mitte, so nun auch der rechte Flügel der Franzosen auf jeden weiteren Angriff verzichtete.

Der Tag neigte zu Ende, die Dämmerung war eingetreten, die Schlacht gewonnen, die Preußen standen Abends auf dem Boden, welchen die Franzosen am Morgen inne gehalten. General von Alvensleben erhält das Zeugniß, daß er an diesem Tage „eine der glänzendsten Waffenthaten des Krieges" verrichtet habe (S. 45).

Und nun ertheilt Moltke dem deutschen Obercommando einen Tadel. Jetzt war es angezeigt, den weit überlegenen Feind nicht durch erneute Angriffe herauszufordern und, wo keine Unterstützung mehr zu hoffen, den schwer erkauften Erfolg wieder in Frage zu stellen. Die Kräfte der Truppen waren erschöpft, die Munition zum großen Theil verschossen, die Pferde seit fünfzehn Stunden unter dem Sattel und ohne Futter: ein noch Abends sieben Uhr erlassener Befehl des Obercommando's ordnete jedoch ein erneutes und allgemeines Vorgehen gegen die feindliche Stellung an. Es scheiterte unter blutigen Verlusten. Die Wortfassung schließt doch wohl vorher eingeholte Zustimmung Moltke's und hier also einen Selbsttadel aus, wie er ihn später freilich wiederholt ausspricht. Es wirkt ziemlich bitter, daß „die in Ausführung jenes Befehls vorgehende Reiterei bei bereits eingetretener Dunkelheit kaum noch ein eigentliches Angriffsziel erkennen konnte, in das lebhafteste Infanteriefeuer gerieth und sich unter namhaften Verlusten zurückziehen mußte" (S. 40).

PAGE NOT AVAILABLE

zustürmen hatten, welche aus tausenden von Schießscharten Tod und Verderben spieen!

Offen gesteht Moltke seinen Irrthum ein, die Ausdehnung der Franzosen nach Norden unterschätzt zu haben: so traf der deutsche Angriff, welcher deren nördlichen (rechten) Flügel fest halten wollte, nur auf die Mitte des Feindes. Daher verzögerte sich sehr erheblich jene Umfassung dieses nördlichen Flügels durch den linken der Deutschen (die II. Armee, vorab die Sachsen). Unter den furchtbarsten Verlusten, zumal durch das weittragende Chassepotgewehr — die Franzosen konnten sich vermöge dieses Vorzugs außerhalb des Feuers des Zündnadelgewehrs halten — hatte man sich überzeugt, daß der südliche (linke) Flügel des Feindes aus seiner durch Natur und Kunst unbezwingbaren Stellung nicht zu verdrängen war (S 58). Hier ertheilt sich Moltke selbst eine Rüge: das II. Corps war spät am Abend südlich von Gravelotte eingetroffen. „Lebhaft sprach sich der Wunsch der Pommern aus, heut noch an den Feind zu gelangen. Es wäre richtiger gewesen, wenn der zur Stelle anwesende Chef des Generalstabes der Armee dies Vorgehen in so später Abendstunde nicht gewährt hätte. Eine völlig intacte Kerntruppe konnte am folgenden Tage sehr erwünscht sein, an diesem Abend aber hier kaum noch einen entscheidenden Umschwung herbeiführen." Der Versuch scheiterte denn auch gar bald um der Dunkelheit willen. Die Entscheidung mußte auf dem entgegengesetzten, dem nördlichen Flügel fallen: bei Saint Privat. Liest man (S. 60) die Schilderung des Angriffs der Garden auf die Stirnseite dieses burgähnlichen Hochdorfs, so sträubt sich das Haar. Was ist gegen diese eherne Prosa das Versgestammel, in welchem ich[1]) das bange Harren der erschöpften Schaaren auf das Eingreifen der Sachsen zu beschreiben versucht habe! In einer halben Stunde hatten fünf Bataillone alle, die übrigen die Mehrzahl ihrer Offiziere eingebüßt! Ob es nicht ein Fehler war, vor dem Eingreifen der Sachsen im Norden und vor Erschütterung der Franzosen durch ergiebiges Geschützfeuer diesen Angriff des Fußvolks anzuordnen — darüber sind von Berufenen sich schroff widerstreitende Meinungen ausgesprochen worden.

Die Blutarbeit der drei großen Schlachten bei Metz war gethan, Vereinigung der beiden kaiserlichen Heere verhütet, Bazaine in Metz festgehalten. Er sollte es nur als Gefangener verlassen.

IX.

Wir aber verlassen nun einstweilen die von der neu gebildeten Armee des Prinzen Friedrich Karl in jener Veste eingeschlossenen Franzosen und folgen der III. Armee (des Kronprinzen) und der neugebildeten Maasarmee des Kronprinzen von Sachsen auf ihren Wegen zuerst nach Westen, dann nach Norden, auf der Suche nach der Armee von Châlons des Marschalls Mac Mahon.

Es ist höchst anziehend, in Moltke's durchsichtiger Darstellung das Gewirre

[1]) „Saint Privat." In der Schrift zur Jubelfeier des sächsischen Königshauses. Dresden. 1890.

der Schicksalsfäden zu verfolgen, welche, von Mißverständniß, Unentschlossenheit, Halbheit des Willens, Widerspruch politischer und militärischer Erwägungen gewoben, zuletzt Kaiser, Marschall und Heer in den Thalkessel von Sedan rettungslos verstrickten. Mac Mahon wurde von seinem richtigen Entschluß, Paris zu decken, den er gegen den Befehl der Kaiserin und des Ministerrathes aufrecht gehalten hatte, abgebracht durch die doch nur bedingt und zweideutig ausgesprochene Meldung Bazaine's, er wolle sich über St. Ménéhould nach Châlons durchschlagen.

Da beschloß Mac Mahon, seinen Waffengefährten unter keinen Umständen im Stiche zu lassen und zog, statt nach Paris, Bazaine entgegen (der nicht kam!) gen Nord-Osten und in sein Verderben! Bei dem schwankenden Hin und Her — bald vorwärts entgegen Bazaine, bald stehen bleiben, da dieser ausbleibt, Beschluß, nun doch nach Paris umzukehren, Nöthigung durch Befehle aus Paris, gegen bessere Einsicht gleichwohl nach Nordosten zu marschiren, könnte Einem der Marschall beinahe leid thun!

Die französische Reiterei leistete damals durchaus nicht Genügendes im Aufklärungsdienst — ein Theil derselben befand sich in der Nachhut, ein anderer auf der in keiner Weise gefährdeten linken Flanke, während doch Aufklärung auf der rechten so dringend nothwendig gewesen wäre. — Dagegen erwarben sich gerade in jenen Tagen die deutschen Reiter durch Kühnheit und Findigkeit höchste Verdienste. Allerdings hatten sie auch Glück: so in der zweimaligen Auffangung eines Generalstabsoffiziers mit wichtigsten Befehlen und Berichten. Die französischen Abtheilungen irrten wie im Nebel herum, ohne Kenntniß von den Bewegungen des ihnen so nahen Feindes, den sie für stark hielten, wo er schwach war und umgekehrt; falsche Angaben aus Paris über die Stellungen der III. Armee verstärkten das Irrsal. Es war ja auch seltsam, daß damals die beiden feindlichen Heere an einander vorbeimarschirten: das französische in weitem Bogen nach Osten auf Metz, das deutsche geradeaus nach Westen auf Paris. Moltke hebt die verderbliche Geschwätzigkeit der Pariser Zeitungen hervor, in denen man im deutschen Hauptquartier ganz gemüthlich Dinge las, von deren Geheimhaltung die Rettung Frankreichs abhing: sie brachten die in der Nationalversammlung gehaltenen Brandreden, in denen ein General, der seinen Gefährten im Stiche lasse, der Fluch des Vaterlandes genannt wurde: — daraus schloß Moltke, daß, bei der Macht der Phrase in Frankreich, der militärisch richtige Gedanke dem Lärm der Schreier und der Rücksicht auf die Stimmung in Paris werde geopfert werden. In der That trieb denn auch aus solchen Gründen der Kriegsminister Mac Mahon mit Hochdruck in sein Unheil: er zwang ihn wider seine gute Einsicht zu dem Marsch auf Metz, indem er telegraphirte: „wenn Sie Bazaine im Stiche lassen, so bricht in Paris die Revolution aus.“ Ja, der „Temps“ brachte geradezu die alles verrathende Nachricht: Mac Mahon habe sich entschlossen, Bazaine zu Hilfe zu eilen.

Die Franzosen, welche erst aus Moltke's Buch selbst erfahren, wie

diese grenzenlosen Unvorsichtigkeiten ihrer Zeitungen ihn besser noch als seine „Ulanen" unterrichtet haben, schelten zur Zeit (September 91) gewaltig darüber: und gewiß werden sie in diesen Fehler nicht wieder verfallen; wie wir denn überhaupt nie wieder eine solche Reihe von Glücksfällen und Fehlern dieser Feinde erleben werden: es ist, wie wenn alle Götter Walhalls die hin und her geworfenen Schaaren Mac Mahons zu verderben gewetteifert hätten!

Nachdem die rheinischen Dragoner, bis in das Lager bei Châlons vorstreifend, dieses als verlassen gemeldet hatten und andere Anzeichen, ja bestimmte Meldungen auf den Abmarsch Mac Mahons gen Nordosten hinwiesen, ward am 25. August zu Bar le duc von Moltke der geniale Beschluß gefaßt, statt nach Westen auf Paris, nach Norden zu marschiren, Mac Mahon auf der Straße nach Metz abzufangen, ihm durch die Maas-Armee den Weg nach Osten zu verlegen, zugleich ihn von Süden mit der III. Armee anzugreifen und zu vernichten oder — schon taucht diese zweite Möglichkeit auf — ihn nach Norden, nach Belgien abzudrängen, wohin ihm zu folgen war, falls, wie vorauszusehen, die belgischen Truppen zu schwach waren, die Beschreitung ihres Gebietes zu verhindern; war doch von Anfang an der Gedanke gefaßt worden, die feindlichen Heere möglichst gen Norden von den reichen Hilfsquellen im Süden abzudrängen.

Man muß in Moltke's eigenen Worten den Gedankengang verfolgen, der in jenen weltgeschichtlich entscheidenden Stunden zu Bar le duc sich in ihm vollzog. Schwer ward es dem Besonnenen, seinen wohl überlegten Plan plötzlich gegen einen neuen nicht vorbereiteten zu vertauschen. Lang und genau wog er, eh' er wagte. Aber — er wagte.

Vorsichtig genug wurde in den Vormittagsstunden des 25. — um 11 Uhr — vorerst nur eine geringe Aenderung der Marschrichtung nach Norden hin angeordnet: nach Rheims, statt nach Châlons; aber als im Laufe des Nachmittags neue bestimmtere Nachrichten einliefen, „als die Zeitungen das Geheimniß ausgeplaudert hatten," — da wurde nun gegen Abend, da man nicht mehr zweifeln konnte an Mac Mahons Bewegungen, der Rechtsabmarsch, die Schwenkung von West nach Norden beschlossen. Moltke hatte schon Mittags seinen Plan entworfen, nach welchem die Maasarmee für alle Fälle und die Baiern in nicht allzugroßen Märschen am rechten Maasufer bei Damvillers versammelt werden konnten. Dieser Plan kam nun zur Ausführung. „Man hat im Kriege vielfach nur mit Wahrscheinlichkeiten zu rechnen, und das Wahrscheinlichste ist meist, daß der Gegner die richtigste Maßregel ergreift (wie im Schachspiel!) Als eine solche war nicht anzusehen, wenn das französische Heer, Paris entblößend, längs der belgischen Grenze auf Metz marschirte. Der Zug erschien befremdlich, selbst etwas abenteuerlich — aber möglich war er doch." — Dieser Möglichkeit begegnete nun der große Schachspieler und seine geniale Voraussicht führte zu dem „Schach-Matt" von Sedan.

PAGE NOT AVAILABLE

wurde. Nur mit größter Mühe gelang es, spät in der Nacht ein Unterkommen für diejenigen zu erlangen, welche für den folgenden Tag die nöthigen Befehle vorzubereiten hatten." Das war aber vor Allen der greise Feldmarschall selbst! Welche Verurtheilung des Unwesens der „vielen hohen Gäste und ihres Gefolges" in dem Hauptquartier liegt in diesen knappen Worten! Zufällig habe ich Einiges von dem hier Gerügten gerade in Buzancy in dieser Nacht mit erlebt. Spät am Abend war es, als ich angegangen wurde, meine Lampe einem Beamten des königlichen Cabinets abzutreten, der bis dahin sich mit einem Stümplein Stearinkerze hatte behelfen müssen bei Abfassung wichtigster Berichte. Selbstverständlich trug ich sie sofort selbst auf seinen wackeligen Schreibtisch; alle besseren Gelasse und Geräthe waren den Begleitern eines Prinzen zugetheilt: Herr von Wilmowsky aber mußte auf einem ausgedienten Waschtisch schreiben! Und nur durch Androhung körperlicher Gewalt konnten wir den „Chef", d. h. den Koch eines anderen Prinzen aus dem letzten verfügbaren Bett entfernen, um einen schwer verwundeten Offizier darin unterzubringen. Hoffentlich bewirken Moltke's vorwurfsschwere Worte, daß in dem nächsten Feldzug nicht so viele Ueberflüssige den Platz derjenigen wegnehmen, welche „die nöthigen Befehle für den folgenden Tag vorzubereiten haben".

Und welche Gedanken, welche Anordnungen beschäftigten in jener Nacht den nimmer müden Alten: keine geringeren als jene, welche die Wunder von Sedan schufen; es war bereits ins Auge gefaßt, daß die Armee von Châlons genöthigt werden könnte, auf neutrales Gebiet überzutreten, und auf diplomatischem Wege wurde die belgische Regierung aufgefordert, in diesem Falle für die Entwaffnung Sorge zu tragen, „die Truppen aber angewiesen, unverzüglichenfalls die Grenze zu überschreiten, wenn dort der Gegner die Waffen nicht niederlege".

Solche Dinge wog schon in jener Nacht der vorschauende Meister, wachend in dem Häuslein dicht neben uns, während wir, erschöpft von allerdings nicht ganz geringer Anstrengung der letzten Tage und Nächte, in schwerem Schlafe lagen.

„Einstweilen hatte Mac Mahon beschlossen, sein Heer bei Sedan zu versammeln, nicht um dort zu schlagen, sondern um den Truppen die unabweislich gebotene kurze Rast und Versorgung mit Lebensmitteln und Schießbedarf zu gewähren. Dann sollte der Rückzug auf Paris über Mézières angetreten werden, wo eben jetzt General Vinoy mit dem neu gebildeten XIV. Corps anrückte. Aber obwohl nach der Niederlage bei Beaumont der Fluß jede Verfolgung durchaus verhindert hatte, nahm doch der Rückzug der Franzosen bald einen bedenklichen Charakter an. Die Truppen waren durch Anstrengung bei Tag und Nacht unter beständigem Regen und bei mangelhafter Verpflegung aufs Aeußerste erschöpft. Scheinbar zwecklose Hin- und Hermärsche hatten das Vertrauen auf die Führung, eine Reihe unglücklicher Gefechte die Zuversicht auf sich selbst erschüttert. Tausende von Flüchtlingen

PAGE NOT AVAILABLE

Nachfolger der kaiserlichen Schlafmütze Friedrich III.) Friedrich IV. heißen müßte! Aber da kann man lange reden. Zum größten Glück heißt unser dermaliger Beherrscher zugleich als Kaiser und König Wilhelm II.

Schwer wiegende Worte spricht Moltke (S. 97) über die den Besiegten von Sedan auferlegten Bedingungen: „man mußte sich sagen, daß man einem mächtigen Feinde wie Frankreich gegenüber die gewonnenen Vortheile nicht aus der Hand geben dürfe. Hatten die Franzosen schon den Sieg deutscher Waffen über Nicht-Franzosen (bei Sadowa) als Beleidigung empfunden, so konnte keine unzeitige Großmuth sie die eigene vergessen machen.“ Genau dasselbe gilt von dem Wiedererwerb von Elsaß-Lothringen: Es ist eitel Selbsttäuschung, wenn Franzosen und — viel schlimmer! — wenn gewisse „Auch-Deutsche“ betheuern, „hätte man nach Sedan Frieden geschlossen und sich mit Entschädigung für die Kriegskosten begnügt, die Franzosen würden solche Großmuth mit Dankbarkeit vergolten haben, das Verlangen nach Rache wäre nicht geweckt, die Freundschaft der beiden großen Bildungsvölker alsbald hergestellt worden.“

Lieber Gott! welche Thorheit! Wie glimpflich hat man 1815 — schon um die Bourbons nicht unmöglich zu machen — das niedergeworfene Frankreich behandelt! Man verzichtete damals — zum heißen Zorn des Freiherrn von Stein! — auf die Wiedergewinnung von Elsaß und Lothringen: — und was war der Dank und die Folge? Das Geschrei — Revanche pour Waterloo — ganz ebenso wie die Revanche pour Sadowa verlangt wurde. Gewiß ist die Feindschaft zwischen Deutschen und Franzosen tief beklagenswerth: nicht nur wegen der fast unertragbaren Waffenrüstung, welche sie uns aufzwingt, ebenso weil beide große reich begabte Völker sich so vortrefflich ergänzen und dem germanischen Blut in den Franzosen die Franken und Alamannen des Deutschen Reiches doch näher stehen als die Baschkiren und Tschetschenzen des Zars: aber wahrlich, nicht die Deutschen tragen an jener Feindschaft Schuld. Hätten wir nur Geld gefordert: — die Wuth über die Niederlage wäre die gleiche gewesen.

Wenn sie nun doch wüthen, sollen sie wenigstens nicht in Straßburg und Metz wüthen, sondern weiter westlich. Uebrigens ist ein gut Stück dieser Wuth erst ziemlich spät nach dem Frankfurter Frieden durch die Patriotenliga des Monsieur Déroulède künstlich entfacht worden: als ich in den Jahren 76 und 77 wochenlang in Paris, Le Havre, Südfrankreich weilte und reiste, ist mir nie das Mindeste von jenen Ungezogenheiten zugestoßen, welche seit 1878 etwa den Deutschen den Aufenthalt in Frankreich verleideten, so daß Herr Pindter die Franzosen sogar ein „wildes Volk“ nannte, was doch vielleicht zu stark im Ausdruck ist.

„Ihr hättet sollen Frieden schließen nach „Sedan“: — sagen heute noch viele Leute in der Schweiz, in Holland, in Belgien, in England, und in Italien wurde damals der alte Garibaldi ganz rappelig, blos weil Frank-

PAGE NOT AVAILABLE

sei die Festung noch nicht genügend in Vertheidigungsstand gesetzt und könne einer Belagerung nicht widerstehen, wenn der Platz von der Armee verlassen werde. Dies Alles hätte man freilich schon in Metz übersehen können, oder vielmehr man mußte es wissen, bevor man von dort abrückte. Ganz besonders aber wurde betont: „daß die Erhaltung der Armee der beste Dienst sei, welchen man dem Lande erweisen könne, wichtig besonders, wenn Friedensunterhandlungen angeknüpft werden sollten." Sämmtliche Generale sprachen sich gegen die Fortsetzung der eingeleiteten Bewegung aus, und der Oberfeldherr, welcher sich jeder Meinungsäußerung enthalten, ertheilte um 4 Uhr den Befehl zum Rückmarsch.

Die ganze Unternehmung am 26. August kann nur als ein Parademanöver angesehen werden. Dem Kriegsminister meldete der Marschall, daß es aus Mangel an Artilleriemunition „unmöglich" sei, die Linien des Gegners zu durchbrechen, wenn nicht Angriffsbewegungen von außen her „den Gegner zum Rückzuge zwängen." Dringend wurden Nachrichten aus Paris über „die Stimmung im Volke" erbeten.

Es ist zweifellos, daß Marschall Bazaine nicht blos nach militärischen, sondern auch nach politischen Rücksichten gehandelt hat: aber es fragt sich, ob er bei der in Frankreich eingetretenen Verwirrung anders handeln konnte. Aus dem eben erwähnten Briefwechsel, wie schon aus seinem Verhalten in den Schlachten von Metz geht eine entschiedene Abneigung hervor, sich von diesem Platz zu trennen. Unter seinen Mauern vermochte er eine bedeutende Heeresmacht bis zum gegebenen Augenblick ungeschwächt zu bewahren. An der Spitze der einzigen noch nicht zertrümmerten Armee Frankreichs konnte ihm eine Machtstellung zufallen wie keinem Anderen im Lande. Freilich mußte diese Armee erst von dem Banne befreit sein, welcher sie zur Zeit gefesselt hielt. Der gewaltsame Durchbruch hätte sie, selbst wenn er gelang, erheblich geschwächt, und ganz undenkbar war es nicht, daß der Marschall als stärkste Autorität im Lande einen Preis werde bieten können, welcher den Gegner bestimmte, den Abzug zu gestatten. Denn wenn es endlich zum Friedensschlusse kam, mußte man auf deutscher Seite fragen: „wo ist in Frankreich die Macht, mit welcher, nach Zusammensturz des Kaiserreiches, verhandelt werden kann, und welche in ihrer Stärke die Bürgschaft dafür leistet, daß übernommene Verpflichtungen auch gehalten werden?" Daß der Marschall, wenn seine Pläne zur Ausführung gelangt wären, anders als im Interesse Frankreichs gehandelt haben würde, ist weder bewiesen noch vorauszusetzen.

Bald aber trat in Paris eine Anzahl von Männern zusammen, welche, ohne die Nation zu befragen, aus eigenem Auftrag sich als die Regierung des Landes hinstellten und die Leitung seiner Angelegenheiten in die Hand nahmen. Diesen gegenüber freilich konnte der Marschall, gestützt auf seine Armee, rivalisirend, ja sogar feindlich auftreten, er konnte, — und das war in den Augen der Pariser Regierung sein Verbrechen, — die Autorität des Kaisers, dem er Treue geschworen, wieder herstellen. Ob er dadurch dem Lande nicht

PAGE NOT AVAILABLE

von dem Corps des Generals Vinoy (das durch schwere Versehen der Deutschen aus der Nähe von Sedan nach Paris entkommen war) bestand noch die Territorialarmee aus ca. 470000 Mann, Dank der umsichtigen und zu früh unterbrochenen Reorganisation des Marschalls Niel. „Aus der Vervollständigung der Bewaffnung machten die Werkstätten des neutralen Englands bereitwillig ein Geschäft" — wie könnte man treffender die business-like Behandlung des großen Kampfes durch unsere angelsächsischen Vettern kennzeichnen! — die große Vaterlandsliebe der Nation konnte mit solchen Streitmitteln — eine Million Männer ohne Franctireurs und Freischaaren, 2000 Geschütze, 400000 Chassepots — langen Widerstand leisten, wenn ein kräftiger Wille sie in Thätigkeit setzte.

Und ein solcher fand sich in der Person Gambetta's.

„Als Kriegsminister fiel ihm nach dem in Frankreich geltenden System zugleich die Leitung der Operationen zu und freilich durfte er den Oberbefehl nicht aus der Hand geben. Denn in der Republik wäre ein energischer General an der Spitze des Heeres alsbald an seiner Statt Dictator geworden." In diesen verhaltenen Worten stecken die schärfsten Verwerfungen jenes „Systems" und der republikanischen Verfassung: denn alsbald führt Moltke das schwere nun folgende Unheil Frankreichs auf diese Gründe zurück.

„Unter ihm amtete — gewissermaßen als Chef des Generalstabs — ein zweiter Nicht-Militair, Herr de Freycinet, und ihre nachdrückliche, aber dilettantische Befehlsführung (welch treffliche Ausdrucksweise!) ist Frankreich theuer zu stehen gekommen. Mit seltener Thatkraft und unerschütterlicher Beharrlichkeit wußte Gambetta die ganze Bevölkerung des Landes zu bewaffnen, nicht aber, die ins Leben gerufenen Schaaren nach einheitlichem Plane zu lenken. Ohne ihnen Zeit zu lassen, sich zu kriegstüchtigen Truppen heranzubilden, schickte er sie, mangelhaft ausgerüstet, mit rücksichtsloser Härte in unzusammenhängende Unternehmungen gegen den Feind, an dessen fester Fügung ihre Tapferkeit und ihre Hingebung zerschellen mußten. Er verlängerte den Kampf mit allen Opfern auf beiden Seiten, ohne das Schicksal zu Gunsten Frankreichs zu wenden."

Welch schöne Anerkennung auch des grundsätzlich bekämpften Nicht-Militairs und der Tapferkeit und Hingebung „der armen Moblots" und Landsturm-Aufgebote! Sollte es in Deutschland noch immer Milizschwärmer geben, welche uns rathen möchten, in der Mitte von Franzosen und Russen unsern „Militarismus" aufzugeben und uns auf Volkswehren zu verlassen, denen man im Fall eines Angriffs ein Gewehr in die Hand legt — vielleicht macht sie doch stutzig das Wort Moltke's „von dem festen Gefüge," an welchem Uebermacht und bester Wille „zerschellen".

Moltke war also (nach S. 112) der Ueberzeugung, nach Gefangennahme des einen und Einschließung des andern kaiserlichen Heeres war der Feldzug ohne Zweifel entschieden, Alles, was Gambetta und die nationale

Vertheidigung noch an Widerstand leisten konnten, unter allen Umständen hoffnungslos und nur geeignet, Frankreichs Schädigung im Krieg und die Forderungen der unabwendbaren Sieger bei dem Friedensschluß zu steigern.

Fern sei es, die durch den Erfolg gerechtfertigte Ansicht des großen Feldherrn anzuzweifeln: hat er doch auch ausdrücklich die weit verbreitete Erzählung als „Legende" bezeichnet, die Entsatzversuche Gambetta's und die Durchbruchversuche der in Paris Belagerten in ihrem Zusammenwirken hätten wenigstens Einmal das große Hauptquartier in solche Besorgnisse gedrängt, daß es beinahe Versailles habe räumen wollen, daß für alle Fälle bereits die Koffer gepackt gewesen seien; er sagt stolz (S. 215): „es ist Niemand auch nur in den Sinn gekommen, der Armee ein so übles Beispiel zu geben."

Indessen man wird doch Gambetta nicht von vornherein darum verurtheilen dürfen, daß er bei den noch Anfang September zur Verfügung stehenden, von Moltke selbst aufgezählten Kampfmitteln die Fortsetzung des Widerstandes beschloß, die Hoffnung auf Erfolg nicht aufgab. Es ist schön, an der Rettung des Vaterlandes nicht zu verzweifeln. Mußte Gambetta am 5. September so urtheilen, wie Moltke nach dem Frankfurter Frieden urtheilen konnte?

Unser großer Feldherr sagt uns nicht, ob er selbst damals schon dachte wie er — nach dem Ausgang — schrieb!

Und es ist auch etwas Schönes um das Vaterlandsgefühl dieser so viel verurtheilten Franzosen, es ist etwas Großes, daß „Turbidus Gambetta" [1]) die Millionen zu solchem Widerstand fortreißen konnte, — der noch fast fünf Monate hindurch den Deutschen herzlich schwere Arbeit machte. War es eine Thorheit, so war es eine edle und schöne: sie war der Ausdruck einer Vaterlandsliebe, wie sie den Franzosen in bewunderungs-, in nachahmungs- — beinahe hätte ich geschrieben in beneidens-werthem Maße eignet.

Dank ihrem lebhaften Empfinden überhaupt, Dank dem vererbten Nationalstolz von Kelten, Romanen und Franken, Dank einem Glück, welches sie vor uns voraus haben: nämlich, daß sie schon seit dem XVI. Jahrhundert ein stolzes Staatsbewußtsein hegen durften, während den Deutschen

---

[1]) „Novas vires colligit,
  Prisca falconetta
Ex castellis protrahit,
Coelum, terram concutit
  Turbidus Gambetta.
Undique arripitur
  Gallia proterva:
  Gelu, telis plectitur,
Plectitur nec flectitur
  Nobilis caterva."

Felix Dahn, de Aureliani expugnatione. Balladen und Lieder. Leipzig 1878 Seite 345.

Staatsbewußtsein und Nationalstolz schon seit dem Untergang der Staufer mit untergehen mußte und ein preußisches doch kaum vor Friedrich dem Großen entstehen konnte. Wohl dem Volk, dem ein alteingewurzelter Stolz auf seinen Staat die Seele stählt!

Ein solches Gefühl kann bei uns in Gesammt-Deutschland sich erst seit 1870 wieder allmählich ausbilden.

Diese und ähnliche Gedanken führte ich vor Jahren einmal in Königsberg aus in einer Vorlesung über Reichsverfassungsrecht. Ich bemerkte, daß ein junger Mann, der erst seit einigen Tagen auf der ersten Bank saß und sich durch reiferes Alter, durch Haltung und Kleidung von meinen lieben ostpreußischen Studenten unverkennbar abhob — ich hielt ihn für einen Russen, deren gar Manche auf der Durchreise bei mir zuweilen gasteten — bei diesen Ausführungen plötzlich in lebhafte Erregung gerieth. Als ich aber sagte: „und wir wollen nur wünschen, meine Herren, daß, wenn jemals das Deutsche Reich das Unheil träfe, seine Heere vernichtet und den Feind sieghaft im Herzen des Landes zu sehen, daß alsdann unser Volk in gleicher Weise, in edelster Aufwallung der Vaterlandsliebe, an Selbsthilfe Gleiches vermöge, wie die Franzosen seit September 70" — da sprang der Fremdling auf und eilte aus dem Saal.

Bald darauf schlug die Uhr den Schluß der Vorlesung; als ich auf den Gang trat, eilte mir der Fremde entgegen, drückte mir in hoher Erregung die Hand und sprach unter Thränen: „Sie konnten nicht wissen, daß Sie vor einem französischen Offizier sprachen. Ich danke Ihnen! Ich werde es in meinem Vaterland erzählen, wie gerecht, wie schön ein preußischer Professor über uns Franzosen urtheilt." (Meunier hieß er und war Genie-Offizier). Der steife, staubige, trockene Beruf von uns Schulmeistern entbehrt der im Augenblick sichtbaren Erfolge, der glänzenden, aufregenden Augenblicke: hier hatte der Zufall einmal eine fast dramatische Wirkung herbeigezaubert.

XII.

Man schreibt Moltke das Wort dazu, die vertrauende Begeisterung für die deutsche Führung im französischen Kriege sei ein so werthvolles Gut, daß man nicht durch Aufdeckung ihrer Fehler jene Zuversicht erschüttern dürfe. Sehr unwahrscheinlich, daß Moltke so gesprochen: denn er hat im entgegengesetzten Sinne gehandelt, indem er in diesem Buche gar manches Versehen unserer Heerführer rücksichtslos klarlegt: daß dies in knappen Worten, nicht in ausführlichen Vorwürfen geschieht — oft nur in schonungsloser Darstellung der Vorgänge — macht die Verurtheilung nicht minder streng. Jene, Vertuschungen würden nicht nur die Pflicht des Geschichtsschreibers schwer verletzen, — sie würden auch das Gegentheil von erzieherischer Wirkung auf den Nachwuchs unserer Anführer herbeiführen: sich in allüberlegener Unfehlbarkeit zu wiegen, war in Preußen Unsitte geworden nach dem Tode Friedrichs

PAGE NOT AVAILABLE

welche am 19. Sept., dem Tage der Einschließung von Paris, die Flucht des XIV. Corps vor den Baiern und Preußen in der Stadt verbreitete, und die sogar bereits die Besetzung des gefährdet geglaubten Hauptwalles durch eine von Vincennes herbeigerufene Division bewirkte, hätte es ermöglicht, sich schon an diesem Tag eines der Forts (durch Eindringen mit dem Feinde zugleich) zu bemächtigen und so die ganze Einschließung wesentlich abzukürzen. „Aber" — erinnert hingegen Moltke (S. 126)" — „die Forts brauchten die Thore den Flüchtlingen nicht zu öffnen, welchen ja die von Paris offen standen. Ein Erklettern der 18 Fuß hohen Futtermauern konnte niemals ohne besondere Vorbereitungen gelingen. Dergleichen Wagnisse sind überhaupt nicht von oben her zu befehlen, sondern können nur unter Benutzung des Augenblickes von den Nächststehenden versucht werden." Man wollte aus diesen Worten einen Vorwurf für diese „Nächststehenden", d. h. die Befehlshaber der deutschen Verfolger heraushören: sehr mit Unrecht! Denn „besondere Vorbereitungen" konnten im Augenblick der Verfolgung doch nicht getroffen werden: — ohne solche wird aber das Gelingen für unmöglich erklärt und der schwerwiegende Schlußsatz beigefügt: „hier hätte das voraussichtliche Mißlingen den wichtigen Erfolg des Tages wieder in Frage gestellt."

Es begann nun also jene merkwürdige Einschließung von über 300 000 Mann (— Soldaten! —) und von 2 Millionen Menschen durch — 150 000 Deutsche. — In vier Monaten gelang es dieser Uebermacht nicht, den Kettengürtel zu durchbrechen, dessen einzelne Ringe nur so locker gefügt waren. Aber freilich: diese Thatsachen lehren abermals eindringlich, wie werthlos ein Mann ist, dem man hastig ein Gewehr in die Hand legt: er wird dadurch noch lange kein Soldat. Und „die moblots" — von denen 400 unter Zurücklassung ihres Gepäckes bei „dem bloßen Anrücken des Feindes entfliehen" (S. 139) aus einem Dorf mit Steinhäusern, waren nicht ebenbürtige Gegner; die große Zahl der unverwundeten Gefangenen (S. 140) wird immer wieder hervorgehoben: sie spricht beredt. —

Die sparsam eingestreuten Körnlein zurückhaltenden Humors wirken durch so maßvoll Verwendung besonders eindringsam: so wenn es S. 139 heißt: „den Baiern zog in ihrer stark ausgesetzten Stellung auf dem Moulin de la Tour jeder Besuch eines Vorgesetzten eine lebhafte Kanonade zu." Oder wenn von den Belagerten gesagt wird S. 140: „man schoß mit dem schwersten Kaliber auf die kleinsten Gegenstände. Es war eine Munitionsverschwendung, als ob es darauf ankäme, mit den vorhandenen Beständen aufzuräumen . . . Abgesehen von diesem Lärm, an den man sich bald gewöhnte, konnte man in Versailles glauben, im tiefsten Frieden zu leben."

XIII.

In der Würdigung des Treffens bei Orléans vom 11. October erfreut die schön abwägende Zubilligung des Lobes an Freund und Feind: von den

PAGE NOT AVAILABLE

bieten den Willen und die Macht habe) — wird gleich darauf (S. 169) anerkannt, „daß die Lage des Generals schwieriger war, als man sie in Versailles (d. h. eben Moltke selbst) ansah". Daher enthielten die neuen Anweisungen, welche aus Versailles dem vielfach Bedrohten zugegangen waren, Anforderungen, welche die Kräfte des Corps überstiegen: „selbst offensives Vorgehen gegen Châlons und Dôle wurde gefordert!" Wie wohlthätig berührt diese Selbstbeschuldigung! Wie viel Ritterlichkeit kann ohne „mots sonores" geleistet werden! —

Tief beschämend muß es für die Franzosen sein, zu lesen, was S. 172 über die Einnahme von Schlettstadt berichtet wird: „der Commandant bat (nach der Capitulation) um beschleunigtes Einrücken, da in der Stadt die größte Zuchtlosigkeit herrsche. Volkshaufen und berauschte Soldaten plünderten die öffentlichen Gebäude und steckten sogar ein Pulvermagazin in Brand. Drei deutsche Bataillone stellten schnell die Ordnung wieder her, löschten die Brände und führten die Gefangenen ab." Welche Unmasse von Schmach liegt in diesen Worten, die, ohne jede Bemerkung, nur die Thatsachen angeben! Es ist ein Vorspiel im Kleinen von dem Unglaublichen, was später die Commune von Paris in schauriger Größe aufführte: im Angesicht der tief gehaßten deutschen Sieger gegenseitige Zerfleischung unter Mord, Brand und Raub.

Ohne widerlichen Pharisäismus durften wir 1871 sagen: dergleichen wäre in einer vom Feinde belagerten und endlich bezwungenen deutschen Festungsstadt unmöglich gewesen. Es erschien uns — und gewiß allen ehrliebenden Franzosen — als der tiefste Abgrund nationaler Schande.

Dürfen wir heute — zwanzig Jahre nach Sedan! — mit der gleichen Zuversicht solche Dinge für unmöglich erklären in Deutschland?

Ach leider — nein.

Seither hat das Gift jener Lehre, welche ausdrücklich nur den „Bürger" für den Feind des „Arbeiters" erklärt, d. h. den deutschen wie den französischen Bürger als den einzigen Feind des deutschen Arbeiters, welche, schamlos genug, die Vaterlandsliebe als eine veraltete Thorheit feierlich abschwört, welche jeden Krieg (außer gegen Rußland allein: was geschehen soll, wenn Rußland und Frankreich verbündet kämpfen, wird nicht gesagt: ob dann der Haß gegen Rußland oder die Liebe zur Republik und die grundsätzliche Verwerfung des Krieges vorgehen, bleibt ungewiß) im Namen des Proletariats „verbietet" — diese Lehre hat die Seele unseres Volkes im tiefsten Kern mit ekler Fäulniß verpestet. Und nicht nur die erwachsenen Arbeiter in den Städten hat man in Millionen damit angesteckt, — die Regierung des Reiches sieht zu mit verschränkten Armen, wie das gleiche Gift den Bauern auf dem Lande, den Frauen, der heranwachsenden Jugend und so selbstverständlich den Soldaten eingeflößt wird. Täuschen wir uns doch nicht länger über die im allerhöchsten Maße drohende furchtbare Gefahr! Wenn jetzt die Führer davor warnen, Gewalt zu brauchen, weil man die „Arbeiter" d. h. die Barrikaden-

kämpfer „zusammenschießen würde wie Spatzen," — so ist das nur für die Gegenwart noch gemeint. Sobald das Heer hinreichend bearbeitet ist oder sobald uns im Krieg ein schwerer Schlag getroffen hat, sobald etwa der Feind — d. h. der Franzose — sieghaft im Lande steht oder eine deutsche Stadt zur Ergebung zwingt, — augenblicklich wird jene Menge, welche ja jetzt schon vorher sagt, daß sie unsern Classenstaat haßt, zerstören will „mit allen Mitteln" und kein Vaterland kennt, so lange der Classenstaat besteht — augenblicklich wird sie, von allen bösen Leidenschaften fortgerissen, die Bestie im Menschen entfesseln und Gräuel verüben — vor Augen der verbrüderten französischen Sieger —, welche die Thaten der Commune weit übersteigen. Dann werden sie fallen, die Deutschen Siegessäulen — wie ja Einer der Herrn im Reichstage verkündet hat — und man wird den Franzosen behilflich sein, ja ihnen darin zuvorkommen, die schöne Germania auf dem Niederwald zu schänden.

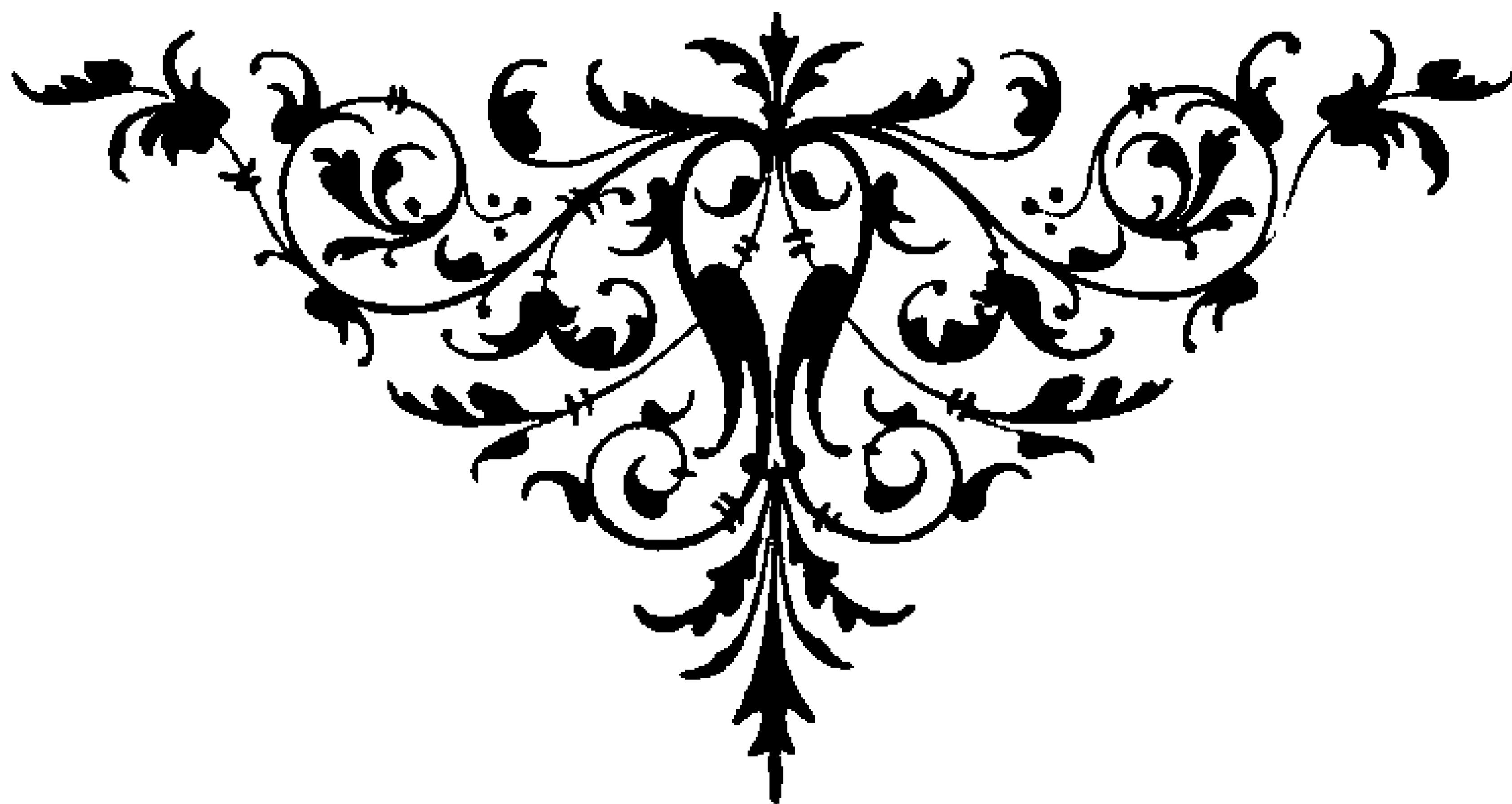
Das sind die Dinge, die uns erwarten, wenn jene Lehren noch weiter das Volk vergiften und wenn uns irgend ein Unglück trifft, wie es das tapferste Heer treffen kann, zumal wenn Verrath im Innern dem französischen Angreifer die Wege bahnt.

Und was thut gegenüber dieser Gefahr der Staat?

Er baut Kirchen. — Als ob jene Leute nicht über Kirche und Religion ebenso weit hinaus wären wie über Staat und Vaterland und Recht!

Allerdings er thut noch mehr, auch höchst Ersprießliches, davon im Folgenden.

(Schluß folgt).





Die Tante.

Erzählung.

Von

Ernst Koppel.

— Berlin. —

Anna und Marie waren Schwestern. Marie war die hübschere, dabei lustig und guter Dinge, Anna still und zurückhaltend, mit schönen Haaren und großen dunkeln Augen. Die Eltern starben früh und sie wurden von Verwandten erzogen. Obgleich sie ein kleines Vermögen besaßen, fühlten sie doch, als sie heranwuchsen, daß sie in der Familie nur geduldet wurden. Man hatte sie nicht aus Güte und Menschlichkeit aufgenommen, sondern weil es sich so schickte und man vor der Welt den Schein wahren wollte. So machten sie sich früh mit dem Gedanken vertraut, ihren eigenen Weg zu gehen und sahen sich bald nach der Confirmation nach einer Stellung um. Die Verwandten widersetzten sich dem, da es sich nicht schickte, daß zwei so blutjunge Dinger ohne Aufsicht in die Welt entlassen würden. Es vergingen daher noch ein paar Jahre freudlos und eintönig, bis die thatkräftigere Anna es nicht länger aushielt und eine Stelle als „Stütze der Hausfrau" in einer wohlhabenden Familie ihres Wohnorts annahm, was nicht viel mehr als Dienstbarkeit bedeutete.

Die Verwandten entließen sie mit guten Rathschlägen. Marie weinte und küßte die Schwester, die ihr versprechen mußte, sie zu besuchen, so oft es ihr möglich sei. Aber schon den Tag, nachdem Anna sie verlassen, waren ihre Thränen getrocknet und sie war wieder guter Dinge wie zuvor, obgleich ihr die Schwester, die stets bemüht war, ihr, der Jüngeren, das Leben zu erleichtern, fehlte. Sie beschloß, sich als Gouvernante zu versuchen, allein ihre Studien rückten nur langsam vorwärts; es gingen ihr stets tausend

Gedanken durch den Kopf, und wenn sie ihre blonden Zöpfe flocht, summte sie stets ein Liedchen vor sich hin. — Anna kam hin und wieder, da ihre freie Zeit kurz bemessen war. Sie fand sich schnell in die neue Lage, da man ihre Gewandtheit und Tüchtigkeit bald schätzen gelernt hatte. Sie brachte der Schwester stets eine Kleinigkeit mit, ein Band, ein Paar Handschuhe und dergleichen, da Marie es liebte sich zu schmücken, während Anna sich stets in dunkle Gewänder kleidete. Es war, als ob sie um ihre Jugend traure, noch ehe dieselbe dahin. Marie nahm Alles als selbstverständlich an, da die Schwester, wie sie sich ausdrückte, jetzt ja verdiene.

Um diese Zeit kam ein junger Mann zu den Verwandten ins Haus, der, fremd in der Stadt, dort eingeführt war und seine Abende hin und wieder bei ihnen zubrachte. Er war Kunstdrechsler, in seinem Fach ungewöhnlich tüchtig. Er war sanft und freundlich, der fröhlichen Marie aber zu still, während sich Anna sehr zu ihm hingezogen fühlte. Er zeichnete keine der Schwestern vor der andern aus, im Stillen aber war er der Jüngeren zugethan. Anna's scharfem Blick war dies nicht entgangen und sie litt darunter, denn allmählich hatte sich die stille Neigung, die sie für Emil, dies war der Name des jungen Mannes, hegte, zu einer tiefen Liebe entwickelt. Trotzdem hoffte sie, daß er sich ihr zuwenden werde, umsomehr als sie Mariens Gleichgiltigkeit gegen ihn bemerkte. Wenn sie sich aber vorstellte, daß die Beiden sich oft sahen, an Abenden, da sie durch ihre Stellung gefesselt war, litt sie Qualen der Eifersucht, ohne einen eigentlichen Grund dafür finden zu können. Sie schalt sich selbstsüchtig, aber ihr Gefühl behielt die Oberhand.

Als sie eines Abends bei den Verwandten vorsprach, traf sie Emil dort. Er beschäftigte sich an diesem Abend mehr als sonst mit ihr und trug ihr seine Begleitung für den Heimweg an. Sie ließ es mit stiller Freude geschehen; unterwegs aber wollte das Gespräch nicht in Fluß kommen und sie sagten sich endlich fast befangen gute Nacht. Es war Anna, als ob er ihr eine Mittheilung machen wollte, für die er nicht die rechten Worte fand. Von Hoffnung und Zweifel bewegt, legte sie sich zur Ruhe, jedoch ohne dieselbe lange Zeit finden zu können.

Im Laufe des nächsten Tages erhielt sie einen Brief. Sie las die von einer ihr unbekannten Handschrift geschriebene Adresse und fühlte ihr Herz mächtig schlagen. Endlich öffnete sie das Schreiben. Es war, wie sie geahnt hatte, von ihm und er bat sie darin um eine Unterredung. Das Blut stieg ihr ins Gesicht und in ihren Schläfen hämmerte es zum Zerspringen. Sie bezwang sich endlich und ging ihren Pflichten nach, aber an diesem Tage wollte ihr Nichts recht von der Hand gehen.

Am Abend, nach Dunkelwerden, zündete sie die Lampe in ihrem Zimmer an, als es klopfte. Es war Emil, der seine Ungeduld, wie er sagte, nicht länger bemeistern konnte und sie wegen des frühzeitigen Besuchs um Entschuldigung bat. Sie wußte nicht, was sie erwiderte, es hatte sich ihrer eine Schüchternheit bemächtigt, die sie in ihrer entschlossenen Art bisher nicht

empfunden. Ihre Kniee zitterten, so daß sie sich niedersetzen mußte. Er blieb stehen, trotzdem sie ihn zum Sitzen aufgefordert hatte. Er ging hin und her und schien den Anfang dessen, was er ihr zu sagen hatte, nicht finden zu können. Sie wollte ihm entgegenkommen, aber sie fand dazu selbst nicht den Muth. Alle ihre Kräfte hatten sich ihr in das Gehör verlegt, denn sie wußte es, von dem, was er ihr sagen würde, hing ihre Zukunft, ihr Schicksal ab.

Und endlich begann er. Zuerst zaghaft, dann fließender, zuletzt mit einem Feuer, dessen sie ihn nicht für fähig gehalten, erklärte er ihr seine Liebe — zu Marien. Er sprach von seiner Schüchternheit, die durch Mariens lustige Unbefangenheit noch vermehrt werde, und bat sie, da er sie für seine Freundin halte, um ihr Fürwort bei der Schwester. Sie sagte Nichts zu alledem, sie nickte nur gleichmäßig mit dem Kopfe. Die Lampe war mit einem Schirm bedeckt und da sie das Haupt gesenkt hielt, konnte er ihre Züge nicht erkennen. Nur ihr reiches dunkles Haar war von einem hellen Schein wie vergoldet. Dann reichte er ihr die Hand, die sie ihm willenlos überließ, und als sie wieder klar zu denken vermochte, war sie allein. Sie hatte keine Zeit, sich ihre Lage klar zu machen; sie ward benachrichtigt, daß die Frau des Hauses sie zu sprechen wünsche. Mechanisch leistete sie der Aufforderung Folge, und als die Dame sie fragte, wer der Herr gewesen sei, erwiderte sie tonlos: „Der Bräutigam meiner Schwester.“ Sie hatte dabei das Gefühl, als ob sie von einer fremden Macht gezwungen werde, die Wahrheit zu sagen, da sie selbst nicht den Muth dazu gehabt haben würde.

Als sie wieder allein auf ihrem Zimmer war, sah sie die Zukunft klar vor sich; sie zweifelte keinen Augenblick, daß Marie einwilligen würde, da sie den Gleichmuth und den heitern, etwas oberflächlichen Sinn der Schwester kannte und wußte, daß dieselbe kein Herzensgeheimniß, das sie etwa an einen Andern fesselte, vor ihr verhehlte. Sie begab sich daher, sobald sie sich frei machen konnte, auf den Passionsweg. Marie, wie immer mit sich beschäftigt, merkte der Schwester kaum die innere Erregung an; lächelnd willigte sie ein, die Gattin Emils zu werden, und wunderte sich nur, daß er nicht selbst zuerst mit ihr gesprochen habe. Sie umarmte Anna und eilte davon, um den Verwandten die Neuigkeit mitzutheilen.

Anna trat langsam den Rückweg an. Sie ging durch dieselbe Straße, die sie wenige Tage vorher an Emils Seite gegangen. Jetzt war sie allein und sie fühlte deutlich, daß sie es immer bleiben würde. Sie war ruhig, aber ein Gedanke stieg wie der Refrain eines Liedes, unaufhaltsam wiederkehrend, in ihr auf: „Wenn er nur glücklich wird.“ Einen Augenblick bäumte sich Etwas wie Eifersucht gegen die Schwester in ihr auf, aber bald hatte dieselbe der alten Zärtlichkeit Platz gemacht.

In ihren Freistunden war sie bei der Aussteuer der Schwester behilflich, doch arbeitete sie meistens zu Hause, da sie ein Begegnen mit Emil fürchtete, dem sie nach jenem Abend ausgewichen war. Eine Ahnung sagte ihr, daß ihre mühsam errungene Fassung sie verlassen würde, wenn sie ihm so bald

PAGE NOT AVAILABLE

frau“ eingetreten, hatte sich im Laufe der Jahre sehr gebessert, da ihr Tüchtigkeit wie strenge Pflichterfüllung immer mehr gewürdigt wurden. Fast alle ihre Ersparnisse gab sie für den kleinen Johannes dahin, für ihn zerrann der sonst so Sparsamen das Geld unter den Händen. Zuerst hatten die Eltern bei den häufigen und ansehnlichen Geschenken, die sie bei jeder Gelegenheit dem kleinen Erdenbürger zukommen ließ, Einwendungen erhoben. Namentlich Marie sagte oft: „Nein, das ist aber zu viel,“ oder „Du verwöhnst uns das Kind.“ Dann lächelte Anna stets, auf eine fast geheimnißvolle und überlegene Art, als müßte sie das besser wissen. Allmählich war die Gewohnheit in ihr Recht getreten und man sah die Gaben der Tante schließlich als etwas Selbstverständliches an. Diese war befriedigt und froh, als man nicht mehr davon sprach, sondern ihr das Recht einräumte, dem Knaben Wohlthaten zu erweisen, so viel es ihr beliebte. Wenn dennoch in Stunden des Nachdenkens der Mutter Bedenken aufstiegen, verscheuchte sie dieselben stets mit der Betrachtung: „Ach was, sie ist doch seine Tante und sie hat eben sonst Niemanden.“ Daß Anna sich noch vermählen könne, kam weder ihr noch Emil in den Sinn, trotzdem der Blick aus den Augen der Schwester noch tiefer und seelenvoller geworden, als früher und ihre ganze Gestalt an Form und Rundung gewonnen. Sie hatte in jener Zeit ein fast frauenhaftes Aussehen, und es war ihr selbst nicht zweifelhaft, daß jenes Muttergefühl, das wie eine gefühlte Vision in ihr aufgestiegen und etwas unerklärlich Süßes in der Bitterkeit ihres dienstbaren Daseins zurückgelassen, die Ursache davon sei. Sie lebte gleichsam im Anhauch einer Liebe, deren Dasein sie nur ahnte, und hätte nicht das Leben täglich zahllose praktische Anforderungen an sie gestellt, die jedem Grübeln den Zutritt verwehrten, würden sich zweifellos mystische Regungen bei ihr geltend gemacht haben.

Der kleine Johannes bekam keine Geschwister und wuchs allmählich zu einem großen Johannes heran. Er sah dem Vater sehr ähnlich und hatte nur die Augen der Mutter, die zu kränkeln begann und trotz des Glücks, das sie in der Ehe gefunden, ihre Fröhlichkeit eingebüßt hatte. An Sonn- und Festtagen wurde Anna von dem Neffen nach Hause begleitet, wenn sie den Abend bei den Ihren verbracht hatte. Immer überkam sie ein eigenes Wohlgefühl, wenn sie mit der Familie an diesen Abenden an dem runden Tisch im kleinen Wohnzimmer saß. Der Schwager gönnte sich auch dann keine Ruhe; er schnitzte irgend eine Kleinigkeit, die er meistens der Schwägerin schenkte. Marie war gewöhnlich mit einer Handarbeit beschäftigt und Johannes unterhielt sich mit der Tante, deren fleißige Hände in diesen Stunden im Schoße ruhten. Er erzählte ihr von seinen Studien, Hoffnungen und Plänen, denn es war beschlossen worden, ihn studiren zu lassen, nachdem Anna nach und nach den Widerstand der Eltern besiegt, die den Sohn für den Beruf des Vaters bestimmten. Er entschied sich für die Medicin und zeigte schon als Gymnasiast ein lebhaftes Interesse für die Naturwissenschaften, wie sich überhaupt in seinem Wesen etwas Frühreifes und Energisches ausdrückte, das ihm vor der

PAGE NOT AVAILABLE

werden, denn Du liebst ihn." Und wieder bejahte die Schwester. Da sah Marie sie mit einem eigenthümlichen Blick an, der zu sagen schien: „Ich weiß Alles." Anna erzitterte wie eine Verbrecherin unter diesem Blick. Die Kranke mußte es bemerkt haben, denn sie zog die Schwester an sich und indem sie mit matten Händen ihr Haar streichelte, sagte sie: „Armes Herz, armes Herz." Sie hielten sich umschlungen und weinten leise. Alles Fremde zwischen ihnen war verschwunden: „Ich sehe jetzt Vieles, was ich nie bedacht," sagte Marie. „Du bist ein Engel," erwiderte die Schwester. „Nein, ich bin selbstsüchtig," sagte Marie, „habe nur an mich gedacht und nun ist es zu spät — für mich, für Dich nicht," fügte sie nach einer Weile, da sie nachgedacht, hinzu. Mit diesen Worten, ein seliges Lächeln auf den Lippen, fiel sie in einen unruhigen Schlummer.

Anna saß in der Dunkelheit da, und es war ihr, als sei das, was sie eben erlebt, ein Traum. So macht das Sterben hellsichtig oder bin ich unvorsichtig gewesen? dachte sie. Aber das ist ja Alles vorbei und liegt längst hinter mir." —

Gegen Morgen, da sich Vater und Sohn zur kurzen Rast niedergelegt hatten, erwachte die Kranke, sah sich um, als suche sie Etwas, athmete tief und hastig und als Anna sie umschlang, um ihr das Luftholen zu erleichtern, fühlte sie etwas Steifes und Unbewegliches in ihren Armen — Marie war todt. —

Anna saß allein bei der Todten, bis es völlig Tag wurde. Sie wußte, es sei unnöthig, nach Hilfe zu rufen. Es war Alles eingetroffen, wie es der Arzt ihr gesagt. Sie öffnete die Läden nicht, als es Tag geworden, sondern benachrichtigte den Gatten und Sohn, daß Alles vorbei sei. Im dunklen Zimmer bei dem Schein einer Lampe, sahen sie die Todte, und mit der mühsam errungenen Fassung war es vorbei. Es blieb Anna vorbehalten, für Alles zu sorgen, für das Begräbniß, den Hausstand und hundert andere Dinge. Es war, als sei sie stets die Herrin des Hauses gewesen. So fühlte sie den Schmerz in den ersten Tagen weniger und erst, als die Leiche fortgetragen war und sie allein in der Wohnung zurückblieb, brach sie in Thränen aus. Nun war ihr endlich eine Heimat geworden, liebe Menschen, für die sie zu sorgen und zu schaffen hatte, aber um welchen Preis! Es war ihr, als habe sie eine Andere verdrängt, die unter demselben Herzen wie sie gelegen, und als habe diese das Bewußtsein davon mit ins Grab genommen. Sie war nur noch einmal zu der Familie, der sie verpflichtet war, zurückgekehrt. Dort hatte man sie nach Darlegung der Umstände, wenn auch ungern, ziehen lassen, als Dank für das Gute, das sie so lange gewirkt hatte.

Wider Erwarten wurde ihr das neue Leben leicht. Die Trauer um die Geschiedene legte sich wie ein Flor über alle heftigen Empfindungen. Erst als Johannes, der in dieser Zeit fast zum Manne gereift war, das Haus verließ, um die Universität zu beziehen, da er in den ersten Monaten dem gebeugten Vater unentbehrlich gewesen, kam eine Unruhe über sie, vor

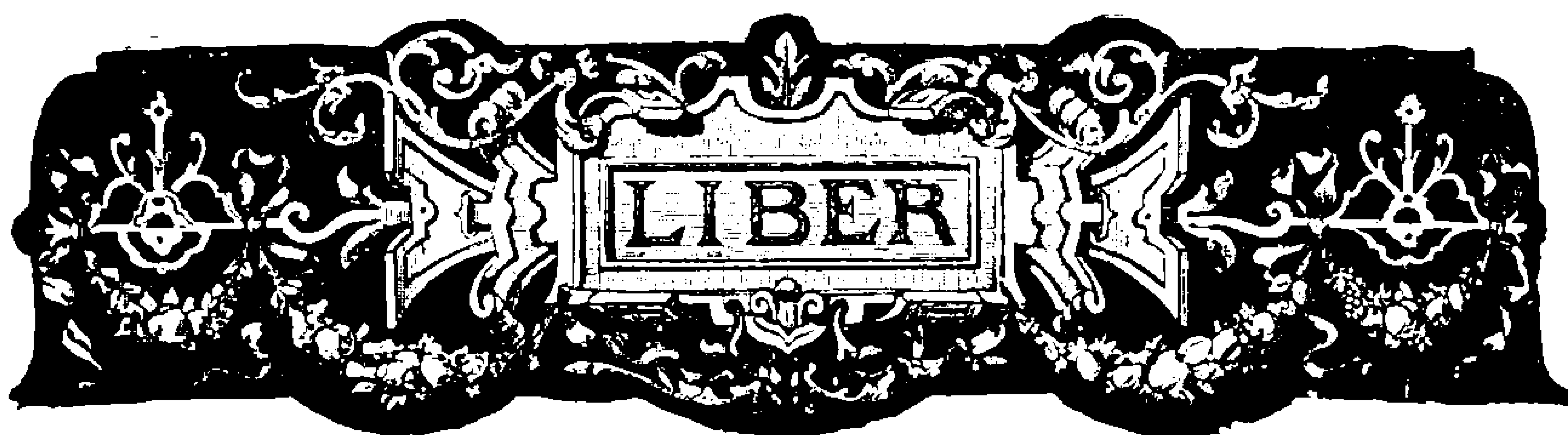
PAGE NOT AVAILABLE

Aber es war nicht Schmerz, was ihr diese Thränen erpreßte. Was sie für Emil fühlte, war nur noch die Liebe einer Schwester. Wunsch und Hoffnung lagen als Leichen im Grabe ihrer Jugend.

Als Johannes in den nächsten Ferien heimgekehrt war, stürmte er eines Abends, da sie in der Dämmerung die fleißigen Hände eine Weile im Schoße ruhen ließ, in ihr Zimmer. Mit dem Ausruf „Tante, liebe Tante!" umarmte er sie heftig. Sie wußte, daß der Vater ihm gesagt hatte, was zwischen ihnen vorgegangen. „Das sollst Du nicht thun," sagte der Jüngling hastig, als es zu einer Erklärung zwischen ihnen gekommen war, „nicht um meinetwillen." „Nein," erwiderte sie, erregt aber sanft, „ich thue es auch der Todten und meinetwegen." „Und bist Du nicht auch so meine Mutter?" fuhr Johannes fort. Sie erwiderte Nichts, aber jenes wunderbare geheimnißvolle Muttergefühl, wie sie es bereits früher empfunden, bemächtigte sich ihrer völlig, als er sie nochmals innig umarmte. Diese Empfindung wich nicht. Im tiefsten Innern fühlte sie sich als Frau und Mutter, so stark und heilig hatte die Liebe sie durchdrungen; vor der Welt blieb sie aber, was sie gewesen: die Tante!

Nie erfuhren die Ihren von ihrer Entsagung, aus der ihr später aber dauernde Blüthen entsprossen, die mit ihrem Duft noch ihr Alter erquickten, obgleich sie lange jung blieb. Als Johannes, der ein angesehener Arzt geworden war, eine junge, blühende Frau heimgeführt hatte, sagte diese oft: „Ich habe keine Schwiegermutter, aber eine Tante, ein Tausch, den ich mir gefallen lassen kann."





Illustrirte Bibliographie.



Aus: K. F. Beckers Weltgeschichte. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

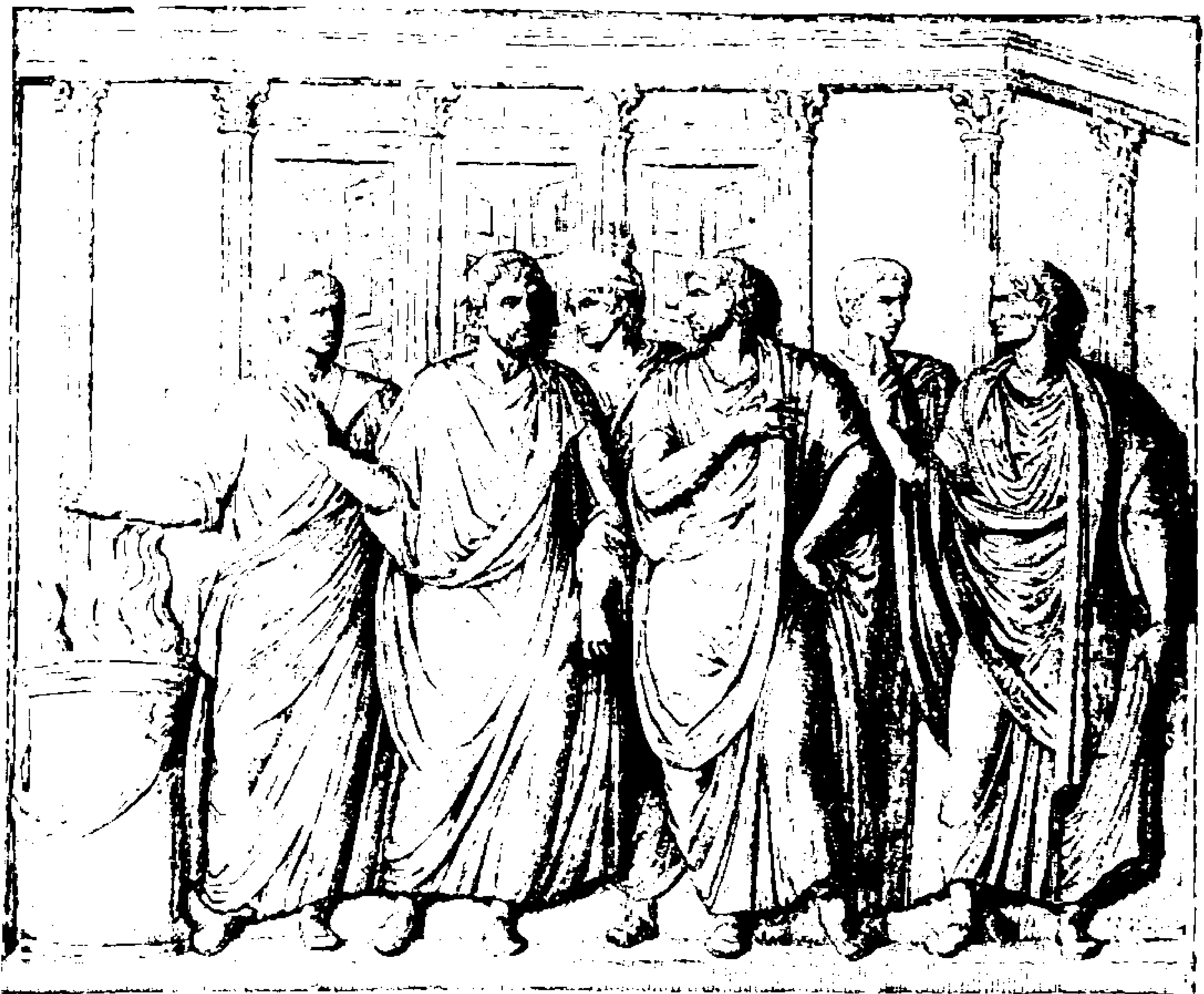
K. F. Beckers Weltgeschichte. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. Wilhelm Müller. Mit Illustrationen und Karten. 3. Aufl. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Wilhelm Müller hat sich auf dem Gebiete der volksthümlichen Geschichtsschreibung vielfache Anerkennung erworben, weil es ihm gelungen ist, zu populärisiren, ohne den festen Untergrund der Wissenschaft vermissen zu lassen. Somit ist er vielleicht die geeignetste Persönlichkeit Beckers Werk in neuem, zeitgemäßem Gewande dem Publikum darzubieten.

Becker war eben erst an die Schwelle des Mannesalters gekommen, als ihn ein früher Tod im Jahre 1806 dahinraffte; im Jahre vorher hatte er sein Lebenswerk, „Die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer" (Berlin 1801—1805, 9 Bde.) erscheinen lassen. Das liebevolle Eindringen des Verfassers in seinen Stoff, das kindlich-naive Staunen vor geschichtlichen Größen und Ereignissen, wie es sich durchweg in jenem Werke ausspricht, verbunden mit einer reizvollen lebendigen Darstellung, haben der Weltgeschichte in ihrem ersten Gewande einen hohen lehrhaft-pädagogischen Werth gesichert. Bezeichnend ist das Urtheil Ad. Schmidts,* eines späteren Herausgebers; er sagt: „Kann ich doch nicht ohne die Empfindung innerer Dankbarkeit der Thatsache eingedenk sein, wie ich einst selbst aus diesem Werke nicht nur mit vielen anderen Zeitgenossen den ersten warmen Anhauch des geschichtlichen Lebens einsog, sondern zugleich auch die ersten und entscheidenden Antriebe zum geschichtlichen Studium als meinem Lebensberufe empfing."

So wirkte die Darstellung in ihrer ersten Form. Spätere Ueberarbeiter, zu denen wie gesagt, auch Schmidt gehörte, haben dem Werke zwar mehr wissenschaftliche Vertiefung verschafft, aber seinen Charakter gleichzeitig so umgestaltet, daß von dem Reize der ursprünglichen Darstellung wenig oder nichts übrig geblieben ist. So ist es gekommen, daß der erste Leserkreis mit dem Publikum, das den späteren Auflagen huldigte, kaum noch zusammenfällt.

Im Jahre 1884 hat nun Wilhelm Müller die Becker'sche Weltgeschichte neu bearbeitet (Stuttgart 12 Bde.) und ihr auch in der vorliegenden illustrirten Gestalt seine Kräfte gewidmet, wie uns scheinen will, mit großem Erfolge. Es will uns nämlich bedünken, als ob er allen gelehrten und demnach für einen größeren Leserkreis überflüssigen Ballast über Bord geworfen habe, um in einfacher, faßlicher Darstellung seinen Stoff dem Leser vor Augen zu führen. Damit hat er sich ohne Zweifel der Form genähert, die der ältesten Beckerschen Erzählung eigenthümlich war, und hat damit



Aus: K. F. Beckers Weltgeschichte. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

der vorliegenden Ueberarbeitung zum Theil die Vorzüge gesichert, welche unsere Väter und Großväter ehemals so begeistert haben. Daß jede Erzählungsform, die mit Absicht volksthümlich und allgemein verständlich sein will, der Sache hie und da ein wenig Gewalt anthun muß, ist selbstverständlich; daß Ungenauigkeiten mitunterlaufen, die dem Fachmann sofort auffallen, wird kaum zu vermeiden sein.

Nun noch ein Wort über die in den Text eingestreuten Illustrationen. Die Ausführung derselben ist durchweg eine gute zu nennen, ihre Richtigkeit scheint verbürgt, weil sie, soweit ersichtlich, maßgebenden Werken entnommen sind. Daß heutigen Tages überhaupt viel illustrirt wird, ist von manchen Seiten als ein Uebelstand geradezu bemängelt worden. Wir können diesem Urtheil nicht ohne Weiteres beistimmen. Es hat Zeiten gegeben, wo alles und jedes mit Bildern versehen in die Welt hinaus wanderte, und wiederum gab es Zeitläufe, in denen so etwas einfach als kindlich ver-

PAGE NOT AVAILABLE

acht worden wäre. Heute findet ein größerer Leserkreis Geschmack an derartigen Zugaben; daher ist es nicht einzusehen, weshalb eine Verlagshandlung diesem Wunsche des Publikums nicht Rechnung tragen soll. Bildwerke beleben die Darstellung und unterstützen die Anschauung. Wozu wären denn die vielen Museen und Bildergalerien mit ihren vielfach nicht geringen Etats vorhanden? Wer nun Zeit, Gelegenheit und Mittel besitzt, diese gemeinnützigen Institute für sich nutzbar zu machen, wird Textillustrationen füglich entbehren können. Wer aber nicht in jener glücklichen Lage ist, dem werden beigefügte Bildwerke von großem Nutzen sein, vorausgesetzt, daß er in einem Werk nicht aus lauter Langerweile bloß blättern, sondern in demselben lesend verstehen will.

Alles in allem: der vorliegende 1. und 2. Band der neuen Beckerschen Weltgeschichte berechtigt zu der Hoffnung, daß dieselbe auch in dem neuesten Gewande „ein fort und fort sich verjüngen des Erbstück unserer Nation" sein und bleiben wird. Mögen die folgenden Bände unsere Meinung nicht Lügen strafen!

wd.



Aus: K. F. Beckers Weltgeschichte. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Die deutsche Emin Pascha-Expedition.

Von Dr. Karl Peters. Mit 32 Vollbildern und 66 Textabbildungen von Rudolf Hellgrewe in Berlin, dem Porträt des Verfassers nach Franz von Lenbach und einer Karte in Farbendruck. München und Leipzig. Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Wer entsinnt sich nicht des überwältigenden Eindrucks, den die Kunde von der „Rettung" Emin Paschas durch Henry Stanley hervorrief. Damals war der Name des kühnen Amerikaners wieder auf allen Lippen, und sein Lob ward überall, nicht zum wenigsten in unserm lieben Vaterlande gesungen, wo man gegenüber dem thatkräftigen, aber weniger vom Glücke begünstigten Nebenbuhler Stanleys, dem Führer der deutschen Emin Pascha-Expedition, Karl Peters, eine unglaubliche Theilnahmlosigkeit und einen beschämenden Mangel an Verständniß an den Tag legte, das alte Sprichwort vom Propheten, der in seinem Vaterlande nichts gilt, wieder einmal illustrirend. Es bedurfte der falschen Nachricht vom Tode des deutschen Forschers, um wenigstens den Versuch einer unbefangeneren Würdigung desselben zu ermöglichen. Inzwischen hat sich das Blatt gewendet. Während der einst wenig anerkannte und vielgetadelte Karl Peters sich nicht nur im In- und Auslande steigender Anerkennung erfreuen durfte, sondern auch die Genugthuung erhielt, im Dienste des Vaterlandes eine seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechende Thätigkeit zu finden, ist Stanleys zum Theil erschlichener Ruhm bedenklich verblaßt; der Nimbus, welcher seine Expedition umgab, ist geschwunden; längst ist es offenbar, daß das mit so ungeheurem Aufwande von Geld und Menschen durchgeführte Unternehmen weder seinen vorgeblichen idealen, noch seinen wirklichen, sehr eigennützigen Zweck erreicht hat. Dagegen hat Peters mit verhältnißmäßig geringen Mitteln unter den denkbar mißlichsten Umständen die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, gelöst, wenn ihn auch das tückische Geschick um den äußeren Lohn seiner Mühe brachte. —

PAGE NOT AVAILABLE

deutschen Expedition ins Seengebiet marschirte, und blieb bis zum 12. Juni in seiner Gesellschaft. Am 16. Juli 1830 traf Peters in Bagamoyo ein, nachdem er genau ein Jahr, einen Monat und einen Tag unterwegs gewesen. —

Wohl keines der in letzter Zeit so zahlreich erschienenen Werke über Afrika kann sich an tiefgehender Wirkung mit dem vorliegenden vergleichen; keines packt den Leser so mächtig, erzeugt eine so lebhafte Spannung, eine so leidenschaftliche Theilnahme an den geschilderten Ereignissen und den Helden derselben. Das ganze Buch ist der Ausdruck einer ungewöhnlich willensstarken, zielbewußten, energischen Persönlichkeit, die Interesse und Bewunderung erweckt. Allerdings kann man hier manchmal das Wort brauchen, welches Zelter auf Beethoven anwandte: Ich bewundere ihn mit Schrecken. — Ob Peters' Buch in seinen wissenschaftlichen Ergebnissen die Werke eines Stanley, Casati, Wißmann u. A. erreicht, bleibe unerörtert; als schriftstellerische Leistung nimmt es gewiß den ersten Rang ein.

Die Ausstattung des Werkes ist eine vortreffliche; die Bilder von Hellgrewe, sowie das von Lenbach herrührende Portrait Peters' gereichen ihm zur Zierde und ergänzen den Text in dankenswerther Weise. —a.

Bibliographische Notizen.

Leo N. Tolstojs Gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Lieferung IV—VIII. Berlin, Richard Wilhelmi.

Im Mai-Hefte dieser Zeitschrift hatten wir die Aufmerksamkeit auf das oben genannte verdienstvolle Unternehmen zu lenken versucht; heut haben wir zu berichten, daß mit der 8. Lieferung dessen erster Band, enthaltend „Lebensstufen", abgeschlossen vor uns liegt. Die drei Lebensphasen: „Kindheit", „Knabenalter", „Jünglingsjahre" haben darin eine Darstellung gefunden, die in psychologischer Hinsicht meisterhaft genannt werden muß. Weit über das Interessante der nationalen Eigenart russischer Zustände hinaus erhebt sich der Werth der Beleuchtung des Allgemeinmenschlichen, das in seinen Grundzügen gültig bleiben wird, so lange es ein Werden und Wachsen des Menschengeschlechts giebt, das aber auch zugleich in abgelauschter Deutlichkeit, die Merkmale unserer Zeit, unserer Culturepoche erkennen läßt. Es werden Viele staunen, wie hier der große russische Dichter, den wir zumeist an die schwierigsten seelischen und socialen Probleme mit absolut rücksichtslosem Muth und dem Feuereifer des begeisterten Reformators herantreten sehen, sich liebevoll vertieft in alle Regungen und Zweifel des werdenden Menschen, die an und für sich nichtig scheinen, allerdings aber bedeutungsvoll und triebkräftig für alle Zukunft sind; Tolstoj wirkt hier nicht nur als feinfühliger, fesselnder Erzähler, nicht nur in seinen herrlichen Naturbildern, durch sein poetisches Vermögen, sondern giebt auch eine Fülle didaktischer Gesichtspunkte, über die nachzudenken man sich fast gebieterisch aufgefordert fühlt. Freilich, wenn er seinen Helden, Nikolaj Iwaniew feststellen läßt, daß es drei Arten von Liebe giebt: Erstens die schöne Liebe, zweitens die selbstlose Liebe, drittens die thatkräftige Liebe, dabei aber die geschlechtliche Liebe, in der er „nie einen Funken von Wahrheit gesehen", ausdrücklich ausnimmt, wenn er in einer großen Summe von Beobachtungen und Erfahrungen seine Beweisführung darbietet, dann stehen wir schon vor dem Apostel einer Sittenlehre, deren letzte Ziele kaum noch von dieser Welt sein können; dann macht sich der Schwärmer schon geltend, dem die Grenzen des menschlichen Könnens verrückbar scheinen, und hoch interessant ist es, wie daneben auch der Realist laut wird, der sich gar nicht scheut, eine jede Erscheinung bis zu ihrem letzten Grunde zu prüfen, und diesen bei seinem richtigen Namen zu nennen.

Wir haben unseren einleitenden Bemerkungen im Mai-Hefte nachzutragen, daß die Uebersetzung des ersten Abschnitts im ersten Bande der „Gesammtwerke" „Die Kindheit", nicht von Raphael Löwenfeld, sondern von Ernst Rottger herrührt; übrigens können wir durchgängig die treffliche Verdeutschung anerkennen. Mit lebhaftem Interesse werden wir die Fortsetzung des schönen Unternehmens begleiten und nicht aufhören, es weiteren Kreisen angelegentlich zu empfehlen. A. W.

PAGE NOT AVAILABLE

Reise- und Heimaths-Novellen von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebr. Paetel.

Je mehr die Kunstform der Novelle gegenwärtig gemißbraucht wird, um so rühmender müssen die edlen Blüthen dieser Gattung anerkannt werden. Meinhardt vereinigt in seinen Dichtungen alle Forderungen, die eine strenge Kritik stellt, zur glücklichsten Lösung: Da ist Einfachheit der Handlung, die zugleich die Theilnahme des Lesers erweckt, folgerichtige Durchführung und befreiender Ausgang, scharfsinnige psychologische Charakteristik, endlich ein vornehmer Stil. Was für eine reizende Erzählung hat der Dichter z. B. aus der „Geschichte eines Mahagonistammes" gemacht, die sich um das alte Thema dreht, daß zwei Liebende durch ein widriges Schicksal für immer getrennt werden. Auch die letzte Novelle: „Ein Regentag" behandelt einen ähnlichen Stoff. Ein erschütterndes Gemälde seelischer Kämpfe bietet die kleine Räubergeschichte: „Der Lovro." An Paul Heyses italienische Novellen gemahnt „Eifersucht", die an der italienischen Riviera di Levante spielt. Wir wüßten gegen alle vier Erzählungen dieses Bandes keinen berechtigten Vorwurf zu erheben. fv.

Krieg und Frieden. Novellen von Detlev Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Wilh. Friedrich.

Die literarische Sonderstellung dieses Schriftstellers ist bekannt. Er gehört nicht zu den „Jüngsten", die ihn wegen seines ausgesprochen realistischen Zuges gern zu den Ihrigen rechnen möchten; er verspottet durch seine kühnen Erfindungen und sprachlichen Neubildungen die ästhetischen Theorien früherer Zeiten. Er ist und bleibt aber ein echter Dichter, namentlich da, wo er die Natur und den Menschenschlag seiner holsteinischen Heimat beschreibt. Auch in der letzten Erzählung dieses Bandes, die an die grellen Nachtskizzen des Amerikaners Edgar Allan Poe gemahnt, gehören derartige Schilderungen zu dem Anziehendsten, was man sich denken kann, und unterbrechen glücklich die grausige Stimmung, die über die ganze Novelle ausgegossen ist. Launiger Humor kommt in dem harmlosen militärischen „Abenteuer des Majors Glöckchen" zur Geltung. Die beiden ersten Erzählungen sind eigentlich nur ein paar Schlachtenbilder aus dem letzten französischen Kriege, mit außerordentlicher Kraft und Anschaulichkeit entworfen. Der Verfasser wählte mit Recht hier die „Ich"-Form und spannt dadurch die Theilnahme des Lesers aufs Höchste.

Frühlingsstimmen. Das Capitel über die Frauen. Der Dachreiter-Krachmost. Novellen von Otto Roquette. 2. Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender.

Diese vier Novellen sind den Lesern von „Nord und Süd" zum Theil liebe Bekannte. In allen zeigt sich die feinsinnige, echt poetische Art des gefeierten Dichters. Da ist nichts Unedles, nichts Gekünsteltes; für die zartesten Empfindungen deutschen Herzenslebens weiß Roquette den richtigen Ausdruck zu finden. Fast will es uns dünken, als ob ihm die Titel-Erzählung etwas zu weich, zu duftig gerathen sei. Aber wir können den Schmetterling ja auch nicht tadeln, wenn sein Farbenstaub keine Berührung verträgt. Am besten hat uns die letzte Geschichte gefallen; das ist kräftige, gesunde Kost. Ein erfrischender Humor geht durch die ganze Handlung. Die politischen Anschauungen der rheinischen kleinstaatlichen Philister, die von dem „Preuß" 1866 gar nichts wissen wollten, sind vortrefflich dargestellt; die Demonstrationsversammlung mit ihren Reden und dem reichlichen Weingenuß bildet eine echte Illustration des Begriffs, den wir jetzt kaum noch haben, der jedoch einen sehr bezeichnenden Namen führte, des „Kannegießerns". Daß alle Geschichten mit einer Hochzeit enden, wollen wir zum Trost ängstlicher Leserinnen noch besonders bemerken, obwohl dieser Schluß in der Titelerzählung nur etwas gewaltsam zu Stande kommt. fv.

Annalen meines Lebens. Von Karl von Hase. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Auf die Einzelausgaben der beiden schönen Schilderungen aus dem Jugendleben des berühmten Theologen („Ideale und Irrthümer" und „Erinnerungen an Italien") haben wir bereits in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift aufmerksam gemacht. In der Gesammtausgabe von Hases Werken bilden sie die erste Abtheilung des 11. Bandes, welcher jetzt als zweite das vorliegende Buch sich anschließt. Es enthält eine von dem Sohne des Verewigten herausgegebene Zusammenstellung von Tagebuchblättern und Briefen aus den Jahren 1830—90. In die Lebensentwickelung und Lebensarbeit des hoch-

PAGE NOT AVAILABLE

vier in vorliegender Sammlung vereinigten Aufsätzen ist der zweite, über J. P. Jakobsen zuerst in „Nord und Süd" veröffentlicht worden. Ola Hansson erweist sich in ihnen als ein Geistesverwandter Georg Brandes', insofern er die glänzende Darstellungsgabe des Letzeren mit der Fähigkeit vereinigt, sich in die verschiedensten literarischen Persönlichkeiten hineinzuleben und ihr Wesen in schärfster Begrenzung zu kennzeichnen. Im Uebrigen ist Ola Hansson ein durchaus eigenartiger literarischer Charakterkopf, es pulsirt in ihm das nervöse Leben der Gegenwart, das sich auch in der seelisch bewegten, über eine Fülle der verschiedensten Farbentöne gebietenden Darstellungsweise kund giebt. Zum Gegenstande seiner Essays hat er die Hauptvertreter der modernen Literatur in den drei nordischen Reichen: Jakobsen, Strindberg und Arne Garborg genommen. Das Büchlein ist jedem Literaturfreunde auf's Wärmste zu empfehlen. e.

Deutsch-Neuguinea und meine Ersteigung des Finisterre-Gebirges. Von Hugo Zöller. Mit 4 Karten. 24 Vollbildern im Lichtdruck und Holzschnitt, 2 Panoramen, dem Porträt des Verfassers in Lichtdruck und 15 in den Text eingedruckten Skizzen. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Das vorliegende hochbedeutsame Werk, welches dem Fürsten Bismark zugeeignet ist, enthält eine Schilderung des ersten erfolgreichen Vordringens zu den Hochgebirgen Inner-Neuguineas, der Natur des Landes, der Sitten der Eingeborenen und des gegenwärtigen Standes der deutschen Colonisationsthätigkeit in Kaiser-Wilhelms-Land, Bismarck- und Salomo-Archipel, dazu ein Wörterverzeichniß von 46 Papua-Sprachen. Das Buch theilt nicht bloß die Vorzüge der früheren Arbeiten des Verfassers („Die Deutschen im Brasilischen Urwald," „Pampas und Anden" u. a.), sondern es nimmt unter ihnen, wie mir scheinen will, in Bezug auf Gediegenheit der Forschung, auf Anschaulichkeit der Schilderungen und Lebendigkeit der Sprache einen ganz hervorragenden Platz ein. Besonders glänzend sind das 5. Kapitel: „Meine Expedition zur Ersteigung des Finisterre-Gebirges" und das 12. und 13. Kapitel: „Leben und Sitten der Eingeborenen von Deutsch-Neuguinea" und: „Weitere schwarzbraune Studien" geschrieben. Manches Urtheil des Verfassers dürfte überraschen, aber bei ernsten Forschern kaum auf Widerspruch stoßen; so wenn Zöller auf S. 278 die Aeußerung thut, daß kannibalische Völker gewöhnlich kräftig, schneidig und hochbegabt seien. Sehr gründlich hat sich der Verfasser auch mit den Sprachen Neuguineas beschäftigt, denen ein nicht unbeträchtlicher Theil des Werkes gewidmet ist. Die Karten und Illustrationen sind vortrefflich ausgeführt, so daß das Buch in jeder Beziehung gelungen zu nennen ist und aufs wärmste empfohlen werden muß. H. I.

Sicilianische und andere Streifzüge von Siegfried Samosch. Minden i. W. J. C. C. Bruns Verlag.

Der Verfasser gehört unter den jüngeren Schriftstellern zu den besten Kennern des modernen Italien und seiner politischen, socialen wie literarischen Strömungen. Auch in diesem Buche verräth er das fast auf jeder Seite und giebt so dem Neuling manchen schätzbaren Wink für die Reise. Alles beruht hier auf persönlicher Erfahrung, und gerade weil Samosch keinen lehrhaften Philosophenton anschlägt, machen seine Schilderungen den Eindruck strengster Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit. Nicht allein von Sicilien plaudert er, sondern auch von allerlei kleinen persönlichen Reiseerlebnissen, von französischen Geistlichen und Berliner Schauspielerinnen u. a.; aber man folgt seinen Abschweifungen gern, denn er weiß zu erzählen. fv.

Jugendgrüße. Neue Geschichten für die Kinderwelt von Dietrich Theden. Mit vier Bildern in Farbendruck und über 50 Textillustrationen. Dresden und Wien, Verlag des Universum.

Eine hübsche Weihnachtsgabe für Knaben und Mädchen sind diese allerliebsten Erzählungen und Märchen des auf diesem Gebiete bereits vortheilhaft bekannten Verfassers. Die Ausstattung ist gradezu glänzend; die vielen Illustrationen, von bewährten Meistern aufs sauberste und echt künstlerisch ausgeführt, können nur fördernd und bildend auf den Geschmack der jungen Leser einwirken. e.

PAGE NOT AVAILABLE

Krause, E., Johannes Brahms in seinen Werken. Eine Studie. Hamburg, S. Gräfe & Sillem.
Kretzer, M., Die Betrogenen. Berliner Sitten-Roman. Zweite Auflage. Dresden, E. Pierson.
Leschivo, A., Opfer oder Sieger? Novellen in gebundener Rede aus dem Reiche der Kunst. Wismar, Hinstorffosche Hofbuchh.
Levin, M., Barkochba. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Walther & Apolant.
Lichtenheld, A., Grillparzer-Studien. Wien, C. Graeser.
Lorrow, Fr., Das Geständniss. Aus den Erinnerungen eines Vertheidigers. Dresden, E. Pierson.
Loti, P., Der Spahi. Roman. Deutsche Bearbeitung von H. Kraemer. Mannheim, J. Bensheimer.
Ludwig's O. gesammelte Schriften. Lieferung 23. 24. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.
Lumholtz, K., Unter Menschenfressern. Eine vierjährige Reise in Australien. Autorisirte deutsche Uebersetzung mit 107 Abbildungen, zwei Karten und dem Bildniss des Verfassers. Hamburg, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter.)
Majerssky, A. v., Der Taugenichts. Ein Schauspiel. Dresden, E. Pierson.
Mayer, A. v., Die Brennpunkte der Eisenbahnfrage und deren sachgemässe Lösung. Berlin, A. Gramsch.
Megede, M. zur, Graue Geschichten. Neue Folge. Berlin, F. Fontane & Co.
Menkes, H., Skizzenbuch eines Einsamen. Dresden, E. Pierson.
Meschtschersky, W. Fürst, Fürst Noni. Vierundzwanzig Stunden aus dem Leben eines Weltmannes. Deutsch von F. Leoni Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals Schottlaender.
Moltke, H., Graf v., Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Vierter Band: Briefe; erste Sammlung: Briefe an die Mutter und an die Brüder Adolf und Ludwig. Berlin, E. S. Mittler und Sohn.
Nekrassow, Russische Frauen. In deutscher Uebertragung von A. von Timroth. Dresden, E. Pierson.
Pederzani-Weber, J., Das rothe Kreuz. Eine Erzählung für Deutschlands Frauen. Volk und Heer. Leipzig, Abel & Müller.
Peetz, H., Chiemgauer Volk. Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmannes. Erstes Bändchen. Leipzig, A. G. Liebeskind.
Philippson, Ludwig, Gesammelte Schriften. Herausgeg. von Dr. M. Philippson. Lieferung 9—12. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt. vormals S. Schottlaender.
Plöhn, R., Moderne Martyrer. Erzählungen. Dresden, E. Pierson.
Reichel, W., Der Heil-Magnetismus. Berlin, K. Sigismund.
Rellstab, L., „1812" oder Die Häscher des Kaisers. Illustrirt von W. Friedrich u. O. Herrfurth. Erster Band, Lieferung 1—5. Weimar, Verlag der Schriftenvertriebsanstalt.
Robert, H., Pro Patria. Zeit- und Streitgedichte und politische Stimmungsbilder vom Oberrhein (1887—1891). Lahr, M. Schauenburg.
Rosegger, P. K., Hoch vom Dachstein. Geschichten und Schildereien aus Steiermark. Wien, A. Hartleben.
Salzburg—Falkenstein, Th., Ein Mönch. Epische Erzählung. Dresden, E. Pierson.
Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und Fr. von Holtzendorff, N. Folge 6. Serie Heft 123. 125. 127. 128. 130. 132. Hamburg, Verlagsanstalt (vormals I. F. Richter.)
Schlaf, J., In Dingsda. Berlin, S. Fischer.
Schleiden, R., Schleswig—Holsteins erste Erhebung 1848—1849. Wiesbaden, J. F. Bergmann.
Schröer, M. M., Ueber Erziehung, Bildung und Volksinteresse in Deutschland und England Dresden O. Damm.
Seyth, A., Traumeskinder. Erzählende Dichtungen. Dresden, E., Pierson.
Singer, L. Grillparzers Frauengestalten. Mit Illustrationen zu Grillparzer's Werken von Fr. Thiele. Lieferung 1. Wien, M. Breitenstein.
Sonnenburg, Ferdinand, Berthold der Getreue. Die Mär von des Königs wehrhaftem Vogt Der erwachsenen evangelischen Jugend gewidmet. Mit vielen Abbildungen von Johannes Gehrst. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn.
Stegemann, H., Der Abgott. Modernes Drama in vier Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
Steger, V. F. A., Laetate. Fröhliche Lieder. Dresden, E. Pierson.
Steinitz, H., Rudolf Virchow. Ein Lebensbild. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Stephan, G., Die häusliche Erziehung in Deutschland während des 18. Jahrhunderts. Mit e. Vorwort von K. Biedermann. Wiesbaden, J. F. Borgmann.
Stern, M. R. v., Ausgewählte Gedichte. Dresden. E. Pierson.
Suttner, B. v., Doctor Hellmuts Donnerstage Dresden, E. Pierson.
Trinius, A., Hamburger Schlendertage. Minden, J. C. C. Brun's Verlag.
Vischer, Fr. Th., Allotria. Stuttgart, A. Bonz & Comp.
Völderndorff, O. v. Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
Weismann, H., Gedichte. Mit biographischer Einleitung nach des Verfassers Tode, herausgegeben von Heinrich Bulle. Mit einem Bilde Weismanns. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.
Wie wird es unseren Kindern gehn? Eine sociale Frage an alle deutschen Familienväter von einem Pessimisten. Berlin, Rosenbaum & Hart.
Winter, J. u. A., **Winsche,** Die jüdische Litteratur seit Abschluss des Kanons. Lieferung 1. Trier, S. Mayer.
Wolzogen, E. v., Erlebtes, Erlauschtes und Erlogenes, Berlin, F. Fontane & Co.
Deutsche Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von Fr. von Holtzendorff, N. Folge 6. Jahrg. Heft 88. 89. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
Zur See. Herausg. von v. Henk u. E. Niethe. Mit Illustr. Lieferung. 38—40. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter.)
Z., Weltuntergangsdämonen an der Arbeit. Dresden. E. Pierson.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

PAGE NOT AVAILABLE

Verzeichniß der Inserate

im „Weihnachts-Anzeiger“ von Nord und Süd.

Beilagen.

Mehrlich's Verlag, C., München.
Verlags-Anstalt für Kunst und Wissenschaft (vorm. **F. Bruckmann**), **München.**
Eduard Heinrich Mayer, Leipzig.

PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE

P. K. Rosegger's

Ausgewählte Schriften

Octav-Ausgabe. Band 1 bis 20.

Eleganteste Ausstattung. Jeder Band 25 bis 30 Druckbogen Inhalt.

Preis geheftet 50 Mark.

In charakteristischem Original-Prachtband (in grüner oder rother Farbe).

Preis 71 Mark.

Inhalt

Das Buch der Novellen. 1. 2. 3. Band.

Die Schriften des Waldschulmeisters.

Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.

Die Aelpler.

Volksleben in Steiermark.

Heidepeter's Gabriel.

Waldheimat. 1. 2. Band.



Inhalt.

Feierabende: (Sommerabde. Winterab.)

Am Wanderstabe.

Sonntagsruhe.

Dorfsünden.

Meine Ferien.

Der Gottsucher.

Neue Waldgeschichten.

Geschichtenbuch des Wanderers. 1. 2. Band.

Bergpredigten.

[illegible] Band: 2 M. 50 Pf.
[illegible] Band: 3 M. 70 Pf.

[illegible] Band 21 bis 27.

Band 21.

Höhenfeuer.

[illegible]

Von **P. K. Rosegger.**

[illegible]

Band 22.

Allerhand Leute.

Von **P. K. Rosegger.**

[illegible]

Jakob der Letzte.

[illegible]

Von **P. K. Rosegger.**

[illegible]

Band 24.

Martin der Mann.

Eine Erzählung von **P. K. Rosegger.**

Octav. Geheftet 4 M. Elegant gebunden 5 M. 20 Pf.

Band 25. 26.

Der Schelm aus den Alpen.

[illegible] Gestalt, Schwänke u. Schnurren

Von **P. K. Rosegger.**

2 Bände. Octav. Geh. 8 M. Eleg. geb. 10 M. 40 Pf.

Band 27.

Hoch vom Dachstein.

Geschichten und Schildereien aus Steiermark.

Von **P. K. Rosegger.**

Octav. Geheftet 4 M. Elegant gebunden 5 M. 20 Pf.

[illegible] abgeschlossen und einzeln käuflich.

[illegible] Verlag in Wien [illegible]

PAGE NOT AVAILABLE

PAGE NOT AVAILABLE

GAEA
Natur und Leben.

Jährlich
12 Hefte.
Preis:
12 Mark.

☞ „Gaea“ siehe vierte Seite. ☜



Neue, empfehlenswerthe Werk

und

Festgeschenke

aus dem Verlage

von

Eduard Heinrich Mayer

(Einhorn & Jäger).



Leipzig,

Roßplatz 16.

Nord und SÃ¼d.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben
, von
Paul Lindau.

Neunundfünfzigster Band.

M5I de,, porlraits von i
iudwig Fulda, Marquis von Rudini, Mar Bruch,

WreKlsu
Schleiche ZZnchdruckerei, Â«nnst> uns verlags>Ansia>>
vormals S. Schottlaender.

Nord und SÃ¼d.

Eine deutsche NIonatsschri
herausgegeben
, von
Paul Lindau.

Neunundfünfzigfter Band.

Mit den ponroits von:
tudwigZulda, Marquis von Rudini, Mar Bruch,

WreKlÂ« u
Schlesische Buchdruckerei, Kunst, und 0erlags>Aâ€žsia>t
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 5Y. Bandes.

Oktober. — Oobemver. — Vecemver.

189^.

Inhalt des 59. Bandes.

Mit den portraits von:
kndwig Fulda, Marquis von Rudini, Max Bruch; radirt von Johann kindner in München.

Bctober l8yl-

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Ludwig Fulda.
Radirung von Johann kindner in München.

,N«rd und Sud' erscheint am Ansang jedes Manu«, in Kesten mit je einer Xungbeilage.
prei« pro «vnartul >Z öefie) S Mark. —
Alle auf den redactionellen Inhalt von „Kord und Süd" be«
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Der Misanthrop.
Schauspiel in fünf Acten
von
Moliere.
In deutschen Versen von Ludwig Fulda.
— Berlin, —
Personen:
Alcest. Arslnoe, ihre Freundin.
MiliM, sein Freund. Zlcsst, 1 Marquis.
Gront. «Llirsndcr, /
>ccllmene. Bsvquc, Viener Celimenens,
Llisnlc, ihre Cousine. Ein Bote des Marschallamtes.
DnvoiK, Diener Al^csts.
Schauplatz Paris, m Cclimcnrns k>auk.
Erster Acr.
Erster Auftritt,
plilliiir. Zllccst.
Mllinr: was ist? was gicbt es?
Slcest: kassen Sie mir Ruh'!
Vkjilint: Nein wahrlich — welche sonderbare Grille . . .?
Slcest: Sie sollen zehn — sogleich; das ist mein Wille,
Vö>lmr: Eh' man sich ärgert, hört man doch erst zu,
Älcest: Ich will mich ärgern, nnd ich will nichts hören.

Deutsch von k. Fulda in Berlin,
Vklllint: Mo soll nur dieser wilde Zorn hinaus?
Die beste Freundschaft muß es stören,
wenn . . .
Alrest iftel,« schnell aus). Ich Ihr Freund? Nein, streichen Sie mich aus!
Das Band, das uns gefesselt, ging in Stücke;
Nachdem sich heut verrathen hat Ihr Sinn,
Erklär' ich, daß ich nicht ^hr Freund mehr bin
Und nichts gemein will haben mit der Tücke.
Vgllink: was ist's denn, was Sie mir so übel nehmen?
Zllcest: Fürwahr, zu Tode sollten Sie sich schämen.
Ein solches Thun verdient das schärfste wort,
Muß jeden Ehrlichen in Harnisch bringen I
Ich sehe, wie Sie jenen Menschen dort
Mit Artigkeit und Süßigkeit umringen;
Sie häufen auf dies feurige Betragen
Belheuerunge», Anerbieten, Schwüre
Und können mir, nachdem er aus der Thüre,
Nicht einmal seinen Namen sagen, c.
verschwunden ist das herzliche Gefühl;
Sie reden über ihn glcichgiltig kühl.
potz Wetter, das ist elend, feig, gemein,
Die eig'ne Seele so mit Schmutz zu mengen,
Und sollte mir das widerfahren sein,
Ich eilte, mich vor Ekel aufzuhängen.
Phllliit: Je nun, mir scheint der Fall nicht Hängenswerth;
Ich bitte Sie recht freundlich um dis kiebe,
Daß mir für diesmal Gnade widerfährt,
Und daß ich's mit dem Hängen noch verschiebe.
Zllcest: wie schlecht doch dies Gewitzel Ihnen steht!
Pljllinl: Im Ernst — ich weiß nicht, was Sie wollen.
Alrest: Die Wahrheit will ich; dem Charaktervollen
Entschlüpft kein wort, das nicht von Herzen geht.
Pl>llink: wenn Jemand uns mit Freundesgruß begegnet,
Dann mein' ich, daß man sich erkenntlich zeigt,
Zu seiner Liebenswürdigkeit nicht schweigt
Und ihn für seinen Segen wieder segnet,
AIrcst: Unleidlich ist mir dieser feige Schacher,
Den ihr zum guten Ton gehören laßt;
Nichts ist mir so im Innersien verhaßt
wie diese kunstgerechten Vhrasenmacher,
Die Schmeichler, stets zum kiebcsgruß bereit,
Die uns mit leerem Redeschwall bedecken,
Die mit derselben süßen Höflichkeit
Den ernsten Mann behandeln wie den Gecken.
was frommt es noch, wenn Jemand hoch und hehr
Uns Treue schwört, Hingebung, Freundesgluth,
Mit kob uns überschüttet und nachher

Der Misanthrop von Moliere,
Dein ersten besten Tropf ein Gleiches thut?
Ver noch gesund empfinden kann,
Der dankt för solche feilgebot'nen Ehren,
Und wenn sie noch so überschwanglich wären,
<Lr theilt nicht gern mit Jedermann.
Ans ein Verdienst muß sich Verehrung gründen;
Ver Jeden achtet, achtet Reinen;
Und weil auch Sie der Anecht sind dieser Zünden,
Drum sind wir fertig — ein für alle Mal.
Mir widerstrebt's, mich Leuten zu vereinen,
Die sich verschenken ohne Wahl.
Zch fordere, daß man mich höher stellt;
Der Allerweltsfreund kann mir nicht genügen.
Mittut: wir leben doch nun einmal in der Welt,
Und ihren Sitten müssen wir uns fügen.
Alcest: Brandmarken, sag' ich, muß man ohn' Erbarmen
Dies falsche Händedrücken und Umarmen.
Lin Mann fei männlich, und in jedem Fall
Soll er in seinem Wort sein Denken spiegeln;
Nie soll des Herzens echter Widerhall
Mit leeren Floskeln sich verriegeln.
Mittut: Doch was die Wffenheit zum Lohn erhält,
Ist meistentheils Verfolgung und Gelächter,
Und manchesmal, Herr Weltverächter,
verlangt die Klugheit, daß man sich verstellt.
Ist's schicklich, ist es wohlerzogen.
Wenn man zu Jedermann die Wahrheit spricht?
Und wenn ich einem Menschen nicht gewogen,
Soll ich es ihm bekennen in's Gesicht?
Alrest: Ial
Mittut: würden Sie der alten Schönheit sagen,
Daß es in ihren Iahren nur empört.
Wenn Frau'n sich schminken und kokett betragen?
»lceft: Gewiß I
Mittut: Dem Dorilas, wie sehr es Jeden stört,
Wenn er bei Hof mit prahlender Betonung
von seinen Thaten, seinen Ahnen spricht?
Slceft: Ja wohll
Mittnt: Sie scherzen.
Alrest: Nein, ich scherze nicht
Und kenn' in diesen, Punkte keine Schonung.
Was Hof und Stadt mir vor die Augen brachte.
Reizt mir die Galle, raubt mir meinen Schlummer,
Und Schwermuth überfällt mich, tiefer Kummer,
Wenn ich das Treiben dieser Welt betrachte.
Ich sehe, wie ich meinen Blick auch schärfe,

Deutsch von k. Fulda in Berlin,
Nur Unrecht, Selbstsucht, küge, falschen Sin»;
Mir wird's zu viel; es macht mich toll; ich werfe
Dem ganzen Menschenvolk den Handschuh hin.
Phllmr: Das ist ja lächerlich: Sie nehmen'? allzuschwer
Mit Ihre», philosoph'schen Herzeleide I —
paßt nicht vortrefflich auf uns Beide
Die „Lhemönnerschule" von Molwre,
lvo auch zwei Brüder . . .
Zlirest: Thörichter vergleich!
Pgilink: Nein, wirklich, sparen Sie die Zorngeberden;
Die Welt wird deshalb doch nicht anders werden,
Und weil der Frcimuth gar so tugendreich,
D'rum sag' ich Ihnen frei heraus:
Dies All ist krankhaft, und man lacht Sie aus.
Ja, solch' ein »nbarmherz'ger Menschenfresser
Macht sich zum Narren überall.
Alrest: potz lvetter — um so besser, um so besser I
Das freut mich äußerst, das ist grab' mein Fall,
Gült' ich dem Volk für einen weisen Mann,
Das würde mich verzweifeln lassen.
So bitter klagen Sie die Menschheit an!
Ich lernte sie aus tiefster Seele hassen.
Hat denn Ihr Grimm die armen Erdenseele»
In Bausch und Bogen ausnahmslos verdammt?
Ich denke doch, daß Männer uns nicht fehlen . . .
Die Menschen hass' ich, alle — insgesammt:
Die Linen, weil sie falsch und ränkcvoll,
Die Andern, weil sie Falschheit höflich dulden,
Statt sie zu geißeln mit dem taxfern Groll,
Den sie der Tugend und sich selber schulde».
Hilft dies vcrtuscheln nicht sogar zum Siege
Dem Schuft, mit dem ich im Prozesse liege?
Man kennt die Maske, die er umgehangen,
Man kennt ihn als den schändlichsten Tujon;
Sein Augenspiel, sein zuckersüßer Ton
vermögen nur noch Bauer» einzusaugen.
Man weiß, daß nur durch Bubenstücke
Der Leisetreter es so weit gebracht,
weiß, daß der Glanz von seinem Glücke
Verdienst entrüstet, Tugend schamroth macht.
Trotz aller Titel, die er sich erworben,
Giebt's Nicmand, der für seine Ehre ficht;
Nennt man ihn ruchlos, diebisch und verdorben.
Stimmt Jeder ein und Keiner widerspricht.
Und doch ist seine Fratze stets willkommen,
Ist er in allen üöusern aufgenommen,
Und wo ein Amt zum Wettbewerb gestellt,
M'linl:
Alrest:
Mtllnt:
Alrest:

Schlägt er die Besten aus dem Feld.
Zum Henker auch, ich kann's nicht überstehn,
wie sie mit Schonung die verruchtheit züchten,
Und manchmal möcht' ich in die Wüste fluchten,
Um keines Menschen Antlitz mehr zu sehn,
Wilink: Ich bitte, zürnen wir etwas geringer
Auf die Gesellschaft uns'rer Seit;
Gehn wir in uns'rer Strenge nicht zu weit
Und sehen wir ein wenig durch die Finger.
Die Welt verlangt zwar Tugend, doch mit Maß,
Und auch die Weisheit läßt sich übertreiben;
Vernunft, die ihrer Grenzen nicht vergaß,
wird hübsch auf festem Loden bleiben.
Die starre Tugend der antiken Sitten
Ist heute nicht mehr wohlgelitten;
Sie fordert von den Menschen allzuviel.
Die eig'ne Zeit soll man nicht trotzig meistern,
Und Weltverbesserung, das ist ein Ziel,
Für das nur Thoren sich begeistern.
So gut wie Sie begegn' ich hundert Dingen
Auf schritt und Tritt und Tag für Tag,
Die anders sind als man sie wünschen mag;
Ich aber weiß mich zu bezwingen.
Die Menschen nehm' ich, wie sie einmal sind,
Und was sie thun, ich trag's gelind
Und glaube, daß bei Hof und in der Stadt
Mein Phlegma klüger ist als Ihre Wuth.
Zllcest: Dies Phlegma, das so gute Grunde hat,
Dies Phlegma, kommt es denn durch nichts in Glut?
Und wenn die Freunde sich als kügner zeigen,
Wenn man mit feinen Kniffen Sie bestiehlt,
wenn kästersucht nach Ihrem Hauple zielt,
wie — werden Sie auch dann gelassen schweigen?
Wilint: was Ihren Jörn erregt, das sind die Schwächen
Der ganzen menschlichen Natur;
Erblick' ich Unrecht, Niedertracht, verbrechen,
Ist mein Gefühl dasselbe nur,
Als sah' ich Geier, die den Raub erraffe»,
Blutdürst'ge Wölfe, hinterlist'ge Affen.
Alrest: Man darf mich kränken, schinden und berauben,
Und ich soll nicht . . . potz Wetter, nun genug!
Vas sind ja Dinge, die Sie selbst nicht glauben.
Wilint: Wahrhaftig, wenn Sie schweigen, ist es klug.
Sie thun den Gegner laut in Acht und Bann,
Statt den Prozeß zu fördern nach Gebühren.
Alrest: Mein wort, ich denke nicht daran:
Wilint: wer aber soll denn Ihre Sache führen?

Deutsch von k. Fulda in Berlin.
Alcest:
Milint:
Alcest:
Milint:
Alcest:
Milint:
Alcest:
Milint:
Alcest:
Miltnr:
Alcest:
Milint:
Alcest:
Milint:
Alcest:
Milint:
Alcest:
Milint:
Alcest:
Milint:
wer? Die Vernunft, die Billigkeit, das Recht.
Den Richtern rvürd' ich doch Besuche machen.
Ist meine Zache unklar oder schlecht?
Gewiß nicht; aber bei den tausendfachen
Kabalen , . .
Unrecht oder Recht; es giebt
Rein Drittes.
Seien Sie nicht allzu kühn!
Ich rühr' mich nicht. —
Ihr Feind wird sich bemühn
Und er ist mächtig . . .
wie es ihm beliebt,
wenn Sie sich aber täuschen . . ,
warten wir!
Doch . .,
wenn ich nnterliege, soll's mich freuen!
Indeß . . .
Erfahren will ich grade hier,
Bb in der That die Menschen sich nicht scheuen,
Bb sie so boshaft, ruchlos und verschlagen,
Mir Unrecht anzuthun ror aller Welt.
Unglaublich!
Wird das einmal klargestellt,
So will ich gern die Rosten tragen.
Nun, das ist schon der Gipfel aller Narrheit;
Wer Sie so reden hört, der lacht Sie ans.
Schlimm für ihn selbst!
Entdecken Sie vielleicht
Dieselbe Peinlichkeit und Sittenstarrheit,
Denselben Rechtssinn, der nicht wankt und weicht,
Bei Ihrer Aiiserwä'hlten hier im Hans?
Mich wundert nur, da Sie, wie allbekannt,
Sich mit der Menschheit nicht vertragen könne»
Und keinem sterblichen was Gutes gönnen,
Daß grade sie vor Ihnen Gnade fand.
Unfaßlich ist mir, ich bekenn' es offen,
Die sonderliche Wahl, die Sie getroffen.
Eliante ist Ihnen hold gesinnt,
Arsino^ wird roth bei Ihrem Grüßen;

Doch gegen solche zarte Neigung blind
verharren Sie zu olclimenens Füßen,
Ganz nach den Sitten uns'rer Tage handelt
Auch sie kokett, sxottsüchtia, launenhaft;
wie aber kommt's, daß Ihres Hasses Kraft

Bei ihr allein in Nachsicht sich verwandelt?
Ist Schönheit wohl ein Freipaß für Gebrechen?
Sie sehn's nicht oder dulden, was sie thut,
Zllrrst: G nein! — Ich bin der jungen wiltive gut;
Indeß, ich sehe deutlich ihre Schwächen.
Ich werd', obgleich mein Herz in ihrem Joch,
Sie streng zu tadeln nie vergessen.
Und ungeachtet alles dessen —
Ja, ich bin schwach, und sie gefällt mir doch.
Ich muß die Augen schließen, muß vergeben;
Denn ihre Anmuth bleibt die Siegerin;
Jedoch ich zweifle nicht, daß ich berufen bin,
Sie aus dem Schlamm der Seit emporzuheben,
Wllint: Venn das gelingt, dann wirklich alle Ehre!
wird Ihre kikb' e> widert?
Zllcrst: Welche Frage!
würd' ich sie lieben, wenn es anders wäre?
Wilini: kicgt also die «Lrhörung klar zu Tage,
warum noch sind Sie bange vor Rivalen?
Alrefk: Ich will besitzen — ganz und ungetheilt.
Nur deshalb bin ich zu ihr hcrgeeilt,
Um ihr zu schildern dieses Zweifels (ZZualcn,.
Phllint: was mich betrifft, war' ich an Ihrer Statt,
Ich weihte meine Seufzer der Cousine,
Die schlichten Sinn und wahre Neigung hat
Und mir viel passender für Sie erschiene.
Zllrest: Das sagt mir die Vernunft in jeder Stunde;
Doch nach vernunftgcsetzcn liebt man nicht.
Milinl: Sei'n Sie auf Ihrer Hut! Die Zuversicht
Rann leicht . . .

Zweiter Auftritt.

Vorige. Gronr.

Gront <zu Alcest): Lliante, so wird mir eben Runde,
Und Lelimene sind zur Stadt gefahren;
Doch hör' ich, Sie sind hier und trete ein,
weil Ihnen zu gestehn ich längst begehre,
Daß ich von ganzem Herzen Sie verehre
Und deshalb nichts seit langen Iahren
So eifrig wünsche, als Ihr Freund zu sein.
Ich liebe wahren Werth in's kicht zu setzen
Und suche diesen Bund geflissentlich.
Die Freundschaft eines Manns wie ich
Ist, denk' ich, nicht zu unterschätzen.
Mein Herr, zn Ihnen sprach ich eben.

s
Deutsch von k. Fulda i» Berlin,
Rlccst:
Gront:
Zu mir?
Zu Ihnen, Kränkt Sie, was ich sprach?
Zülrcst: Nein; ich bin nur erstaunt und sinnc nach,
warum Sie grade mir die Ehre geben.
Gront: Erstaunt die Anerkennung einen Mann,
Der sie verlangen darf in allen Jonen?
Alcesi: Mein Herr . . .
Gronl: Der Staat ist viel zu arm; er kann
Solch ein Verdienst genügend nicht belohnen.
Älcest: Mein Herr. . .
Gront: Es reicht daran kein and'rer Mann der Zeit,
Und wenn er auch die höchsten würden trüge.
Alcest: Mein Herr . . .
Groin: Straf mich der Himmel, wenn ich lügel
Und zur Erhärtung meiner Herzlichkeit
Kann ich den Händedruck mir nicht versagen,
Der Ihren Freunden beigesellt auch mich.
Hier meine Hand, und kräftig einzuschlagen
Ersuch' ich Sie.
Alcest: Mein Herr . . .
Gront: Sie weigern sich?
Zllcest: Mein Herr, zu viel ist, was Sie mir verleih'«;
Die Freundschaft scheint mir ernst und heilig,
Und ihren hehren Namen muß cntweih'n.
wer allzu oft ihn ausspricht und zu eilig.
Einsicht und Prüfung ziemt für solche Retten;
wir sind dazu noch nicht genug bekannt;
wir fänden uns vielleicht so wenig wahlverwandt,
Daß wir es Beide zu bereuen hätten.
Gront: Mein Seel', so spricht ein weiser Mann;
Ich muß Sie deshalb um so höher halten,
Bbglcich nur Zeit den Bund vollenden kann,
Vitt' ich Sie, jetzt schon über mich zu schalten,
vielleicht kann ich bei Hof gefällig sein;
Man weiß, daß ich beim Rönig etwas gelle,
Daß er mein Urtheil schätzt ganz ungemein
Und auf den besten Fuß sich mit mir stellte.
Kurzum, ich werd' in Ihrem Dienst nicht ruh'n,
Und da Ihr Geist mit großer Feinheit richtet,
Vitt' ich, mir gleich vertraulich kundzuthun,
<Z)b ein Sonett, das ich heut früh gedichtet,
veröffentlicht zu werden sich verlohnt.
Alcest: Mein Herr, erlassen Sie mir das. Nur schlecht
Taug' ich dazu.

Der Misanthrop von Moliöre.
GroM: weshalb?
AlceK: Ich bin gewohnt,
Aufrichtiger zn sein, als Manchem recht,
Gronr: Grad' das verlang' ich; ja, ich müßt' es rügen,
Nachdem ich Sie ersucht um klaren wein,
wenn Sie mir irgend etwas unterschlügen.
Zllcest: Da Sie darauf bestehen, mag's denn sein.
Gronr: „Sonett . , ." 's ist ei» Sonett. — „Hoffnung . . ." <Ls geht
Auf eine Dame, die mein Hoffen weckte.
„Hoffnung . . ." Die Verse sind nicht langgestreckte,
Nein, kurz und zart und leidenschaftdurchweht.
wird sich ja zeigen.
„Hoffnung . . ." Auch den Stil
Zn leichten Fluß zu bringen war mein Siel;
Und geben Sie auch auf den Ausdruck Acht.
wir werden seh'n,
Und halten Sie im Sinn:
Ich schrieb's in einer Viertelstunde hin.
Nur zu; die Zeit kommt hier nicht in Betracht.
Alcest:
Gronr:
Rittst:
Gronr:
Aires!:
Gronr (>>csi)- „Hoffnung, auch wenn sie dazu frommt,
Den Schmerz auf Stunden zu verscheuchen,
Sag', phiUis, muß sie nicht entfleuchen,
Wenn niemals die Erfüllung kommt?"
Milinr: Ein reizender Beginn, ich muß bekennen.
Zllceft i>°>se zu phiim') wie? haben Sie die Stirn, das schön zu nennen?
Gronr: „Du würdest, wenn du wahr mich liebst,
weit besser dein Gefühl verstecken;
was soll dein loses Spiel bezwecken,
wenn du mir nichts als Hoffnung giebst?"
Millnr: Geschmack und feine Lebensart im Bundl
AlceftlU'isk zu phiim»- V SchmeichlerbrutI Sie loben diesen Schund!
Gront: „Und soll ich harren stets und werben
Im Banne deines Angesichts,
So werd' ich in Verzweiflung sterben.
was hilft ein bloßer Strahl des Lichts?
Die Hoffnung, Phillis, geht in Scherben,
wenn man nur hofft und weiter nichts."
Pgllink: Am Schluß der Tonfall ist ganz unerreicht.
ZIceft kieise ttir stchi- Die Pest in deinen Tonfall, Galgenstrick I
Fielst du doch selbst und brachst dir das Genick I
Pgtttnt: Nie hört' ich Verse ron so zartem Duft.
Älceft <lis° für s,ch>- potz Blitzl

Deutsch von k. Fulda in Berlin,
Gront <z» PKiimi): Sie schmeicheln; glauben Sie vielleicht .
Wilint: Ich schmeichle nicht.
Alcest (icisr <Kr sich, - was thust du sonst, du Schuft I
Gronl lzu Aicrst): Doch Sie, mein Herr, Sie kennen mein verlangen.
Ich bitte, reden Sie ganz unverblümt.
Alcest: Das ist und bleibt ein mißlich Unterfangen;
Denn seinen Geist hört Jeder gern gerühmt.
Doch als ein Herr — den Namen nenn' ich nicht —
Mir neulich Verse gab von eiz'ner Mache,
Da sagt' ich ihm, es sei des Weltmanns Pflicht,
Daß er den Dichterkitzel Uberwache,
Lagt' ihm, zu zügeln sei der starke Trieb,
Der laut mit solcher Kurzweil prangen wolle,
Und wer geschäftig zeige, was er schrieb,
Der spiele keine neidenswerihe Rolle.
Gront: I>i dieser Worte Zweck, mir auszusprechen,
Ich sei zu tadeln, wenn . . .
Alceit: Das sag' ich nicht.
Doch Jenem sagt' ich, daß ein srostiges Gedicht
Den guten Ruf verdirbt und lästig fällt,
Und daß man durch zur Schau getrag ne Schwächen
AU' seine Tugenden in Schatten stellt.
Gronl: Sie finden also mein Sonett nicht gut?
Alcest: Das sag' ich nicht. Doch Jenem macht' ich klar,
Daß grad' in uns'rer Zeit die Schreibewuth
Schon viele» wack'ren Leuten schädlich war.
Gront: Soll das auf mich und meine Schriften passen?
Alcest: Das sag' ich nicht. Doch Jenem sagt' ich frei:
wer zwingt Sie denn zur Reimerei?
Und wer, beim Teufel, gar zum Druckenlassen?
verzeihlich ist nur dann ein schlechtes Buch,
wenn der Verfasser nagt am Hungertuch.
Bestehn Sie die Versuchung wie ein Mann,
Auf offnem Markt dergleichen auszukramen,
Und setzen Sie den guten Namen,
Den Sie bei Hofe haben, nicht daran,
Nur um aus gierigen Verlegerhänden
Als trauriger Poet hervorzugehn. —
So ließ ich damals meine Mahnung enden.
Gronl: Sehr wohl, sehr wohl; ich glaube zu versieh»;
Indessen das Sonett, das ich gedichtet. . .
Alcest: Nun — bergen Sie's im tiefsten Schranke nur!
Nach schlechten Mustern hat es sich gerichtet,
Und jedes wort darin ist Unnatur,
was für ein Bild: „Auf Stunden zn verscheuchen",
Und darauf reimt sich: „Muß sie nicht entfleuchen"!

Der Misanthrop r<s,i Moliöre.
Und dann erst dieses „Dein Gefühl verstecken"
Und ein so plumper Ausdruck wie „bezwecken",
Und endlich gar: „Die Hoffnung geht in Scherben,
Wenn man nur hofft und weiter nichts."
All dieser gleißend ausgeputzte Kram
Trägt nicht der Wahrheit redlich off'ne Züge,
Ist nur Getändel und gespreizte kiige,
Die nie den 5xrachklang der Natur vernahm,
Ich wünsche statt so falscher Poesie
Die Derbheit uns'rer Väter mir zurück,
Und höher als ein heutig Meisterstück
Stell' ich ein altes Volkslied; hören Sie:
„Und gäbe der König Heinrich mir
Seine große Stadt Paris
Und wollte haben, daß ich dafür
Meine Kerzallerliebste verließ',
Ich spräche: König Heinerich,
Behalte dein Paris für dich,
Und ich, juche, behalte fein
Die Herzallerliebste mein."
Der Reim ist kunstlos und die Sprache schlicht;
Doch sühlen Sie nicht selbst, daß solche Klänge
Mehr weith sind als geschraubtes wortgexränge,
weil hier ein ehrliches Empfinden spricht?
„Und gäbe der König Heinrich mir
Seine große ?tadt Paris
Und wollte haben, daß ich dasiir
Meine Herzallerliebste verließ',
Ich spräche: König Hcincrich,
Behalte dein Paris für di^b,
Und ich, juche, behalte fein
Die Herzallerliebste mein,"
Man fühlt, der war verliebt, der dies erdacht.
Ja, sagen Sie's den dichtenden Bekannten,
Daß mir dies mehr gefällt als ihre Pracht
von lauter falschen Diamanten.
Doch meine Verse sind deshalb nicht schlecht.
Sie haben Gründe, das zu glauben;
Doch meiner Gegengründe gutes Recht
Zu wahren müssen Sie mir schon erlauben.
Zum Glück werd' ich von Andern mehr geachtet,
weil And're heucheln, und das thn' ich nicht.
So haben Sie vielleicht den Geist gepachtet?
Das hätt' ich sicher, lobt' ich Ihr Gedicht.
Ich kann Ihr Lob getrost entbehren.
Grünt:
Alcest:
Gront:
Älcest:
Gronr:
Alrest:
Gront:

Alccst: Wird Ihnen auch nichts And'res übrig bleiben.
Gronl: Nur wüßt' ich gei-n, ob Sie im Stande wären,
In Ihrer Art was Aehnliches zu schreiben
Älcest: wahrscheinlich mach' ich's ebenso verfehlt,
Nur daß ich's dann bei keibc Niemand zeige,
Gronl: sie sind von einem Selbstgefühl beseelt . , ,
Zllcest: Dann suchen Sie bei Andern korbeerzweigc!
Gront: Mein kleiner Herr, Sie sind ein wenig keck.
Zllcest: Mein großer Herr, das paßt zu meinem Zweck.
pgilmr liritt zmischcn Bci!>e>: Ich bitte, meine Hcrr'n, das führt zu weit.
Grcml: Ich gehe, da ich doch das Spiel verliere.
Mein Herr, ich bin Ihr Diener allezeit.
Zllcest: Und ich, mein Herr, bin allezeit der Ihre,
Milinr:
Zllcest:
Milinr:
Air est:
Milinr:
Zllcest:
MiliM:
Zllcest:
Milinr:
Zllcest :
Milint:
Zllcest:
Milim:
Zllcest:
Milint:
Dritter Auftritt.
Wilint. Zllcest.
Das kommt davon. Sie sprachen allzu frei
Und habe» so ihn gegen Sic gehetzt;
Ich merkte, daß er nur um Schmeichelei . . .
Genug!
Zndeß. . .
verlassen Sie mich jetzt.
Das ist zu viel.
Ich wünsche . . .
wenn .
weshalb
Umsonst!
Doch
Still!
«ein Wort!
Es ist nicht fein
Zum Henker auch, ich wäre gern allein.
wo denken Sie nur hin? Ich geh' nicht fort.
Zweiter Act.
Erster Auftritt.
Zllccst, cclimrnc.
Zllcest: Nun denn, Madame, um frei herauszusprechcn:
Durch Ihr Benehmen bin ich tief gekränkt
Und allzusehr mit Bitterkeit getränkt;
Ich fühl's, wir müssen mit einander brechen.

Der Misanthrop von Moliöre.
Ja, zwäng' ich zur Verstellung mich gewaltsam,
Jetzt oder später kam' es doch zum Bruch;
Rein tausendmal beschworner Widerspruch
Kann ihn Verbindern; er ist unaufhaltsam.
Lelimenr: Sind Sie nur deshalb mir so dienstbereit
Hierher gefolgt, um sich mit mir zu zanken?
Zllcest: Ich zanke nicht, Doch Ihre Freundlichkeit
Zieht Ihrem Umgang viel zu weite Schranken,
Sie stets umworben sehn von Allen —
Das kann ich nicht ertragen in Geduld,
«Lelimene: wenn viele mich verehren, bin ich schuld?
Kann ich verhindern, ihnen zu gefallen?
Soll ich, wenn sie mir Artigkeiten sagen,
Mit einem Stock sie vor die Thüre jagen?
Zllcest: G nein, der Stock schafft hier nicht Rath;
Ihr Herz vertheid'ge besser feine Pforten,
Zwar Ihre Schönheit leuchtet allerorten;
Doch sie ermuthigt Jeden, der ihr naht.
Durch leicht gewahrte Gunst vollendet
wird jeder Sieg, den sie gewann;
Die ros'ge Hoffnung, die sie Allen spendet,
Zwingt Alle schnell in Ihren Zauberbann.
Hält Ihre Huld ein wenig sich zurück,
Dann stiebt der Schwan» freiwillig auseinander.
Ich frage nur: weshalb hat denn Clitander
vor Ihren Auge» solches Glück?
Hat er als Vorbild jeder Tugendrcgel
Ein Recht auf diesen auscrwählten Rang?
Sind's etwa feine langen Fingernägel,
wodurch er Ihre Achtung sich erzwang?
versetzte Sie in diesen holden Wahn
Das leuchtende Verdienst der Prachtperiicke?
Hat er's durch bänderreiche Kleidungsstücke
Und Stulpenstiefel Ihnen angelhan?
Erwarb die Schönheit seiner Pluderhosen
Dem treuen Sclavcn Ihrer Liebe kohn?
wüßt' er die siiße Gnade -u crlooscn
Mit seinem köcheln, seinem Fistelton?
«^elimene: Mit Unrecht klagen Sie ihn an;
Ich lieh' nur deshalb ihm ein willig Bhr,
Weil mein Prozeß, wie er mir oft beschwor
Auf seiner Freunde Beistand rechnen kann,
Alccst: weit lieber säh' ich den Prozeß verloren,
Als daß mein Nebenbuhler Gunst erhält,
«Lelimene: warum die Eifersucht auf alle well?
Alcest: weil Sie sich alle Welt zum Freund erkoren.

Deutsch von L, Fulda in Berlin.
Gelimcne: Die Höflichkeiten, die ich Jedem zollte,
Die grade müßten Ihren Argwohn dämpfen.
Sie hätten dann erst Grund, sie zu bekämpfen,
wenn ich auf Einen sie beschränken wollte.
Zllcest: Sie tadeln meine Eifersucht; allein
Hab' ich denn was voraus vor Jedermann?
Cellmenc: V ja, das Glück, geliebt zu sein,
Zllcest: lind wenn ich an dies Glück nicht glauben kann?
Lelimcne: Sic Körten dies aus meinem eig'ncn lNunde
Und können zweifeln noch und fragen?
Zllcest: Wer bürgt mir, daß Sie nicht zur selben Stunde
Den Andern ganz das Gleiche sagen?
Celimene: So hübsche Redeblüinchen hört man feiten;
welch' zarte Huldigung, die Sie mir weih'n!
Um Sie von dieser Sorge zn befrei'n,
Soll Alles, was ich Ihnen schwor, nichts gelten.
Nun sind Sie doch vor jeder Täuschung sicher I
Nicht wahr, mein Freund?
Zllcest: verwünschte Leidenschaft!
B fänd' ich doch, sie abzuschütteln, Kraft;
Um nichts bitt' ich den Himmel flehentlicher!
Ja wahrlich, Alles drängt mich zum Entschluß,
Nicht länger mehr zu schmachten als Ihr Sclave;
Umsonst, umsonst! Daß ich Sie lieben muß,
!vard mir verhängt zu meiner Sünden Strafe.
eelimene: Ja, solcher Liebe kommt wohl keine gleich,
Zllcest: ?ie kann's mit jeder andern wagen!
?o warm und wahr und unermeßlich reich
Hat noch kein Herz für Sie geschlagen.
Cclimene: Ja; nur die Art ist eine völlig neue.
Denn Ihre Liebe lebt von Zank und Streit;
Scheltworte sind das Ziegel Ihrer Treue;
Nie war ein Liebender so kampfbereit.
Zllcest: Sie haben nur zu wollen, dann entweicht
Mein Zorn und jeder Grund, weshalb wir stritten
U?cnn wir nur redlich sind, dann ist es leicht . . .
Zweiter Auftritt.
Vorige. BsKnue,
erlimene: Kam Jemand?
Vgßguc: Herr Acaft.
celimene: Ich lasse bitten.

Der Misanthrop von Moli^re,
Dritter Auftritt,
^elimcnc. Attest.
Attest: Darf man denn nie allein mit Ihnen reden?
Sind Tie heut wiederum zu Haus für Jeden?
Und giebt es nichts, was Tie bestimmt,
Daß Sie nur einmal sich verleugnen lassen?
celimrnr: Und wenn er mir das übel nimmt?
Attest: Rücksichten sind das, die mir wenig passen,
celimrnr: Ich würde seinen ero'gen Grimm erwerben,
wüßt' er, daß ich ihn nicht empfangen mag.
Attest: Und das ist Grund genug, um Tag für Tag . . .
«celimene: Mit solchen Leuten darf man's nicht verderben.
Sie stehen nun einmal bei Oos in Gnaden
lind führen da das große wort;
In welches liaus man eintritt, sie sind dort;
Sie nützen wenig, doch sie können schaden,
Und kann man sonst auch über Freunde schalten,
Mit diesen Schreiern muß man sich verhalten.
Attest: Nenn' ich's auch zehnmal salsch und ungebührlich,
was hilsi's? Sie lassen Jeden doch herein,
Und Ihre Gründe sind so spitz und fein , . ,
vierter Auftritt.
Vorige. BsKnuc.
BsKqur: Madame, auch lierr Tlitander . , .
Attest: Nun natürlich!
Celimenc: wohin?
Attest: Ich gehe,
^elimene: Bleiben Sie!
Attest: weswegen?
cellmenr: Ich bitte 5ie.
Attest: Umsonst,
celimenc: Ich will es.
Attest: Nein!
Lei solchem öden Schwatz dabei zu sein,
Das können Sie mir doch nicht auferlegen,
celimene: Ich will's, ich will's,
Attest: Nein, nein, das thu' ich nie,
celimenc: Auch gut! Dann gehen Sie; so geh',, Sie doch!

Fünfter Auftritt.
Vorige. Elignte. Wilink, Ära». «:iirs»der,
>Llisnre (,u ceiimen,)^ Hier bring' ich dir die beiden Hcrr'n Marquis,
Du wußtest?
Ja. <Zi> Bmquei wir brauchen Stühle noch,
!ZU Zllcefl)^ Sie sind noch hier?
Ja, weil ich will, das; endlich
Sie wählen zwischen mir und jenen Beiden.
Still!
Reden Sie nun offen und verständlich.
Sind Sie bei Trost?
Sie sollen sich entscheiden.
Achl
wählen Sie!
Mir scheint, Sic foppen mich,
B nein! denn meine kangmuth ist zu nichts!
Auf Ehre! Kennen Sie die neuste Hofgeschichtc?
Lleont war wieder mal höchst lächerlich.
Hat er denn keinen Freund, der mitleidvoll gerührt
Ihm sein Benehmen zu Gemiithe führt?
Ja wirklich, der ist ganz und gar vcrduselt;
<Lr fällt schon auf, erblickt man ihn von weit.
Und trifft man ihn von Zeit zu Seit,
Dann redet er, daß Einem gruselt.
Auf Ehre! weil man grade spricht von Narren,
Heut hielt ich einem von den schlimmsten Stand,
Dem Schwäyer Dämon, der im hellen Sonnenbrand
Mich zwang, fast eine Stunde auszuharren.
Das ist der Wortheld, der die Aunst erfand,
Gin Nichts zu künden mit gewalt'gem Schwall;
In seinen Reden ist kein Gran verstand,
Und Alles, was er sagt, ist leerer Schall.
>E>iante <!» pbm,,,,. Die Unterhaltung ist schon gut im Schwünge
Und geht recht hübsch niit uns'ren Nächsten um.
Timant ist auch ein netter Junge,
Der ist ein wandelndes Mysterium.
Lr läuft mit ganz verträumtem Gruß vorbei,
Hat nichts zu thun »nd ist doch stets in Eile;
Mit possenhafter Umstandskrämer«
Bringt er uns um vor Langerweile,
Ganz lcis, wenn And're zum Gespräch sich wandten,
celimeiie:
Attest:
xlellmene:
Alcest:
Lelimene:
Alcest:
^elimenc:
Attest:
6el»ne»e:
Attest:
ciirsndcr.
^climcne:
Aczst:
>cellmcnc:
«Llirsndcr:
celimene:

Der Misanthrop von Mol irre.
Äcsst:
Lelimenc:
Gliksuder:
«lelimene:
Acsst:
«crllmrne:
<^lilsnder:
<elimcne:
Elisiire:
celimenr:
Vlliliiil:
>celimenc:
Trägt er ein nichtiges Geheimnis vor
Und macht aus allen Mücken Elephanten;
Selbst „Guten Morgen" sagt cr nur in's Bhr.
Und erst Gerald!
Ein prahlerischer Tropf!
Der ist auf seine Würde ganz versessen,
Hat allerhöchste Kreise nur im Kopf
Und prangt mit Fürsten, Prinzen und Prinzessen.
Sein Rang benebelt ihn; sein Denken dreht
Sich nur um Pferde, Rutschen, Hunde;
Er sagt zu Jedem „Du", so hoch er steht,
Und »Gnäd'ger Herr" kommt nie aus seinem Munde.
Belise soll ihm nah' ftehn, munkelt man.
Die gute Frau! Ihr Geist ist leer und trocken.
So oft sie mich besucht, bin ich erschrocken,
weil ich kein einzig Thema finden kann.
Durch ihre völlige Gedankendumpfheit
Herfällt ein jed' Gespräch in kleine Stücke;
vergebens baut man ihrer Dumpfheit
Mit platten Redensarten eine Brücke,
Selbst Hitze, Kälte, Regen, Sonnenschein
Sind bald erschöpfte Gegenstände,
Und ihr Besuch, der mir gereicht zur Pein,
Nimmt überhaupt niemals ein Ende.
Ich sehe nach, der Uhr, ich gähne laut;
Doch sie bleibt hocken, grad' wie ein Stück Holz,
wie finden Sie Adrast?
Der schwillt vor Stolz
Und ist unmäßig von sich selbst erbaut.
Er glaubt sich stets am Hof zurückgesetzt
Und wird nicht müde, darauf loszuziehen;
wird Amt und Titel irgend wem verliehen.
Fühlt er dadurch persönlich sich verletzt.
Der junge TIeon sieht indessen
Die feinste Welt zu Gast; wie kommt das doch?
Sein Hauptverdicnst ist unbedingt sein Koch,
Und die Besuche gelten nur dem Essen.
Man speist dort wirklich auserlesen.
Ja; schade nur, daß er sich mitservirt.
So unverdaulich ist sein fades Wesen,
Daß man am Mahle den Geschmack verliert.
Sein Bheim Damis wird sehr viel gelobt,
was halten Sie von ihm?
Ich schätz' ihn sehr.
Als klug und ehrlich hat er sich erprobt.

Deutsch von k, Fulda in Lerlin.
Ärlimriic: Ja; nur sein Geislreichthun erträgt sich schwere
Er gclit auf. Stelzen; alles was er sagt,
Zeigt, wie er mühsam hascht nach Witze,,,
Und seit er wähnt, ein Urtheil zu besitzen,
Ist er so sireng, daß nichts mehr ihm bchagt
In jeder Dichtung sieht er nur die Schwächen
Und hält's sür geistvoll, nie ei» Lob zu sprechen,
Ein Kenner scheint ihm der, dem nichts gefallt,
Ein Dummkopf, ivcr noch staunen kann und lachen,
Und glückt's ihm, And'rcr Werke schlecht zu machen,
Glaubt er, daß er sich über sie gestellt
Selbst bei Gesprächen keimt er kein Erbarmen;
Solch' niedrer Tand benimmt ihm nicht de Ruh';
Er hört nur gnädig mit gekreuzten Armen
vom Gipfel seiner Gcisteshöhc zu,
Zlcsst: verdamm' mich Gott! Sein sprechend konterfei,
«llitsndcr: Sie zeichnen wirklich meisterhaft,
Zllrest: !?ur zu, ihr Herr'»; drauf los mit aller Kraft!
Ihr schonet Keinen, wer's auch immer sei.
Doch wenn von Allen, die ihr da genannt,
Sich Einer zeigt, dann eilt ihr ihn zu grüßen,
Umarmt ihn feurig, schüttelt ihm die Hand
Und legt euch dienstbereit zu seinen Füßen.
ciilanvcr: Ivas wollen Sic von uns? Es ist gerechter,
wenn Sie für dies Gespräch Madame verklagen,
Alrcft- Nein, euch, potz Wetter! Venn durch en'r Gelächter
wird sie verfuhrt, all diesen Hohn zu wagen.
Ja, ihre ?pottlust wird gesteigert
Durch eure sträflichen Bcräucherungen,
lind leichter würde dieser Hang bezwungen,
Bemerkte sie, daß man ihm BcisaU weigert,
Und so bchaupt' ich, daß der Schmeichelei
Sämmtliche Laster uns'rcr Seit entstammen.
Psiilmll warum crgrcisen Sic Partei
Für Leute, deren Thun Sie selbst verdammen?
6elm,rlir: Ivan» mär' es uns bei Herrn Alcest geglückt,
Daß er ein herrschend Urtheil anerkennt,
Und daß er jemals unterdrückt
Sein angebor'nes widerspruchstalcnt?
was And're denken, das gefällt ihm schlecht;
Er unternimmt, das Gegentheil zu meine»,
Und würde sich als Dutzendmensch erscheinen,
GLb' er nur einmal Zemand Recht.
So übermächtig reizt ihn die Verneinung,
Daß er zuweilen gegen sich ergrimmt
Und Fehde führt mit seiner eig'nen Meinung,
Sob.Ud er sie aus fremdem Mund vernimmt.

Der Misanthrop von Moli^re.
Alcest: Die kacher hat Ihr 5pott auf seiner Seiten
Drum last' ich Alles über mich ergeh»,
Milmr: Wohl ist cs wahr, das; gegen Jedermann
Sie stets gerüstet sind zum Streite,
Und das; Ihr Mißmut!', wie Sie selbst gesteh«,
Rein Lob und keinen Tadel hören kann,
Zklcest: potz Wetter, weil's die Menschen so verdienen!
Mein Mißmulh ist noch viel zu zahm;
Denn ich erfand noch Jeden unter ihnen
Im koben frech, im Tadeln ohne Scham
>celimene: Doch . . .
Alcest: Nein, Madame, sollt' auch das Herz mir brechen.
Ich hasse Ihre Art sich zu vergnügen
Und find es schändlich, daß man 5ie in Schwächen
Bestärkt, die man verpflichtet ist zu rügen.
Oitander: wie! Schwäche»? Ich bekenne meinerseits:
Madame erschien bisher mir frei von allen,
Acsst: Sie ist geschmückt mit Anmuth und mit Reiz;
Doch Schwächen sind mir noch nicht aufgefallen.
ZIlcest: Mir aber wohl. So lang ich reden kann,
Darf sie bei niir nicht rechnen auf verschweigung.
Je mehr man liebt, je wen'ger schmeichelt man,
Und unerbittlich streng ist wahre Neigung.
Ja, wär' ich sie, von den galanten Leuten
Sollt' sich kein Einziger mir nahen dürfen.
Die meinem willen blind sich unterwürfe»
Und jeder meiner Launen Weihrauch streuten.
^elimenei Mit einem Worte, wenn's nach Ihnen geht,
Dann muß, wer liebt, auf Zärtlichkeit verzichten,
Und echte Leidenschaft muß ihn verpflichten,
Daß er die Au^erkorne schilt und schmäht.
»Lligntt: Das trifft man scnst bei Liebenden nicht an;
Sie sind sür ihre Wahl so blind erglommen,
Daß nichts zum Tadel sie bewegen kann,
Denn Alles finden sie an ihr vollkommen.
Als Tugenden bewundern sie die Mängel;
Dem Fehler wird ein Schmeichelwort verlichn:
Da ist die Blasse weißer als Jasmin,
Die Rabenschwarze ein brünetter Engel,
Die Mag re heißt ein schlankes Reh,
Die Dicke eine hoheitsvolle Fee;
Die Ungewaschene, die Anmuthlose
Ist eine wilde Heckenrose;
Die Riesendame muß als Göttin gelten,
Die Zwergin als ein Aleinod bess'rer Welten;
Die ?Iolze ist ein fürstlich Herz,

Die Falsche geistvoll, herzensgut die Dumme,
Die Schwätzerin voll iibermüth'gem Scherz
Und voll verschämter Schüchternheit die Stumme.
So wird die schlimmsten Fehler seiner Holden
Ein leidenschaftlich kiekender vergolden.
Zllcest: Und ich behaupte doch . . .
Gelimrne: Nicht weiter mehrl
Gehn wir ein wenig durch die Galerie.
Li, wollen Sie schon fort?
eittsndcr, Zlcast: was glaube» Siel
Zllceft: Sie fürchten dieser Herren Aufbruch sehr.
Mir kann es gleich sein; aber auf mein wort,
Ich werde, bis sie weggegangen, bleiben.
Zlcast: Sofern Madame nicht wünscht mich zu vertreiben,
Ruft mich den ganzen Tag nichts von hier fort.
«5Iltsndcr: Bis auf des Königs Schlafengehn
wird kein Geschäft mich ihrem Dienst entreißen.
crlimenc <j» Aiccs, - Dies war nur Scherz?
Zllcest: B nein! Ich will doch sehn,
Gb ich's bin, den Sie fortgehn heißen.
Sechster Auftritt.
Vorige Vitenur.
BaKNUe zu Z>icc,,>i Mein Herr, da draußen ist ein Mann;
Sehr wicht'ges hat er Ihnen mitzutheilen.
Alcest: Ich weiß von keinen Dingen, die so eilen,
DsKyue: Er hat 'neu Rock mit weiten Schößen an
Und gold'ncn Tressen.
Lrlimenc: Rathsam ist, Sie fragen
Ihn selbst. . .
Siebenter Auftritt.
Vorige ohne Bsßgue Gin Bote dcs .Marschallsmtrß.
Zllcest igcht !>rm Voirn rntgrgcn^ Hier bin ich. was beliebt dem Herrn?
Nur näher.
Bote: Ein paar Worte möcht' ich gern . . .
Zllcest: Nichts hindert Sie, die Worte laut zu sagen.
ZKore: Es geht an Sic der Ruf vom Marschallamt,
Dort zu erscheinen noch in dieser Stunde,
Zllcest: An wen? An mich?

An Sic.
Aus welchem Grunde?
Alceft>: wahrscheinlich hat Bront Sie dort verklagt,
weshalb?
Bront verließ ihn zornentflamint,
weil seinen Versen er das Lob versagt.
Nun wünscht man wohl den Handel auszugleichen.
Zu feiger Schlaffheit wird mich Niemand zwingen.
Gehorchen Sie dem Ruf vor allen Dingen.
wie will man hier Verständigung erreichen?
wenn mich verdammt das Machtwort des Gerichts,
Kommt dann in diese Verse Kraft und Schwung?
Ich hab's gesagt und widerrufe nichts:
Schlecht sind sie, schlecht!
Osch etwas Mäßigung ^ . .
Ls bleibt dabei, die Verse sind entsetzlich.
Hoch sollten Sie nicht unversöhnlich thun.
So geh' ich; aber fest und unverletzlich
Besieht mein Ausspruch.
Eilen Sie sich nun.
potz Blitz, mich wundert, daß ich Ihnen Beiden
So spaßhaft scheine I
Säumen Sie nicht mehr
Und gchn Sie.
Ja; doch komm' ich wieder her,
Um uns'ren Swift endgiltig zu entscheiden. —
Solang der König nicht auf alle» Gassen
Ausschellen läßt, daß ich die Verse loben soll,
Solange sag' ich: sie sind sch^udervoll,
Und wer sie schrieb, der kann sich hängen lassen.
Vore:
Attest:
Mtlinr !»
ceitmene:
Mtitnl:
Attest:
Khilml:
Attest:
Milmt:
«ttest:
Milinl:
Attest:
S!lil,i!t:
^rlimenc:
Attest:
(Schlug ?olg,,)

Das Näuberwesen auf der Balkan-Halbinsel.

von

Gustav Meuer.

— Graz. —

^er freche Räuberangrisf, ivelchein vor Kurzein einige Reisende des Orientzuges ans der Strecke zwischen Konstantinopel und Adrian-opel zuni Opfer gefallen sind, hat in noch höherem Grade, als die vor einigeil Jahren erfolgte Wegschleppung zweier Eisenbahnbeamten bei Belovo, allgemeine Aufmerksamkeit erregt und die Spannung des Zeitungen lesenden Publikums aller Länder durch länger als eine Woche wach gehalten. Die Gefangenen, jetzt längst den Ihrigen wiedergegeben, sind mit der aus-gestandenen Angst und den Mühseligkeiten unfreiwilliger Fußwanderungen im rnmclischen Gebirge davongekommen, und werden vielleicht bald auf diese Episode als auf ein nicht ganz uninteressantes Abenteuer zurückblicken; die türkische Regierung, um das nicht unbeträchtliche Lösegeld ärmer, bat sich beeilt, die Verfolgung der Räuberbande einzuleiten und hat in Bezug auf die Herstellung der Sicherheit in ihren Provinzen die schönsten Versprechungen gemacht. Die Räuber werden vermuthlich niemals eingefangen werden, und es ist nicht ausgeschlossen, daß man in späteren Jahren Herrn Manasios einmal als türkischen Würdenträger hoch zu Roß auf der Brücke begegnet, welche Galata mit Stambnl verbindet*). Die Sicherheitsvorkelmmgen werden einschlafen, und es wird vorläufig Alles wieder so bleiben, wie es ist und wie es in diesen Ländern war, seit wir historische Kunde von ihnen Kaben.

Mich hat jenes bemerkenswertlie Ereignis? veranlaßt, Auszeichnungen

') Bgl. Kssnin I!s)°, I.e ll'Oient, Ä. 14 ff.

durchzublätteni, die ich mir bei meinen sprachwissenschaftlichen nnd cultur-geschichtlichen Studien über die Balkanhalbinsel gemacht habe, und es schien mir der Mühe werth, einiges aus denselben zusammenzustellen und zu versuchen, ob sich daraus eine flüchtige Skizze gewinnen ließe, die vielleicht einen Andern zu genauerer Ausführung anregt. Es zeigt sich dabei, daß auch in diesem Punkte die Verhältnisse im Orient von derselben Dauerhaftigkeit und Unveränderlichkeit sind, die man auf anderen Gebieten beobachtet hat, und daß sie weder durch den Wandel politischer Geschicke, noch, was in diesen Ländern viel wichtiger ist, durch den Wechsel der Religionen in ihren wesentlichen Zügen beeinflußt worden sind.

In der gedankenreichen Einleitung zu seinem Geschichtswerke hat Thukydides von der Stellung gesprochen, welche in den ältesten historisch erkennbaren Zuständen Griechenlands das Seeräuberiveseu einnahm. In seiner Schilderung, welche hervorhebt, wie der Seeraub durchaus nicht als etwas Schimpfliches gegolten habe, erkennt man leicht Züge ans dem Wikingerthum des germanischen Nordens wieder. Er war ein Gewerbe, wie andere auch, geachteter vielleicht, weil man dem zn seiner Ausübung nothwendigen persönlichen Muthe die Anerkennung nicht versagte. Es ist oft genug darauf hingewiesen worden, wie bei Homer Fremde, die zu Schiffe gekommen sind, gefragt werden, ob sie Handelsleute seien oder als Seeräuber über die Fluth dahinfahren. Man rechnete durchaus mit diesen Verhältnissen; man legte die Städte in einiger Entfernung vom Meere an, ummauerte sie, und die allgemeine Sitte des Waffentragens leitet der Historiker aus solcher Unsicherheit der Zustände ab. ES ist ein Stück Prä-Historie, das da in die geschichtliche Zeit hineinragt, ein Ueberbleibsel aus jener Zeit, wo der nicht zum Stamme gehörige, der Fremde, lediglich der Feind <lio«tis> war, bevor er zum Gastfrenud igothisch L»st^, slavisch ^««t7> wurde. Nun bemerkt ThukydideS an jener Stelle, daß zn seiner Zeit, wo der Seeraub unterdrückt war, der Landraub in manchen Gegenden noch in voller Blüthe stand, nnd er nennt als solche die Gebiete der ozolischen Lokrer, der Aetolier und Akarnane», sowie da? anstoßende Epirus — also Landschaften, welche bis in die jüngste Zeit ein Hauptsitz griechischen und türkischen Räuberthums gewesen sind. Von den Epiroten nördlich wohnten die Jllyrier, die Vorfahren der heutigen Albanesen; von ihnen berichtet' ein allerdings viel späterer Zenge, ein Erklärer zu einer Stelle in den „Vögeln" des Aristophanes (Vers 425), sie trieben keinen Landbau, sondern lebten blos von Räuberei. Nicht anders war es in Thrakien. Hier gehörte die Palme des Räuberwesens dein Stamme der Besten, die im Rhodopegcbirge wohnten, welches noch heute mit seinen rauhen und unwirthlichen Klüften und Schluchten den schützenden Rückhalt aller Art von Banditen bildet. Der Geograph Strabon, welcher unter Kaiser Augnstus lebte, weiß allen den Völkern, welche zwischen dein Balkan, der Donau und dem schwarzen Meere lebten, nichts Gutes nachzusagen; Alle, ber'chtet er, sind in: höchsten

Grade Räubervölker, die Besse» aber werdeil selbst von den übrigen Räubern als Räuber bezeichnet (VII. 318). Das Volk der Bessen existirte noch am Ende des vierten nachchristlichen Jahrhunderts; in dieser Zeit wnrden sie von dem Bischof Niketas von Remesiana in Dakien zum Chriftenthum bekehrt. Der Apostel der Bessen hat in dein heiligen Paulinus von Nola einen dichterischen Verherrlicher seiner Wirksamkeit gefunden; und in einem seiner Hymnen schildert dieser mit nicht üblem Schwünge, wie die früher unvetretbaren und blutbefleckten Berge jetzt den Mönchen Schutz bieten, in welche sich die Räuber verwandelt haben, und wie in den Höhlen, in denen der Wegelagerer lebte, jetzt der Gerechte sich birgt (Carm. 30).
Man darf wohl annehinen, daß mit der Bekehrung der Bessen zum Christenthum die Nomanisirnng der nördlichen Balkanhalbinsel zum Abschluß gebracht war. Es solgen dann dunkle Jahrhunderte, in denen unter dem Einflüsse stammfremder Völker, die von Norden her einbrachen, eine Umgestaltung des ethnographischen Charakters dieser Gegenden vor sich ging. Nur die Albanesen, die sich einer völligen Romanisirung schließlich ermehrt hatten, vermochten auch der Slavisirung zu widerstehen, deren Endprodukt das noch heute südlich von der Donau wohnende serbische und bulgarische BevölkerungSelement ist. Durch Slaven und Albanesen hingesprengt und bis nach Griechenland hinein sich erstreckend, fristen noch heute Reste der romanisirten Thraker ihre Existenz, die unter dem Namen der makedonischen Rumänen oder Wachen bekannt sind. Es ist bezeichnend, daß die erste bekannte Ermähnung derselben in der Geschichte mit einer Muberthat verknüpft ist. Der bulgarische Bojar David, einer von vier Brüdern, welche einen Aufstand der Bulgaren gegen die Byzantiner leiteten, wurde nach dem Berichte des Geschichtschreibers Kedrenos (2,435) auf dem Wege zwischen >iastoria und Prespa von einigen „wlachischen Wanderern" erschlagen; und es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß Wanderer nur ein euphemistischer Ausdruck für Räuber ist. Das mar am Ausgange des zehnten Jahrhunderts; im zwölften nennt der jüdische Reifende Benjamin von Tndela in seinem Tagebuchc dir Wlacheu in Thessalien und schildert, ivie sie behend wie die Ziegen von den Bergen herunter klettern um zu rauben, und wie niemand ihrer Herr werden könne (1'K« itmsrarv «f I^snjäinin <ls 1'>!<lslä. sditeck d>' .XsKsi-, London 1840, S. 48). Gewiß waren diese Wlachen schon damals, wie heut, Wanderhirten, welche, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, zu Räubern wurden; bis in die jüngste Zeit haben sich die Räuberbanden an der tiirkisch-griechischen Grenze aus solchen wlachischen Hirten Zuzug geschafft.
Nur um weniges später, als die Rumänen der Balkanhalbinsel ibren wenig rühmlichen Einzug in die Geschichte halten, begegnen wir auch der Erwähnung bulgarischer Räuber. In einein Berichte über die Gesandtschaftsreise des Bischoss Lietbert im Jahre 1054 (Äonnnn?ntg, <Z«rumnia« VH. 535) heißt es: Nun betrat er die ungeheuren Einöden, welche bulgarische Wüste heißt und welche von Räubern scuthischer (!) Abstammung bewohm

wird. Diese leben wie ivilde Thiere, ohne Gesetze und ohne Slädte; sie bringen den Tag unter freien: Himmel zu, schlafen dort, wo die Nacht sie überrascht, lauern den Borüberziehenden auf, ermorden, was ihnen in den Weg kommt, und plündern alles aus. lind um das Jahr 1806 begegnet uns in dem Geschichtswerke des Byzantiners Pachnmeres bereits einer jener Bandenführer, ein Hirt, Namens Iwan, der einen lange dauernden Guerilla-krieg gegen die Türken leitete, ein Vorbild jener zahlreichen Haiduken- und Kleftenkapitäne, welche der nationale Hintergrund ihrer Thätigkeit zu sagen-umwobenen Helden zahlreicher Volkslieder bei Slaven und Griechen ge-macht hat.

Zu diesen Notizen, welche das Vorhandensein des Näuberwesens in allen Theilen der Balkanhalbinsel von den ältesten Zeiten bis gegen den Ausgang des sogenannten Mittelalters hin beweisen, läßt sich nun einiges hinzufügen, was die allgemeinen Umrisse des Bildes mit etwas mehr Leben füllt. Zwei Schriftsteller des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts, der syrische Grieche Lukianos und der afrikanische Römer Appulejus, haben in zwei ihrer Schriften, die wahrscheinlich auf eine gemeinsame Quelle zurück-gehen, nnS anschauliche Schilderungen aus dem Räuberleben Thessaliens hinterlassen, welche zeigen, daß sich dasselbe damals in wesentlich denselben Formen bewegte wie noch heute. Der Held von Lukian's kleinem Roman „Lukios oder der Esel"*) kommt auf einer Geschäftsreise nach Thessalien, dein klassischen Lande des Heren- und Gespcnsterspuks, und wird in? Ver-laufe seiner neugierigen Bestrebungen, näheren Einblick in das Herenwesen zu gewinnen, dnrch ein unglückliches Mißgeschick in einen Esel verwandelt. Noch bevor es gelungen ist, die Verzauberung wieder zu lösen, brechen bei Nacht Räuber in das Halls ein, binden den Hausherrn und die Diener in ihren Betten, räumeu alles bewegliche Gut im Hause aus und führen schließlich das Pferd des jungen Reisenden, ihn selbst in Eselsgestalt und einen wirklichen Esel mit fort. Dann geht es in die Berge: auf den spitzen Steinen der ranhen Pfade strauchelt der solcher Strapazen ungewohnte mensch-liche Esel oft genug, aber Fallen wurde hier wie ein Verbrechen behandelt, und es war gleich einer da, der ihm mit einem tüchtigen Prügel wieder ans die Beine half. Nicht einmal zu schreien wurde ihm gestattet, weil das die Räuber verratheil konnte. So ging es die Nacht hindurch fort. Am nächsten Mittag kehrten sie in einem abgelegenen Meierhof ein, dessen Be-wohner offenbar gute Bekannte der Räuber waren: denn sie grüßten ein-ander mit Küssen, und die Leute im Hofe luden zur Einkehr und zum Imbiß ein. Am Abend wird der gewöhnliche Zufluchtsort der Räuber erreicht und die geraubten Gegenstände werden dort versteckt; bald kommt ein anderer Trupp an, der die Bellte eines in anderer Gegend ausgeführten Raubzuges

*) Mir ist natürlich nicht unbekannt, dag von mancher Seite die Schrift dem Lukian abgesprochen wird.

mitbringt. Am nächsten Tage zieht die ganze Bande zu einer neuen Unternehmung aus, von der ein schönes junges Mädchen als Geißel heimgebracht wird. Ein als Kundschafter ausgesandter Genosse kommt und zeigt an, es werde bald ein Reisender die Gegend passiren, der große Reichthümer bei sich habe. Die Räuber lauern ihm auf und ermorden ihn sammt seinen? Bedienten; seine Habe wird im Walde versteckt. Unterdessen hatte der Bräutigam des jungen Mädchens, das wegen eines Fluchtversuches bereits zu einem grausamen Tode verurtheilt worden war, den Schlupfwinkel der Bande entdeckt, er wird eines Morgens von einem Trupp Soldaten umzingelt und die Räuber werden gefesselt zum Statthalter der Provinz geführt.
Die weiteren Schicksale des in einen Esel verwandelten Lukios bis zu seiner endlichen Entzauberung interessiren uns hier nicht. Es ist ohne weiteres klar, daß die hier geschilderten Ziige des thessalischen Räuberlebens auf wirklicher Beobachtung, sei es LukianS, sei es seiner sonst nicht weiter bekannten Quelle, beruhen. Auch die breite und in unangenehmer Weise aufgeputzte Bearbeitung desselben Stoffes durch den etwa gleichzeitigen Appulejus hat dieselben nicht zu verwischen vermocht. Manche Zusätze ergänzen sogar das lnkian'sche Bild in durchaus authentischer Weise. So trösten sich die Räuber über den Tod eines ihrer Führer mit der Aussicht, daß sein Andenken gleich dem berühmter Könige und Feldherrn auf die Nachwelt kommen werde — was in der That bei vielen der späteren Bandenführer der Fall gewesen ist. Ein der Wirklichkeit abgelauschter Zug ist es auch, wenn die Räuber sich bei dem von ihnen in die Berge geschleppten Mädchen förmlich entschuldigen; nur die Armuth habe sie ihrem Gewerbe in die Arme getrieben, Leben und Ehre der Jungfrau seien sicher, denn ihre Eltern würden nicht zögern ein entsprechendes Lösegeld zu senden. Einer aus der Bande hat auf eigene Hand einige gewinnbringende Unternehmungen ausgeführt; den Ertrag bringt er aber „als ein ehrlicher Kerl" zur gemeinsamen Kasse. In: Allgemeinen freilich sind die Ausmalungen des afrikanischen Rhetors in dem Stile gehalten, der sich in den Deklamationen und Controversen der rhetorischen Schulen für die Jdealisirung des Land- und Seeräubetthums längst ausgebildet hatte. Sie war von der Wirklichkeit gerade so weit entfernt, wie die Fra Tiavolo nnd Zampa unserer Opernbühne. Die falsche Räuberromantik, welche in der erzählenden Literatur bis auf den heutigen Tag noch nicht überwunden ist, hat im griechischen Alterthum ihre Wurzeln, und die ganze Reihe der spätgriechischen und biMiitinischen Romane, in welchen es ohne die umständliche Staffage aller möglichen Räuber zu Lande und zu Wasser niemals abgeht, ist davon durchsetzt. Auch der edle, menschenfreundliche Ränder ist damals bereits erfunden und unter anderen in dem Hippothoos der „Ephesischen Geschichten" des Tenophon von Ephesos vorbildlich gezeichnet worden.
Es war nieder der römischen noch der byzantinischen Herrschaft gelungen, das Räuberivesen aus der Balkanhalbinsel auszurotten; es mußte nach der türkischen Eroberung begreiflicher Weise noch üppiger in die Halme schießen.

Ivo nun zu den Motiven, welche bis dahin so viele diesem Handwerke zugeführt hatten, noch der Haß der Slaven und der Griechen gegen die andersgläubigen Unterdrücker kam. Seitdem wird das Räuberwesen vielfach in enge Verbindung mit nationalen Erhebungen gesetzt; seitdem ist es in den Augen des Volkes mit dein Glanzschimmer volkSthümlichen Heldenthums umwoben, welcher den Kleften- und Haidntenliedern, so gering nnch häufig ihr poetischer Werth ist, eine nicht geringe culturhistorische Bedeutung giebt. Die ersten kräftigen Sultane mögen das Räuberthnm nach Möglichkeit unterdrückt haben; wenigstens hat der bekannte Busbek, der auf seiner Gefandtschaftsreise in der Mitte des 16. Jahrhunderts zwischen Sofia nnd Philippopel das Hauptgebiet der Haidukenstreifereien durchreiste, dort von keinerlei Gefahren berichtet; und er war ein vielseitiger und aufmerksamer Beobachter orientalischer Zustände. Schon hundert Jahre später ist es anders. Im Mai 1665 zog der englische Botschaftssecretär Paul Rucaut auf der Rückreife dieselbe Straße; auf dem Wege nach Sofia passirte er den Balkan bei Dermend Kavusi. „Der Aufstieg ist hier rauh, erzählt er*), steil und bequem für Räuber, welche dort solche Höhlen und anderweitige Zufluchtsstätten besitzen, daß sie sehr beträchtliche, gegen sie ausgesandte Streitkräfte in Schach halten können. Auf der Spitze dieser Höhe ist ein bulgarisches Dorf. Geht man von da nach der andern Seite wieder thalwärts, so kommt man durch einen sehr engen Hohlweg mit hohen Bergen und Wäldern zu beiden Seiten, welcher zwei Stunden lang ist und einen dunklen und beängstigenden Durchgang bietet. Diese Stelle wird von Haidnts oder Haiduken, wie sie genannt werden, aus Siebenbürgen, der Moldau, Ungarn und andern Ländern in großer Zahl besucht, welche, sich die Wälder zu Nutze machend, gegen die stärksten Karavanen Salven abgeben oder an besonders engen Stellen Steine vom Geb'rge hinunterrollen und damit ebensoviel Unheil anrichten, als wenn es Kanonenkugeln wären. Wie man mir mittheilte, haben in einem solchen Engpasse nur 18 Räuber mehr als 350 Kaufleute, die sich zu gegenseitigem Schutze zusammen gethan hatten, sammt und sonders umgebracht, so daß ihre sämmtlichen Güter den Räubern in die Hände sielen."

Der Bericht des englischen Botschaftssekretärs enthält die nicht zu bezweifelnde Mittheilung, daß die bulgarischen Räuberbanden wenigstens zum großen Theil durch allerlei Zuzügler aus den jenseits der Donau gelegenen Landschaften verstärkt waren, die ja damals noch unter der Botmäßigkeit der Pforte standen. Dahin weist auch das türkische Wort Hajdud, welches im Serbischen als Hajduk, im Bulgarischen als Ajdut oder Ajdntin einen Räuber bezeichnet, im Türkischen selbst aber ursprünglich zur Benennung des leichten ungarischen Infanteristen gebraucht wurde. Der oben genannte BuSbek wurde durch die Kunde von den südungarischen Haidones, wie er sie nennt, „Kriegern aus dem Hirtenstande und zugleich Räubern" veranlaßt, seine Reise von Ofen

*) ?Iis z>re»?nt «tat« gs tlie Ottom»» I'msiire, I>v ?!>nl üvrnnt, I.on<I"tt 165Zs>

nach Belgrad auf der Donau zu machen. Es mochten ursprünglich Hirten fein, welche der Adel gegen die Türken bewaffnet hatte und die von Guerillakriegern zu Räubern heruntersanken, nachdem ihre ursprüngliche Aufgabe erledigt war.

Statt weitere Auszüge aus neueren Reiseberichten zusammen zu tragen, will ich lieber auf zwei Schriften verweisen, welche das moderne Räuberwesen in Bulgarien in ausführlicher Weise schildern. Die eine stammt von zivei Engländern, Saint-Clair und Brophv, welche ihren dreijährigen Aufenthalt in der Nähe von Vcrrna in ihrem Buche resiäencs in Lnl^ari»" (London 1869) beschrieben und darin dem Brigantenwesen eine besondere Studie in dem Cavitel „Lri^kmInFs in tlie LalKnn^ gewidmet haben. Ihre Angaben werden durch ein sehr werthvolles Document ergänzt und zum Theil berichtigt, durch die Selbstbiographie eines Haidukenführers, eines gewissen Panajot Hitoiv^), die im Jahre 1872 zu Bukarest in bulgarischer Sprache erschienen und von Georg Rosen (Die Balkcm-Haiduken, Leipzig 1878) mit einer werthvollen Einleitung in's Deutsche übersetzt worden ist. Wir lernen hier drei Classen von Räubern kennen, den Balkan-Tschelebi, den Chyrsyz und den Haiduken. Der Balkan-Tschelebi, d. h. der Edle voni Walde, ist von den beiden Engländern, die ihre Erkundigungen vorwiegend aus türkischen Quellen schöpften, mit besonderer Vorliebe und nicht ohne Parteilichkeit geschildert. Er stammt gewöhnlich aus guter türkischer Familie und ist durch irgend eine Ungerechtigkeit der Behörden zum Raubritter geworden. Er plündert vorzüglich reiche Armenier oder Griechen aus, meist allein, zur Schußwaffe nur dann greifend, wenn man sie gegen ihn auwendet. Ihm scheinen wirklich Züge ausgleichender Gerechtigkeit nicht fremd, wie sie die Räuberromantik kennt; so hatte z. B. einmal ein Steuereintreiber einem Bauern 500 Piaster zu viel abgenommen, der Balkan-Tschelebi lauerte dem Sünder auf, nahm ihm den Betrag ab und stellte ihn ohne Abzug dein Betrogenen zurück. Mit den Jahren zieht er sich als ehrlicher Mann in sein Dorf zurück und zeichnet sich wirklich meist durch eine makellose Redlichkeit aus. Der Chyrsnz entspricht dem gewöhnlichen Briganten, wie er auch in anderen Ländern vorkommt; der Haiduk ist der Bandit mit nationaler Färbung, eine Svecialität des Balkan. Diese Banden bestehen aus Bulgaren gemischt mit Griechen, Albanesen und Machen. Seit der Errichtung des bulgarischen Fürstenthums haben auch die türkischen Räuber den Kampf gegen die Regierung der Ungläubigen in ihr Programm aufgenommen. Aber diese politische Färbung hindert weder die einen noch die anderen sich gelegentlich an ihren eigenen Volks- und Glaubensgenossen zu vergreifen.

Es ist kein Zweifel, daß das Handwerk eines BalkanrSubers ganze Männer erfordert. Es müssen stahlharte Gesellen sein, an Frost und Hitze, an Hunger und Durst gewöhnt, die vor den beschwerlichsten Märschen nicht

*) Der Verfasser lebt gegenwärtig als Pensionär der bulgarischen Regierung i» Ruschtschuk.

zurückschrecken, mit der elendesten Kost und dem härtesten Lager auf steinigem Boden vorlieb nehmen. Besonders das Ueberwintern an den eisigen Abhängen des ganz von Menschen verlassenen Gebirges ist eine furchtbare Probe auf «ie Widerstandsfähigkeit dieser Leute. Die Banden haben eine feste Organisation; ihr erster Führer hat den Titel Wojivode (Herzog), der zweite heißt Bairaktar (Fahnenträger). Der Wojivode trägt die ganze Verantwortlichkeit; er sorgt für Waffen und Munition, er wählt die Aufenthaltsplatzc und leitet die Unternehmungen. Das Gewerbe gedeiht am besten an einer für die Geschäftswelt nothwendigen Straße; in der Nähe müssen wohlwollend gesinnte Ortschaften sein, wo man die nöthigen Lebensinittel bekommen und Erkundigungen einziehen kann; ein verhältnißmäßig sicherer Zufluchtsort musz sich in der Nähe befinden und die Möglichkeit eines raschen Rückzuges muß geboten sein. Der Bairaktar führt die Kasse und vertheilt die Bellte; nach einen: Haidukenliede beinächtigen sich zwölf Haiduken einer Geldsendung der Regierung und vertheilen sie so, daß jeder einen Theil, der Bairaktar anderthalb, der Wojwode zwei erhält. Die Stellung eines Wojwoden im Kreise dieser abenteuernden Gesellen erfordert viel persönlichen Muth und eiserne Festigkeit; bei jedem ernsten Eonflicte macht er die Erfahrung, daß es eben doch nur Banditen sind, über die er gebietet. Die Gefangennahme eines Mitgliedes der Bande bringt diese immer in die äußerste Gefahr; denn selten widersteht dieser gegen die Zusicherung einer Belohnung der Versuchung seine Genossen zu verrathen.

Der Brigantaggio in Bulgarien ist durch die Regierung des jungen Fürstenthums zwar eingeschränkt, aber bei weitein nicht ganz ausgerottet worden*). Er macht sich besonders in den Landschaften von der Jantra bis zum Meer und längs der ganzen türkischen Grenze, in den Gebirgen des Osogoiv, Rila, Rhodove und Strandscha, unangenehm fühlbar. Im Frühjahr 1880 war die Lage im Osten Bulgariens derartig, daß die Einwohner sich fürchteten, von einer Stadt zur anderen zu reisen, ja auch nur zur Feldarbeit auszugehen. Damals wurde bei Belibö, in einer Waldlandschaft auf dein Kamme des Balkan, eine förmliche Schlacht gegen die Räuber geliefert. In einer Commission für die Unterdrückung des Räuberwesens legte 1882 der damalige bulgarische Kriegsminister Baron Kaulbars einen von den Militärbehörden zusammengestellten statistischen Bericht vor; derselbe verzeichnet in diesem Jahre 98 Raubanfälle und 166 türkische, 17 bulgarische und einen griechischen Räuber. Unter den nicht türkischen Briganten war lange Zeit Nicola Svanüs berühmt, ein Grieche oder Wlache aus der Gegend von Bitolia, der besonders 1881 mit einer aus etwa dreißig Mann bestehenden Bande die Südgrenze Ostrumeliens unsicher machte. Nachdem durch sie Beamte des Baron Hirsch von der Station Belovo fortgeschleppt und nur gegen ein Lösegeld von 12OU türkischen Pfund freigegeben

*) Jirekck, Das Fürstenthum Bulgarien, Wien 189t, S. 273 ff.

worden waren, wurde ein kleiner Feldzug gegen sie eröffnet, welchen der Major von Mach in seinem Buche „Elf Jahre Balkan. Erinnerungen eines preußischen Offiziers" (Breslau 1889, S. 298 ff) als Augenzeuge geschildert hat. Die Bande wurde theils getödtet, theils gefangen, Spanus selbst entkam nach der Türkei. Trotzdem wurden 1888 gerade wieder in Belovo zum zweiten Mal Beamte der Eisenbahn in die Berge geschleppt — der Vorfall ist noch in frischer Erinnerung — und ungefähr gleichzeitig ein Pliotogmph aus Sofia in der Nähe des Klosters Nila abgefangen.
Die strengen Maßregeln der bulgarischen Behörden gegen das Räuberwesen würden gewiß von nachhaltigerem Erfolge begleitet sein, wenn sich die inneren politischen Verhältnisse des Fürstenthums rascher befestigen könnten. Gegenwärtig findet sich immer wieder eine Partei, als deren Agenten sich die Banditen zur Verschönerung ihres Handwerks ausgeben können und die sich ihrer vielleicht thatsächlich sür ihre Zwecke bedient. So sagte man den bei den letzten Vorkommnissen Vetheiligten russophile Neigungen nach. Im Allgemeinen bringt man dem Haidukenthum noch immer große Sympathien entgegen, nicht blos in jenen Ortschaften, welche durch ihren regelmäßigen Verkehr mit den Briganten auf deren gute Behandlung angewiesen sind und dabei auch ihren Vortheil aus ihnen zu ziehen wissen, sondern auch anderwärts.
Die noch immer gern gesungenen und gehörten Haidukenlieder tragen nicht wenig dazu bei, die Raubzüge der Haiduken als nationale Großthaten auffassen zu lehren und die dabei Gefallenen mit dem Glorienscheine des Märtprerthums zu umkleiden. Es ist bezeichnend, daß ein Hauptverfechter der revolutionären Idee, der Journalist Karawelow, seiner Zeit die Selbstbekenntnisse jenes Panajot Hitow herausgab. Hitow erzählt darin, wie ein ihm verwandter Pope beim Beginn seiner Räuberlaufbahn seine Waffen kirchlich gesegnet habe.
Die Katholiken Rumeliens werfen der orthodoren Geistlichkeit vor, daß sie für Raub und Meuchelmord ohne jede Schwierigkeit Absolution ertheile, und andererseits beklagen sich die Orthodoren darüber, daß bulgarische Franziskaner persönlich das Haidukengewerbe getrieben haben. Alles das läßt auf eine nicht unbedenkliche Verwilderung des Rechtsgeftthles schließen. Und so mag nicht blos der arme Hirtenknabe, der seinen Ziegen auf einsamen Bergpfaden folgt, davon träumen, wie schön es wäre, wenn er als Wojwode gekleidet und gewaffnet sich seinen Dorfgenossen einmal am Festtage zeigen könnte.
Wie in den serbischen und bulgarischen Volksdichtungen der Haiduk, so ist in den griechischen Volksliedern der Klefte idealisirt. Auch in dem Kleftenthume hat sich das uralte Nüuberthum der Landschaften zu beiden Seiten des Pindus aus den willkürlichen und rechtlosen Zuständen türkischer Paschawirthschaft nene Kraft geholt. Wem durch die Türken Eltern oder Geschwister ermordet, die Braut entführt, die Schwester entehrt war, wem die Bedrückung eines Bei sein Vermögen geraubt, wem die Behörde sein Recht verweigert hatte, der „ging in die Berge", sammelte eine Schar oder schloß sich einer Bande an und übte nun Rache. Tie Flesten haben zur Vorbereitung des

griechischen Befteiungskanipfes gegen die Türken sehr wesentlich beigetragen und ihre Scharen haben während des Krieges, der nach der Natur des Landes vielfach ein Guerillakrieg sein mußte, werthvolle Dienste geleistet. Nach der Aufrichtung des griechischen Königreiches war ihre Aufgabe erfüllt. Ein Theil von ihnen suchte sich mit den geordneten Verhältnissen abzufinden und ließ sich als eine Art irregulärer Miliz in das Heer einreihen, von dessen nach westländischen Mustern gefertigten Uniformen sich ihre Nationaltracht mohlthuend abhob; und mancher alte Bandenführer bekleidete eine hohe Stellung in der militärischen Rangordnung. Andere aber zogen das freie und ungebundene Leben in den Bergen vor, und da es keine Türken mehr zu ermorden und auszurauben gab, machten sie sich an ihre eigenen Landsleute und an die Fremden, welche uun das Land zu besuchen ansingen. Lange Zeit hindurch mar die Sicherheit im hellenischen Königreich sehr übel berufen. Im Anfang fehlte anch hier der Vorwand eines nationalen Hintergrundes nicht ganz; als im Jahre 1836 in Nauplia die fünf Brüder Ehondrojannis hingerichtet wurden, welche Jahre lang an der Spitze einer furchtbaren Räuberbande Morea unsicher gemacht hatten, suchte der älteste derselben sich einen gnten Abgang zu machen, indeni er sich als Opfer der „Baiern" hinstellte. Der Augenzeuge, der dies erzählt*), meist darauf hin, daß diese Ehondrojannis gegen ihre Landsleute und Glaubensgenossen die gräßlichsten Grausamkeiten verübten, wie man sie kaum in den Berichten aus den Zeiten der Christen-verfolgungen findet: „Greise und Weiber wurden mit teuflischer Wollust hin-geschlachtet, Kinder gespießt, Männer wurden gefoltert und die Körper der Opfer oft auf die empörendste Weise verstümmelt." Zwanzig Jahre später schrieb Edmond About seinen Aufsehen erregenden Noinan roi äeg inovtÄKllss." Ein Schrei der Entrüstung ging durch Griechenland; aber noch fünfzehn Jahre nachher (1870) wurden in der Ebene von Marathon einige reisende Engländer von Briganten aufgegriffen und im Angesicht der ver-folgenden Truppen massakrirt. Damals raffte sich endlich die Regierung — ich glaube, Trikupis mar damals am Nuder — zu den energischesten Maßregeln auf. Einer rücksichtslosen Strenge gelang es, das Muberwesen auf griechischem Boden vollständig auszurotten, und gegenwärtig ist Griechenland das einzige Land des Südens, in welchem man überall mit dem vollen Gefühle persönlicher Sicherheit allein reisen kann. Der Brigantaggio im griechischen Königreiche gehört der Vergangenheit an.

Um so höheren Werth besitzt ein Document, welches uns einen genauen Einblick in das ehemalige griechische Muberleben gewährt, die Aufzeichnungen eines griechischen Abgeordneten aus dein Peloponnes, eines Herrn Sotiropnlos, der länger als einen Monat Gefangener einer Räuberbande ivar.^) Das

*) H. v. P., Sechs Jahre in Griechenland. Grimma 1842. S. 32 ff.

55) !Z -?^?5<ÜV x«l vu/iA<u?>.z /,^Z1U,V, d. h Sechsund' dreißig Tage Gefangenschaft und Zusammenleben mit Räubern, von Sotiropnlos, Athen 186«.

Buch ist, wie mir scheint, wenig bekannt geworden, und verdiente wohl einmal in's Deutsche übersetzt zu werden. Es ist einfach und anspruchslos geschrieben, und hat höheren Werth, als manche bekanntere Leistungen der neugriechischen Literatur. Da der Gefangene ein Grieche mar, wie die Räuber, war es ihn: möglich, während ihrer Kreuz- und Querzüge mit ihnen zu verkehren, und so enthält seine Schrift eine Fülle merkwürdiger Einzelheiten, die für das Briganten-wesen nicht blos Griechenlands, sondern der ganzen Halbinsel geradezu typisch sind.

Herr Sotiropulos, Abgeordneter der Evarchie Triphnlien und früherer Finanzminister, wurde eines Abends gegen Ende Juli 1866 auf seiner Be-sitzung Agrili im Pelovonnes vor den Augen seiner Frau und seiner Diener-schaft von fünf Mubern weggeführt. Der Vorfall erregte um so größeres Aufsehen, als der Peloponnes nicht eigentlich als eine von Räubereien be-sonders heimgesuchte Gegend bezeichnet werden konnte, und als das Opfer ein im politischen Leben hervorragender und weit umher angesehener Mann war. Dieser selbst giebt ziemlich deutlich zu verstehen, daß er die geistige Urheberschaft des Ueberfalles seinen politischen Feinden zuschreibe, welche auch, um ihn empfindlicher zu schädigen, den Briganten gegenüber eine übertriebene Darstellung seiner VermSgensverhältnisse gegeben hatten. Diese verlangten in Folge dessen anfänglich 80,000 Drachmen Lösegeld und gingen schließlich auf 60,000 herab; und zwar mußten dieselben in Gold ausgezahlt werden. Frau und Verwandte des Sotiropulos beschafften das Geld durch eine hypo-thekarische Anleihe bei der Nationalbank in Athen nnd kauften mit hohem Agio Gold ein; auf dem Wege zu den Räubern gingen 5000 Francs in nicht ganz aufgeklärter Weise verloren, so daß die VermSgensverhältnisse des Mgeordneten aus diesem Vorfall in größter Zerrüttung hervorgingen. In höchst ungeschickter Weise begann die Regierung, noch bevor Sotiropulos be-freit war, die Verfolgung der Räuber, hinderte seinen Schwager zweimal mit Gemalt, das Lösegeld auszuliefern und brachte dadurch das Leben des Ge-fangenen wiederholt in die höchste Gefahr. So erklärt sich die lange Dauer feines Aufenthaltes bei den Räubern.

Der Abgeordnete von Triphnlien besaß offenbar ein sehr weiches Gemüth. Die Thränen steigen ihm bei jeder Gelegenheit in die Augen. Er weint nicht blos — was ja nicht zu tadeln ist — bei dem Gedanken an seine Frau nnd seine Mutter; er weint auch, sobald einer der Räuber seinen Säbel blank putzt und er daran denkt, daß dieser Säbel vielleicht bald seinen Hals durchschneiden wird; er weint sogar, als er an seinem Körper und in seinen Kleidern die Folgen vierwöchentlicher ungewaschener Existenz in Gestalt kleiner Thierchen entdeckt; und besonders auf seiner Heimreise lockt alles Mögliche, wie der Anblick eines reinen Tellers oder eines sauberen Bettes, die Thränen in seine Augen. Das erhöht den naiven Reiz der Darstellung; schämen sich doch auch die homerischen Helden ihrer Thränen nicht, und ein griechisch« Dichter hat gesagt, thränenreiche Männer sind gut. Trotzdem

hat Sotiropulos die ungewohnten und an manchen Tagen nicht unbedeutenden Anstrengungen des Hin- und Herziehens und Kletterns in dem Grenzgebirge zwischen Arkadien und Elis ohne Schaden für seine Gesundheit Überstanden, obwohl er manchmal dem glühenden Sonnenbrande der ersten oder den wolkenbruchartigen Regengüssen der zweiten Hälfte des August zu erliegen drohte. Marschirt wurde meistens in der ersten Hälfte der Nacht; dann schlief man irgendwo in der Nähe der Straße bis zun? Sonnenaufgang, um bei Beginn der Tageshelle ein etwas sichereres Versteck aufzusuchen, in dem man noch ein paar Stunden weiter ruhte. Begegnungen mit Bauern bringen die Bande nicht selten in Gefahr; der Gefangene muß dann seinen Strohhut vom Kopfe nehmen und ein Tuch um denselben binden, damit er keinen Verdacht erregt, schlimmstenfalls wird der Bauer durch Drohungen ein-geschüchtert, ja auch einen ganzen Tag gefangen gehalten, bis der Abend den Räubern erlaubt, in größerer Sicherheit weiter zu ziehen. Am wohlsten fühlen sie sich hoch oben im Gebirge, „unter den Tannen", wo auch Soti-ropulos die letzten Tage seiner Gefangenschaft nicht ohne Behagen zugebracht hat. Dort ist kühle Luft, frisches Wasser und erquickender Schatten; die Hirten, die dort ihre Heerden weiden, sind zuverlässige Freunde, theils aus Furcht vor der Rache der Banditen, theils aus Abneigung gegen die Militär-patrouillen; selbst die Wölfe sind in dieser Jahreszeit ungefährlich. Im Winter, so erzählt einer der Räuber, ist das anders; er hatte sich da einmal mit zwei seiner Gefährten im knllenischen Gebirge gegen ein Rudel von fünfzehn Wölfen zu wehren, welche schließlich alle mit den Säbeln nieder-gemacht wurden. Auch die Verpflegung ist hier oben eine gute und reichliche; jeden Tag ivird ein Schaf oder eine Ziege am Spieß gebraten und der Weinschlauch kreist in der Runde. Während der Querzüge in der Ebene war es damit schlimmer bestellt; der Gefangene wie die Räuber hatten oft Tage lang nichts als Brot und harten Käse, im besten Falle ein paar Eier zu essen und warmes, übelriechendes Wasser zu trinken. Ein merkwürdiger Zug der Näuberpraris ist es, an Festtagen das sonst gewaltsam requirirte Essen zu bezahlen. Ein alter Bischof wurde einmal gefragt, was sein Oster-lamm gekostet habe. „Ich bin doch kein Klefte," antwortete er, „daß ich mein Osterlamm bezahle!"

Das erste, was die Räuber thun, wenn sie ein Thier geschlachtet haben, ist das Schulterblatt desselben zu untersuchen. Dieses ist das wichtigste Orakel für sie und eine genaue Kenntniß der dabei beobachteten Praris würde ein merkwürdiges Stück Brigantenabcrglanben ergeben. Leider hat, wie es scheint, sich auch Herr Sotiropulos dieselbe nicht in vollein Umfange ver-schassen können. „Habt ihr das Schulterblatt beschaut?" fragt einmal Euthumios, eine der beiden Hauptpersonen unter den Räubern, seines Zeichens ursprünglich ein Fleischer. „Wir haben es beide beschaut und eS aufgehoben, damit auch ihr es morgen sehen könnt. Es wimmelt überall von Soldaten, aber für nus ist keine Gefahr, denn wir sind weit von ihnen.

und, wie es scheint, hat niemand gemerkt, wohin mir gezogen sind." Ein anderes Mal zeigen sie dem Gefangenen sehr vergnügt ein schwarzes Mal im oberen Theile des Schulterblattes; das sollte bedeuten, daß das Lösegeld bereit sei. Bei einer späteren Gelegenheit ist Euthymios von dem Ergebniß feiner Schulterbeschauung wenig erbaut; denn an der Stelle, welche feine abwesenden Gefährten bedeutete, waren eine Menge rothe Punkte, und das bedeutete, daß jene umzingelt und beschossen wurden. Indessen wußte er seine Besorgnis; durch die Erwägung zu beschwichtigen, daß das Thier nicht gut gebraten war und daß die rothen Punkte wohl vielmehr daher kämen, so wie durch den Lehrsatz, daß die Schulterblätter der Schafe nicht die untrügliche Weissagungsgabe besäßen, wie die der Böcke und Ziegen. Auch die Traumdeutung spielt eine große Rolle; an jedem Morgen werden die Träume der vergangenen Nacht besprochen, und der Gefangene betheiligt sich daran; ja er gesteht sogar, daß er nicht ohne Spannung auf das Orakel des Schulterblattes gewartet habe. EuthymioS behauptet einmal, ein Räuber, der jeden Tag sein Schulterblatt habe und sich vor den Weibern in Acht nehme, fahre immer gut. Dieses Gebot der Keuschheit ist ein interessanter Zug in der Ethik dieser Banditen, der sich in derselben Weise auch bei den Haiduken findet. Bei diesen ist es traditioneller Aberglaube, daß jeder von ihnen, der an einem Weibe sich vergreifen würde, durch die unabwendbare Gewalt des Fatums zur türkischen Gefangenschaft verurtheilt sei.*) Oben „bei den Tannen" hören wir den Euthymios einmal eine kräftige Verwünschung gegen die Hirtenmädchen ausstoßen, die in ihrer Einsamkeit gar oft der Tugend nnd damit der Zukunft eines Palliaren gefährlich würden- Und dabei erzählt er eine Geschichte von einem gewissen Dawelis, der einmal an der Straße einem Mädchen Gemalt anthat, von seinem Hauptmann, der ihn anfänglich tödten wollte, aus der Bande ausgestoßen wurde und bald darauf in die Hände der Behörde siel.

Ueberhaupt haben die Rauber ein feststehendes Gewohnheitsrecht, das von ihnen geradezu auf eine Tradition vom Balkan her zurückgeführt wird. Morea selbst ist ja niemals ein eigentliches Räuberland gewesen und seine Bewohner haben niemals Sympathie für diese Zustände gehabt; das Räuberwesen ist hier lediglich importirt. Der Führer der kleinen Bande belehrte unseren Gefangenen einmal über diese ungeschriebenen Satzungen in folgender Ausführung. „Unsere Gesetze," sagt er, „gestatten nns: erstens, alle die zu verfolgen und zu tödten, welche uns nachsetzen und uns zn vernichten trachten; zweitens, denen, welche uns an die Behörden verrathen, Nase und Ohren abzuschneiden, sie aber so gezeichnet am Leben zu lassen, damit sie als abschreckendes Beispiel gegen den Berrath wirken; drittens, Geld zu nehmen von denen, die es haben, damit wir davon leben und zugleich die Armen unterstützen können; viertens, die Neichen nnd Mächtigen gefangen zu nehmen

*) Jirckek, Geschichte der Bulgaren, Prag 1876, S. 474.

und Lösegeld für sie zu verlangen, und, wenn mir dies nicht bekommen, ihnen die Köpfe abzuschlagen und sie an ihre Verwandten zu schicken. Andererseits verbieten uns unsere Gesetze einen Treubruch zu begehen, ohne Noth Blut zu vergießen. Jemandem sein ganzes Vermögen abzunehmen und ihn so arm zu machen, vor Allein aber uns mit Frauen einzulassen."

Bei der Verfolgung durch Truppen wird der Gefangene getödtet, weil es die Räuber für eine Schande halten, ihn lebend in die Hand der Verfolger fallen zu lassen; und zwar schlagen sie ihm den Kopf ab, weil Flinte und Pistole nur für den Kampf sind, und weil auch die Regierung die Uebelthäter köpft.

Auch die Räuber, welche den Sotirovulos gefangen haben, bildeten sich ein, eine höhere Mission zu erfüllen. Sie sind Vertreter der gerechten nationalen Sache gegenüber den Ministern lind Abgeordneten, welche von ihnen als „Frankenknechte", also als antinational, bezeichnet werden. Diese haben nach ihrer Ansicht die nach der Thronbesteigung des Königs Georg erwartete allgemeine Amnestie hintertrieben und es so einer großen Anzahl von Leuten, die, um einer Strafe zu entgehen, in die Berge geflohen waren, unmöglich gemacht, wieder einen ordentlichen Lebenswandel zu beginnen; ja sie haben für die Revolution, die den Sturz des Königs Otto herbeiführte, sich der Kleften bedient und diese nach gethaner Arbeit verrathen. Wiederholte Unterhaltungen mit dem Gefangenen drehten sich um diesen Punkt und es war ganz vergeblich, daß der Er-Minister sich bemühte, seine Hüter von der Unrichtigkeit ihrer Anschauungen zu überzeugen. Es verdient übrigens noch hervorgehoben zu werden, daß der Gefangene mit Zuvorkommenheit behandelt wurde, daß für sein leibliches Wobl, soweit es die gegebenen Verhältnisse möglich machten, nach Kräften gesorgt und ihm die Anstrengungen möglichst erleichtert wurden. Nur marschiren mußte er, sobald es die Sicherheit der Räuber erforderte, oft bis zur äußersten Anspannung seiner Kräfte, in mancher Nacht acht bis zehn Stunden, und die Todesgefahr schwebte fortwährend über seinem Haupte. Beim Abschiede küßten ihn alle die schmutzigen Gesellen und der Hauptmann drückte ihm ein Päckchen mit 70 Drachmen zur Bestreitung der Kosten auf der Heimreise in die Hand.

Wie gesagt, Griechenland ist von der Räuberplage gegenwärtig vollständig frei und man kann alle Theile des schönen Landes vollständig ruhig auch allein durchstreifen. In der europäischen Tür.ei und in gewissen Theilen Bulgariens macht sie sich dagegen noch sehr unangenehm fühlbar. Trotzdem dürfen diejenigen, welche in diese Länder zu reisen veranlaßt sind, sich keinen übertriebenen Befürchtungen hingeben. Ein Fall wie der von Tscherkeskjöi gehört jedenfalls zu den allerseltenstcn Vorkommnissen und dergleichen kann verhindert werden. Wer im Innern der Türkei reist, den läßt schon die türkische Behörde nicht ohne die Begleitung von Zaptiehs (Polizeiioldaten) reiten, die er natürlich bezahlen muß; wie weit man sich in einem ernsten Falle auf ihren Schutz verlassen kann, habe ich glücklicherweise niemals zu

erproben Gelegenheit gehabt. Vor einem gewöhnlichen räuberischen Anfalle ist man schließlich auch auf den Landstraßen bei Wien oder in den Vorstädten von London nicht durchaus sicher; und wo es sich um die Fortschleppung einer Person zum Zweck der Erpressung von Lösegeld handelt, sind die Brigcmten regelmäßig über die Leistungsfähigkeit derselben gut unterrichtet. Die Reisenden des Orientzuges sind, wie es scheint, einem unglücklichen Zufall zum Opfer gefallen; der griechische Millionär, dem der Anschlag galt, hatte seine Abreise nm einen Tag verschoben. Ein Forschungsreisender wird in diesen Gegenden verhältnißmäßig am wenigsten zu fürchten haben; Leichtigkeit an irdischein Besitz ist ein gutes Vorbeugungsmittel gegen Räuber. Oantndir vkicnns eoram Isttrons viator.

Franz Bopp.
Der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft.
Zu seinem ^00. Geburtstage am 'H. September ^Sgs.
von
tzermgn Dirr.
— Leipzig. —
>!c>r nunmehr 75 Jahren, im Jahre 1816 erschien zu Frankfurt

a. M. in der Andreäi'schen Buchhandlung eiu Büchlein von 312 Seiten mit dem Titel: „Franz Bopp über das Conjugationsspstein der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, vemschen und germanischen Sprache. Nebst Episoden des Namajan und Mahabharat in genauen metrischen Übersetzungen aus dem Originalterte und einigen Abschnitten aus den Bedas. Herausgegeben und mit Borerinnerungen begleitet von Dr. K. I. Windischmann." Mit diesem Buch war der Grund zu einer neuen Wissenschaft gelegt, die sich von Jahr zu Jahr mehr ausgebreitet, stets einen größeren Forschungskreis gewonnen hat, und die in Zukunft noch völlig ungeahnte Ergebnisse zeitigen kann, und beute, obgleich jung an Jahren, im Kreise ihrer Schivestcrwissenschasten mit ibren glänzenden Resultaten allgemein geachtet steht. Bei der Bedeutung dieses kleinen Büchleins, über dessen unscheinbares Aeuhere man staunt, wenn man es aus den stillen Tiefen einer Bibliothek in das geräuschvolle Treiben des Tages ruft, war es ganz natürlich, daß sich im Jahre 1866 Bopps Schüler und Freunde damals schon eine stattliche Anzahl, vereinigten, um zur bleibenden Erinnerung an diesen Tag, der 50 Jahre zurück lag, dem noch lebenden, greisen Altmeister die Mittel zu einer Stiftung zu überreichen, die seinen Namen für immer dem Gedächtnis; der Nachwelt erhalten sollte. Dessen hätte es freilich nicht bedurft.

denn ein Denkmal dauernder als Erz und Stein hat sich Bopp mit seinen Werken gesetzt. In diesem Jahr ist ein Jahrhundert seit seiner Geburt vergangen, und da ist es wohl gestattet, einmal auf sein Leben und Wirken zurückzublicken.

Franz Boro wurde am 14. September 1791 zu Mainz geboren, der Sohn eines kurfürstlichen Marstallbeamten. Seine Jugend siel in eine bewegte, für Deutschland traurige Zeit, die aber vielleicht gerade dazu beigetragen hat, den Sinn von der trüben Außenwelt in das Innere zu lenken. Als Mainz von den Franzosen besetzt wurde, siedelten Bovvs Eltern mit dem kurfürstlichen Hof nach Aschaffenburg über, woselbst Bopp auf dein Gymnasium seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt. „Ausgezeichnet durch alle Klassen/' sagt sein Lehrer Windischmann in der Vorrede des erwähnten Buches, „ließ er insbesondere in den philosophischen Cnrsen bedentenden Scharfblick und vorwaltende Neigung zu ernster Wissenschaft an sich erkennen. Diese widmete er vor allem der Sprachforschung, sogleich von Anbeginn mit der Absicht, auf diesem Wege in das Gcheimniß des menschlichen Geistes einzudringen und demselben etwas von seiner Natur nnd seinem Gesetz abzugewinnen. So lernte er dann, minder aus einem vorherrschenden Talente der bloßen Sprachfertigkeit, als aus dein lebhaften Gefühl für die im Sprachenrcichthum des Menschengeschlechts verborgenen Harmonieen die Sprachen des classischen Alterthums sowohl, als die gebildetsten des neuern Europa und suchte dieselben seinem tief erforschenden Sinne gleichsam als Organe anzueignen. Dies alles geschah in der Stille und eben in ihr hegte er auch das Verlangen, den Sinn für die innere Natur der Sprache durch Bekanntschaft mit den ältesten Sprachen der Welt zu üben und zu schärfen. Er suchte sich mit dem größten Eifer den Charakter nnd die Denkart des morgenländischen Alterthums bekannt zu machen, benutzte sowolil die öffentlichen Vorträge hiesiger Lehranstalt, als den vertrauten Umgang mit seinen Lehrern, vorzüglich in Bezug auf orientalischen Mythus und Philosophie und ließ endlich seinen Wunsch sich in Paris mit der orientalischen und insbesondere mit der indischen Literatur vorerst genau bekannt zu machen und dann ferner sein ganzes Leben hindurch mit ihr sich zu beschäftigen, bestimmter hervortreten. Mit diesen Vorbereitungen ging er im Jahre 1812 nach Paris. Von diesem Augenblicke an, war sein Leben ein ununterbrochenes Studium der Sanskritsprache und ihrer reichen Literatur." Nnd so ist sein Leben ein ewig arbeitsvolles und ergebnißreiches geblieben, und wie völlig ist alles in dieser Vorrede Gesagte in Erfüllung gegangen!

Von den Schwierigkeiten, die damals einer Beschäftigung nnt den orientalischen Sprachen, namentlich mit dem Sanskrit entgegenstanden, macht man sich heute, wo dasselbe auf jeder Universität von berufenen Vertretern mit vorzüglichen Hilfsmittel in großer Anzahl gelehrt wird, kaum einen Begriff. Die Zahl der Europäer, die Sanskrit verstanden, war gering. Grammatiken oder lerikalische Hilfsmittel gab es nicht, und so mußte Bopp sein

Studium aus den Handschriften, die in einer fremden Schrift ohne Trennung der Worte geschrieben waren, mit Hilfe von Nebersetzungen beginnen. Das gleicht wahrlich dem Vordringen in einen unbetretenen Urwald, bei dein mit jedem Schritt neue Hindernisse sich entgegenstellen. Aber Bopp erlahmte nicht, nnd er fand mannigfache Freunde, die seine Studien förderten. In Paris war es vor allem A. W. von Schlegel, später in London Wilhelm von Humboldt, von denen er Belehrung empfing und sie seinerseits ertheilte. Ms Frucht seiner Sanskritstudien enthüllte sich nun Bopp die Verwandschaft der indogermanischen Sprachen, die auf dem Titel seines ersten Büchlein angegeben sind. Ganz neu war diese Ansicht damals nicht mehr, denn unter andern hatte schon 1788 einer der bedeutendsten Engländer seiner Zeit, Sir William Jones in den L,sig,tio üesbarotss I. ,1. p. 422 die Verwandtschaft klar und deutlich ausgesprochen: „Die Sanskritsprache ist, wie es auch mit ihrem Alter stehen mag, von munderbarer Bauart; vollendeter als das Griechische, reicher als das Lateinische und feiner ausgebildet als jede von ihnen; aber doch steht sie zu beiden in den Wurzeln der Verben und den grammatischen Formen in einer näheren Verwandtschaft, als der bloße Zufall hätte bewirken können; so auffallend ist diese Verwandtschaft, daß jeder Philologe nach angestellter Prüfung glauben muß, daß die drei Sprachen aus einer gemeinsamen Wurzel entsprossen seien, die vielleicht nicht mehr erislirt. Ein ähnlicher, wenn gleich nicht so zwingender Grund ist für die Annahme vorhanden, daß auch Keltisch und Gothisch denselben Ursprung wie das Sanskrit haben." Aber was Jones hier ausgesprochen, blieb damals noch unbeachtet, und Bopp blieb es vorbehalten, den wissenschaftlichen Nachweis für diese Ansicht, die sich auch ihn: bei näherer Beschäftigung mit dein Sanskrit aufdrängen mußte, zu führen, nnd man datirt mit Recht die Begründung der vergleichenden Sprachwissenschaft von dem Erscheinen seines ersten Werkes. Die Zweifler, die es bis dahin noch gegeben hatte z. B. in England, wo der Philosoph Dugald Steward, die ganze Geschichte mit der Sanskritsprache für eine Lüge erklärte und zu beweisen unternahm, daß sie von den spitzbübischen Brahmanen nach dem Muster des Griechischen und Lateinischen zusammengeschmiedet und sowohl die Sprache als ihre Literatur eine Fälschung seien, mußten bald verstummen und haben nie wieder ihre Stimme zu erheben gewagt. Wunder muß es uns nehmen, wenn wir heute zurückschallen, daß der Zusammenhang der Sprachen nicht schon einer früheren Zeit, namentlich dem classischen Alterthum aufgegangen ist. Weder den Griechen, die frühzeitig mit dem Persischen, nach den Aleranderzügen auch mit dem indischen bekannt wurden, noch den Römern, die die Verwandtschaft ihrer Sprache mit dem Griechischen, Keltischen und Germanischen, die damals noch auf äußerst alter, ursprünglicher Stufe gestanden haben müssen, hätte aufsallen müssen, ist je der Gedanke einer Verwandtschaft, einer Entstehung aus gemeinsamer Grundlage gekommen. Merkwürdig bleibt das immer, und man kann hierin vor allem den Geist der Zeiten sehen; es

German Hirt in Leipzig,
rächte sich, daß der Hellene mit Verachtung auf die anders Sprechenden, die Barbaren, herabsah. Wie anders würde unsere Wissenschaft jetzt dastehen, wenn uns die Griechen und Römer nur ausführliche Terte der von ihnen gekannten Sprachen hinterlassen hätten.
Nach seinen? Pariser Aufenthalt ging Bopp, nachdem ihm König Mar I. von Baiern und Ludwig I., der damalige Kronprinz, die Mittel zu weiteren Studien gemährt hatten, nach London, wo er seine erste Abandlung nochmals in englischer Sprache veröffentlichte, — auch dort wurde sie mit großem Beifall begrüßt und ihre Epoche machende Bedeutung anerkannt — und 1819 den Nala, die schönste Episode aus dem großen indischen Epos „MahabKarata" mit einer lateinischen Uebersetzuug herausgab, und so wiederum das Studium des Indischen förderte. Das setzte er später in anderen Werken fort. Eine ausführliche Grammatik der Sanskritsprache 1827, ein Sanskritglossar 1830 trugen erheblich dazu bei, das Verständniß für diese Sprachen auszubreiten und die Begeisteruug für diese wunderbar hohe geistige Cultur, die sich in Indien, abseits von dem Treiben des Abendlandes entwickelt hatte, zu wecken und zu mehren. Wenn die Gebildeten aller Nationen heute mit den herrlichen, wenn gleich eigenartigen Schöpfungen der Inder, mit der Erzählung von Nala und Damajanti, mit dem Drama Sakuntala, mit den Beben, die zum Theil uralte Hymnen, den Ausfluß eines einfachen, bewundernden und dankbaren Gefühls enthalten, und mit den religiösen Lehren Buddhas durch vorzügliche Uebersetzungen rasch bekannt werden können, so verdanken sie das in erster Linie Franz Bopp, der durch seine Hilfsmittel ein gründliches und sicheres Studium des Indischen ermöglichte. Freilich zu Bopps Jugend-zeit war man noch nicht so von der Bedeutung und Wichtigkeit des Indischen überzeugt, vergebens bemühte sich das bairische Ministerium Bopp nach seiner Rückkehr aus London eine Professur zu verschaffen, die Würzburger Univer-sität lehnte ein solches Begehren ab, da das Sanskrit ein Lurusartikel sei. Anders dachte man freilich in Köttingen; hier verlieh ihm die philosophische Facultät die Doctorwürde Koiwris «»v.8ä. Bopp wurde indessen bald durch Vermittelung der Brüder Humboldt nach Berlin berufen, um von 1821 an zuerst als außerordentlicher, bald als ordentlicher Professor der orientalischen Literatur und allgemeinen Sprachsünde dort für immer bis zu seinem Tode im Jahre 1868 zu wirken.
Im Anfang hat es wohl scheinen wollen, als ob Bopps Verdienste mehr in der wissenschaftlichen Eroberung des SanScrit als in der Aufdeckung der Verwandtschaft der indogermanischen Sprachen beruhten, und die Blicke der allgemeinen Welt sind vielleicht zuerst mehr aus diese dem menschlichen Denken und Empfinden nähere Seite von Bopps Thätigkeit gerichtet gewesen als auf die Sprachwissenschaft, aber das wurde anders, als Bopp im Jahre 1833 die erste Lieferung seiner „vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Gothischen nnd Deutschen" er-scheinen ließ. Damit begann er das Hauptwerk seines Lebens, das schon

durch kleinere Abhandlungen, die er in der Berliner Akademie las, vorbereitet mar aber erst im Jahre 1852 lag das ganze große Werk vollendet vor.
Noch fehlten am Anfang in der Behandlung einige Hauptsprachen wie Litauisch, Slavisch, Keltisch, Albanesisch, Armenisch, aber Bopp erkannte zum großen Theil selbst den indogermanischen Charakter dieser Sprachen. Namentlich eine Abhandlung „die Keltischen Sprachen in ihrem Verhältniß zu Sanskrit" u. s. iv., welche er 1839 in Berlin las, gehört zu seinen besten Leistungen, und die Art, wie er die Ueberreste der alten Declinationsendungeu im Keltischen nachwies, ist allgemein bewundert. Von 1857—61 gab er eine neue, völlig umgearbeitete Ausgabe der vergleichenden Grammatik heraus, in der außer Litauisch und Altslavisch auch das Armenische hinzugefügt ward. 1845 fing eine englische Übersetzung von Bopps Hauptwerk an zu erscheinen und 1866 legte auch eine französische davon Zeugniß ab, wie fehr man in diesen Ländern bemüht war, die Ergebnisse der Sprachwissenschaft sich anzueignen. So konnte denn Bopp in der That bei dem 50 jährigen Jubiläum seiner ersten Schrift auf ein ergebnißreiches Leben zurückblicken. Sein Name hatte einen guten Klang in der Welt bekommen, und überall blickte man auf die Resultate, die die neue Wissenschaft erreichte, mit Staunen hin.
Ihr Einfluß erstreckt sich in der That nach den verschiedensten Richtungen und führte dazu, die Betrachtung der Sprache immer mehr zu vertiefen.
Alle Sprachen erhielten gegenseitig Licht von einander, immer neue Entdeckungen und Erklärungen des grammatischen Baues folgten, und immer größer wurde auch das Interesse, das das Publikum an der Wissenschaft nahm. Heute sind ja Bopps Hauptergebnisse allgemeines Wissensgut geworden, und ein jeder hat schon von ihnen gehört. So wichtig auch die Sprachwissenschaft für die Grammatik, die sie ans einer langweiligen Disciplin in eine, interessante umgewandelt hat, sein mag, so glänzende Dienste sie auch bei der Entzifferung und Deutung nndeutbarer Inschriften geleistet hat, ihre besten und überraschendsten Ergebnisse liegen unzweifelliaft aus dem Gebiete der Kulturgeschichte. Der Gedanke einer linguistischen Paläontologie ist heut zur Thatsache geworden. Durch Vergleichung der indogermanischen Sprachen erhält nicht nur eine von der anderen Licht, sondern mir können bekanntlich eine viel frühere, vor aller historischen Ucberlieferung liegende Sprachperiode erschließen und ein Wörterbuch derselben zusammenstellen. Es konnte einmal scheinen, als ob dies der einzige Zweck, die alleinige Aufgabe de? indogermanischen Sprachwissenschaft sei; dem ist allerdings nicht so, wohl aber ist es eine sehr wichtige Seite derselben. Sprache bestellt aber nicht an und für sich, sie ist an einen Träger, ein Volk gebunden, dem Wort muß ein Be' griff entsprechen, und so erschließen wir also aus der Sprache ein völliges Culturbild. Wie der Naturforscher aus einigen wenigen Knochen den ganzen Körper bestimmen und sich vorstellen kann, so gelingt es dem Sprachforscher, aus den Worten ein Bild von dein Treiben und Leben des indogermanischen Volkes zu entwerfen. Noch sind die Umrisse vielfach mangelhaft und ungenau,

und es ist nur eine Skizze, die wir liefern können, kein farbenprächtiges Gemälde, aber doch ist die Möglichkeit hineinzudringen in das Dunkel der Vorzeit, die Geheimnisse zu entschleiern, die die Urgeschichte der europäischen Völker birgt, ein Ziel, der Anstrengung der Besten werth. Die Sprachwissenschaft leitet uns aber selbst in die historische Zeit und breitet dort Erkenntnis; aus. Die Geschichte berichtet wohl von dem Leben und den Thaten der Könige, von deni Streiten und den Schlachten der Völker, aber von dem Thun und Treiben im gewöhnlichen Leben weiß sie wenig zu sagen, und je mehr man in künftiger Zeit dazu kommen wird, dieser Seite höhere Aufmerksamkeit zu schenken, umsomehr wird auch die von Bopp begründete Wissenschaft zu Ehren kommen.

In diesem Jahre wollen wir aber in Dankbarkeit seiner gedenken, der der Forschung die Wege gewiesen, und vor Allein auch den deutschen Namen zu Ehren gebracht hat. „Als ich einst unter einer Eiche botanisirte," sagt Schopenhauer, „fand ich zwischen den übrigen Kräutern und von gleicher Größe mit ihnen, eine Pflanze von dunkler Farbe, mit zusammengezogenen Blättern und geradem, straffem Stiel. Als ich sie berührte, sagte sie mit fester Stimme: ‚mich laß stehen! Ich bin kein Kraut für Dein Herbarium wie jene anderen, denen die Natur ein einjähriges Leben bestimmt hat. Mein Leben wird nach Jahrhunderten gemessen: ich bin eine kleine Eiche.' — So steht der, dessen Wirkung sich auf Jahrhunderte erstrecken soll, als Kind, als Jüngling, oft noch als Mann, ja, überhaupt als Lebender, scheinbar den übrigen gleich und wie sie unbedeutend. Aber laßt nur die Zeit kommen und mit ihr die Kenner! Er stirbt nicht wie die übrigen."

Zarathustra und der Zendavesta.

von

Alfred Villebrgndr.

— Breslau. —

nter Avefta oder Zend-Avesta versteht man die heiligen Schriften der Parsis, die in Zarathustra oder, wie ihn die Griechen nannten, Zoroaster den Stifter oder Verkünder des wahren Glaubens verehren. Ihre Zahl ist heute nur noch klein. Als im 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Stürme der muhammedanischen Eroberung über Iran dahinbrausten und den alten Mazdaglauben vertilgten, wandten sich einige treue Anhänger nach Osten und suchten und fanden in Indien inmitten des toleranten Hinduvolkes einen Zufluchtsort.

Dort haben sie sich bis heute ungestört erhalten. Tie Parsengemeinde in Bombay, die gegenwärtig etwa 150 900 Seelen zählt, ist der größte Bestandtheil der übrig gebliebenen Anhänger des iranischen Propheten; nur auf wenige Tausend beziffert sich, was davon im eigentlichen Persien noch erhalten ist. Alle Reisenden, die die Stadt besuchen, rühmen die Parsis als eins der werthvollsten Elemente ihrer Einwohnerschaft. Sie sind in der überwiegenden Mehrzahl Kaufleute, die es durch Geschäftssinn und Redlichkeit zum Theil zu glänzendem Wohlstand gebracht haben und durch Freigebigkeit für religiöse und milde Zwecke ausgezeichnet sind.

Die gebildete Welt hat der culturgeschichtlichen Bedeutung der iranischen Religion nicht gleiches Interesse geschenkt wie anderen Rcligionssystemen; ganz besonders ist neben der gewaltigen Erscheinung Buddhas die schlichtere Gestalt des Jraniers bescheiden zurückgetreten. Das ist begreiflich. Der Buddhismus hat seinen Einfluß weit über die Grenzen seiner engeren nnd

weiteren Heimat erstreckt, seine Sendboten haben die Berge überstiegen und Meere durchkreuzt und noch heute blüht er iin Osten in mannigfachen Neugestaltungen fort und' zählt Millionen und aber Millionen von Bekennern, nachdem der Hauch seines Geistes aus dem Lande seines Ursprunges gewichen ist. Die Steininschriften König AKotas, gewaltige Ruinen alter Klosterbauten, eine reiche Literatur geben noch heute Zeugniß von seinen? Einfluß auf die indische Cultur. Der pessimistische Grundzug seiner Lehre, die davon ausging, daß Leben Leiden sei und Alles was entstehe auch wieder vergehen müsse, fand in gleichgestimmten Naturen im Westen Widerhall; Modephilosophen und weltschmerzliche Eklektiker nahmen seiner sich an und so wurde er mehr als andere geistige Bewegungen zu einem Liebling des modernen Publikums.

Nichts von alledem hat die einfache ernste Lehre Zarathnstras aufzuweisen. Sie kann sich keiner Verwandtschaft mit modernen Empfindungen rühmen, die ihin einen Geleitsbrief in unsere Mitte gäbe. Weder Tempel noch Denkmäler zeugen von ihrer einstigen Macht. Er hat einen Schöpfer anzubeten gelehrt, die Wahrhaftigkeit in Gedanken, Worten und Thaten zur Grundlage seiner Ethik gemacht und den Ackerbau als eine der vornehmsten der Pflichten kennen gelehrt; das sind Dinge, zu gesund, als daß ihr Verkünder ein Liebling modernen Geschmackes werden könnte.

Europa verdankt die erste genauere und zuverlässige Kunde von ihr dem Idealismus eines jungen Franzosen Anquetil Duperron. Der Zufall fügte, daß ihm ein Facsimile von vier Blättern einer Avestahandschrift, die der Bodleian Library gehörte, bei einein sranzösischen Gelehrten zu Gesicht kam und mit jugendlichem Enthusiasmus faßte der 20 jährige Orientalist den Vorsatz, Frankreich den Ruhm des Besitzes der Bücher ZoroasterS und die erste europäische Uebersetzung zu verschaffen. Er wartete nicht eine von der französischen Regierung ihm zugesagte Unterstützung ab, sondern ließ sich als Soldat für die französische Ostindische Gesellschaft einschreiben und schiffte sich am 24. Februar 1755 ein. Nach drei schweren Jahren voller Gescibr und Abenteuer kam er auf seiner Reise durch ganz Hindostan in Surat an nnd verweilte dort 3 Jahre inmitten der Parsis. Es gelang ihm ihr Mißtrauen zu überwinden, sowohl ihre Bücher als ihre sehr mäßigen Kenntnisse zu erwerben und nach neunjähriger Abwesenheit von Frankreich kam er am 14. März 1764 in Paris wieder an und deponirte andern Tags den ganzen Zendavesta ans der Biblioth^qne Nopalc.

Anquetil blieb eine bittere Enttäuschung nicht erspart. Ein Theil der gelehrten Welt, darunter kein geringerer als Sir William Jones, erklärte sich gegen ihn, er betrachtete Zendavesta als ein modernes Fabrikat und bewies mit allem wissenschaftlichen Apparat, daß Anquetil das Opfer einer Fälschung geworden sei. Anquetil blieb die Antwort nicht schuldig und er selbst nicht ohne Vertheidiger. Man führte zu Gunsten seiner Entdeckung die Angaben der Griechen an; die Entzifferung der Pebleiviinschriften der ersten Sassaniden

Zarathuftra und Zendavesta,
durch Svlvestre de Sacy ivar ein Schritt auf dein Wege die Zweifel an der Aechtheit zu zerstören. Die Entzifferung der altpersischen Keilinschriften, eine der ersten Thaten philologischen Scharssinns, bewies das Vorhandensein einer' Sprache zur Zeit der Achämcnidenkönige, die mit der des Avesta auf's Engste verwandt war, und seit der Zeit hat das Studium des Avesta in Deutschland, Frankreich, Amerika und andern Ländern, nicht zuletzt in dein kleinen Dänemark, welches zwei der auszeichnetest«« Zendforscher gestellt hat, eine bleibende Stätte gefunden. Wir verdanken die beiden besten Ausgaben einem deutschen und dänischen Gelehrten, und soviel Vertrauen hat bei der Parsengemeinde sich Professor Geldner in Berlin erworben, daß diesen: vortrefflichen Veranstalter der neuesten Ausgabe, sich die Bibliotheken der Parsipriester erschlossen und eine Anzahl ihrer werthvollsten Handschriften den Händen des deutschen Herausgebers anvertraut haben.
Avesta ist ein dunkles Wort; es kommt nach der Annahme I. Opperls, deni sich Darmesteter und de Harlez, keineswegs aber alle Avestaforscher angeschlossen haben, vom Altpersischen ädaslö, Gesetz, und ist der richtige Name der originalen Texte, besser als der daneben oft gebrauchte Ausdrnck „Zend" oder „Zendavesta". In der traditionellen Literatur bedeutet Avesta die alten Texte und Zend die traditionelle Auslegnng. Avesta und Zend hat also eine sehr bestimmte Bedeutung und man ist nur durch einen Irrthuin veranlaßt worden Zendavesta auf die alten Terte selbst anzuwenden. Was von den Avestaterten uns erhalten ist macht keinen starten Quartband aus. Sowohl die Berichte der klassischen als der einheimischen Schriftsteller lassen uns nicht bezweifeln, daß dies nur ein kleiner Brnchtheil der einst wirklich vorhandenen Literatur ist. Plinius berichtet, daß Hermippus die zoroaftrischen Bücher studirt habe und daß sie sich auf 2 Millionen Verse belaufen hätten und ein arabischer Historiker spricht davon daß ein Exemplar der heiligen Schriften auf 1200 Kuhhäuten niedergeschrieben war. Wir können den Werth dieser Angaben nicht controliren; der Zustand der Schriften, die wir besitzen, ist stellenweise aber so fragmentarisch, daß ohne weiteres ein einst viel größerer Umfang derselben vorauszusetzen ist. Nach parsischen Angaben bestand der ganze Avesta aus 21 Nosks oder Büchern, von denen nur ein einziges uns ganz erhalten ist. Ein großer Theil mag während der arabischen Eroberung verloren gegangen sein; die Parsis werfen die Hauptschuld auf IsKancier Iwmi, das ist Alexander von Griechenland. Ein Hauptueremplar des ganzen Avesta befand sich in den Archiven der königlichen Bnrg in Persepolis; Alerander ließ die Burg anstecken und es heißt, daß in den Flammen der brennenden Burg auch das Stnatscxemplar der Avestaschriften zu Gmnde ging. Wir können nicht die Wahrheit dieser Angaben prüfen. Von viel größerem Einfluß wird der innere Verfall der Religion für den Bestmid der Texte gewesen sein, jedenfalls ging nicht der Avesta durch ihn ganz zu Grunde. Die perfischen und muhammedanischen Schriftsteller stimmen darin überein, daß die Sassmnden die zoroastrische Religion auf's Neue belebten.

daß sie den Mazdaglattben zur Religion ihres Reiches erhoben. Auf ihre Zeit, muthmaßlich schon auf die Herrschaft der letzten Arsakiden, geht die Sammlung der Avestafragmente zurück und aus dieser Zeit stammt wahrscheinlich die unS vorliegende Redaction. Aus der Pehlemischrift der Sassanidenmünzen ist das Alphabet hervorgegangen, mit dein der Avcsta geschrieben ist.

Viel älter aber als diese Redaction ist der Inhalt. Der Hauptheil des Avesta ist sicher vorsassanidisch.") Die in den Terten ausgesprochenen Jdeeen waren zur Zeit Philipps von Makedonien und Alexanders vollkommen entwickelt; denn der Bericht, welchen Theopompus (geb. um v. C.) bei Plutarch von dem zoroastrischen Glauben giebt, stimmt in der Hauptsache mit den Avestabüchern überein.

Gehörten sie erst der Zeit der Sassaniden an, so würden wir erwarten müssen, das; sie in der alten Sprache ihres Landes geschrieben wären, nicht in einem davon unabhängigen und dem Altpersischen, sowie dem ältesten Sanskrit eng vcrschwisterten Dialekt. Die von den Fürsten beauftragten Sammler müssen also die Texte in diesem besonderen Dialekt vorgefunden haben. Zwischen der Landessprache und der der Tcrte war somit ein Unterschied. Daraus folgt, daß die Priester, welche sie verkündeten, einem fremden Stamme angehört haben. Die Priester dieser Religion heißen Magier und griechische wie persische Angaben bezeichnen Medien als ihr Heimatland; griechische Schriftsteller sprechen von einem Stamm der Mager und so hat ihr Name anfänglich wohl eine nationale Bedeutung gehabt. Nach der Cyropädie hat Cnrus sie nach Persien gerufen. Sie unterschieden sich von den Persern nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch die Sitten. Herodot sagt, daß die Perser ihre Todten begraben, daß die Magier aber dieser Sitte nicht folgen, sondern ihre Leichen aussetzen. Diese Sitte ist dann unter dem gesteigerten Einfluß der Magier unter den Sassaniden 'zur allgemeinen Sitte erhoben werden. Auf Medien meist ferner auch die Tradition bezüglich des Stifters dieser Religionsgemeinschaft hin; er ward angeblich in Naghae oder Atropatene geboren. DaS erste« ist aber aller Wahrscheinlichkeit die Heimat der Magier oder, wie sie sich selbst nennen, der Athravans, gewesen und zwar aus folgendem Grunde. Nach dem Avesta giebt es überall fünf Oberherren, den Hausherrn, den Dorfvorsteher, den Gaufürsten und ^andeshcrrn. Der höchste ist das Haupt der AthravanS, der Zarathnstroteino, der über allen stand; in Naghae dagegen sind nur vier; die geistliche und weltliche Würde vereint sich dort in einer Hand. Das sind die Gründe, welche für den medischen Ursprung des Avesta sprechen. I. Darmesteter, de Harlez sind für letzteren eingetreten, während andere, vorwiegend deutsche Gelehrte, wie Noth, Geiger, der Engländer Mills, eine ostirnnische Hcimat annehmen, theilS mit Rücksicht darauf, daß der Name der Magier im Avesta fast gar

*) Siehe die ausgezeichneten, von mir mehrfach benutzten Ausführungen I. Darmcsteters in Lsorvd L00K3 ok tks Lsst, vol. IV, S. XI ff. 0xfc>rä I?««,

nicht vorkomme, theils im Hinblick auf geographische Namen sowie eine Reihe mythologischer Übereinstimmungen der avestischen Texte mit den ältesten religiösen Liedern der Inder. Keiner der Gesichtspunkte hat die Frage entscheidend zu lösen vermocht und so hat ein amerikanischer Gelehrter, Jackson, beide Ansichten zu vermitteln gesucht, indem er den Gedanken ausspricht, daß Zarathustra aus seinem Hcimatlande, im Westen Irans, vertrieben sich nach Osten gewendet und diesen zum Schauplatz seiner Thätigkeit gemacht habe. Auf den Osten weist die Sprache derAvcstaterte hin. Professor Friedrich Müller in Wien hat gezeigt/) daß mit der Sprache des Avesta das Afghanische zusammenhänge, das als „unmittelbarer, wenn auch vielfach entarteter Nachkomme des Altbaktrischen (so nannte man früher oft die Sprache der Avestatexte) gelten könne" und diese Ansicht des Wiener Gelehrten hat Bestätigung erfahren durch die glänzende Darlegung I. Darmesteters,^) welcher seine Abhandlung über die Afghanische Lautlehre mit den Worten schließt: „l/ah>'Kun nous oörirsit clone p«ur Is «so.6 es temoiri ra«6e>us a/i'«li lui ckerckait en vain et c^tts l'ou pouvgit clösespersr 6e Harums treuvor, et les tribus sauvaASL 6s Ig passe 6s KKaibar, Iss kanäti^uss Änsulmans 6es inouts Lulaiman, auraient eonservu sur Iss levres, ivieux c^ue les kaisis 6s Voiudav, la parole 6es raa^es antic^iss et 6s Xoreastre.^

Der, an den sich das Priesterthum anschließt, den eS als seinen geistigen Ahnherrn bezeichnet, ist Zarathustra. Dies Wort, über dessen Etymolgie man nicht klar ist, ist eigentlich ein Titel, kein Name, so wenig Buddha ein Name ist oder Christus. Der Stifter des magischen Glaubens gehört einer Zeit an, die ganz in Dunkel gehüllt ist und es hat nicht an Stimmen sehr namhafter Gelehrter wie Kern, Darmesteter gefehlt, die ihn überhaupt als Person nicht anerkennen, sondern ihn in das Bereich mythologischer Gebilde verweisen wollten. Man ist dabei von den vielen Sagen, die seine Person umgeben, ausgegangen. Er wird in der That als ein Feind der Dämonen dargestellt; seiner Geburt schaut die Schöpfung sehnsuchtsvoll entgegen; denn sie bedeutet das Ende der Herrschaft der Dämonen; er sprach, heißt es, zuerst in der Welt das Wort, das die Teufel zerstört, das Gesetz Ahuras. Ueber seine Geburt freuen sich Wasser und Pflanzen, und alle Geschöpfe der guten Schöpfung rufen ihm Heil. Ahura Mazda selbst verlangt nach ihm und fürchtet, der Held möchte ihm nicht beistehen. Aber all die mythologischen Ranken, welche die altersgraue Gestalt des Religionsstifters umgeben, reichen nicht hin, die dahinter verborgene reale Persönlichkeit zu verhüllen; sie zeugen nur von seinem hohen Alter. An alle gewaltigen Personen der Geschichte, an LieblingShelden der Völker knüpft leicht die Mythe an. Buddhas Gestalt, sowie die wichtigen Ereignisse seines Lebens

*) Ueber die Sprackie der Avghauen 1?62. (Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1862, 18W).

sind mit reichem Schmuck verziert morden; man hat il,n zum Halbgott gemacht und doch ist er eine geschichtliche Gestalt. Ganz ebenso wird es mit Zarathnstra gewesen sein. Wir wissen nicht nur den Namen seines Vaters, Pouruschaspa, seiner Tochter und seinen eigenen Familiennamen Spitama, sondern können in den Schriften selbst den Spuren einer gewaltigen Individualität nachgehen.

Diese Schriften zerfallen in zwei große deutlich von einander geschiedene Schichten, in die Gothas und in den übrigen Avesta. Die Gathas oder Gesänge, wahrscheinlich eine Art von Anthologie, umfassen fünf oder je nach der inneren Eintheilung siebzehn Capitel, in alten Metren gedichtet, und sind in einem vielfach abweichenden Dialekt geschrieben, in einem dunkeln und schwierigen Stil, der diese Terte zu einem der schwierigsten Gegenstände auf dein ganzen Gebiet der indogermanischen philologischen Wissenschaften macht. Sie gelten als der älteste Tlieil des Avestn, eine gegentheilige Ansicht hat wenig Anklang gefunden.

Diese Gathas, um deren Aufhellung sich Hang, Roth, Spiegel, von jüngeren Gelehrten u. a. Bartholom«« und Geldner große Verdienste erworben haben, werden in den anderen Theilen des Avesta citirt, ebenso wichtig aber ist die große Verschiedenheit des Inhalts dieser und der jüngere« Abschnitte.

Die Gothas stehen Zoroaster am nächsten, sie sind entweder von ihm selbst oder seineu Jüngern verfaßt, Sie zeigen ihn als einen Lehrer von großen Gaben, er ist offenbar nicht nur ein Religionsstifter, sondern auch ein Volksführer gewesen, der reformirte und in der Zeit großer Drangsal eingriff. Er betrachtet sich als einen der letzten von vielen vorangegangenen Propheten, er ist gekommen, um bei dem Volke der Aschavans, der Frommen, die wankende Ordnung herzustellen.

In den Gathas tritt uns volle Wirklichkeit entgegen. Wir finden in ilmen keine Mythologie, keine Wunder, sondern es löst eine einzelne oder eine Gruppe von Individualitäten sich heraus, das Ringen uud Hoffen, die Sorgen einer einzelnen Persönlichkeit tritt uns so bestimmt entgegen, daß wir den realen Boden, auf dem diese Lieder erwachsen, nicht verkennen können. Zwar findet sich auch hier' einiger rhetorischer Schmuck, Zarathustra handelt nach Inspiration und die Gottheit mit ihren Unsterblichen tritt sprechend, zuhörend oder zusehend auf. Aber im Ganzen sehen wir hier eine religiöse Bewegung, die aus dem Grunde eines für seine Mission begeisterten Herzens quillt und für den geistigen und weltlichen Vortheil derer, die ihm am nächsten stehen, sorgen will.

Wollen mir nicht an die Wirklichkeit eines Mannes dieses Namens glauben, so hätten wir ans der einen Seite eine in den ältesten Texten deutlich erkennbare Persönlichkeit ohne Namen und auf der anderen Seite eine übereinstimmende Tradition der alten Schriftsteller, welche auf einen alten Namen hinzeigt, ohne begründet zu sein. Real wie Zoroasters Person

sind die Verhältnisse, die uns die Gathas schildern. Es war eine Gemeinschaft von Ackerbauern und Hirtenvölkern, unter denen diese Lehre ihre Verbreitung fand. Es sind die Verehrer der Daevas — eines alten Göttergeschlechts — gegen die sie sich wenden, die dem Glauben an Ahuramazda feindlich entgegenstehen, ihre Niederlassungen überfallen und mit ihren Führern, Grehma und Bendva, den Kavis und Karapans die Lüge und falsche Lehre verbreiten. Es giebt Andeutungen von Kampf und Schlacht. Zoroaster steht nicht allein. Sein besonderer Gönner war ein Fürst mit Namen Vistaspa, dessen Thron in den Kämpfen gefährdet gewesen zu sein scheint, einige Familien von Ansehen werden neben den Spitamas genannt und außer Zoroaster scheinen noch andere Männer in hervorragender Stellung gestanden zu haben.

Der Inhalt der Gathas an religiösen Lehren ist einfach. Die alten Volksgötter, welche nach Ausweis der vedischen Mythen der indoiranischen Vorzeit angehören, Haoma, Mithra werden in den Gathas nicht genannt. In ihrem religiösen Mittelpunkt steht Ahuramazda; er ist der Schöpfer der guten Welt und ihm gegenüber steht Angra Mainyu, der böse Geist, der das Nebel in der Welt schafft. Ahuramazda hat sechs Attribute, seine und seiner Anhänger Eigenschaften, die die spätere Zeit zu sechs Erzengeln verkörperte. Ahuramazda steht Sraosa zur Seite, der Gehorsam, eine reine priesterliche Abstraction und außer ihm das Symbol der Frommen, die Repräsentantin der Herden des frommen Volkes, die Stierseele und das Feuer. Auf Seiten des Lügengeistes steht sein Diener, Aeschma, die Personifikation feindlicher Raubzüge und Druj, die Lüge. Zwischen Beiden wählen die Guten und die Bösen und einst wird die Druj vernichtet werden und die Hoffnung der Gilten, dadurch daß sie bei Mazda und seinem guten Geist wohnen, sich erfüllen. Das Wort, welches zu einem Losungswort für den Frommen geworden ist, lautet asclia. Es heißt Ordnung, recht, wahr, es bedeutet den regelrechten Fortgang der guten Schöpfung und asckinan ist der Fromme, der diese Ordnung hütet, sei es Gott oder Mensch. Es ist ein Ausdrnck für den gläubigen Zarathustrier und der oberste Hüter der Ordnung ist Mazda selbst, der durch seine Weisheit das (auch versonificirte) Ascha geschaffen hat. Der Mensch hüte das Ascha, indem er die Gebote Ahummazdas ausführt, den Lehren der Daevaverehrer Widerstand leistet und das Rind, die Vornehmste der Schöpfungen des guten Geistes bewahrt. Ein anderes solches Schlagwort ist Voliu mau« „guter Geist"*).

Sehr verschieden nach Forin nnd Inhalt ist der übrige uns erhaltene Avesta. In ihm tritt eine Anzahl Namen von Göttern und Genien hervor, die nach dem Ausweis der vedischen Lieder in die Zeit der indoiranischen Eulturgemeinschaft zurückgehen müssen. Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob Zoroaster diesen keinen Werth beigelegt hat oder ob sie in den Glauben all-

*) Nach Geldner, Bezzenbergers Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung 14,1, ff.

mählich aufgenommen wurden, als er sich weiter nach Osten ausbreitete nnd zwar als Neciction gegen die etwas abstracte Lehre der Gathas. Sie ist nicht genügend zu beantworten, weil die älteste Geschichte des Zarathustra-Glaubens für uns unerkennbar ist. Aber daran ist kein Zweifel, daß diese Theile des Avesta, auch wenn sie der Abfassung nach jünger sind, ein ihrem Inhalt nach vielfach höheres Alter beanspruchen und für die Mythengesch!chte wie für andere Zweige der AlterthumSkunde von größtem Interesse sind. Denn sie enthalten Götternamen, die in den Veden sehr gebräuchlich sind nnd beschäftigen sich ausführlich mit diesen Gestalten, die als „Engel", als Dajatas, im Avesta eine Stelle gefunden haben. Diese Namen und Gestalten sind also altererbtes Gut und gehen ans eine der Zeit Zaratlmstras vorausgehende Periode zurück. Gemeinsam ist Indern nnd Iranern z. B. die Gestalt Mithras, eines alten Sonnengottes, Gott Haonias, sogar die Heldensage, das Ritual n. a. m. weist übereinstimmende Züge auf. Man hat eben deshalb geglaubt, daß Zarathustras Religion in Indien benachbarten Gebieten, also in Ostiran entstanden sein müsse.

Wie ein Theil des Glaubens, gehören auch Vorschriften, abergläubische Gebräuche, die in den späteren Theilen des Avesta aufbewahrt sind, sehr alten Zeiten an. Es findet sich mancherlei, was unserin Geschmack sonderbar erscheint nnd man hat diese Borschriften benützt den sittlichen Werth des Zoroastrismtts herabzusetzen. In einem der Capitel des sogenannten Vendidad finden sich z. B. eingehende Vorschriften über das Schneiden der Nägel. Man soll eine Grube machen, die Nägel hinein thun, einen Zauberspruch sagen, drei Furchen darum ziehen. Diese mit pedantischer Breite gegebenen Vorschriften können allerdings Spott erregen; bei näherem Zusehen hat sich aber ein ganz anderer Maßstab der Bcnrtheilung ergeben. Wir haben es hier mit einem Nest sehr alten Aberglaubens zu thun, den der Zarathnstrismus in sich aufgenommen hat, wie ja so oft in den religiösen Systemen ein Bodensatz alten Aberglaubens aus dem Volksleben mitgeführt wird, der älter ist als eben diese Systeme. Die Nägel gelten nämlich nicht nur bei Zarathustra sondern auch sonst als nnrein. Bekannt ist aus der deutschen Mythologie das Schiff Naglfar, das sich aus den Nägeln der Todten anfbaut, wenn man deren Füße nnd Hände nnbeschnitten läßt. Wenn dieses Schiff fertig und flott geworden, bricht die Götterdämmerung hinein. Daher giebt die Edda die Mahnung, die Nägel der Verstorbenen nicht unbeschnitten zu lassen. So sind, wie Darmesteter weiter anführt, die Esthen sehr vorsichtig darin abgeschnittene Nägel auf die Erde zu werfen, weil der Teufel sie aufheben nnd den Menschen schwer schädigen könnte u. s. w.

So ist der Inhalt der zamtlmstrischen Lehre theilweifc voriranischer, theils indoiranischer Herkunft. Wenn auch die Bücher uns nur fragmentarisch überliefert sind, so reichen sie doch znr Einsicht in die Grundzüge seines Systems aus. Der Dualismus von Gut und Böse führte ihn dazu die gesaminte Schöpsnng als das Werk zweier Geister, des guten nnd des bösen Geistes

anzusehen. So oft Ahnramazda etwas Gutes schafft, bringt Ahriman eine Gegenschöpfung hervor; das Glück der Länder beeinträchtigt er durch seine Geschöpfe, materielle oder ideelle, durch Winterkälte, Ungeziefer, durch Ueber-inuth und andere Laster. Es hat nicht an Bestrebungen gefehlt eine höhere Einheit für beide Gegensätze zu finden; Raum oder Zeit und anderes nahm man als Ausgangspunkt beider in Anspruch, aber das sind erst Jdeeen der l'päteren Zeit. Zu Ahuramazda gehören die sechs Ameschaspentas, anfänglich nur Pcrsonificationen von geistigen oder moralischen Eigenschaften, nachher Hüter und Ordner der Welt nnd jedem von ihnen war sein bestimmtes Reich zugewiesen. Ihnen gegenüber setzte man dem Ahriman ein gleiches Concil zur Seite, dessen Glieder das genaue Gegenbild der Ameschaspentas waren. Tempel waren Mazda nicht geweiht; die weite Natur war sein Heiligthmn; Herodot sagt ausdrücklich, daß die Perser keine Tempel hatten und nirgend im Avesta sind solche erwähnt. Auch Bilder besaßen sie nicht; das Feuer allein ist das Sinnbild der höchsten Gottheit, ist ihr Sohn. Es ward entzündet auf freistehenden, allenfalls mit einer Mauer umschlossenen Altären. Es verlöschen zu lassen war Sünde. Das Prasseln der Flamme ist die Stimme, in der es zu den Menschen redet. Ais Zoroaster das Feuer reinigt und die Gathas hersagte, nahte ihm Ahuramazda. Außer den öffentlichen Feuerstätten, wo das Feuer von Priestern unterhalten brannte, loderte es als heiliges Herd-feuer in dem Hause des einzelnen MazdaiMniers, als Mittelpunkt der An-gehörigen des HauseS, als Symbol dauernden Glücks. Das Feuer segnet den Herrn des Hauses in seinem häuslichen Leben, mehrt sein Gut, sein Ansehen «nd schenkt ihm eine Schaar trefflicher Söhne.*)

Nach den Anschauungen des Avesta wurde das Feuer des häuslichen Herdes durch den Gebrauch entheiligt und mnßte dadurch gereinigt werden, daß man es von Zeit zu Zeit an den gesetzlichen Ort, an den Feueraltar der Ge-meinde zurückbrachte, und von dort einen frischm Brand sich holte. Auch in diesem Feuercult sind, wie längst bemerkt ist, uralte Bestandtheile ent-halten, die mit griechischen wie italischen Bräuchen nabe Verwandtschaft haben. Es gab in Griechenland einen gemeinsamen Herd der Arkadier, einen gemeinsamen Herd von Hellas und auch in Italien hat jede Stadt ihre eigene Vesta.

In dein Kampf zwischen den Herren der guten Schöpfung und der bösen Schöpfung darf der Mensch nicht gleichgültig bleiben und die Summe seiner Pflichten erkennt er aus dem von Zarathustra ihm geoffenbarten Gesetz. Die Reinheit in Gedanken, Worten und Thaten, ist die vornehmste dieser Pflichten, denn die Lüge ist ein Geschöpf des bösen Geistes. Sie war früher mächtig und erst seit Zarathustras Geburt ist sie in Schranken gehalten. Jede Lüge ist eine Sünde gegen Mitlira, den Hüter der Verträge, der seine alte Natur als Sonnengott hierin wieder bewahrt. Wer einen auch nur mündlich

*) Geiger, Ostiranische Cultur 2S4.

geschlossenen Contmct bricht, macht sich und seine Angehörigen dreihundertfacher Buße schuldig. Ein Mithratrüger vernichtet das ganze Land, in dein er wohnt.

Zu den rein sittlichen Geboten trat eine große Anzahl von Neinigungsvorschriften, die sie nach der äußeren Seite hin ergänzten und zu manchen pedantischen Schroffheiten führten, andererseits aber auch wieder gesunden Sinn verrathen. Zu den schlimmsten Unreinheiten gekört der Athem und der Speichel, vor allem der Leichnam. Ein Haus, in dem ein Wesen gestorben, ist unrein, das heilige Feuer mußte aus dem Sterbehause entfernt und durfte erst nach einiger Zeit wieder erneuert werden. Eins der curiosesten Mittel die verlorene Reinheit wiederzugewinnen, war Gomez, eine von der Kuh herrührende, — sehr von der Milch verschiedene Flüssigkeit. Diese Reinigungen sind in: Avesta vorgeschrieben und kommen noch heut bei festlicher Gelegenheit vor, eine Uebnng, mit der die Parsis übrigens nicht allein dastehen, die man aus Indien und selbst der Basse-Bretagne nachgewiesen hat. Nach gewöhnlicher Annahme beruhen sie auf alten mystischen Borstellungen von der Kuh; richtiger aber wird man in volkstümlicher Heilkunde ihren ersten Ursprung zu sticken haben.

Die peinlichste Sorgfalt war darauf zu verwenden, daß die drei heiligen Elemente, Feuer, Wasser und die Erde nicht verunreinigt wurden. Das Feuer war Ahuramazdas Sohn, die Erde seine Tochter. Der Leichnam galt als unrein, und so war es verboten ihn dem Feuer oder der Erde zu übergeben und die Magier befolgten ein Bestattungssystem, das erst allmählich in Persicn zur Geltung gelangte. Noch heute erbeben sich bei Bombay die vielbeschriebenen Thürme des Schweigens, auf denen nach altein magischem Gesetz die Leichen der Parsis den Geiern, die auf den Umfassungsmauern lauern, übergeben werden.

Die Hinweifmig auf den Ackerbau ist nicht die unwesentlichste unter den Lebren des Jraniers, Ein Abschnitt des Bendidad, eines der umfangreichsten Bücher des späteren Avesta, das man das Gesetzbuch der Parseu genannt hat, zählt die fünf Orte auf, an denen die Erde am meisten sich freuet und Ivo sie am meisten trauert und zu diesen Orten gehört der, „wo ein frommer Mann >Zorn, Gras und Früchte baut, das trockene Land bewässert und das nasse urbar macht, wo Herden gedeihen nnd reichlich Dünger geben." „Das Land ist unglücklich," heißt eS an einer Stelle in einem kräftigen Bilde, „das lange unbesäet blieb mit dem Samen des Säemanns und einen guten Ackersmann braucht, wie ein wohlgebildetes Mädchen, das kein Kind hat und einen Gatteil braucht." „Der die Erde bebauen wird mit seinem linken Ann nnd seinem rechten, den: wird sie Fülle schenken wie die Geliebte dem Geliebten. Der, welcher Korn säet, säet Frömmigkeit; das Gesetz Ahuramazdas macht er gedeihen. Wenn die Gerste emporsprießt, springen die Daevas auf." Noch in anderer Weise kann der Fromme seinen Glauben betätigen und das Werk Ahuramazdas fördern; denn auch die Tiiiere werden in Geschöpfe der beiden

Geisler eingetheilt und der Mensch kann sein Verdienst mehren, wenn er die des Ahriinan vernichtet, Schlangen tödtet und Würmer zertritt.
Dem Anhänger des mazdayasnischen Gesetzes verheißt es seinen Lohn.
Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele wird wiederholt ausgesprochen.
Der Gute gelangt in-> Paradies, wo Ormuzd wohnt mit den Amescha-spentas, in strahlendem Licht; die Schlechten gehen zur engen dunklen Hölle, zu Ahriman und seinen Teufeln. Alle (bedanken, Worte, Thaten sind eingetragen in ein großes Buch, sowohl die guten als die bösen. Schlechte Thaten können nicht ungeschehen gemacht, wohl aber durch gute aufgewogen werden.
Die ersten drei Nächte lebt die Seele des Frommen in den größten Freuden. Dann begegnet ihr ihr eigenes Bewußtsein in der Gestalt eines schönen Mädchens und gelangt in vier Schritten znm Himmel Ahuramazdas. Der Bösewicht verlebt drei Tage in Pein; sein Bewußtsein naht ihm in Gestalt einer häßlichen Frau und er gelangt in vier Schritten zur Hölle, wo ihn Angra Mainnu beschimvft und mit Gift nährt. Die Seele beschreitet die Brücke Tschinvat, die Brücke des Gerichts, die über die Hölle geschlagen ist und zum Paradiese führt. Ausführlicher als die avestischen Quellen behandelt die spätere persische Literatur, welchz in Mittelpersisch oder in der Sprache des Sassanidenreichs geschrieben ist, diese Fragen nach den letzten Dingen."") Wenn die Seele des Frommen die Brücke Tschinvat überschreitet, wird diese fast eine Parasange breit, damit der Fromme, den der Engel Serosch geleitet, leicht hinübergehe, während sie für den Bösen sich auf Haaresbreite verengt. Jin Paradiese sind die Seelen der Frommen und sitzen aus goldenen Thronen und Decken und wohnen in ewigem Glanz. Den Ort, wo die Hölle liegt, sucht man mitten in der Erde oder mitten in einer Wütte. Andrerseits heißt es wieder, daß das Gestirn des großen Bären sich um das Höllenthor drehe mit 99999 Geistern der Gerechten, um die zahllosen Teufel in der Hölle zurückzuhalten. Von den Angaben der späteren Quellen geht manches sicher auf alte Avestaterte zurück, die uns verloren gegangen sind, anderes ist jung. Von großer poetischer Bedeutung ist ein Werk der späteren panischen Literatur, das sogenannte Ardai-Viraf-Buch, das ans nachchristlicher, aber wahrscheinlich vormuhammedanischer Zeit stammt. Das ganze Buch ist eine Vision, vergleichbar der viviva ^«ivWelli», eine Vision des Priesters Vimf, welcher im Traum die Wohnsitze der Seeligen und der Verdammten durcheilt, von dem Engel Serosch geleitet, ihren Aufenthaltsort schildert und die Strafen oder Freuden, die sie zu kosten haben. Belohnungen und Strafen sind natürlich vertheilt entsprechend dem Gehorsam gegen das mazdayasnische Gesetz; aber die Schilderung selbst erhebt sich oft zu dichterischer Größe.
Das merkwürdige Gemälde, welches die iranische Dichtung entworfen

*) Hiibschmann, Jahrbücher für vrotestoi, tische Theologie V, 203 ff.

hat, geht von dem Gedanken aus, daß die Unwissenheit in religiösen Dingeil sehr groß geworden und eine neue Offenbarung zur Festigung des Glaubens nothwendig ist. Die Ausgabe, in die andere Well zu gehen und von den himmlischen Geistern Nachricht zu holen, trifft den Priester, der der sündloseste und glaubensfefteste ist. Seine Seele verließ den Körper und kehrte, nachdem sie 7 Tage lang Himmel und Hölle durchwandert, in seinen Körper zurück.

Viraf siebt den Eingang zur Hölle tief wie einen Brunnen, an einem schrecklichen, engen, abschüssigen Orte; der Wind ist so übelriechend, daß Jeder, in dessen Nähe er kommt, zittert und niedersinkt; sie ist so eng, daß Niemand darin stehen kann, und wer nur drei Tage nnd drei Nächte darin ist, meint, daß neuntausend Jahre vergangen seien. Ein Mann, der falsches Maß und Gewicht hielt und seine Waare beini Verkauf fälschte, muß Staub nnd Erde essen, die ihin vorgemessen werden. Eine Frau, die ihrem Mann nicht gehorsam war, ivird mit ausgestreckter Zunge aufgehängt. Viraf geht hinunter in die Tiefen der untersten Hölle; sie ist schrecklich, ganz finster, tiefer als eintausend Klafter, wie ein Brunnen; und wenn alles Holz der Welt angezündet würde, würde nie ein Wo!)lgcruch in die übelriechende Finsterniß hineinkommen. Die Gottesverächter werden von Schlangen gebissen; Frauen, die viel über Todte geweint, wird der Kopf abgeschnitten*) und ihre Zunge schreit immerfort. Ein Mann, der mit verheiratheten Frauen Unzucht trieb, wird in einein Kessel gekocht — mit Ausnahme seines rechten Fußes, mit dem er Schlangen und andere Geschöpfe geschlagen, getödtet und die Schöpfung Ahummazdas gefördert hat. Einem ungerechten Richter wird die Zunge ausgeschnitten und er selbst an einem Fuße aufgehängt.

Die parsische Eöchatologie der späteren Zeit kennt auch ein jüngstes Gericht. Der Kampf zwischen Gut und Böse nimmt einst sein Ende und das Gute triumphirt. Nur Ormuzd kennt den Tag. Dann muß Ahriman in Finsterniß und Dunkel zurückkehren, die Hölle Abrimans gebt zu Grunde und das Land der Hölle wird dann wieder zur Freude der Welt zurückkehren, die Welt ivird sich erneuern und unvergänglich sein; der Berg des Gerichts abgetragen werden und verschwinden.

Diese Erzählung steht nicht im Avesta, sondern im Bnndahisch, der ihn aus dem Avesta geschöpft zu haben cmgiebt, dessen hierauf bezügliche Stellen selbst wahrscheinlich verloren gegangen sein müssen; denn die ähnlichen Angaben bei griechischen Schriftstellern treten für das Alter der Nachrichten des Bundahisch ein. Die Iiier zur Entwickelung gekommenen Gedanken sind nachgewiesenermaßen von Einfluß auf die Eschatologie des späteren Jndcntittims gewesen, da Talmud nnd Midrasch Anklänge an den Glauben des

*) Hang, Uebcr das .^r,>ai Viral nume'.,. SilzungSberichtk der Bayrischen Akademie der W. 1870.

Parsenthums zeigen. Auch der Muhaiilinedanisinns der späteren Zeit hat aus der parsischen Quelle geschöpft.

Die Jdeeen, welche diesen heiligen Büchern der Parsen zu Grunde liegen, sind dieselben, welche in Iran fast zwölf Jahrhunderte lang von dein fünften Jahrhundert vor bis zum siebenten nach Christus herrschten. Sie sind nicht das Werk eines Mannes gewesen; innerhalb des langen Zeit- raumes ihrer Entivickelung haben, wie beiin Christenthum und beim Bud- dhismus, Generationen an ihrer Ausbildung mitgewirkt und wir können noch einzelne Phasen ihrer Geschichte erkennen. Ebensowenig waren die Avesta- tete das Product nur einer Zeit. Sie sind vielfach überarbeitet, mit Glossen und Einschöben versehen und manche dieser Zusätze mögen auf die letzten Redactoren der Sassanidenzeit zurückgehen. Ein so allsgezeichneter Kenner des Avesta wie Darmesteter hat sogar Spuren einer Polemik gegen Maniund den Manichäismus in ihnen zu finden geglaubt und von anderer Seite ist die Vermuthung ausgesprochen worden, daß an mehreren Stellen auf den Buddhismus angespielt ist. Die Anschauungen der Parsireligion waren von hohem Interesse schon für das intelligente Griechenvolk; Aristo- teles, Hermippus, Theopompos u. A. haben darüber geschrieben. Wir finden wichtige Notizen bei griechischen Historikern und Reisenden; leider aber reichen sie nicht aus, um eine wichtige Frage nach der Geschichte der iranischen Religion zu lösen, die Frage, wie sie nach Westen und Osten sich ausge- breitet hat. Wir wissen nnter Anderem nicht, in wieweit die Achäine- nidenkönige selbst dein zarathilstrischen Glauben zugcthan waren. Pausanias reiste im zweuen Jahrhundert n. Chr. durch Lydien und hörte die magischen Priester Hymnen ans einem Buche singen; aus dein fünften Jahrhundert v. Chr. haben wir das Zeugnis; des Herodot, daß ohne einen Magier die Perser keine Opfer bringen können und daß diese dabei eine Theogonie singen. Es ist gar kein Grund anzunehmen, daß die Gesänge, welche Herodot und Pausanias hörten von denen, die in unserem Avesta enthalten sind, ganz «erschieden waren. Hieraus solgt, daß bei den Persem jener Zeit ein Theil des Avesta als heiliges Buch im Gebrauch war, das in einer, wenn auch nah riermandten so doch immerhin verschiedenen Sprache geschrieben mar. Nun sprechen die Perser allerdings in ihren Felseninschriften von Auramazda als dem größten der Götter, sie seien Könige von Auramazdas Gnaden; sie er- wähnen auch Namen wie Mithra und Anahita, die zu den gebräuchlichsten des Avesta gehören; aber dennoch trennt sie von den Magiern eine tiefe Kluft. Eine der wichtigsten dieser Inschriften ist eine Grabinschrift und kein strengeres Verbot kennt der Avesta, als das der Beerdigung der Tobten; Herodot spricht, wie erwähnt, davon, daß die Perser ihre Todten begraben, die Magier aber diesem Branche nicht folgen. Wir müssen daraus ent- nehmen, daß lie der strengeren magischen Form des Mazdaglaubens noch nicht anhingen, sondern daß sie entweder einer älteren Stufe der Mazdaver- ehrung als die ist, welche Zamthustra verkündete, oder wenigstens einer

älteren Entwicklungsstufe des Zoroastrismus angehöreil*). Für die Richtigkeit dieser Thatsache sprechen noch einige andere Gründe, unter anderen der, daß ans den Inschriften selbst von Angra Mainyu nicht gesprochen wird, vielmehr an einer Stelle Ahuramazda als der strafende Gott erscheint**). Erst allmählich gewann der Magismns Oberhand und er herrschte unumschränkt im Reiche der Sassaniden. Mit dem Untergange ihres Reiches schwand auch die Kraft des Parsiglaubens dahin. Aber sie wirkt in einem kleinen Kreise noch heut fort zum Segen derer, die daran glauben.

Zlills, Lnl'reä LonK«, es tli? Last, 31, Seite XXXI.

**) Spiegel, Altpers, Keilinschr. S. 1N8. Arische Forschungen t, 68- Wilhelm, Zeitschrift der Deutschen Morg. Ges., 40, Seite 105. Bang, ebendort, 43, Seite 533.

Der Körper als Geberde des Geistes.

von

— Dresden, —

SS der Körper als Geberde des Geistes betrachtet werde» kann
«k^^H und tatsächlich von nns in vielen Fällen so betrachtet wird,
^Z^A nicht daß er als solche betrachtet werden muß, ist das Thema
der nachfolgenden Ausführungen. Dieselben erstrecken sich also nicht auf das vielbestrittene, theilS einen metaphpsischen Grundgedanken aussührcnde, theils im Einzelnen einer symbolischen Auslegung anheimgefallene Gebiet von der thatsächlichen Bedeutung der Form einzelner Gliedmaßen, der Hände, Füße, Finger, Ohren u. s. w. für ein innewohnendes Gestaltungsvrinciv, dessen Ausführung und charakteristischer Ausdruck sie seien, sondern sie beschränken sich im Wesentlichen darauf aus der Association von Eindrücken die Bedeutung abzuleiten, welche das körperlich Erscheinende unvermeidlich für nns gewinnt, ganz abgesehen davon, ob ihn? dieselbe in Wirklichkeit, dem Sachverhalt gemäß, zukommt.

Das körperlich Erscheinende, kurz gefaßt: Der Körper, wird dabei von mir in dem umfassenden Sinn verstanden, in welchem es das von den Sinnen Aufgenommene und Wahrgenommene überhaupt bedeutet. Nicht allein also Gestalt und Farbe, im Beharren und im Wechsel, das Sichtbar - Gewordene, sondern anch der Klang, das Hörbar-Gewordene und in weiterer Folge, Gefühl-, Geruchs-, Geschmacks-Eindrücke zählen in diesem Sinne zum körperlich oder sinnlich Erscheinenden. Letzteres bedeutet aber überhaupt nur das Erscheinende an sich, da ein Erscheinen nicht anders als

durch Sinnenaffection zu Stande kommen kann. Was erscheinen soll, muß sinnlich faßbar werden und thut es in dem Augenblick, wo es dies wird. Es ist also das Erscheinende, das nach Außen-Gewendete, mit dem mir es zu thun haben.
Daß in diesem uns stets die Aeußerung eines innerlich Wirksamen und Wirkenden entgegentritt, daß in diesem Sinne also eine „Geberde des Geistes", um den Ausdruck beizubehalten, entsteht, wird zunächst für Alles, was dem Bereich der Action angehört, Mimik, Physiognomik, Bewegung u. s. m. ohne jeden Vorbehalt eingeräumt und zugegeben. In tausendfachen Formen, in einer unendlich nücmcirten Ausdrucksweise, in jedem Lächeln, jeder Zornes-falte, jeder Mundbewegung, jeder Schmerzgeberde, verkündet sie Gefühle und Empfindungen, verkörpert sie geistigen Inhalt. Die Sprache der körperlichen Action ist der treue Interpret des Seelischen, und selbst wo sie versagt oder mangelhaft und unbeholfen ausfällt, drückt sie damit nur die Mangelhaftig-keit und Unbeholfenhcit des Seelischen charakteristisch aus. Ihr Verstummen ist alsdann ebenfalls eine beredte Sprache. Die Gesticulation — in weitestem Sinne — erscheint uns als die unmittelbare plastische Mittheilung eines Seelischen, das Alles in sie hineinlegt, was sein Wesentliches ausmacht. Wie die Lautsprache das Gefühl, den Gedanken unmittelbar verlautbaren läßt, so theilt die Geberdensprache (mit Einschluß von Mienenspiel, die tlieils der Vorläufer, theils der Begleiter der Geberdensprache ist) Gedanken und Gefühle unmittelbar plastisch mit.
Der gleiche Eindruck des unmittelbaren plastischen Heraustretens eines zu Grunde liegenden Innerlichen wie bei der körperlichen Action wird uns aber auch durch Klang und Farbe in ihrem Gestaltwechsel vermittelt. Die Klangmodificationen des Stimmorgans vom kosenden Flüsterlant bis znm heiseren Gekrächze der Leidenschast, von dem dröhnenden Ausbruch äußersten Ingrimms bis zum Zittern der Stimme im Affect der Angst, die Nöthc der Freude oder der Gesundheit, das Erbleichen vor Schreck oder Kummer, der fahlgelbliche GesichtSton bei nagenden GemüthSeindrücken bilden mit ihren hundertfachen Ton- und FarbensclMirungen eine unendliche Stufenleiter plastischer Mitthcilungen eines innerlich Lebendigen.
In den bezeichneten Fällen ist der Eindruck, daß diese bestimmte Ge-berde diesen Inhalt, eine andere wiederum einen anderen Inhalt bekundet, daß diese Modifikation in Klang und Farbe von einer anderen sich inbalt-lich in der bestimmtesten Weise unterscheidet, von einer unmittelbaren Gewiß-heit begleitet, da es gewissermaßen unser eignes Handwerkszeug ist, um das es sich handelt. Der kosende Flüsterlaut z. B. kann nur als solcher von uns verstanden und ausgelegt werden, da wir ihn selbst anwenden, sobald wir zu kosen uns gestimmt fühlen. Wir sind auf dem ganzen Gebiet der körperlichen Action und ebenso in dem Bereich der Klang- und Fnrbe-Modi-ficationen allemal selbst die DNter. Selbst ein Erröthcn kann nur eine oder mindestens eine begrenzte Anzahl von Auslegnngen von nnS erfabren.

da dasselbe gewissermaßen unser eignes Thun (wenn auch nur ein passives) ist und wir also von Haus aus darüber unterrichtet sind, wann und in welchen Fällen der Mensch erröthet. Ein Jrrthum ist hierbei so gut wie ausgeschlossen. Der Mensch weiß oder glaubt zu wissen, daß er keinem falschen Eindruck unterliegt, wenn er die plastische Mittheilung in der Geberdensprache und in den Klang- und Farbenmodificationen in seiner Weise mit unmittelbarer Selbstgemißheit interpretirt.
Diese Selbstgewißheit schwindet ihm aber, wenn er von den bezeichneten beweglichen Gebieten auf den ruhenden Bestand übergeht. Hierhin gehört der ganze Formenbau, Form der Finger oder der ganzen Hand, des Fußes, der Nase, der Lippen, der Ohren, die Stellung der Augen u. s. w., aber auch Wuchs, Farbe, Weiche oder Härte und in Bezug auf das Hörbare die Eigenart der Stimme, — nicht in ihrer wechselnden, von Erregung abhängigen Klangmodisication, — sondern in ihrer dauernden Tonlage und Klangfarbe. Was schwindet, ist aber eben nur die Selbstgewißheit, daß auch hierbei die Außenseite, die Erscheinung dem Eindruck gemäß auszulegen fei, daß, wenn sie dem Eindruck gemäß als plastische Mittheilung eines Innerlichen gedeutet wird, die Deutung richtig ist. Keineswegs aber schwindet der Eindruck selbst, der vielmehr ganz unabhängig davon, ob ihm ein thatsächlicher Sachverhalt entspricht, zu Stande kommt und fortbesteht. Man muß dies wohl im Auge behalten, da diefer Unistand auf die ästhetische Innenwelt des Menschen von großem Einfluß ist. Jede Erscheinung, auch in ihrem ruhenden Bestand, ruft einen rein ihrer Erscheinung ungehörigen Eindruck hervor, d. h. sie führt uns das Bild eines zu Grunde liegenden Innerlichen, dessen Aeußerung sie zu sein scheint, vor Augen und dieser Hergang vermag dadurch nicht aufgehoben und vernichtet zu werden, daß uns anderweit bekannt geworden ist, daß dies Bild unrichtig, daß das zu Grunde liegende Innerliche anders beschaffen ist.
Wodurch entsteht aber das Bild in diesen Fällen? Sind wir dafür auf eine snmbolisirende Auslegung angewiesen, wie sie etwa Carus in seinen diesbezüglichen Schriften, mit Geist und Phantasie, aber doch immer in wissenschaftlichem Auf- und Ausbau versucht hat? Keineswegs. Der Mensch verfährt bei diesen unwillkürlichen Eindrücken, denen er unterliegt, sehr viel ungezwungener. Er ist keineswegs erst auf Commentare, aus denen er sich Raths erholen müßte, angewiesen.
Ob ein kleiner Fuß und eine kleine Hand Zierlichkeit des geistigen Wesens, plumpe, runde Finger materialistische Strebungcn, lange, schmale Geistigkeit wirklich ausdrücken und anzeigen, kann fraglich erscheinen. Aber der Schein, daß dem so sei, kann ihnen durch die Vergesellschaftung von Eindrücken sehr leicht in unserer Auffassung erstehen. Warum scheinen ein kleiner Fuß und eine kleine Hand ein zierliches Wesen der Person, der sie angehören, auszusprechen. Der erstere gewährt nur einen wenig Raum einnehmenden schinalen Stützpunkt, so daß er die Vorstellung erweckt, daß die

Person, die auf ihm ruht, keine schwere Last darstellt. Sie scheint befähigt zu sein, leicht dahin zu schweben. Der geringe Flächenunifang der Hand als des Greiforgans deutet andererseits darauf hin, daß ihr übergreifende und um sich greifende, also gewaltthätige Neigungen und die Kraft dazu fern liegen. Abhängig ist aber auch dieser Eindruck wieder von den Maßverhältnifsen. Eine Kleinheit des Fußes, welche demselben kaum noch die Möglich: keit beläßt, als Stützpunkt zu dienen, eine Kleinheit der Hand, welche sie als Greiforgan untauglich erscheinen läßt, rufen statt den Eindruck der Zierlichkeit den der Verkümmerung hervor. Lichtes Haar und blaue Augen associiren wir mit dem Eindruck von unbewölkter Himmelsheiterkeit, dunkles Haar und Augen mit deni der Nacht oder des dunkelverhangenen, drohenden Himmels. Farbige Völker, denen Schwarz die Normalfarbe bedeutet, vergesellschaften damit wieder andere Eindrücke. Das Stumpfnäschen muthet deshalb so munter an, weil es gewissermaßen eine Sprunglinie beschreibt uud auf diefe Art einen Impuls zu munterer Bewegung plastisch darstellt. In ähnlicher Weise lassen sich mit der krummen und geradlinig verlaufenden Nasenforin die entsprechenden Eindrücke seelischer Art verknüpfen, denen wir selbst unterliegen, wenn wir uns zusammenkrümmen oder andererseits gerade und stolz emporrichten. Bei der sogenannten materialistischen und psychischen Handform fällt für den Eindruck abermals entscheidend in's Gewicht, daß die erster« in Folge ihres ganzen Baues für das Greifen und Festhalten, die andere für die mehr psychische Action des Deutens uud Zeigens veranlagt zu sein scheint. Die Hand als solche kann ja beiden Functionen entsprechen und sich nach der einen und der anderen Richtung bethätigen. Mittelst der zweiten redet sie aber gewissermaßen und tritt also als ausführendes Organ in die unmittelbarste Beziehung zum rein Geistigen.

Genug der Beispiele! Sie belegen, daß unsere Deutung der Formensprache sich auf die Association von Eindrücken stutzt, und daß sie eben deshalb unabhängig von dem Nachweis besteht, daß die Deutung sich mit dem Sachverhalt deckt. Selbst wenn das nicht der Fall ist, wenn Jemand z. B. in Folge von Vererbung in den Besitz einer „psychischen" Hand gerathen ist, der seiu geistiges Wesen nicht entspricht, bleibt der Eindruck der unverändert gleiche*).

Die Handschrift der Natur läßt sich nicht dadurch stumm und todt machen, daß sie (durch Vererbung oder sonstige, in den EntwickelnngSproceß eingreifende Einflüsse) gelegentlich in Bezug auf den Einzelnen einmal an einer falschen Stelle auftritt. Sie redet immer in der zwingendsten nnd

*) Die mangelnde Berücksichtigung der Vererbung spielt der älteren Physiognomik manche» Streich. Wenn Lavater in den „Physiognomischen Fragmenten" ausrief: „O ihr Fürsten, wenn ihr eure Minister wählt, so seht vor Allem ihre Nasen an", so berücksichtigte er nicht, daß auch die Form der Nase erblicken Einflüssen unterliegen kann.

überzeugendsten Weise. Sie überzeugt, indem sie überredet und überredet, indem sie sich zeigt.

Das Ergebniß unserer bisher angestellten Betrachtung ist, daß die Außenseite (Erscheinung) im Bereich des Lebendigen, Belebten jedes Mal die Vorstellung einer Innenseite, der sie entspricht, erweckt, sodaß die Außenseite gewissermaßen nur laut auszusprechen scheint, was jene unvernehmbar sagt oder unausgesprochen in sich trägt. Dies Verhültniß gilt nicht allein für das Bereich des Sichtbaren und Hörbaren, wie es in den angeführten Beispielen aufgezeigt wurde, sondern auch für Gefühl, Geruch; selbst dein Geschmackseindruck ist es nicht ganz fremd, wenn es auch hier am schwächsten auftritt.

Der Gefühlseindruck einer weichen oder andererseits einer rauhen, einer schmiegsamen oder xiner trockenen Hauptoberfläche vergesellschaftet 'sich leicht mit der Vorstellung einer entsprechenden Charakterart; Bürger besingt in der „Abendphantasie eines Liebenden" seine Mölln-

Ihr Lenzgecuch wallt mir entgegen.

Die Sinnenmahrnehmung von der frischen Ausathmung seiner Geliebten erweckt ihm die Vorstellung des Lenzes.

Süß, wie bei stiller Abendluft,
Nach einem milden Ssrüheregen
Der Moschus-, Hyazinthe-Duft.

Aber auch in der gröberen Gaumen-Geschmackssphäre erwecken uns gewisse Geschmackseindrücke sehr leicht, je nach ihrer Natur und Eigenart die Vorstellung von einer zu Grunde liegenden weichlichen oder umgekehrt derben Jnnenbeschaffenheit, die sich in dem Geschmackseindruck abspiegele, in ihm die Außenseite eines inneren Princips besitze.

Auf keinem Gebiet ist der allgemeine Satz, daß die Außenseite (Erscheinung) ini Bereich des Lebendigen jedesmal die Vorstellung einer Innenseite erweckt, der sie — wirklich oder scheinbar — entspricht, von größerer, durchgreifenderer Bedeutung, als auf dem Liebesgefühle. Denn in der Liebe läßt sich, ihrem Wesen nach, weder von der Außenseite noch von der Innenseite abstrahiren. Es ist eine sehr gemeinplätzige Annahme, daß eine sogenannte „rein sinnliche" Liebe, der dann eine „ideale" Liebe entgegengesetzt wird, sich nur um die „Außenseite" kümmere. Allein der Liebesempfindung ist es niemals und kann es niemals blos um die Außenseite zu thun sein, da sie darauf ausgeht, sich des Menschen nicht als ein Schau-, sondern als ein Kaugericht — sit venia vsi-bo — zu bemächtigen. Für sie hat die Außenseite in der That gar kein Interesse außer durch die Innenseite, die sie verkündet und Insofern sie dieselbe verkündet oder zu verkünden scheint und nur weil die Außenseite jedesmal die entsprechende Vorstellung einer Innenseite erweckt, ist das ganze Phänomen der Liebesempfindung überhaupt erst möglich. Das Verhültniß zur Außenseite ist nichtssagend für den, der auf das Ganze ausgeht, von der die Außenseite

als solche doch eben nur ein Theil ist; dies Verhältnis; ist gewissermaßen nur beschaulicher Natur, und liegt also nicht im Sinne der Liebe, die auf anderes, auf eine innigere Verbindung und Verschmelzung abzmeckt. Es ist aber wiederum vielsagend sür die Auffassung, welche in jeder Außenseite nur die Aeußerung der Innenseite erblickt, also für die Auffassung, aus welche sich die Liebesempfindung von vornhcrein gestellt findet. Denn die Liebe kann nicht über die Außenseite hinweg, da sie ja vielmehr die intimste Annäherung der Außenseiten in und aus sich erzeugt. Wo diese nicht mit der Unbedenklichkeit des reinen Triebacts erfolgt wie bei den niederen Organismen und nieder gearteten Naturen, kann sie also nur dadurch entstehen, daß Innenseite nnd Außenseite einerlei Anziehungskraft — die Außenseite lediglich als Aeußerung eines Innerlichen — bewähren.

Der Unterschied zwischen einer sogenannten „blos sinnlichen" und einer „reinen, geistigen" Liebe besteht also gar nicht darin, wie es von einer pseudo - idealistischen Auffassung ausgelegt zu werden pflegt, daß die letztere ans die Außenseite keinen oder mindestens keinen besonderen Werth lege und statt dessen ausschließlich das Innere berücksichtige. Thäte sie das, so wäre an Stelle der Liebe eben etwas Anderes: Sympathie, Werthschätzung oder dergl. getreten. Sondern sie besteht darin, daß die ausschließlich sinnlich geartete Liebe in dem Aeußeren, welches auch für sie nur als Aeußernng eines Innerlichen Geltung hat, einseitig dasjenige berücksichtigt, welches zu dem organischen Drang in directere Wechselbeziehung tritt, als dies von Seiten der Spiegelung geistiger und Gemüths-Eigenschaften geschehen kann. Auch schwellende Formenfülle, üppiger Bau, eine reiche Haarfluth, Prallheit, Farbenglanz sind Spiegelungen innerer Lebensvorgänge oder scheinen es wenigstens zu sein, sie weisen aus's Innere zurück, nur sind es allerdings nicht gerade Spiegelungen und Aeußerungen von Beschaffenheiten, die in der Richtung des Geistes- und Gemüthslebens liegen.

Auf die allseitige Berücksichtigung der Außenseite als eines oberherrlichen Princips, worin sich her gesunde Jnstinct auch niemals beirren läßt, hat die Liebe ein Naturrecht, auf die einseitige nur ein angemaßtes Einer Strömung des Geschmacks, die sich ihr in sernalistischer Erregtheit dienstbar macht, wie jdies heute vielfach der Fall ist, kann nicht mittelst eines verblaßten Idealismus entgegengetreten werden, dem das Erglühen für die Außenseite überhaupt einen schwächlichen Anstoß erregt, sondern nur mittelst der vollen Schönheit, die eben, weil sie die volle ist, keine Einseitigkeit kennt und duldet.

Horge.
von
Grro Lrnst.
— Hamburg. —

illkommcn, stiller Mond, im SchlafgemachI
Gieß Deine kichtfluth „eben mich auf's Kissen
Und laß in Deine strahlen mich die bleiche»
Gedanken meines Grames flechten I
Wohl,
Du bist gewohnt, der Liebe sanfte Klagen,
Der Wonne Hauch als Bpfer zu empfangen,
Und Glück, das in verschwieg'ner Nacht erblüht,
vor dem verwandten Zauber Deines kichtes
Erschließt es seufzend seinen Kelch. Doch ich —
Mit der gemeinstcn Sorge nah' ich dir,
Und deine Freundscbaft, dein vertran'n erfleh' ich
In wacdcr Einsamkeit der stummen Nacht.
Ja, küsse dieses weibl Sieh, ,v!e erlöst
Ihr edles Haupt in's Kissen hingesunken I
Ist sie nicht schön? Die Arme ausgebreitet,
Die kippen warm erschlossen — hingegeben
Der Wonne ganz, vom Tag erlöst zu sein.
Befreit von »ied'rcr Sorge, und nun ganz
Ein Engel I Ja, verweil' mit deinem Lichte
Auf dieser Stirn, versenk' ihr Träumen ganz
In deine Silberfluthl Gin hoher Geist
Träumt hinter dieser Stirn von lichten Tagen.
Doch ihn erdrückt des Tages harte Last,
Und er erstickt im Staube.

Btto Ernst in Hamburg.
„Nahrung — Brot!"
In diesem Schrei stirbt unser Leben hin.
vergebens Kehl' ich ihr die grasse Noth;
Verstellung schmilzt sobald im Strahl der Liebe!
Im Strahl der Liebe? Ivill er nicht erblassen?
In Hungers Knechtschaft ringen sie und ich
Mit Arm und Geist, und athemlos geschäftig
Geh n wir am Tag einander stumm vorbei,
Raum noch gekannt lebt Einer mit dem Andern,
Des Glücks nicht achtend ob der größern Noth,
Durch Leid entfremdet nicht, allein durch Sorge.
„Lür's nackte Leben heisch' ich Eure Kraft,"
So schreit uns Armuth an, „und nicht für's Lieben,
Was brauchen Bettler denn das Prachtgewand
Der Liebe, um ihr Leben dreinzuhiillenl
Das ist mein Fluch, das ist mein rastlos Miih'n:
Die Seelen so mit Sorge zu umklammern,
Daß sie einander nie gehören können
lind müd' und stumpf der Liebe sich entwöhnenl"
Siehst Du, o Mond, auf deiner weiten Bahn
Noch irgendwo im reichen Erdengarlcn
Aus dunkler Nacht so duft'ge Rosen blüh'n
wie diese Kinder? Du umschmeichelst selbst
Der zarten Glieder weiche Lieblichkeit
Mit sanficr Welle. Sieh, ein Händchen hascht
Im Traum nach Früchten, die der Traum gereift!
Die Lippen lallen lvorte eines Spiels —
Ein Helles Lachen jetzt — und ganz im Schlaf,
Im festen, ruhigen, zufricd'nen Schlaf!
Sie athmen noch im Ganzen der Natur;
Ihr Leben Traum, und selbst ihr Traum noch Leben.
Ein Engel hütet sie; sie pflücken Blumen
Am Abgrund uns'res Elends . . .
V verdammt
Sei diese ew'ge Wual und gift'ge Ocin!
willkommen, Schmerz! Zerreiße du mein Inn'res
Und laß »nein Blut dahin in Strömen fließen,
So will ich sterben und die Erde segnen!
Laß mich auf deinem Schlachtfeld sterben, Erde;
Allein erstick' mich nicht durch deinen Schlamm,
Durch deinen eklen Koth! Ist's denn erlaubt —
B Narrenspiel der lveltl — Ist's denn erlaubt,
Daß diesen wunderbaren Bau des Hirns
In tausend Windungen nur ein Gedanke
Dnrchkreist, daß eine einz'ge Mahnung nur
In diesem Herzen klopft und pocht und daß
Sich dieses Lebens reicher ÜZucll erschöpft

Nur um das Eine: daß wir fressen können?
<Z) Schmerz, ein Sohn des Himmels bift Du sonst;
Trlosch'ne Geister schürst Du wieder au
Zu hellen Bränden; aus verdorrten Herzen
Lockst du in heißen Wellen rothes Blut;
Die Stirn des schwachen Menschen schmückst Du herrlich
Mit Götterglaiiz! den lveg durch Meer und wüste
Führt ihn fortan des Trotzes Feuersäule,
Doch diese Sorg' um's Brot — o pfui — siehst
Ein widerwärtiges, gemeines Weib,
Das unverschämt im Haus die Herrin spielt,
Auf offnem Markt sich in den Arm uns hangt,
vor Edlen uns crröthen macht, zugleich
vor Schurken uns erniedrigt. Heilig ist
Rein Winkel ihr in unserm ganzen Innern;
Sie höhnt mit schmutzigem Lachen uns're Andacht
Und speit ans unser» Stolz. Ja selbst wenn Krankheit,
wenn Tod uns und Herrath zu Boden schlugen,
So hockt sie triumphirend an den Herd
Und sucht mit frechem Grinsen unsern Blick,
wenn er in s Leere starrt . . .
Du schwindest, Mond;
B fliehe nicht; den» bin ich einsam, raunt
Der Tod aus meinen Kissen . , . Nein, an s Fenster I
Ich will Dich sehen, bis Du ganz versinkst,
Laß mich mit Dir durchwände!» diese NachtI
Laß durch den Nebel, der mein Haupt umwogt,
Die Ströme Deines weißen Lichtes rinnen —
vielleicht ertastet doch mein müder Geist
Nach aller Vual den weg zur Morgensonne! —

Anna Luise Karsch.

von

F. A. Kon Winterfell,.

^^^^ — Stuttgart. —

zfM^Miic seltsame, doch nicht uuintercssame ^vsckeii,i,„li in r>er dcmickcn Literatur ist die schlesische, unter dem Namen „Die Karschin" ^^^WA bekannte Naturdichterin, in der sich die grösnen Widersvrngie aller Art begegnen: ländliche Einfalt und lächerliche Affectation, Unmiffenheit und geschraubte lieber- und Vorbildung, demüthige Bescheidenheit und hochgesteigerter Dünkel, echtes Talent und geschmacklose und verfehlte Ausbildung desselben. Verfolgt man ihre Lcbensschicksale, liest man ihre Selbstbiographie, so wird man beständig aus einer Empfindung in die andere versetzt; das innigste Mitgefühl mit jammervollem Elend und bitteren Lebenskämpfen wechselt mit stark gereizter, wenn auch von der Verfasserin ganzlich unbeabsichtigt hervorgerufener Lach- und Spottlust.

Sehen wir uns diese sonderbare, doch in mehr als einer Beziehung der Thcilnahme nicht unwürdige Frau ein wenig näher an, die bei ihren Zeitgenossen eines nicht unerheblichen Rufes, ja Rnhmes sich erfreute, von den damaligen Wortführern in der deutschen Literatur als ebenbürtig in ihren Kreis aufgenommen wurde und vor nun mehr hundert Jahren als gekrönte Dichterin starb.

Schlesien, das nicht ganz mit Unrecht Deutschlands Dichtergarten genannt morden ist, hat auch dieses poetische Taleilt hervorgebracht. Wenigstens gehörte der Schwiebußer Kreis, — bekanntlich der Zankapfel, welcher ursprünglich die langjährigen Kämpfe um den Besitz Schlesiens hervorrufen sollte — in welchem Anna Luise Dürrbach auf einem Gütchen, „der Hammer"

genannt, am 1. December 1722 geboren wurde, damals noch zu Schlesien. Erst später wurde er zu Brandenburg geschlagen.
Von ihrem Vater, dem Pachter und Schankwirth Dürrbach, der in weitem Umkreise durch das starke, weinähnliche Bier, das er selbst braute und von dem er leider nicht selten mehr als ihm gut war, zu trinken pflegte, bekannt, aber sonst als biederer Mann geachtet war, hatte das Kind die poetische Ader jedenfalls nicht geerbt.
Anders stand es mit der Mutter. Diese, eine Tochter des herrschaftlichen Försters Küchel, ein hübsches, liebenswürdiges Kind, war mit den Fräulein von Moose, den Töchtern der Gutsherrschaft, erzogen worden und hatte so eine über ihren Stand hinausreichende Bildung erhalten. Berühmt in der ganzen Gegend durch ihren graziösen Tanz nnd durch ihre Fähigkeit, mit sehr schöner Stimme selbstgedichtete nnd musikalisch selbsterfundene Lieder zu singen, war sie, obschon nur Kammerjungfer, in Wirklichkeit doch mehr Gesellschafterin und Freundin der jungen Schloßdamen. Diese sahen sie daher mit Bedauern scheiden, als sie sich entschloß den Schankwirth Dürrbach zn Heirathen, zumal die „aiinable Jnngfer Kuchel" nach ihrer Ansicht gar nicht in die Sphäre paßte, in welche sie durch diese Verbindung kam.
Das war richtig und die junge Frau konnte sich eben nicht sehr behaglich in der ungewohnten Umgebung und Beschäftigung einer Schankivirthin fühlen. Indessen war sie verständig genug einzusehen, daß sie einen Mann in höherer Lebensstellung nie würde bekommen haben und fügte sich pflichtgetreu und mit guter Miene in ihr Schicksal.
Das dritte Kind, dessen sie genaß, war Anna Luise. Mit großer, bei einer Frau in diesem Stück doppelt anzuerkennender Wahrheitsliebe nannte sich die Karschin ein ungewöhnlich häßliches .Kind. „Meine Haut" sagt sie, „war gelb und schrumpfig, sowohl am Körper wie im Gesicht. Die Augen lagen mir tief und finster in? .Kopf und mein mageres, kleines Gesicht hatte eine widernatürliche Ernsthaftigkeit."
Ihre Tochter und spätere Biographin, Frau von Klenke, sucht mit mehr kindlicher Pietät als Aufrichtigkeit das mütterliche Urtheil abzuschwächen, indem sie in allerlei Umschreibungen darüber sagt: „Die Dichterin war später nichts weniger als häßlich, und hätte sie ihren Körper und ihr Mienenspiel in der Gewalt gehabt, so würde sie fast für schön haben gelten können. Allein wenn sie ihren „Forschblick" hatte, welcher die meiste Zeit in ihrem Gesichte herrschte, so war sie schwer auszuhalten. Die Augenlieder zogen sich bei solchem Blick zusammen, das Auge wurde kleiner und seine Strahlen schlössen gleichsam wie die Sonne in einem Brennpunkt auf seinen Gegenstand zusammen. Es mar ein verzehrender Blick und begleitet von einer Bewegung des Mundes, welche nicht weniger Scheidewasser, als der Blick selbst hatte. Die Dichterin, welche nichts von diesem Mienenspiel wußte, hat sich unzählige Verdrießlichkeiten dadurch zugezogen und eigentlich kann man es die Grundlage aller ihrer Unglücksfälle nennen."

In Wirklichkeit, ohne Beschönigung, ist die Karschin Zeit ihres Lebens häßlich gewesen und der abstoßende Eindruck dieser Häßlichkeit wurde durch ein fast beständiges, ihr zur anderen Natur gewordenes Grimmassiren noch beträchlich erhöht. Eine Schönheit jedoch besaß sie, die sich aber nicht dein Auge, sondern dem Ohr offenbarte: eine sonore, weiche, wohlklingende Stimme, die ihr beim Jinprovisiren und Recitiren ihrer Verse sehr zu statten kam und nicht selten über deren wahren Werth hinwegtäuschte.

Luise war ein, stilles, verschlossenes, träumerisches Kind mit zuweilen plötzlich hervorblitzender Lebhaftigkeit. Als sie, sehr unpassender Weise, im Alter von drei Jahren mit zu einer Hinrichtung genommen wurde, die sie gar nicht verstand, machte sie ihren ersten Vers, indem sie, als der Kopf des Verurtheilten siel, in die Händchen klopfend rief: „Schmabb, mar er ab."

Kaum sechs Jahre alt, entriß ihr der Tod den Vater, der immer freundlich gegen sie gewesen war, freundlicher als die Mutter, die ihre anderen schöneren Kinder mehr liebte, als die häßliche Luise.

Sie würde ohne Unterricht aufgewachsen sein, wenn nicht ihr Großoheim, Justizamtmann in Tirschtiegel, ein gebildeter Mann, den das sinnige Wesen der Kleinen anzog, sie zu sich genommen und sie im Lesen, Schreiben, Geographie und Geschichte, ja sogar im Latein unterrichtet hätte, so sehr auch die Mutter und die Großmutter des Kindes dagegen eiferten, da nach ihrer Meinung die Kenntniß des Schreibens ein Mädchen nur dazu verfübre, Liebesbriefe abzufassen und gar Latein lernen, sich dem Teufel verschreiben heiße.

Unter der milden Obhut und Unterweisung des Großoheims verlebte Luise drei glückliche Jahre. Sie waren das Paradies ihrer Kindheit, an das sie später stets mit Sehnsucht zurückdachte und das sie in einem langen empsindungsvollen Gedicht: „An meinen verstorbenen Oheim, den Unterweise? meiner Kindheit" anmuthend genug schildert, wenn sie singt:

Kommt heraufgestiegen ans dem Sande,
Ihr Gebeine, die Ihr in dem Lande
Meiner Jugend eure Ruhe habt.
Theurer Greis, belebe Deine Glieder,
Und ihr Lippen redet einmal wieder.
Die ihr mir der Lehren Honig gabt!
Ewig grünen muß die breite Linde.
Wo ich, gleich des besten Vaters Kinde,
Zärtlich Dir an Deinem Halse hing.
Wenn Dich, müde von des Tages Länge,
Wie den Schnitter vo» der Arbeit Menge,
Wenn Dich matt die Rasenoank empfing.
Unter jenem Dache grüner Blätter
Wiederholt' ich von dem Gott der Götter
Zwanzig unverstandne Stellen Dir.

Aus der Christen hochgehaltenem Buche
Sagt' ich Dir von manchem dnnkeln Spruche,
Frommer Mann, und Du erklärtest mir.
Wenn mein Auge, liegend auf dem Blatte,
Täglich weij're Schriften vor sich hatte.
Wenn ich auf der Wiese Blümchen las,
Sie in meinen kleinen Händen brachte,
Sie zur Zierde Deiner Haare inachte.
Und auf Nosen lächelnd bei Dir saß.
Sei mir dreimal mehr mit Licht bekleidet.
Mit der Gottheit Blicken medr geweidet,
Als die andern Seelen um Dich her!
Für die seltnen Tropfen, die uns werden
Aus dem Freudenbecher hier auf Erden,
Tränke dich der Seligkeiten Meer!

Kaum hatte Luise angefangen, aus dem Borne des Wissens zu schöpfen, als sie diesen sie beglückenden Verhältnissen entzogen wurde, indem ihre Mutter, die eine zweite Ehe mit dem Jäger Hempel eingegangen, sie wieder zu sich nahm, hauptsächlich aus Besorgniß, ihre Tochter möchte bei dein Oheim, anstatt zu einer tüchtigen Hausfrau, „zu einer nichtsnutzigen Gelehrtin" erzogen werden. Diese Besorgmß war auch insofern nicht ganz ungerechtfertigt, als Luise ebenso wenig Lust wie Geschick zu weiblichen Hand- und Haushaltungsarbeiten zeigte. Sie ist nie eine gute Hausfrau, eine sorgliche Erzieherin ihrer Kinder geworden.

Mit heißen Thränen nahm sie Abschied von dein thenren Oheini und von seiner stillen Studirstube, in der sie so glückliche Stunden verlebt. Auch der gütige Greis konnte die Trennung von dem ihm an's Herz gewachsenen Kinde, dem Sonnenschein seines Alters, nicht verwinden; er wurde verstimmt, reizbar, fing an zu kränkeln und starb in nicht langer Zeit.

Zu Hause wurde Luise die Wärterin ihrer kleinen Geschwister, da sie doch „sonst zu nichts zu brauchen war", eine Beschäftigung, die ihr bei ihrem liebevollen Gemüth wohl zusagte.

Bald darauf mußte „der Hammer" geräumt werden und die Familie, in ihrem Wohlstand herabgekommen, siedelte nach Tirfchtiegel über, wo der Oheim bereits iin Grabe ruhte. Hier wurden der zwölfjährigen Luise drei Rinder zum Hüten auf der Weide anvertraut. Die drei Sommer, welche sie auf diese Weise verbrachte, hat sie noch im späten Alter die glücklichsten ihres Lebens genannt. Die Freiheit, die sie hier genoß, die blühende Natur rings uin sie her, die liebliche Nuhe, welche überall herrschte, erfüllte ihre Seele mit einer Menge reizender Vorstellungen und gedankenvoller Betrachtungen, denen Ausdruck und Form zu geben, es sie drängte, ohne daß sie gewußt hätte wie.

Bald sollte noch eine Erhöhung ihres Glückes eintreten. Zu der jungen

Hirtin fand sich ein junger Hirt, der NIM gemeinsam mit der ihrigen seine Heerde weidete. Ebenso wenig ein Daphnis an Schönheit, wie sie eine Chlos, denn er war verwachsen, hatte rothes Haar und eine heisere Sprache, besaß er doch eine Eigenschaft, die ihn für Luise höchst anziehend machte: er las gern und wußte sich Bücher zu verschaffen, die er mit auf die Weide brachte, um sie dort zu lesen, während er zugleich grobe wollene Strümpfe strickte, wie es die Schäfer in manchen Gegenden zu thun pflegen. Luise aber schmachtete nach Büchern ivie ein Durstiger nach einem frischen Trunk, seitdem sie aus jenein Paradiese ihrer Kindheit vertrieben worden war. So las denn das junge Pärchen, dicht neben einander, im Schatten einer breitästigen Buche sitzend, gemeinsam die wundersamen, ihre jugendliche Phantasie mächtig entflammenden Erzählungen von der „Schönen Melusine", der „Asiatischen Banise" und von „Robinson". Freilich unterbrach der Winter- diese entzückende Zeit, allein auch da versorgte ihr junger Freund Luise zuweilen mit Büchern, die sie heimlich des Nachts las. Darunter befand sich einst ein Band mit Gedichten von Johann Franke. Sie hatte bisher keine Gedichte gelesen, als die Lieder im Gesangbuch und gar nicht gemußt, daß es auch andere, weltliche gäbe. Sie war außer sich vor Freude über ihre Entdeckung und fing nun an, selbst nach diesen Mustern zu dichten, indem sie zunächst ihren bucolischen und literarischen Freund und ein Fräulein von Moose ansang. '

Auf diese Weise waren drei glückliche Jahre vergangen und man fand es nun doch an der Zeit, die nunmehr fünfzehnjährige Luise confirmiren zu lassen und sie dann möglichst bald zu verheirathen. Vorher aber wurde sie, um sich in den weiblichen Arbeiten doch einigermaßen zu vervollkommnen, einer Müllerin in der Nachbarschaft, die in solchen Künsten sich auszeichnete, in die Lehre gegeben.

In dieser romantischen Mühle sollte Luise nicht bloS nähen und stricken, sondern noch manches Andere lernen, das geeignet war, ihren Gesichtskreis bedeutend zu erweitern, indem sie Mitwisserin nnd Zeugin von Vorgängen wurde, die sie bisher nur aus Büchern gekannt hatte und die ihr nun einen äußerst praktischen Commentar dazu gaben.

Die hübsche junge Müllerin, an einen bedeutend älteren Mann verheirathet, unterhielt ein Liebesverhältnis; mit einem jungen, schönen Husaren-Rittmeister, der in der Nachbarschaft mit seiner Eskadron auf Grasung lag und, so oft es anging, feine Freundin besuchte.

Bei diesen Zusammenkünften aber wurde Luise als Wächterin aufgestellt, damit der Müller nicht etwa das zärtliche Paar unliebsam überraschte. Mit Freuden übernahm sie dieses Amt, denn das ganze hatte einen unsäglich-romantischen Zauber für sie und sie fühlte sich stolz nnd glücklich in der Nolle der Vertrauten, ja gewissermaßen des Schutzengels der Liebenden. Welch' eine Schule für ein phantasievolles fünfzehnjähriges Mädchen. Was für

Anna kuise Rarsch.
Gedanken und Vorstellungen mußten dabei in ihrer jungen Seele entstehen uud emporwachsen.
Doch der interessante Roman nahm ein schnelles nnd böses Ende. Das Verhältnis wurde dem Müller verrathen, der seine leichtsinnige Ehehälfte, nach derber Züchtigung, von nun an schars bewachte. Die Müllerin aber, Luise fälschlich für die Verrätherin haltend, schickte sie zu ihrer Mutter zurück, was der Gekränkten nur lieb war, da die Mühle ohnehin ihren Zauber mit jener Katastrophe für sie verloren hatte.
Die Mutter hätte die Dochter gern bald versorgt gesehen und Luise, deren Einbildungskraft so früh durch Lectüre und praktische Beobachtung in der Mühle auf die Liebe, als den Kernpunkt im weiblichen Leben hingelenkt worden war, widerstrebte den Bemühungen ihrer Mutter, sie zu verheirathen, durchaus nicht. Sie besaß von Natur ein sehr zärtliches Herz und hatte heimlich schon öfter geliebt, zuerst den jungen Hirten, dann den Husaren, welchen sie als den „Ritter" in sehr verliebten Versen besungen, und, endlich einen jungen Nachbarssohn. Ihre Neigungen aber waren stets nnerwidert geblieben. Sie war eben nicht schön und ihr flüssiges, etwas aufdringliches Verstalent stieß namentlich den letzten Gegenstand ihrer Liebe, den jungen Nachbar, vollends ab.
Luise war daher keineswegs nnangenehm überrascht, als ihr von ihrer Mutter ein Freier vorgeführt wurde, ein junger, ansehnlicher Mann, der Tuchweber Hirsekorn aus Schwiebus und sie zögerte keinen Augenblick, seine Hand anzunehmen. Sein Brautgeschenk bestand in einem selbstgewirkten Duchleibchen, das ihrige in — einem Gedicht. Sie war eine glückliche Braut, da ihr zukünftiger Mann als Bräutigam seine besten Seiten hervorkehrte, die schlimmen sorgfältig verbarg und sogar Theilnahme für ihre poetischen Erzeugnisse heuchelte. Sie tanzte voll Stolz mit ihm unter der Dorflinde und auf den Waldspaziergängen des jungen Paares ging es sehr zärtlich zu und „die Kiisse rauschten nur so." Alles schien ihr eine glückliche Zukunft zu verheißen.
Doch die Hochzeit verwandelte den liebenswürdigen Bräutigam in einen höchst unliebenswürdigen Ehemann. Er zeigte sich brutal, geizig, mißtrauisch und behandelte seine Frau, enttäuscht durch ihre unter Erwarten geringe Mitgift, schlecht, ja grausam. Anstatt dichten zu dürfen, wie sie es geträumt hatte, verlangte er von ihr, daß sie Wolle kratzen sollte. Das Lesen verbot er ihr ebenfalls nnd sogar das Weinen, weil es sie noch häßlicher machte, als sie ohnehin schon mar. So dichtete, las und weinte sie denn heimlich.
Doch darf man, um gereicht zu sein, auch nicht außer Acht lassen, daß der Mann nicht wenig Ursache zur Unzufriedenheit hatte. Die Karschin mar, wie bereits gesagt, keineswegs eine tüchtige, sorgsame Hausfrau, und eine Frau, die dichtete und las, anstatt sich um den Haushalt zu bekümmern, konnte einem Manne seines Schlages nicht zusagen. Nur wenn seine Frau zuweilen Geschenke von den Bewohnern der Stadt nnd den Landherrschaften der Umgegend für ihre Gelegenheitsgedichte erhielt, schalt er nicht über ihre Kunst.

So lebte denn das Ehepaar in beständigein Unfrieden dahin und selbst die Geburt eines Knaben besserte das Verhältnis; nicht. Ein nicht geringer Trost war es für die unglückliche Frau, daß jener junge Rinderhirt sich um diese Zeit in Schwiebus niederließ, wo er ein kleines Gütchen geerbt hatte und sie, wie ehemals heimlich mit Büchern versorgte, die sie heimlich las. Wenn ihr Mann sie dabei ertappte, so warf er die Bücher ohne weiteres in's Feuer, und als er ihr auch das Schreibpapier fortnahm, grub sie ihre Verse mit einer Nadel in die Zinnteller ein.

Einen neuen, mächtigen Aufschwung erhielt ihr Talent durch die Kunde von den Siegen Friedrich des Großen, welche in jede Hütte drang, und eS liegt darin ein überzeugender Beweis dafür, daß wirkliche Größe in ihrer Seele wohnte. Friedrichs Siege brachten Licht, Luft und Befreiung, namentlich für die evangelischen Bewohner Schlesiens.

So sehr die Dichterin vor Verlangen brannte, diesen Wunderkönig zu besingen, so wenig war sie mit der Form und Art eines Heldengedichtes bekannt und vermochte daher ihren Empfindungen in der „Satire auf die Verfassung von Schlesien wahrend der kaiserlichen Regierung" einen nur sehr unbeholfenen Ausdruck zu geben. Dennoch bleibt dies lange Gedicht merkwürdig als Zeugniß ihrer Gesinnungen und als Urquelle zu dein künftigen Strom ihrer Lieder.

Indessen sollte Friedrichs Eroberung Schlesiens in anderer Weise eine verhängnißvolle Wendung ihres Geschickes herbeiführen.

Unter Friedrichs Regiment wurde die bis dahin verboten gewesene Ehescheidung in Schlesien erlaubt und Hirsekorn benutzte die Erlaubnis;, um eine Trennung von seiner neunzehnjährigen Frau, der Mutter zweier Kinder — ein drittes trug sie unter dein Herzen — herbeizuführen. Da er ihr sonst keine Schuld vorwerfen konnte, die als Scheidungsgrund gesetzliche Geltung gehabt hätte, so war eine Trennung nur möglich, wenn beide Theile eine gegenseitige unüberwindliche Abneigung bekannten. Diese mar zwar bei ihm, nicht aber bei seiner Frau vorhanden, die ihren Mann trotz Allem noch liebte und sich daher einer Trennung widersetzte. Doch wußte er ihren Widerstand theils durch Drohungen, theils durch Ueberredung und sogar Schmeichelei zn überwinden, denn er wollte die „Närrin" um jeden Preis loS sein.

So fuhren sie denn mit einander nach Glogau, um vor dem dortigen Oberamtsgcricht ihre Erklärungen abzugeben. Hirsekorn ging zuerst in daS Rathhans und hieß die Tiesbetrübte unten matten. Centnerschwer siel ihr ihr Schicksal auf's Herz und sie weinte bitterlich. Ein junger Soldat, der hier Schildwache stand, sah dies, nahm, ohne ein Wort zu sagen, ein Stück Kreide aus der Tasche und schrieb an die RathhauSthür:

„Geduld, Venmnft und Zeit, das sind drei schone Sachen,
Tic, waS unmöglich scheint, noch möglich können machen."

und wandelte dann weiter auf und ab, als ob ihn die junge betrübte Frau garnichts anginge. Diese aber verstand das Mitgefühl, das in dieser symbolischen Handlung lag, gar wohl und fühlte sich nicht wenig dadurch getröstet.

So wurde denn das ungleiche Paar getrennt und die verstoßene Frau fand zunächst eine Zuflucht in deni Dorfe Muschten bei Schwiebus, um hier niederzukommen. Einige kärgliche Unterstützung erhielt sie durch ihre Schwiegermutter, die das Verfahren ihres Sohnes verdammte, sowie durch ihre eigenen Verwandten.

Als sie das Wochenbett verlassen, suchte sie eine Hilfsauelle in ihrem poetischen Talent.

Sie wanderte von Dorf zu Dorf, von Edelhof zu Edelhof, recitirend und improvisirend, sie verfaßte Gedichte auf Bestellung zu Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisseil und brachte sich so kärglich genug durch. Als einst ein Lehrer sie eine Bänkelsängerin nannte, die Anderer Gedichte hersagte, röthetc sich ihr bleiches, vergrämtes Gesicht und sich nicht ohne Stolz aufrichtend, sprach sie aus dem Stehgreif die ergreifenden Verse:

„Es brennt ein Feuer in der beißen Brust,
An ihm entflammt mein Denken und Empfinden;
Nicht hehrer Künste mir bewußt,
Weiß ich den Klang der Worte doch zu finden.
Dem Schmerze und der Freude dient mein Lied,
Des eigenen Elends Klagen mußt es mildern.
Dem Glücklichen, von Maienlust umblüht,
Dient willig es, ihm seine Lust zu schildern.
Mein einzig Gut in meiner Noth Entsetzen,
Ich biet' es euch zum heiteren Ergötzen.

Auf ihren Wanderungen war sie öfters mit dem Schneider Karsch zusammengetroffen, der ebenfalls auf den Dörfern Verdienst suchte. Er machte ihr einen HeiratlMntrag nnd sie, nicht gewitzigt durch das Unglück ihrer ersten Ehe, nahm ihn aus Anrathen ihrer Mutter an, obgleich sie den Mann nicht liebte. Dadurch aber kam sie gewissermaßen ans dem Regen unter die Traufe, denn wenn ihr zweiter Mann, mit dem sie nach Fraustadt übersiedelte, sie auch nicht gerade schlecht behandelte, so war er doch dafür ein Trunkenbold, der nicht nur seinen eigenen, sondern auch den Verdienst seiner Frau in's Wirthshaus trug.

Sie wurde abermals Mutter und die Noth stieg auf den höchsten Gipfel. Ihre Kleidung war so beschaffen, daß sie sich in der Kirche hinter einem Pfeiler verbarg, um nicht Aergernifz zu erregen. Die von der Kanzel vernommenen Worte aber schrieb sie daheim in Versen nieder.

Eines Tages faßte sie sich ein Herz und überreichte dein Pastor Herold die versificirten Predigten. Dieser, überrascht durch das poetische Talent, das sich darin offenbarte, wurde ihr Gönner und inachte sie auch

F. A. von Winterfell, in Stuttgart, —
mit anderen angesehenen Männern in Fraustadt und in dein nahen Glogau bekannt, von denen sie nicht nur unterstützt, sondern auch mit bildenden Büchern versehen wurde.
Im Jahre 1755 zog die Karschin mit ihrem Mann und ihren Kindern nach dem größeren Glogau, Ivo es hohe Offiziere und Beamte, reiche Bürger und, was für sie fast das Wichtigste war — eine Buchhandlung gab, in der sie auch eine Uebcrsetzung der Werke ihres angebeteten Helden, Friedrichs des Großen, fand, die ihr höchstes Interesse erregte.
Mit Empfehlungsschreiben reichlich versehen, fand die Dichterin bald Aufnahme in den angesehensten Häusern, wie namentlich beim Hofprediger Döbel, dem Geheimen Finanzrath Engelbrccht, dem Commandanten von Haak und den Grafen von Röder und Schlabrendorf. Tiefere Theilnahme widmeten ihr wohl nur einzelne aus dieser vornehmen Gesellschaft, die sie durch ihre Talente amüsirte und sie dafür honorirte, ohne sie als ebenbürtig anzusehen. Es hat sich eine schriftliche Einladung an sie erhalten, aus der dies deutlich genug hervorgeht. Sie lautet:
„Uebermorgen Abend werde ich Souper und Ball bei mir haben und die Frau Karschin wird eingeladen, vor dem Tanz zu erscheinen, um zu declamiren. Es wird etwas Picantes gewünscht, auch eine Hymne auf den König und die Armee.
von Mostrich
Geheimer Finanzrath.
Daß sie zwischen Souper und Tanz bestellt wurde, nahm die Dichterin, die auch auf Bestellung Gedichte für die jungen Offiziere an deren Schönen abfaßte, durchaus nicht übel, fühlte sich im Gegentlieil hochgeehrt durch solche Anerkennungen ihres Talentes.
Auf einer dieser Soireen war es auch, wo die Karschin zu einer Improvisation über das Thema: „Friedrich der Große und Amor" aufgefordert, nach kurzem Besinnen die folgenden Verse sprach, die ihre Begabung iu ein Helles Licht stellen:

Cythere sprach: Was nütz'st Du, Amorknabc,
Was hilft mir Hercul, was Achill,
Wenn ich den Helden nicht zu meinen Füßen habe,
Der nicht empfinden will?
Nur Heldenlorbeer will er sich erfechten.
Dem Mars folgt er und dem Apoll,
Die mit vereinter Hand ihm eine Krone flechten,
Die ewig strahlen soll.
Soll meine Macht ein Sohn der Erde brechen?
Ich hieß den Donnergott zum Schwan,
Ihn sich zur goldncn Wolke machen,
Mir völlig untcrthan.
Geh', Bnbc, fern von meinen Augen weile!

Ist Friedrich mehr als Jupiter?
Ja, schluchzte Amor, stumpf sind meine Pfeile,
Mehr als ein Gott ist - Er.

Man ersieht aus dieser Improvisation, daß der dichtenden Schneidersfrau die antike Göttermelt recht vertraut geworden mar; nicht eben zu ihrem Vortheil, da die frühere anziehende Einfalt und Einfachheit ihrer Dichtungen nun mehr durch den vom Zeitgeschmack begünstigten mythologischen Schwulst erstickt wurden. Die nackte lustige Göttergesellfchaft machte sie nicht mehr erröthen und sie scheute sich um so weniger, den tapferen Commandanten mit Mars und die Frau Präsidentin mit Venus zu vergleichen, als dies sehr wohl aufgenommen und — freigebig honorirt wurde.

Die Karschin war salonfähig geworden, der Beifall, den man ihr spendete, hatte sie hochmüthig gemacht. Sie putzte sich, trug Reifrock und Puder, ohne in ihrein Größenwahn zu merken, daß sie in ihrem Staat und in ihren: gezierten Benehmen eine ziemlich groteske Figur abgab, die vielfach den Zielpunkt für die Lach- und Spottlust der eleganten Gesellschaft darbot, welche sie durch ihr Talent unterhielt.

Sie war nun eine berühmte Frau; Fremde von Bedeutung, die durch Glogau kamen, suchten sie auf. In traurigem Contrast mit diesem Ruhm stand ihre Häuslichkeit, die ein Bild der Unordnung und Nachlässigkeit zeigte. Der Mann saß iin Wirthshaus und die Frau — dichtete. Wie es dabei mit der Kindererziehung stand, läßt sich denken. Eine anschauliche Schilderung davon giebt folgender Brief des Predigers Klettke:

„Ich war im Jahre 1758 Feldprediger und mußte mit einem Transport von Reconvalescirten nach Sachsen zur Armee gehen. Da wir unweit Glogau an einem Sonntag Rast hatten, forderte mich der damalige Regiinentsquartiermeister des von Moosel'fchen Regiments auf, ihn bei einem Besuch zu der Dichterin Karschin zu begleiten und ich ließ mich nicht lange bitten. Wir fanden sie in einer armseligen Wohnung. Zwei ihrer Kinder, die ältesten, gingen in zerrissenen Kleidern in der Stube umher, das dritte saß vor ihr und das vierte, ganz klein, auf ihrem Schoß. Sie selbst aber saß unter den? Getümmel dieser Kinder und brachte ebe^i eine Predigt, die sie in der reformirten Kirche gehört, in Verse:

Jndeß mir uns mit ihr unterhielten, hatte sie einen halben Bogen ergriffen und beschrieben, mit dem sie uns beim Weggehen beschenkte. Hier ist sein Inhalt:

Ihr Freunde von den Wissenschaften,
Ihr kämet mich zu sehn, von der ihr Viel gehört.
Ihr saht die Dürftigkeit. — Ich wurde nie belehrt.
Und keine Regel bleibt mir im Gedächtnis; haften,
Ich bin nur von Natur, der zweiten Schöpferin,
Bon ihr allein nur bin ick, was ick bin.

Vier Kinder stören mich; doch das Geräusch von Kindern
Kann nicht den Trieb in mir und nicht das Feuer mindern.
Mein Glück ist klein, doch groß genug für mich
Und im Gesang ist mir der Gram nicht hinderlich.
Ihr Freunde, die ihr euch die grofze Mühe nähmet,
Mich ungelehrtes Weib zu sehen, hierher kämet.
Euch geb' ein solches Glück freundschaftlich das Geleit,
Als Euer Herz verdient und eure Redlichkeit,
Die ich aus euren Augen kenne
Und die ich mich bereit zu euren Diensten nenne."

Selbst aus der Ferne suchte man ihre Bekanntschaft auf schriftlichem Wege. Professor Meyer in Halle unterhielt einen Briefwechsel mit ihr, der von ihrer Seite meistens in poetischer Form geführt wurde und der berühinte General von Seidlitz schrieb aus dem Felde in Ausdrücken inniger Verehrung an sie.

Auch die Generalin von Wreech, eine Freundin Friedrich des Großen, nahm lebhaften Anthell an der Dichterin. Sie gab die Veranlassung zu einer meitgreifenden Veränderung in deren Schicksal, indem sie den Baron von Kottwitz auf Boyadel bat, sich bei seiner Durchreise von seinem Gut nach Berlin nach dem Ergehen der Dichterin in Glogan zu erkundigen, von der sie lange Zeit nichts vernommen.

Der Baron, ein edler, kunstsinniger Mann, suchte sie auf, war erstaunt und erfreut über die Offenbarungen ihres poetischen Talentes und bot ihr an, sie und ihre Kinder mit nach Berlin zu nehmen, um sie aus dein Elend ihrer Ehe und Häuslichkeit zu befreien. Die Karschin ging mit Frenden darauf ein und fand im Hause des Baron Kottwitz in Berlin die gastfreundlichste Aufnahme.

So hielt denn die Dichterin im Jahre 1761, gewissermaßen ofsiciell ihren Einzug nicht nur in die deutsche Metropole, sondern auch in die deutsche Literatur, empfangen und begrüßt von ihren Genossen auf dem Parnaß: Ramler, Hagedorn, Gleim, Sulzer. Wo Ramler Horaz, Gleim Anakreon, Wieland Aristipp, Jacobi Tibull, Geßner Theokrit war, da konnte sie nichts Anderes sein als Savpho.

Der pedantische Namler nahm sie in die Schule, unterwies sie in den Lehren der Versknnst und umhing sie noch mehr, als es bereits geschehen", mit den Flittern der Mythologie, lähmte aber dadurch nur ihre natürliche Schwungkraft und machte sie auf Stelzen einhergehen. Die Mythologie klebte ihr seitdem immer an. Doch hat sie auch in diesem damals beliebten Genre einzelne recht graciöse Sachen geschaffen, wie z. B. das Gedicht:

An Leda.

Von dem OlympoS zogst Du ihn nieder,
O Lcda! Deinetwegen trägt
Der Donnergott ein lilienweiß Gefieder,
Der sonst mit Keulen um sich schlägt.

Er theilt die Wolken, seine Flügel trennen
Den Aether und den Sonnenstrahl;
Er kommt und Deines Auges Blicke brennen,
Dein Antlitz blühet, wie das Thal.
Dein Busen schwillt, wie kleine Flockcnhügel',
Wenn BoreaS durch Fluren bläst,
Und jeder Bach verwandelt wird zum Spiegel
Und das gestorbene Laub verwest.
Du lächelst mit der feingeschnitzten Lippe
Dem Schwane der den Hals erhebt
Und nach der weißen Alabasterklipfle
Wollüstig mit dem Schnabel strebt.
Sein maulbeenarbeiies Auge redet Liebe,
Die ganze Macht der Buhlerei.
Den inneren Aufruhr schlau versteckter Triebe
Verräth der Schwan durch Schmeichelei.
Er will Dich küssen, sterbliche Beglückte!
Beneidenswerthe Lcda! Dich
Umfaßt mit beiden Flügeln der entzückte,
Beflammte Gott und wünschet sich
Den süßen Rausch der Küssenden auf Erden,
Und fühlet Amor's stärksten Pfeil,
Und trinket mit sühlachenden Geberden
Des Liebesnektars letzten Theil.

Für das Liebeslied war die Karschin, in der eine starke Ader gesunder Sinnlichkeit vulsirte, überhaupt sehr begabt.

Die Anwesenheit der schlesischen Dichterin in Berlin erregte Aufsehen. Ihr Aufenthalt in dem Hause des Baron von Kottwitz umgab sie, außer dein dichterischen, auch noch mit einem gewissen Nimbus der Vornehmheit, zumal ihr großmüthiger Gönner sie mit glänzender Garderobe reichlich versorgte. Jedermann, nicht nur die Männer der Kunst und Wissenschaft, sondern auch die vornehme Welt, wollte die „deutsche Savpho" kennen lernen und ihre Talente bewundern. Glänzende Equipagen trugen die Dichterin in die Paläste der Großen, wo sie init Ehren und Auszeichnungen empfangen wurde. Kein Wunder, wenn all dieser Weihrauch ihr zu Kopfe stieg nud sie eitel und hoffärtig machte.

Ihr Auftreten in dieser, ihrer glänzendsten Periode schildert der Brief einer jungen Gräfin Steenbock, die damals in Berlin weilte, an eine Tante in Reval so anschaulich und geistreich, daß wir uns nicht versagen können, ihn hier mitzutheilen, so weit es nöthig. Sie schreibt:

„Wir saßen noch bei Tafel, als eine Kutsche vorfuhr, in der die berühmte Karschin saß. Mein Vetter nnd ich gingen, oder vielmehr wir flogen an's Fenster, um sie aussteigen zu sehen. Es dauerte lange, ehe

sie mit ihren vielen Röcken, von denen einige einen ungeheuren Umfang hatten und durch Fischbeinreifen ausgespannt wurden, fertig wurde und endlich ein Bein aus der Kutsche strecken konnte, das das Bein einer Bäuerin war, obwohl ein seidener Strumpf es umspann. Nie sah ich einen häßlicheren Fuß. Sie zwang sich, diesen Fuß zierlich und in einer Tanzerstellung hinzusetzen, allein jeder Versuch scheiterte an dein ursprünglich derben Bau des widerspenstigen Gliedes und an seinen ländlichen, ihm früh beigebrachten Posituren. Als sie endlich mit den Füßen draußen war, blieb sie noch mit ihrem Kopfputz hängen nnd der Kutscher verließ seinen Sitz, nm seine unglückliche Patronin frei zu machen. Dies bewirkte er, indem er eine Welle gepuderten Haares nahm und mit derber Faust nach hinten schob, wodurch die Frisur — ich glaube es war eine coiSure u la rein« — bedeutend abgeplattet wurde. So bekamen wir denn, wenn auch etwas beschädigt und zugerichtet, unsere berühmte Frau in den Saal. Sie stieg die Treppe hinauf mit dein Pomp und dem Sieges- lächeln einer Göttin. Oben empfing sie mein Oheim und erwiderte ihre drei majestätischen Verbeugungen niit respektvollem Gruße. Sie trug einen hochgelben Nock mit Bouquets von Feuerlilien übersäht, an der Brust hatte sie etwas, das wie ein Ordensstern aussah, das jedoch nnr eine galante Spielerei war, die der Herzog von Gotha ihr gegeben: ein kleines ziemlich scabröses Gemälde: Leda mit dem Schwan.*) Niemand anders als die Karschin würde es gewagt haben, ein so anstößiges Geschenk so offen zur Schau zu tragen. Allein sie ist so eitel nnd hat so wenig Geschmack, daß sie Alles, was man ihr schenkt, nn ihren Körper hängt, ohne zu bedenken, ob es auch passend sei. Wie eine Wilde, liebt sie blitzende Gegenstände und trügt sie zur Schau. Sie ist eine magere Person, mit einem langen dünnen Halse, auf dem ein Kopf sitzt, der, von ferne gesehen, fast wie ein Todtenschädel aussieht, ein Todtenschädel in Pudermolken, Blonden, Zitternadeln und gefärbte Federn gehüllt. Wenn man sie näher betrachtet und mit ihr in's Gespräch kommt, so bemerkt man, wie gut, fromm nnd wohlwollend diese Züge in: Ausdruck sein können. Ihre Stimme ist überraschend reich und wohllautend und die Verse, die sie sogleich macht und herspricht, nachdem man ihr ein beliebiges Thema aufgegeben, sind vielleicht weniger gut, als sie gut klingen und das Ohr bestechen, ehe sie noch Zeit fanden, den Verstand und das Gefühl für sich zn gewinnen.

Sie schied von uns als unsere gute Freundin nnd Vetter Franz begleitete sie noch eine Strecke zu Pferde, als wir sie von Charlottenlmrg nach Berlin zurückfahren ließen. Diesen Ehrendienst vergalt sie durch ein kleines Gedicht, das sie aus dem Kutschenfenster heraus ihm zndcclamirte nnd worin mein Vetter mit dem Mercur verglichen wird, der eine vom Parnaß cchappirte Mnse wieder zurückführt. Ich sende Dir eine Abschrift dieses Poems ..."

*) Für das oben citiite Gedicht: „An Leda."

Diesem sorgenlosen und glänzenden Leben sollte keine lange Dauer beschieden sein. Der plötzliche Tod des Baron Kottmitz beraubte die Karschin ihres großmüthigen Beschützers. Aus seinem palastartigen Hause mußte sie in eine ärmliche Dachwohnung ziehen und Mangel und Noth pochten mit hartem Finger an ihre Thür. Die Gedichte, welche sie von jetzt ab an ihre vornehmen Freunde und Gönner richtete, waren im Grunde nichts anderes/ als poetische Bettelbriefe. Fürstliche Geburtstage, Hochzeiten und Todesfälle gaben ihr erwünschte Veranlassungen zu sogenannten Bandgedichten, die auf breite seidene Bänder gedruckt und mehr oder minder gut honorirt wurden.

Eins dieser Gedichte, welches die Kaiserliche Reichs-Ober-Post-Amtszeitung in der Nummer vom 4. September 1770 veröffentlichte, hat folgenden Wortlaut:

Wiegen band
für
Seine Königliche Hoheit, den jungen Prinzen von Preußen,')
von Anna Luise Karschin.

Junger König!
Theurer uns geborner Sohn!
Wache wenig
Jetzt auf Deinem Wiegenthron.
Prinz,
Genieß' der Kindheit Schlummer:
Denn, wenn Du dereinst regierst,
Oder Volk zu Felde führst.
Dann verdränget schwerer Kummer oft den süßen Schlaf.
Deinen Ahnherrn Friedrich traf,
Taufendmal der graue Morgen
Wachend an
Unter königlichen Sorgen,
Als viel hunderttausend Mann wider ihn zu Felde lagen.
Aber Deinen Herrsch'ertagen soll kein Kricgeswctter dräun,
Dir sei vom Glück beschieden,
Groß in Frieden
Vater Deines Volk'« zu sein. **)

Doch nahmen sich auch einzelne Freunde der bedrängten Dichterin thatkräftig an, so namentlich Sulzer, der berühmte Mechaniker Holnfeld und der ausgezeichnete Arzt, Hofrath Stahl, der ihre Tochter Karoline, die nachmalige Frau von Klenke, auf seine Kosten in eine Erziehungsanstalt gab.

Im Jahre 1761 oder 1762 besuchte die Karschin ihren Freund Gleim auf dessen Einladung in Halberstadt. Sie wurde mit offenen Armen empfangen und in der That paßten diese Sappho und dieser Anakreon, die

*) Der nachmalige König Friedrich Wilhelm III.
**) Brendike: »Der Sammler."

F. A. von Ivinterfelo in Stuttgart,
sich gegenseitig in allen Tonarten besangen, vortrefflich zu einander. Die Freundschaftsbezeugungen steigerten sich zu solcher Höhe, daß die Karschin den Entschluß faßte, den dichtenden Kanonikus zu Heirathen. *) Als dieser jedoch die Absicht seiner Freundin merkte, erschrak er nicht wenig und befleißigte sich größerer Zurückhaltung. Von seinen Freunden wurde er mit dieser Eroberung nicht wenig aufgezogen. Savpho aber — hier wirklich Savpho — anfänglich tief gekränkt und bitter enttäuscht, beruhigte sich allmählich und war schließlich zufriedengestellt, als der spröde Dichter ihr Bildniß, von einein Lorbeerkranz umgeben, in seinein „Dichterzimmer" aufhing.

Doch darauf beschränkte sich der wackere Gleim nicht, sondern sorgte auch in mehr vractischer Weise für die gekränkte Freundin, indem er die Herausgabe ihrer gesammelten Dichtungen übernahm und unermüdlich Subscribenten dafür sammelte. Wirklich bekam sie aus dem Erlös zweitausend Thaler in Gold, die verzinslich angelegt wurden, und hielt sich nun mit hundert Thalern jährlich für eine reiche Frau.

Daß Friedrichs Großthaten die Dichterin zu vielen patriotischen Gesängen, die zu ihren besten Dichtungen gehören, angeregt, ist bereits ermähnt worden. Als Probe davon mag hier die Hymne folgen, die sie dem aus dem siebenjährigen Kriege zurückkehrenden Könige widmete und die damals einen sehr großen Beifall fand. Sie lautet:

Dem Vater deS Vaterlandes Friedrich dem Großen
bei triumphircnder Zurückkunft den 30. März 1763,
gesungen im Namen seiner Bürger.

Der Du den Tempel.Deines neuen Freundschaftsbandes
Mit diamantnem Bogen wölbst;
O König. Vater, Schutzgott des beglückten Landes!
Uns gegenwärtig bist Du selbst!
Dich mit vermehrten Siegeskränzen Ausgeschmückter,
Empfängt der junge FrühlingSwind,
Erfüllt mit Jauchzen Deiner Bürger, die entzückter
Jetzt fühlen, daß sie Nienschen sind.
Zu lange suchten Dich beflügelte Gedanken
Und Seufzer Deines Volkes dort.
Wo um das Schlachtfeld sich die Helden standhaft zanken
Und Kriegesdonner ist ihr Wort.
Zu lange bliebest Du versteckt in schwarzen Wettern,
Rund um Dich werfend Deinen Blitz.
Wir aber wankten, gleich verwelkten Lindenblättern
Um Deinen wüsten, goldnen Sitz.
Vor uns'reS nebelvollen Geistes Blicke schliefen
Die Schöpfung selbst und die Natur:
Wir fühlten nicht den Reiz der besten Welt, wir riefen
Dich, aller Welten Wunder, nur.

*) Auch ihre zweite Ehe war getrennt worden.

Das Klaggeschrei, die Thränenströme rauschten mächtig
Bis an den Himmel und zu Dir;
Du kommst und Dein Triumph ist mehr als römisch prächtig:
Nicht über Sklaven jauchzen wir.
Nicht über nachgesührte, fremde Königsschätzc
Und Kronen, die der Sieger nahm;
Nein, über'Dich, Monarch, in welchem der Gesetze
Beschützer glorreich wiederkam.
AuS Deinen Augen ging au! taufend Mitternächten
Ein uns geschaffnes Sonnenlicht
Hervor, und strahlet nun so lieblich Deinen Knechte»,
Als Deines GotteS Angesicht.
Das über Dir geleuchtet und gelächelt
In undurchdringlicher Gefahr,
Wenn oft das Vaterland wie Sterbende geröchelt
Und zitternd für Dein Leben war,
O laß Dein in der Schlacht nie wankend Knie umfassen,
Du Ueberwinder! und versprich,
Nicht mehr Dein bittend Land verwaiset zu verlassen.
Und fordern ueue Feinde Dich,
Dann gieb uns Waffen, lasz Dein Volk zu Felde ziehen,
Du aber, uns're Wollust, bleib
In SanS-Souci; und wer von uns wird schimpflich fliehen,
Den tödte sein beherzte» Weib!

Wenn auch, abgesehen von mancher der Zeit ungehörigen Geschmacklosigkeit des Ausdrucks, noch Mehrfaches an diesem Gedicht ausgesetzt werden kann, so wird man doch im Ganzen und Großen echte dichterische Empfindung darin nicht vermissen.

Bei ihrer Bewunderung für den großen König war es daher eine unsägliche Freude für die Karschin und der Höhepunkt ihres Lebens, daß Friedrich, der von verschiedener Seite, namentl'ch aber von dem General von Seidlitz auf die Dichterin aufmerksam gemacht morden mar und der trotz seiner angeblichen Geringschätzung der deutschen Literatur, es doch niemals unterließ, die deutschen Autoren seiner Zeit persönlich kennen zu lernen, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot, — daß er sie nach Sanssouci zu sich einladen ließ.

Am 24. October 176? fand die Empfangsscene, in ihrem Verlauf ebenso charakteristisch für den König, wie für die Dichterin, statt und der General Lentulus, ihr einziger Zeuge, hat einen Bericht davon hinterlassen den wir hier wiedergeben.

Der König fragte:

„Ist Sie die Poetin, von der ich gehört habe?"

„Ja, Ew. Majestät, man giebt mir diesen Namen."

„Wer war Ihr Vater?"

„Brauer und Gastwirth. Sein Name war Dürrbach."

„Wo ward Sie geboren?"
„In Niederschlesien, zwischen Krossen und Söllichau, auf einer Meierei, so groß ungefähr, wie Horazens Landgütchen gewesen ist. Sie heißt ,der Hammer' und gehört zum Schwiebuser Kreise."
„Sie war also auf dem Lande, hatte keine Erziehung, keine Schule — wodurch ward sie denn zur Poetin?"
„Durch die Natur und durch die Siege Ew. Majestät."
„Sie hat doch auch Bücher gelesen?"
„Ja, Majestät, ich las verschiedene Dichter: Geliert, Haller, Hagedorn, Ramler, Gleim und andere."
„Nicht auch die alten Schriftsteller!?"
„Ich habe keine andere Sprache als deutsch gelernt."
„I nun, man hat doch Uebersetzungen."
„Ich las Plutarchs Lebensbeschreibungen, fünf Gesänge der Jliade und den Horaz."i
„Den Horaz! Das ist gut. Aber wie fieht's um Ihre Muttersprache aus? Giebt es da nicht Fehler?"
„Man sagt, ich sei meiner Muttersprache ziemlich mächtig und mache nur dann und wann kleine Fehler."
„O, man muß gar keine machen."
„Ich werde mich bemühen, sie zu vermeiden."
„Hat sie keinen Mann?"
„Ich hatte einen, der mich nie versorgte. Ich habe ihn nicht mehr."
„Ließ er Ihr Kinder?"
„Eine Tochter."
„Wie alt ist sie?"
„Dreizehn Jahre."
„Ist sie schön?"
„Nein, Majestät, sie hatte keine schöne Mutter."
„Ha, die Mutter war doch wohl einmal schön!" rief Friedrich und fragte weiter: „Wo wohnt Sie denn, in Berlin?"
„An der Stechbahn, im alten Consistorium, drei Treppen hoch, unterm Dache, wie zu Paris in der Bastille."
Der König lachte und fragte: „Von was lebt Sie denn aber?"
„Von der Discretion meiner Freunde."
„Läßt Sie denn niemals was drucken?"
„Ja, Majestät, ich gab einige Blätter zum Druck bei Gelegenheit Ihrer glorreichen Wiederkunft aus dem Kriegsfelde*)."
„Was ward ihr dafür?"
„Zwanzig Thaler gab mir der Buchdrucker Winter."

*) Jenes oben citirte Gedicht.

„Zwanzig Thaler; davon lebt man nicht lange in Berlin. Na, ich will schon sehen, daß ich für Sie sorge. Adieu!"

Damit war die Dichterin entlassen, die taumelnd vor Glück und Freude das Schloß verließ und, zu Hause angelangt, nichts Eiligeres zu thun hatte, als einen poetischen Bericht über diese Unterredung niederzuschreiben, der, voll mythologischen Schwulstes, zu lang ist, um ihn hier wiederzugeben.

Sie erwartete nun Großes von Friedrichs Huld, sollte sich aber darin getäuscht finden. Anstatt einer Versorgung erhielt sie nur nach und nach in sehr kleinen Betragen etwa hundert Thaler. Als ihr einmal der König — allerdings ziemlich unköniglich — zwei Thaler schickte, sendete sie dieselben mit den bekannten Worten zurück:

Zwei Thaler giebt kein aroszer König
Denn sie erhöhen nicht mein Glück,
Nein, sie erniedern mich ein wenig,
Drum send' ich sie zurück.

Ein anderes Mal — es mar im Jahre 1783 — erhielt sie auf eine poetische Bitte um ein Haus drei Thaler, welche sie, diesmal weniger stolz, vielleicht auch weil die Noth größer war, nicht zurückschickte, ihren Dank aber in den folgenden Versen abstattete:

Seine Majestät befahlen.
Mir anstatt ein HauS zu bau'n.
Doch drei Thaler auszuzahlen.
Der Monarch-Befehl, ward traun,
Prompt und freundlich ausgerichtet,
Und zum Dank bin ich verpflichtet.
Aber für drei Thaler kann
In Berlin kein Hobelmann
Mir mein letztes HauS erbauen.
Sonst bestellt ich ohne Grauen
Heute mir ein solches HauS,
Wo einsr Würmer Tafel halten
Und sich argern überm SchmauS
Bei deS abgegrämten, alten.
Magern WeibeS Ueberrest,
Die der König darben läszt.

Erst Friedrich des Großen Nachfolger, Friedrich Wilhelm II. löste die Schuld seines Oheims ein und ließ der alten Dichterin ein Haus an der Ecke der „Neuen Promenade" und des „Haack'schen Marktes" bauen, wodurch sie in einen wahren Parorysmus von Dankbarkeit versetzt wurde, der sich in überschmänglichen Lobeshmnnen Luft machte. Sie, die nie ein eigenes Heim besessen, konnte die Zeit nicht erwarten und bezog das Haus, bevor es noch völlig ausgebaut und ausgetrocknet war. Das aber sollte sich bitter rächen, denn sie hat wenig gesunde Tage in der neuen Wohnung gesehen.

F. A. von Winterfeld in Stuttgart.
Die Huld, die der neue König ihr erwies, erhöhte ihr Ansehen und häusiger als je sah man die seltsam aufgeputzte alte Dichterin in den Palästen der Großen. Noch in ihrem letzten Lebensjahre wurde sie zur Tafel bei dem Prinzen Ferdinand geladen, wo sie den Platz neben der Prinzessin erhielt.
Das war ihr letzter Triumph. Von da an nahm ihre Hinfälligkeit so zu, daß sie das Haus nicht mehr verlassen, keiner Einladung mehr folgen konnte. Zu schwach, um sich selbst zu beschäftigen, ließ sie sich von ihrem Enkel aus einer Uebersetzung des Plutarch vorlesen und hin und wieder ein Lied von Gleim am Clavier vorsingen. Sie starb am 12. October 1791 eines sanften Todes.
Von ihren hinterlassenen zwei Kindern und zwei Enkelkindern sind ihre Tochter, Frau von Klenke, und ihre Enkelin Frau Wilhelmine von Chesn, auf welche sich ihr poetisches Talent vererbt hatte, literarisch bekannt geworden.
Ihr inzwischen erblindeter Freund Gleim war es, der dafür sorgte, daß der Dichterin im Jahre 1802 auf dem Sophienkirchhofe in Berlin ein einfaches Marmordenkmal errichtet wurde, mit der sinnigen Inschrift:
Hier ruht Anna Luise Karschin.
Kennst D», Wanderer, sie nickt,
So lerne sie kennen.
Wenn man auch der schlesischen Hirtin keinen hohen Platz in der deutschen Literatur einräumen darf, sie vielmehr eher als eine Art von Curiosum, als eine halb bemitleidenswerthe, halb lächerliche Erscheinung anzusehen hat, so war doch unzweifelhaft viel von echter, ursprünglicher Dichterkraft in ihr, die nur leider meistens in verbildeter und schwülstiger Form zu Tage trat. Wäre ihrem Talente eine ruhige, harmonische Entwickelung beschieden gewesen, wäre sie mcht unvermittelt aus der rohestcn, dürftigsten Umgebung in den Glanz vornehmen Lebens versetzt worden, so würden ihre Dichtungen jedenfalls naturwahrcr und weniger «erkünstelt und verrenkt geworden sein. Ramler und Gleim haben, wenn auch unbewußt, nur an ihr verdorben.
Eine Folge ihrer Verbildimg mar es, daß sie solche Stoffe, die recht eigentlich ihrer natürlichen Sphäre, dein Dorfleben, entnommen waren, sich ihrer gewissermaßen schämend und sie, von oben herab, lächerlich zu machen suchend, ganz verkehrt auffaßte. So verhunzt sie, um nur ein Beispiel davon anzuführen, in der Ballade: „Duldmanns Rache" einen Vorgang, der richtig aufgefaßt, in seiner Einfachheit und Schlichtheit eine ergreifende Tragik in sich birgt. Ein junger Bauer wird von feinein geliebten Weibe betrogen.
Mit dein Beil, das er im ersten Zorn ergreift, schlägt er nicht etwa die Treulose nieder, sondern die Ecke des Heerdes, der geheiligten Stätte des Hauses, in Trümmer, um so symbolisch die eivige Schändung desselben zum steten Mahnzeichen und Vorwurf für die Treulose erkennbar zu machen, eine Strafe, wie sie zugleich milder und härter kaum gedacht werden kann. Die

Größe, die bewundernsmerthe Charakteristik, die sich in dieser Handlung abspiegelt, zu fassen, scheint sie unfähig gewesen zu sein.

Wenn die Karschin in eitlem Größenwahn befangen war und sich selbst „Deutschlands größte Sängerin" nannte, so ist dies weniger ihr selbst, als der maßlosen Bewunderung zur Last zu legen, durch die ihre Zeitgenossen sich selbst und die Dichterin über ihre Bedeutung täuschten. Im Grunde bewahrte sie stets das fromme, treue, ehrliche Herz einer Bäuerin, das sich auch in den Zeiten ihres Glanzes nie von den niederen Freunden ihrer Jugend abwendete So stand sie bis an ihr Lebensende mit Mein Hirten in Briefwechsel, mit dem sie einst gemeinsam die Rinder gehütet und zugleich die ersten literarischen Offenbarungen genossen hatte. Obgleich selbst fast immer mit der Roth kämpfend, zögerte sie doch nie, denjenigen beizustehen, deren Bedrängnis; noch größer mar, als die ihre. Solche Charakterzüge aber versöhnen mit manchem Abstoßenden in dem Leben einer Frau, die einer wirklichen Schlechtigkeit durchaus unfähig mar.

Die Arbeiterschutzgesetzgebung im deutschen Reiche.

von

Ludwig Luid.
— Mainz. —

j,o thätig sich die Gesetzgebung des deutschen Reiches seit dem Erlaß der unvergehlichen Botschaft Kaiser Wilhelm I. vom 17. November 1881 auf dein Gebiete des Arbeiterversicherungsrechtes zeigte, so untlMig blieb sie auf dein Gebiete des Arbeiterschutzes; die wiederholt seitens des Reichstags mit gröszter Stimmenmehrheit an den Reichskanzler gerichteten Wünsche, Gesetzentwürfe zum bessereu Schutze der Frauen- und Kinderarbeit, sowie zur Einführung von Gewerbegcrichten vorzulegen, die sich init der Entscheidung der gewerblichen Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Arbeitgebern beschäftigen sollten, fanden, solange Fürst Bismarck das Reichskanzleramt verwaltete, keine Berücksichtigung. Der grosze Staatsmann befürchtete von einer Erweiterung des Arbeiterschutzrechtes eine Gefährdung jder Leistungs- und Concurrenzfähigkeit der deutschen Industrie auf dem Weltmärkte, er war der Ansicht, daß das Reich für die Beschäftigung der Arbeiter unmöglich engere Grenzen ziehen könne wie andere Staaten, wenn es nicht der deutschen Industrie den Wettbeiverb mit der englischen und französischen unmöglich machen wolle. Den Abschluß internationaler Verträge über die der Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft zu setzenden Schranken hielt Fürst Bismarck für unmöglich ^und stand dieserhalb allen Anregungen, welche den Zusammentritt einer Conferenz von Bevollmächtigten der Industriestaaten behufs Berathung der bei der Fabrikgesetzgebung zn beobachtenden Hauptgrnndsätze zum Inhalte

hatten, kühl gegenüber. Diese Haltung des großen Staatsmannes war die Ursache dafür, daß die Reichsgesetzgebung auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes gar keine Fortschritte machte und hinter den Gesetzgebungen anderer Staaten ganz erheblich zurückblieb. Während Deutschland in Ansehimg der Arbeiterversicherung alle übrigen Staaten weit, weit überflügelte und das Banner der Socialreform mit Stolz in weithin sichtbarer Weise entfaltete, ließ es ans dein Felde des Arbeiterschutzes Oesterreich, der Schweiz und Großbritannien der Vorrang. Die Erlasse des Kaisers vom Januar 1890 an den Reichskanzler und den preußischen Handelsminister bekundeten, daß die bisherige Stagnation der Arbeitsschutzgesetzgebung ihr Ende finden solle; der Kaiser betonte in denselben die unbedingte Nothwendigkeit, für einen besseren und wirksameren Schutz des Arbeiters gegenüber dem Arbeitgeber Sorge zu tragen und anerkannte, daß der geltende Rechtszustand den berechtigten Ansprüchen nicht genüge. Der Zusammentritt der internationalen Conferenz in Berlin, welche sich mit der Berathung der wichtigsten Fragen des Arbeiterschutzrechtes befaßte, zeigte, daß das Zustandekommen einer Einigung verschiedener Staaten auch in diesen Fragen nicht zu den Unmöglichkeiten zu zählen sei, so groß auch immer die Schwierigkeiten sein mochten, welche demselben entgegenstehen. Nachdem durch den Rücktritt des Fürsten Bismarck von dem Reichskanzleramt die Abneigung der verbündeten Regierungen gegen den Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung den größten Theil ihrer Bedeutung verloren hatte, war zu hoffen, daß Deutschland sich nunmehr eifrigst bemühen werde, das Versäumte gut zu machen und für einen ausreichenden Schutz des Arbeiters Sorge zu tragen. Diese Ermartnng wurde nicht getäuscht, schon am kZ. Mai 1890 gingen dem Reichstage zwei Gesetzentwürfe zu, von denen der eine die Einführung der Gewerbegerichte, der andere eine einschneidende Abänderung des Titels VII, sowie verschiedener anderer Bestimmungen der deutschen Gewerbeordnung zum Gegenstand hatte. Der Gesetzentwurs über die Gemerbegerichte verursachte keine erheblichen Schwierigkeiten, die Mehrheit des Reichstags einigte sich über denselben unschwer mit den verbündeten Regierungen, so daß derselbe schon am 29. Juli 1890 als Reichsgesetz verkündet werden konnte. Wesentlich anders stand es mit der Novelle zu der Gewerbeordnung, dieselbe wurde in breiten und sehr einflußreichen Schichten der Bevölkerung in sehr ungünstiger, ja vielfach sogar in höchst abfälliger Weise beurtheilt, ein Theil der Industriellen sah in ihren Bestimmungen den Versuch, die Grundlagen der Autorität des Arbeitgebers zu erschüttern und bezeichnete die Vorschriften über die Frauen- und Kinderarbeit sowie über die Fabrikordnungen als unannehmbar, die Socialdemokraten erklärten dem gegenüber, daß der Entwurf die Lage der Arbeiter nicht nur nicht verbessere, sondern im Gegentheil verschlechtere und mit seinen Strafbestimmungen gegen den Vertragsbruch einen Ersatz für das in Fortfall gekommene Socialistengesetz bilde. Die ruhige und objective Beurtheilung hatte gegenüber solchen den einseitigen Jnteressenstcmdvunkt vertretenden An-

schauungen Mühe sich Gehör zu verschaffen; die Berathungen der Novelle nahmen fast ein volles Jahr in Anspruch und erst am 1. Juni 1891 konnte dieselbe als Reichsgesetz verkündigt werden; bei der Schlußnbstimmung erklärten alle politischen'Parteien ihre Zustimmung zu dem besetze mit alleiniger Ausnahme der Socialdemokraten. Durch diese beiden Gesetze hat das deutsche Reich seinen Rechtszustand in Ansehung des Arbeiterschutzes so erweitert und ausgebildet, das; es sich kühn mit jedem Staate auch in dieser Beziehung messen kann.

Durch das Gesetz vom 27. Juli 1890 werden die Geineinden ermächtigt zur Entscheidimg gewerblicher Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern Gewerbegerichte zu errichten, welche die Zuständigkeit der ordentlichen Gerichte vollständig ausschließen. Die Gewerbegerichte sind mit einem Borsitzenden und mindestens vier Beisitzern besetzt, von welchen zwei dem Stande der Arbeitgeber, zwei dem Stande der Arbeitnehmer angehören; die Beisitzer werden in geheimer und unmittelbarer Wahl durch Arbeitgeber bezw. Arbeitnehmer gewählt, der Borsitzende wird von dem Magistrat oder der Bertretung der Stadt ernannt und von der Verwaltungsbehörde bestätigt.

Das Berfahren bei den Gewerbegerichten ist ein höchst einfaches, es entbehrt der Umständlichkeit und Weitläufigkeit des gewöhnlichen Prozeßverfahrens; die Urtheile der Gemerbegerichte sind nur dann mit der Berufung anfechtbar, wenn sie einen Streitgegenstand betreffen, dessen Werth den Betrag von einhundert Mark übersteigt, im Uebrigen sind sie unangreifbar. Das Gemerbegericht hat aber nicht nur die Aufgabe in Geiverbestreitigkeiten Recht zu sprechen, sondern es ist auch dazu berufen, bei Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitern über die Bedingungen der Fortsetzung oder Wiederaufnahme der Arbeit als Einigungsamt eine vermittelnde Thäligkeit zu entfalten; in dieser seiner Eigenschaft soll das Gewerbegericht dnzn beilragen, daß Ausstände der Arbeiter soweit irgend möglich verhütet, oder, wenn dieselben bereits ausgebrochen sind, alsbald wieder beigelegt werden. Die Erfahrungen, welche man in England mit den EinignngSämtem gemacht Hai haben den deutschen Gesetzgeber veranlaßt, auch sür das Reich eine ähnlich' Einrichtung einznsühre»; ob dieselbe die gleichen Ergebnisse liesern und in demselben Maße zur Förderung des socialen Friedens beitragen wird, wie dies in England der Fall ist, muß allerdings dahingestellt bleiben, da die auf die Dhätigkeit der Gemerbegerichte als Einigungsamt sich beziehenden Borschriften keine besonders glückliche Hand verrathcn. Die Errichtung der Gewerbegerichte hat einerseits den Zweck, den Arbeitern die Rechtsprechung durch ein Gericht zu sichern, das zum Dheil aus ihren Standesgenossen besteht, andererseits aber ihnen eine schleunige und fast kostenlose Justiz zu verschassen: die ,<ienntniß der technischen Verhältnisse, welche bei den Geiverbestreitigkeiten von größter Bedeutung ist, besitzt das Gewerbegericht vermöge seiner Zusammensetzung, so daß es nicht nöthig hat, kostspielige Beweisaufnahmen anzuordnen, nm sich die Fähigkeit zn verschaffen, ein den Sachverhältnissen

in jeder Beziehung entsprechendes Urtheil zu fällen. Das Gesetz wird aus diesen und anderen biründen sicherlich gute Früchte tragen und das Vertrauen der Arbeiter auf die Justiz wieder erhöhen.

Von weit größerer Bedeutung als das Gesetz über die Gcwerbegerichte ist die Novelle zu der Gewerbeordnung; wie so viele Reichsgesetze leidet dieselbe ebenfalls an dem Fehler der schweren Übersichtlichkeit; die Gesetzgebung läßt neben der als Regel anzusehende,», allgemeinen Norm so zahlreiche und erhebliche Ausnahmen in manchen Punkten zu, daß man mitunter sich versucht fühlt, die Regel als Ausnahme und die Ausnahme als Regel zu betrachten; mich die vielen Verweisungen auf andere Gesetzcsstellen, worin der Laie mit Recht ein wahres Vireuz erblickt, fehlen in diesem neuen Gewerbegesetze nicht, überhaupt hat dasselbe von den vielen Fehlern der deutschen Art und Weise Gesetze zu redigiren so gut wie keinen vermieden. Das Gesetz überläßt zwar die Festsetzung der Verhältnisse zwischen dem Arbeiter und Arbeitgeber dein von beiden abzuschließenden Vertrage, hat aber die Ungleichheit, welche tatsächlich zwischen denselben vorhanden ist, in ausreichender Weise berücksichtigt und dieserhalb dem Arbeitgeber eine große Anzahl von Beschränkungen bei Abschluß des Arbeitsvertrags auferlegt.

Die wichtigsten Aenderungen führt die Novelle in Ansehung der Sonn- und Feiertagsarbeit ein; die Beschäftigung von Arbeitern in Bergwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten, Brüchen, Hütteilwerken, Gruben, Fabriken, Werkstätten, Zimmervlätzen, Bauhöfen, Werften, Ziegeleien, sowie an Bauten aller Art ist an Sonn- und Feiertagen nicht gestattet; die Arbeitsruhe beträgt für jeden Sonn- und Festtag vierundzwanzig, für zivci auf einander folgende Festtage sechsunddreißig, sür das. Weihnacht«, Oster- und Pfingstfest achtundvierzig Stunden; die im HandelSgemerbe beschäftigten Personen dürfen am ersten Weihnachts-, Oster- und Pfingsttage überhaupt nicht, im klebrigen an Sonn- und Festtagen nicht länger als fünf Stunden iin Tage zur Arbeit angehalten werden; eine noch weiter gehende Einschränkung der Arbeitszeit dieser Personen ist iin Wege des Erlasses ortsstatutarischer Vorschriften zulässig, wogegen anderseits die Polizeibehörde für einzelne Sonn- und Festtage sowie für die letzten vier Wochen vor Weihnachten eine Vermehrung der Arbeitsstunden gestatten kann; auf zahlreiche Arbeiten und Betriebe finden diese Bestimmungen keine Anwendung, wir heben ins Besondere hervor, daß von der Herrschaft derselben das gesammte Verkehrsgewerbe, das Gast- und Schanlivirthschastsgewerbe ausgenommen ist.

Die Novelle sucht der Zuchtlofigkeit minderjähriger Arbeiter, welche ersahrungsmäßig bei Ausständen und Ausschreitungen eine große Rolle spielen, durch eine Stärkung der elterlichen oder vormundschaftlichen Gewalt entgegenzutreten; zu diesem Behnfe bestimmt sie, daß minderjährige Arbeiter nur beschäftigt werden dürsen, wenn sie im Besitze eines Arbeitsbuches sind. Letzteres hat der Arbeitgeber während der Dauer des Arbeitsverhältnisses zu verwahren und muß er bei Beendigung desselben dem Vater oder Vor-

inund übergeben, wenn dieser es verlangt oder der Arbeiter das sechzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet hat. Demselben Zwecke dient die Vorschrift, daß durch das Statut einer Gemeinde oder eines größeren Verbandes angeordnet werden kann, daß der Lohn minderjähriger Arbeiter an deren Eltern oder Vormünder und nur mit ihrer schriftlichen Genehmigung an die Minderjährigen selbst ausgezahlt werden soll. Dem bereits durch das bisherige Gesetz schon untersagten Trucksystem, d. h. der Unsitte, die Löhne der Arbeiter nicht in Baar, sondern in Waaren auszuzahlen, tritt die Novelle durch verschärfte Vorschriften entgegen, deren Anwendung wohl die gänzliche Beseitigung dieses nicht genug zu verdammenden Uebelstandes ermöglichen wird. Wollen diese Vorschriften den Arbeiter gegen eine illoyale Ausbeutung seitens der Arbeitgebers schützen, so verfolgen andere den Zweck, Letzteren die sorgfältigste Sorge und Aufmerksamkeit behufs Abwehr und Vermeidung aller Gefahren zur Pflicht zu machen, welche der Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter drohen; der Verordnungsgewalt wird durch diese Vorschriften ein sehr erheblicher Spielraum gelassen und dieselben werden erst durch zahlreiche Verordnungen der zuständigen Behörden, welche den Rahmen ausfüllen, einen positiven Inhalt erhalten.

Sehr weitreichenden Inhaltes sind die Neuerungen, welche die Novelle für die Fabrikarbeiter einführt; für jede Fabrik, welche mindestens zwanzig Arbeiter beschäftigt, wird der Erlaß einer Arbeitsordnung mit bestimmtem Inhalte vorgeschrieben; diese Arbeiterordnung bildet die rechtliche Grundlage für das zwischen dem Arbeiter und Arbeitgeber bestehende Arbeitsverhältnis;; vor ihrem Erlaß muh den großjährigen Arbeitern Gelegenheit gegeben werden, sich darüber zu äußern, der Befolgung dieser Vorschrift bedarf es in denjenigen Fabriken nicht, in welchen ein ständiger Arbeiterausschuß vorhanden ist, in diesen genügt die Anhörung des Ausschusses. Die Novelle führt nicht, wie man vielfach vorgeschlagen hat und jetzt in Oesterreich auszuführen iin Begriffe steht, obligatorische Vertretungen der Arbeiterschaft einer jeden Fabrik ein, aber sie enthält einen starken Anreiz zu der Einführung solcher Organe, und es ist nicht zu bezweifeln, daß die Gesetzgebung hiermit einen Weg betreten hat, der des Beifalles aller Derjenigen würdig ist, welche durch friedliche Reform die Lage der Arbeiter verbessern wollen. Die Arbeiterausschüsse sind ein treffliches Mittel, die Harmonie zwischen dem Unternehmer und seinen Arbeitern herzustellen, sie ermöglichen eine gemeinsame Arbeit Beider in den wichtigsten, das Unternehmen berührenden Fragen und fast allenthalben sind die mit ihnen gemachten Erfahrungen derart, daß kein Grund vorliegt, ihre Einführung zu bereuen. Von überaus großer Wichtigkeit in cultureller Beziehung sind die Aenderungen, welche die minder- und Frauenarbeit betreffen; die unerwachsenen und weiblichen Personen waren es zuerst, welchen der Schutz des Staates zu Theil wurde, sie sind es auch, denen der Staat die wirksamste Beschützung zu Theil werden läßt. Das Gesetz verbietet die Be-

schäftigung von Kindern unter dreizehn Jahren, und auch älterer Kinder, sofern sie noch zun? Besuche der Volksschule verpflichtet sind; die Beschäftigung von Kindern unter vierzehn Jahren darf täglich die Dauer von sechs Stunden nicht übersteigen, während die Beschäftigungsdauer der im Alter von vierzehn bis sechszehn Jahren stehenden Personen höchstens zehn Stunden im Tage betragen darf; die Beschäftigung kann nicht zu frühe am Morgen beginnen und darf nicht bis in die tiefe Nacht ausgedehnt werden, der Arbeitgeber muß den Kindern und jugendlichen Leuten regelmäßige Pausen gewähren, deren Dauer in dem Gesetze bestimmt ist.

Weibliche Personen, gleichviel ob verheirathet oder ledig, welche über sechszehn Jahre alt sind, dürfen im Tage höchstens 11 Stunden, an den Tagen vor Tonn- und Feiertagen nur 10 Stunden beschäftigt werden, hiermit hat das Gesetz für weibliche erwachsene Arbeiter den vielbegehrten Marimalarbeitstag eingeführt, ein Punkt von großer, grundsätzlicher und praktischer Bedeutung; für erwachsene männliche Arbeiter hat man den Marimalarbeitstag dagegen abgelehnt, der elfstündige Arbeitstag für weibliche Arbeiter entspricht allerdings nicht dem sozialistischen Programm, welches nicht elf, sondern nur acht Stunden für den Höchstbetrag der täglichen Arbeitszeit erklärt. Arbeiterinnen über sechszehn Jahre, welche ein Hauswesen zu besorgen haben, sind auf ihren Antrag eine halbe Stunde vor der Mittagspause zu entlassen, sosern diese nicht mindestens ein und eine halbe Stunde beträgt; das Gesetz verbietet die Nachtarbeit weiblicher Arbeiter in Fabriken schlechthin und gebietet die Entlassung derselben am Sonnabend, sowie an den Vorabenden der Festtage spätestens um 5V, Uhrdes Nachmittags; endlich ist für Wöchnerinnen eine längere Schonzeit vorgeschrieben, während der ersten vier Wochen nach der Niederkunft dürfen sie überhaupt nicht und während der folgenden zwei Wochen nur auf Grund des Zeugnisses eines avprobirten Arztes beschäftigt werden, welcher die Beschäftigung für zulässig erklärt. Diese Beschränkungen der Beschäftigung weiblicher und jugendlicher Arbeiter können für gewisse Arbeitszmeige außer Kraft gesetzt werden, anderseits ist dem Bundesrathe die Ermächtigung gegeben, die Verwendung von Arbeiterinnen und jugendlichen Arbeitern für solche Fabrikationszweige, welche mit besonderen Gefahren für Gesundheit oder Sittlichkeit verbunden sind, gänzlich zu untersagen oder von besonderen Bestimmungen abhängig zu machen. Die Novelle hat es aber nicht für erschöpfend erachtet, Vorschriften zum Schutze der Arbeiter zu erlassen, sondern sie glaubte auch davon nicht absehen zu sollen, den Arbeitgebern den Schutz zu gewähren, auf den auch sie einen berechtigten Anspruch besitzen, „die Arbeitgeber können Theilbeträge des Lohnes zur Sicherung für den Fall der rechtswidrigen Auflösung des Arbeitsverhältnisses zurückbehalten, jedoch darf der Gesmnmtbetrag der zurückgehaltenen Summen den Betrag des durchschnittlichen Wochenlohnes nicht übersteigen, ebenso kann sich der Arbeitgeber, welcher mindestens 20 Arbeiter beschäftigt, für diesen Fall die Verwirkung des rückständigen Lohnes bis zu derselben Höhe ans-

bedingen, endlich giebt das Gesetz für den Fall des Vertragsbruchs dem Arbeitgeber einen Entschädigungsanspruch für höchstens eine Woche, welcher an den Nachweis des Schadens nicht gebunden ist; die Entschädigung besteht in dein Betrage des ortsüblichen Tagelohnes. Weitere, von den verbündeten Regierungen zum Schutze des Arbeitgebers geinachten Vorschläge, welche eine strenge Bestrafung der Aufforderung zur Arbeitseinstellung und zum Vertragsbruch zum Gegenstände hatte, lehnte der Reichstag mit Recht ab; die Annahme derselben hätte zwar das reichsgesetzlich seit langer Zeit den Arbeitern gewährleistete C?alitionSrecht nicht geradezu beseitigt, aber doch tatsächlich zum guten Theile illusorisch gemacht, ein Bedürfnis; zur Erweiterung des Strafrechtes im Sinne dieser Vorschläge konnte um so weniger anerkannt werden, als die Aufforderung, sowohl zur Arbeitseinstellung, wie zum Vertragsbruch unter Umständen anf Grund anderer Bestimmungen bestraft werden kann.

Wir glauben in den vorstehenden Bemerkungen den Hauptinhalt der in der Novelle vom 1. Juni 1891 enthaltenen Reform der deutschen Arbeiterrechte, hervorgehoben zu haben, so das; der ^eser von der Bedeutung und Tragweite derselben sich wohl eine zutreffende Vorstellung zu machen in der Lage ist. Es giebt zur Zeit wenig Staaten, deren Arbeiterschutzrecht noch weiter geht als das Seutsche und wir dürfen eS wohl behaupten, das; Deutschland nunmehr in die Vorderreihe derjenigen Culturstaaten eingetreten ist, welche dem Arbeiterschutz ihre Thätigkeit und Aufmerksamkeit zuwenden. Wenn wir die deutsche Gesetzgebung mit der Gesetzgebung Englands vergleichen, w.'lche bereits seit mehr als einem Menschenalter der AuSnützung der menschlichen Arbeitskraft gesetzliche Schranken zieht, so werden wir finden, daß in manchen Punkten das englische Recht zwar noch weiter geht als das deutsche, daß aber im Großen uud Ganzen letzters für den Schutz der Arbeiter zweifellos mehr thut als ersteres; mir dürfen auch nicht vergessen, daß in Teutschland die besetze streng und unerbittlich ausgeführt werden, was in anderen Ländern, England nicht ausgenommen, nicht der Fall ist. Nur die Schweiz hat eine noch weitergehende Arbeitsgesetzgebung als Teutschland, die Schweiz ist aber auch kein Industriestaat wie das deutsche Reich, sie ist nicht, wie dieses, an dem Welthandel betheiligt nnd braucht beschall' auf die ProductionSbedingungen in anderen Ländern nicht die gleiche Rücksicht zu nehmen. Gewiß ist auch jetzt noch das deutsche Recht weit davon entfernt, dm? Ideal eines ArbeiterschutzrechteS zu gleichen, allein der Besitz des Ideals ist einem Volke nnr selten vergönnt und nur derjenige könnte den gemalten Fortschritt, welcher durch die Novelle für die Entwicklung der Arbeiterverhältnisse, erreicht ist, verkennen,' welcher aus das Gute verzichtet, weil er das Idealbild nicht erreichen kann. Tic fast einstimmige Annahme, welche die Novelle schließlich seitens des deutschen Reichstags gefunden hat, beweist zur Genüge, das; alle Parteien in ihr ein Gesetz erblicken, das uns einen grosten Schritt weiter auf dem Wege führt, der uns dem hohen Ziele entgegenbringt, die Männer

der schwieligen Faust, die Annen und Enterbten mit den bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen auszusöhnen. Für jene Thoren und Schwärmer, welche alles Heil in der Verwirklichung des von Bellammi) geschilderten Gesellschaftszustandes erblickten, mag der Werth dieser neuesten Sozialgesetze des deutschen Reiches ein recht geringfügiger sein, für alle Männer und Frauen aber, welche noch zwischen Vernunft und Phantasie, zwischen Wirklichkeit und Traum zu unterscheiden wissen, m!rd die Bedeutung derselben keiner weiteren Ausführung bedürfen.

Ein geistvoller Schriftsteller unserer Zeit, Albert Lange, der Geschichtschreiber des Materialismus, hat einmal den Gedanken ausgesprochen, das; eine Gesellschaft sich nur dadurch das Recht auf ihre Existenz wahre, das; sie unablässiig sich bemühe, ihr Recht den veränderten Verhältnissen anzupassen; wenn dieses Wort wahr ist, so darf die deutsche Gesellschaft zu Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts den Anspruch darauf erheben, daß sie von ihm vollständig durchdrungen ist und sich in ihren Handlungen auch durchaus nach seinem Inhalt richtet; welcher Gegensatz zu dem Verhalten der besitzenden Gesellschaft des sucien rö^ime, die nur darauf bedacht war, ihre Vorrechte und Interessen zu bewahren und den Annen und Elenden in seiner Niedrigkeit und Verwahrlosung zu belassen!

Die Königstochter von Portugal.

Novelle,

von

Adalbert Meinharde

— Hamburg. —

Frawengemutd und rosenbletter.
Herengunst, Apiillenwetter,
Rob. wurffel und sedersvill.
Berken, sich o>k, wer'« merken will.

Zimmerische ShromI, Band IV.

z waren nach des alten Grafen von Werdenberg Tode, — „dann er starb am fünften tag des Maien im jar als man zallt 1111," — so berichtet dieselbe Chronik, der ich obiges Verslein entnahm, — unter den jungen Söhnen desselben mancherlei Zroistigkeiten entstanden. Der Vater nämlich hatte dem zweiten, Grafen Albrechten, seinem Liebling, den Besitz der Herrschaft verheißen. Nun erhoben die beiden anderen auch ihre Ansprüche an das Erbe. Eine ganze Reihe von Freunden, Nitterbürtigen und Grasen aus dem Rheinthal, schweizer- sowie schwäbischerseits, kamen deshalb auf einen gemeinsamen Tag in die Stadt zu Constanz geritten, gut zu berathen und besser zu trinken. Da baben sie denn, nach weiser Schiedsrichter uralter Gewohnheit, sich dahin geeinigt, daß von den Dreien einstweilen keiner die werdenbergischen Lande und Rechte erhalten solle. Ein verläßlicher Mann, der Herr Jacob von Altstetten, wurde zum Vogt bestellt. Alles sparsam zu verwalten, bis der Brüder Forderungen aus den Einkünften befriedigt sein würden. So lange verblieb der älteste, Graf Heinrich auf der Herrschaft seiner Gattin, einer Gräsin von Sonnenberg sitzen und regierte dort wohlgemut!) weiter. Desgleichen that der jüngste, Graf Ulrich, dem eine reichbe-

gitterte Erbin, Gräfin von Kirchperg und Wullenstetten schon jung zur Ehe gegeben morden. Der mittlere aber, Graf Albrecht eben, mar annoch unbeweibt. Er fand sich alfo, wenngleich mit der Aussicht, daß dereinst ihm Alles gehören solle, jetzund ohne Burghof noch Lande.

Graf Albrecht hatte seinen Vater gar herzlich geliebt. Dessen sorgende Aengstlichkeit aber, die ihn kaum aus den Augen gelassen, ihn behindert hatte seine Kräfte, wie andere Junker im Kampf zu erproben, die war ihm zu Zeiten beschwerlich gefallen. So behagte denn der Entscheid, welcher ihn gleichsam des Landes vermies, ihm gar nicht so übel. Also durfte er mit gutem Gewissen sich rüsten der heimischen Liebe und Aufsicht aller seiner Anverwandten zu entgehen und dahin zu verreiten, wie er längst schon sich gesehnt, wo es zur Zeit grade einen Krieg gab, in welchem ein Mann sich bewähren konnte. Und das mar iin Lande zu Portugal.

Am liebsten märe er ganz alleine davongezogen. Aber alle die Sippen und Magen, besonders die Weiber des vieledlen Hauses, die sprachen dagegen. Nicht daß die Seinen ihm mißtraut hätten. Sie liebten ihn so inniglich, daß sie Alle meinten, die Hörigen selbst und die alten Diener, ihre Ergebenheit ihm beweisen zu müssen, indem sie um sein Wohlergehn sorgten. So er von der gefahrvollen Reise nicht lassen wolle, also mahnten sie und baten, müsse er zumindest einen verläßlichen, tapferen Genossen, einen vom Adel mit sich nehmen, ihnen zum Tröste, sich selber zum Schutz. Zu einem solchen Begleiter und Mentor schlugen sie ihm Herrn Marquardts« von Altstetten vor, des Vogts von Werdenberg ältesten Sohn. Da dieser aber des Grafen Albrecht guter Freund mar, und da zudem das Jasagen leicht ist, ein „Nein" aber unter die Worte zählt, welche Leuten von unseres jungen Helden Gemüthsart am aller-, allerschmersten fallen auszusprechen, so ergab er sich drein und hieß jenen mitgehen.

Die beiden jungen Kämpen waren aber kaum auf Sehweite von dem alten Schloß Werdenberg fortgeritten, da wandte Graf Albrecht sich im Sattel, winkte den Knechten zurückzubleiben, legte die stahlbehandschuhte Rechte dem älteren Freunde auf seinen Arm und sagte: „So, Du bist mein Gefolgsmann und ich bin der Herr. Als solcher gebiete ich Dir von Stund an mich nur mehr Junker Albrecht zu nennen, nichts mehr und nichts minder. Ich will als ein Kriegsmann streiten wie Du, ich denke mir Ruhm und Ehre zu holen. Also bin ich Deinesgleichen. Weder als Deinem Herrn darsst Du mehr mir dienen, noch als verwöhntes Grafensöhnlein mich bevormunden und hüten. Das sollst Du, begehre ich, mir geloben, bei Deiner Treu."

Der von Altstetten, auferzogen im Nespect vor seines Vaters künftigen: Lehnsherrn, mußte gehorchen, er konnte nicht anders. So streckte er seine Schwurfiliger aus: „So wahr ich Euer getreuer Mann bin! — ich will's verschweigen und auch vergessen, daß Ihr der Graf seid und mein Herr." Damit mar jener mohl zufrieden.

Guten Muthes ritten sie fürbaß und sandten nach wenigen Tagereisen

Adalbert Meinhard! in Hamburg,
die alten werdenbergischen Knechte zurück in die Heimat. Die sie zur Bedienung ihrer Rosse und als Wegweiser weiterhin mit sich nahmen, die fremden Leute mußten nicht anders, als daß die beiden jungen Herren einander gleich seien au Stand und an Herkunft.

Wie alsdann die Reise fürder gegangen, ob zu Land durch Frankreich und Hispanien, ob die Herren ein Meerschiff bestiegen und welcher Gestalt ihre Ankunft in Portugal geschah, darüber weiß ich nichts Genaueres zu berichten. Der Chronist geht über solche Nebensachen kurz hinweg. Es dünkt ihn wohl als sei daran wenig der „gedachtnuö" würdig, indem er als selbstverständlich annimmt, man werde in allen künftigen Tagen nicht anders reisen, denn zu seiner Zeit. Nun, soviel steht fest: — sie sind hingekommen, lind also wollen wir um das Wie uns auch nicht weiter viel Sorgen machen.

An dem Hofe von Portugal empfing man die beiden Herren mit Freuden. Deutsche Arme und deutsche Hiebe konnte man dort zum Kampf mit den Mauren gerade derzeit besonders gut brauchen. Wes; Standes oder Namens sie wären, fragte sie niemand. Ob sie ihr Schwert zu führen verstanden, — darauf kam es an. Nur des Königs bejahrter Truchseß, ein braver Schwabe, Herr Oswald von Hatstat geheißen, der erkundete alsbald, nachdem er die nenen Heimatsgenossen mit väterlicher Freundschaft empfangen, des Grafen Herkunft. Weilte er gleich schon so lang in der Fremde, daß ihm Sprache wie Landessitten vertraut geworden, alle adeligen Geschlechte, daheim, auf und ab, so weit der Rhein fließt, die kannte er noch wohl. Man hätte ihn darin nicht täuschen können. Aber auch er, nachdem er Alles von Grund aus erfahren, gelobte zu schweigen.

Herr Oswald hätte dem jungen Grafen gern mehr, gern alles, was dieser nur gefordert hätte, zu Liebe gethan. Denn es ging dem Alten das Herz auf und die Thränen traten ihm in die Augen, da er den Werdenberger ersah. Just so blühend, so blond gelockt, so stolz geartet, mar seiner Schwester Kind gewesen, der feine Knabe, den vor mehr denn zehn Jahren er mit sich auf die Fahrt genommen. Man hatte dazumal ihn in des Königs Frauenzimmer als Pagen gethan. Aber da er herangewachsen, begehrte das junge muthige Blut nach Kampf und Ehr'. An Herrn Oswaidens Seite ritt er hinaus. Und da er lieimkam und da er gesiegt, knüpfte des Königs Töchterlein, dein er vorher die Schleppe getragen, mit den eigenen schneeweißen Händen ihre Farben zum Dank ihm an feine Helmzier fest. Er ist darauf nochmals von dannen gezogen, ohne den König, ohne den Oheim, ohne genügende Bedeckung. Und seitdem, es waren nun auch wohl an zwei Jahre schon darüber hingegangen, hat man ilm nimmer gesehen.

Der gute Truchseß, da er jenes gedachte, wischte sich mit seinem Lederhandschuh die Thränen fort. Er klopfte den, jnngen Grafen die Schulter:

„Herr Albrecht, Herr Albrecht, laßt mich nur sorgen. Ihr werdet mir den Verlorenen ersetzen. Es soll Euch nicht schlecht ergehen hier am Hof."
Also war denn im fernen Lande Portugal dem jungen Kämpen alsbald wieder zu Theil geworden, was er für alle Zeit daheim auf Werdenberg zu lassen gemeint: die liebevoll ängstlich sorgende Aufsicht. Er war schon drauf und dran geradenwegs zu dem Emir von Badajoz hinüber zu sprengen, nur frei zu sein von sothaner Obhut. Aber, zum Ersten: wer bürgte ihm, daß nicht dort drüben, in dem Lager der Chriftenfeinde sich auch so ein guter Schwabe fände, der ihn allsogleich in sein Herz schließen würde? Der deutschen und gar der rheinischen Ritter gab es derzeit schier überall, wo Kampf und Krieg mar, dort so wie hier. Und dann zu zweit: bevor er noch daran gehen konnte, solchen frevlerischen Gedanken auszuführen, da hieß es: kämpfen! Darob vergaß er ein jedes andere Gelüsten. Er rüstete sich und ritt auf die Feinde, froh ivie zum Fest. Ob er sich brav hielt, braucht Keiner zu fragen.
Da das Heer siegreich zurückgekehrt war, da wurde er vor den König berufen. Bescheidentlich stand er vor dein Throne und hörte sein Lob an und freute sich dessen. Der erste Ruhm, den man sich erstritten, thut wunder-gut. Während aber der edle Fürst huldreich also zu ihm sprach, mährend der gute, alte Truchseß bedächtiglich mit langsamen Worten die fremde Rede in's Deutsche umsetzte, lehnte auf dein Thronsitz neben dem König, unter dem goldenen Baldachin ein holdselig Kind. Das neckte sich mit einem Wind-spiel und achtete nicht was jene sprachen. Ihre langen, goldhellen Haare warf sie lachend dein Hunde entgegen und bog sich zurück, sie ihm entziehend und streichelte ihn und schlug ihn ein wenig und versuchte ihn zu lehren, wie er ihr die Hand küssen solle. Doch da das Hündlein, das Spiel miß-verstehend nach ihren feinen Fingern schnappte und zubeißen wollte, da ward das Jungfräulein ungehalten. Sie riß von ihrem weißen Halse eine ihrer Silberketten und peitschte das Thier, daß es laut aufbeulte. Der König und sein Hofgesind ließen von dem Spiel sich nicht stören. Der junge wackere Deutsche aber, der war ein Freund aller lebenden Creatur. Ihn erbarmte des Hundes. Und da sie noch ein paar jähe Streiche mit ihrem spitzigen Perlgestränge nach dem winselnden Thier geführt, da mochte er es nicht länger sehen. Er wandte sich, ohne vieles Bedenken, trat hinzu nnd nahm dem Mägdlein ihr Schmuckgehänge aus der Hand.
Als habe sich Ungeheueres ereignet, so schwiegen Alle rings im Saale. Der König selbst stockte inmitten der feierlichen Rede. Die Ritter und die Damen starrten den Kühnen an, mit angehaltenem Athein, erwartend, was nun geschehen werde. Am meisten aber, schier mehr denn sie Alle, schien das junge Prinzeßlein erschrocken. Sie stand einen Augenblick wie gelähmt. Doch dann zog ein dunkel Erröthen ihr über die Wangen, sie bückte sich nieder zu ihrem Windspiel, hob's auf den Arm, beruhigte es freundlich, trug es hin bis zu dem Deutschen und hieß es ihm die Pfote reichen. Dazu

nickte sie selber ihm zu, mit ernsthaften Augen und sagte halblaut ein paar rasche Worte.
Und die Ritter und die Damen athmeten auf, wie nach überstandener Lebensgefahr.
Herr Albrecht — seinen Grafentitel hatte er mit den deutschen Kleidern zusammen in ein Bündel gethan und von sich gelegt — Herr Albrecht also, hat von Stund' an nicht mehr daran gedacht, aus dem Lande Portugal zu verreiten. Er blieb bei dem König als dessen Mann und ergebener Diener.
Und eben wie er that der von Altstetten, sein Fahrtgenoß und ließ sich's wohl sein im schönen Süden. Nur in einein, für einen guten Alemannen schier halsbrecherischen Unternehmen konnte dieser seinen? Lehnsherrn und Vorgesetzten ganz unmöglich Gefolgschaft leisten. Und das war die Erlernung dieser verzwackt romanischen Sprache mit ihren arabischen Einschiebseln, wie man derzeit sie hier zu Land sprach.
Den Truchseß aber, den guten Herrn Oswald erfreute auch dieses Beginnen Herrn Albrechts. Just ebenso hatte sein armer, verschollener Liebling, der junge Arbogast von Andloiv sich gemüht, gleich zu Anfang seines Hierseins die fremden Leute zu bemeistern. Und just so tapfer, wie er später gegen die Ungläubigen gestritten, so unentwegt, war er auch der Sprache zu Leibe gegangen, also daß binnen Halbjahresfrist er sie fast so leichtlich gehandhabt, wie seine eigene.
Herrn Albrechten freilich mar es wenig darum zu thun es dem Arbogast nachzumachen, dessen Namen er zur Ermüdung oft hören mußte. Der junge Page, von bescheidener Abkunft, wie er war, angemiesen an eines Fürsten Hof für sein Leben zu dienen, hatte sich mit dem Gesinde im Frauenzimmer wohl oder übel, verständigen müssen. Der stolze Werdenberger hingegen, der pslag der Unterhaltung nur mit seinen adeligen Landsgenossen. Um die Maurenhunde zu schlagen bedurfte er des Schwertes, doch keiner Worte. Es waren einzig ein paar kleine, kurze Sätze, die wollte er verstehen. Und er vertraute sie keinem Menschen, doch sagte er sie selber sich heimlich oft vor. Denn es hatte das Prinzeßlein, jenes Tages, da sie mit dem Windspiel auf ihrem Arme vor ihm gestanden, sie gesprochen. Und sie hatte, Schweigen gebietend, ihren Finger an die feinen Lippen gelegt.
Als nunmehr Herr Albrecht, nach einem und dem anderen Monat mühseliger Arbeit so weit vorangedrungen war, um ein wenig begreifen zu können, was sagten da die vielholden Worte, die er so lang im Gedächtnis; getragen? — „Herr Ritter, Euch kann ich vertrauen, Ihr sollt mir ein Freund sein, ich will mit Euch sprechen. —"
Um das zu ermöglichen mußte Herr Albrecht weiter studieren, so schwer es ihm siel. Denn das junge blonde Prinzeßlein mar es gewohnt, daß man that, was sie begehrte.
Der König hatte dereinst sein Weib nach einem Jahr der Ehe verloren.
Die war so zauberschön gewesen, daß die Leute wohl gemunkelt, sie sei aus

Feenland gekommen. Nun sie zurückgekehrt dorthin, blieb ihr einzig Töchterlein des Vaters Schmerzenskind und sein Liebling. Er überhäufte sie mit Geschenken; so er den Feinden Beute abnahm, brachte er ihr das Allerbeste, an Edelsteinen und köstlichen Stoffen, was er irgend zu finden mußte. Was sie wollte, das geschah, was sie sagte, galt dem Gesetz gleich. Bei Hofe, wie im ganzen Lande herrschte Sonnenschein und Regenwetter, je nachdem sie lachte, oder nicht. Wer ihr mißfiel, der mußte es büßen. Aber wem sie wohl gesinnt war, dem erging's gut, der brauchte im Leben sich nicht mehr zu sorgen.

Weil sie aber, wie man sagte, mit dem weißen, feinen Gesichtchen, mit ihren goldhellen, langen Haaren der todten Mutter so ähnlich geworden, und weil ihre holde Lieblichkeit des Königs Labsal war, seines Alters einzige Freude, so mochte er sie nimmer missen. Ein und der andere fremde Fürst, von dein Ruf ihrer Schönheit gelockt, hatte ihrer Hand schon begehrt. Aber der König gönnte sie keinem. Mit Schimpf und Hohn schickte er die Herren fort. Und das Fräulein, obwohl sie jetzt schon ihr fünfzehntes Jahr erreicht und obwohl es an der Zeit gewesen wäre, daß man ihr einen Gatten gesellt hätte, ließ es geschehen. Wenn sie einmal einen wolle, sprach sie kecklich zu ihrem Herrn Vater, würde sie den Gemahl sich schon nehmen, der ihr gefiele. — Und so oft wieder ein schmucker Prinz, der ob ihres Anblicks den Kopf verloren, traurig von dcmnen reiten mußte, lachte sie seiner noch obendrein.

Da nun Herr Albrecht sich mit dem Erlernen der Sprache noch quälte und Woche um Woche verstreichen ließ, sie nach ihrem Begehren zu fragen da ward die Königsmaid ungeduldig. Es seien der deutschen Herren und Ritter jetzt so viele hier im Lande, so sagte sie ihrem Vater, dem König, daß es ihr nützlich scheine und richtig deren Rede zu verstehen. Worauf der edle Fürst alsbald Herrn Oswalden, den alten Truchseß, ihr zum Meister bestellte. Aber in der ersten Lehrstunde schon, bei dem ersten deutschen Worte, das er ihr vorsprach, mußte sie lachen. Am zweiten Tage, da er ihr in dem, was sie zu sagen versuchte, einen Fehler aufweisen wollte, da lachte sie wieder. Der ehrsame Herr wagte fortan nicht mehr sie zu tadeln, noch zu verbessern. Das Königstöchterlein lachte dennoch. Und nach etwelchen weitern Lectionen erklärte sie ganz trotzig dem Vater: nein, mit solchem alten Schwachkopf als Lehrherrn, der sich vor seiner Schülerin fürchte, werde sie all' ihr Lebtag nichts lernen. Sie müsse einen zum Meister haben, der aufrichtig und streng sei. So zum Beispiel den blonden Herrn Albrccht.

Nun mar es gegen alle Sitte und jegliches Herkommen hier bei Hofe, imß man unter das Frauenzimmer einen jungen Kriegsmann einließ. Aber das Fräulein hatte gesprochen. Und der König erfreute sie gem. Und Herr Oswald sollte auch fürder, als grauhaariger Ehrenmächter ihre Lehrstunden überwachen. So geschah ihr, wie stets, ihr Wille. Da also Herr Albrecht, der blonde Deutsche das Königskind unterrichten sollte, führten der König und sein Truchseß ihn zu ihr ein.

Sie saß auf einem offenen Söller, mit dem Blick ans das Meer und die Gärten. Hinter ihreni erhöhten Sessel stand ihre alte Mohrenamme, die schwang an silbernen Ketten ein Rauchgefäßchen, dein leise Wohlgerüche entstiegen. Zu ihren Füßen saß ihr Fräulein und schlug die Laute zuni Gesänge. Und die Prinzessin schaute hinaus in die blaue Ferne und hörte nicht, was jene spielte, noch wie die Edeldamen im Kreise leise, liebliche Lieder sangen. Da aber der Ritter vor sie hintrat, wandte sie langsam den Kopf herum.

„Ich will deutsch lernen," sprach sie zu ihm, „so Ihr, Herr, mich lehren wollet."

Da verneigte sich Herr Albrecht nach höftscher Weise und begann, sd gut er es tonnte in ihrer Sprache, sie seiner übergroßen Bereitschaft und seiner geringen Befähigung zu sothauem Ehrenamte zu versichern.

Sie aber runzelte ein wenig die feinen Brauen. „Laßt das. Das klingt wie Herrn Oswaldens Rede. Ich mag's nicht hören, ich will lernen. Fangen wir gleich an. Wie heißt: ich will?" — Das war nämlich das eine und Haupt-Wort, welches diesem jungen Prinzeßlein in jedweder Sprache zu wissen noth schien.

Herr Albrecht gab ihr bedächtig zur Antwort: „Das erste, was ein jeder Deutscher, und vor Allem jeder Schüler zu lernen hat, heißt: ich will gehorchen."

Sie lachte. „Ah, ich verstehe. Ihr befürchtet, sehr merther Meister, daß ich Euch so wenig gehorsamen werde, wie Eurem Vorgänger hier in dem Amte. Wohl, wartet es ab. So Ihr zum erstenmal unzufrieden mit Eurer Schülerin sein werdet, gebe ich Euch im Voraus Urlaub davonzugehen. Was aber diese Sprache betrifft, ich dachte bisher das Wichtigste, was sie Euch Deutsche lehrt, das sei der Satz: Ich will Treue üben."

Da hob Herr Albrecht stolz sein Haupt: „Das braucht ein Deutscher nicht zu lernen. Es liegt ihm im Blut, es wird mit ihm geboren, er weiß es eh' er noch reden kann und vergißt es auch nicht im Tode!"

Und das Prinzeßlein senkte die Wimpern und blickte eine Weile zu Boden. ,,Wohl," sagte sie dann, „das gefällt mir; auch ich will treu sein und bleiben." — Damit kehrte sie ihre Augen wieder zu dem Meere draußen. „Ich habe genug gelernt für heute. Auf morgen." Und sie winkte der alten Mohrin, daß sie den Ritter hinaus geleite.

Also kam denn der tapfere Herr Albrecht am nächsten Tage und jeden ferneren, welchen der Herr werden ließ, von dem alten Truchseh begleitet zu ihr, in ihren Saal. Er durfte vor ihr stehen, sie anschauen, sie reden und auch lachen hören. Er war ein gewissenhafter Meister nnd lehrte sie, so gut er <s wußte. Was er dabei lernte, ist unschwer zu rathen.

Wie wundergut aber ein so zartes Fräulein, wenn sie's nur will, solche schwere Kunst bezwingt, die einem sieggewohnten Ritter Kopfzerbrechen und bittere Noth macht, darüber staunte vor Allem Herr Oswald. War der

Werdenberger auch nicht ein sonderlich geübter Meister, so hielt die Prinzessin desto getrenlicher ilim ihr Versprechen, daß sie gehorsam sein wolle und fleißig. Wenn er ihr etwas vorsagte, dann hing ihr Blick an seinen Lippen und sie sprach eS ihm nach, in demselben Tone. Stellte er ihr eine Aufgabe zu lernen, so hatte sie die bis zun. Morgen bezwungen. Machte sie dennoch einmal einen Fehler — er brauchte kaum mit der Wimper zu zucken, sie merkte es gleich und bat ihn wohl gar noch um Vergebung. Und da er sie lobte, zum ersten Male — er hatte ihr das Wort geben müssen, es nicht zu thun, bis er's ehrlich thun konnte, — da schaute sie ihn so stolz an, so freudig, daß alle die güldenen Ehrenketten, welche der König, ihr Vater, ertheiite, ihm gegen den Dank nur wie Tand scheinen mußten.
Zwar der Königsmaid erste Dame, eine Jungfrau aus edlem Geblüte, schwarzhaarig, mit dunkeln, dunkeln Augen, um weniges älter nur als die Herrin und deren Genossin bei jedwedem Thun, die lernte schier rascher noch. Manches Mal mußte sie ganze Sätze, die der Lehrer noch nie gesagt. Der Truchseß meinte, das könnte nimmer so mit richtigen Dingen zugehen. Aber Herr Albrecht bemerkte es kaum. Er hatte seiner Sinne keinen für Andere frei, denn für die Eine. Und wenn er auf die Femde ritt und wenn er im Turniere kämpfte und wenn er siegte, und selbst wenn er still auf seinem Bette lag, neben Herrn Marguardten, der bieder schnarchte, — er dachte immer nur an sie.
Weshalb denn auch nicht? Einmal mußte doch ihr Vater sich entschließen, sie zu vermählen. Würde er dann nicht am ersten den zu seinem Eidam erkiesen wollen, der ihm getreulich beigestanden, sein Land und Reich von den Feinden zu säubern? Und war sie gleich ein Königslind, er hieß dafür ein Werdenberger! Wie aber die Grafen dieses Namens derzeit vom Nheines-ursprung an, in den graueu Nhäterfelsen, bis hinab an den Bodensee und weiter, so weit nur der grüne Strom fließt, ja in allen deutschen Gaueu, in Ansehen standen, davon mochte wohl die Kunde selbst bis hierher ge-drungen sein. Zwar vorerst war er, hier bei Hofe, ans feinen eigenen Wunsch und Willen, nicht Graf, nicht ein regierender Herr, war nnr der Albrecht, des Königs Mann. Doch machte ihm das just besondere Freude. So es Zeit mar, wollte er sich nennen. Daß ihm dann Alles gelingen müsse. Alles zufallen, deß er begehrte, daran kam ihm nicht einmal ein Zweifel.
Da aber fein sorgsamer Genoß, der Marguart von Altstetten ihn warnen wollte, daß er nicht hier in fremdem Lande in gefahrvolle Liebes-händel sich verstricken lasse, da sprach zu ihm der gute Truchseß, Herr Oswald, der es gleichfalls bemerkt, wie weltvcrsunken Herr Albrccht einberging: „Gerade so blickte mein Arbogast drein, gerade so verliebt und verträumt. Ich weis, so wenig, welche schwarzhaarig, schlanke Maid in: Frauenzimmer es ihm angethan hatte, wie ich jetzt ahne, wer Herrn Albrechten sein Herz stahl. Das aber weiß ich: so wir armen deutschen Knaben für solch' ein südländisch

machsblasses Hexlein mit dunklen Glühaugen in Feuer gerathen, das brennt so heiß, das dringt so tief — da Hüft kein Warnen von guten Freunden."

Nun, Herr Marquardt ließ sich's gesagt sein, und erwählte das Klügere: das ist zu schweigen. Das Feuer in Herrn Albrechtens Herzen aber brannte lichterloh weiter und er erfreute sich selbst an der Gluth.

So das Prinzeßlein ihn freundlich nur ansah, so meinte er zu träumen. Ein jedes Wort von ihr bewahrte er wie Himmelsbotschaft in seinem Herzen. Einmal hatte sie halblaut jenen Satz, — der Truchseß hatte den Kopf just gewendet — den sie am ersten Tage zu ihm gesprochen, wiederholt: „Ich möcht' mit Euch reden." Doch als sie darauf gar eines Abends nach dem Turniere, bei dem er drei der gefürchtetsten Ritter in den Sand geworfen hatte, mit ihren eigenen, schneeweißen Händen ihm eine güldene Kette umhing und sich vom Thronsitz zu ihm hinabbog und leise, ganz leise auf Deutsch sprach: „Morgen, zur Frühmesse, in der Kapelle, — will ich's Euch sagen;" — da dünkte es ihn wahrhaftig der Himmel sei herab auf Erden gekommen und alle Paradieseswonnen, wie Christen und Ungläubige um die Wette sie verheißen, die müßten ein Nauch nur sein gegen sein Glück.

Es mar um die Jahreszeit, die mir bei uns noch den Winter benennen. Dort drunten aber wärmt die Sonne lind die Erde in allen Monden. Die Bäume stehen iin grünem Schmucke und es giebt der duftenden Blüthen, der gefiederten kleinen Sänger in den Königsgärten immer. Da Herr Albrecht in der frischen Morgenfrühe zur Kapelle schritt und hinaufsah an den grauen Mauern des festen Thurmes in dem die Prinzessin gehütet wurde, meinte er in seinen Gedanken, ein schöner Schloß, denn diese wehrhafte Burg ihres Vaters, wolle er ihr daheim zu Sargans oder sonst am Rheinstrom wohl bauen. Aber wie er solche Gärten in deutschen Landen, so blauen Himmel, so linde Lüfte ihr schassen sollte, das wußte er nicht. Doch sorgte er sich nicht viel darum. Es schien ihm ganz lustig in seinem Sinne sich ein Schneegestöber zu denken, hinter ihm auf dein Roß die Blonde, und ihre beiden, vielschlanken Arme um seinen Leib geschlossen, daß sie sich im Sturme festhalte an ihm. —

So träumend trat er in die Kapelle. Das gesammte Frauenzimmer hörte die Messe. Die Königsmaid saß in ihrem Gestühls aufrecht und ernst, fast wie das Steinbild ihrer Mutter, das neben ihr von der Wand herabsah. D^r junge Deutsche lehnte im Winkel hinter einem der wuchtigen Pfeiler. Ob sie es wohl höre, dachte er, wie sein Herz ihm klopfte, daß es des Priesters Sang übertönte? — Sie erhob sich nach dein Amen. Zwei Edelknaben trugen ihr die seidene Schleppe. Der lange, perlgestickte Schleier wallte über ihre Schultern tief herab, wie ihr goldfarbenes Haar. Paarweise folgten ihre Frauen von weißein und von Maurengeblüte. So zogen sie zur Kapelle hinaus. Darauf ging der celebrirende Geistliche. Die Chorknaben räumten unter Plaudern die Meßgeräthschaften ans die Seite; die Ausgangs-

thür ward wohl verschlossen, der schwere Riegel vorgeschoben. Und Herr Albrecht sah sich gefangen.
Erschreckend trat er hinter seinem Pfeiler vor. Rings war Alles still.
Mit langen Schritten, die dröhnend auf dem Steinfußboden wiederhallten, schritt er zur Thür und horchte hinaus. Durch Rütteln suchte er sich zu befreien. Doch war es vergebens. Auch zu der Sacristei der Ausgang war fest verwahrt. Sollte er hier gefangen bleiben? — Und da er es denkt, und da der Zorn ihm kochend empor steigt in seinem Herzen, und da er schon ineint verrathen zu sein, da wendet er sich jäh herum — und vor ihm steht sie, die Prinzessin.
Wie damals als sie zuerst ihn gesehen legt sie den Finger an ihre Lippen. „Ich wollt' Euch bitten," beginnt sie leise, „lange schon ..."
Aber Herr Albrecht wartet nicht, daß sie es ausspricht, was sie begehrt von ihm. Er sieht nur den Blick, mit dem sie ihn anschaut, halb flehend, halb wie Gehorsam heischend. Und er beugt vor ihr die Kniee. —
„Befehlt, o Herrin. Was Ihr nur wünscht, es soll geschehen. Ich gelobe Verschwiegenheit, Treue, stilles Gehorchen und stummes Gedulden. Und so Ihr mich aussendet an den Pol, wo die Welt in Eis starrt, und so Ihr mich gehen heißt in höllisch Feuer — es wird mir ein Spiel sein, um Euretwillen, heut und allzeit, so lange das Blut rinnt in meinen Adern." — So spricht er und hebt seine Hand zum Schwur auf, zu dem Heiligen über dem Alter.
Die junge Maid aber steht und hört ihn gesenkten Hauptes. Sie dankt ihm nicht. Fast scheint's sie zu reuen, daß sie ihn hierher beschieden, daß er sich also ihr zugelobt hat. Sie öffnet die Lippen und schließt sie wieder. Und sie schüttelt den Kopf. „Ein andermal." — Und so winkt sie ihm, ihr zu folgen und geht voran zu einer geheimen Thür in der Mauer, die neben ihrer Mutter Bild ist und die er nicht sah.
Draußen im Gange wartet ihre treue Genossin, das schöne Fräulein, das an ihren deutschen Lectionen so fleißig Theil nahm. Auf die tritt sie zu: „Nun sieh', Amis«, ich hatte Recht, daß ich ihm vertraute. Herr Ritter, —" sie hebt ihre Augen auf zu den seinen und senkt sie rasch wieder — „Herr Ritter, ich danke Euch. Nein, nun geht nur. Ich kann es heute Euch noch nicht sagen. Doch wenn es Zeit ist . . . dann sollt nur Ihr, nur Ihr mir beistehen, wie Ihr mir geschworen. Das nehme ich an."
Und auf ihren Wink geleitet ihr Fräulein, blaß wie immer, gesenkten Hauptes, ihn durch die schmalen, sich windenden Gänge des alten Thurmes in die Freiheit zurück. Er fragt sie nicht, was ihre Herrin ihm sagen wollte und doch nicht gesagt hat. Er fragt sie noch minder, zn welchem unbekannten Dienste er sich so unbedacht verschmoren. Er denkt einzig daran, wie die Prinzessin ihn angeschaut, als er den Schwur that und wie sie daraus ihre Lider gesenkt hat, da ihr Blick dem seinen begegnen wollte.
Das stille Fräulein mit den dunkeln, dunkeln Augen im bräunlich

blaffen Angesicht thut ihm die Pforte auf und bleibt stehen. „Gehabt Euch wohl, Herr Ritter. Und, das rathe ich Euch, denkt nicht, was Ihr denkt. Ihr könntet sonst irren und Schinerzen drum leiden."

Solche Worte möchten wohl Manchen in seinem Hoffen schwankend machen; doch nicht einen jungen, stolzmuthigen Kämpen wie Herr Albrecht es mar. Der traute viel lieber seinen eigenen Augen und Ohren, als der unheilkündenden Stimme eines traurigen, schwarz gescheitelten, portugiesischen Jungfräuleins. Und seine guten, deutschen Augen, da sie beim Unterricht nächsten Tages jene der Prinzessin trafen, die sagten ihm wieder, sie sei ihm hold.

Darüber vereng geraume Zeit. Von dem Auftrag, den sie ihm vertrauen gewollt, erfuhr er nichts weiter. Er sah sie nur wenn auch der Truchseß zugegen war, nie mehr allein. Da es aber wiederum Kampf gegeben und er im Treffen mit den Feinden zum anderen Male den Sieg davongetragen hatte und nun an der Beute ein Antheil ihm zustand, da begehrte er nicht Gold und nicht Schätze, sondern wählte für sich einzig nur einen Gefangenen, einen jungen Maurenknaben. Den ließ er ganz köstlich kleiden, in Sammet und in Leide und bat nm die Gnade, sothanen Sklaven der Königstochter verehren zu dürfen. Der alte Truchseß meinte gerührt, dergleichen hätte sicherlich auch sein Neffe gcthan, der Arbogast, so dem die Heiligen, anstatt ihm Gefangenschaft, ja wer weiß, vielleicht seinen Tod zu bereiten, ein wenig holder gewesen wären. Und Herr Oswald zerdrückte seufzend eine Thräne.

Der Werdenverger aber fragte nicht, was ein Anderer an seiner Stelle gethcm haben würde. Er war allbereits lang genug in dem fremden, südlichen Lande, um hier selber mancherlei Weisheit noch außer der Rede erlernt zu haben. So z. B., daß wenn man ein Ziel im Angc habe, man vorerst die Straße dahin sich wohl bahnen und frei machen müsse, sei'S nichr anders, nun dann durch List.

Und Herr Zllbrccht verfaßte ein Brieflein. Es fiel ihm nicht leicht. Schreiben war sonst nicht Rittergewohniieit. Auch ist es nicht ein kleines Ding seine Worte so zu setzen, daß sie die Eine nur versteht, daß aber unbefugte Augen nichts Verfängliches darin entdecken. Er also bat gar unter: thänig die Prinzessin endlich ihn die verheißene Probe bestehen zn lasten. Sothanes Schreiben übergab er dem Manrentnaben und wies dazu in seiner einen Hand ihm ein Häuflein hell gleißenden Goldes, in der anderen sein Schwert. Und der gewitzigte Sklave begriff, was seiner harre, so er das Briesblatt richtig abgab und maS, so die Botschaft verratlien würde.

Bei dem Fest an selbigem Abend stand Herr Albrecht fern dem Tbronsstz nnter der Menge. Dort fanden ihn der Königsmaid Blicke. Und da sie ihn gefunden hatten, da kehrten sie sich rasch von ihm fort. So war der Brief nicht aufgefangen. Und er hatte ihr auch nicht mißfallen. Oder nicht sehr. . . .

Und am Morgen kam der Sklave und beschied ihn zu der Prinzessin.
Ist denn irgend ein deutscher Ritter, sei er gleich Graf und Herr vieler Lande, ist denn überhaupt ein Mensch von gemeinem Fleisch und Knochen, würdig solch Feenkind zu besitzen, würdig ein Märchenglück zu erleben, wie es dem jungen Werdenberger an jenem Tage nahe schien? Er hätte am liebsten, wie es die heidnischen Araber thun den Estrich geküßt zu ihren Füßen, da man ihn einführte in ihren Saal. Aus dem versammelten Hofgesinde kam ihm das blasse, traurige Jungfräulein entgegen, das er wohl kannte und nahm ihn bei der Hand.
„Herr," sagte sie, „die Königsmaid dankt Euch für Euer Geschenk. Der Knabe ist ihr werth und nützlich. Er weiß gar Manches, das uns zu wissen lang schon begehrt hat. Nun mochte auch sie Euch etwas gewähren, zur Gegengabe. Und weil sie nichts fand, was Euch lieber sein könnte, denn Eure vielseltsame deutsche Rede, so hat sie in deren mühseligen Lauten sich eine lange Historie erlernt. Die will sie Euch sagen."
Nun hatte jenes Tages grade der Truchseß durch einen Auftrag seines Herrn von der Hauptstadt sich entfernt und konnte bei der Lehrstunde nicht sein. Doch war der König selber zugegen. Der lehnte sich zurück im Sessel breit und behäbig, stützte die Rechte auf seinen Schenkel und schickte sich an des Prinzeßleins lange, deutsche Rede anzuhören, die er nicht verstand.
Die Maid kam von ihrem Thronsitz herunter. Zu ihrer Linken ging die Mohrenfrcm ihre Amme, zu ihrer Rechten der schwarze Knabe. Sie selbst war weiß wie Mondenlicht mit goldenen, sonnenhellen Locken. So trat sie vor den Werdenberger.
„Herr Ritter," begann sie mit ihrer lieblich langsamen Sprache, „Herr Ritter, Ihr habt mir Treue gelobt, schon damals, und gestern in Eurem Briefe; Treue und — Verschwiegenheit! Das bedenket. So Ihr ein Wörtlein nur verriethet, von dem, was ich Euch zu sagen habe, es möchte Euch an's Leben gehen. Und das . . . und das ... Es würde mich schmerzen. Herr Ritter, ich muß Euch vertrauen. Ihr wißt, ich wollte es gleich in der allerersten Stunde, da ich Euch ersah. Denn Ihr blicktet streng und doch ehrlich; anders als Andere. Und dann auch, — es wollte mich bedünken, damals, zuerst, als ob Ihr Einem ähnlich sähet, der . . . Nun aber weiß ich längst eS besser. Ihr gleicht ihm wenig. Er war so viel jünger, so sehr viel schwächer. Aber dennoch, Ihr werdet uns helfen, mir — und ihm. Arbogast von Andloiv, wisset, war mein Page. Er trug nur die Schleppe und meinen Fächer. Ich war noch ein Kind. Einmal hörte ich, wie er sagte: ein armer deutscher Knabe, gleich ihm, dürfe nimmer die Wünsche erheben zu einer Maid am Fürstenhofe. Da that er mir leid. Ich gab ihm zur Antwort: Nicht nach Neichthum, noch nach Herkunft schätzt man hier in unserem Staate die nordischen Fremden. Nein, allein nach Verdienst. Erwerbt Euch Ruhm, so wird kein Fürst, wird selbst ein König seine Tochter Euch nicht weigern. So sprach ich zu ihm. — Mir aber gelobte ich in

meinem Herzen zur selbigen Stunde, daß ihm werden solle, was er begehrte.
— Der Arbogast ist fortgeritten in den Krieg. Da er heim kam habe ich selbst, mit diesen Händen ihin meine Farben an seine Helmzier festgeknüpft. Er kniete vor mir. Er sprach nicht ein WSttlein. . . . Drauf ist er zum zweiten Male verritten, weiß nicht wohin, auch nicht weshalb. Vielleicht sich mehr des Ruhms noch zu holen. Wir hörten nichts wieder. Ich glaubt' ihn schon todt. — Das mar um die Zeit, als Ihr hier herkamt. — Ihr, dachte ich, solltet es für mich erkunden, was ihm geschehen. Deshalb wünschte ich mit Euch zu reden. Freilich, als ich es Euch sagen wollte, da könnt' ich es nicht. Die Motte gingen mir nicht von den Lippen. Und heute, Herr Albrecht, heute plötzlich, durch Euren Sklavenknaben hier erfuhren mir es, daß Arbogast lebt, daß er zu Zcmg gefangen wurde. Und also, Herr Albrecht, Ihr seid treu, ich fühl es, Ihr haltet das Wort, das Ihr mir geschworen. Der Dienst, den ich von Euch fordern niuß, — Ihr wißt ihn wohl selbst schon, — ist, daß Ihr auszieht zu erforschen, ob er der ist, von dem der Sklav sprach, wie man ihn befreien könnte und — ob er noch heimbegehrt zu uns." —

Im Traum, so man eines köstlichen Saales ragende Wölbung plötzlich auf sich herabstürzen sühlet, daß Herz und Lunge zusammengepreßt werden, inan schon fast meint ersticken zu müssen, bringt das Erwachen bald Erlösung. Aber in: Leben, iin hellen, lebendigen, am wachen Tage, so da auf einmal der lichte Himmelsdom bersten wollte und niederkrachen, — wo wäre noch Rettung? Herr Albrecht hatte sein gutes Schwert vor sich auf den Boden gestemmt, das hielt er fest, mit beiden Händen den Knauf umklammernd. Aber er meinte, es schwanke das Schwert und der Marmor, auf den es gestellt war und er selber und mit ihm der Saal, und vor ihm die Maid mit dem lockigen, webenden Goldhaar und mit den Augen, die so treu bald und bald so fremd und wieder so herzlich hold blicken konnten, daß sie eines Mannes Denken irren mußten.

Es war aber außer ihr und ihm und dein stillblaßen Fräulein ihm zur Seite Niemand im Saale, der die Worte der Prinzessin verstanden hätte. Und der König fragte in seiner Sprache: „Nun, Herr Ritter, was schaut Ihr so finster? Hat sie das Deutsche falsch geredet? Ist der Lehr-, meister übel zufrieden? Straft Eure Schülerin, straft sie, straft sie — ich gebe Euch Macht. Es gefällt mir ganz wohl, daß mein hochmüthig Kind diese Kunst nicht zu bezwingen vermochte, wie jedwede sonst."

„Herr Albrecht," sagte das Edelfräulein leise und mahnend, „der König fragt Euch. So Ihr länger noch zögert, wird er begehren zu erfahren, was Ihr gehört habt. Gebet ihm Antwort — und zugleich uns. Ihr Kabt Schweigen gelobt und Gehorchen, was auch die Herrin Euch auftragen sollte. Wollt Ihr nun den Schwur nicht erfüllen?"

Herr Albrecht hob seinen Blick nicht vom Boden. „Die hohe Maid, vielwerther König, redet sehr wohl — und klug und treffend. Und ich bin

mit Nichten ihr Meister. Bin nur ein Schüler, ein armer Lehrbursch', der hoch geehrt sich fühlen sollte und begnadigt, daß er ihr mit Blut und Leben zu Diensten sein darf."

Diese höfisch glatten Worte, hatte er wirklich sie geredet oder ein Anderer? Er mußte es selbst nicht. So fremd und so schwerfällig dumpf klang die Stimme, daß er sie nicht kannte. Er mußte auch nicht, was sich weiter begab, wie sie ihm gedankt, noch wie die Fräulein im Frauenzimmer ihn alle fragen und necken wollten, weil er ob seiner Schülerin großer, erstaunlicher Weisheit vor Schrecken so bleich geworden sei.

Es war dem edlen Werdenberger bis diesen Tag das Vertrauen der feste Untergrund gewesen, auf welchem sein Dasein sicher geruht, das Vertrauen zu sich wie zu Anderen. Das Beides hatte er verloren. Seine eigenen gesunden Sinne, Aug' und Ohr mußten ihn ja getrogen haben, da sie ihn trog. Er rief sich ein jedes Wort zurück, jeden Blick, den er empfangen. Die hatten ihn Anderes erhoffen gelehrt. Und ob er versuchte, sie anders zu deuten — sein Gedächtniß war viel zu gut — das ließ sich nimmer Lügen strafen. Konnten denn diese feinen Lippen lachen und zugleich vcrrathen? Konnte hinter so weißen Lidern, die lind sich senkten, Falschheit lauern? So die Blicke trüglich waren, die sie ihm gespendet, dann gab es nicht Wahrheit in aller Welt mehr.

Aber, wie weh ihm auch geschehen und wie schnöde er hintergangen, er blieb doch derselbe, er war ein Mann, kein wetterwendisch treuloses Weib, er verrieth nicht. Was er gelobt, das mußte er halten, nach wie vor.

Herr Albrecht ging des nächsten Tages gleich vor den König, Urlaub zu begehren, um am heiligen Grabe sich Ritterschlag und Sporen zu erwerben, so gab er vor. Der gute Truchseß weinte wirkliche, salzige Thränen, da er also den zweiten Knaben, an den er sein braves Herz gehängt hatte, davon ziehen sah, in's Ungewisse. Aber den Werdenberger rührte sein Jammern wenig. Auch der von Altstetten, Herr Marquardt, seufzte herzinnig ob des Abschieds von der Stadt, in der es ihm gar wohl behagt hatte. Seine Lehenspflicht gebot ihm und seine Freundespflicht ebenfalls, fraglos zu folgen und zu gehorchen.

Wie nun Herr Albrecht mit den tapfersten Maurenrittern so manchen Zweikampf siegreich bestand, wie er von dem feindlichen Emir mit Ehren aufgenommen wurde „das lassen mir bleiben", wie der Chronist in solchem Fall sagt. Genug, er erkundete sich Weg und Straße zu seinem Ziel, zog darauf weiter durch Maurengebiete und schiffte hinüber zum Lande von Zang (oder Tanger, wie wir heute wohl es nennen würden). Der Sultan jenes Reiches hatte, so war er berichtet, vor Jahr und Tag eine große Seeschlacht gewonnen, viel Christen dabei zu Gefangenen gemacht. Nun aber — das erfuhr der Werdenberger bei seiner Ankunft erst — ganz kürzlich, vor wenig Wochen, war selbiger Sultan von den edlen Rhodiserherren geschlagen morden und sammt seinen Weibern, Dienern, Sklaven, in Gefangenschaft fortgeführt.

Da Herr Albrecht solches erkundet, stieg er mit Herrn Marquardren, seinem Freunde, auf eine Handelscaravclle, die just abfahren wollte und schiffte nach Rhodos.
Er hatte aber auf jener fernen Insel noch kaum seinen Fuß an's Land gesetzt, da traf er natürlich — denn der Deutschen und gar der Schwaben, gab es dazumal, eben wie heute, Hier unter jedem Himmelsstriche -— da traf er auf einen Landsmann und Vetter, Herrn Hannsen von Pfiert. Der begrüßte ihn mit vielen Freuden, ließ sich seine Geschichte berichten und berichtete ihm dawider, wie der Sultan von Zang niit den Seinen lang schon um einen Kopf kürzer geworden. Die Sklaven dagegen habe man am Leben gelassen. Deren sei einer noch jetzo in seinem, des Pfiert, Gewaliriam. Ein junger Gesell sei's, der seiner Haut sich tapfer genug gewehrt haben mochte, denn er trug ehrenhafte Wunden an Haupt und an Gliedern. Alan habe bisher weder feinen Namen noch seine Heimat erkunden tonnen, so krank liege er. So Herr Albrecht ihn sehen wolle, es stehe ihm frei. Herr Albrecht aber begehrte nichts minder. Er hatte auf der Fahrt hierher einen Maler kennen gelernt, aus Griechenland. Dem trug er auf, den siechen Knaben zu conterfeien, so ähnlich wie möglich. Derweilen verharrte er auf der Insel eine Woche oder zwei. Und da er die fertige Tafel erhielt, schaute er sie mit keinem Blick an, sondern abgeivendetcn Hauptes schlug er sie in einen Zipfel seines Mantels und rüstete sich nächsten Tages von bannen zu ziehen. Zu Schiff und zu Land und wieder zu Schiff und wieder zu Lande, machte er die weite Reise mit seinen Leuten und seinen Pferden zurück nach der Hauptstadt von Portugal, daher er gekommen.
Am Morgen aber, nach seiner Heimlehr, ging er in die kleine Kapelle, die ini Erdgeschoß« des Thurmes lag, in welchem das Frauenzimmer hauste. Er stellte sich wieder hinter denselben breiten Pfeiler, hinter dem er schon einmal gestanden. Die, Messe begann. Auf dein reichen, erhöhten Gestühls saß das Königskind. Ihn dünkte es, als sei sie noch viel, noch unsäglich viel schöner geworden, seit er sie zuletzt erblickt. Sie schien ein weniges gewachsen, ein wenig schmächtiger an Wangen. Auch blickte sie nicht so kecklich wie vordem, sondern recht nachdenklich und ernsthaft, wie es einem Jungftäulem wohl ansteht. Sie freilich konnte den Ritter nicht sehen. Aber das Windspiel zu ihren Füßen, das witterte bald des Freundes Nähe. Es richtete sich empor, bewegte unruhig seinen kurzen Schweif, — um laut liier im Gotteshause zu bellen, war es viel zu wohlerzogen, — und ließ sich nicht von der weißen, streichelnden Hand der Prinzessin selbst wieder an seinen Platz zurückdrücken. Leise schnuppernd, suchend lief es durch die Kapelle, bis es Herrn Albrechten gefunden, hinter dem Pfeiler. Der bückte sich ein wenig, holte aus seinem Wamms die gemalte Tafel, die sorgsam in ein Seidentucht gewickelt war, und band sie dein geduldigen Hunde unter sein Decklein, das ihm geschickte Frauenhäude mit allerlei buntem Band und Stiöwcrk ansgenäbt hatten. Dem Deutschen erbebten seine Finger unter den: nngewohnten Thun.

Das gute Thierlein schaute gar beweglich an ihm hinauf. Er aber, da er die Arbeit vollbracht, richtete sich rasch in die Höhe, ohne es zu streicheln, wie sonst. Des Hundes Herrin hatte es besser nicht um ihn verdient. Er mochte, was zu ihr gehörte, nicht zärtlich liebkosen, da er ihr feind war. Nachdem er also seine Aufgabe erfüllt, das Täflein wohl geborgen hatte, ging er, ohne noch einen Blick zu jenem Gestühle hinüber zu thun, unhörbaren Schrittes aus der .Kapelle. Der geistliche Herr las die Messe weiter.
Herr Albrecht wurde von dem König und dem ganzen Hofe mit Freuden wieder aufgenommen. Die Mauren hatten seine, des besten Ritters, Abwesenheit wohl benutzt zu viel frechen Eroberungszügen. Er begehrte sogleich sie in ihre Grenzen zurückzujagen, denn in der friedlichen Ruhe hier litt es ihn nicht. Kaum daß er seinein guten Streitroß die Ruhe gönnen wollte sich von dem Reiseritt zu erholen. Doch es konnte ihm nicht gelingen, sich so schnell davon zu'stehlen, wie er wünschte. Bevor er sich gerüstet hatte, stellte sich der Sklavenknabe bei ihm ein, ihn zu der Prinzessin zu holen. Die Herrin begehre, so klang die Meldung, des Ritters Ritt und Abenteuer sich erzählen zu lassen.
Es waren zur Stunde, da der Knabe ihn zu ihr geleitete, weder der König noch auch der Truchseß bei ihr im Saale. Ihre Damen schienen beängstigt, ob des unerhörten Beginnens, daß sie den jungen deutschen Herrn so ohne Erlaubnis; bei sich empfing. Sie war nicht so furchtsam.
„Wie durftet Ihr," rief sie ihm entgegen, da sie ihn erblickte; „wie konntet Ihr so lang uns verlassen!"
Ob sie es ganz vergessen hatte, daß sie selber und weshalb sie ihn ausgesandt? Um eines anderen Mannes willen! Herr Albrecht hätte sie das fragen mögen. So hold sie ihm entgegenblickte und so herzlich, — es schmerzte heute ihre Falschheit gegen jenen ihn fast so herb, als träfe sie ihn selber zum zweiten Mal.
Doch ihre Genossin, die schöne Amisa, die gedachte jenes Anderen. „Ihr habt ihn gefunden?" fragte sie leise. „Er muß wohl trank sein, so bleich sieht sein Bildniß. Sendet er uns keine Grüße, keine Botschaft? kehrt er nie mehr, nie zurück?"
Herr Albrecht berichtete so gut er es konnte, was er von dem Junker wußte. Auch daß er ihn nicht gesehen hatte, mußte er bald eingestehen. Aber roeshalb er den Anblick gemieden, das sagte er nicht.
Und die Amisa, da er geendet, rang ihre schlanken, weißen Hände. „Er liegt siech und elend. O dürft' ich ihn pflegen, o könnt' ich zu ihm!"
Die Königstochter sah vor sich nieder, schweigend, eine ganze Weile. — „Ich danke Euch, Herr Albrecht", begann sie dann langsam, „daß Ihr so viel für mich erkundet. Wisset, ich hatte mir gelobt in meinem Herzen die Seine zu werden, — damals als ich noch ein Kind war. Nun ward Alles so anders, nun kann er nicht kommen, mich zu begelircn. Aber mein Schwur, — nicht wahr, Herr Albrecht, so denken die Deutschen, so würdet Ihr handeln, —

mein Schwur, den ich mir im Stillen geleistet, der bleibt doch bestehen? Den niuß ich halten, ob er darum weiß oder nicht ..."
Er gab keine Antwort. Sollte er, er selber ihr rathen, dem armen Knappen sich zu verschenken?
Doch die weinende Amis« ließ nicht ihr, nicht ihm Zeit zum Besinnen.
„Herr, helft uns," rief sie und hob die dunkeln, dunkeln Augen voll flehender Thränen auf zu ihm; „Ihr habt es geschmoren, der Herrin treuen Gehorsam zu leisten, welchen Dienst sie auch heischen möge. Nun zeigt, daß Ihr ein echter Deutscher, ein Mann von Wort seid, nun da es gilt, und führt uns zu ihm."
Und die Königstochter bekräftigte alsbald ihrer Genossin rasche Rede.
„Ja," sprach sie stolz, „ich will es, will zu ihm. Sorgt Ihr, daß ich's kann. Ich halte mein Wort, — Ihr werdet, denke ich, das .Eure nicht brechen. Wie Ihr mich hier fortschafft das sei Eure Sorge. Ich gewähre Euch Vollmacht zu Allein, was Euch gut dünkt. Nur seht, daß mir unbemerkt entkommen, heimlich und bald."
Und sie winkte ihm Entlassung. —
Herr Wrecht, da er von dannen gegangen, meinte, den Tag könne er nicht überleben. Was hatte sie ihm auferlegt, was forderte sie? Er sollte ihr zur Flucht verlielfen? Er, der Graf von Werdenberg, er sollte schnöde seinen König hintergehen! Es dünkte solche geineine That ihn eines adeligen Mannes so unwürdig, so unmöglich, daß er sie nicht einmal denken mochte. Und doch würde er sie thun müssen, wollte er nicht zum Meineidigen werden. Er mußte das Schimpfliche vollbringen, mußte Verrath ausüben und Treubruch, um die, so er liebte, einem Anderen zuzuführen. O, wie er ihn haßte, den siechen Fant, den Weiberliebling! Daß auch das Fräulein gleichwie die Herrin ihr junges Herze dein Knaben geschenkt, das hatte er wohl erkennen müssen. Doch schien ihm jene darum nicht entschuldbar. Er meinte sie jetzt nur noch tiefer, inbrünstiglicher zu verachten.
Hätte er ihr, und ihm, und dem Leben mit einenimale Valet sagen dürfen! Dann wäre sein böser Schwur bis an's Ende gehalten gewesen und Alles wär' gut. Aber das Ende war nicht so nahe. — Mit einer Furia ritt Herr Albrecht in den kommenden Tagen und Wochen auf die Feinde, daß Sänger und Lieder noch spät davon zu sagen wußten. Doch mar ihm was er erstrebt, nicht beschieden. Kein Maurensäbel that ihm den Gefallen seinen Kopf ihm herunterzuschlagen. Nein, je verzweifelter er dreinhieb, desto geschwinder flohen die feigen Heidenhunde.
Und der König lohnte den Sieger. Und die blonde Königstochter, da sie beim Feste sein gewahr ward, sprach zu ihm init vernehmlicher Stimme: „Man rühmt Euch, Herr Albrecht; mein Vater lobt mir Eure Treue. Auch ich möcht' es hoffen, daß Ihr, wie man deutschen Rittern es nachsagt, das Wort stets haltet, das Ihr geschmoren."
Da wußte er sich keines Ausweges weiter.

Da aber zögern vor einem Schritte, der doch einmal gethan werden mußte, des Werdenbergers Sache nicht mar, so ging er gleich des nächsten Tages vor den König und begehrte Abschied und Urlaub für immer. Er durfte nicht des Fürsten Mann sein, dem er sein Liebstes zu stehlen gesonnen. Der edle Herr gab ihm viel gute Worte, bat und beredete ihn zu bleiben. Der Truchseß klagte: das hätte sein Arbogast nimmer gethan, so jäh und so grundlos einen Herrn im Stiche lassen, der seines Armes nothwendig bedurfte.
Herr Albrecht mar schon drauf und dran, dem Alten zur Entgegnung zu sagen: Eben für Euren vielgeliebten, mir verhaßten Arbogast muß ich's ja thun, was inir weit bitterer als der Tod ist. — Aber er hatte Schweigen gelobt. Und der gute Truchseß, mit seinein allzu rührsamen Herzen und seinen allzu leichtflüssigen Thränen, war nicht der Mann, dem man ein solches Unterfangen, bei dem es um Leib und Leben gehen konnte, vertrauen durfte. Besser, weit besser, auch für ihn selber, er blieb aus dem Spiele. So konnte er nachträglich dem Könige schwören, daß er von nichts gehört, noch gewußt.
Herr Albrecht bedachte sich, daß er allein ausführen müße, was er allein und sinnlos gelobt. Nicht einmal seinem guten Freunde, Herrn Marquardts« konnte er davon reden. Den hatte gleich nach seiner Rückkehr ein böses Fieber angepackt, er lag zur besseren Pflege und Wartung in dem neuen Kloster des heiligen Bernhard, welches der König erst vor kurzem, draußen, hart am Meere erbaut. Da nun eines Tages Herr Albrecht ihn dort heimgesucht hatte, da wollte es der Zufall, daß er auf dem Rückweg mit dem Patron der Caravelle zusammentraf, die ihn von Zang nach Rhodos geführt. Der mar sein Mann. Zwar sagte er ihm nicht gleich, wozu er ihn brauche. Der schlaue Schiffsherr aber errieth, daß es sich nicht um Geringes handeln, und daß diese Reise nicht ganz so glatt und gefahrlos sein könne, wie jene andere. Er wußte danach seine Bedingungen zu stellen. Und da der Ritter zu Allem bereit war, wurden sie bald handelseinig. Einem jeden, der's hören wollte, erzählte fortan der Werdenberger, wie er init dem Schiffe seinen leidenden Freund fortzuführen gedenke, daß er auf bequemer Meerfahrt desto gründlicher sich erhole. Herr Albrecht pflegte sonst nicht zu lügen. Ein unwahr Wort wollte ihm schwerer von der Zunge, denn ein Todesschlag von der Hand. Doch nun es sein mußte und um seinen Schwur zu erfüllen nicht anders sein durfte, nun log er so tapfer drauf los und so kräftig, wie er in gerechtem Streite sein gutes Schwert zu führen verstand. Kein Mägdelein hätte es besser können. Fürwahr, — so mußte er bei sich denken, — er war der Prinzessin gelehriger Schüler.
Draußen, bei dem Kloster also, lag das gute Schiff vor Anker und wartete auf die rechten Winde. Inzwischen ward es mit Proviant, mit Wein und Naschwerk für manche Tage reichlich versehen. Auch Decken trug man hinein und Geräthe, um die leeren Räume etwas wohnlicher zu gestalten. Wie billig staunten Alle bei Hofe über des edlen Deutschen Sorg-

falt für seinen Freund. Doch hatte sonst Keiner ein Arg daran. Nur der Marquardt von Altstetten selber, dem mochte die Sache so recht nicht behagen. Denn als Herr Albrecht endlich ihm sagte, die Reise werde wohl morgen beginnen, da richtete er sich, trotz seines Fiebers, im Bette hoch auf.

„Herr Graf, bedenkt Euch wohl! Christenritter sollten nicht Mädchenraub begehen, wie Ungläubige thun."

„Zu wem redest Du?" fragte jener. „Ich weiß keinen Grafen hier in der Kammer. Oder solltest Du geleisteter Schwüre Dich nicht mehr entsinnen? Ich, das wisse, halte was ich einmal geschworen. Daß es mich freute oder zu meinem Vortheil geschähe, das wirst Du wohl von meiner Miene schwerlich abgelesen haben."

„Nein, gerade das nicht. Wahrlich, Herr, ich würde nicht, meinein Kelöbniß und Eidschivur zuwider. Euch ein Warnmort zu sagen wagen, so Ihr noch derselbe wäret, mein junger, fröhlich stolzer Gebieter! Nur ein Weib kann Euch behext haben, daß Ihr also düster verwandelt einhergeht. Herr, sie sind schön, sie sind hold hier zu Lande, ich fühlte es selbst. Aber darf man ihnen auch trauen? Das glaube, wer es mag. Ich nicht."

Herr Albrecht streckte ihm seine Hand hin. „Also auch Du, mein alter Gesell? Doch was hilft's, wenn wir Beide es wohl erfuhren, wie wetterwendisch und falsch ein Weib sein kann! Wir sind deshalb doch Männer und Deutsche, die Wort halten müssen. Und ob es noch so bitter mundet, und ob es gleich ewig mich reuen wird — ich Hab' es begonnen, ich muß es nun zu Ende führen." —

Das war ein schöner Sommermorgen, da der jungen Königstochter Frauenzimmer sich rüstete zur Messe zu gehen. Als die Glocken zu läuten begannen, standen sie wartend und wunderten sich, weil die Herrin nicht kam, wie sonst immer. Und der Priester las die Messe und der Weihrauch zog empor in die goldene Wölbung, die Chorknaben sangen mit hellen Stimmen — doch die Thür blieb ungeöffnet. Wer sollte es wagen einzudringen, so die drinnen nicht aufthun wollten? . . . Und die Messe war vorüber und die Sonne stieg höher am lichtblauen Himmel. Da sandte der König nach seinem Kinde. Die Frauen zitterten. Keine wagte ihm Botschaft zu bringen, sie rathschlagten noch was werden solle. Da kam er schon selbst. Mit ihm aber ging Herr Antoinius de Bonaziri, der war der schönen Amisa Vater und mar gekommen sein Kind vom Hofe heimzuholen, um nnt einein reichen, edlen Grafen ihr gar köstlich die Hochzeit zu rüsten. Wie nun die beiden Gmubärte vor das Gemach traten und Einlaß begehrten, kam keine Antwort. Der König gebot die Thür zu erbrechen. Mit ihren Leibern, ihren Schwertern warfen die Mannen sich gegen das feste Eichenholzwerk, als sei es eine feindliche Burg, die es gelte zu erstürmen. Es gab ein Lärmen und ein Krachen, da die Thür aufbarst. Doch drinnen blieb's still.

In dem Vorgemache, wo sonst die alte schwarze Amme und der junge

Maurenknabe zu sitzen pflegten, war Alles leer. Leer der Saal und leer der Söller, leer, unbenutzt der Königsmaid Bette, wie das der Amisa. . ..
Da aber die Weiber schrieen und weinten und da der alte Bonaziri zu wehklagen beginnen wollte, über sein von frechen Mauren frevlerisch geraubtes Kind, da gebot der König Schweigen. Und als sie ihn anschauten, erbebten Alle, so erschrecklich dräute sein Antlitz. Er streckte die Hand aus und zeigte hinaus. Im Sonnenlichte ruhten die Gärten, das glänzende Meer. Weiß ragte am Strande das ferne Bernhardinerkloster. Gestern hatte dort des Deutschen, des Herrn Albrechten Caravelle lustig sich auf den Wellen geschaukelt. Die Stelle war leer heute. Nicht feindliche Mauren waren die Räuber der Königstochter.
Wohl hat man Schiffe ausgesendet, die Entflohenen zu verfolgen, doch war es zu spät, ihr Vorsprung zu weit. Nach wenigen Tagen schon kehrten jene unverrichteter Sache wieder in den Hafen zurück. Es wurden das ganze Frauenzimmer, alle Wächter, alle Diener, der Prior im Kloster mitsammt seinen Mönchen und alle die Deutschen, die Kriegsdienst hier thaten, und vor allen der alte Truchseß, sofort ergriffen, in die finstersten Kerker geworfen. Sie hatten scharfes Verhör zu bestehen und grausame Martern und zehrende Haft.
Wer inzwischen fuhren die gefahrlos Entronnenen ungestört weiter. So schnell nur immer ein guter Segler mit einem guten Steuermann und günstigem Winde dazumal zu fahren vermochte, umschifften sie des Herkules Säulen und lenkten in das Mittelmeer ein. Vorn auf dem Deck lag der von Altstetten, wohl gepflegt von seinein Herrn. Und in dem breiten Hintertheil des gerundeten Schiffes hatten die Frauen ihr Reich für sich. Ein bunt vielfarbiges Seidendach, das vom Mastbaum aus gespannt war, gab der jungen Königstochter Schutz gegen die Sonne. Da saß sie und konnte auf's Meer hinausschauen, in die blaue, endlose Ferne, wie sie daheim gethan von ihrem Söller. Damals freilich hatte Herr Albrecht so manchen langen Tag ihr gekürzt. Jetzt brachte sie Niemand auf andere Gedanken. Der Ritter kam nimmer. So oft sie ihren Sklavenknaben oder auch das Fräulein Amisa hinübersandte, ihn zu sich zu laden, stets brachten sie die gleiche Antwort: er sei derzeit leider behindert, durch die Sorge um seinen Kranken, ihren Wünschen zu willfahren. Der Kranke selber zwar, Herr Marquardt, genas zusehends. Die Mohrenfrau, der Königstochter alte Amme, hatte an ihm ihre Heilkunst wohl erwiesen. Das Fieber mich, nach wenigen Tagen konnte er aufstehen und konnte umhergehen, eh' denn sein Herr nur ein einzig Mal die Muße gefunden zu der Prinzessin hinüberzukommen.
Da aber ging sie selbst ihn zu bitten.
Es war gegen Abend. Er stand am Schiffsrand und schaute hinab in die fließenden Wasser. Wenn nun sein Gelöbniß erfüllt sein würde, wenn er der Königsmaid Befehle ausgeführt hätte, sie vermählt mit ihrem Freunde, was sollte er dann thun? So fragte er sich. Und da er so dachte, da kam es ihm, es müsse wohl gut sein, dann dort zu ruhen, in der feuchten Kühle

drunten, bei den spielenden Delphinen, ein stiller Mann, der Treubruch nicht fühlte noch Bitternis;. Also sinnend mag er wohl, — denn das geschieht auch den tapfersten Männern, — recht vernehmlich aufgeseufzt haben. So merkt' er es nicht, wie leise das Prinzeßlein herangekommen, bis er sie plötzlich neben sich stehen sah.
Sie schaut ihn fragend an.
Er aber, — wenn er es nicht bitter erfahren und wenn er's nicht wüßte, wie treulos diese Kinderaugen, — er würfe sich wieder auf seine Kniee und würde ihr Leib und Leben verschwören.
Sie begreift nur, daß er sich abkehrt, mit gerunzelten Brauen. „Herr Ritter," sagt sie, in ihrem lieblich unbeholfen klingenden Deutsch, das sie von ihm erlernt, — „Herr Mtter, Ihr könnet nur unmöglich zürnen?"
Wie sich weiland der Held Odusseus seine Ohren mit Wachs verstopfte, so thäte Herr Albrecht es gern zur Stunde. Die Augen zum mindesten wendet er von ihr, es nicht zu sehen, wie sie dasteht, die Hand auf des Hündleins Kopf gestützt, das klugen Auges zu ihr emporstrebt, so jung, so zart, ein Kind noch an Jahren. Aber mit abgewendeten Blicken fühlt er es dennoch, sieht sie ganz deutlich und muß, — er kann's nicht ändern, — sie hören.
„Herr Ritter," beginnt sie zum anderen Male und redet noch leiser und kommt ihm noch näher, — „so wahr Ihr einst mir Gehorsam gelobtet, sagt mir, was that ich Euch, daß Ihr mir zürnt?"
Da trägt er's nicht länger. „Was Ihr mir gethan habt? So wißt Ihr es nicht, wie Ihr mich locktet mit Euren Augen, mit viel holden Worten mich täuschtet? Und, ich Thor, ich meinte wahrhaftig, Ihr könntet mich lieben. Das saht Ihr wohl gar nicht? Ihr ließet mich schwören, Leben und Seligkeit verschwören, ohne zu fragen, um welchen Dank ich mich Euch zu Eigen geben wollte. Was Ihr mir gethan habt! All' meine Tage hatte ich bis daher mich für einen ehrlichen Mann gehalten und brauchte vor Keinem die Augen zu senken. Nun mußte ich, auf Euren Befehl, als ein Verräther treulos handeln. Meinen Herrn den König, Euren Vater, habe ich hintergangen und stahl ihm sein Kind. Was ich für mich selber nie und nimmer unternommen haben würde, für Euch lud ich es mir auf das Gewissen. Allen Deutschen in Eurem Laude, allen Rittern brachte ich Schande. Ein Lügner bin ich geworden und ehrlos, ein Mädchenentführer. Und das, wofür? Daß einem armen Schlucker von Knaben, einem, der nicht Halls noch Hof hat, einem Gefangenen, Siechen, Schwachen, die Königstochter zum Eheweib werde! Das soll mein Lohn sein? Daß es nicht geschähe, gäbe ich mein Leben! Und so es geschieht, — und ich kann es nicht hindern, muß wie es nun geht, es gehen lassen, — so das geschieht, was mich ärger dünkt denn Tod, so mag ich nimmer Euch wiedersehen und keinen Menschen, kein Tageslicht. — Das thatet Ihr mir." —
So spricht Herr Albrecht.

Das Königskind steht mit meitoffenen Augen und hört ihn an. Unter ihren goldenen Locken blickt sie bleich. Ihre feinen Lippen sind blutlos. Ein paar Mal hebt sie ihre Hände, wie flehend, wie einen Streich abwehrend, der sie niederstrecken wird. Ihr! sagt sie leise. Und sie zieht den weißen Schleier fester um ihre jungen Schultern und senkt das Haupt und geht von ihm fort. —
Von Stund an ist es, als trüge das Schiff ein Grabgeleite. Die Fahrt geht weiter und immer stiller wird's auf den? Deck, zu beiden Seiten des ragenden Mastbaums. Der von Altstetten, obschon er genesen, mag sich eignen Wohlseins nicht freuen, da er seinen jungen Herrn so siech sieht, in trostloses Brüten versunken. Jenseits sitzet die Königsmaid in ihrem lustigen Gezelte mit starrem Antlitz. Sie hat, so scheint's, der Rede vergessen, nicht Speis, nicht Trank labt sie, noch auch der Schlaf. Zu ihren Füßen, die schöne Amis«, die blickt um nichts froher als ihre Gebieterin. Je mehr die Reise dem Ziel sich nähert, desto jammervoller nur ringt sie heimlich ihre schlanken Hände.
Wäre nicht das Windspiel gewesen und der junge Maurenknabe, die manches Mal zum Ergötzen des Schiffsvolks sich mit einander jagen und necken, und sänge der braungesichtige Bursch am Steuerruder nicht nächtens oft seltsam fremdklingende Weisen, man vernähme wohl Tage lang kein Lachen, keinen lauten Ton auf der Caravelle, wie sie leise die linden, südlichen Fluthen durchschneidet, an duftreichen Inseln vorübergleitet. Es liegt in der Luft eine angstvolle Schwere, gleich wie ein Zauber, der den Muth lähmt, das Herz bedrücket. Und ein Zauber muß es wohl sein, was die jungstolzen beiden Menschen also traurig wandeln konnte, das hochgemuthe Königskind, wie den tapfern Werdenberger.
So freudlos sind sie dann, nach manchen Tagen, an das Ziel ihrer Reise gelangt, zu Rhodos in den guten Hafen. —
Nun waren aber in all' den Monden bei sorglicher Pflege dem Arbogast die Kräfte erstarkt. Er hatte von dem jungen Griechen, der sein Conterfei gemalt da er schwer krank lag, und auch vielleicht von dem von Psiert, ein und das andere Wort wohl vernommen über den Ritter, der die weite Fahrt gethan, nach ihm zu fragen. Die Kunde that ihm wundergut, um vieles besser, denn alle Arzeneien, welche die guten Rhodiserherren ihm reichen konnten. Sie verscheuchte seine Krankheit. Er hob den Kopf auf, er schöpfte Muth. Junker Arbogasts allerschmerste Kümmerniß, die ihn ganz zu Boden gedrückt, mar es gewesen, denken zu müssen, daß ein Gefangener, Besiegter, Siecher unfähig zum Streit sei, unwerth der Ehren. Nun begann er wieder zu hoffen. Er nannte den edlen Ordensrittern so Namen wie Herkunft, und bat von hinnen gesandt zu werden, es begehre ihn sehr nach neuen Kämpfen. Vielleicht, — wer weiß das! — mochte es diesmal ihm besser glücken, daß er rühmenswerthe Thaten vollbringen konnte, daß er seiner Niedrigkeit und Armuth sich annoch entraffte und kein Edelmann auf ihn mehr herabsehen

durfte. Er bat so sehnlich, daß seinem Wunsch gewillfahrt wurde. Als des Ordens Streiter, so ward beschlossen, sollte er ausziehen, sollte mit dem ersten Schiffe, das im Hafen hier anlegen würde, zum heiligen Grab, nach Jerusalem fahren.

Also saß denn der junge Knabe auf seiner Kammer und rieb sein Schwert, daß es blank und scharf ward zu neuen Hieben, so wie es dazumal gewesen, da im Lande zu Portugal es der König ihm einst gereicht. Und er dachte an die dunkeln, dunkeln Augen, die ihn angeschaut jenes Tages, für die er in den Kampf gezogen, für die er wieder kämpfen wollte, sein Leben wagen und diesesmal siegen, siegen für sie! — Und da er so dachte und das Schwert prüfte und schwang, ob's auch gut sei um tapfer zu streiten, da vernahm er ein Lärmen vom Hafen. Das dünkte ihn gar liebe Botschaft. Also war wohl ein Schiff dort gelandet und würde bald ihn von hinnen führen. Er horchte hinaus. Man vernahm ein Getriebe von vielen Menschen und, — er traute seinem Ohr nicht, — es mar ihm, als ob Frauenstimmen die portugiesische Sprache sprächen, die er so lange schon nicht mehr gehört! —

Indem ging die Thür auf. Herr Hanns von Pfiert trat zu ihm ein, mit behaglich breitem Schmunzeln auf seinem ehrlichen, rothen Gesichte: „Nun, Junker, was steht Ihr? Wißt Jhr's denn noch nicht, daß Ihr Euch rüsten sollet und schmücken, so prächtig Ihr könnt? Der Werdenberger ist angekommen, Graf Albrecht, der schon einmal hier mar. Und mit ihm ist ein vielholdes Fräulein. Das fragt nach Euch." —

Als die Zwei in den Saal gelangten, waren schon die Ritter des Ordens dort alle versammelt. Bei dem Comthur stand die Geistlichkeit, ein deutscher Kaplan nnd anch ein wälscher, jeder in seinem vollen Ornat. Und Alle blickten auf den von Andlom, den jungen Gesellen, mit dem noch krankheitsblassen Gesicht. Und alle lächelten, die Meisten freundlich. Andere als spürten sie heimlichen Neid.

Da öffnete sich breit die Pforte und herein schritt der Werdenberger, der führte feierlich an seiner Rechten das Königskind. Aber nicht wie ein zaghaft Bräutlein, so gekommen den Liebsten zu finden, schaute sie drein; nein, vielmehr gleich einer Nonne, die ihr Leben zum Opfer darbringt. Durch die Reihen der Ritter und Herren ging ein Raunen. Alle mußten das Haupt tief neigen vor ihrer Schönheit, ihrer Jugend und ihrer traurigen Majestät. Sie aber wußte nicht darum. Die Augen hielt sie zu Boden geschlagen, die weißen Lider tief niedergesenkt. Also sah sie nicht das Entzücken der versammelten Herren nnd Ritter, noch auch wie Jung-Arbogast ob ihres Erscheinens erschrocken zurückwich.

Hinter ihr aber ging ihre Gespielin, des Herrn von Bonaziri Tochter, die schöne Amis«. Die sah es sehr wohl.

Und so traten sie vor den Comthur. Herr Albrecht neigte das Haupt zum Gmße. „Ich bitte Euch, Herr, wie den versammelten vieledlen Orden

um Schutz für das Fräulein, das hier in meinem Schutz und Geleite vor Euch erscheint. Sie ist gekommen. Einein, der in Eurem Gewahrsam, ihr Wort zu halten. Und so ich sie in dessen Hände übergeben, so ist mein Amt und Eidschmur erfüllt. Ihr Herren vom Orden Sanct Johannis," so schloß der Werdenberger langsam, daß seine Stimme dumpf miederhallte von Wand und von Wölbung, „Ihr Herren Rhodiserritter, wollet also durch Euren Kaplan, den ehrwürdigen Mann, das Verlöbniß halten lassen zwischen dem Juuker Herrn Arbogasten von Andlom und — und dieser hier." . ..

Als hätte ihn ein Schmertschlag getroffen, so sank der von Andlom in seine Kniee. Die Ritter traten näher heran. Sie wünschten ihin Glück.

Der Großcomthur stieg von seinem Sitze hernieder. Die Knappen richteten rasch den Altar her. Und der geistliche Herr wollte schon beginnen seine Formeln vorzulesen.

Da stieß der von Pfiert den Junker kräftig in die Seite, er solle nun aufstehen, das Verlöbniß zu schließen. Der aber blieb am Boden liegen und hob nur das Haupt auf aus seinen Händen:

„Ihr Herren, Ihr Ritter! haltet ein, ich bitte Euch. Das wolle Gott nicht, daß Ihr mich, den geringen Knaben, diesem Fräulein hier vermählet, das vor Euch stehet! Wisset, sie ist eines Königs Kind, von hohem Geblüte. Nein, so Ihr der vieledlen Frau einen Gatten zu erkiesen gedenket, der ihrer werth sei, so wählt ihr den, der sie hergeleitet, den Werdenberger, der ein Graf ist, mächtig, frei und wohlbegütert, Herr über vieles Land und Leute. Nicht mich, den Dienstmann. So Ihr aber, Ihr werthen Ritter, auch mich begnaden wollt und beglücken, mehr als ich werth bin, mehr als mir träumte, gebt mir keine Königstochter. Gebt mir, ich bitte, gebt mir nur eine — die Ainisa!"

Die Ritter und die Herren hörten es wohl, was er sagte. Doch glanbten sie kaum ihren Ohren. Es war ein Schweigen im Saal, als wage Keiner den nächsten Athemzug frei zu thun. Die Chorknaben hemmten die Näucherfäßlein, die sie schon geschwungen hatten, halbwegs im Lauf. Und der Cointhur und der Kaplan, der seine Hand zum Segen erhoben, schauten einander an, wußten nicht, wen sie nun verloben sollten.

Arbogast aber hatte noch immer nicht vom Boden sich aufgerichtet. Nur daß jetzt die schöne Ainisa neben ihm auf ihren Knieen lag, mit ihren Armen ihn umhalst hielt und ihre dunkeln, dunkeln Augen fest an seiner Schulter barg. Und er erhob die gefalteten Hände Gnade flehend zu der Prinzessin.

Sie aber stand und regte sich nicht und schien der Beiden zu ihren Füßen nicht zu achten. Ob sie zürne, ob sie verzeihe, ihr blasses Antlitz verrieth nichts davon. Sie hob ihre Augen und ließ sie rings im Kreise gehen, von Einem zum Anderen, wie Rath begehrend oder Hilfe. Die Ritter aber verharrten in Schweigen. Der Werdenberger, der vorhin ihr zur Seite gestanden, der war bei des Arbogast erstaunlicher Rede zurückge-

wichen, jäh und weit, wohl bis an die Wand des Saales. Dort fanden ihre Augen ihn. Und da sie ihn gefunden hatten, da wollten sie nicht mehr von ihm lassen. Langsam, langsam, mit zagend kleinen Kinderschritten kam sie hin zu ihm gegangen durch die Gasse, welche die Ritter ihr offen ließen.
„Herr Albrecht . . . ." begann sie.
Er aber schien sie nicht zu hören.
Noch einmal hielt sie ringsher Umschau. Die Männer blickten neu-begierig, was werden solle, ob das fremde «Fräulein, über den Verlust des Einen leicht getröstet, wankelmüthig wie alle Weiber, nun den Anderen nehmen werde? Herr Albrecht selber dachte wohl ähnlich. Er schaute so finster drein und feindlich, als wolle auch er sie nunmehr verschmähen. Das Königskind befiel ein Zittern. Sie mußte sich nicht Freund noch Beistand. Denn die einzige Frau im Saale, die vielleicht ihr heimlich Denken ermthen hatte, für sie hätte reden können, die dachte nicht an der Herrin Sorgen, die wußte nur mehr von eigenem Glück.
Da sie also dastand, von Allen verlassen, da kam ihr Hündlein, das unbemerkt sich in den Cavitelsaal eingeschlichen, ganz vergnüglich hcran-gesprungen. Es begrüßte mit Schweifwedeln und mit fröhlichem Bellen seine Gebieterin, strebte an Herrn Albrechten in die Höhe, tanzte zierlich auf seinen Pfötlein wieder zurück von ihm zu ihr und leckte gar zärtlich darauf ihr die Hände. Und die vielholde Königstochter, da sie sich einen treuen Freund zur Seite mußte, fühlte sich nicht mehr verlassen, hatte ihren Muth wiedergefunden.
„Herr Albrecht," sprach sie — ihre Stimme klang ganz hell, ihre Augen blickten ihn an, wie sie vordem, vor langer Zeit in ihrer Heimat ihn angeschaut hatten — „Herr Albrecht, denkt Ihr, daß Ihr nun frei seid, daß Euer GelSbnifz gelöst, so wie meines?"
Der Werdenberger wandte langsam sich zu ihr. Er konnte nicht anders, er mußte ihr in die Augen sehen. Und was er da sah ....
„Herrin, Herrin," rief er und beugte sein Knie vor ihr, „verschonet meiner! Laßt mich nicht zum zweiten Mal hoffen, was doch nimmer sein kann."
„Weshalb sollte es nicht sein können?" fragte sie leise, so leise, daß nur er allein, zu dem sie sich sanft herniederneigte, sonst Keiner im Saal, es vernehmen konnte. „Weil Ihr ein reicher, mächtiger Graf seid, wie der von Andlom uns gesagt hat? Oder weil ich eine arme Verschmähte? Oder — weil Euer Schwur Euch jetzt reut? ..."
Wie da der Ritter emporsprang von den Knieen! — Er streckte die beiden Schmursinger zum Himmel: „So lang ich lebe, so lang ich athme. Euch liebe ich, Herrin, Euch zu gehorchen. Euch zu dienen, soll mein Stolz sein, meines Lebens bestes Glück. Aber — so Ihr wirklich also mich begnaden wollet, mein Weib zu werden, erklärt mir, ich bitte Euch sehr.

dies Eine, daß ich's begreifen kann und fassen: — Ihr liebtet Jenen doch, bis diese Stunde? . . ."
Das blonde Prinzeßlein lachte ein wenig. Sie wandte den Kopf ab, er sollte nicht sehen, wie Ihr das Blut emporschoß in die Wangen. Und sie sprach: „Ihn wollte ich lieben. So hatte ich's mir ausgedacht und geschmoren, seit ich ein Kind war. Doch wen ich liebte und heute noch liebe in meinem Herzen . . . seht nur das Hündlein, das mag's Euch bezeugen, so Ihr nicht selber es fühlt und mißt."
Was darauf Herr Albrecht weiter geredet, und ob er überhaupt noch geredet, — ich konnt's nicht erkunden. Doch haben sie wohl bald sich verständigt. Denn selbigen Tages gleich, so viel ist verbürgt, hat der Kaplan der Rhodiserritter zwei Paare statt eines zusammengegeben.
Also berichtet jene Chronik die wahrhaftige Historie von der portugiesischen Königstochter. Wie dann die zwei Herren, der Werdenberger nnd der von Andlom mitsammen sich, als gute Freunde, am heiligen Grabe Ritterschlag und Goldsporen holten, wie sie mit ihren beiden jungen, tausendschönen Ehefrauen in der Stadt zu Trieft sich wiederum trafen und heimwärts zogen, und wie sie zu Werdenberg am Rheinstrom darauf ganz köstlich empfangen wurden, das mag, wer es will, ausführlich dort lesen. Auch wie um etwelche Jahre später, des Werdenbergers ältester Knabe — „grave Hanns, der zumal ain hipscher junger mar," — bei seinem Großvater zu Portugal den Eltern Verzeihung erbat und dem guten, greisen Truchseß endliche Befreiung aus dem Kerker, in dem er so lange schuldlos geschmachtet, das steht in dein dickleibigen Buche getreustens verzeichnet. Aber wie glücklich die Zweie wurden, Graf Albrecht und die Königstochter, und wie herzinniglich sie ihn liebte, das vermag kein Chronikschreiber, kein alter, kein neuer, genügend zu schildern. Wohl hat es der edle Werdenberger in seinem langen, ruhmvollen Leben erkennen müssenmag Frauengemüthe auch wiudleicht erscheinen wie Rosenblätter, so es von rechter Lieb' erst erfüllt ist, so wird es goldecht, fester als Felsgestein, treu und wahrhaftig, gleich wie nichts Anderes auf dieser Erden.

Die Torpedo-5>chiffe.

von
G. weiModr.

— wie». —

er Torpedo beeinflußt heutzutage die Tendenz der Bewaffnung siimmtlicher Flotten in so hervorragender Weise, daß selbst die Seemächte untersten Ranges sich der Nothwendigkeit nicht verschließen können, ihn in ihren Calcul zu ziehen: er hat in der Construction der Schiffe eine vollständige Revolution hervorgerufen. Wir wollen hier nicht von den stationären See-Minen sprechen, die, in bestimmte Linien gelegt, Nichts erfordern als eine locale Verteidigung gegen Zerstörungsversuche, auch nicht von den mechanischen Contact-Minen neuen Systems, die man auf Schiffen mitführen und die man den feindlichen Schiffen, um ihre Bewegung zu hemmen, in den Weg werfen, oder mit welchen man eine vor Anker überraschte feindliche Flotte dort einschließen oder endlich die ankernde eigene Flotte durch einen Gürtel von Minen schützen kann — wir sprechen vielmehr von den eigentlichen automobilen Torpedos, den Fisch-Torpedos,

Die wesentlich de» Zwecken der Aggression dienenden Fisch-Torpedos können nur dann zu voller Wirkung gelangen, wenn es möglich ist, sie auf eine 400 bis 6tX> Meter nicht übersteigende Distanz an das feindliche Objcct, an das feindliche Schiff, heran- zubringen, und, da die modernen Schlachtschiffe mit einer sehr ausreichenden Anzahl schncllfeuernder Maschinen-Kanonen bestückt sind, kann ein Torpedo-Angriff nur dann mit Erfolg in Scene gesetzt werden, wenn er in rapidester Weise und wenn er gleich- zeitig von mehreren Seiten her erfolgt. Es ist mithin unerläßlich, nicht bloß Fahr- zeuge von der erreichbar größten Geschwindigkeit und Manövrir-Fähigkeit, zu construiren, sondern dieselben auch zu Schwärmen oder Flottillen zu vereinigen nnd da es für eine wirksame Vertheidigung der Küsten nicht genügt, sich auf die nächsten Entfernungen zu beschränken, sondern da zu diesem Behuf auch die weiter liegenden Gewässer, gewissermaßen das Bor-Terrain, in den Bertheidigungs-Rayon einbezogen werden müssen, so ist damit die Nöthigung gegeben, die Torpedo-Flottille ans verscknedenen Gattungen von Fahrzeugen zusammenzusetzen, ans Torpedo-Booten, aus Torpedo- Schiffen und aus Torpcdo-Rammschiffen.

Die Torpedo-Boote haben die Bestimmung, so dicht und so rasch unter Bord des feindlichen Schiffes zu gelangen, daß die Torpedos, welche jedes Boot mit sich führt, mit Erfolg lancirt, d. h. unter Wasser abgeschossen werden können. Zu diesem Zweck

Die Torpedo'Schiffe,
besitzen die aus Stahl gebauten Boote eine Geschwindigkeit, welche der Durchschnitts-
Geschwindigkeit der Schlachtschiffe bedeutend überlegen ist? dazu find sie von geringen
Dimensionen, ungefähr 30 Meter lang, mit wenig Tiefgang und von außerordentlicher
Manövrirfähigkeit. ES giebt zwei bis drei Gattungen solcher Boote und sie sind, je
nach ihrer Größe, mit 2 bis 4 Torpedos ausgerüstet, die von eigenen Lancir-Vor-
richtungen unter, bisweilen auch über Wasser lancirt werden. Die größeren Boote
halten die See fast eben so gut wie Hochbord-Schiffe, nur daß sie nicht, wie diese,
auf längere Zeit bewohnbar sind und daß der geringe Vorrath von Brennmaterial
und Süßwasser — sie bedürfen das letztere zur Speisung der Kessel — ihnen nicht
gestattet, länger als 43 Stunden in See zu bleiben. Gegen die Projcctile der Schiffs-
geschütze und der stärkeren Mitrailleusen bieten die Torpedo>Boote keinen Schutz, sondern
sie müssen ihr Heil in ihrer großen Geschwindigkeit (der englischen Finna Narrow,
aber nur dieser, ist es gelungen, solche Boote mit ver enormen Geschwindigkeit von
24 Meilen herzustellen) und in der geringen Treff-Fläche suchen, die sie darbieten:
man hat indeß in neuester Zeit begonnen, einzelne Boote mit 1 bis 2 leichten Mi-
trailleusen — Mitrailleusen gelten als das einzige rationelle Mittel zur Abwehr von
Torpedo-BootS-Angriffen — zu bestücken und sie gleichzeitig mit einer Maschine für das
elektrische Licht auszustatten. Der Angriff eines einzelnen Bootes freilich bietet, selbst
wenn er bei Nacht, in der Dämmerung und bei nebligem Wetter unternommen wird,
nur sehr geringe oder gar keine Aussichten auf Erfolg; der gleichzeitige Angriff mehrerer
Boote aber wird fast sicher, selbst für das stärkste Panzerschiff, wenn auch nicht seine
gänzliche Vernichtung, doch feine sofortige Außergefechtsetzung herbeiführen.
Den Torpedo-Schiffen fällt die Aufgabe zu, damit der Feind rechtzeitig entdeckt
werde und damit die eigenen Torpedo-Boote auf ihrer Operationsbasis keine Uebermlle
zu befahren haben, das Vor-Tcrrain zu eclairiren, die einzelnen Torpedo-Boots-Flottillen
in fortwährender Verbindung unter einander zu erhalten, ihnen, insofern sie momen-
tanen Ersatz an Torpedos, Wasser, Kohle und Mannschaft zuführen, auf dem eigent-
lichen Actionsplatz als Stütze zu dienen, endlich um selbst ans feindliche Torpedo-Boote
Jagd zu machen. Das Torpedo-Schiff ist ein aus Stahl und Eisen construirtes Rapid-
Schiff (18 bis 19 Meilen Geschwindigkeit) von mäßigen Dimensionen (1500 Tonnen)
und vermöge seines Kohlenvorraths und seiner Bauart längere Zeit die See zu halten
im Stande. An Takelage führt es nur 2 Pfahl>Masten für Gaffelsegel und Klüwer.
Zur Bekämpfung der Torpedo-Boote hat es einen leichten Ramm-Bug, ist mit einer
größeren Zahl der wirksamsten Mitrailleusen und leichter Maschinen-Kanonen bestückt
und erhöht seine Wehrkraft durch Torpedos, deren es 8 bis 10 besitzt und die von, an
verschiedenen Theilen des Schiffes angebrachten Lancir-Stationen aus geschossen werden.
DaS elektrische Licht gelangt auf den Torpedo-Schiffen zur vollen Anwendung.
Torpedo-Nammschiffe heißen im Allgemeinen alle schnelllaufenden (16 bis
18 Meilen) Kreuzer von 3000 bis 4000 Tonnen, die mit einer verhältuifzmäßig großen
Anzahl Geschütze schweren Kalibers und Torpedos bewaffnet und mit einer gewölbten,
in der Höhe der Wasserlinie gelegenen Panzerdecke von 5 bis 3 Centimetcr versehen
sind. Oberhalb dieses Panzerschutzes befindet sich eine Zellen-Construction, welche die
Schwimmfähigkeit des Schiffes auch dann noch sichert, wenn sein lebendiges Werk durch
einen Schuß getroffen wurde und welche sonach dem Schiff die Möglichkeit bietet,
auch dann noch einen Stamm-Stoß zu führen und sich seiner Torpedos zu bedienen,
wenn es schon in vitalen Theilen havarirt ist. Die Bewaffnung besteht zumeist aus
2 schweren Geschützen (30 bis 35 Centimetcr) je eines auf dem Oberdeck auf Dreh-
scheiben en bsrdatts installirt, aus 4 bis 8 leichteren Geschützen (12 bis 15 Centimetcr)
an den Breitseiten, ebenfalls auf dem Oberdeck, und aus 6 bis 8 Mitrailleusen ver-
schiedenen Kalibers, Bootsgeschützen- und Torpedo-Lancirstationen über Wasser. Der
Schutz für die Commando-Apparate und für die Dreh- und Lade-Vorrichtungen der
Geschütze, für die Bedienungsmannschaften und den Munitionstransport beschränkt sich

auf Stahlblech-Constructionen in Gestalt von Thürmen, Schildern und Rohren, die genügende Stärke zum Widerstand gegen Mitrailleusen-Feuer bieten. Eine eigentliche Takelage führen die Schiffe nicht; die vorhandenen zwei Masten dienen zur Jnstallirung von Mitrailleusen in den Marsen und zur Signalgebung. Der Bug hat die Ramm-Form und ist stark genug construirt, um selbst gegen Panzerschiffe Stamm-Stöße führen zu können. DaS Baumaterial ist Stahl und Eisen. Die Torpedo-Rammschiffe haben die Action der Torpedo-Flottillen durch ein Fern-Gefecht aus schweren, panzerdurch-schlagenden Geschützen einzuleiten, den Rückzug derselben durch ihr Geschützfeuer und nach Ilmständen auch durch einen Ramm-Stofz zu decken und die kampfunfähigen Boote zu sammeln und in Schlepp zu nehmen.
Für alle Torpedo-Flottillen sind übrigens noch Torpedo-Dcpotschiffe erforderlicd, die, in sicheren Häfen verankert, das für jene Flottillen nöthigc Betriebs» und Feucrungs-material, Süßwasser und Reserve-Torpedos an Bord nehmen können.
Es mag schließlich angeführt werden, daß zur Abhaltung der gefährlichen Torpedo-Boote eine leichte Drahttau-Barricade und hinter derselben eine Reihe von Netzen aus Stahldraht (Bullivaat-Walzen) verwendet wird, die letzteren mit der Bestimmung, die allenfalls über die Barricadc lancirten Torpedos aufzufangen und dadurch, daß sie dieselben zur Explosion bringen, unschädlich zu machen.
Ein einzelner Fisch-Torpedo (sammt Zulüftung und Spreng'Munition) kostet mehr als 600« Mark; jeder Lancir-Apparat mehr als 7S0« Mark. Und nun die Boote, Schiffe und Rammschiffe!!

)llustrirte Bibliographie.
Modernes Reisen. Die Orientfahrt der „Augnsta Viktoria". Bon H. E. Wallsee. Mit Bildern, ausgeführt nach Originalskizzen von Carl Schildt und zahlreichen Autotypien. Hamburg, Otto Meißner.

Es wird noch manchem unserer Leser in Erinnerung sein, dasz im Januar d. I. der prächtig ausgestattete Hamburger Passagierdampfer „Augusta Viktoria' sich zu einer Mittelmcerfahrt anschickte, welche, mit dem höchsten Comfort der Neuzeit unternommen, die gröfzte Befriedigung aller Betheiligten erregte und nur etwa acht Wochen in Anspruch nahm. Das Buch trägt seinen Namen: .Modernes Reisen" mit Recht. Denn eS ist geradezu erstaunlich, was den Reisenden in der Kürze der Zeit an Sehenswürdigkeiten geboten wurde. Denn ganz abgesehen von der ungemein lohnenden, oft wunderbar schönen Fahrt selbst, berührte und besichtigte man u. a. folgende Punkte: Gibraltar, Genua, Alexandria, Kairo, Jafa, Jerusalem, Bethlehem, Beirut, Eonstantinopel, den Bosporus, Piräus, Athen, Malta, Messina, Palermo, Capri, Neapel, Pompeji, Lissabon und London.

Was nun der Berfasscr als Theilnehmer an dieser Fahrt den Lesern der „Hamburger Nachrichten" in der Forni von „Briefen" zu berichten wußte, hat er hier in eine Sammlung von Momentbildern gebracht, welche in allgemeinen Umrissen andeuten sollen, wie die Concentrirung der modernen Verkehrsmittel auch ihr Gutes hat, und wie diese für manche Entsagung, die sie den Anhängern der alten, gemüthlichen Reisegelegenheit auferlegt, es dem Reisenden von heute ermöglicht, im Handumdrehen Eindrücke zu sammeln, an deren Einbringung früher Jahre gesetzt werden mußten. Er befindet sich in Gesellschaft von Industriellen, Kausleuten, Gewerbetreibenden des Baufaches und Landwirthen, alles Männern, die im schaffenden Leben stehen und mit den berufsgemäßen Vergnügungen nichts gemein haben, die auch nicht durch die Aussicht auf eine wochenlange Vergnügungsfahrt allein angelockt worden sind, sondern von der Ahnung getragen werden, daß es auf dieser Reise doch auch ein Tüchtiges zu lernen geben könne; eine Erwartung, welche sie in keiner Weise getäuscht hat.

Und wie die Reise mit ihren Eindrücken nur flüchtig sein konnte, so sollten nach dem berechtigten Wunsche des Verfassers auch die Niederschriften in Tagebuchform nur

Olympische Spiele, II: Das Wetikauen von FÃ¤den, die mit Honin, bestrichen find.
AnS: Modernes Reisen, Homburg, Orro Meissner,

flüchtig sein. Er verzichtet mit Recht auf eine hohle, erlogene Buchgelehrsainkeit und beschränkt sich auf den Brauch jener Lebenswanderer, Von denen der Magister Martinus sagt, dafz sie leben, „wissen »it wie lang, stirben, wissen nit wann, fahren, wissen nit wohin, und die dennoch fröhlich sind." Nach dieser Richtung liegt der Werth deS Buches; eS ist wahr und daher lebenswarm geschrieben, nnd wie der Reisende, so kann auch der Leser viel lernen. Es sind nicht blosz die eingehenden Schilderungen des Gesehene», die unsere Aufmerksamkeit fesseln: selbst die allgemeinen Beobachtungen, die hier und, da cingeffochten werden, siiid anregend und geben zu denken. .So macht er mit Recht auf dos stelige Zusammenschrumpfen aller charakteristischen Merkmale zwischen den einzelnen Groszstädten aufmerksam; im Grunde merke man kaum mehr, ob man sich in Neapel befinde, oder in Alexandrien oder in Lissabon; die Häuser seine

Ankunft !n A!ci<i»!>ricn. A„Z: Modcriie« Re,sei^ «Hamburg, O>to Mein »er.

von derselben Stillosigkeit, die Strafzen von derselben Geradheit, die Menschen vou derselben Uimormität in der Bekleidung: nur London mache eine Ausnahme, denn hier gebe es einen durchgehenden Zug in's Auszerordentliche. Dieser Gedanke wird dann kurz und treffend ausgeführt.

Natürlich fehlt es auch nicht an heiteren Momenten, namentlich während der Seefahrt selbst. Denn war das Wetter günstig, so fand sich die Gesellschaft auf Deck bei sogenannten „Olympischen Spielen" zusammen, bei denen aus freiwilligen Beiträgen recht ansehnliche Preise (bis zu 3« Mark) zur Vertheilung kamen. Die Ausübung dieser Spiele übernahmen die Schiffsjungen und die kleineren Stewards, und es muß ganz

ergötzlich anzusehen gewesen sein, wie die flinken Kerle um die Wette sich beeilten, große Scheiben trockenen Brotes hinter die Binde oder mit Honig bestrichene Fäden, deren

Morgenkonzert bei bewegter See, Aus: Modernes Reisen. Hamburg, Otto Meißner,

Enden je einem der Jungen zugewiesen wurden, hinter die Zähne zu bekommen, und dergleichen Scherze mehr.

Die nach Originalskizzen ausgeführten Bilder und Autotypien sind vortrefflich und tragen zur Belebung und Ergänzung des schönen Buches wesentlich bei. U, ^.

Augustus und seine Zeit.

Von V. Gardthausen. I. Theil. 1. Band (Mit Titelbild,. 481 S. — II. Theil 1. Halbband. 276 S. Gr. 3». Leipzig, B. G. Teubner.

Die vorliegende Arbeit, ein Ergcbnisz jahrelanger Studien des bekannten Leipziger Universitätsprofessors, will jene Lücken ausfüllen, deren Vorhandensein wir in MommscnS „Römischer Geschichte" bisher schmerzlich empfanden. Eine zusammenfassende Darstellung des ganzen Augusteischen Zeitalters mit eingehender Berücksichtigung der neueren In-

schristen- und Münzenfunde fehlte bisher. Endlhausens Werk ist deshalb schon an sich sehr verdienstlich. Freilich find diese beiden Bände eist die Hälfte des Ganzen, Der erste schildert eingehend die Entstehung des Römischen PrincipatS und schließt mit dem dreifachen Triumph des heimkehrenden Cäsar AugustuS im Jahre 2S v. Chr. ab.
Die Schreibweise des Verfassers ist anziehend und modern; durch die zahlreichen Hin» weise auf Ereignisse der neueren Geschichte erscheinen unS die Personen vielfach in neuem Lichte. Die Charakteristik der Cäsarmörder, des Cicero, des AugustuS selbst, endlich des Antonius und der Cleopatra ist sorgfältig abgewogen, auch in stilistischer Beziehung musterhaft. Für das größere Publikum wird somit der erste Band eine angenehme Lektüre sein. Die Verweisung aller Belege und Erörterung kritischer Fragen in den zweiten Theil ist entschieden zu billigen; hier treten wir in die Werkstatt des Forschers, und eS ist nicht zu zweifeln, daß manche Erörterung jüngeren Gelehrten Anregung geben, hie und da auch Widerspruch finden wird. ES gilt das z. B. besonders von der Stellung, die Gardihausen dem Briesvechsel CiceroS gegenüber, unseres Eracdtens mit Recht, einnimmt. Die Tarstellung der dem Morde Casars folgenden Vorgänge ist da» durch wesentlich beeinflußt. Ein weiterer Vorzug des Buches ist die Anschaulichkeit der örtlichen Beschreibungen. Gardthausen hat die Schauplätze der wichtigsten Ereig- nisse, die Umgend von Perugia, die Küsten von Sicilien und von CumS, den Meer- busen von Actium (Arta), den Hafen von Alexandria, selbst besucht. Die Pläne und Kartenskizzen erläutern die Beschreibung in sehr anschaulicher Weise. Die Abbildungen zahlreicher Münzen sind sorgfältig ausgewählt und geben auch dem Neuling auf diesem Gebiet einen deutlichen Begriff von dem Standpunkt und den Gegenständen der da- maligen römischen Numismatik. Den ersten Band schmückt ein schöner Lichtdruck, der den jugendlichen Cäsar AugustuS darstellt; cS ist die bekannte Büste aus dem Ans«« Od.iarsmoo.ti in Rom. Je eingehender man sich mit der Geschichte der römischen Kaiser beschäftigt, desto mehr wird daS falsche Urtheil, das in dieser Zeit nur eine SchreckenSperiode sah, schwinden. GardthausenS Werk zeigt fast auf jeder Seite, daß das Kaiserreich eine weltgeschichtliche Epoche hoher Kulturentwickelung und gewaltigen Fortschritts war, .bestimmt, die Sünden der Republik gegen die unterworfenen Völker allmählich zu sühnen." Hoffentlich ist eS unS bald vergönnt, uns aus dem zweiten Bande deS Werkes ein vollständiges Bild der Regierung des Cäsar AugustuS vorzu» stellen, deren Nachwirkung sich bis in unsere Tage erstreckt. — t>, —

Hoffmann's von Fallersleben gesammelte Werke.
Herausgegeben von Dr. Heinrich Gerstenbcrg. Band I—III: Lyrische Gedichte.
Berlin, F. Fontane.

Manche bittere Enttäuschung hat Hossmann von Fallersleben in seinem langen und bewegten Leben erfahren. Aber vielleicht hat nichts ihn so schwer getroffen — ihn, den Sänger von „Deutschland, Deutschland über AlleS" und von »Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald," den in seinen kräftigen Mannesjahren allgemein gefeierten politischen Dichter, den gelehrten Forscher und Sammler, der zugleich eine reine und echt volksthümliche Frische und Naivetät sich bis in's höchste Alter bewahrt hatte, — als daß er in seinem 76sten Lebensjahre daS sorgfältig zurechtgemachte Mannscript zur Gesammtausgo.be seiner Gedichte vom Verleger mit kurzer Abweisung zurückgeschickt erhielt. Um so erfreulicher ist eS, daß jetzt — bald 18 Jahre nach Hoffmann's Tode — ein anderer Verleger diese Ehrenschuld einlöst und ihm in einer würdig ausgestatteten Ausgabe seiner Werke ein Denkmal setzt, das noch weiteren Kreisen sein Andenken lebendig erhalten wird, als der Erinnerungsstein, den seine Verehrer ihm auf Helgoland errichten.
Diese Ausgabe der „gesammelten Werke" soll hauptsächlich die „Dichtungen" Hoffmann's und seine Selbstbiographie enthalten. Tie letztgenannte soll zwar ab- gekürzt werden gegenüber der durch viele eingelegte Urkunden und Aktenstücke auf 6 Bände angeschwollenen Ausgabe von 1868, aber zugleich durch eine Darstellung der letzten 14 Lebensjahre des Dichters auf Corvey, dem Schlosse deS Herzogs von Ratibor, eine sehr dankenSwerthe Ergänzung erhalten. Die wissenschaftlichen Arbeiten

Hoffmann's sind dem Fachmann in Bibliotheken zugänglich; der sehr inhaltreiche und interessante Briefwechsel wird hoffentlich veröffentlicht werden.

Es war keine leichte Aufgabe, die in sehr zahlreichen Einzelausgaben zerstreuten Gedichte Hoffmann's zu sammeln und mit den zahlreichen noch ungedruckten übersichtlich zu ordnen. Der Herausgeber hat folgende sachliche Eintheilung aufgestellt: 1. Lyrische Gedichte. 2. politisch-satyrische und Zeitgedichte. 3, Gelegenheitsgedichte, besonders Trinttprüche (in denen Hoffmann ein unerreichter Meister war!), 4. Epigramme und Sprüche, 5. Dialektische Dichtungen und Uebersetzungen. Die erste dieser Abtheilungen liegt in den erschienenen drei Bänden abgeschlossen vor und ist vollkommen geeignet, die alten Freunde des Dichters zu erfreuen und dem jüngeren Geschlecht«, das noch so viele seiner Lieder singt, sein Gesammtbild anschaulich zu machen. Die auch nach manchen Ausscheidungen von Minderwerthigem noch sehr große Zahl der lyrischen Gedichte ist zwanglos eingeordnet in die Abtheilungen: 1. Dichterleben. 2. Liebesleben. 3, Kinderleben. 4. Volksleben. Ein genaues alphabetisches Verzeichnis; erleichtert die Auffindung jedes einzelnen LiedeS. Die Anmerkungen enthalten sehr interessante Nachweise und Erläuterungen, die sichtlich auf langer und eingehender Beschäftigung mit den Werken und dem gesummten Nachlasse Hoffmann's beruhen. Wir muffen es deshalb bedauern, dafz der Herausgeber zwar oft, aber nicht durchgängig und consequent die Entstehungszeit und den ersten Druck jedes Gedichte« angegeben hat. Er war offenbar vollkommen dazu gerüstet und scheint nur durch Scheu vor dem Anschein der Pedanterie (S. XII) abgehalten worden zu sein, die Notizen, die er in sehr viele» Fällen in höchst dankensmerther Weise gegeben hat, vollständig und consequent auszuführen. Hoffmann, der selbst bei Lebzeiten ein so sorgfältiger Bibliograph und Sammler war, hätte diese Sorgfalt bei der GesammtauSgabe seiner eigenen Werke wohl verdient. Doch wollen wir an der mühevollen Arbeit des Herausgebers nicht mäkeln, sondern ibm dankbar sein für das, was er geboten hat. Zugleich wünschen wir, daß der Dichter, der unserem Volke so viele zarten, frischen und innigen Lieder geschenkt hat, auch in dieser schön ausgestatteten GesammtauSgabe seiner Lieder von Neuem liebevollen Empfang finde.

Daß der erste Band durch ein meisterhaft in Stahlstich auegeführtes Bild Hoffmann's geschmückt ist, oerdient in der Zeit der geschmacklosen und augenverderbenden Zinkabdrücke mit besonderem Danke gegen die VcrlagShandlung hervorgehoben zu werden. L.

Bibliographische Notizen.

Das preußische Allgemeine Land» recht und der Entwurf des deut» scheu bürgerlichen Gesetzbuchs. Vergleichende kritische Bemerkungen von vr, I. MeiSner OberlandeSgerichts- rath. Berlin N'. Verlag von C. Liebmann.

Eine mit eingehender Sachkenntnis; klar und verständlich geschriebene Betrach» tung; die Vorzüge der landrechtlichen Bestimmungen in wichtigen Rechtsgebieten, vor denen des Entwurfs werden zutreffend gewürdigt und insbesondere die Behandlung, welche die Einrede der Arglist im Entwurf gefunden hat, als eine öffentliche Gefahr gezeichnet. I'.

Socialdemokratie und Sociallibera» liömuS. Von Th. Hertzka, Dresden. E. Pierson'« Verlag.

Nach Hertzka sind die gewaltigen Fortschritte der Technik groß genug, um schon jetzt jedem Einzelnen bei mäßiger Arbeit ein behagliches Leben zu sichern. Nur ist die Mehrzahl der Menschen nicht klug genug,

um das einzusehen oder zu schlecht, eL zu wollen. Aber nicht dersocialistischeZwangS-staat kann uns in dies Eldorado führen, sondern die schrankenloseste Freiheit. Alle Productionsmittel, in erster Reihe Grund-besitz, sollen jedermann zur beliebigen Ver-fügung stehen — freilich gegen eine be-trächtliche Staatssteuer, Daun bilden sich Productivgenossenschaften, die alle», was die Welt braucht, zu billigen Preisen in Hülle und Fülle erzeugen, Grundbesitz — und auch viele der sonstigen Productionsmittel — versprechen nun aber doch nur dann einen Ertrag, wenn einer hier ausschließlich besitzt, bearbeitet, bestellt und erntet. Wie sich der Verfasser diese Wirtschaftsordnung in einer Welt denkt, die weggegeben ist, ist so unklar wie möglich; und auch in seiner Welt würden alle diese fruchtbringenden

Werthe sofort vergriffen sein. Im Uebrigen widerlegt Hertzka in treffender Weise die Ungereimtheiten der Socialisten, deren Aus« drucksweise er sich wieder voll aneignet, wenn er von derVerderblichkcit der herrschen» den WirthschaftSordnung und der HerzenS-härtigteit ihrer Anhänger spricht. r.

DaS deutsche Reich. Vaterlands-kunde von Prof. Dr. I. W. Otto Richter. Mit 15 Karten und 22 Plänen. Leipzig. Verlag und Druck von Otto Spamer.

Dieses jetzt vollständig vorliegende Werk kann ein deutsches Volksbuch im besten Sinne des Wortes genannt werden. Der Herr Verfasser hat leider Recht, wenn er in seiner Vorrede sagt, daß unter den na» tionalen BildungSelementen die eigentliche Vaterlandskunde, dieKenntniß des deutschen Landes, noch immer verhält-mfzmäßig am meisten zurücktritt. Wir hoffen, dasz ein Buch wie das vorliegende, welches in übersichtlicher Weise, in an-sprechender Form, in reichster Fülle alle geographischen und kulturellen Verhältnisse unseres schönen Vaterlandes zur Darstellung bringt, viel dazu beitragen wird, dem oben gerügten Mangel abzuhelfen. Dazu ist der Preis ves Werkes verhältnißmäßig so gering, daß eS in keiner Familie fehlen dürfte. ii.

Zur Reform des JrreurechtS. Von Eduard August Schröder in Zürich. Art. Institut Orell Füfzli.

Der Verfasser macht den originellen Vorschlag, die Entscheidung der Frage, ob jemand geisteskrank sei, in die Hand von Geschworenen-Gerichten zu legen. Seinen Ausführungen überall beizutreten, möchte bedenklich sein. Er vermerthet einzelne Fälle in einer Darstellung, die vielleicht nicht unparteiisch ist, zu einem weitgehenden Angriff gegcnden Stand derJrrenärzte; und doch würden auch die Geschmorenen»Gerichte, die er aus der Elite der Laien entnehmen will, kaum mehr können, als sich dem Gut-achten der Aerztc beugen. Nach jetzigem Verfahren entscheidet ein Berufsrichter: man möchte meinen, daß dieser in Zweifelsfällen ebenso befähigt sein müßte — vielleicht zuweilen mehr, zuweilen weniger — eine Entscheidung zu treffen, wie das Schwur-gericht. Und was soll erst gar dieser Apparat in der Mehrzahl der Fälle, in denen ein Zweifel gar nicht besteht? ?.

Neues Wörterbuch der deutsche» und franjösischen Sprache. Von C. W. Th. Schustcrund A. Rsgnier.

Angenommen vom Rath für den öffent-
lichen Unterricht in Paris. 15. Aufl.
Auf Grund der neuesten Sprachforsckmngen
und mit Zugrundelegung der neuen
deutschen Orthographie neu bearbeitet
von Christ. Wilh. Damour. Erster
Band: Französch-Deutsch. Zweiter Bd:
Deutsch-Französisch. Leipzig, Verlag
von I. I. Weber.
Das Wörterbuch von Schuster und
Rsgnier, dessen erste Auflage im Jahre
184t erschien, erfreute sich beim gebildeten
Publikum mit Recht großer Beliebtheit.
Bei den mannigfaltigen Bereicherungen resp.
Umwandlungen, welche die Sprache im
Laufe der letzten Jahre durch die Weiter-
entwicklung von Literatur, Technik, Handel,
Industrie u. s. w. sowie durch die Ver»
änderung der französischen und deutschen
Orthographie erfahren, konnte das Wörter»
buch in seiner alten Gestalt den berechtigten
Ansprüchen des Publikums nicht mehr ge-
nügen und war naturgemäß von später
erschienenen Werken, welche den neuesten
Stand der Wissenschaft berücksichtigen
konnten, überholt worden. Diesem Mangel
ist nun durch die von Chr. W. Damour
veranstaltete sorgfältige Neubearbeitung,
welcher derselbe sieben Jahre gewidmet,
gründlich abgeholfen worden. Der Be-
arbeiter, welcher auf eine fast zwanzig-
jährige Wirksamkeit als Lehrer der franzö-
sischen Sprache in den obersten Klassen
höherer Lehranstalten in Deutschland zurück-
blickt, hat es trefflich verstanden, seiner
schmierigen Ausgabe gerecht zu werden.
Trotz der Beschränkung, welche ihm der,
durch die Rücksicht auf den niedrigen Kosten-
preis und die leichte Handhabung des
Werke» gebotene geringe Umfang des
Lexikons auferlegte, hat er es verstanden,
eine relative Vollständigkeit und Lücken-
losigkeit zu erzielen und nicht nur der
Literaiur-und ConversationSsvrache, sondern
auch den Gebieten der Rechtspflege, deS
Handels, der Technik, der Naturwissen-
schaften in gebührendem Maße Rechnung
zu tragen. Besondere Anerkennung verdient
die sorgfältige Behandlung der Phraseologie,
die sonst häufig schlecht wegzukommen pflegt:
französische und deutsche Redewendungen
sind oft in mehrfacher Form dargeboten;
in dankenswerther Weise hat der Bearbeiter,
den populären Redewendungen, Gallicismen
und Germanismen, sprüchwörtlichen und
figürlichen Redensarten, ja sogar dem

»Argot' seine Aufmerksamkeit zugewendet. Die besten bekannten Werke sind von Damour zu Ruthe gezogen und die neuesten Forschungen benutzt worden. — Die typographische Anordnung ist klar und übersichtlich, die Ausstattung gediegen. Möge das Schuster- Rsgnier'sche Buch in seiner neuen Gestalt die verdiente Anerkennung und Verbreitung finden.

JnbiläumS'Festschrift des Vereins Berliner Künstler (zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens 19. Mai 1891). Berlin. Verlag von AmSler und Ruthard.

In einem stattlichen Quartbande von mehr als 100 Seiten wird uns hier eine vornehme Publication geboten, welche deS allseitigen Interesses sicher sein kann. Ludwig Pietsch, der stets Bereite, Vielgewandte, hat den Text geschrieben; eine übersichtliche Geschichte deS Verein» Berliner Künstler von seinen bescheidenen Anfängen im Jahre 1841 an, da sich eine Anzahl jüngerer Künstler im Atelier deS MalerS Rosen» selber zur entscheidenden That zusammen fand, bls zu dem stattlichen, festgcgründeten Bunde, welchen der Verein heute darstellt, wo er eS wagen konnte, auf eigene Hand zur Feier seines fünfzigjährigen Bestehens eine große internationale Kunstausstellung zu veranstalten. DaS ist fürwahr eine stolze Entwickelung, die wir hier in ihren einzelnen Momenten von dem kundigen Plauderer und Erzähler vorgeführt erhalten. Der fröhliche Künstlergeist hat dafür gesorgt, daß eS überwiegend heitere Geschehnisse sind, von denen der Chronist zu berichten hat; nur selten stört die Sorge um den schnöden Mammon oder um ei» geeignetes Vercinslocal, die sich allmählich zu dem ernstlichen Bemühen um ein eigenes Heim steigert, gelegentlich auch ein kleiner Conflict mit der Kunstbehörde oder dem eigenen Vorstande die Reihe von humorvollen Kneipabenden, sinnigen Waldfesten und Weihnachtsfeiern oder glanzvollen Costümbällen, in welchen das Vereinsleben nach außen hin hauptsächlich Ausdruck findet. Damit aber der Leser von all' den Herrlichkeiten doch auch etwas mehr als einen Bericht in Worten genießen könne, sind eine ganze Anzahl der genial-phantastischen EinladungS- und Festkarten, welche Meister wie Menzel, Meyerheim, A. von Werner, Hosemann, Pietsch, Arnold, Skarbina, Koch, W. Friedrich zu diesen Gelegenheiten geschaffen haben, in Nachbildungen dem Buche beigegeben. ES

finden sich wahre Cabinetsstücke darunter, denen sich auch die keck erfundene Zeichnung deS Umschlages von Fr. Stahl würdig anschließt. Aber auch sonst ist der Band künstlerisch reich und werthvoll ausgestattet, nicht, blos mit den Portrait» sämmtlicher Vereinsvorsitzender als Vignetten und kleineren, in den Text einge» druckten Photogravüren und Zinkätzungen nach Fr. Stahl, Dahl, Shrentraut, Skar> bin«, Eckenbrechcr, Koerner, Fischer-CSrlin, Dettmann, Fricke u. A., sondern auch mit Vollbildern von selbständigem künstlerischem Werth, wie einer Radirung von B. Mannfcld und Photogravüren nach Gemälden und Zeichnungen von Koner, Douzettc, Knaus, A. von Werner, Tom Luiz von Portugal (dem verstorbenen königlichen Ehrenmitgliede des Vereins). Diese künstlerischen Beigaben übersteigen allein ihrem materiellen Werth nach bedeutend den mäßigen Preis (10 Mark) deS Bandes, dessen Anschaffung wir allen Freunden der Berliner Künstlerschaft empfehlen möchten. 3.

Lebenserinnerungen von Wilhelm «üble. Mit einem Bildniß. Berlin, F. Fontane.

Die Lebenserinnerungen unserer älteren Generation tragen einen gemeinsamen Charakterzug, der uns stets ganz besonders anheimelt; sie erzählen meist von dem treuen Ringen eines begeisterten Herzens im Kampf mit einer Enge und Beschränktheit der äußeren Verhältnisse, welche uns heute fast unglaubwürdig erscheint. Wer weiß, wie viele von den Männern der jetzigen Zeit einst am Abend ihres LebenS auf einen gleich entsagungsvollen Idealismus als Merkmal ihrer Jugend werden mit Befriedigung zurückschauen können! Eine solche LebenSgeschichte, wie sie uns hier der Altmeister der heutigen Kunstgeschichte in der ihm eigenen anziehenden Form bietet, kann uns mit Fug daran erinnern, daß wir eS nicht so herrlich weit gebracht hätten ohne jene Alten, welche ihre Ideale mit zäher Energie gegen eine Welt von Hemmnissen und Beschränkungen durchzusetzen verstanden. Lübke erzählt seine Lehr- und Wanderjahre als Kunsthistoriker bis zu seiner Berufung aus Zürich nach Stuttgart im Jahre 1866. Die Jugendzeit in Dortmund, die Studienjahre in Bonn und Berlin, sowie seine Lehrthätigkeit an der Bauakademie daselbsl. endlich die erste Reise nach Italien und

der Aufenthalt in Zürich bilden die einzelnen Abschnitte der lebendigen Schilderung, welcher die Begegnungen mit zahlreichen hervorragenden Männern der Kunst und Wissenschaft, von denen der Verf. zu berichten weis, ein erhöhtes Interesse verleihen. Namentlich für die Charakteristik von Männern wie Kugler, «schnaase, Friedrich Eggcrs u, A. bietet das Buch manchen werlhvollen Beitrag. Der voraus» geschickte Abschnitt aus der Selbstbiographic von Lübkes Vater darf als ein interessanter Beitrag zur Culturgeschichte der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts und namentlich zur Würdigung der damaligen Verhältnisse der Volksschule und ihrer Lehrer willkommen geheißen werden. Wir können nur wünschen, daß L. uns bald eine Fortführung seiner eigenen Lebensgeschichte über das vorläufig gesteckte Ziel hinaus bietet! Auf dankbare Leser wird seine anspruchslose und gemüthvolle Art zu erzählen stets rechnen dürfen. Äl. L,

Eduard Ben bemann. Betrachtungen und Erinnerungen vJosefSchrattenbolz. Mit einem Bildnis;. Düsseldorf, C, Kraus.

Die kleine Schrift, welche anläßlich einer Ausstellung der Werke Bendemanns in der Kunsthalle zu Düsseldorf entstanden ist, erhält ihren Werth durch mehlfache persönliche Begegnungen und Gespräche mit dem Meister, von denen der Verfasser zu berichten weiß. Für eine zu erhoffende ausführliche, kritische Biographie des Malers, welcher in der deutschen Kunstbewcgung dieses Jahrhunderts eine so bedeutsame Stellung einnimmt, enthält sie manches brauchbare Material. Kl. 8,

Die »unst im Lichte der Kunst. Von Dr. Heinrich Puder. Zweite verbesserte Auflage. Mit 6 Abbildungen. Dreisen, O. Damm.

U„ier dem unklaren Titel, welchen der Verfasser in einem bombastischen Vorwort vergeblich zu erklären versucht, sind acht kleine Aufsätze zur italienischen Kunstgeschichte zusammengestellt, welche manches Richtige aber wenig Neues bieten. Betrachtungen wie sie hier vorgetragen werden, läßt wohl jeder Professor der Kunstgeschichte gelegentlich seine Schüler im Seminar anstellen. Nur daß man Seminararbeiten gewöhnlich nicht für druckreif erachtet I Der Verfasser gehört augenscheinlich zu denen, welchen „Rembrandt als Erzieher" das Concevt verrückt hat. Als Probe seiner Denk- und Schreibweise heben wir einen

Satz aus der Einleitung heraus, in welchem er offenbar die Quintessenz seiner logischen Evolutionen bieten will. „Die italienischen Kunstwerke mögen nach Italien, die deutschen nach Deutschland wandern, dann werden sich in den Museen die Musen wieder einfinden." 8spi«nti sst.
«. 8.

Schönheit und Fehler der mensch» lichen Gestalt von Ernst Brücke. Mit 29 Holzschnitten von Hermann Paar. Wien. W. Braumüller.

Der berühmte Anatom und Physiologe hat der Kunstwissenschaft schon manchen wichtigen Dienst geleistet, indem er das Wissen seine« Fache» mit feinem Verständnis; der Betrachtung von Gesetzen und Bedingungen des Kunstschaffens nutzbar machte. Auch in dem vorliegenden Buche wendet er sich hauptsächlich an Künstler und Kunstfreunde, „an erste«, um sie auf Manches aufmerksam zu machen, was sie, wie die Erfahrung lehrt, oft übersehen; an letztere, um sie in eine Art der Kunstbetrachtung einzuführen, welche nicht die gewöhnliche der Kunstfreunde und welche doch unerläßlich ist für das Verständnis; > der Werke bildender Kunst und sür ihre meritorische Beurtheilung". Nach solchen ^ Gesichtspunkten betrachtet er die einzelnen ; Theile des menschlichen Körpers nach ihrer natürlichen Form und Schönheit, indem er mit besonderer Lorliebe und auf Grund ausgedehnter Kenntniß der Monumente namentlich auf die BildungSmeise der Antike eingeht und ihre Voraussetzungen, sowie die Gründe ihres Abweichen« von der gewöhnlichen Erscheinung erörtert; interessante Fragen, wie die nach dem Ursprung des typischen Schnitts der Beckenlinie in den antiken Statuen sind wohl noch nie mit so eindringendem Verständnis; behandelt worden. So ist das handliche Buch sür Archacologen, Kunsthistoriker und ausübende Künstler von gleich hohem Werth; die beigegebencn Holzschnitte, meist »ach Photographien des lebenden Modells, zeichnen sich durch ihre saubere Ausführung aus. >I, 8.

Allerlei au« «Ibio«. Von Fr. W. Brandt. Leipzig, Carl Reihner.

Schon ehe vorliegendes Werkchen erschien, hat Brandt durch sein in englischer Sprache verfaßtes „I^onäon Iiis, seen >vitu Lsrmün die Aufmerksamkeit der Engländer in hohem Grade auf sich gelenkt. In diesem neuesten „Allerlei"

nun legt Brandt, der sich durch längeren Aufenthalt in England, sowie durch ungewöhnliche Beobachtungsgabe ganz ungemein in die Eigenart der Engländer eingelebt hat, ohne dabei jemals den Deutschen zu verleugnen — treffliche Proben ab seines Studiums über Land und Leute. Die 22 kurzen Aufsätze zeichnen sich durch sachliche Schärfe ebenso sehr, als durch gefällige, hie und da von Humor gewürzte Schreibweise aus. Alles, was das gegenwärtige Leben Englands Interessantes darbietet, nimmt der Verfasser unter seine Kitische Lupe. Sein „Allerlei" umsaht Stadt- und Landleben, eS führt uns in die Höhen und Tiefen der Gesellschaft, von der höchsten Aristokratie bis zu den verthierten Individuen des östlichen Bezirks, schildert Clubs und kommunales Lebe», häusliche und Schuleinrichtungen ?c. Als besonders gelungen betrachten wir die Kapitel: „Nebelerlebnisse," „Universttätsleben in Oxford," „Im VolkS-palast." Jedenfalls ist das höchst anziehende Buch Werth, nicht im Strom der Alltagslectüre ein ephemeres Dasein zu fristen, soll im Gegentheil all' denjenigen Lesern, die sich über englische Zustände belehren wollen, ganz ausdrücklich empfohlen sein. Frei von Vorurtheilen, ohne alle Prätention, und voll sachlicher Kenntnis; wird das „Allerlei" nicht nur „Manchem Etwas", sondern „Vielen Vieles" bringen. A, V.

Kranz Dingelftedt. BlätterauS seinem Nachlaß. Mit Randbemerkungen von Julius Rodenberg. 2 Bde. Berlin. Verlag von Gebrüder Paetel.

Dingelstedts Persönlichkeit ist eine literarisch und psychologisch so interessante, daß sie die Ausführlichkeit, mit welcher sie in dem vorliegenden Werke behandelt wird, wohl verdient. Zum ersten Mal wird hier Licht und Schatten auf dem durch der Parteien Haft und Gunst vielfach entstellten Charakterbilde des Mannes so ver> theilt, dafz man nicht nur volles Verstiindnisz für ihn und sein Thun, sondern auch herzliche Sympathie für denMenschen Dingelftedt empfindet. Julius Rodenberg hat hier eine Freundespflicht erfüllt, die ihm nicht nur die Nachkommenschaft des Dichters, die ihm das ganze deutsche Volk zu lebhaftem Danke verpflichtet. Zugleich ist das Werk ein werthvoller Beitrag für die Literaturgeschichte von 1^3(1 bis 188«. Dafz die bekannte, geist» und anmuthsoolle Taistellungskunst des Verfassers dem Bücke

eine ganz besondere Anziehungskraft verleiht, braucht eigentlich kaum hervorgehoben zu werden, das versteht sich bei Rodenberg von selbst. —e,

Bibliothek der Gesammtliteratnr d« In» und Auslandes. Halle an der Saale. Druck und Verlag von Otto Hendel.

Das sehr verdienstvolle Unternehmen, auf das wir früher bereits aufmerksam gemacht haben, wird rüstig weiter gefördert. In sehr guten Ausgaben liegen neuerdings vor: Le Sage der hinkende Teufel; verschieden« Schriften von Martin Luther; MoliereS Tartüffe; Daudets reizende „Briefe aus meiner Mühle": Weifz, Polnische Dichtung in deutschem Gewände u. s.w. Die Ausstattung ist für den überaus geringen Preis (2ö Pf. für daS Heft) gradezu glänzend zu nennen. u.

Aus dem Jrrenhause. Dreizehn Erzählungen merkwürdiger Jrrsinnsfälle von Caroline von Scheidlein-Wenrich. Mit einem Vorwort von Friedrich Schlögl. Wien. A.Bauer.

Die zu einem starken Bande vereinten, uns vorliegenden Erzählungen erschienen bei Lebzeiten der nun bereits verstorbenen Verfasserin, im „Wiener-Fremdenblatt"; — diese Thatsachc wird in einem dem Buche vorangeschickten Geleitswort von Friedrich Schlögl zu unserer Kenntnisz gebracht, mit der gleichzeitigen Bemerkung, daß die Aufsätze seiner Zeit, sowohl durch Form als durch Inhalt genug Aufsehen erregten. Wir begreifen nicht recht weshalb, — die in denselben geschilderten Begebenheiten, welche in allen Fällen zu dem traurigen Endresultat geistiger Umnachtung führten, bewegen sich so ausschließlich in den ausgefahrenen Geleisen deS romanhaft Unwahrscheinlichen, daß sehr viel Naivetät, oder sehr viel Phantasie dazu gehört, an einen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung zu glauben, abgesehen davon, daß jeder Laie heut zu Tage weiß, daß die Geisteskrankheiten durchaus nicht von äußeren Umständen hervorgerufen werden, sondern im Inneren des Organismus ihren Ursprung haben.

Selbst wenn wir die Wahrscheinlichkeit für die Beurtheilung der verschiedenen Erzählungen ganz außer Acht lassen, so verscherzen sie sich Miseren Beifall durch die stilistisch durchaus nicht tadelfrcie Form, in welcher sie geschrieben sind; der Nachruhm der Verfasserin wird durch diese

Ausgabe in Buchform, von Aufsätzen, die für das flüchtige Tagesinteresse bestimmt waren, durchaus nicht gesteigert werde,,.

Zehn Geschichten. Von Fritz Mauthner. Berlin, I. H. Schorer.

Wer von einem Buche mehr als blöke Unterhaltung verlangt, wer in ihm die Lösung interessanter Probleme oder doch Anregung zum Nachdenken über solche sucht, wird nur zum Theil bei diesem Buche auf seine Rechnung kommen; die in demselben vereinigten, theils heiteren, theilS ernsten Geschichten sind von ungleichem Werthe. Der Witz des Verfassers und seine gewandte Darstellung täuschen zuweilen für dm ersten Augenblick darüber hinweg, daß das eigentliche Thema im Grunde wenig bedeutend ist; zu den heiteren Geschichten, die uns durch ein Feuerwerk witziger Einfälle blenden, ohne doch eine tiefere humoristische Idee zum Ausdruck zu bringen, gehören z. B. „Ein letzter Wille", »Die Strodival! - Geige". Dagegen wird in der ersten Erzählung „Peter der Grobe" ein recht komisches Motiv in ergötzlicher Weise behandelt. Unter den ernsten Erzählungen ist die letzte „Der Todtendoctor", welche in scharfen Zügen das Bild des gelehrten Fanatikers, welcher dem Moloch der Wissenschaft selbst das Liebste hinopfcrt, zeichnet, von mächtiger tragischer Wirkung. Ein Gegenstück zu diesem Arzte, welcher schließlich die Medicin nur als rein theoretische Wissenschaft, nicht als Heilkunde betrachtet, ist der Arzt in der Novelle „Zur steinernen Jungfrau", welcher praktisch in thateiftiger Nächstenliebe seinem Berufe nachgeht und den Bewohnern eines überschwemmten StadttheileS Trost und Hülfe bringt, während den gewissenlosen Mitgliedern des Nettungsausschusses daS Unglück die Gelegenheit zur Veranstaltung einer Orgie giebt. Daß dem Verfasser zuweilen, namentlich in ernsten Erzählungen, der Witz hinderlich ist und ihn zu Uebei treibungen verleitet, scheint uns besonders „Die Nihilistin" zn bestätigen, in welcher die Gestalt des sein grausiges Erlebnis selbst erzählenden Helden fast zur Carricatur geworden ist. — Trotz alledem enthält daS Buch genug des Guten und weifz uns, wenn auch nicht immer im Innersten zu packen, doch stets angenehm zu unterhalten, so dafz man es zur Lektine wohl empfehlen kann.

0. V.

Die Gehcimräthin. Novelle von Hy«

ronimuS Lorm. Berlin, H. Coe-
nitzerS Verlag.

Eine empfehleuswerthe Lectüre für Freunde spannender Situationen, eine an geschicktem dramatischen Aufbau und gewandter Darstellung reiche Erzählung, die wir — offen gestanden — „trotzdem kühl bis an's Herz hinan" aus der Hand legen. Einige der auftretenden Personen, vor Allem die Trägerin der Titelrolle, sind zwar scharf und deutlich gezeichnet, dennoch ist eS dem Verfasser nicht gelungen, auch nur für eine einzige der geschilderten Charaktere Sympathie bei dem Leser zu erwecken. Aus Handlung und Personen, die meist auf dem Parquetboden sich abspielen, weht uns ein frostiger Hauch entgegen. N, V.

Anspruchslose Geschichten. Von
P. Hann. Leipzig, A. G. Liebe?-
kind.

Eine Reihe kleiner, guterzählter Geschichten, an deren Frische und Harmlosigkeit Leser und Leserinnen, die ebenso gestimmt sind, ihre Freude haben werden.
0.

Der Kanzler von Klorenz. Von
Hans Blum. Berlin, Gebr. PStel.

Historischer Roman aus der Zeit Macchiavellis, der aus einer Zeit trauriger Zerrissenheit seines Vaterlandes als ein prophetischer Wegweiser zur Befreiung und Einigung Italiens hervorleuchtet.
?.

Die Schmugglerstochter von Vior»
Vernetz. Historischer Roman vouKarl
Adolf. 2Bde, Königsberg. Hartiiiigsche
Verlagsdruckerei.

Der einen interessante» Stoff behandelnde Roman spielt zur Zeit der Napoleonischen Continentalsperre. Der Verfasser hat unverkennbar eingehende historische und locale Studien gemacht und dieselben mit Geschick verwerthet. Die Handlung des Romans ist glücklich erfunden, die historischen Ereignisse sind mit den Hcrzensgefchichten in gewandter Weise verknüpft, die Charaktere sind anschaulich gezeichnet und lebendig entwickelt; die Gegensätze zwischen den ruhigen, aber schlauen und entschlossenen Inselbewohnern, den leidenschaftlicher', beweglichen Franzosen, den etwas pedantischen, aber unternehmungslustigen Emdener Kaufherren fein heraus-

Nord n,
d Süd. '
gearbeitet. Zu diesen Vorzügen des Werkes kommt noch eine oft stimmungsvolle, poetisch angehauchte Schilderung der interessanten landschaftlichen Scenerie. Nichtsdestoweniger kann man sich nicht verhehlen, dafz das Wollen des Verfassers gröber ist, als sein Können. Ein echter Dichter hätte a»S diesem Stoffe ein gewaltigeres, erschüttern» deres Gemälde geschaffen, hätte die packenden, dramatischen Momente, die derselbe bietet, in ganz anderer Weise ausgebeutet. Gerade an den Höhepunkten des Werkes fühlen wir, daß des AutorS Begabung nicht ausreicht, da fehlt fortreißende Gluth der Leidenschaft, psychologische Tiefe, tragische Gewalt und rhetorischer Schwung, Immerhin ist es anzuerkennen, daß ein Mann, dessen Zeit und Arbeitskraft durch eine ausgedehnte Berufsthätigkeit in Anspruch genommen — unter dem Pseudonym Karl Adolf verbirgt sich der Oberbürgermeister von Königsberg, Karl Seile — die nöthigc Muße und Svannkraft findet, um ein Werk von solchem Umfange und solchen Vorzügen, wie wir sie oben hervorgehoben, zu schaffen, Vorzügen, die den Roman zu einer anziehenden und stellenweise fesselnden, wenn auch nit>t die Tiefen der Seele aufwühlenden Lectüre machen.
0 V.

«raltt, Richard, Kunstbüchlein gerechten gründlichen Gebrauchs aller Freunde der Dichtkunst, Wien, Karl Konegen.

Der Verfasser bespricht in den drei T Keilen und hundert Kapiteln des Buche» eine grofze Menge von Gegenständen, Fragen und Persönlichkeiten aus den Gebieten der Poetik, Metrik und Literaturgeschichte: alles Gebotene ist aber so aphoristisch nnd zugleich so oberflächlich, dafz daraus schwerlich Jemand, dem es Ernst um die Sache ist, irgend eine neue uns werthvolle Belehrung oder eine wirklich fruchtbringende Anregung schöpfen wird. 6r,

Im Banne der Musen nnd Grazien. Ein Gedichtbuch von Eduard Romanowski. Norden 139« Hinricius Fischer Nachfolger.

Es ist ein eigen Ding um das dichterische Selbstbewußtsein! Bekanntermaßen waren es die schlechtesten Poeten nicht, denen selbstquälerische Zweifel bisweilen die Lust am Schaffen trübten. Unsere allerjüngste Dichtergcneration weiß sich frei» lich davon frei. — Mit dem unerschütterlichen Glauben an seine erhabene Misston gepanzert tritt solch ein moderner Geistesritter vor die Schranken der Kritik. —

Aber man wird immerhin gut thun, diesem Gladiatorendünkel mit einigem Mißtrauen zu begegnen. — Solcherlei Betrachtungen stiegen auch iu uns auf, als mir den .Prolog" lasen, den Herr Romanowski feiner ohnehin etwas prätentiös betitelten Sammlung vorangeschickt hat:

„Bin selbst ja im April geboren
Und bin ein wetterwend'icher Mann
Doch hob' ich echter Kunst geschworen —
Das merlt man meinen Versen an.
Sie stießen hin in sch Sne m Flu s se,
Und Koller Etol, bekenn' Ich hier:
Sie tönen, weil oui echtem Gusse,
Schon wie da« Lied der Loreley,"

Nun — von dem «schönen Flusse' spürt man in den Liedern nicht viel: Gerade Form und Sprache lassen noch sehr zu wünschen übrig. Der Verfasser besitzt ohne Frage ein gewisse« lyrisches Talent; nur begnügt er sich vorläufig damit, Heine nach Kräften zu imitircn. — Währen» jedoch in dem Zauber der Heineschen Lyrik uns höchstens eine bizarre Pointe stört, schreckt uns aus dem „schönen Flusse" der Romanowskischen Lieder nur eine gräßliche Svrachsünde oder eine grobe Geschmacklosigkeit.

„Zu Düsseldorf am Rheine
Da war mein erster Schritt
Zum Saus, woher stammt Heine.
Der Mann, der liebt' und litt."

singt er in edler Begeisterung. Die Grazien, die einst dort an der Wiege standen, scheinen demnach Herrn RomanowSki minder huldvoll gesinnt. Und doch beweist der Verfasser namentlich in den „Oll» pc.trida" und „Gestilten" betitelten Abschnitten, daß er warm zu empfinden, scharf zu beobachten und gluthvoll zu schildern versteht. Wir mochten ihm daher zwei Rathschlöge mit auf den Weg geben: einmal etwa? strengere Selbstzucht zu üben und zweiten? seine lobenswerthc Verehrung für Heine nicht bis zur sklavischen Nachöffung zu treiben. Hoffentlich schmettert er trotzdem nicht auch gegen unS den vernichtenden Vorwurf:

„J!ir aber, die z,, »siegen habt,
Ihr keimende <!> Poeten,
Daß kein Talent Ihr untergrabt!
Sie sind uni sehr von Nöthen <!'.>" —

c. s.

?reidur«. ?, L, ?sks«nks>^,
V»I<I«», ?olii, »<Iiz» r>»ueo. liomon, I, ^nk-
Issnck«. ^ I? ' > ' VI'
^vsti^II vorn,, S. SrKnItlasnder, ^ ^
uvä VerKss-^nstält vorm, 8, SoKotII»öngsr,
L>nIi»^K«II »>r <Z»»mmt »lltenitur cke» In» uvck
^»»lovcke» X«, ««—,^gg, Holls, 0 Ilsnckol.
VIdr»Hn«mK»r<>t, ?K. v,, vis Vuncksrdwm« ckos
(iiüe^?, Lins HovsIIs, »ipiis, U, ?nok,
L»«d, L, vis^SkSglonsr ?rgn LucKdollsn, IKr
Lrs»il>n. ll. ?r«nnä,
»öl»r»e, V,, vi« »itt»?s^,ttin, Roman, vr«i
U^incks. SiutUzott, vsnisons Vvrl^s-^inwit,
»xr, »,, >Vo?u? Rom»,,, üvsi v»näs. Stvtt-
<!>»»«», V„ ?iU>rsr ckuri'K aio s>»Kr> unä Lr»
v^nck ?«, üMtt«n«, ^, ?!n«s>Korn, ^
Lledeokei», Ii, von, proiltiscos ^„luittiniz ?nr
? il>r«r»i. ls, I^sipii«, ?r. SoKnIn jnn,
Hilter, ?sri>I,>, L!n I!om»„ »us >^st»kri>«,
LItIliißer, Vkriülion ilokmön van L«kml>n,»
I«,-»0, 1»ussn>I, krsnK knN o,
riei«»m»»a, <Z„ Vicksr Si« S«ci»Iä«m«>ir»tis,
««Il«d»II, Ruii. von, IZllnt« IZüiiKsn, sZ«iicdt«,
NN,I Verlgz«-^n»t«lt vorm. S. Seuottlasndsr.
ver kl»»S,I. ^cislckrsrliskr, LucKdsItuv?, Snsk-
l vs«n, VsrcksotscKu«« Ssr «vrdsnriicksn
I^sin?!?, klirt Lodn, ^
H»u»-» »erbe Ilwslrir« ^nszol,«, llsssrun^
, K—9, Ltntt«»rt, OsattcKs V'srI°gg-^nst»It,
Ue,,Ii, von un6 IZ. XletK«, «ss. Wr Illnstr,
llsksrnnF «?—m, Ijomburz, Vsrläzsooswlt
<v«rm, ^, Rirdtsr),
»SV»«, ü,, OsnKcKss V,,rtsrdncd, vritter Halb-
dnnä. I^oi,»is, », gir»I.
Himmel vvck Lril«. Ililistriris nutnrv, !lon»ts»
«?Kriki, Sarliv, II. I'«et«I,
»<«n«^ II., vis I^r^esokiekls <K> U,»«K«n
^ l,i»k»r»m? S—l?. Vi«>, ^, IZ»tl'.'d«„.
Lumno«, llsksrnnz l», ll, Ltntt^sir,
v«r»em»u», vis Lsriinsr Voosmkur>17«nk>,rsv2
Liilxsrt», H,, i^in ^»zsrsulilsn, ^^xättsdv iju»
vsr Keili?» IZocli vo» Lrisr 5«.
dnieiisll, Ij, l<Iiv?sb»i!,
Locd^ ZI, X»ti«nlli!tät uvä X»tin„»I>itsr»ti>r.
Vsrbovg, I!«,Iio, >V»IlKsr ^ ^i«Invl,
Ka,„t»»»t«»»nG vo» ««rll«» Xiirnderxkr
HS»»tIer cker nsuore» /«lt. IlwsIiiNsr
Xilr„dsrg, ,7, 1^, 8iKr»g,
Ilgiil«, l?, X,, Lntordt, Rom»», I>rssi»u, Sedls»
LiOKiverid v»» «Immer», Ii , lisiko,^ ^us Zor
van KIinger»Ik>, ?^rs>» LKsil, üvoi Liivjs.
I^eslmple, I!iI>Ivr »us >isr üllsiilvslt, Ltuöis»
U»>I«», r°»>il, Im ?isk«r, ^ XovsIIs, Z. ^,»k-
Llidlie, VilKsim, ^VIIss uu>> k>««l>s. Ktuclisn vvck
Lunsr- u„^I Vsr>»!;s>^,„st»II varm. S, LcKstt»
I^»S»lU», (1,, <Zss»mn>s>t« SoKiikton. ll«5sr»nL
He»eI>t»«»«»>Kv/>VI«,Ijm!r, ?iir»t von, üi,wr von
ilocker»? vlliiter. VocKsnscKrirt <Ioi sisssll-

Nord und Süd.
Lockern» Z5«»»e>>e«. Amt» uvZ Sittsudililsr s»s
»iislult ZI ?o«»I,
>^»«^ S«rli„, I?, 8, «iltlsr K ««Kn,
Xeuckruel!« ckeuticder I.Iter»tur,reil!e cke» XVl.
uvck XVll. >k»drl>unckert». >«, 6S^7l, 9L
bis St, llilll«, II. Xiomsx».
<>d«ia»>er, I ^ IllubiriNsr I 6urcK Uvtei-
v«»r II, KI!«>U e»» ScKvecke» rnick üarvexen.
ketrsk, K, Illustrirter ?iii>r«r ävick äus
rdlllnp»»», 1^,,, <Z»«nmm«It« »cdnktov, Nsrsus»
<jnlt?on V, I^Iur IloilicKK,». IlistoiiscKcr
iluokärucksrsi, liuust- m,<I Vsrlsss-^u^wlt
K«»ll», ?, ll«, V«rK!il»5i,is», L,ut,»isirto Ilebsr-
Vll^aKr«, IZnncl ^U,> Ltutt«»it, ^, Lusssl-
Klcdter, V., Du« v»utse«s R^ioli, V»t»rI»Qck«-
»»««»er, ?. K„ Ns^icKt», üit I» Uwstmti«k«l>.
V,',«», ^. liartlobsv,
K»«eler, g,, I« tt",lls unä Scdsltsiii-sicl,, I^idr«»
ibrsn ^„vkvckunsen, Äit U ^Kdilckuiisssu.
ji»el>er»Ä«»«eK, Lsop, vav. üu Spitt. — Nie
SmreKer, I^,, Im Uni,»« Vill^sm, Rom»»,
Lr«sl»ii, !?cKIssisi-d« vuekckrilrlisi»!, üuQ«-
ullä V«rIaM.^i»li,It^ voiin, S. Lclwnlosriasr,
?d« ?»uek»»n U»js»?l»e. ^n^Iisd !I«',iI>I)-
Voxelreiiter, 0 , ttsscdickts äs» UiiecKiscKku
V»II»ee, II, L„ üm!ör„0!i Kpissn. Nj« iZrieut-
6,, KW ü'iicliblicll «us ckom ^»Kre »uk
l!»s ,I»I,r«»0«, ljsr»u«seU»b«n ^«nI5. US!!«,
», ^nkl»«« öorlin, O, VIried. «i O',
Schlestsche Buchdrücken!, «unft» und 0erIaas<AnstaIt vormals S, Schottlaender, Breslau.

I.öbs> 8eKoUIänäs^, Karlsdsö i/sönmsn
UsborsssKoK« Depots in ösn grösston Ltsätsn sllsi' VlksINnsils.

(^.KrtKal, KKein-I^reussen) betrugen an k'lascken unÃ¤
15,822,000 in 1339,
17,670,000 â€ž 1S90.
/^i/6V/6>-56// (7//^^^/^ i/<?M/<5M."
7^ III^I^ 20. ^//e'MS^ 189O.
1^ MI_I_I^I?I8 lZW^^

EMPTY

November I8Y1.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Marquis von Ruöini,
Radirung von Johann kiudner in München.

preit xr« SZuarlxI IZ hefiel b Marl. —

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Mord und Süd" be»
jüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von «Mord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem hefte
Hermann Surwitz s> Sie. m Srrlm (Der vcrbrsscrtr Tachograp!,).

EMPTY

Nord und 5Ã¼d.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
von
Paul Lindau.
llX. Band. â€” November IWs. â€” Heft
!Mt> einem pottrml in Radiriingi Mnrquis von Rudini,)

Wre ^ lgu
Lchlesische Bnchdruckerei. Â«nnst. unv verlags>Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Die erste Kugel.
Novelle
von
Marie Kodziewicz. *)
— ölhruszczowa—Rußland, —

er Tag war grau, dunkel und trüb, wie es nur ein Novemberlag im kalten Litthauen sein kann. Der nebelgraue Himmel, ohne ein Stückchen Tonne entsendete als Herbstgabe einen feinen, aber durchdringenden Regen, mit dem sich hier und da eine Schneeflocke bisweilen schon mischte.

In Folge dieses Herbstgeschenkes wurden die Straßen der kleinen Kreis stadt zu schmutzigen wegelosen Abgründen und auch die Menschen sahen so elend und verstimmt aus, als wenn nicht Regen und Schnee, sondern Jammer und Elend vom Himmel herabfiele.

Vor der Kathedrale, welche inmitten einer weichen sumpfigen Fläche mit ihren grünen Kuppeln auf einige Meilen Entfernung sichtbar war, stand eine lautschreiende Menge, zusammengesetzt aus Bäuerinnen, Bürgers-frauen und Kindern.

Aus der Kirche heraus, die nur heute ausnahmsweise an einem Wochen-tage Nachmittags offen war, hörte man Geräusch und Gesang; Polizei und Militair füllten die Vorhalle und hinter diesen, innerhalb der Kirche, sah man eine dunkle, schweigsame, zusammengedrängte und wie von einer großen Feierlichkeit in Anspruch genommene Menge.

Endlich hörte das dumpfe Geräusch von innen heraus auf, die Frauen eilten zur Eingangsthür und versperrten fast den Heraustretenden den Weg.

*) Aus dem Polnischen übersetzt von Malwina Posncr.

Sie strömten heraus auf den Platz vor der Kirche. Es waren lauter junge Burschen, groß gewachsen, gesund, noch bartlos; die Luft widerhallte von tausend Stimmen.
„Rekruten, den Schwur haben sie geleistet!" sagten die Juden und gingen rasch ihre Buden zu schließen, aus Furcht vor der Ausgelassenheit und Gewaltthätigkeit der hungrigen, durstigen und nach Rausch lechzenden Menge.
Die Polizei mar mit ihrer Thätigkeit fertig und nun ließ sie den Burschen Freiheit. Sie waren ja schon mit Nummern bezeichnet, eingetragen, eingetheilt und hatten in der That den Schwur geleistet. In wenigen Tagen sollten sie ja die Uniform tragen und auf ihren Berufsort sich begeben. Mögen sie sich denn heute belustigen.
Die Rekruten fühlten diese Freiheit; sie gingen gruppenweise, die im Wege Stehenden zur Seite stoßend, keck, herausfordernd, singend, die Einen zu einem Abenteuer, die Anderen zu einem Trunk, Andere vielleicht nach einer Handvoll Tabak.
Hier und da hörte man schon eine Ziehharmonika und bald wurde auf der nassen Wiese von den Berauschten ein Kosakentanz ausgeführt.
Die Frauen zogen hinterher, theils aus Mitleid und Anhänglichkeit, theils in der Hoffnung, zu eineni Schmause eingeladen zu werden.
Marek Niczuvorczpk blieb einer der Letzten. Nicht zur Stadt, sondern zunl Hafen wendete er langsam seine Schritte, zum Hafen des Flusses, welcher schmutzig, durch Weiden und Binsen hindurch an dem Kloster sich hinmand. Niemand folgte dem Rekruten, er hatte die Anderen verlassen und nun ging er langsam weiter, wie ein Mensch, welcher zu Niemandem will und zu Nichts Eile hat.
Sein Aeuszeres paßte zu dem trüben Herbstabend. Er trug einen graubrauneil Ueberrock, eine braune schadhafte Mütze mit einem Stückchen Lammfell, er hatte braunes Haar und braune unter den Augenbrauen sebr tiefliegende Augen. Man sah ihm die Abmagerung an, die er vielleicht absichtlich herbeigeführt hatte, um eine Erleichterung, sei es Freilassung, oder eine, wenn auch nur einjährige Zurückstellung zu erlangen.
Es hatte nichts geholfen. Herkulisch mar sein Wuchs, Brust und Rücken ellenbreit, seine Schultern waren die eines Centauren; sie hatte ihn gut ausgefüttert, hatte ihn ordentlich gepflegt, die ländliche Natur mit ihrem kräftigenden Hauche, ihrem balsamischen Athem.
Von dem Augenblicke an, wo der junge Bauer in dem Gestellungssaal das Urtheil: „tauglich — angenommen", vernommen hatte, war er traurig, in sich gekehrt, gebrochen. Hatten auch die Anderen das Urtheil gleichmüthig aufgenommen, ihn überfiel es mit furchtbarem Herzensjammer.Z
Auf seinem Antlitz, das so dunkel war, wie die Erde, auf welcher er aufgewachsen, zeigte sich kein wilder Zug, nur ernst, wie für die Welt abgestorben, war dieses Gesicht,

Die erste Rugel.
Er sprach mit Keinem, ging auch nicht trinken und sein Aeußeres war so ehrlich, daß, als er vor dein Laden an der Ueberfuhr stehen blieb, die Jüdin ohne Angst ihn fragte, was er wolle.
Er kaufte ein Päckchen Tabak und nachdem er den Rock und darunter den Schafpelz gehoben, zog er ein Leinwandtäschchen, dessen Inneres einige Kupfermünzen enthielt, heraus.
Er bezahlte ohne Handel und Feilschen und schaute sich zögernd im Innern des Ladens uni.
Die Jüdin dadurch noch mehr von den ehrlichen Absichten ihres Kunden überzeugt, zeigte ihm eine Handvoll Bänder.
„Kaufet, Rekrut, für Euer Mädel! Fünf Groschen die Elle, hochfeine Waare!"
Ter Bauer machte eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe. Er zog die Pfeife aus seinem Rocke, füllte dieselbe, zündete sie an und machte Anstalten, sich zu entfernen. Doch schielte er nochmals den Bändern zu, dachte nach, ergriff das rötheste und sah unsicher einmal das Band, einmal das Täschchen mit dein Gelde an. Endlich legte er ein Fünfgroschenstück aufs Brett, schaute sich um, ob Keiner ihn beobachte und verbarg das Gekaufte rasch unter Rock und Hemd an der Brust.
Der Regen triefte von seinem langen Haare herab, hing an seinen rohen Kleidern; seine Stiefeln waren mit einer Kruste von Straßenschmutz bedeckt.
Der Abend brach heran, in der Stadt nahm der Lärm der berauschten Jugend immer mehr zu.
Unser Bauer schaute sich nach der Schenke um, doch that es ihm leid, den Rest der Kupfermünzen auszugeben und so, im Regen und Schmutz weiter gehend, erreichte er die, in einer langen Reihe am Ufer stehenden Boote. Dieselben waren meistentheils leer; in einem saß der alte Besitzer und kaute an einein Stück Schivarzbrod und einem Heringskopfe. Marek hielt an.
„Fahrt Ihr gleich nach Sause?"
„Gleich."
„Nehmet mich mit."
„Steig' ein."
Der Rekrut stieg bis an die Knie in's Wasser, dann in's Boot, nahm endlich Platz und ergriff das Ruder; der Alte wischte sich die Hände an seinem Schafpelze ab und sing an das Boot abzustoßen. Er trank noch zuvor von dem schmutzigen Flußmasser und schnaubte geräuschvoll die Nase. Sie ruderten davon.
Das Boot glitt auf dein Wasser, als wenn es lebendig wäre nnd, gepeitscht von dem Herbstwinde, trieb das Wasser es fort und nun bewegte es sich, gleich einer Ente, dem Ufer entlang. Gegenüber ragten die Ueberreste eines, von alten Weiden bewachsenen Dammes hervor, zwischen den

Bäumen zeigten sich massenhaft große Kreuze. Während sie an diesen vorbeifuhren, entblößte Marek das Haupt und bekreuzte und segnete sich drei Mal hintereinander.

Dann fing er wieder zu rudern an, der Damm blieb zurück, sie verließen den Hafen und sahen sich nun von Weiden und von Nadelholz umgeben. Wie ein Trugbild verschwand die Stadt im Nebel. Es wurde ganz still.

„Gieb mal von dein Tabak her, Marek," begann der Alte. Der Junge reichte das gekaufte Päckchen und schwieg.

„Nun, sie haben Dich wohl angenommen?"

„Ja."

„So! Wer war denn mit Dir?"

„Pawluk."

„Und wenn Du nicht mehr bist, so wird er sich wohl um Deine Stiefmutter bewerben?"

„So ist's!"

„Deine Wirtschaft?"

„Er wird sie haben'."

„So! Und das wirst Du zugeben?"

„Was thun? Ich gehe in den Dienst, es wäre allerdings anders, wenn ich nicht ginge, so ist Alles dahin!"

„Ehe vier Jahre um sind, kommst Du ja wieder!"

„Es giebt wohl Manchen, der zurückkehrt — ich nicht! Mit meinem Glücke kommt man nicht weiter. Ich werde gehen und — vergehen."

Die Wellen plätscherten und es blies der Wind. Auf die Klage des Jungen antwortete der Alte mit keinem Worte. Er nickte nur mit dem Kopfe.

„Man sagte, Du wärest befreit?"

„Das that man. Von einem Quacksalber ging ich zum andern und zog Rath bei alten Weibern ein; sie verschworen sich, man würde mich nicht nehmen. Der Teufel hole sie! Zwei Monate lang aß ich Hering und trank widerwärtigen Kräutersaft, jede Nacht glaubte ich, vor Schwäche nicht mehr den Morgen erleben zu können — und nichts! Das ist schon einmal mein Loos! Ich magerte ab, daß der Wind mich umwarf und die Nippen nur so klapperten — und nichts. Als ich mich zum Maße vräsentirte, da fingen sie an, die Doctoren und Offiziere, wie Juden halblaut durcheinander zu sprechen, dann schrieen sie wie mit einer Stimme: „Zur Garde, zur Garde! Ich glaubte, die Nummer würde mich noch erretten, — vierhundert und vierunddreißig, aber, als sie die einzigen Söhne und andere, denen eine Erleichterung zugekommen, als sie diese abzogen, da holten sie mich ein. Ich war der Letzte! So ist mein Los!"

„Ja gewiß. Das Los ist verschieden. Manchen nährt es, 'n andern verzehrt es!" sagte der Bauer seufzend. „Mir ist gestern ein Ochs gefallen

und Fieber quält meinen Onkel. Fische giebt's immer weniger und 's liebe Brod werde ich kaufen müssen. Ach, das elende Los! Du klagst, Bursche? Eine Ackerhufe ist dein und eine Hütte und Vieh! Zwanzig Stück! Wo ist denn deine Roth?"
„Noth ist's doch Vater, Noth! Schlimmer als das Los eines Tage-löhners ist mein Schicksal," murmelte der Bursche. — Hab' weder Vater noch Mutter, noch Weib! Grad' wie diese Wasserweide: einsam steht sie da, der Wind schaukelt sie hin und her und die Menschen sehen sie nicht an, als höchstens um Bast aus ihr zu machen. Wie einen Schuh haben sie mich zu Hause getreten und jetzt werden sie mich ganz hinauswerfen."
„Warst du aber thöricht, Marek, um dich einschüchtern zu lassen! Ich würde es ihr zeigen, dieser Stiefmutter und ihren Kindern. Ich würde sie kleinmahlen! —"
„Ter Unglückliche heißt bei den Menschen thöricht! Geinahlen habe ich wohl, aber Brod, nicht Frau und Kinder. Ich habe kein Herz zu dergleichen."
„Trum wirst du auch verderben."
„Tas werde ich! Ich bin ja doch Niemandem nöthig!"
Die Nacht fiel ein und es regnete stärker. Der Wind warf den Negen in die Augen der Fahrenden. Es ging jetzt gegen den Strom und die beiden fingen fester zu rudern an. Man mußte die Gegend gut kennen, um in dem Labyrinth der Kanäle, Fährten und überschwemmten Plätze nicht irre zu werden. Sie schmiegen und beobachteten scharf die Ufer. Heu-schober, in dem Nebel fast unsichtbar, gespensterhaft erscheinende Windmühlen, zuweilen die Umrisse eines am Ufer gelegenen Dörfchens dienten ihren Katzenaugen als Wegweiser. Es ging langsam vorwärts, aber sie waren nicht mehr allein, denn andere vom Markte und der Anwerbung zurück-kehrende Boote hatten sie eingeholt. Man schrie, bewillkcmmnete sich, sang, Welte. Ein Spottlied durchriß deu Nebel, wahrscheinlich das Lied eines befreiten Burschen:

„Danqlo, Danylo, Töchterlein mein,
Ich will dir geben eine Mitgift fein.
Ein OechSlein, ein Schwcmchen und eine Kuh,
Hol dich der Kuckuck, laß mich in Ruh!"

„Es ist Mikita, der Wittwer, welcher singt," bemerkte der Alte; „bald wird er wieder Hochzeit feiern!"
Marek antwortete nicht, er betrachtete ein kleines Boot, das, wie eine Luftspiegelung bei ihnen vorüberzog. Ein Mann stand darin und ruderte.
„Ist das nicht der Vogt aus unserem Gutshofe?" fragte er leise.
„Gewiß ist er's, der Satanskerl! Hol ihn der Henker!" brummte der Alte unwillig. Nicht einmal Reisig erlaubt er unsereins zu nehmen und 'ne Faust hat er! Die Knochen knacken, wenn er nur Einen anrührt! der Teusel steht ihm bei."

Marie Rodziewicz in Slhruszczowa—Rußland.
„Er hütet seinen Besitz und thut Keinem was, der nicht in seinen Wald geht. Es ist ein rechtschaffener Mann."
„Kommst du zu ihm? Nimm dich in Acht, dasz dich nicht auch der Teufel packt. Er steht mit ihm im Bunde. Pfui!"
Der Bauer spie aus, kreuzte und segnete sich und der Bursche verfiel in ein trübes Tinnen.
Wieder holte sie ein Boot ein und man horte mit heiserer, gedehnter Stimme das Lied singen:
Mädel da drüben,
Hast'S Herz mir behext!
DaS Herz und die Seele,
Muh lieben dich jetzt!
„Er ist betrunken, der Schuster Wasyl," sagte der Alte. Gewi« hat er auch meine Stiefel in Pinsk versoffen."
Obwohl betrunken, hörte Wasyl die Worte und blickte von seinem Boot herüber.
„Du alter Verleumder, Teine Stiefel find nicht einmal einen Schnaps werth! Du allein bist betrunken, ich bin nüchtern, verstanden?"
Einen Streit voraussehend, überholte der friedliche Marek den Schuster mit einigen Ruderschlägen. Die heisere Stimme folgte ihnen:
„Ihr Stiefel, Stiefel, Stiefel mein.
Viel Kummer brocket ihr mir ein."
Sie blieben wieder allein in dem grauen Nebel und dem Dunstschleier.
„Jetzt haben wir die Hälfte des Weges hinter uns" — bemerkte der Alte, indem er rechtshin nach den dunklen Umrissen eines Hauses schaute. „Wir landen gleich; ein heidnisches Wetter!"
Er schlug einige Male init den Händen an die Seiten und ruderte weiter.
Marek steckte die schon längst verloschene Pfeife in die Tasche und seufzte. Er dachte sich, das; er in drei Tagen wieder denselben Wasserweg machen würde und dann vielleicht zum letzten Male!
Langsam lispelte er zuerst und sang dann immer deutlicher die traurige Weise des einheimischen Liedes:
„O LoS, mein Los, warum bist du so anders,
Als anderer Schicksal, warum?"
Die Stimme drang dumpf durch den Nebel und verhallte ohne Echo, ein abgebrochener Schmerzensschrei:
„Der Andern LoS, wie eS auch fällt,
bringt immer »ur Freud'.
Ach, und mein LoS, wie cd auch fällt,
bringt immer nur Leid!"
Wie eine Luftspiegelung erschienen plötzlich die vielen am Ufer liegend«? Hütten und Scheunen. Die Landungsstelle bemerkten sie erst dann, als sie an die Vorderwand schier anstießen. Es herrschte eine Todtenstille, wie gc-

Die erste Kugel.
möhnlich Nachts, iin Herbst, in einein litthauifchen Dörfchen. In den Fenstern leuchteten unbewegliche kleine rothe Punkte; ringsum keine lebendige Seele.
„Gott sei Dank!" hustete der Alte, indem er das Boot auf den Sand stieß und die Ruder über die Schulter nahm.
Marek that dasselbe. Zusammen traten sie den Weg in die Straße an.
Vom an stand eine Schönte. Der Alte schnalzte mit der Zunge.
„Es war' schon gut hier einzukehren und einen Schnaps zu trinken," sagte er. „Morgen kommt's Fieber. Nun, Soldat, für die Mühe zum Abschied stell' dem Alten ein Gläschen!"
Marek nickte. Sie traten ein. In einem Winkel machte der Jude sein Schläfchen und wiegte sich aus Gewohnheit. Das Geldgeklimper weckte ihn auf und hastig reichte er das blecherne Maß Branntwein.
Er fragte nach Neuigkeiten und nach den Marktpreisen, doch war Marek zum Plaudern nicht aufgelegt.
Er bezahlte, steckte seine Pfeife an und ging hinaus, den Alten in einem Gespräche zurücklassend.
An einer der letzten Hütten angelangt, trat er in den Hof, hob den hölzernen Riegel der Thür und durch einen dunklen Flur gelangte er in die Stube.
Eine Frau spann daselbst bei dein Lichte eines Kienholzes, ein bunt-scheckiges Ferkel schlief, ein junger Bursche flocht Bastschuhe und in der Tiefe der Stube sah man noch einige Kinder, die über einer Schüssel gebackener Erdäpfel auf der Erde saßen.
Als sie die Thür knarren hörten, schauten sie alle auf. Unruhe malte sich auf ihren Gesichtern, sie erhoben sich.
„Man hat Dich freigelassen!" rief die Frau und Enttäuschung klang aus ihrer Stimme.
Einen Augenblick blieb er, ohne zu antworten und legte langsam die durchnäßten Oberkleider ab.
„Freigelassen! Sonst etwas! Eure Kartenlegerinnen sind tüchtiger als die meinigen. Weshalb seid Ihr so erschreckt? Ich gehe ja, ich gehe!"
Er stand da in grauer, dicker Wäsche und wickelte einen rothen Gürtel um's Hemd; darunter zeichneten sich die Muskeln eines Riesen und man sah eine dunkle mit einein Messingkreuzchen geschmückte Brust.
„Warum bist Du denn zurückgekommen."
Der Knecht schwieg.
„Wo ist denn Pmvluk?" setzte sie nach einer Minute hinzu,
„Pamluk — er ist geblieben —" brummte Marek wieder.
„Warum blieb er?"
Silberne Ringe kauft er für Euch!",
Die Frau wurde ärgerlich und spann weiter.
Der Bauer schaute in die Stampfiniihle hinein, ergriff, als wenn nichts

vorgefallen wäre, den hölzernen Mörserkolben, und begann mit demselben tactinäszig zu schlagen, indem er automatisch seine starkmuskligen Anne auf und ab bewegte.
Durch die Einberufung hatte man ihn in der Arbeit gestört; er nahm sie wieder auf, ganz maschinenartig, aus langjähriger Gewohnheit.
In der Hütte herrschte ein trübes Schweigen, böse Blicke wurden ihm zugeworfen, doch zu sprechen wagte man nicht, und Marek starrte vor sich hin und sann nach, als ob er die Anwesenden nicht sähe.
Sein ganzes Leben hatte er so zugebracht, er hatte gearbeitet und nachgegrübelt. Worüber das mußte man nicht. Die Leute sagten, er würde ein „weiser Mann" werden, denn auch sein Vater wußte Vieles, was ihn jedoch vor einein plötzlichen Tode auf den Flößen unter Pinsk nicht geschützt hatte. Marek hatte ihm daselbst ein großes Kreuz zum seligen Andenken aufgestellt.
Das Kienholz flackerte. Eine Stunde war vielleicht abgelaufen, als der Bursche plötzlich zu arbeiten aufhörte, den Schmeiß von der Stirne sich wischte und, mit eineni Kienspahn sich leuchtend, aus der Stube ging.
Die Sonntagskleider hingen an den Wänden, er zog das neueste Ueberkleid und Stiefel an, nahm einen neuen Gürtel, löschte den Kienspahn mit dem Fuße aus und trat auf die Straße.
Ringshemm herrschte eine undurchdringliche Dunkelheit, doch der Weg, zu der alten, mit Rasen bedeckten Schmiede, war ihm wohlbekannt; die Schmiede stand am Ende des Dorfes, unweit der Wache, hinter dem Thormege, auf einer Torfmiese. Dorthin begab er sich, dort glaubte er die Lösung feiner Zweifel finden zu können.
Des Schmiedes Frau, eine Wahrsagerin, empfing ihn allein. Der Schmied war um die Dämmerungsstunde ausgegangen, man mußte nicht wohin; gewiß um Pferde zu stehlen oder Branntwein einzuschmuggeln. Dieses bezahlte sich besser, als das Handwerk in dem kleinen Dörfchen, wo die Leute das Eisen für eine verschwenderische, dumme, deutsche Erfindung hielten. Drum auch konnte die Frau, krumm wie eine alte Weide, das Abendbrot am Schiniedeherde kochen und eine rothe Katze, das einzige Gut des Ehepaares, auf dein Blasebalge schlafen.
„Aha, siehst Du wohl, man hat Dich genommen!" — krächzte das Weib mit einer Stimme, die wie das Klappern eines dürren mit Erbsen gefüllten Kürbisses klang.
„Man hat mich genommen! Woher wißt Ihr es?"
„Ja, mein Herzchen, ich weiß Alles!"
Sie hörte auf den Topf zu drehen, stützte das Kinn auf die Hand und heftete ihre stechenden Schlangenaugen auf den Burschen.
„Alles weiß ich," miederholte sie, „man hat Dich genommen und nun wirst Du fortgehen, weit, schrecklich weit, fort!"

Die erste Kugel,
„Als ob Du's gehört hättest! Ich komme nach Ochozk! Bist Du in Ochozk gewesen? Es müssen wohl viele Meilen von hier sein?"
„Ja, die Meilen wirst Tu nicht zusammenzählen! Gott, die Meilen, die Meilen! Hinkommen wirst Tu, mein Sohn, doch kommst Tu nicht mehr wieder! Wahrhastig nicht!"
„Warum nicht? Unsere Soldaten kehren ja zurück!"
„Gewiß, die Anderen kommen wieder. Tu aber nicht! Nein, Du nicht! Du könntest zwar zurückkommen, aber Du kommst nicht wieder."
„lind wie könnte ich zurückkommen?" fragte der Bauer. Eine fieber-hafte Unruhe hatte seine bisher starren Züge belebt, er schien die Worte aus dem Munde der Wahrsagerin herausreißen zu wollen.
„Einer, der wiederkommt, geht auch anders fort, als Du, mein Sohn! (ziegni bösen Blick besprengen ihn Thränen, Umarmungen schützen ihn vor Krankheit, es wird geklagt und geseufzt, bis der liebe Herrgott sich erweichen und bewegen läßt. Der liebe Gott schaut hernieder und redet zu dem Engel, welcher die Soldaten beschützt, also: ‚Hüte diesen Soldaten, er muß wohl dort unten von Nutzen sein, und gut ist er auch gewiß, daß ich seinetwegen so gequält und gebeten wurde!' — Und der Diener Gottes folgt dann dem Soldaten Schritt für Schritt, von Ott zu Ott geht er ihm nach, und schläft mit ihm im Zelte und weicht von ihm nicht während der Schlacht. Und so Einer, Herzchen, kommt wieder, er kommt, hieße man ihn auch vierzig Jahre dienen und zehn «riegsjahre mitmachen. Ter Tiener Gottes begleitet ihn, bis er zurückkommt! Bei Gott!"
Der Bauer schwieg und senkte den Kopf. Die langen Haare fielen ihm in's Gesicht.
„Und ich?" fragte er endlich.
„Deiner harrt — die erste Kugel!"
„Die erste Kugel?" miederholte er mit gedehnter Stimme. „Warum?"
„So ist's bestimmt! Du wirst an mein Wort zurückdenken, mein Sohn! Sie läuft, die erste Kugel nnd sucht eine leere Brust, eine leere Seele, einen leeren Menschen. Sie läuft nnd sucht, läuft und sucht! Und der Eine sagt zu ihr: nimm nicht den Bruder, — und der Zweite: habe Mitleid mit meinem Weibe, — und der Dritte: meine Schwester ist eine Waise — und der Mette: schone, Kugel, mein Mädel! — Und der Diener Gottes steht bei einem Jeden von ihnen und läßt ihnen nichts geschehen. Und so fliegt die Kugel, sie fliegt und sucht so lange, bis sie Einen findet, welcher ihr schweigend begegnet und diesen schlägt sie, weil er Niemandes ist und nur ihr gehört. Siehst Tu, ein solcher ist mit ihr verwandt! Und zu wem gehörst Du?"
„Zu Niemanden," bejahte Marek ruhig.
„Nun so wird's auch so kommen! Paß auf!"
„Ich hab's mir gedacht; es ist auch gerecht! Aber es muß Einem doch weh' thun, von der Kugel zu sterben!"

Marie Rodziewicz in Lhruszczowa—Rußland,
„Weh' thut es, mein Sohn, weh' thut es!"

Der Bauer ließ sich auf einen Baumstamm, der als Bank diente, nieder, ließ Kopf und Hände sinken und sann nach.

„Und von dieser ersten Kugel kann mich gar nichts erretten? Wirklich nichts? Wartet sie wirklich schon auf mich, wie ein Wolf."

„Sie wartet, ja!"

„Und unter Tausenden wird sie mich erkennen und finden?"

„Das wird sie — Wie eine Schwalbe kommt sie g'rade ans Dich los!"

„Und tödtet mich?"

„Im Nu!"

„Warum denn g'rade mich? Giebt es doch viele Menschen auf der Welt! Sollte ich denn der Schlimmste sein?"

„Wer sagt denn, Dil seiest der Schlimmste? Behüte Gott! Bist hübsch und gewandt —"

„Nun, warum soll denn mein Ende so elend sein?"

„Weil Du Niemandes bist! Hast Du einen Vater?"

„Der ist nicht mehr da. Alte!"

„Und eine Mutter?"

„Auch sie ist nicht mehr da! Und ich erinnere mich nicht mehr an sie!"

„Und keinen Bruder, keine Schwester?"

„Ich hatte sie und nun sind sie todt!"

„Und einen Schatz?"

Der Bursche machte eine verneinende Bewegung mit dem Kopfe.

„Nun, darum wirst Du auch als der Erste sterben!"

In diesem Augenblick gab die verhungerte Katze einen Klageschrei von sich.

Marek sprang unwillkürlich auf und kreuzte und segnete sich einige Male.

„Ich danke Euch für die Wahrsagung! Grad so Hab ich's mir gedacht, doch die Sicherheit hatte ich nicht! Ach Du mein Loos! Nun muß ich so weit hinausgehen, um elend zu verkommen!"

„Gieb' Acht', Marku! Möchtest Du zurückkommen?"

„Was nützt mir das Mögen? — es ist ja nicht meine Bestimmung!"

„Ich will Dir einen Rath geben."

„Damit ich am Leben bleibe?"

„Gewiß!"

„Nun redet!"

„Hier handelt es sich nicht um's Reden, sondern um ein Geheimnisz, welches theuer ist!" erwiderte sie geheimnißvoll."

„Wieviel?" fragte Marek, indem er nach der Brust griff.

„Gieb' einen Silberrubel!"

Der Bauer nahm die Hand zurück und bewegte verneinend den Kopf.

„Nun so lebe wohl!"

„Ich gebe einen Papierrubel! Rede!"

Der Rubel glitt in die knochigen Finger der Here.

Die erfte Kugel.
„Wird's bald? nöthigte der Rekrut.
Die Zigeunerin verschwand für einen Augenblick in der schwarzen Höhle hinter dem Herde und brachte von da eine Handvoll getrockneter Kräuter und Wurzeln und dabei auch weiße Knochen eines Vogels und einer Fledermaus.
Der Bauer guckte neugierig in ihre Hand hinein, nahm die Zauber-
mittel sorgfältig in das Taschentuchende zusammen und verbarg dasselbe an der Brust, unterdeß flüsterte sie, sich zu ihm neigend geheimnißvoll.
„Hüte es mein Sohn, unschätzbar ist es; einmal in hundert Jahren mächst so ein Kraut; hundert Jahre lang muß man die Wurzel aus den Bergen graben! Darum hüte es. Du armer Kerl!"
„Muß man das gegen die Kugel tragen?" fragte er.
„Nicht doch! das mußt Du Einem geben, der Dich mehr, als sich selbst liebt. Du wirst es ihm geben und sagen, er möge Dich dreimal räuchern, hernach wirst Du die Asche in's Wasser schütteln und das Wasser austrinken. Damit wird Dein Loos von Dir weggenommen und auf den Anderen über-
tragen. Ist es ein Junge, so wird er sich deinetwegen aufhängen, ist's ein MSdel, so wirft sie sich in's Wasser, ist's ein altes Weib, so wird sie als Wolf herumgehen. Als Wolf — und heulen wird sie! Und Du wirst frei und glücklich!"
„Pfui," rief der Bauer und wurde roth. „Hast Du Tollkraut gegessen, Hexe? Wo finde ich so Einen? Ich hab's Dir ja gesagt, daß ich Keinen habe und nun verdrehst Du niir den Kopf. Geh' zum Teufel mit Deinen Kräutern und mit Deinen, Raths und meinen Rubel gieb mir wieder! Ich mag keine solche Rettung. Eine fremde Seele soll ich nehmen, um die meinige zu retten! Hol' Dich der Teufel, ich will nicht!"
Er warf das Tuch mit den Zanbermitteln zur Erde und faßte das Weib beim Arme.
„Gieb' mir den Rubel wieder!" wiederholte er drohend.
„Marku, mein Sohn, werde nicht böse. Hör' zu! Der Stiefmutter kannst Du's geben!"
Der Bauer sann einen Augenblick nach, aber auch dieses vermochte ihn nicht zu verleiten.
„Ich will nicht! Gott möge sie strafen, nicht ich! Weib, giebst Du mir den Rubel wieder?"
„Ach, bist Du aber wild! Ich gebe ihn schon, laß mich los, hinter dem Herde Hab' ich ihn versteckt!"
Marek zog seine schwere Rechte zurück.
Wie ein Marder glitt sie in eine Spalte und verschwand.
Der Bauer wartete einen Augenblick, rief ein- und zweimal und ging zuletzt den Weg, auf dem sie verschwunden war, nach.
Gleich im Anfange stolperte er über einen beweglichen Gegenstand. Er zerschlug sich Nase und Knie. Fluchend erhob er sich. Er tappte im Finstern

und fand die Ursache seines Falles. Es war eine ziemlich große Tonne, die Schnapsgeruch um sich verbreitete.
„Gestohlener Branntwein," dachte er bei sich. „Die Hexe ist im Stande. Leute zusammenzurufen und ihnen einzureden, ich sei der Dieb! Hol' sieder Henker! In der Wand ist ein Loch, dahin flüchtete sie sich und verschwand. Die Hexe, die Teufelsmutter! Pfui! Den Rubel, den nimmt ihr Niemand wieder weg. Bin ich ein Narr!"
Er kehrte um und war schon an der Thür, als er es sich nochmals überlegte.
Er bückte sich, hob die Zaubermittel von der Erde, wollte den Topf mit dem Essen zerschlagen, doch beherrschte er sich.
„Sie thut mir noch Etwas dafür an!" brummte er vor sich hin und ging hinaus.
Unterwegs blieb er stehen. Seine Gedanken, eine Weile durch den Verlust eines Rubels und den Betrug der Hexe geplagt, kamen wieder auf die Hauptsorge zurück. Die Wahrsagung von der ersten Kugel hatte sich tief in sein Gehirn eingeprägt.
„Wozu soll ich so weit gehen, Hunger leiden und so viel Leid ausstehen, um den Tod jzu finden? Ach, Du mein Loos, niein Loos! Mag hingehen, wer zurückkommt, ich gehe nicht! Weiß Gott, ich bleibe da!"
Statt nach Hause, ging er weiter, dem Walde zu.
Er knüpfte den Gurt ab und ihn in der Hand haltend, ging er, mit dem Winde kämpfend, immer rascher und rascher. Der Wind schlug ihn die Rockschöße zurück, hemmte ihm den Athein, durchpfiff ihm eisig die entblößte Brust und warf ihm Regenwolken in die Augen.
Der Bauer achtete dessen nicht, mit einer fieberhaften Entschlossenheit ging er seinem Ziele nach.
Vorn am Walde stand die Behausung des Vogts, von Erlen und Tannen beschützt. In der Hütte mar Licht,
Marek bemerkte es, hielt ein und athmete tief auf.
Trotz der Kälte bedeckte Schweiß sein Gesicht; er war außer Athein.
Der Wind brach sich an den Tannenzweigen und heulte.
Das Wasser von den Zweigen triefte stromweise auf den Kopf des Bauers herunter; das erinnerte ihn an den Zweck seiner Wanderschaft. Er hob die Augen und begann das Tannenwäldchen zu mustern.
Es entsprach seinen Absichten nicht und ein wenig ausgeruht trat er den weiteren Weg an.
Hinter dem Hause, in einer Ecke der Umzäumung stand eine hundertjährige, zur Hälfte schon entlaubte Eiche. Die wenigen gelben und dunklen Blätter fielen mit traurigem Geräusch zur Erde.
Marek blieb, sprang in die Höhe, ergriff den niedrigsten Zweig mit der Hand und in einein Nu saß er oben und knüpfte seinen rothen Gurt an den Zweig. Es schien, als ob er eine Schaukel errichten wolle.

Die erst« Kugel.
Als er den Gürtel befestigt und gebunden, die Höhe gemessen hatte athinete er vergnügt auf, machte es sich auf dem Zweige bequem, holte seinen Tabaksbeutel hervor und stopfte ganz ruhig seine Pfeife.
Dann schlug er Feuer, zündete an und, den geliebten Rauch einathmend, zog er die Schlinge zusammen. Er vrobirte, schob den Kopf hinein, rauchte noch einmal und, die Pfeife in den Zähnen, den Hals in der Schlinge, ließ er sich zur Erde herab.
Aber es that ihm leid, nicht um das Leben, sondern um das bischen Tabak. Er hielt sich, zur Hälfte hängend, einige Zoll von der Erde entfernt mit einem Arme fest und rauchte nach Kräften.
Seine Finger, die Last des ganzen Körpers tragend, wurden steif wie ein Stein. Vor ihm lag der Hof des Hauses, einen Schritt weiter sah er den Brunnenschwengel.
Die Thür« der Hütte wurde von Jemand geöffnet. Marek hörte zu rauchen auf, strengte, um Etwas zu vernehmen, Augen und Ohren an, sah aber gar nichts und hörte nur das Bellen eines Hundes und menschliche Schritte.
„Der Vogt oder sie!" murmelte er.
Sein Arm wurde schwach und starr vor Anstrengung. Er fürchtete sich zu regen, um seine Anwesenheit nicht zu verrathen. In diesem Augenblicke wollte er nicht sterben, die Schritte weckten seine Neugierde.
„Sie ist's!" flüsterte er nach einer Weile schmieriger Beobachtung in der Finsternis;.
„Sie" kam immer näher. Sie ging mit einem Eimer nach Wasser.
Der Rekrut hielt den Athem an, wurde ganz starr in seiner schrecklichen Lage und fühlte den steifen Ann nicht mehr.
Der Brunnenschmengel knarrte. Sie waren nicht stark, die Hände, die an ihm ihre Kräfte vrobirten, man hörte ein schweres Krächzen, die Stange mit dem Eimer entglitt ihnen immer und immer wieder.
Der Unmensch von Vogt, das Kind nach Wasser zu schicken, dachte er: der Barbar! Sie wird sich die Brust zersprengen, sich die Arme ausrenken! O, wäre so Eine mein!
Der Ann versagte ihm, aber statt herunterzusinkcn, richtete er sich auf und kauerte sich auf dem Zweige nieder. Es entstand dadurch ein Geräusch und der Hund warf sich bellend nach dieser Richtung.
Das gab dem Mädchen Kräfte. Sie bekam endlich das Wasser herauf und machte sich auf den Rückweg. Marek seufzte.
Du, Täubchen! Wer wird Dich nehmen, wer wird Dich bekommen? Gäbe Dir das Jesuskind eine gute Herrschaft. Nie mehr seh ich Dich wieder!
Plötzlich kam er zum Bewußtsein.
„Hat mich der Teufel hierhergebracht! Sie wird ja vor Schreck krank werden, wenn sie mich hier an dem Imeige siebt. Die Leute werden dann

der Arinen noch Böses nachsagen. Pfui! Ihr Haus werde ich ihnen ver-
leiden! Ich muß tiefer in den Wald gehen! Hier schickt sich's nicht!"
Schnell nahm er dm Gürtel vom Zweige und ließ sich zur Erde herab.
Der Hund des Vogtes hatte nur darauf gewartet und nun ging er
wüthend auf den Bauer los.
An den Zaun angedrängt, wehrte er sich nach Kräften, und hütete sich
nur einen Laut von sich zu geben.
„Wer da?" wurde vom Hofe gerufen.
Er schwieg und wollte heimlich entwischen.
„Kusch, fort, Lyska!" hörte man wieder, schon näher, rufen.
Dem Hunde kam Hilfe. Dadurch und durch die Angst des Bauers
ermuthigt, warf er sich auf denselben, riß ihn am Rock, packte ihn am Ann.
„Mögen Dich die Wölfe fressen!" entfuhr es dem Munde des Bauers.
„Wer da? Seid Jhrs, Marek? Komm her, Lyska, komm! Warum
redet Ihr denn nicht? Ich glaubte, es sei ein Dieb, und Vater ist nicht
zu Hause."
Er schmieg, während sie athemlos einen Stock in der Hand, bei dem
Zaune stehen blieb.
Des Vogtes Kind fürchtete Nacht und Schurken nicht.
„Wie kommt Ihr um diese Zeit hierher?" fragte sie heiter, mit der
Begegnung augenscheinlich zufrieden.
„Ich ging vorüber, da siel mich der Hund an!"
„Sonderbar! Lyska hätte Euch nicht erkannt? Ihr niüßt wohl an etwas
Böses gedacht haben?" redete sie ihn lebhaft an und heftete auf ihn ibre
glänzenden Augen.
Dieser Blick und die Frage ließen ihn erbeben.
Da stand er vor ihr in dem offenen, zerrissenen Ueberrock, mit dem
Gürtel in der Hand, und mußte wohl ganz ungewöhnlich aussehen, denn sie
wiederholte die Frage:
„Was habt Ihr?"
„Nichts," erwidert er leise. — „Der Hund hat mich angefallen . .
ich bin erschrocken!"
„Ihr? Des Hundes wegen? Das ist eine Schande für Euch!"
„Gebissen hat er mich sogar?"
„Unmöglich! Wo? Zeigt nur!"
Sie warf den Stock von sich und beugte sich zu ihm hinüber.
Er' schlug den Aermel zurück und zeigte den verletzten Arm.
Ein bischen Blut träufelte von der kleinen Wunde herab, gleickgiltig
wischte er es mit der Hand davon.
„Dummheit", sagte er.
„Ach Gott! Verwundet! Kommt nur in's Haus, ich will Euch die
Wuude verbinden!"

Die erste Kugel,
„Ach, lohnt sich das? Schade um Euer Mitleid! Lebet wohl! Die
Nacht ist dunkel und kalt ist's dazu! Ihr holt Euch noch 's Fieber."
„Ja, sonst Etwas! Ich bin noch nie krank gewesen! Kommt nur! Rasch!"
Sie nahm ihm ein Ende des Gurtes aus der Hand und zog ihn hinter
sich her. Er sprang über die Hecke und ließ sich leiten.
„Wo ist denn Euer Vater?" fragte er.
„Nach dem Gutshof ist er gegangen. Gestern hörte er zufällig, wie
der Jude mit dem Schmiede von den herrschaftlichen Pferden sprach. Ohne
'was zu sagen, ging er, um Wache zu halten!"
„Euer Bater ist ein Schatz für den Gutsherrn."
„Er ist, wie man eben sein soll! ‚Thue recht und scheue Niemand',
sagt er."
„Und wenn die Galgendiebe ihn tödten? Bei Gott, es ist schrecklich!
eile ihm zur Hilfe!" und lebhaft sprang der Bauer auf.
Sie standen sich gegenüber in der Hütte; freudig schaute sie ihn an.
„Ich danke Euch für die Aufopferung. Vater hat den Wächter und
den Förster mit sich genommen. Er kommt auch sicher gesund nach Hause.
Zeigt dm Arm her!"
Der Verband wurde angelegt, ohne daß Eines redete. Die Wunde
schmerzte den Bauer nicht und er dachte auch garnicht daran.
Nach bäuerischem Geschmack war des Vogtes Dochter nicht schön. Sie
war schmächtig und blaß. Ihr Aeufzeres sprach nicht von großer Kraft und
ihr Gesicht mar bleich, olme Farbe und ohne blühende Wangen. Sie bewegte sich
leicht und lebhaft, nicht wie die anderen Dorfmädchen. Geschmeidig wie eine
Katze, eilte sie in der Stube hin und her, geräuschlos, ohne nur an Etwas
anzustoßen. So war in dem ganzen Dorfe keine einzige.
Wahrscheinlich uM des Contrastes willen verschlang der große, schwere
Bauer das Mädchen mit den Augen. Er mar entzückt, bezaubert. Er ver-
gaß ihr für die Pflege zu danken und rührte sich nicht vom Platze.
Sie schaute ihn an und erkannte ihn kaum wieder.
„Was fehlt Euch heute? Habt Ihr den Verstand verloren?"
Er seufzte und ließ den Kopf hängen.
„So habe ich Euch noch nie gesehen! Treibt Euch Nachts im Walde
herum und habt verschleierte Augen! Und Vuska hat Euch nicht erkannt!
Ihr habt sicher böse Gedanken!"
„Gute habe ich nie gehabt, nur habe ich still mein Leid getragen.
Und jetzt ist's stärker geworden als ich und hat sich nur, wie ein Nebel, auf
die Augen gelegt."
„Was habet M?"
„Was ich habe? Ich muß zum Militär!"
„Ach Du mein!" rief das Mädchen und ließ die Hände fallen. —
„Zum Militär! Gott, mein Gott! lind werdet ihr gehen?"
„In vier Tagen soll ich mich einstellen und dann treiben sie Einen

zum Regiment, bis an's Ende der Welt. Dort werden dann meine Gebeine bleiben. Keinen von hier werden meine Augen wiedersehen! Ich werde gehen und — vergehen!"

„Was redet Ihr? Warum sollt Ihr umkommen?"

„Das ist meine Bestimmung! Blich als Ersten wird die Kugel treffen... Weil ich Niemandes bin. . . Ich verlasse Niemand und habe Niemand, zu dem ich zurückkehren sollte. Deswegen werde ich auch nicht wiederkommen!"

„Gott, mein Gott, wer hat Euch das gesagt?"

„Ich weiß es: Mit der Stiefmutter kam das schlimme Loos für mich. Zch weiß nicht, wozu ich gelebt und gearbeitet habe: Blos für diese erste Kugel, damit sie sich in meinem Blute bade!"

„Höret auf! Ich kann das nicht anhören! Wer hat Euch das eingeredet?"

„Des Schmiedes Frau hat's gesagt und sie ist weise!"

„Was hat sie gesagt?" fragte sie unruhig.

Er stützte sich an den Heerd und fing mit eintöniger Stimme die Wahrsagung zu erzählen an.

Sie stand ihm gegenüber, kreuzte die Hände auf der Brust und lauschte gespannt seinen Warten.

Während der Erzählung wurde sie einige Male bleich und seufzte leise auf, gegen das Ende erglühten ihre Augen, sie bebte vor Aufregung.

„Und wo sind die Zcmbermittel?" fragte sie.

„Hier in dem Läppchen!"

„Gebet sie mir!"

„Ich gebe sie nicht!"

„Warum?"

„Das ^oos könnte auf Euch übergehen!"

„Was ist denn da weiter? Gebet her, ich fürchte mich nicht!"

„Ich gebe sie nicht! Wozu sollen sie Euch?"

„Ich will Euch einräuchern! Schnell, gebet her!"

Der Bauer trat einen Schritt Zurück. Mt großen Augen sah er die N^nde an, er glaubte, sie wäre berauscht.

Sie aber streckte die Hand aus und sprach immer heftiger:

„Genug jetzt, gebet her! Wozu so viel Kopfverdrehen? Die Hexe lügt wie ein Hund. Und woher weiß sie, daß Ihr Niemandes seid? Wer hat's ihr gesagt, in wessen Herz hat sie hineingeschaut? Pfui, über so eine Wahrsagung! Mag die erste Kugel Diebe und Hallunken wegholen! Und selbst ihre Fabel, auch die ist dumm! Einen guten Menschen behütet Gott allein und denkt seiner, wenn ihn auch keiner beweint. Mein Bäterchen war eine Waise, hat schreckliche Kriege durchgemacht und viel Böses ausgestanden und doch ist er geblieben und zwar, weil er rechtschaffen und muthig war. Und auch Ihr, Marek, Ihr habt nicht gestohlen und habt Niemanden Uebles nachgeredet und habt Euch nicht gerächt, obschon Euch Unrecht geschah! Es

ist Betrug so eine Wahrsagung, Lüge ist's, daß Ihr Niemandes seid. Gott allein weiß, wer Euch beweinen wird. Ihm nur ist es bewußt, zu wem Ihr zurückkehren solltet. Und zurückkommen werdet Ihr, ich sage es Euch, Ihr kommt wieder! Nicht die erste, auch nicht die letzte Kugel wird Euch holen."
Dem Bauer fingen die Hände zu zittern an und Röthe trat auf seine Wangen. Gluth kam vom Heerde und die Augen des Mädchens sprühten F.mer. Er stand da, förmlich betäubt.
„Wer hat Euch das gesagt?" fragte er ungläubig.
„Wer es mir gesagt hat?" miederholte sie langsam mit anderer Stimme und in anderem Tone. „Die Kohlen da sagten es mir in den langen Spinnkränzchen im Winter. Sommers sagten es inir die hellen Sterne, der Kuckuck rief es mir zu! Eh' fünf Jahre um sind, werdet Jl,r um diese Zeit gesund und wohlbehalten zurückkommen, denn es giebt eine Macht, die Euch dem Tode nicht läßt, gewiß, sie läßt Euch dem Tode nicht!"
„Werde ich in der That zurückkommen?"
„Ihr werdet! Zwischen den Tannen wird gerade so ein Wind gehen und regnen wird es! Hnnger werdet Ihr spüren und kalt und bang wird eS Euch sein!"
„Wenn Ihr schon einmal zn vrohezeien versteht, so saget: wo kehre ich zuerst ein? In mein Haus?"
„Nein, zu uns werdet Ihr kommen. An der Schwelle werdet Ihr stehen bleiben, ein durchnäßter, von der Reise müder Soldat im Mantel und kurzgeschoren. Und Ihr werdet grüßen nach Eurer Art: Gelobt sei Jesus Christus!"
„Und wer wird mir antworten?" unterbrach sie der Bauer, den Athem anhaltend.
„Vater und ich!"
„Es ist nicht wahr! Ihr werdet nicht mehr hier sein, beim Eurem Manne werdet Ihr leben!„
„Das ist nicht wahr! ‚Jn Ewigkeit, Amen^ werde ich Euch antworten!"
Beide schwiegen sie init eineni Male, ohne zu wissen, warum. Das Mädchen trat ein wenig in den Schatten zurück und griff nach dem Spinnrade; der Bauer zupfte verlegen an dem Ende seines Gurtes.
„Gretel!" sagte er, plötzlich den Kopf erhebend.
„Was wollet Ihr?"
„Ich möchte Euch etwas sagen!"
„So redet denn!"
„Johanni werden es vier Jahre, als ich Euch zum ersten Male in der Kirche erblickte!"
„Nun?
„Und gewann Euch lieb!"

Marie Rod^iewicz in Chruszczowa—Rußland.
Das Blut wallte ihnen gleichzeitig in's Gesicht und wieder nach einer langen Pause setzte der Bauer sott:
„Man sagt, Ihr stammt von den .«acholischen ab? Ist das wahr!"
„Ja!"
„So werdet Ihr mich nicht mögen! Das dachte ich mir und schwieg, jetzt werde ich gehen und sterben!"
„Du bist ein Thor!" antwortete sie kurz und deutlich.
Sie war zu lebhaft, als das? ste die Schüchternheit und der Mangel an Scharsinn seinerseits nicht ärgern sollte.
„Gretchen," begann er von Neuem.
„Was?"
„Ich möcht' Euch Etwas sagen!"
„Ich höre ja zu!"
„Wenn Ihr auf mich warten würdet?"
„Wie?"
„Vielleicht komme ich noch zu Etwas, werde vielleicht lebensklüger. Ihr würdet stets das Wort führen! Ich bin ein gewöhnlicher Bauer, aber ich liebe Euch so, daß ich ohne Euch vergehen werde und ich würde Euch verehren, wie ein Heiligenbild! Auf den Händen würde ich Euch mein Lebenlang tragen. Ich habe Euch schrecklich lieb!"
„Und warum habet Ihr vier Jahre gewartet, mir das zu sagen?"
„Es fehlte mir der Muth! Um nichts in der Welt Hütt' ich es gewagt! Und heute . . ."
Er stockte uud brach ab.
„Was war heute?"
„Wäret Ihr nicht nach Wasser hinausgekommen, so lebte ich nicht mehr!"
„Wieso?"
„Weil ich schon auf Eurer Eiche hing!"
„Heil'ge Jungfrau!" schrie das Mädchen auf, indem sie mit dem Auge seinen zerfetzten Rock und den beschmutzten Gürtel verschlang.
kreidebleich war das Mädchen. Sie hatte sich an die Wand gestützt und brach in Thränen und Schluchzen aus. Sie weiute schrecklich. Marek hielt ein.
„Warum weinet Ihr?" fragte er.
Sie antwortete nicht. Er berührte ihre Schulter.
Jetzt erfaßte auch ihn ein unerklärliches Weh.
„Gretchen, Taubchen," sagte er sanft, „wartet, bis ich zurückkomme!"
„Was könnte ich denn Anderes thun?"
„Werdet Ihr keinen Anderen Heirathen?"
„Keinen!"
„Auch nicht einen Polen, auch keinen Herrn?"
„Keinen!"
„Wenn selbst ein Fürst käme?"
„Auch den mcht. Komme nur wieder!"

Vie erste Kugel.
„Du liebst inich also. Taubchen?"
„Vier Jahre warte ich Tag für Tag auf Dich. Du lieber Gott, heut' quälte mich Etwas so sehr. Als wäre es der Finger Gottes! Warum hattest Du gewartet? Warum bist Du nicht eher gekommen?"
„Ich fürchtete mich! Ja, Hütt' ich's gewußt!"
„Bist Du aber dumm, Marek! Einen dümmeren giebt's auf Gottes Erdboden nicht!"
Doch immer wieder kam der Bauer auf die Frage zurück:
„Wirst Du auf mich Armen warten? Werde ich Dich zu Hause finden?"
„Das wirst Du!"
„Du wirst mich dieser ersten Kugel nicht lassen!"
„Nein! Die Augen weine ich mir eher aus, als daß ich Dich ihr lasse!"
„Gebe Dir Gott ein goldenes Los dafür. Du mein Heller Morgenstern!"
Er erfaßte ihre Hände und zog sie an sich.
„Immer und immer wieder möchte ich Dich anschauen!"
Ein versilbertes Kreuzchen glänzte an ihrem Busen. Die Glasperlen bewegten sich von den schnellen Athemzügen.
„Gieb niir das Kreuzchen!" bat er, indem er schüchtern das rothe Band hervorzog. „Das Hab ich Dir gekauft! Wirst Du's nehmen?" bat er wieder.
„Danke!" ermiederte sie lächelnd und nahm das Kreuzchen vom Halse ab. Indem sie es ihm umband wurde er so kühn, daß er sie umarmte und feurig küßte.
Jetzt hörte man rasche Schritte und lustiges Pfeifen von draußen.
Luska, der unter der Bank schlief, lief freudig winselnd heraus: die jungen Leute ließen einander los.
In der Thüre erschien ein rüstiger starker Mann; eine Jagdtasche hing über seinen Arm, auf dem Mcken hatte er eine Flinte, in der Hand einen dicken Stock.
„Gelobt sei Jesus Christus," grüßte er, und durch die Anwesenheit des Burschen nicht im mindesten befremdet, setzte er fort;
„Ich war bei Dir! ‚Er ist nicht da', sagte man mir. Es ist schön, daß Du gekommen bist! Nun man hat Dich wohl angenommen? Wüßt' ich's nicht? der Dienst wird Dir schon bekommen! Bist ein guter Kerl, aber schüchtern und nicht gewandt! Ha, Du wirst schon Verstand kriegen! Kind, gieb's Abendbrod her! Ich bin furchtbar müde!"
Er legte Tasche, Flinte und Gürtel ab, wischte sich mit dem Rockschöße den Schweiß vom Gesicht und setzte sich an den Tisch.
„Nun, Väterchen, hast Du die Diebe gefunden?" fragte das Mädchen, indem sie ihm eine Schüssel Kraut und ein Brot vorsetzte.
„Jawohl, Kind! Der Schmied drang durch die Hintere Thür, von der Seite des Flusses ein und in einiger Entfernung wartete der Jude. Ich lag unter der Mauer, ließ ihn in den Stall hinein und — dann habe ich ihn wieder herausgelassen."

„Ihr ließet den Dieb wieder heraus?" fragte Marek verwundert.
Der Vogt lachte vergnügt auf.
„Ja, ich ließ ihn heraus! Wozu sollte er mir denn? Er öffnete die Thüre und führte des Herrn Reitpferd an der Halfter heraus. Da ergriff ich mit einer Hand den Pferdezaun, mit der anderen — seinen Haarschopf und schüttelte ihn, wie eine Birne. Erschreckt ließ er die Trense los, das Pferd kam zur Krippe zurück und platsch! Da lag der Kerl im Wasser. Ich war mit meiner Aufgabe fertig und ging nach Hause."
„Sieh' mal an!" sagte Marek befriedigt.
Der Vogt hob den Löffel zum Munde.
„Hast Du ihm auch zu essen gegeben?" fragte er die Tochter.
„Nein, Väterchen! Ich habe vergessen!"
„Woran hast Du denn gedacht? Ist er lange hier?"
„Nein, eine Stunde vielleicht!"
„Das heißt also, nicht lange?! Was habet Ihr denn die ganze Zeit gemacht, daß Ihr keinen Hunger gespürt habet? Setz Dich, Marek, und greif zu!"
Folgsam und gewiß auch ordentlich hungrig ließ sich Marek die Einladung nicht wiederholen.
streichen setzte sich zwischen die Beiden und so aßen sie alle drei aus einer Schüssel, nach bäurischer Art, schweigsam und nah an einander.
Marek begann das Gespräch. Dies passirte ihm sonst nie.
„Dürft ich Euch um eine Gunst bitten?"
„Hat die Gunst nichts mit dem Herrenwalde zu thun, so rede, ohne Furcht."
„Was soll mir der Herrenwald? Was Euer eigen ist, darum will ich Euch bitten! Gebet Eure Tochter nicht aus dem Hause, bis ich da bin!"
„Und wenn sie durchaus darauf bestehen wird?"
„Das wird sie nicht! Sie wird warten! Ich bin Euch zwar nicht gleich, wir passen aber doch zu einander: ich besitze eine Ackerhufe, fünfzehn Stück Vieh' und einige Pferde!"
„Davon also habt Ihr gesprochen! Das ist nicht der langen Rede iverth! Wenn Ihr es durchaus wollt, wartet meinetwegen. Nach Deinem Reichrlmm gelüstet's mich nicht! aber Deine Ehrlichkeit und Verträglichkeit sind mir lieb! Bist ein braver Kerl! Wenn sie Dir nur gut ist, meinetwegen! Ist es walir, Gretchen?"
„Er ist mir der Liebste!"
„Nun, so reicht Euch die Hände und haltet Wort! Gottlob, ein guter Tag. Am Morgen Hab' ich Huczko beim Gertenstehlen erwischt, — ich ließ ihn meine Hand spüren! Dann vorkaufte ich einen Iltis um drei Rubel in Pinsk, dem Schmied Hab' ich ein Bad bereitet und meine Tochter Hab' ich verlobt! Das ist ein schönes Stück Arbeit! Jetzt bin ich müde und geh' auch schlafen. Plaudert, wenn Ihr miteinander zu plaudern habt! Ich habe gesagt, was zu sagen war!"

Die erste Au gel.
Er erhob sich, streichelte der Tochter das Haar, den Burschen, der ihm dankend die Knie umsaßte, drückte er so an die Brust, daß Jener ganz roth wurde, dann kletterte er auf den Ofen hinauf, kleidete sich aus und murmelte die Gebete vor sich her.
Er ließ den jungen Leuten vollständige Freiheit und war überzeugt, daß sie dieselbe nicht mißbrauchen werden. Eh' fünf Minuten um waren, schlief er schon.
Das junge Paar schien zum Schlafen nicht die geringste Lust zu haben.
Gretchen machte Feuer und spann, der Bursche setzte sich ihr gegenüber und sie plauderten mit gedämpfter Stimme.
Beide waren inehr zu Traurigkeit, als zu Liebesschwärmerei geneigt, nur wenige Zeit blieb ihnen vor dem Scheiden und es war ihnen traurig um's Herz.
Nach einer Weile erwachte der Vogt.
„Marko," rief er.
„Ich höre, Vater!"
„Im Eimer sind Büste eingeweicht; flechte mir Schuhe, mein Sohn.
Ich hatte es ganz vergessen!"
Und er schlief weiter.
Willig machte sich der Bursche an die Arbeit. Das Mädchen warf einige Kienhölzer auf's Feuer nnd sang leise:
In den Wald, den dichten, werde ich gehen,
Manch' schwere Stande werde ich sehen!
Und leise stimmte Marek ein-
In 'nen Wald, der dichter noch, werde ich gehen,
Tage, die trüber nocki, werde ich sehen!
So verging die Nacht. Der Hahn krähte ein- und zweimal. Beim dritten Mal erhob sich der Rekrut und seufzte.
„Ich will jetzt gehen, damit mich Niemand sieht. Man könnte Dir, Gott behüte. Böses nachsagen! Täubchen . . . Herzchen . . . Leb' wobl."
Sie umarmten sich zum Abschied, schauten sich eine Weile an. Er lächelte.
„Weißt Du, die Here hat doch wahr gesprochen! Dil bist es, Gretchen die erste Kugel in meinem Herzen! Früher mar es ruhig und jetzt springt es und schmerzt und scheint verbluten zu wollen. Du hast mich getroffen und tödtlich verletzt!"
„Herzchen, Liebster!" flüsterte sie und schmiegte sich an ihn.
Der Hahn krähte wieder und jetzt knarrte auch die Thüre.
Dem Dorfe zu ging der Bauer. Frohe Hoffnung leuchtete aus seinen Augen.
Er ging und sang das von dem Mädchen angestimmte Lied weiter:
Mädel da drüben
Hast's Herz mir behext,
Das Herz und die Seele
Muß lieben Dich jetzt!
Als er zur Schmiede angelangt war, versperrte ihm die Zigeunerin den Weg.

„Halt, Marek, bist Du nicht irgendwo dein Schmiede begegnet?"

„Eurem Mannes"

„Ja, sag's mir, wenn Du's weißt!"

„Gieb' einen Rubel, dann sag' ich's!"

„Das werde ich bleiben lassen. Du weiht es ja nicht!"

„Gieb' ihn nicht. Du wirst es bedauern!"

Er ging weiter. An der Hausthüre holte sie ihn ein.

„Sag's, Marek, Liebeskraut will ich Dir geben."

„Weiß allein, wo das wächst! Hol' Dich der Teufel!"

Zürnend entfernte sich die Zigeunerin. An der Straße angelangt, spie sie aus und machte ihm Zeichen mit den Händen, doch, mit anderen Gedanken beschäftigt, sah sich Marek nicht einmal uin.

Die Sonne ging auf. Marek schlich in die Scheune, und mit seinem Loose nnd seiner Bestimmung versöhnt, schlief er fest ein.

Jenseits des Balkangebirges, in der Türkei, ging das Ochozker RegimoM zur Attacke.

Es hagelte förmlich von kugeln. Jeden Augenblick blieb einer von den Reihen zurück, legte sich zur Erde, ließ das Gewehr fallen.

Die Lücke war bald wieder gefüllt, über die Leichen ging es vorwärts.

Die Kämpfenden sahen nichts als Rauch und Feuer. Hinter ihnen blieb eine Leichenstraße.

Mit ausgestreckten Händen, die Brust an der Erde, lag ein Soldat.

Sie waren über ihn getreten und weiter gegangen. Lange regte er sich nicht.

Endlich hob er sich auf die ,«niee. Ein schwarzer Flecken war an seiner Brust. Daraus guoll ein rother heißer Strom.

Er öffnete weit die Augen und richtete sie gen Himmel. Stumme Verwunderung, tiefes Weh und eine traurige Frage sprach aus diesen Augen.

Mit den Händen zerriß er seinen Soldatenrock. Darunter glänzte ein silbernes Kreuzchen an einein rothen Bande.

Das Blut floß und floß immerfort; er hielt die Wunde mit den Fingern, wollte eo hemmen, doch träufelte es zwischen den Fingern herab.

Wieder schaute er zum Himmel empor, ohne Klage, nur mit dieser gleichsam starren Verwunderung, mit jener stummen Angst.

Dann sank er auf die Seite, und, die Hand auf der Wunde, legte er sich ruhig, wie zum Schlafe hin und schloß die Augen.

In der Hütte des Vogtes wurde auf ihn gewartet. Man weiß nicht, ob er wiederkam.

Marquis von Rudini und die italienische Politik.

von

I.

eine Politik hat in den letzten Jahren in Europa zu mehr Discnssionen Anlaß Weben, als die italienische. Dieselbe war das Zünglein an der Waage des europäischen Gleichgewichts.

Tie direct Betheiligten verfolgten Italiens Schritte mit gespannter Aufmerksamkeit und gaben dem römischen Cabinet in freundschaftlicher oder feindseliger Form subjective Nachschlüge, die den Zweck haben sollten, ihm zu beweisen, auf welcher Seite Italiens wahrer Vortheil und auf welcher die für seine Zukunft bedrohlichsten Gefahren zu suchen wären. Was die von Italiens Hallung nicht direct berührten Staaten anbetrifft, so zeigten sie sich bei Würdigung seiner Politik nicht minder scharf und bestimmt. Nicht nnr die Tagespreise beschäftigte sich beharrlich mit allen Maßregeln der italienischen Negierung, sondern mehrere Zeitschriften veröffentlichten bedeutenden Staatsmännern zugeschriebene Artikel, in welchen vom historischen und wissenschaftlichen Standpunkte die Frage erörtert wurde, ob Italien unter den verschiedenen politischen Bahnen, die ihm offen standen, auch wirklich die seiner Würde, seiner Sicherheit und deu wohlverstandenen Interessen seiner Situation am besten dienende gewählt hätte.

Das Ergebnis? dieser politischen Studien fiel im Allgemeinen zu Gunsten von Italiens Beitritt zum Dreibunde aus. Nur ein Staatsmann, Herr Gladstone, hat in einem Anfall von schlechter Laune gegen Lord Salisburu diesen Beitritt als eine „maßlose Verrücktheit" gekennzeichnet. Dies so peremptorische Urtheil des Frest olä man, denn er ist es, der sich, niie man sagt, unter dem Pseudonym Ontidcinos verbarg.

übte keinerlei Einfluß auf die Meinung der Allgemeinheit aus, in erster Linie, weil Herr Gladstone in der äußeren Politik nie glücklich und fteto inconsequent war und durch seine Haltung gegenüber Rußland, sonne durch die Folgen der Occupatio« Aegyptens theilweise für die allgemeine Gruppiruug der europäischen Mächte verantwortlich ist; und ferner, weil jene energische Behauptung, wie Jedermann fühlte, keineswegs das Resultat von ruhigen nnd objectiven Betrachtungen, sondern eher der Ausfluß einer gereizten Stimmung war. An Italiens Interessen war Herrn Glcwswne gar wenig gelegen. Das, was er in dem Bündnisse des jungen Königreiches mit den Centralmächten erblickte, er, der Verfechter der Abstentionspolitik, welcher die Staaten Europas sich hätte zerfleischen lassen ohne zu intervenircn, war die vorauszusehende Solidarität Englands mit der Politik der Allianz.

Wir beabsichtigen keineswegs hier die Geschichte der öffentlichen Meinung rücksichtlich der italienischen Politik der letzten Jahre zu entwickeln, und wenn wir an den sonderbaren Artikel Gladstones erinnert haben, so geschal, dies, weil derselbe einen (Gegenstand betrifft, der heute von actuellster Wichtigkeit ist und stets die dem Dreibunde feindlichen Staaten beunruhigte und die nicht eingestandene Ursache ihres (Grolls gegen die italienische Regierung ausmachte.

Die Gegner der italienischen Politik und zumalen selbst ihre Anhänger haben Italiens Bund mit den Centralmächten Gründen zugeschrieben, von denen ein einziger wirklich in die Waagschale fiel. Die sonstigen Gründe, selbst jene, welche nicht einfach in das Bereich der Phantasie gehören, haben beim Abschluß der Allianz eine rein secundäre Bedeutung gehabt, und hätten nicht den Ausschlag gegeben, wenn nicht eine Lebensfrage das italienische Eabinet gezwungen hätte, der Politik der freien Hände zu entsagen.

Räch Erlangung seiner Einheit und niit Rücksicht auf seine geographische Lage war Italiens vorzüglichstes Interesse das (Gleichgewicht im Mittelmeere. Dieses Gleichgewicht nun wurde durch die Occupatio» von Tunis gestört. Es ist dies eine unleugbare Dhatsache, welche Gründe immer auch Frankreich ansührcn mag, um jenen Act seiner Politik zu rechtfertigen.

Eine derartige Ueberraschung durfte sich nicht wiederholen können und der 8tstv8 c^u« im Mittelmecre mußte in nachdrücklicher Weise garantirt werden. Die Tripelallianz bot Italien diese Garantie und sicherte ihm gleichzeitig die Freundschaft Englands, dessen Jntressen es kraft des Pertrages mit Deutschland und Oesterreich gleichzeitig mit seinen eigenen zu vertreten hatte.

Es ist behauptet worden, daß durch einen geheimen Artikel des ersten Bertrages von 1882 das römische «nbinet jenem von St. Jaiiies einen überzeugenden und directen Beweis von Italiens freundschaftlicher Gesinnung

für England gegeben habe. Diese ganz spontane Kundgebung erschien naturgemäß dazu angethan, die Beziehungen zwischen den beiden Völkern zu noch innigeren als zuvor zu gestalten, und trug theiliveise auch zur heutigen gegenseitigen offenen oder geheimen Stellungnahme der Mächte in Europa bei.

Bevor Italien jenen Wechsel in seiner äußeren Politik eintreten liest, mustte es die Bortheiie und Nachtheile des Bündnisses, die Rechte, welche es durch seinen Beitritt erwerben und die Pflichten, die es dadurch über-nehmen würde, anf das genaueste abwägen. Als man in Rom zur Ueber-zcugung gelangt war, dast der Bund dem ^ande die Sicherheit, deren es bedurfte, verschaffen, und gleichzeitig zur Erhaltung des europäischen Friedens beitragen würde, schlug das römische Eabinet mit Entschlossenheit nnd Loyalität den neuen Weg ein.

Während ziemlich langer Zeit blieb der Bertrag geheim.

Es war nur von eimm Meinungsaustausch, von einem stillschweigenden Uebereinkommen zwischen Italien und den Eentralmächten die Rede, so daß der Argwohn der anderen Staaten für's Eiste nicht erweckt wurde.

Wie man aber erst leMhin erfahren, handelte es sich von Anfang an um einen Bertrng in regelrechter Form, jedoch um ein Defensiv- und nicht um ein Offensivbündniß, wie die Gegner der Tripelallianz späterhin glauben machen wollten, selbst noch als keinerlei Zweifel über die Natur der ge-troffenen Abmachungen mehr bestehen konnte.

Der für einen Zeitraum von fünf Jahren abgeschlossene und in Wien von Herrn von Robilant im Frühjahr 1882 unterzeichnete Bertrag lief mit dem Jahre 1887 ab.

Da aber die Kründe, welche Italien zum Beitritt bestimmt hatten, fortdauerten, wurde das Bündniß erneuert. Hm von Robilant, der in seiner Eigenschaft als italieniscl er Botschafter in Wien, bei der Feststellung der ersten Abmachungen eine große Rolle gespielt hatte, beschäftigte sich vor seinem Rücktritt vom Ministerium des Aeußeren mit der Borbereitung des neuen Vertrages. Mit diesem zweiten Bertrage sollen dein Vernehmen nach alle Interessen Italiens und namentlich die Bewabrung des ststus c^uo im Mittelmeer in präziserer und specifischerer Weise als in den Abmachungen von 1882 garantirt sein.

Doch war der Abschluß des ersten Vertrages Anfangs fast unbemerkt geblieben, es sollte dies hinsichtlich seiner Erneuerung keineswegs der Fall sein. Dieselbe bezeichnet den Beginn jener heftigen und äußerst scharfen Debatten über Italiens internationale Haltung, welche wir zu Anfang dieser Zeilen erwähnten und bei denen wir wohl nicht länger verweilen brauchen.

Die Erbitterung der streitenden Parteien erreichte ihren Höhepunkt während der ersten Jahre des Ministeriums Crispi nnd je mehr der Dermin des Ab-laufs des zweiten Vertrages herannahte, desto bedenklicher und eindringlicher

wurden die Angriffe der Gegner der Allianz, von denen weiter unten ausführlicher die Rede sein soll.

Indessen konnten die Haltung des römischen Cabinets und der Charakter des Staatsmannes an dessen Spitze keinerlei Zweifel über die Absichten Italiens bestehen lassen, welches, mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten seiner ökonomischen Lage, mehr als je den Frieden brauchte und auf die biarantien seiner Sicherheit unmöglich verzichten konnte. Nichts 'erschien daher weniger wahrscheinlich als ein Wechsel seiner auswärtigen Politik.

Doch ein im Auslande unerwartetes, in Italien aber, wenn auch nicht in so naher Zukunft, vorgesehenes Ereignis; änderte plötzlich die ganze Situation und rechtfertigte das Auftauchen »euer Zweifel und Fragepunkte.

Die Nachfolge Herrn Crispis stand offen. Wer würde seinen Platz ausfüllen? Welche Aenderungen würden die internationalen Beziehungen Italiens erfahren?

Als der Name des neuen Ministerpräsidenten bekannt wurde, erschien diese letztere Frage gelöst für alle jene, die seine parlamentarische Haltung verfolgt hatten; aber die öffentliche Meinung Europas blieb einen Moment im Umklaren gegenüber einer Persönlichkeit, ^welche noch keine Gelegenheit gehabt hatte, der Welt hinsichtlich der Leitung der auswärtigen Politik Italiens hinreichende Garantien zn bieten.

II.

Der Marquis von Rndini, der jüngste Cabinetschef Europas, war als ein Neuling in der Regierung zu betrachten, denn der kurze Zeitraum, während dessen er im Jahre 1869 dem Cabinet Menabrea angehörte, von dem in der Folge die Rede sein wird, kann wahrlich nicht berücksichtigt werde». Diese plötzliche Erhebung zu der wichtigsten Stellung im Lande ist ein ziemlich seltener Fall, welcher sich sonst nur bei durch hervorragende patriotische oder militärische Verdienste ausgezeichneten Personen ereignet, denn in constitulionellen Staaten pflegen mit der Bildung eines neuen Cabinets nur Männer betraut zu werden, welche bereits an anderen ministeriellen Combinatwncn Theil genommen. Dieses durch die Gegenüberstellung der Parteien gebotene System hat, während es einerseits wichtige (Garantien bietet, andrerseits den Nachtheil, daß es durch die Erfahrungen der Bergangenheit den Spielraum der sich an eine neue Verwaltung knüpfenden Hoffnungen iwthwendigerweise beschränkt. Das Ministerium Rndini zog aus seiner Jungfräulichkeit Vortheil, litt aber auch darunter.

Es machten sich im Lande zwei entgegengesetzte Stimmungen geltend: einerseits übertriebene Hoffnungen, andrerseits Zweifel und Besorgnifz, trotz des persönlichen Vertrauens, das der Charakter des Ministerpräsidenten der Allgemeinheit einflößte.

Herr von Rudini hatte für sich den unschätzbaren Vottheil, sich nicht in jener Atmosphäre von diroll und Mingunst bewegen zu müssen, die, eine

Folge der Ausübung der Macht oder allzu heftiger parlamentarischer Kämpfe, so manchen andern Staatsmann umgiebt.

Schon seit langer Zeit bezeichnete ihn die öffentliche Meinung der Krone zur Wahl für den Fall, das? die gemäßigte Partei in der «aminer einen entscheidenden Einfluß gewinnen sollte, der ihre Dheiluahme an der Regiernng als nöthig erscheinen ließe.

Wir haben N'cht die Absicht, eine Biographie des Marquis von Rudini zu schreiben, aber wir wollen einige Züge seiner Persönlichkeit, aus welchen zu ersehen ist, was Italien von ihm erwarten kann, in eine kurze Nebersicht seines öffentlichen Leben zusammenfassen.

Die politische Rolle des italienischen Ministerpräsideuten nahm im Jahre 18ßli ihren Anfang.

Als Bürgermeister von Palermo znr Zeit des Anfstandes, der dort im September jenes Jahres ausbrach, wußte er die,Ordnu«g mit einer Festigkeit I und einem Muthe aufrecht zu erhalten, welche seiner Abstammung und seinem Patriotismus die größte Ehre machten.

Bei ^dieser (Gelegenheit sandte Marquis von Rudini der königlichen Regiernng einen Bericht über die Ereignisse, bei welchen er eine so wichtige Rolle gespielt. Dieser Bericht erregte Aufsehen durch seine Klarheit, Genauigkeit, Mäßigung und Unparteilichkeit bei der Benrtheilung der verschiedeneu sich in Sicilien bekämpfenden Parteien, der Ursachen des Aufstandes nnd der zur Beschwichtigung desselben anzuwendenden Mittel, so daß man kaum glauben konnte, er sei das Werk eines sechsundzwanzigjährigen Mannes.

Tie Haltung des Bürgermeisters von Palermo bei dieser Gelegenheit und die frühzeitige Reife seines Urtheils lenkten die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihu, uud er wurde, nachdem er zum Präfecten von Palenno, dann von Neapel ernannt worden, im Jahre 1869 vom General Menabrca aufgefordert, als Minister des Innern an Herrn Ferraris Stelle zu treten, welch' letzterer durch ein sonderbares Zusammentreffen nach zmeiundzwanzigjähriger Entfernung von der Macht eben jetzt wieder als ^ustizminister dem Cabinet Rudini angehört.

Der Präfect von Neapel nahm das ihm angebotene Portefeuille an, indem er sich verpflichtete, die allgemeinen Wahlen z» organisiren.

Die Lage des Ministeriums war sehr erschüttert nnd nur von diesem einen Mittel konnte es Rettung nnd ein längeres Bestehen erhoffen.

Herr von Rudini zählte 'damals noch nicht dreißig Jahre, eine gewiß bemerkenswert!)« Dhatsnche, denn, waren mich William Pitt mit dreiundzwanzig und Herr von Maurepns init vierzehn Jahren Minister, so gehören solche Klle dem vorigen Iahrhundei-t an, dessen Sitten schon seit lange vergessen sind, während unser Zeitalter das Urtheil über den Werth eines Mannes auf sein Alter stützt.

Der junge Minister zeigte damals einen jener Eharakterzüge, welche

verdienen hervorgehoben zu werden, well sie schließen lassen, wie er sich heute benehmen würde, falls gewisse Eventualitäten sich zeigen sollten.
Wie wir bereits bemerkt, hatte Herr von Rudini die Leitung des Ministeriums des Innern mit dem Versprechen übernommen, für die allgemeinen Wahlen Sorge zu tragen. Aber nach genauer Prüfung der Situation gewann er die Ueberzeuguug, die Auflösung der Kammer würde im Lande Unzufriedenheit und Mißtrauen erwecken, und es wäre nicht der Mühe werth, nur um Lanza und Sella nicht zur Regierung kommen zu lassen, das Land in eine jener Krisen zu stürzen, die gewohnlich die Folge von allgemeinen Wahlen sind.
Diese Gründe bestimmten Marquis von Nudini, sein Versprechen zurückzuziehen und sich zu weigern, eine neue Kammer zu bilden; und seine Weigerung war es, welche den Sturz des Cabinets Menabrea veranlaßt«,'.
„Es ist besser, man lacht ein wenig über mein zweimonatliches Ministerium, als ich bürde mir-die Verantwortlichkeit auf, Wahlen vorzunehmen, deren Nothwendigkeit ich nicht einsehe."
Diese Worte chamkterisiren den Mann, der sie gesprochen. Manckx' mögen darin einen Mangel an politischem Sinn erblicken nnd behaupten, mau könne die Macht ans diese Weise weder erringen noch bewahren. Vielleicht ist dies auch richtig; jedenfalls aber ist ein derartiges Vorgehen ein Beweis von warmein Interesse für das Vaterland und von einer Achtung für die Freiheit, wie sie heutzutage immer seltener wird.
Solange die Rechte an der Regierung blieb, diente Herr von Rudini der Partei, die er erwählt hatte, als treuer Soldat. Im Jahre 1876? als die Linke ans Ruder gelangte, nahm er einen bedenkenden Platz in den Reihen der Opposition ein, jedoch ließ er sich nie zu jenen herben Ausfällen und bedauerlichen Übertreibungen hinreißen, welche sich die überwundene Partei damals zu Schulden kommen ließ.
Als die Leitung der Rechten von Minghetti auf Sella überging, näherte sich der Marquis von Rudini mehr dem letzteren und, wäre es Sella gelungen, im Jahre 1869 nach dem Sturze des Ministeriums Cairoli, den ihm vom Könige gegebenen Auftrag der Neubildung des Cabinets auszuführen, so hätte der Devutirte von Syrakus sicherlich an der betreffenden CNiibiimtion Dheil genommen.
Hierher gehört eine Dhatsache, welche, wie die bereits angeführten, von einer seltenen Unbefangenheit des Urtheils bei dem gegenwärtigen italienischen Premier zeugt.
Als er von Sella bezüglich der Bildung des Cabinets befragt wurde, das leicht hätte zu Stande kommen können, wenn er sich allein auf die reine Rechte gestützt hätte, rieth er energisch davon ab, die Regierung ans solcher Grundlage zn constituiren, da er den Ausschluß der Linken als eine schädliche, in Anbetracht der gegenseitigen Stellung der Parteien unconstilutionelle und den freiheitlichen, wissenschaftlich nufgefaßten Principien, auf

denen seine politischen Anschauungen beruhen, zuwiderlaufende Maßregel betrachtete.
Er bat Sella, dem Könige zu erklären, er würde folgen, falls ihm der >iönig befehlen würde, ein aus Elementen der reinen Rechten zusammengesetztes Cabinet zu bilden; er übernehme aber nicht die Verantwortlichkeit eines solchen Schrittes.
Der Rath des Marquis von Rudini wurde beherzigt und nach einem nutztosen Versuche, ein Coalitionsministerium zn bilden, legte Sella sein Mandat nieder und die Regierung ging in die Hände der Linken über.
So opferte der gegenwärtige Ministerpräsident einmal sein Portefeuille uud das andere Mal die Sicherheit, eines zu erlangen, seinen (Grundsätzen.
Als Minghetti, der nach SellaS Tode wieder das Haupt der Rechten geworden war, glaubte, den Bersuchungen des Trasformismo nicht länger widerstehen zu sollen, leistete ihm Rudini in dieser politischen Schwenkung nicht Folge.
Die Beweggründe der Trennung Rudinis vom damaligen Anführer der Rechten stehen mit dem wichtigsten Punkte, seines ProgrammeS im Zusammenhang.
Ein Anhänger der auswärtigen Politik des CabinetS DepretiS und gelegentlich sogar geneigt, sich mit demselben über einige Punkte der inneren Politik einig zu erklären, mißbilligte er auf's Entschiedenste DepretiS Finanzspstem und besonders die riesigen auf dem Lande schwer lastenden Ausgaben des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten.
Als sich bei Erörterung der Finanzpolitik des Ministeriums ein Theil der gemäßigten Partei von DepretiS lossagte, um die sogenannte Gruppe der „Abtrünnigen der Rechten" zu bilden, welche der wahre Grund de-? Sturzes des Cnbinets TepretiS-Robilant und der Berufung CrispiS an die Regierung wurde, kam Herr von Rudini, Dank der von ihm seit Jahren in der Kammer beobachteten Haltung, ohne daß er sich darum zu bewerben brauchte, sofort an die Spitze jener Gruppe zu stehen.
Zur Zeit der vielfachen von DepretiS inscenirten Eombinationen und Ministerwechsel, circulirte öfters das Gerücht, DepretiS unterhandle auch mit Marquis von Rudini, doch nach unseren Informationen hätte DevretiS dem Marquis niemals directe Avancen gemacht.
Daß Minghetti Herrn von Rudinis Eintritt in dnS Cabinet wünschte, war für Niemanden ein Geheimnis?-, er pflegte zu sagen, er würde ruhiger sterben, wenn Rudini Minister des Innern wäre und über diesen 'Punkt war zwischen ihm und DepretiS ein stilles Uebereinkommen getroffen worden, das jedoch nie zur Ausführung gelangte.
Nach der Katastrophe von Dogali, die den Stnrz des damaligen Ministenums Depretis zur Folge hatte, wurden zwar mit dein Dcputirten von Syracus Verhandlungen eingeleitet, jedoch nicht um ihm ein Portefeuille anzutragen, sondern um ihn zu befragen, ob das Eabinet DepretiS-Nobilant

auf seine Unterstützung hätte rechnen können, falls es mit einigen Abänderungen, unter welchen der Eintritt Saraccos als Minister des Innen:, neuerdings vor die Kammer getreten wäre.

Marquis von Rndinis Antwort lautete, er hätte keinerlei vorgefaßte Meinung und werde das Cabinet in den Fragen der auswärtigen und selbst der inneren Politik unterstützen, ein vollständiges Einverständnis? sei aber unmöglich, solange Magliani sein Portefeuille behalte und das finanzielle und ökonomische System nicht abgeändert werde.

Wie bekannt, mißlang diese Combination nnd Depretis suchte sein Heil in der Verbindung mit Crispi. Wäre damals Nudini etwas nncli< giebiger gewesen, so hätte die Leitung der italienischen Politik höchst wahrscheinlich eine andere Richtung genommen.

Einige Monate später war Crispi Ministerpräsident. Anfangs war Herrn von Rndinis Haltung gewissermaszen als eiu wohlwollendes Zuwarten zu bezeichnen; später entschloß er sich, das Cabinet offen zu unterstützen. Jedoch blieb für ihn die ökonomische Frage der schwarze Punkt der Situation. Nach seiuer Me«mng wurden nicht genug energische Mttel angewandt, um die wirtschaftlichen Verhältnisse günstiger zu gestalten nnd nahmen dieselben nicht in gebührendem Maße die Ausmerksamkeit des Cabinetchefs in Anspruch.

Als bei den allgemeinen Wahlen im November des InhreS 1890 die Notwendigkeit von Ersparnssen zum Zwecke der Herstellung der Bilanz in entschiedener Weise anerkannt wurde und Crisvi der gemäßigten Partei in dieser Hinsicht zufriedenstellende Versicherungen gab, ivnrde das ministerielle Programm vom Marquis von Rudini und seineu Anhängern unterstützt.

In einem an seine Spracuser Wähler gerichteten Schreiben billigte er als Führer der Rechten in der Cammer oder doch wenigstens als der einzige Vertreter dieser Partei, um welchen sich eine zahlreiche (Gruppe gesammelt hatte, die auswärtige und innere Politik des Cabinew Crispi, imhrend er sich über die finanzielle Politik ein eudgiltiges Urtheil vorbehielt, und ein Programm entwickelte, dessen Grundlage die Erreichung des finanziellen Gleichgewichts mittelst zweckmäßiger Neuerungen in der Verwaltung und wohlbedachter Ersparnisse bildete.

Einen Monat später, gegen Ende December 1899, als der Austritt biiolittis aus dem Cabinet einige Zweisel über die Aufrichtigkeit der von der Regierung nnd Crispi gewünschten Ersparnisse entsiehen ließ, hielt Herr von Rudini in Verona eine politische Rede, welche das erste Anzeichen seiner oppositionellen Stellungnahme war.

Indem er sich gegen eine seinen und seiner Anhänger Liberalismus in Zweifel ziehende Behauptung vertheidigte, nahm er das Recht, iin weitesten und wahrsten Sinne des Wortes liberal genannt zu werden auf das Entschiedenste in Anspruch.

„Ist von der politischen Freiheit die Rede, das heißt vom Sturze des

Tyrannen und von der (Gründung repräsentativer Regierungen," sagte er, „dann ist der Sinn des Wortes Freiheit ein klarer und präciser, aber diese Freiheit ist heutzutage in Italien unbestritten."

„Gestritten wird heute über die bürgerliche Freiheit, das heißt über einen Begriff, dessen Wesen nicht minder schwer zu bestimmen ist, als jenes der Billigkeit und der Gerechtigkeit."

Hierauf sprach er von den verschiedeneu Formen, unter welchen falsche Apostel der Freiheit dieselbe darstellen, und sagte unter Andern,: „Es giebt Leute, für welche ihr eigener Wille ein' genügender Grund ist, um Gesetze, I^bräuche, Sitten und Anderer Meinungen mit Füßen zu treten und denen jedweder Ausbruch politischen Hasses oder politischer Leidenschaften gerechtfertigt erscheint. Für sie ist die Erfüllung ihres eigenen Willens gleichbedeutend mit Freiheit.

„Diese sind falsche Liberale, welche ich eher als Autoritäre oder Jacobiner bezeichnen zu können glaube. Ich fasse die Freiheit anders auf und bin überzeugt, das; die Gesetze, die Gebräuche, die Meinungen Achtung verdienen und nicht angetastet werden dürfen, falls nicht eine gebieterische Notwendigkeit oder das öffentliche Wohl ans eine klare und entschiedene Weise das Gegentheil erheischen; ich glaube, daß man Neuerungen, die nicht im Namen von unzweifelhaften allgemeinen Interessen gefordert werden, widerstreben soll."

Diese Auffassung der Freiheit, welche Herrn von Rudini bei vielen Handlungen seines politischen Lebens geleitet bat, war für diejenigen, welche zwischen den Zeilen zu lesen wissen, ein in zarter Forni ausgedrückter Tadel für Herrn Crispi, der in der That, trotz aller von ihm für die Sache der politischen Freiheit Italiens gebrachten Opfer, ein autoritäres Temperament hat und ein ^acobiner genannt werden darf, während der Abgeordnete von Syracus eher der Schule der Girondisten angehört und mit den englischen Liberalen eine durchaus tolerante und generöse Anffassnng des Begriffes Freiheit gemein hat.

Dieser verblümte Tadel wurde nicht als ein für das Cabinet beunruhigendes Symptom betrachtet. Und in der That veranlaßte Herrn von Rudini, obwohl er die llnvenneidlichkeit einer Ministerkrisis bereits voraussah, nichts um dieselbe herbeizuführen.

Er hielt im Gegentheil die Fortdauer des Cabinets Crispi wenigstens für einige Monate, in Anbetracht der unklaren Gruppirung der Parteien für so münschenswerth, daß er noch am Tage von Crispis Sturze seine Anhänger, deren Unzufriedenheit immer größer wurde, versammelte, um sie dringend zu bitten, für den sogenannten Catenaccio zu stimmen. Und hätte sich der Cabinetschef bei dieser Gelegenheit nicht einen wohlbekannten, nnzeitigen Ausfall gegen die hervorragendsten Männer der historischen Rechten zu Schulden kommen lasten, so wäre ihm die gemäßigte Partei auch treu geblieben und die Krise wäre für den Augenblick beschworen gewesen,

Crispis Sturz mar also keineswegs das vorhergeplante Werk der Rechten, welche es vorgezogen hätte, erst einige Zeit nachher seine Erbschaft anzutreten.

Crispi beging den Fehler die neue Kammer ebenso zu behandeln, wie er die der Auflösung geweihte Kannner behandelt hatte, ohne vom Unterschiede zwischen den beiden Notiz zu nehmen. Er vergaß auch, das; die gemäßigte Partei, welche niemals ein geringzuschätzender Factor gewesen, es zu Anfang dieses Lahres weniger als je war, und dieser doppelte Fehler verursachte die unvorhergesehene Xrisis vom 3l. Januar.

Herr von Rndini, welcher ein weder leidenschaftlicher noch zum Groll geneigter Charakter ist, läßt den staatsmännifchen Talenten seines Vorgängers gerne Gerechtigkeit widerfahren und nennt seine Fehler „Fehler der Jugend." „Ich sehe sie," sagt er scherzend, „denn ich bin älter als er".

Ohne sich über die Schwierigkeiten seiner Aufgaben irgend welche Illusionen zu machen hat der Marquis von Rndini früher als er es gewünscht hätte, das Mandat eine neue Verwaltung zu bilden, angenommen und jedenfalls hat er nicht ohne den Ernst der Situation richtig zn erfassen die Verwirklichung des in seinem Briefe an die Wähler und in seiner Rede von Verona in großen Umrissen entwickelten Programmes in Angriff genommen.

Dieses Programm ist bekannt und ist die Rechtfertigung der Existenz des gegenwärtigen Eabinets. Wir gehen nun daran, seine praktische Ausführung in der dreifachen Hinsicht der äußeren, der finanziellen und der inneren Politik zu pnifen.

III.

Das neue Ministerium war kaum gebildet, als schon in Italien und im Auslande sich eine gewisse Unruhe hinsichtlich seiner äußeren Politik kundgab.

Die parlamentarische Haltung des Marquis von Rndini, seine Reden, sein bei den allgemeinen Wahlen entwickeltes Programm, alles hätte, scheint es, die öffentliche Meinung über diesen Punkt firiren und ihren Verirrungen Einhalt thun sollen, doch es kam anders.

Die Berufung des Anführers der gemäßigten Partei an die Regierung öffnete allen möglichen Erwartungen nnd Rathschlägen die Thür.

^n Frankreich war der Fall des Ministeriums Crispi als ein Triumph begrüßt worden. In Italien — abgesehen von den Radicalen, oder besser gesagt, von den Republicanern, denn weshalb das Kind nicht beim rechten Namen nennen — die im Dreibunde nur ein ihren geheimen Bestrebungen in den Weg gelegtes Hinterniß erblicken, waren einige isolirte Persönlichkeiten beim Falle Crispis in gutem Glauben der Ansicht, der Moment zu einer neuen Orientirung der äußeren Politik Italiens wäre gekommen.

Von mehreren Seiten — wir sprechen hier nicht von Frankreich — ließen sich aufrichtige Freunde des jungen Königreiches mit Rathschlägeu vernahmen, welcho damnf hinzielten die Ernenernng der Tripelallianz unter dem

Vorwande zu verhindern, die Gruvvirung der Mächte sei heute eine so klare und bestimmte, daß zur Erhaltung des Friedens und zur Wahrung des statu« czuu im Mittelmeere die Erneuerung eines die anderen Nationen Europas kränkenden Vertrages keineswegs erforderlich sei.

In Italien erklärten sich selbst überzeugungstreue liberale und feste Stützen der Monarchie gegen die Erneuerung der mit den Centralinächten bestehenden Abmachungen.

Der Senator Jacini, welcher die letzten seinein Lande ertheilten Rathschläge nur um wenige Monate überlebte, brachte beim Fall des Cabinets Crispi die Frage des Ablaufs der Tripelallianz auf's Tapet. Schon in früheren Schriften hatte er auf die Gefahren jenes dem Charakter der italienischen Nation innewohnenden Größenwahns hingewiesen, welcher sie in mancher Hinsicht bestimmt, Zwecke zu verfolgen, für die ihre Kräfte nicht ausreichen, und von dieser Betrachtung ausgehend, gelangte er zur Wahrnehmung des Mißverhältnisses zwischen Italiens Rüstungen und seiner ökonomischen Lage und zu dem Schlüsse, der Vertrag wäre nicht zu erneuern oder wenigstens nur unter Bedingungen, deren Gewährung Seitens der Centraimächte ihm als unmöglich erschien.

Eine „Politik der Sammlung" riethen Herr Jacini und die wenigen vereinzelten Persönlichkeiten cm, die seine Ideen theilten. Tie Radicalen andererseits forderten kategorisch eine Annäherung an Frankreich und machten ihre Unterstützung von dieser Bedingung abhängig, .«einen geschriebenen Vertrag, sondern ein stillschweigendes Einverständnis;, erklärten gewisse Freunde Italiens für heilsam. Tie französische Presse ihrerseits stellte in verlMter Forin Frankreichs Freundschaft in Aussicht und ließ gleichzeitig andererseits Trohungen laut werden. Wie gewöhnlich versuchte sie Italien durch das Gespenst des Hungers zu schrecken.

Es machten sich in dieser Richtung während einer kurzen Spanne Zeit unbegründete Hoffnungen geltend, die nichts rechtfertigten nnd die sich alsbald in eine vollständige Enttäuschung verwandeln sollten. Frankreich versuchte es durch Vermittlung der italienischen Radicalen seine Pression zu accentuiren. Glücklicherweise aber repräsentirt diese Partei in Italien nur eine verschwindende, allerdings sehr lärmende Minorität, die im Lande keine ernste Grundlage besitzt und daher auf die Regierung einen wirklichen Truck auszuüben nicht vermag.

Wären Herrn von Rudinis Ideen über die äußere Politik nicht ohnedies schon klare und bestimmte gewesen, so hätten diese von einer Partei, deren Verfassungstreue zum mindesten zweifelhaft ist, ausgehenden Pressionen genügt, il»n zu zeigen nach weicher Seite die Sorge uin die Würde des Landes und um die Bewahrung der Regierungsform dem Ministerium gebot, sich zu wenden.

Tie öffentliche Meinung ist gewiß eine nicht zu verkennende Macht, doch darf sie nicht mit den lärmenden Kundgebungen von Agitatoren ver-

wechselt werden, welche jeden soliden Urtheils entbehren, wie dies z. B. aus der jüngsten Rede Bovios, eines der Anführer der Radikalen, hervorgeht.
In der Absicht, die auswärtige Politik des Ministeriums anzugreifen, bat er dieselbe vertheidigt, denn die einzigen vernünftigen und aufrichtigen Worte seiner Rede waren die von ihm citirten Ausführungen RudiniS über die Gründe, welche Italien zur Erneuerung des Bundes mit Deutschland und Oesterreich drängen. Alles Uebrige war reine Utopie.
Es hat keinen Sinn und ist kindisch, sich Illusionen zu mache»: für die große Mehrheit der Italiener stellt die Tripelallianz — ganz abgesehen von den Fragen der Rassenverwandtschaft einerseits und der Analogie des nationalen Bildungsprocesses andererseits — die Erhaltung des Friedens und das für Italiens Sicherheit unentbehrliche Gleichgewicht des Mittelmeers dar. Alle sonstigen Betrachtungen treten diesen beiden gegenüber in den Hintergrund, selbst die ökonomischen und finanziellen nicht ausgeschlossen.
Italien kriegerische Velleitäten zuschreiben, heiszt einfach Geister sehen und nicht nur die gegenwärtigen, sondern auch die zukünftigen Interessen des jungen .Königreichs verkennen.
Jedes Land hat unruhige Köpfe und gefährliche Politikaster, doch jeder vernünftige Mensch, der nur ein wenig nachdenkt, sich die Geschickte der Vergangenheit in's Gedächtnis; zurückruft und die geographische Lage der Halbinsel, ihre nationalökonomischen Bedürfnisse und all' jenes in Betracht zieht, was den Kern ihres nationalen und politischen Lebens bildet, mufz, will er aufrichtig sein, zur Neberzeugung gelangen, das; Italien nur ein einziges Objectiv haben kann, den Frieden, und eine einzige eniste Besorgnis?, den Krieg.
Selbst nach einem siegreichen Kampfe hätte Italien bei einer europäischen Conflagration nichts zu gewinnen, als vielleicht einige Gebietscompensationen oder Grenzrectificationen, aber was ist dies im Vergleich zur Gefahr der Unsicherheit des Endresultats?
Es ist nicht zu vergessen, das; ihm das Gleichgewicht der Großmächte fast ebenso am Herzen liegt, als das ('ileichgewicht des Mittelmeers. In der That wire ein Krieg, der zur Stärkung einer der vorhandenen Factoren auf Kosten der andern führen würde, eine für Italiens Zukunft unleugbare und so auf der Hand liegende Gefahr, das; ihre Nachweisung keine weiteren Worte erheischt. Volk und Regierung in Italien kriegerischer Gelüste zu beschuldigen heißt also, sie beschuldigen die Interessen des Landes zu verkennen und wissentlich eine gefahrvolle Zukunft heraufzubeschwören. ILelch gronc Fehler immer aber das italienische Volk haben mag, seine Bernttnftigkeit und sein politischer Sinn können nicht in Abrede gestellt werden.
Den Dreibund nicht erneuern, sich a»f ein stillschweigendes Einverständnis; beschränken oder einfach zur Politik der freien Hände zurückkehren, wäre soviel gewesen, als das Terrain für einen Krieg in Europa vorbereiten. Dies kann mit gntem Gewissen nur von einem Kinde bestritten werden.

Bon allen sonstigen Umständen abgesehen, und selbst wenn die errungene Freiheit — was zweifelhaft ist — für Italien eine Bürgschaft gewesen wäre, daß es nicht gezwungen werden könne, am Conflicte theilznnehmen, hätte es doch keineswegs eine so schreckliche und gefährliche Verantwortlichkeit auf sich nehmen können.
Die Tripelallianz, wenn man sie, wie wir, von einem objectiven und unMrteiischen Standpunkte betrachtet, ist nicht nur eine Verbindung von Mächten, welche den anderen Völkern Vorsicht gebietet, sondern auch die Verwirklichung des Friedensgedankens, welche ihre moralische Grundlage bildet, besonders seit der Thronbesteigung des jungen Kaisers von Teutschland. Die ganze Haltung Wilhelms II. und jeder Act seiner Politik beweisen, daß die Wahrung des Friedens ihm als eine Gewissensvflicht erscheint, und hätte man ihn in seinen Friedensbestrcbungen williger unterstützt, wer weist wie weit sie ihn geführt hätten, ja wer kann heilte überhaupt vorhersagen, wie weit sie ihn eines Tages führen können?
Unter diesen Umständen hätte die Nichterneuerung der Allianz von Seiten Italiens seinen Abfall von der Partei des Friedens bedeutet. Es hätte damit sich selbst ein Dementi gegeben und, wie schon bemerkt, die schwere Verantwortlichkeit der durch einen Wechsel in der gegenseitigen Stellung der Mächte möglich werdenden Conflicte auf sich geladen, .«ein ernster Staatsmann konnte ein solches Risico übernehmen, und besonders war dies nickt vom Marquis von Rudini zu gewärtigen. Je mehr ihn? der Wunsch, herzliche Beziehungen init den anderen Völkern aufrecht zu erhalten, beseelte, desto gewissenhafter mußte er für den Schub des Friedens sorgen und sich jeden Schrittes enthalten, der ihn hätte gefährden können.
Der Minister war sich der Situation und der Nothwendigkeit, der Agitation gegen den Dreibund möglichst rasch ein Ende zu machen, derart bewußt, daß er die Erneuerung des Übereinkommens mit den Centralmächten um ein Jahr beschleunigte, denn der alte Bertrag wäre erst 1892 abgelaufen. Kaum verbreitete sich die 'Nachricht vom neuen Ucbereinkommen, so hörte die Agitation, welche so viel Staub aufgewirbelt, wie durch ein Wunder plötzlich auf.
Bei Gelegenheit des von Herrn von Caprivi in Mailand Herrn Crispi abgestatteten Besuches hatte der ehemalige Ministerpräsident dem deutschen Kanzler deutlich zu verstehen gegeben, daß Italien beabsichtigte, den Dreibund zu erneuern. Da aber in der Folge ein Regierungswechsel stattgefunden, lag es dem neuen Cabinet ob, die Bundesgenossen zu informiren, daß Italiens Intentionen unverändert blieben. Und wurde diese Initiative unter dem Drucke der Pressionen der republicanischen Partei, deren Grimm gegen den Dreibund in dessen Wirksamkeit gegen die republikanische Propaganda seinen geheimen Grund hat, früher ergriffen, als dies sonst der Fall gewesen wäre, so kann sich Italien dazu nur in jeder Hinsicht gratuliren.
Nicht nur bestanden die Ursachen der ersten Abmachungen weiter fort,

sondern die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien hatten sich iui Laufe der neun Jahre vom Abschluß des ersten Uebereinkommes, Dank einer sich stets erweiternden Interessengemeinschaft, zu noch viel innigeren als ehedem gestaltet. Ueberdies muß besonders hervorgehoben werden, das? Italien auch die moralische Verpflichtung hatte, der Fahne des Friedens treu zu bleiben, dessen Instabilität durch jüngste Kundgebungen dargethan wowcn war. Es handelte sich für Italien um einen «ssv.8 c«u8eior,tiäe.

Die Erneuerung entsprach so vollständig der Situation, daß sie mit einer wahrhaft außergewöhnlichen Raschheit zu Stande kam.

Die historische That der Erneuerung der Tripelallianz für einen Zeitraum von sechs Jahren, eine That von der größten Wichtigkeit für ganz Europa, war das erste Werk der äußeren Politik des Marquis von Rudini.

Als sich Herr von Rudini zu»? ersten Male an der Spitze des neuen Cabinets der Kammer vorstellte, um sein politisches und witthschaftliches Progamm zu entwickeln, ließ er auf die Darlegung seiner Regierungsideen den Ausdruck des Wunsches folgen, mit ganz Europa und insbesondere mit Frankreich freundschaftliche Beziehungen herstellen zu können.

Da nun die Frage des Bündnisses für einen langen Zeitraum entschieden ist und eine neunjährige Erfahrung, eine Reihe von moralischen lind materiellen Thatsachen, sowie die richtige Auffassung der italienischen Interessen lehren, daß das Bündniß einzig und allein den Frieden zum Zwecke haden kann, sehen mir nicht ein, warum Herrn von Rudinis Wunsch ein unersüllbarer sein sollte.

Die Bergangenheit kehrt nicht wieder und Recriminationen über das, was gewesen, sind unnütz. Es hat nicht an Gefühlskränkungen und Mißverständnissen zwischen den europäischen Staaten gefehlt, doch das war unvermeidlich. Jedenfalls aber kann der bisherige Zustand gegenseitiger (Gespanntheit nicht ewig dauern. Hat Frankreich wirklich, wie es bei jeder Gelegenheit behauptet, friedliche Absichten, warum entsagt es nicht Italien gegenüber den bisherigen, den Interessen beider Länder so nachtheiligen Schikanen «?

Das kaitiieoompli hat eine unwiderstehliche Macht, es löst alle Zweifel und bringt Klarheit in jede Situation. Die Gruvpirung der Mäcdte ist für sechs Jahre gesichert. Alle Versuche, sie zu verhindern, sind gescheitert und mußten scheitern aus den weiter oben angeführten Gründen.

Wie die Sachen liegen, glauben wir, daß Frankreich — wenn auch mit dem einen oder andern, seinen geheimen Bestrebungen vielleicht entsprechenden Borbehalt ^- alles Interesse hat, die durch die Tripelallianz geschaffene friedliche Situation zu acceptiren, mit Italien zum Heile beider Länder nachbarliche Beziehungen zu unterhalten, und jene systematischen Hecheleien und kleinlichen Zänkereien aufzugeben, die zu keinerlei practischem Resultate führen, aber gegenseitigen Unwillen und gefährlichen Groll erzeugen.

Man muß die Thatsachen nehmen, wie sie sind. Die nach dem Falle Crispis gegen die Erneuerung des Dreibundes unternommene Campagne, so

Marquis von Rudini und die italienische Politik, —-
energisch und diplomatisch sie auch geführt worden sein mag, ist vollständig mitt-
gluckt. Frankreich hat es versucht, Italien allerlei vorzuspiegeln, wie Handels-
verträge, Wiederherstellung der wirthschaftlichen Beziehungen, Abgrenzung der
Zonen des gegenseitigen Einflusses im Rothen Meere. Als aber der Moment
gekommen, um abzuschließen, hat Frankreich „Halt" gerufen und erklärt: „Wir
warten, denn mir wollen erst wissen, was ihr machen werdet."
Heute, da es zu spät ist, Italien mit unbestimmten Versprechungen zu
ködern, da die Situation eine klare, offene und keineswegs für den Frieden
bedrohliche ist, dürfte sich das friedliche Frankreich, welches ja doch die große
Mehrheit der Bevölkerung ausmacht, doch zur Vernunft und Vorsicht ent-
schließen, Italien gegenüber seine Haltung ändern und, den eigenen Interessen
und der Logik folgend, mit dem Nachbarlande freundliche Beziehungen an-
bahnen.
Iüngsthin erfolgte Kundgebungen, welchen die französische und selbst
die russische Presse eine große politische Bedeutung zuschrieben, haben vor
kurzem die Gemüther in Aufregung versetzt. Was immer Wahres hinter
jenen Kundgebungen sich bergen möge, wir halten sie nicht für geeignet, die
öffentliche Meinung zu allarmiren. Eine Menge von Gründen, welche hier
aufzuzählen müßig wäre, läßt mit großer Wahrscheinlichkeit darauf schließen,
daß es sich zwischen Frankreich und Rußland einfach um einen platonischen
Austausch von Bezeugungen der Sympathie handelt, welcher der isolirten
politischen Stellung der beiden Länder seinen Ursprung verdankt. Doch
nimmt man auch das Vorhandensein eines wirklichen Bündnisses an, so ist
keinesfalls an ein Offensivbündniß zu denken. Frankreichs und Rußlands
Interessen sind zu verschieden, als daß ihrerseits eine gemeinsame kriegerische
Initiative auf Grund eines vorgefaßte?! Planes zur Erreichung gemeinsamer
Zwecke zu befürchten wäre. Eristirt eine französisch-russische Allianz, so kann
sie einzig und allein defensiv sein. In stillschweigender oder in ausdrück-
licher Weise sagt das eine Volk zum andern: „Seid ruhig. Werdet ihr ange-
griffen, so benüben mir die Gelegenheit, um ebenfalls zu Felde zu ziehen."
Wenn man also die Sache auch noch so ernst nehmen will, ist das
französisch-russische Uebereinkommen ein neues Element des Friedens, welches
sich neben die defensive Macht des Dreibundes stellt. Jeder Staat weiß,
was er zu erwarten hat. Dem von den Eentralmächten und Italien mit
Englands Zustimmung geschlossenen Friedensbunde, stellen Frankreich und
England einen zweiten Bund gegenüber oder wünschen glauben zu machen,
daß dem so sei, einen Bund, der den Zweck haben soll, alle etwa im anderen
Lager sich regenden aggressiven Gelüste niederzuhalten. Da nun ein HauS
besser dura) zwei als durch einen Gendarmen bewacht wird und in dem Fall,
der uns beschäftigt, beide alles Interesse haben wachsam zu sein, erscheint
uns der Frieden dnrch die Kronstädter Feste und das Erklingen der Marseillaise
auf dem Boden des heiligen Rußlands keineswegs bedroht.
Ein Krieg — weder Präsidenten von Republiken noch absolute Herrscher

können dies in Abrede stellen — wäre heute ein Verbrechen, welches das-
Gewissen seiner Urheber schwer belasten würde. All' jene, die dazu beige-
tragen, die Gefahr eines Krieges zu entfernen und zu beschwören, verdienen
ein wenig Erkenntlichkeit und ihre Absichten zum mindesten sollten nickt ver-
kannt werden. Wird man Italien in dieser Hinsicht Gerechtigkeit widerfahren
lassen? Nur die Zukunft kann dies lehren.

Indessen hat Herr von Nudini das berechtigte Bewufztsein, einen Theil
seines Programms bereits in Ausführung gebracht zu haben.

Wir wollen nun prüfen, in wie weit ihm dies auch hinsichtlich der
sonstigen Fragen, deren Lösung er unternommen, gelungen ist.

IV.

Die ernsteste Frage für Italien — es ist dies von Freunden lind
Feinden in allen Tonarten wiederholt worden — ist die wirthschaftliche Frage,
ja sie ist die einzige wirklich ernste. Sieht man von ihr ab, so kann man
nicht verkennen, daß Italien, im Pergleich zu den anderen Völkern, sich in
politischer nnd sozialer Beziehung einer außergewöhnlich günstigen Lage erfrent.

Die Notwendigkeit gegen die das Land niederdrückende Krise rascl,
und energisch wirkende Mittel in Anwendung zu bringen, erschien, wie bereits
bemerkt, als der wahre Grund der Bildung des neuen Cabinets. „?sites
nioi 6s Könne« rmänceg et,js vous ksrai äe I» bc>nn<z politique/'

Dieses so oft varaphrasirte Wort Turgots, welches auf Italiens gegenwärtige
Verhältnisse vollständig Anwendung findet, ist sozusagen das Motto der ganzen
parlamentarischen Laufbahn Rudiuis. In der That war es die Befürchtung
der Gefahren, welchen das Land durch das finanzielle System der Linken
ausgesetzt wurde, die ihn zur Opposition gegen Depretis und zu einer stets
reservirten Haltung gegenüber Crispi veranlaßte, und, will man weiter zurück-
gehen — seine Freundschaft mit Minghetti und Tella begründete, deren finan-
zielle Principien ihm allein geeignet schienen, das wirthschaftliche Gedeihen
Italiens zu sichern.

Es ist daher ganz natürlich, dasi man in Nudini den Mann der
Situation erblickte, als eines Tages Land und Parlament mit unabweisbarer
Energie finanzielle Neformen forderten und als erste Pflickt der Regierung die
Lösung der immer ärger werdenden wirthschaftliche« Krise bezeichneten, unter
welcher die italienische Halbinsel so schwer leidet.

Von den zahlreichen, bekannten Gründen dieser misttichen Lage wären
wohl einige zu heben, doch der ernsteste von allen kann wenigstens augen-
blicklich nicht beseitigt werden.

Die enormen, nicht durch den Dreibund selbst, sondem durch die Ver-
hältnisse, die ihn begründeten, bedingten Rüstungen lasten schwer ans allen
europäischen Budgets. Italien ist durch dies Ucbel nicht allein betroffen, aber
es ist ärmer als andere Völker, hat eine weirger entwickelte Industrie, mu
unsicheren Absatzgebieten, iimsite in dem kurzen Zeitraum seit der politischen

Einigung für kolossale öffentliche Arbeiten sehr bedeutende Summen verausgaben und erträgt aus allen diesen (Gründen schwerer als seine Alliirten und Nachbaren die Last des Militärbudgets. Leider ist dieser Uebelstand unvermeidlich. Alls allen vorhergehenden Betrachtungen über die äußere Politik des Königreichs erhellt, daß Italien erst dann wird abrüsten können, wann eine allgemeine Abrüstung für ganz Europa zur gebieterischen Nothwendigkeit geworden, ein Zeitpunkt, der unmöglich vomuszubeftimmen ist. Italien muß alfo diese Last, welche nur in geringem Maße, das heißt allein durch Ersparnisse in der militärischen Verwaltung, vermindert werden kann, weiter tragen und nach den Mitteln sehen um einer solchen Aufgabe gerecht zu werden, ohne dem Lande neue Opfer aufzuerlegen und ohne es durch übertriebene Beschränkungen des Staatshaushaltes in seiner wirthschaftlichen Entwicklung zu heminen.

Es ist dies keineswegs eine leichte Aufgabe und man ist dem Cabinet Rndini Tank schuldig dafür, daß eS mit so großer Entschiedenheit lind Loyalität ein derartiges linternehmen gewagt hat. Welche Ergebnisse hat es nun in den sechs Monaten seiner Verwaltung bereits erzielt und was kann man in Betreff der Verwirklichung seines Programms für die Zukunft hoffen, wenn Parlament und Volk ihm gestatten, es in dauernder Weise auszuführen?

Das besagte Programm zerfällt in zwei Dheile: (Gleichgewicht des Budgets und Entwicklung der wirthschaftlichen Kräfte des Landes. Ein kurzer geschichtlicher Rückblick erscheint uns hier nothwendig.

Es ist bekannt, daß das italienische Budget während einer Reihe von Jahren mit Neberschüssen schloß, jedoch im Finanzjahr 1884/85 abermals auf den gefährlichen Weg des Deficits gerieth. Es handelte sich anfangs um eine nur unbedeutende Summe, ungefähr 21 Millionen, doch, wie einmal das (Aeichgewicht gestört war, sah man das Deficit von Jahr zu Jahr anschwellen und ziemlich beträchtliche Dimensionen annehmen, was aus folgenden Daten hervorgeht:

Deficit von 1884/85	L. 20,961,523
- 1885/80	- 49,755,954
- 1886/87	- 30,338,520
- 1887/88	- 95,087,890
- 1888/89	- 133,253,028

Das berichtigte Budget für 1889/90 hatte das Deficit auf L. 47,572,740 beziffert, doch, infolge neuer Ausgaben wird dasselbe ungefähr 74 Millionen betragen. Das schlechteste Finanzjahr war 1888/89 und eben damals ließ die allgemeine Finanzcomniission der Kammer den Alarmruf ertönen, der eine Aenderung in der Richtung der italienischen Finanzen bestimmte. Herr Magliani trat zurück, ihm folgten Krimnldi nnd Terezzi und diesen nach kurzer Zeit Kiolitti nnd Leismit-Dodo.

1890/91 war nach dem der Kammer im November 1890 vorgelegten provisorischen Budget ein Deficit von L. 21,886,724 zu erwarten: jedoch durch neue Ausgaben wuchs es aus ca, 32 Millionen im December desselben Jahres an und erhielt sich so, bis das Cabinet Rudini iin Februar 1891 die Regierung antrat.*)

Ueberzeugt von der Rothwendigkeit so rasch als möglich das lÄeickgewicht des Budgets herzustellen, studirte die Regierung alle zur Verminderung der Ausgaben und Erhöhung der Einnahmen geeigneten Maßregeln, von denen einige bereits voni früheren Cabinet beschloffen worden, deren Realisirung aber der jetzigen Regierung vorbehalten war.

Beginnen wir mit den Ersparnissen:

a) Langsamere Ausführung der Eisenbahnbauten;
d) Verminderung der kosten der Kolonie Maffaua;
c) Vorkehrungen zur Beschränkung der in steter Zunahme begriffenen Schuld für Pensionen.
<1) Ersparnisse in der Verwaltung aller einzelnen Ministerien.

Was die Erhöhung der Einnahmen anbetrifft, rechnete man dieselbe durch folgende Maszregeln zu erreichen:

«) Energische Bekämpfung des Schmuggels;
b) Revision der Listen der ttebäudesteuer;
c) Strenge Erhebung der Einkommensteuer;
(I) Reorganisation der Einissionsinstitute;
e) Vorkehrungen zur Verhinderung von Defraudationen znni Schaden der Verwaltung der Zölle.

Dieses Programm ist bereits theilweise ausgeführt worden, wie dies aus den vom Schalmiinister in der Cammer abgegebenen Erklärungen hervorgeht.

Die efsectiven Einnahmen des Finanzjahres 1891/92 sind in der That im Vergleich zum Jahre 1890/91 um L. 11,163,438 erhöbt und die efsectiven Ausgaben nm L. 48,447,649.05 vermindert worden, sodan sich im Manzen eine Besserung um ^. 59,611,087.23 im Vergleich zum Finanzjahr 1890/91 und um L. 79,947,006,68 im Vergleich zun, Finanzjahr 1889/90 ergiebt.

Der Ueberschust der effektiven Einnahmen gegen die efsectiven Ausgaben wird sich also im Finanzjahre 1891/92 auf L. 5,531,485 belaufen, während man im Finanzjahr 1890/91 ein Deficit von L. 54,079,601.59 zu beklagen hatte.

*) Da die Einnahmen geringer als die im Etat vorausgesehenen ausfielen, ist heute zu gewärtigen, dah dieses Deficit in der Schlußrechnung des JadreS 1830/91 noch um einige Millionen höher erscheinen wird. Die neuen Ersparnisse aber, sowie die realisirte» Mehrwerthe sickern dessen ungcachtet das Gleichgewicht für da5 Finanzjahr 13U1/92 in positiver und endgiltiger Weise.

Zu diesen Zahlen kommt noch eine Verminderung von L. 35,603,759.95 in der Kategorie „Eisenbahnbau'ten" hinzu, was (ein nicht zu unterschätzender Portheil) die entsprechende Verminderung der Einission der Eifenbahnobligationen gestatten ivird.

Nachstehende Tabelle zeigt noch deutlicher, als unsere bisherigen Erläuterungen, die durch die Ersparnisse einerseits und die Erhöhung der öffentlichen Einnahmen andererseits erzielte Besserung:

Effektive
Einnahmen und Ausgaben.
Fin
1830/91.
li n
Zjahr
^Differenz.
I
1391/92.
1.544 759.943
«8
1.555.92S.38I
86/-t- 11.163.438118
27
1,550,391.896
2-Ä— 48.447 649 05
— 54.079.601
59
-t- 5.531.485
641^ 59.611.087 23
Bewegung von Kapitalien.
32.560,683
0»
31.867.160
89— 693522 20
41,234.117
43
43.216772
50,.-l- 1.983.65510
Differenz
8 673,434
34
— 11.350.611
70'- 2.677.177 36
Sisenbahnbauten.
>
118.548.564
87
82.944 813
92j - 35.603,750 95
Ausgaben
118.548.564
87
82.944.813
92! - 35.603.750 95
Differenz

Ueberdies ist in dein letzten, kürzlich in Rom gehaltenen Ministerrat!) beschlossen worden, die Ausgaben für das Finanzjahr 1892—93 noch nm ungefähr 26,090,(190 L. zu vermindern.

(Gelingt es der Regierung, diese Ersparnisse, von denen einige das laufende Finanzjahr betreffen, wirklich zu realisiren, so ivird auch das unbedeutende Deficit des Budgets 1891/92 im Betrage von ^. 5,819,126.06

ganz verschwinden, zwar nicht bei den effectiven, jedoch bei den von der Bewegung der Capitalien herrührenden Einnahmen. Was die unabhängig vom Budget jüngsthin für außerordentliche Militärspesen votirten 8 Millionen anbetrifft, werden dieselben durch das vorausgesehene höhere Erträgnis) der Steuern auf Petroleum und fette Oele gänzlich gedeckt.
Man kann somit behaupten, daß das finanzielle Gleichgewicht schon heute gesichert und dieser allgemeine Wunsch endlich zur That geworden ist. Hat die Regierung so den ersten Punkt ihres Programms erledigt, so kann sie nun alle ihre Kräfte der Erreichung ihres zweit«: Zieles widmen, d. h. der Wiederherstellung der wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit des Landes.
Der Bruch und die Nichterneuerung des Handelsvertrags mit Frankreich gehören ohne Zweifel zu den Haupturfachen von Italiens wirthschaftlicher Krise, doch darf man die Tragweite solcher Ursachen auch nickt übertreiben. War der erlittene Schaden zu Anfang ein sehr empfindlicher.

so ist er ziemlich rasch, wenigstens theilweise durch die Eröffnung neuer Absatzgebiete gutgemacht worden. Wir wollen dies ziffernmäßig belegen, und um in überzeugender Weise vorzugehen, werden wir vor Allem untersuchen, welcher qualitative und quantitative Handelsverkehr zwischen den beiden Landern bestand, lim den Schaden, welcher Italien und Frankreich aus dein Bruch der Vertragsbeziehungen erwachsen, zu bemessen, genügt es in der That nicht, die Zahlen der Einfuhr und der Ausfuhr so wie sie sind, zu nehmen. Um niit Sachkenntnis; urtheilen zu können, müssen wir prüfen, bei welchen Artikeln sowohl die Einfuhr als auch die Ausfuhr abgenommen und ob es sich um Rohstoffe handelt oder um Fabrikate, bei welchen die Arbeit den größten Theil des Werthes darstellt.

Fassen wir in erster Linie die quantitativen Verhältnisse in's Auge.

Im Jahre 1887 führte Frankreich nach Italien, mit Ausschluß der Edelmetalle, für 326 Millionen Waaren ein. Nach dem Bruch des Pertrages siel die französische Einsuhr im Jahre 1888 auf 1ö5 Mllionen, erhob sich aber 1889 wieder aus 167 und 1890 auf 163 Millionen. Es ergiebt sich also für Frankreich im Durchschnitt ein jährlicher Verlust von 165 Mllionen.

Italien führte im Jahre 1887 nach Frankreich Waaren ein für ungefähr 404 Mllionen. 1888 erreichte diese Ausfuhr nur mehr den Betrag von 170 Millionen nnd siel dann 1889 auf 164 und 1890 auf 160 Millionen. Italiens jährlicher Verlust beläuft sich also im Durchschnitt auf 240 Millionen, d. h. auf 720 Millionen in drei Jahren, während Frankreich in diesem Zeitraum nur 495 Millionen verloren hat.

Aber dies für Italien ungünstige Berhältniß der erlittenen Verluste gestaltet sich anders, wenn wir die Qualität der ervortirten Artikel in Betracht ziehen.

Die Abnahme der italienischen Ausfuhr nach Frankreich bezieht sich zum großen Theile auf Rohstoffe, wie dies aus nachstehender Tabelle hervorgeht.

Ausfuhr nach Frankreich.	Werth in Millionen. 1387.	189«.	Differenz.
Getränke: Wein und Oel	IIS	12	— 1«S
Seide	169	81	— 38
	lS	5	- w
Vieh	37	21	— 1«
	»66	119	— 217

Die Abnahme der französischen Ausfuhr nach Italien umfaßt im ttegentheil Artikel, die ein bedeutendes Quantum Arbeit und daher einen für das Land doppelt empfindlichen Verlust darstellen.

Ausfuhr nach Italien.
Werth in Millionen.
1887. ! 189«.
Differenz.
Chemische Productc, Mcdicinalien:c
Farben?c
Wollene, Hanf- und Jutagewebe.
Baumwollene Gewebe
Gewebe vonWolle, Rofzhaar.Borsten
1(1
'!
7
23
45
78
37
17
25
25S
4
l!
1
4
LS
g
23
12
11
135
- 19
- 19
- 30
— 6
— 3
— 6
- - Seide
Bücher und Papier
Mineralien und Metallarbeiten .
Steingut, Glasartikel?c
Thier? und deren Bälge
— S
— 14
— S
— 14
— 121

Wir haben anfangs bemerkt, daß, wenn auch die Perschließung der französischen Märkte für Italien äußerst nachtheilig war, man doch die Trag-weite derselben nicht zu sehr übertreiben darf. Hat in der Dhat Italien an seiner Ausfuhr nach Frankreich eine jährliche Summe von ungefähr 940 Millionen verloren, so ist dieser Schaden zum großen Theile durch seine Ausfuhr nach der Schweiz, Belgien, England, den Vereinigten Staaten und der'Argentinischen Republik comvensirt worden.

Was das erste der genannten Länder anbetrifft, so war die Zunahme eine ganz außerordentliche. Von 88 Millionen im Jahre 1887 stieg die Ausfuhr in den folgenden Jahren resvective auf 213, 229 und 168 Millionen. Die Ausfuhr nach England hat ebenfalls, wenn auch in geringerem Maße, zugenommen. Sie betrug 1887 78 Millionen und 1890 IN Millionen. Die Ausfuhr nach Belgien hat sich fast verdoppelt, d. h. sie ist von 18

auf 32 Millionen gestiegen. Beini italienischen Erpotthandel mit der Argentinischen Republik ist eine Zunahme um ein Drittel zu verzeichnen. Endlich war auch der Berkehr mit den Bereinigten Staaten reger als in früheren Jahren. Von 66 Millionen im Jahre 1887 stieg die Ausfuhr auf 78 Millionen im Jahre 1890.

Um die effektive Abnahme der italienischen Ausfuhr nach dem Abbruch der Vertragsbeziehungen mit Frankre'ch zu berechnen, müssen wir die allgemeine, d. h. die Ausfuhr nach allen Ländern im Jahre 1887 der Ausfuhr nach allen Ländern in den folgende» Jahren gegenüberstellen. Diese Rechnung nun ergiebt eine (^esammtabnahme von 279 Millionen, d. h. 93 Millionen jährlich, was, wie man sieht, nicht sehr viel genannt werden kann.

Dagegen hat sich in der ausländischen Einfuhr nach Italien eine sehr bedeutende Abnahme, in drei Jahren um 928 Millionen, ereignet. Erlitt also Italien an seiner Ausfuhr Verluste, so hat es andererseits in viel bedeutenderem Maße seine Ankäufe im Auslände reducirt. Es hat einerseits

279 Millionen verloren und andererseits 928 Millionen gewonnen, was einem Ruhen von 649 Millionen gleichkommt, eine Summe, die in früheren Iahren in's Ausland wanderte, jetzt aber im Lande geblieben ist.
Diese Ergebnisse sind den neuen Absatzgebieten zu verdanken, welche die italienische Negierung nach Abbruch der Handelsbeziehungen mit Frankreich den Producten der Halbinsel zu eröffnen versucht hat. Die von Italien niit den anderen Ländern abgeschlossenen Handelsverträge haben also die schlimmen Folgen der Berschlicßung des französischen Marktes neutralisirt. Heute, wo es sich um die Erneuerung dieser Verträge handelt, ist die italienische Regierung von den freundlichsten Absichten beseelt und geneigt, auf der Grundlage der Tar'fe zu unterhandeln. Die wirtschaftliche Politik des Cabinets ist, in den (Grenzen des Möglichen und der Gegenseitigkeit, die liberalste, die man sich denken kann. Glücklicherweise macht sich in den Ländern, mit welchen Italien zu verhandeln hat, in letzter Zeit eine gewisse Reaction gegen die vrotectioniftische Strömung geltend. Nur Frankreich scheint derselben nicht Einhalt thun zu wollen. Wir glauben immerhin, daß Frankreich nach Anwendung seines neuen Tarifs, der für gegenseitige Concessionen einen gewissen Spielraum läßt, sich auch entschließen wird, mit Italien Pourparlers behufs Erneuerung des Handesvertrages zwischen den beiden Ländern einzuleiten. Doch dies betrifft die Zukunft. Für den Augenblick handelt es sich um die Verträge mit Deutschland, Oesterreich und der Schweiz. Wie bereits bemerkt, ist die italienische Regierung'in der nachgiebigsten Stimmung und von dem Wunsche beseelt, ihre Interessen mit denen der anderen Länder in Einklang zu bringen, selbstverständlich ohne sich von den im allgemeinen Tarif festgesetzten Preisen allzusehr zu entfernen. Ihr Zweck ist die Absatzgebiete für die italienische Production zu vermehren und nach und nach, das Gleichgewicht zwischen Ausfuhr und Einfuhr vollständig herzustellen.
Besonders sind es die landivirthschaftlichen Producte, wie Weine, Moste, Trauben, für welche Italien Concessioncn zu erreichen wünscht. Wir zweifeln nicht, daß die Beziehungen, in welchen Italien zu zweien der unterhandelnden Mächte steht, die Erfüllung dieses Wunsches erleichtern werden. Die politischen Bündnisse können sich allein dann entwickeln, wenn sie mit einem guten Einvernehmen und einer zuverlässigen Solidarität rücksichtlich der materiellen Interessen Hand in Hand gehen, denn darin besteht der wahre Bund der Böller.
Italien hat von den Folgen seines UebereinkommenS mit den Centraimächten in materieller Hinsicht zu leiden gehabt. Es wäre billig, sich diese? Umstandes zu erinnern, nicht um Italien den Interessen der anderen negociirendcn Mächte zuwiderlaufende Concessionen zu machen, sondern nm im gemeinsamen Interesse der italienischen Regierung bei der Wiederherstellung des finanziellen und ökonomischen Gleichgewichtes des Landes behilflich zu sein.
Räch der vorstehenden summarischen Untersuchung der witthschaftlichen

Lage Italiens, bei welcher wir nothivendigerweise mehrere hier einschlägige Fragen übergehen mußten, gelangen wir zu einein tröstlichen Schlüsse. Der kritische Moment, in dem sich das Land befindet, erklärt sich durch vielfache und verschiedenartige Ursachen, besonders durch Fehler, die sich nicht wiederholen werden und durch Umstände, deren schädlichem Einflüsse theiliveise gesteuert worden ist. Hellte, wo die finanzielle Politik in neue Bahnen geleitet und das Gleichgewicht des Budgets gesichert worden, würde das normale Erträgnis; der Steuer genügen, damit iin Zeitraum von zwei Jahren den gegenwärtigen Nebeln abgeholfen werde und sich wieder jener ivirthschaftliche Aufschwung zeige, welcher den Verhältnissen eines jungen, fruchtbaren und über zahlreiche natürliche Mittel verfügenden Landes, wie Italien, entsprechen würde.

Bei günstigen Handelsverträgen und Eröffnung neuer Absatzgebiete, angenommen, daß durch Herabsetzung der Eisenbahntarife den: innern und dem Ausfuhrhandel ein kräftiger Impuls gegeben n erde nnd ferner Marquis von Rudini mit der nöthigen Festigkeit auf dem Wege der Ersparnisse beharre und, den parlamentarischen Pressionen widerstehend, allen neuen Ausgaben Schranken setze, wird Italien binnen Kurzem seine Wunden geheilt, seine Schulden getilgt, seinen Handel entwickelt und seinen Credit gefestiget haben. Und trifft dies zu, so wird man, im Gegensätze zum Traume Pharaos, die fetteil Kühe den mageren gern folgen sehen.

V.

Die parlamentarische Stellung des italienischen Eabinets ist eine ganz eigene. Es ist vielleicht das erste Mal, daß zwei so ausgesprochene politische Färbungen sich in derselben Verwaltung vereinigen. Die Ministerien Depretis und Crispi enthielten zwar auch einige Mitglieder der Rechten, aber es waren eher technische als politische Minister und ihre Farbe mar keine selir markirte. Das gegenwärtige Cabinet ist unleugbar ein Coalitions-Cabiner, ein Ministerium der Rechten mit einigen Mitgliedern der reinen sinken.

Als Herr von Rudini den Auftrag, das Cabinet zu bilden, annahm, war es sein Wunsch — ein gewiß logischer Wunsch — sich dem Centn»» zu nähern; besonders wäre es ihm lieb gewesen, sich der Mitwirkung Herrn Giolittis nnd folglich der piemontesischen Gruppe zu versichern. Doch als er sah, daß eine derartige Verbindung momentan nicht zu erzielen war, mußte er sich nach einer anderen Seite der Kammer wenden und bot Herrn Nicotem das Portefeuille des Innern an. Dieses Bündniß mit dem hartnäckigsten Gegner Herrn CriSpis trug dem neuen Ministerium die Unterstützung der radikalen Partei ein.

Dieses eigenthümliche Verhältnis! dauerte gar kurz und die Erneuerung der Tripelallianz machte ihm sofort ein Ende. Der Abfall der radicalen Gruppe war der erste Schlag für jene Coalition entgegengesetzter Factoreu, welche dem Cabinet Anfangs die Majorität gesichert hatte. Die Herren von

Rudini und Nicotera sind gewiß aufrichtig, wenn sie die Kannnern ihrer Solidarität und ihres vollsten Einvernehmens versichern. Doch in derartigen Coalitionen sind unfehlbar Keime der Auflösung vorhanden, welche stärker sind als der menschliche Wille. Es dürfte daher nicht Wunder nehmen, wenn beim Zusammentreten der Kammern nach den Ferien eine Umbildung des Mnisteriums geboten erscheinen sollte. Tie Stellung der parlamentarischen Parteien in Italien ist eine solche, daß eine Aenderuug unvermeidlich und wünschenswert!) ist. Logisch wäre eine Verbindung der Centren mit den? Cabinet Rudini; dieselbe würde natürlich Modifikationen nothwendig machen, deren wahrscheinliches Resultat eine größere Homogenität der Ideen im Cabinet und daher eine nachdrücklichere Action der Regierung wäre.
Das Schicksal der parlamentarischen Parteien und des gegenwärtigen Ministeriums hängt nun von der zukünftigen Haltung der Centren ab. Tiefe werden bei ihren Beschlüssen mit einer Thatsache rechnen müssen, d. h. daß man in Italien nicht regieren kann, ohne die Unterstützung der gemäßigten Partei. Ein Beweis dafür ist Depretis' Trasformismo, der in Crispi einen Nachahmer fand. Tie Linke, welche als Opposition stets einig bleibt, zerfällt, sobald sie die Macht in Händen hat. Tie Ursachen dieser doppelten Erscheinung sind zahlreiche uud verschiedenartige. Wir halten es nicht für nöthig, sie hier aufzuzählen, sondern beschränken uns darauf, die Thatiaclie zu constatiren.
Hält man diesen Punkt sest und z'eht man ferner in Betracht, daß sicd die radicale Partei durch ihre Haltung in der äußeren Politik sowie durch ihre republikanischen Bestrebungen, aus welchen sie nunmehr kein Hehl mackt, endgiltig vom Ministerium getrennt hat, so erscheint die Wahl der Centren wohl nicht zweifelhaft. Turch eine Verbindung mit der gemäßigten Rechten sind sie in der Lage eine imposante, verläßliche Majorität zu bilden, die dem Lande für eine danemde Regierung bürgen wird. Perharnen sie im Kegentheil in ihrer Rolle als Zünglein an der Waage, so wird die Verwirrung der Parteien nur noch zunehmen. Andrerseits ist die Fortdauer der gegenwärtigen Situation ein Ting der Unmöglichkest. Es giebt Beziehungen, die nothwendigerweise den Charakter des Transitorischeu an sich tragen und natürliche Entwickelungen, die man wohl verspäten, aber nicht verhindern kann.
Eine Wendung könnte allerdings auch in der entgegengesetzten Richtung statthaben. Zwischen den Centren und der monarchischen Linken besteht gerade keine Unverträglichkeit. Toch die ökonomische Frage, sowie eine gewisse Verwandtschaft in der Auffassung der Freiheit wird sie eher der von Herrn von Rudini vertretenen girondistischeu Schule, als dem Jacobinismus des Hm» CriSpi in die Anne führen.
Ter Ministerpräsident — seine Vergangenheit bürgt dafür — ist nicht der Mann, der das Mittel der allgemeinen Wahlen anwenden würde, um sich an der Regierung zu erhalten, sollte er sich bedroht sehen. Nur ein schwerwiegendes, allgemeines Interesse kann nach seiner Ansicht jene Maß-

regel rechtfertigen und er hält die Abschaffung des Listenscrutiniums nicht für einen hinreichenden Grnnd um die Wahlurnen abennals zu öffnen. Wenn aber die eben besprochene Wendung in der Richtung stattfinden sollte, die uns durch die Interessen des Landes bezeichnet scheint, wenn die Centren in Herrn von Rudini den Mann der Situation erblickten uud sich ohne Rückhalt an seine Seite stellen sollten, könnten die allgemeinen Wahlen möglich werden. Im Parlament hat sich bereits eine grosze gemäszigte Partei ge-bildet, so das; es nur recht und billig wäre, zu vennchen, ihr im Lande eine festere und breitere (Grundlage zu sichern.

Neue und fähige Männer und eine zu gesunden Traditionen zurück-kehrende «ammer, das ist es was Italien verlangt. Man kann nicht weg-leugnen, das; die Vorgänge der letzten Jahre dem italienischen Parlament nicht zur Ehre gereichen, denn es hat das Wert der Regierung eher gehemmt als befördett. Man frage danach die noch überlebenden Freunde von De-pretis; man erkundige sich darüber bei Herrn Erispi; man vernehme endlich Herrn von Rudini über diesen Punkt.

Das subalpine und die ersten italienischen Parlamente machten sich aller Achtung würdig. Sie befolgten die reinsten parlamentarischen Principien und legten eine Vaterlandsliebe an den Tag, die sie besser und höher leitete, als die strengsten parlamentarischen Traditionen es zu thun vermocht hätten. Die persönlichen Interessen überschritten niemals die Schwelle der Cammer, der Regionalismus schwieg und man suchte dessen Empfindlichkeiten umiomehr zu fchonen, je weniger er dieselben kund that. Seit damals hat sich viel geändert und heute wohnen wir dein Widerstreite rein persönlicher Interessen bei, während die Interessen des Landes vergessen werden. Das politische Mandat ist gar zu oft ein Mittel geworden, anstatt ein Zweck zu sein. Neues Blut, die Rückkehr zu den groszen Traditionen, ein Vündnist der wohlgesinnten Männer gegen die steigende Flnth der Interessen, der kleinlichen Feigheit und Servilität und der unmoralischen Pressionen, dies alles ist dringend erforderlich. Doch um solches zu erreichen giebt es -nur ein Mittel, d. h. neue Wahlen auf der (Grundlage der Bildung einer großen gcmäszigen Partei, der gegenüber fich eine ernste, monarchische Linke wird bilden nnd behaupten können.

Wir bemerkten hinsichtlich der wirthschastlichen Frage, dan, wenn die-selbe nicht märe, Italien sich in einer ausnehmend günstigen Lage befinden würde. Das wahre Mittel, um jene Frage zn beseitigen, d. h. um die Regierung in den Stand zu setze», sich mit ihr ernstlich und nachdrücklich zu beschäftigen, besteht in der Bildung zweier klar gesonderter monarchischer Parteien in einem aus tüchtigen Elementen zusammengesetzten Parlamente, Ivo unnütze Wortgefechte und die Erörterung persönlicher Fragen nicht durch eine Hausordnung, wohl aber durch die Verminst und den Patriotismus der Volksvertreter ausgeschlossen sein müßten.

Italiens Unglück ist die große Anzahl seiner Politiktreibenden, eine

Plage, welche andere Nationen bei weitem nicht in demselben Alüße kennen, Tiese Vust an der Politik, die man bei allen Elasten der Bevölkerung findet, ist die Frucht der großen Ereignisse, deren Schauplatz Italien gewesen und deren Erinnerung noch fortlebt. Aber heute, wo Verschwörungen nicht mehr nöthig, ist die Beschäftigung mit der Politik bei vielen Leuten gefährlich nn? nnfruchtbar. Sie bietet so Manchem Gelegenheit zur Vernachlässigung seiner unmittelbaren Pflichten, sie zieht ihn ab von der „Pflege seines (Martens", sie ist eine verlorene Thätigkeit, eine unergiebige .Kraft, die, anders ange wendet, wohlthuende Resultate hervorbringen könnte.

Tie glücklichen Völker dürfen nicht zu viel Politik treiben und, sehen wir vou seiner wirtbschaftlichen Lage nb, so kann Italien ein glückliches Volk genannt werden. In der Thnt, was sind seine beiden? Es ist durch den Socialismus weniger untergraben, als die anderen Nationen. Tie Radicalen, die allein an eine Abänderung der Verfassung denken, find nur eine lärmende Minderheit. Herr von Rudini mit seinem toleranten Liberalismus wird sie nicht unnöthig vor den .Kops stoßen und der Bergpartei nicht die l'ienugthuung verschaffen, daß ihre Mitglieder als Märtyrer erscheinen. Es bleiben also nur der Irredentismus und das Verhältnis? zwischen Staat und Kirche als schwarze Punkte zu erwähnen. Toch auch diese beiden Schwierigkeiten dürfen nicht übertrieben werden,

Tie unaufhörlichen Fragestellungen der radicalon Partei hinsichtlich Trieft und Trient und die Oesterreich feindlichen .Kundgebungen, die man in Italien zu provociren sucht, bereiten der Regierung gewiß Verlegensten, aber im birunde genommen, handelt es sich nur um eine ganz unbedeutende Anzahl von Leuten, welche, mit Ausnahme weniger isolirter Persönlichkeiten, der äußersten Linken angehören.

Italien hat, wie jedes Land, die Tendenz sich auszudehnen, und es isl natürlich, daß diese Tendenz sich in der Richtung der italienisch sprechenden und rafseverwandten birenzbevölkernngen geltend macht. Wer iveiß, od eines Tages.nicht die Karte von Europa anders aussehen wird als l>eute. Gewisse Länder sind bestimmt, sich gegen Osten auszudehnen. Es mag sein, daß zukünftige Uebereinkommcn nnd Verträge derlei Bedürfnissen Be friedigung verschaffen, doch all' dies gehört der Zukunft und wahrsciieinlich einer fernen Zukunft an. Jedenfalls werden sich derartige Bestrebungen einzig nnd allein aus dem Wege gegenseitiger Concessioncn realisiren lassen. Tie unnüben .Kundgebungen der Radicalen können nicht ernst genommei! werden. Es giebt nur zwei politische Methoden in der Welt: die Politik der Revolution und die Politik der Verträge. Tie Ana der ersreren iü für Italien abgeschlossen, die Aera der letzteren hat begonnen. Mit der Zustimmung der .Kammern und des Landes wurde eine Allianz geschlossen, deren birundprincip die gegenseitige Garantie der Territorien der vertrag schließenden Mächte ist, nnd bei jeder (Gelegenheit vernimmt man in offene», Parlamente Reclainationen nnd Ausdrücke des Begebrens, betreffend znvi

Provinze», die einein der Verbündeten gehören. Versucht es die Regierung derlei zum mindesten inopportune und ungeschickte Debatten zu vermeiden, so beschimpft man sie und wird sie endlich gezwungen, sich den Vertragen treu zu erklären, so wirft mau ihr Mangel an Patriotismus vor.
Dies alles ist bedauerlich, doch rührt es glücklicherweise nur von einem verschwindend kleinen Theile der Nation her. Tie gesunde Masse sieht vollkommen ein, daß, so innig auch Gefühle für die Grenzbevölkernng sein mögen, nicht die plebejischen Ausfälle der Bergpartei die Verwirklichung des Wunsches einer baldigen Vereinigung herbeiführen werden. Als Mittel erscheinen derartige Agitationen also thöricht, und was die Resultate anbetrifft, so sind sie null. Uebrigeus erräth die gros« Mehrheit das doppelte, den fahrenden Rittern des Jrredentismns vorschwebende Ziel, und mißtraut ihnen mit Recht. In der That sprechen die hitzigen Paladine der unter österreichischer Herrschaft befindlichen italienischen Provinzen niemals vom Dessin, von Nizza und Savoyen. Sie thun sehr wohl daran, dies ist gewiß; doch warum dann der Feuereifer hinsichtlich der Oesterreich, dem verbündeten monarchischen Staate gehörenden Provinzen? Es ist nicht schwer die Beweggründe, durch welche sie sich leiten lassen nnd von denen auch ihr Widerwillen gegen die Tripelallianz herrührt, zu erratheu. Wir haben jene Beweggründe bereits angegeben und sie wären bedenklich, wenn die Mittel, über welche die radicale Partei verfügt, nicht so ganz bedeutungslose wären. Ihre Haltung bringt also keinerlei wirkliche Gefahr mit sich. Der vernünftige Sinn des italienischen Volkes bürgt dafür.
Dasselbe läßt sich von der religiösen Frage sagen; sie schließt Schwierigkeiten, nicht aber Gefahren in sich. Daß die katholis.-he.Uirche heutzutage in moralischer und folglich mittelbar auch in materieller Hinsicht die am festesten begründete Macht der Welt ist, kann von Niemandem in Abrede gestellt werden. Doch unmittelbar im Bereich der Dhateu, besonders der kriegerischen Thaten, ist sie ohnmächtig. Die Zukunft birgt soviel unbekannte Factoren iin Schöße, daß Prophezeiungen schwerer geworden als je. Wir stehen vielleicht am Vorabende socialer Umwälzungen, die Alles möglich machen werden, doch, wie die Sachen in Europa heute liegen, wird die ttirche keinen Staat zu einer kriegerischen Action bestimmen, die zum Zwecke hätte, einer abgethcmen Einrichtung wieder auf die Beine zu Helsen, einer Einrichtung, die sich nur durch dieselben künstlichen Mittel erhalten könnte, die sie zu Falle brachten.
Wenn die isolirte Stellung, in der es sich befand, Frankreich zu einer Anniliernng an Rußland gedrängt hat, so bemog es derselbe Grund in ein engeres Verhältnis; zum Vatican zu treten und dieses Verhältnis machte natürlicherweise seine Beziehungen zu Italien noch gespannter. Doch man muß gegen Jedermann gerecht seiu; es handelt sich hier um eine mittelbare, von der Macht der Verhältnisse bedingte Folge, nicht um ein vorhergeplantes Manöver gegen die italienische Regierung. Jedenfalls verhalten wir nns

hinsichtlich der famosen Verschwörungen, von welchen die ^outomvorui-v Iis vi spricht, ungläubig. Derartige Enthüllungen rühren wahrscheinlich von eigens bestellten Aufwieglern her, die Italien nörgeln und zu unbesonnenen schritten drängen wollen. Es ist logischermeise unmöglich anzunehmen, das republikanische Frankreich habe je ernstlich daran denken können, für die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes Kriege zu führen oder gewünscht, sich auf eigenein Gebiete durch die Gegenwart eines flüchtigen Papstes Verlegenheiten zu bereiten! Selbst wenn der Graf von Chambord wieder den Thron bestiegen hätte, wäre er nicht für die weltliche Macht zu Felde gezogen. Man erzählt sich — mir verbürgen natürlich nicht die Authenticität des Factums — daß iu den Archiven des Vaticans ein von Heinrich V. an Pius IX. gerichteter Brief vorhanden ist, den der Prätendent in dem Momente an den Papst richtete, als die Ereignisse in Frankreich sür eine Restauration günstig erschienen. In jenem Briefe erklärte der Vertreter der Legitimität den? Papste, er würde sich, falls er König werden sollte, nicht sür berechtigt halten, Frankreich in einen Krieg zur Wiederherstellung der weltlichen Macht der Kirche zu verwickeln.

Wir wiederholen daher, daß nach unserer Ansicht die religiöse Frage, wenn man von ganz unvorhergesehenen Umwälzungen absieht, Italien wohl noch manche Verlegenheit bereiten wird, das; sie aber keine drohende Gefahr ist und eine solche niemals mar. Natürlich müssen allzu gespannte Beziehungen mit dem Vatican, dem römischen Cabinet Schwierigkeiten verursachen. Eine Aussöhnung wäre Wimschenswerth, ist aber heute unmöglich, denn sie könnte nur auf Grund eines Concordats erfolgen; und gegen ein solches wird die Kirche sich noch lange sträuben, denn es hieße das Königreich Italien in seiner gegenwärtigen Verfassung anerkennen. Alles was man für den Augenblick erhoffen darf, ist ein auf gegenseitige Toleranz gegründeter, stillschweigender muc! u « vivsn <li. Dieses wird vielleicht zu erzielen sein. Ter Liberalismus des Herrn von Rudiin erstreckt sich auf alle Fragen.

„Man kann selbst zur Messe gehen. So erheischt es die Freiheit," und es ist wahrscheinlich, daß das gegenwärtige Cabinet, ohne auf irgend welche Prärogativen zu verzichten und für strenge Wahrung der Gewissensfreiheit Sorge tragend, kindische Neckereien und unnütze Schroffheiten vermeiden wird. Da es an wirkliche Verschwörungen nicht glaubt, wird es sich durch die vaticanische Politik weniger alteriren lassen und so manche Ursachen der Gespanntheit werden auf diese Weise von selbst verschwinden. Allerdings war die Politik der Kirche stets eine feine und versteckte und Wachsamkeit ist geboten. Aber die Vorsicht hindert keineswegs jene tolerante Handhabung der Freiheit, welche die Gemüther beruhigen, die Gründe aller Klagen beseitigen und somit das beste Mittel sein wird, um Europa zu beweise», daß die römische Frage ausgehört hat zu eristire».

Mit Rücksicht auf die wirkliche Lage Italiens, wie wir sie darzustellen versucht, und auf den Charakter des Mmiues, der heute an der Spitze der

Regierung steht, meinen wir, das; man für die politische und ivirthschaftliche Zukunft des Landes berechtigte Hoffnungen hegen darf. Doch um das begonnene Werk zu vollenden, »ins; Herr von Rudini bei der Kammer und bei der Nation Unterstützung finden. Die neue Gruvpirung der Parteien wird das Mißlingen oder die Verwirklichung des Programms mit sich bringen, von welchem das Land seine Heilung erwartet. Eine unsichere Majorität bedingt nothwendigerweise eine unsichere Politik.

Die politische Wendung, die in Italien langsam vor sich gegangen und die Herrn von Rudini an's Ruder gebracht, muß in der Kammer und im Lande noch weiter fortschreiten. Versteht es der Ministerpräsident, die ihm günstige Strömung der öffentlichen Meinung zu benützen und die Parteien auf fester Grundlage nen zu bilden, so kann seine Regierung eine widerstandsfähige, wirksame und dauernde sein. Scheitert er aber oder schreckt er vor dieser Ausgabe zurück, so wird sein Ministerium höchst wahrscheinlich nur ein kurzes Leben haben.

Andere, noch kurzlebigere Cabinete werden dann dem seinen solgen und der Verfall der parlamentarischen Einrichtungen, dem wir seit einigen Iahren beiwohnen, wird sich noch rascher vollenden.

Die italienische Kammer ist heute in einem psychologischen Moment, dessen Ausgang in einem oder dem anderen Sinne unberechenbare Folgen wird haben können. Die ehemalige Rechte eristirt nicht mehr, die ehemalige Linke ist zerfallen und hat sich umgestaltet, aber eine liberal-conservative Partei ist im Begriffe zu erstehen und von ihrer Befestigung hängt das Schicksal Italiens nb.

Moltke als Erzieher.')

Allerlei Betrachtungen

von

— Breslau, —

I.

eber dies Werk darf auch sprechen, wer nicht Krieger ist. Denn es spricht selbst zu dem ganzen deutschen Volk. Die Vorrede zu dein Gesammt-Nachlaß, dessen dritten Band dies Buch bildet, und die Porrede zu diesem Bande heben das mit Fug hervor- „volksthümliche Belehrung" lp. XI.) bezweckte sein Verfasser. Niemals hat ein Schriftwerk seinen Zweck vollkommener erreicht. Belehrung für unser Volk: — nach wie vielen Richtungen!

Die hohe allgemeine Bedeutung des Unternehmens, den Nachlaß Moltkes berauszugeben, ist anerkannt worden sofml, als diese Absicht ausgesprochen war: das Erscheineil der vorliegenden frübesten Veröffentlichung hat die höchsten Erwartungen übertroffen.

Sagen wir es nur: dies Buch ist einzig in seiner Art, es ist vorbildlich in Inhalt und Ausdruck: es ist eine Leistung allerhöchsten Ranges: es ist ein Kleinod der deutschen Literatur: es ist ein Hausbuch des deutschen Volkes: es gehört neben den Schiller in die Bücherei jeder deutschen Wohnstube.

Und zwar nicht deshalb, weil es zum Gegenstand hat die Geschichte von sieben Monaten, wie sie so glorreich das deutsche Volk noch nie durchlebt bat, von einer Begeisterung, von einem sittlichen und geistigen Aufschwung,

>) (Moltke's Geschichte de« deutsch-französischen Krieges von 1870—71, gesammelte Schriften III. Berlin 1891.)

von Thaten, wie sie in unserer ganzen Vergangenheit nur etwa noch in dein Befreiungskrieg von 1813 vorkommen.

Gewiß ist es ein stolzes Glück, eine Freude in unserer seit einigen Jahren — seit dem Tode des Kaisers Barbablanca! — für den Deutschen so freuden-kargen Zeit, daß jene Heldentage von ihrem ersten Helden selbst in Vollkommen-heit dargestellt worden sind, so daß noch späte Enkel sich begeistern können an jener Herrlichkeit, so herrlich erzählt: — aber das ist nicht das Größte an diesem Werk.

Das Größte daran ist: es erscheint als der vollendetste Aus-druck der deutschen Volksseele: es spiegelt die deutsche Eigenart — zumal die des nieder-deutschen Stammes — in ihren geistigen und sittlichen Vorzügen so klar, daß dieses leuchtende Bild für alle Zukunft ein Ehrendenkmal unseres Volksthums bleibt. Aber auch ein Vorbild, eine Lehre, eine Mahnung von weltgeschichtlicher Großartigkeit. Man hat einen holländischen Maler dem deutschen Volk als „Erzieher" empfohlen: Helmuth von Moltke — Er möge des deutschen V olkes Erzieher werden: mahrliches thut Roth.

Wir werden — nach unseren schwachen.«rüsten! — Moltke an Geistes- und Sinnes- und gesammter Wesensart nacheifern müssen. Oder wir werden untergehen. Ein Drittes giebt es nicht.

Denn wir dürfen uns nicht darüber täuschen: noch nie wareil sie wie heute so grimm, die Gefahren, welche nicht nur von außen unsere Freiheit, unsere Einheit und unseren Gebietsbesitz, welche gleichzeitig im Innern unsere gesammte Ge-sittung und Bildung, welche die Grundlagen unseres ganzen geistigen und wirtschaftlichen Lebens bedrohen: ja der innere Feind — der Socialdemokrat — spricht schon ganz offen davon, in seinen Eongressen und in seinen Zeitungen, durch welche landesverrätherischen Mittel er jeden >irieg (außer gegen Nußland allein) „verbieten", d. h. das Aufgebot und den Aufmarsch unserer Heere verzögern, hemmen, verhindern oder wie er, wenn zum Ausrücken einberufen, zu den Franzosen übergehen, im Lager, auf dem Marsche meutern, statt auf die Franzosen auf die eigenen Offiziere schießen wird. In einer solchen drei-sachen Bedrohung von Ost, von West und von Innen standen wir noch nie, während bei den Franzosen, wenn es gegen uns geht, kein Mann zu Hause bleibt; sie sind vor Allein Franzosen: unsere Umstürzler berühmen sich, kein Vaterland zu haben. In solchen Zeiten muß jeder von uns sein Bestes leisten.

Es ist keine deutsche Mannestugend, dann aber auch kein Vorzug deutscher Geistes-Art und deutscher Geistes-Bildung, die nicht aus Moltke's Gestalt uns vorleuchtete. In solchem Sinn ist dies Buch eine weltliche Bibel sür die Deutschen, nicht — ich miederhole es! — wegen „chauvinistischen" Kitzels der Eitelkeit, der Ueberhebung: gerade im Gegentheil: Bescheidenheit, stolzeste Verachtung der Ruhmrednerei, gerechte Würdigung, ehrende Anerkenung der Vorzüge, der Leistungen, der Eigenart des Gegners: das sind die Lehren dieses unsterblichen Buches. Und deshalb — nicht um Prahlerei oder Franzosen-

Verachtung <das Dümmste, was wir anfangen könnten!) einzuflößen, sondern gerade umgekehrt: uin die strengste Selbst-Zucht zu befördern, sollte dies Buch vor Allem ein Jugendbuch werden.

Unter dem Weihnachtsbaum dieses Lahres soll der deutsche Knabe — vom zwölften Jahr aufwärts — „seinen Moltke" finden und in jeder freien Abendstunde soll der Vater — als Gewährung höchsten Lohnes für Fleiß, Wahrhaftigkeit und Wackerheit! — mit der .«arte des Buches auf den: Tisch — einen (nicht zu großen) Abschnitt dieser Geschichte gewordenen Heldensage „mit den Jungen" durchnehmen: und der Mutter und den Mädchen schadet es auch gar nicht, wenn sie zuhören.

„Moltke als Erzieher": — das ist der Grundgedanke der folgenden Ausführungen, die zeigen wollen, auf wie zahlreichen Gebieten dieser Lehrer uns zu sich und zu dem Ideal deutschen Wesens emvorbeben kann.

II.

Dieser ^eldmarschall ist einer der größten Deutschen Schriftsteller aller Zeiten: er ist ein Classiter der deutschen Prosa. Frei von der Ueberkünstelung des altgemordenen Goethe ähnelt er am meisten Lessing: im 19. Jahrhundert hat Keiner so geschrieben, auch Leopold von Ranke nicht. An Lessing erinnert auch abgesehen von der Schreibweise Manches in Moltke: die gemeinsame niederdeutsche Stammesart drückt sich aus in dem Wasserhellen, durchsichtigen. Scharfen, Knappen, Strengen, ja zuweilen Kargen und Hatten des Ausdrucks. Nie ein Wort zuviel! Lieber einmal eines zu wenig. Welche Sparsamkeit in der Verwendung von Eigenschaftswörtern, die von ungeschickten Händen schockweise vergeudet werden, in dem Wahne, viele Worte sagten viel! Hier berührt sich ein Vorzug des Ausdrucks — die Mäßigung — bereits mit der entsprechenden sittlichen Tugend: welch' weises, würdevolles, vornehmes Maß-halten auch im Uttheil, ja in der Veruttheilung. Und wie gewaltig wirkt bei solcher Verhaltenheit dann am rechten Ott ein mit Umsicht gewähltes un-gewöhnliches Eigenschaftswort! Ein Beispiel. Von allen unerfreulichen Dingen, von denen er zu sprechen hat, ist dem Verfasser, Krieger vom Wirbel bis zur Sohle, das Zuwiderste und Verächtlichste „der militärische Dilettantismus" der Nicht-Krieger eines Gambetta und Freycinet, welche vom „grünen Tisch" aus — wie es einmal heißt: — bewährten Feldherrn bis ins Einzelne gehende Weisungen für die Kriegsführung ertheilen: das stärkste Stück hiervon ist der (S. 382 angeführte) Befehl, in dem sicheren Bordeaux an den verzweifelnden Bourbaki' erlassen, wie dieser „ohne Schmierigkeit" sich der Umklammerung durch die beiden deutschen Heere zu entziehen habe: dieser Unsinn — er liat wohl zu der Erregung beigetragen, in der Bourbaki Hand an sich legte! — fordert nun Moltke's äußersten Abscheu heraus: wer von uns würde nicht diesem Gefühl durch ein recht lebhaftes Eigenschaftswort Ausdruck geben? Moltke begnügte sich <S. 383), diesen Vorschlag „noch außerordentlicher" zu nennen und erhielt dadurch die Wirkung vernichtender Verwerfung.

Msltke als Lr zieh er.
Das in epigrammatischer Zuspitzung übertreibende Wort Napoleon I.! „der Stil — das ist der Mensch selbst", enthält viel des Wahren: und hier trifft es zu wie selten, weil eben dieser „Mensch" eine ganz besonders scharf ausgeprägte Eigengestalt war: so sein Stil: die helle, kühle, scharfe, genau bestimmte, nur je auf ein Ziel gerichtete Denkweise erscheint in der gleichartigen Sprachmeife. Welch' kurze, knappe Sätze! Ich glaube, in dem ganzen Buch steht kaum ein Satz von sechs Zeilen. Wie oft und wie streng haben meine Beurtheller, die selbstverständlich die deutsche Sprache unvergleichlich meisterhafter beherrschen als ich, mir meine „kurzen, wie abgehackten Sätze" strafpredigend vorgehalten! Von jetzt ab mache ich sie noch kürzer. —
Moltke hat durch seine vollendete Darstellungskunst eine fast unlösbar scheinende Aufgabe gelöst: — er hat einen kriegswissenschaftlichen Gegenstand nach allen Gesetzen der Kriegswissenschaft und dennoch zugleich für jeden Laien bei der ersten Lesung vollverständlich dargestellt: — der „Entwurf eines römischen Gesetzbuches für das deutsche Reich" ist in zahlreichen Sätzen auch für den Rechtsgelehrten kaum auf den dritten Anlauf zu verstehen. Ja, diese volksthümliche Behandlung eines wissenschaftlichen, so spröden Stoffes ist obenein künstlerisch beseelt: dies Buch ist geistig wahr, sittlich gut und dichterisch schön. Gehet hin, Ihr deutschen Schriftsteller „von Beruf" und lernt von diesem Feldhauptmann richtig auffassen, scharf das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden, unfehlbar sicher den begriffsnothwendigen und den kürzesten Ausdruck finden: werdet Moltkes nur ganz im Kleinen, ja iin Allerkleinsten: wie viel größer und ersprießlicher als bisher werdet Ihr dann sein! —
Nur nebenher sei bemerkt, daß Moltke, ohne in Uebertreibung zu verfallen und unentbehrliche Fremdwörter durch sprachwidrige und unverstehbare Neubildungen aus dem Deutschen ersetzen zu wollen, sich der entbehrbaren Fremdwörter lobsam enthält: die Wald-„Lisiöre" z. B. ist durch den Waldes-„Saum" ersetzt. Freilich aber wüthet die Fremdwörterseuche nirgends so abscheulich wie (neben dem „Comment" der „Corps") im deutschen Heer, d. h. in dessen amtlicher Redemeise und hier ist auf absehbare Zeit keine Besserung zu hoffen; nicht einmal den „Seconde"-Lieutenant werden wir durch den einfachen Lieutenant abgelöst erleben.
Hl.
Wenden wir uns vom Ausdruck zum Inhalt des Werkes,
Ailf zwei Seiten — den ersten beiden des Buches — sagt Moltke über den Unterschied früherer Kriege von denen der Gegenwart, über die Unvermeidbarkeit, aber auch über die zu hoffende Verseltenuug des Krieges mehr als anderwärts in Bänden über diese Dinge geredet wird. Nicht einmal das Wahngebilde des socialistischen Weltstaates würde (— könnte es je verwirklicht werden in seiner unaussprechlichen Langweile und Lebencrtödtenden Vernichtung der Volksuntersch'ede! —) den Krieg ausschließen: der Widerstreit der volkswirtschaftlichen Bedürfnisse der verschiedenen „Provinzen"

z. B. der „Provinz" Rußland und der „Provinz" England, der wirtschaftliche „Kampf um's Dasein" würde auch dann gar oft gewaltsam entschieden werden.

Daß der Krieg die Krieger verwildert, daß er das im Menschen schlummernde, reißende Thier entfesselt, soll nicht geleugnet werden. Nach meiner festen Ueberzeugung ist noch nie ein Krieg mit so gewissenhaft strenger Einhaltung des Kriegsrechtes geführt worden wie der Krieg von 1870 von deutscher Seite in den ersten Monaten: das wurde später (etwa seit November anders; und wäre nach dem Waffenstillstand vom Januar 1871 der Kampf noch einmal entbrannt, — so würde der Grimm unserer Landwehren das ganze Volk für die Hartnäckigkeit seiner Leiter schwer getroffen haben. Gleichwohl ist es der Kipfel der Ungerechtigkeit, wenn die Franzosen der deutschen Kriegführung häusige und starke Verletzungen des Völkerrechtes vorwerfen: weniger ist, wie gesagt, das Kriegsrecht wohl noch nie in einem Kriege gebrochen worden als von uns damals'). Unter einer Million von Männern, welche damals Frankreich überzogen, giebt es Rohe, ja Verbrecher, die anch im Frieden und zu Hause nicht sieben Monate ohne Rechtsbruch würden verlebt haben. Und daß der Krieg Menschen von solchen Anlagen verwildert, ist kein Wunder. Ein gewisser trotziger Fatalismus durchdringt den Krieger der, wenn er nachdenkt, bald abschließt mit der Hoffnung, lebend und Keil nach Hause zu kehren: — es ist sozusagen ein Wunder, wenn ihm das glückt: — in dieser Stimmung, in dieser Gemüthsverfassung will der Durchschnittsmensch jede ihm noch vergönnte Lebensstunde nach seinen Lieblingswünschen ausnützen: er wird essen und zumal trinken, so viel und so gut er kann; und bei den »linder Gutmüthigen wird sich unwillkürlich der Drang regen,

>) Eben (August 1891) lese ich in französischen Zeitungen Besprechungen des Moltke'schen Buches, in welchen eS heiszt, der Verfasser habe doch zu viel Schamgefühl gehabt, die Mordbremiereien u. s. w. der Preuszen zu entschuldigen, er habe sie verschwiegen ; „so das Verbrennen hilfloser siebzigjähriger Greise in den Betten.» — Wenn, wider das Kriegsrecht, die Einwohner von BazeilleS oder Ehateaudun sich am Kampfe betheiligen, dabei die Häuser in Brand gerathen und nun „hilflose Greise" nickt von ihren Angehörigen aus den Bötten getragen werden, so ist es kein Wunder, aber auch keine Schuld der Deutschen, dag sie in denselben verbrennen. — Ich habe (Bausteine V. S, 2lg Berlin 1888 —) nachgewiesen, nach amtlichen Angaben des Maire von BazeilleS, wie gering die Zahl der getödteten Civilisten in diesem Dorfe war, in welchem sich die Einwohner zwei Tage lang an dem Häuserkampf betheiligten : ein Weib durchbohrte einen verwundet auf der Strohe liegenden Baiern mit der Mistgabel. Und dann sind die Baiern die —„inesogisirsL" von BazeilleS! Wir leugnen also nicht, daß, zumal in dem späteren Verlauf des Krieges, Ausschreitungen vorgekommen sind. Allein was wäre geschehen, wenn die Franzofen in Deutschland eingedrungen wären, nachdem ein Franzose, nicht in der Leidenschaft de« Krieges: — vor Ausbruch desselben —, nickt ein roher Ungebildeter: — der ritterliche Graf.Ksratiy — auf Grund des wissentlich falschen Geredes, das badische Fußvolk führe Sprenggesckosse, in der Nationalversammlung erklärt hat, wenn die Franzosen nach Baden gelangten, würden sie nichts verschonen: „pas mSm« los fsmme»!" Der edle Graf ist ein Kelte aus der Bretannc. —

das Volk, das ihm die Leiden und Gefahren des Krieges aufgezwungen hat, unter diesen: Krieg nicht weniger leiden zu lassen.

Allein dem gegenüber hat Moltke schon bald nach dein Frankfurter Frieden in einer Rede im Reichstag erinnert, wie gewisse allerhöchste Mannestugenden nur durch den Krieg gepflegt, ja nur in dem Krieg entfacht werden können. Ist es denn ohne Grund, daß Sage, Dichtung, Sittenlehre, Geschichte aller Völker, der Bildungsvölker wie der Zeiten der Unmittelbarkeit, die Vollendung, die Krönung aller Mannesherrlichkeit in dem Helden erblicken,

„der für seine HauZaltiire
Kämpfend, ein Beschirmer, fiel!"

Hat man es einmal mit angesehen, mit erlebt, wie ein par hundert wenig gebildete Männer, welche begrifflich den Werth des Staates nie erfaßt haben, ohne Wanken in den fast unvermeidbaren Tod hineinstürmen, über die getödteten und verwundeten Waffenbruder hinweg, nur von dem Einen Drange: — zu siegen — fortgerissen, so wird man den begeisterten Heldentod dieser Leute als die großartigste Leistung der Mannheit bewundern wüssen. Man sage nicht: sie gehen vor, weil sie wissen, daß stehen bleiben oder fliehen noch gefährlicher oder aus thierischer Wuth oder aus „angedrilltem" Pflichtgefühl: das wirkt bei Einzelnen und nebenbei; aber solche „Erwägungen" können nicht den die Massen fortreißenden Ansturm erzeugen; und die anerzogene Pflicht des Gehorsams sollte man bewundern, nicht verhöhnen. Wankt diese Zucht der Pflicht, dann wankt nicht nur, dann stürzt Alles, was bisher der Menschheit heilig mar.

Aber freilich, nach der Lehre nicht nur der Socialdemokraten, auch gewisser Schlammströmungen in der Literatur sollen ja alle bisherigen Ideale der Menschheit fallen. Wir jedoch halten noch den Heldentod für das Vaterland für die Krone aller Mannestugend und wir erkennen mit Moltke, daß das furchtbare Unheil des Krieges neben schädlichen Einflüssen auf die Sittlichkeit auch die großartige Wirkung übt, zu dieser höchsten That der Tugend zu erziehen.

Diese thätige, obzwar freilich auch heidnische Selbstverleugnung steht, so lang es Männer geben wird, doch erheblich höher, als die blos leidende des „Mitleids", welche dem Räuber des Mantels das Wamms obenein hineinreicht und nach dem Schlag auf die rechte Wange die Linke. Germanisch ist das nicht: und hoffentlich gelingt eS nie, Germanen zu dieser Tugend zu erziehen.

IV.

Als Ursache des «rieges von 1870 wird gewiß mit Recht das Bestreben Napoleons angegeben, sein wankendes Ansehen zu stützen: „So," meint Moltke, „sind die neueren Kriege nicht wie die früherer Jahrhunderte durch den Ehrgeiz der Fürsten bewirkte .Cabinets-Kriege', fondern Kämpfe,

hervorgerufen durch die Leidenschafteil der Völker, denen die Machthaber
nachgeben müssen oder schmeicheln wollen. Napoleon glaubte die Unzufrieden-
heit der Franzosen, die ,,nnAoisssL Mriotique8", welche seit Sadowa
.Revanche^ für die Niederlagen der Oesterreicher (!) verlangten, durch einen
Sieg über Preußen bannen zu müssen- und eines Tages erfuhr die Nation
aus dem Munde ihrer Vertreter, daß sie den Krieg init Teutschland wolle!"
(S. 2.) Damit ist die Wahrheit ausgedrückt, daß die große Menge des
französischen Volkes ohne Zweifel diesen >irieg nicht gewollt hat: freilich,
hätte er zum Siege geführt, würde dieser Erfolg die Herrschaft des Im-
perators und seines Hauses befestigt haben: — deshalb allein ward er unter-
nommen. Von der Weisheit der vielköpfigen Volksvertretung, von der
„öffentlichen Meinung" hat Moltke eine recht abschätzige Ansicht: zumal.,
wenn um dieser „öffentlichen Meinung" willen Fehler in der Kriegsleituncl
begangen werden „müssen", tritt der Unwille des Feldherrn hervor, nur
wenig verhüllt durch den Schleier des Humors <s. nuten).
Mit märinster Freude hat es mich ersüllt, daß Moltke, der ja nicht
Staatsmann ist, also überall die Wahrheit sagen darf, wenn er nicht vor-
zieht, zu schweigen, auch über die Gründe des Krieges von 1866 frank und
frei die Wahrheit sagt.
Nichts hat der Sache Preußens 1864—1866 in Süddeutschland mehr
geschadet als die — nun sagen wir sehr gelinde: — die Unrichtigkeit der
als Grund für sein Borgehen vorgeschützten Thatsachen.
Es ist eines der unsterblichen Verdienste Bismarcks des Großen, er-
kannt zu haben, daß die „deutsche Frage" nur durch „Blut und Eisen", durch
einen Waffengang mit Oesterreich gelöst werden könne und die schleswig-
holsteinische Sache als günstigsten Anlaß hierfür ergriffen zu haben; wir
Süddeutschen haben längst eingesehen, daß auch der tief beklagenswertne
Bruderkrieg ein für das erreichte Ziel nicht zu theueres Mittel gewesen nt.
Aber die Verlogenheit, mit welcher nicht Bismarck, jedoch seine unberufenen
Helfer in der Presse, Recht und Wahrheit in das Gegeutheil verkehrten,
hat damals tief erbittert und bis heute Verzeihung nicht gefunden.
Fast so groß wie das Genie Bismarcks — und das will viel sagen!
— erwies sich in jeneil Tagen die Dummheit der k. k. Diplomaten, welche
sich einbildeten, den Vortheil Habsburgs darin zu finden, daß sie im
äußersten Nordwesten Eroberungen machen und — wider das klare Recht
— die Frage der Elbherzogthümer init Preußen allein ohne, ja gegen
den deutschen Bund lösen halfen, während doch der engste Anschluß an das
Recht und an den Bund die einzig richtige Haltung für Oesterreich war.
Kläglicher ist kein Schauspiel in aller Geschichte der Staatskunst, als die
jämmerliche Rückkehr dieser Staatskünstler zur Bundestreue, nachdem sie
— endlich! — eingesehen, daß Herr von Bismarck jene Lande für Preußen
allein erobert hatte!
Diese Ueberlistnna feindlicher „Staatstlinstler" ;u betrachten wie die

spülen'MpoleonS <1865/66 > ist ein geistiger Genuß, wie etwa einem überlegenen Schachspieler zuzuschauen. Aber das Gegentheil von Genuß ist der Eindruck der Wahrheits- und Rechts-Verdrehungen gewesen, deren sich die „Kleinen von den Seinen" bedient haben. Preußen hatte kein Recht auf die Elbherzogthümer, sondern allein der Augustenburger; daß dieser verdrängt ward, weil er auch die berechtigtsten Forderungen Preußens nicht erfüllen wollte, war, geschichtlich und sachlich betrachtet, ein Glück für Deutschland. Daß aber die preußischen Kronsnndici ein Recht Preußens anerkannten, das war und bleibt tief beklagenswert!); diese waren doch wahrlich nicht von Bismarck abhängig: sie folgten nur ihrer Rechtsnnsicht, aber es ist traurig, daß sie zu einer solchen Ansicht gelangten!

Ferner: je mehr von der Geschichte des ehrwürdigen Kaisers Barbablanca bekannt wird, desto größer tritt die Gestalt des neidlosen Herrschers hervor, der Bismarck, Moltke, Roon nicht nur entdeckt und auf den rechten Ort gestellt, der, was noch viel schwerer sein mag, die Ueberlegenheit und den Ruhm dieser Männer gern und dankbar ertragen, ihrer bemährten Sachkenntniß sich untergeordnet hat, fast ein Menschenalter lang. Man weiß aber, wie schwer es war, ihn, im Gegensatz zu den Ueberlieferungen und Ermahnungen von Vater und Bruder, zu dem Krieg mit Oesterreich zu drängen. Es gelang nur, indem man ihn überzeugte, Oesterreich und seine Verbündeten drohten ihrerseits mit Angriff: und es soll gern angenommen werden, daß auch seine Berather — fast Alle — sich in gutem Glauben in diese Ueberzeugung hinein gedacht hatten: man thut das so gern! Hat doch schon Karl der Große seinem leidenschaftlichen Verlangen, die Sachsen zu unterwerfen, im besten Glauben Gewissens- und Staats-Pflichten unterschoben! Aber wahr waren diese Unterstellungen nicht! Und in Süddeutschland hat jene unwahre Behauptung damals die Gemüther auf das äußerste empört. Der Erfolg hat ja kläglich aufgedeckt, wie wenig Oesterreich und die Süddeutsche!? zu einem Kampfe mit Preußen gewillt und gerüstet waren. Und nun lasen wir täglich in den Berliner Zeitungen von den österreichischen und bairischen Angriffsplänen. Du lieber Gott! — Ein preußischer Offizier, der es später sehr weit und sehr hoch gebracht hat, bereiste — schwerlich um der schönen Landschaften willen — Oesterreich und Baiern in, Juni und Anfang Juli 1866; er kam zurück mit dem wahrheitgemäßen Bericht, daß daselbst kein Mensch an Angriff denke; „wen will man denn täuschen in diesen Berliner Blättern?" fragte er und wollte an maßgebender Stelle das Gegentheil erhärten. Man bedeutete ihn, zu schweigen. Der Beweis der östmeichisch-bairischen Angriffspläne sei so eben dem König eingesendet.

Wohlan: mögen daran die andern Berather geglaubt haben: — Moltke nicht! Er sagt S. 426: „Der Krieg von 1866 ist nicht aus Nothwehr gegen die Bedrohung der eigenen Eristenz entsprungen, auch nicht hervorgerufen durch die öffentliche Meinung und die Stimme des

Volkes; es war ein im Cabinet als nothmendig erkannter, längn beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf, nicht für Länder-ermerb, Gebietsenveiterling oder materiellen (Gewinn, sondern für ein ideales Gut — für Machtstellung."

Wie mohlthätig wirkt diese Sprache der Wahrhaftigkeit!

Wie viel schöner wäre es gewesen, hätten auch die Staatsmänner damals gesagt: „Wir brauchen die Umgestaltung des Heeres, weil wir (endlich!> die deutsche Einheit herstelleil wollen, was nicht ohne Krieg mit Habsburg und mit Napoleon abgeht; wir haben kein Erbrecht auf Schles-wig-Holstein: aber mir müssen es nehmeil, wenn der allem Berechtigte nickt unseren billigsten Forderungen nachgiebt; die schleswig-holsteinische Sache ist Bundes suche: aber wenn sie der Bund und Habsburg wieder verpfuschen, nehmen lvir sie in die Hand; Oesterreich und seine Verbündeten drohen zwar nicht mit Angriff und Zerstückelung Preußens: aber sie fügen sich nicht der nothwendigen Gestaltung des Deutschen Staates, und weil sie sich nicht sügen, greifen wir an und zwingen sie — obenein zu deren eigenem wahren Heile."

Diese Sprache mag nicht „diplomatisch" sein; aber ausnahmsweise würde damals die Wahrhaftigkeit sich doch auch für die Diplomatie em-pfohlen haben: in Süddeutschland, auch im deutscheil Volk Oesterreichs würde sie ganz anders gewirkt haben als die obzwar in gutem Glauben verbreiteten — Unrichtigkeiten. Bernde Bismarck hat ja oft mit verblüffen-der Offenheit geredet.

Diese Zeilen hatte ich geschrieben, als in der „München« Allgemeinen Zeitung" (Ende August 1891) ein Aufsalz, gegen obige Worte Moltke's ge-richtet, erschien. Der ungenannte Verfasser scheint darin Bismarck gegen Moltke vertheidigeil zu wollen! Aber Moltke wollte damit Bismarck so wenig an-greifen als nun« 1866 die Baiern Berlin erobern wollten. Wenn dabei die Proclamation König Wilhelms angeführt wird, welche als Grund des Krieges den drohenden Angriff Oesterreichs angiebt, so beweist dies nur, daß der durch und durch redliche Honig an diesen Angriff voll überzeugt glaubte. Viele Andere, auch in Preußen, glaubten nicht daran. Daß Moltke nicht daran glaubte, das eben hat er S. 426 gesagt. Sollte Moltke jene Proclamation des Königs unbekannt geblieben sein? Von 1866 an bis 1887, da er obige Worte schrieb? Sie hat ihn aber nicht abgehalten, gegenüber einein weit verbreiteten, so zu sagen amtlichen preußischen Jrrthum für die von ihm erkannte Wahrheit Zeugniß abzugeben. Heil ihm dafür und Dank allerwege!

Moltke ist ein Erzieher zur Wahrhaftigkeit, auch da, wo die Wahr-heit oben nicht gern gehört wird: es ist recht nothwendig, daß ihm auck hierin nachgeeifert werde. Nicht schweigen oder gar lügen! und „streben!" sondern die Wahrheit sagen, auch wo sie uns „schadet,": — das allein ist männlich; es ist jene Heldenhaftigkeit, die auch wir, die wir nicht die Waffe

tragen, bewähren können und sollen, Wenn man zum Beispiel die Entlassung Bismarcks sür unaussprechlich traurig hält, wie ich, so muß man das sagen. Man muß es deshalb sagen, weil in jenen Höhen, welche stets und überall von dem Goldgewölk der Huldigungen umsäumt sind, der Blick in die wirkliche Stimmung im Bolke leicht verschleiert wird. Und zwür müssen solche Männer ihrem Schmerz nnd ihrer Besorgnis; Ausdruck geben, welche, wie ich, doch nicht wohl ohne weiteres als „Reichsfeinde" verdächtigt und damit zur Seite geschoben werden können. Es ist verächtlich, es ist eine Schmach, was heute so Biele thuu, auf einmal vergessen, was wir diesem Manne seit einem Vierteljahrhundert verdanken: — nichts Geringeres als das Deutsche Reich! — das vergessen, blos um dessentwillen, daß, wie es also scheinen muß, der Wille unseres jungen Kaisers und die staatsmännische Neberzeugung des Begründers des Deutschen Reiches in unlösbaren Widerstreit getreten sind. Daß dies geschah, daß Bismarck nicht erst durch den Tod von dem Steuer des Reichsfchiffes abgerufen ward, wird auf das Schmerzlichste beklagt werden, so lang es eine wahrhaftige Geschichtfchreibung geben wird. Wirkte doch sein gefürchteter Name allein schon abschreckend auf unsere Feinde, wie ein Gorgonenhaupt auf dem Schild' des Reichs.
Wie der (5:d Eampeador noch todt, auf das Roß gebunden, die Angreifer scheuchte, so Hütte man Bismarck auch nach seinem Tode für noch lebend ausgeben mögen, lim die Bedeutung des Ereignisses zu würdigen, muß man nachlesen, wie Russen, Franzosen und die Reichsseinde im Inneren den Fall dieses gefürchtetsten unter unseren Helden aufnahmen: bejubelt haben sie ihn! Und dabei war die Sprache französischer Blätter viel anständiger als die mancher deutschen, welche es an den bei ihrer Gattung altherkömmlichen Fußtritten auf den wehrlos gemachten ^'owen nicht fehlen ließen.
„Rothwendig" war das Geschehene freilich. Sonst mcir's nicht geschehen. Denn nichts geschieht, was nicht geschahen muß.
Deshalb ist die landläufige Bertröstnng: „der Fall Bismarcks war eine geschichtliche Rothmendigkeit" lediglich eine hohle Redensart. Selbstverständlich war er das. Aber die Gründe dieser Notwendigkeit wird die Wellgeschichte zu ersorschen haben. Der Sturz Bismarcks ist eine Tragödie in der Geschichte des Deutschen Boltes; wir glauben aber nicht mehr an Schicksalstragödien oder mirakelhafte Eingriffe der Engel, sondern nur an das Trauerspiel der Charaktere — im Sinne Shakesspeares. — Diese Auffassung des schattendunklen Geschehnisses des Unheils scheint die einzig würdige: sie ist selbst eine, tragische, eine weltgeschichtliche; sie giebt dem Kaiser, was des Kaisers und dem Kanzler, was des Kanzlers ist. Ueber den alten Kanzler hat die Weltgeschichte bereits gerichtet: der junge Kaiser schreitet diesem Gericht mit selten erreichter Kühnheit entgegen: — möge sie ihm und uns Allen zum Heile gedeihen.
Das wünscht gewiß Niemand aufrichtiger -als derselbe Mann, dessen Entlassung in einer Zeit der Bedrohung des Reiches durch Russen, Fran-

zosen und Socialdemotraten die kühnste That dieses Kaisers war. Denn unser letzter Athemzug muß eben doch immer in den Ruf ausklingen: „Hie allerwege.Kaiser und Reich!"

In dein Vorstehenden glaube ich in der Beurtheilung des größten Ereignisses, das seit dem Frankfurter Frieden geschehen, Moltke'scher Wahrhaftigkeit nachgeeifert zu haben: aber auch noch einer andern seiner Tugenden: der Gerechtigkeit.

Denn zu dem Schönsten in diesem Buch.' zählt das edle Streben, auch dem Feinde voll gerecht zu werden, in rein sachlicher, von keiner Leidenschaft getrübter Würdigung: hier werden nicht, wie das leider in Deutschland unter den sich bekämpfenden Parteien auf den verschiedenen Gebieten so häufig und so häßlich ist, dein Gegner schlechte Beweggründe, andere als von ihm selbst angeführte, unterstellt.

Gar Manches in der Eigenart der leicht beweglichen Kelto-Romano-Franken muß einem so durch und durch niederdeutschen Mann, wie diesem Helmuth in seiner kühlen, ruhigen, verhaltenen, wortkargen, sprödherben Weise ganz besonders zuwider gewesen sein: aber wie wacker weiß er das zu bemeistern, wie wohlthueud wirkt das warm ertheilte Lob einzelner ihrer Feldherrn und vieler glänzender Waffenthaten ihrer Heerscharen!

Wir Deutsche sind rasch bei der Hand, das Gebühren der Franzosen „theatralisch" zu schelten: sehr mit Unrecht! Das Bedürfniß der lebhaften Empfindung in Blick, Geberde, Bewegung (mit allen Gliedmaßen!> in Wort, Tracht, Schmuck glänzenden, eindringlichsten Ausdruck zu geben, steckt lies in dem so reich begabten Mischvolk von der keltischen und von der romanischen Seite her; und auch die Franken treten von Anfang an in Geschichte und Sage uns als eitler und ruhmrediger, lebhafter, rascher, leichter- nnd heißer-blütig entgegen, denn z. B. alle niederdeutschen Völkerschaften und die Bajuvaren und Thüringe < rascher und heißer als die Andern rechts voin Rhein sind dieAlamannen); was bei uns freilich „theatralisch", d. h. gemacht und künstlich auf die Wirkung berechnet wäre, das ist bei Franzosen (und Italienern) durchaus nichttheatralisch, fondern echteste Wahrheit der Bolksseele. Freilich: — uns niuthet dieses Wesen in seinen Übertreibungen oft seltsam, auch wohl zur Geringschätzung herausfordernd an: wie andererseits die Franzosen uns den Mangel an solch' bestechlichein Wesen: die Vernachlässigung des Aeußeren. der Form, des Ausdrucks, nicht ohne Grund vorrücken: hat doch Renan nach dem Kriege von 1870/71 geradezu über Moltke geäußert: er wisse wohl zu siegen, aber ihm sehlten jene „mats sovorss" welche die Heere zum Siege fortreißen (wie z. B. die Napoleons von den „Jahrtausenden, die auf die Grenadiere von den Pyramiden herabsahen", der Sonne von Austerlitz und ähnliche „Scherze" (sagt man in Berlin). Lieber Gott! Unser Moltke und solche „Tuaden!" ,,8eclnn 8«Q8 pkrnse" scheint doch ..^Valsrloo ävs« pkräse" erheblich vorzuziehen! Moltke hätte sich die Zunge abgebissen (der große „Schweizer", wie ich neulich irgendwo las).

ehe er sich zu einer solchen Rede-Leistung herabgelassen hätte. Einer solch' durchaus entgegengesetzten Eigenart ist die gerechte Anerkennung der Franzosen hoher als anderen anzurechnen.

Und auch, wo er tadeln muß — übrigens auch Fehler auf Seite der Deutschen — geschieht es maßvoll, fein, oft so fein, daß die Verurtheilung erst bei schärfsten Zusehen zu erkennen ist: — freilich wirkt sie gerade deshalb oft erst recht vernichtend.

V,

Das sind die Gesichtspunkte, unter welchen wir den Inhalt des Buches betrachten wollen, auf Einzelheiten aber nur gelegentlich näher eingehend: eben da, wo unsere oben aufgestellten Sätze besonders eindringliche Bestätigung finden oder wo sich andere Gedanken aufdrängen, die der Festhaltung nicht unmerth scheinen: denn unwillkürlich wachsen mir diese Betrachtungen über die unter der Aufschrift bezeichnete Aufgabe hinaus.

Sollten die Franzosen wirklich, wie S. 3 < „Vorbereitung zum Kriege" > vermuthet wird, „auf den alten Zwiespalt der deutschen Stämme gerechnet haben," so müßten die Berichte ihrer Gesandten an den Höfen von München und Stuttgart — von Karlsruhe zu schweigen — von Blinden und Tauben versaßt gewesen sein. „Durften die Süddeutschen auch nicht gerade als Verbündete angesehen werden, so hoffte man durch einen ersten Sieg sie uuthätig zu erhalten oder selbst für sich zu gewinnen." Die von uns gesperrt gedruckten Worte setzen doch bei den Franzosen allzu arge Verblendung voraus! Der Deutsche, Herdas Glück hatte, jene Tage der aufsteigenden Kriegsgefahr in Süddeutschland zu verleben, zählt zu seinen herrlichsten Erinnerungen die von Anfang an zweifellose, fast ausnahmslos einmüthige Entschossenheit, ja die Begeisterung, mit welcher der Kampf an der Seite Preußens als selbstverständliche Pflicht erfaßt und verkündet wurde. Das war, versetzt man sich auf die Bildungsstufe des gemeinen Mannes, nach den bösen Eindrücken von 1866, nicht ein Geringes, sondern ein Großes: es brach eben trotz jener schlimmen Erinnerung, trotz der Hetzereien der Sonderthümler und der Ultramontanen, bei Bajuvaren, Alamannen, Franken, Thüringen, Hessen das gemeinsame deutsche Blnt, das echt-deutsche Pflichtgefühl der Waffentreue überwältigend dnrch. Hätte die preußenfeindliche Mehrheit der baierischen zweiten Kammer, gewählt 1867 — unter der seindlichen Nachwirkung von 1866, — wirklich für "Neutralität gestimmt, — ein Sturm der Entrüstung würde sie hinweggefegt und eine Neuwahl eine ganz andere Zusammensetzung herbeigeführt haben. Aber die Auflösung mar nicht noihmendig: eine Anzahl von Männern, — darunter der Schriftsteller Martin Schleich — unter dM Zeichen des Hasses gegen die Sieger von Kissingen und Würzburg gewählt, brachte doch die Schmach der „Neutralität" nicht über ihre deutschen Herzen: sie enthielten sich auch nicht der Abstimmung, wie nun ihre caplangegängelten Wähler als Mindestleistung

verlangten, sondern stimmten für den Krieg an der Seite Preußens, dem Borwurf der Wortbrüchigkeit richtig entgegnend, daß der Volksvertreter nicht an „zwingenden Auftrag" (mannst impSrstit) seiner Wähler, auch nickt an eigene vor der Wahl gegebene Versprechungen gebunden, sondern verpflichtet ist, nach seiner „freien Ueberzeugung" zu stimmen, d. h. also nach derjenigen Ueberzeugung, die er im Augenblick der Abstimmung hat, nicht nach der im Augenblick der Wahl gehegten. Die Begeisterung für den Krieg war so stark im baierischen Volke, daß der jugendliche König es wagen konnte, gestützt auf die Kammer der Reichsräthe, der anfänglich zögernden Mehrheit der zweiten Cammer sagen zu lassen, er werde den Krieg an der Seite Preußen? jedesfalls führen, auch dann, wenn ihm jene Mehrheit die Geldmittel versage. Das wirkte denn doch gewaltig. Und es bleibt das schöne Verdienst des unglücklichen Königs, damals in edler Begeisterung für die deutsche Sache seinem Volk vorangeschritten zu sein; er hat sich inir gegenüber selbst in einer denkwürdigen Unterredung auf seinem Schachenschlosse bei Partenkirchen im Jahre 1873 gar eifrig hierüber ausgesprochen: das soll ihm unvergessen sein; ist auch die Angabe, er habe aus eigenem Antrieb König Wilhelm den Kaisernamen angetragen, längst widerlegt: man weiß, daß er hierin lediglich Bismarck Folge leistete, — und keineswegs gerade ellig: — der ihn: die unabwendbare Thatsache verkündete und ihn: uur die ÄLahl ließ, ob sie durch ihn angeregt oder ohne und gegen seinen Willen geschehen solle. Wer den jungen König kannte, hat jener Erzählung niemals glauben können.

Aber Dank seinem Eifer für den Krieg waren die Baiern die allerfrühesten, welche neben den Preußen die Wacht am Rhein bezogen und schon am 3. August lnach Weißenburg, 2. August) konnte ich von ihnen singen:

«Die er sich hold vermeint,
Ihr zuerst schlugt den Feind
Grimmig aufs Haupt!"')

Die Begeisterung und Pflichttreue für Deutschland hat in Vaiern wie in Württemberg sofort über den Haufen gerannt die vor dem Aufsteigen der Kn^gswolken lang und breit erörterte Streitfrage, ob in Folge der Scbutz- und Trutzbündnisse vom August 1866 die Südstaaten befugt seien, im Einzelfall zu prüfen, ob sie zur Waffenhilfe verpflichtet seien (den sogenannten ol!«u8 tu<z(iei-l8 festzustellen) oder ob sie in jedem Kriege Preußen Hilfe zu leisten hätten. Recht viel thöriges Gerede und Geschreibsel war hierüber gewechselt morden; ich habe schon damals'^) dargethan, daß unbedingte HilfSpstick: bestand; denn Preußen einerseits, die drei ('/s- nämlich Hessen für seine Süd-Hälfte, für die Nordhälfte stand es im norddeutschen Bunde) Südstaaten

>) „Victoria!" Weiszenburger Siegeslied. Flugblatt. Würzburg, A. Stubers Buchhandlung 3. VIll. 1371, jetzt Gedichte. II. Sammlung III, Auflage. Leipzig 1880.

») S. jetzt Bausteine V., i. Berlin 1383, völkerrechtliche Studien.

andererseits hatten sich gegenseitig den Besitzstand ihrer Gebiete gewährleistet; nun bedroht aber jeder Krieg, ohne Rücksicht auf die Entstehungsursache, den Besitz des Besiegten; wäre z. B. im Jahre 1870 der Krieg um die hohen: zollernsche Thronbemerbung in Spanien entbrannt, so würde doch das siegreiche Frankreich nicht etwa mit dem Verzicht auf jene Bewerbung sich haben begnügen müssen, sondern das Recht gehabt haben, dem besiegten Preußen z. B. das linke Rheinufer abzunehmen. Und ganz ohne Zweifel würden das dieselben Franzosen gethan haben, welche nun in der Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen gegen den Willen der Einwohner einen himmelschreienden Rückfall in ein barbarisches Kriegsrecht erblicken. Ja, sie haben ein eigenartiges Völkerrecht, die geistreichen Leutchen da drüben; z. B. auch eine Festung Paris, aus welcher man nur heraus, in welche hinein man nicht schießen darf, was freilich eine angenehme Einrichtung ist. In Summa: die Süddeutschen haben damals nur ihre Schuldigkeit gethan; wie sie aber dieselbe gethan haben, ist höchsten Preises werth. Das erkennt auch der so lobkarge Moltke an; nur die „braven" Brandenburger, (vor Metz), die Pommern, S. 58 und die Baiern erhalten ausdrücklich lobende Beiwörter: S. 84 „die verwegene kleine Schaar", welche sich schon am 81. August allein in Bazeilles behaupten wollte; freilich liegt in dem „verwegen" wohl auch eine leise Rüge der allzu rauflustigen „Schneid". Aber wie wohl thuen jeden? Baiernherzen die Worte Moltke's über den Tag von Coulmiers, den „Ehren"- nicht „Unglückstag" von der Tanns, da sie, nicht 20 000 Mann, Stunden lang 70 000 Franzosen in Schach hielten, und als sie endlich solcher Uebermacht wichen, nicht verfolgt wurden.

In Süddeutschland waltete auch bei den Regierungen so unbedingtes Vertrauen, daß alle vier betheiligten Staaten „anscheinend das eigene Land entblößend, ihre Contingente bereitwillig der Hauptversammlung anschlössen." (S. 6.)

Zahlreich sind die köstlichen, herzerquickenden Beweise solchen Vertrauens im Volke und Heer, welche ich, damals Professor in Würzburg, bei Ausbruch des Krieges daheim und später in Frankreich erlebte; und doch war man gerade in Würzburg und in Unterfranken überhaupt, eingedenk der Tage von Kissingen und Aschaffenburg, der Beschießung Würzburgs, den Preußen nicht gerade sonderlich gewogen! Ich kannte näher einen Artillerieunteroffizier, der bei Kissingen einen Bruder verloren hatte, was ihn bitterer schmerzte, als eine bei Hettstädt empfangene Wunde; der hatte von 1866—70 weidlich geschimpft auf die Preußen und meine beschwichtende Beredsamkeit mar erfolglos an ihm abgeglitten. Ich traf den Mann wieder bei Beaumont (30. August) er mar Feuer und Flamme für die Preußen! Erfreut fragte ich: „Nun sag' einmal. Ihr Baiern habt doch grad so viel Schneid wie die Preiß'n"

„Do hast Recht!"

„Warum is denn anno 66 so schiach (schlecht) bei euch gang« und warum geht's denn jetz' so guat?"

„Dös will i Dir scho sagn. Schau: bal's (wenn es) hoaßt: .um
achte müaßt's da sei/ na is der Preis; da und mir (mir) sind so um a
halbe neine scho langsam daher kennna. Aber setz' sei' mer (sind wir) a
(auch) da akkrat um achte."

Wie innig hat mich oft der vertraute, ja geflissentlich freundliche Verkehr
zwischen den norddeutschen nnd süddeutschen Wehrleuten auf dem Marsche,
in der Beiwacht, im Quartier erfreut, so lang ich der M. Armee folgte von
Hagenau bis Sedan! Dabei verhielten sich unsere Baiern und Württemberger
anfangs zurückhaltend: — es war der Stolz der Besiegten! — aber die
Norddeutschen verdienen das Lob, daß sie diesen wohl zu würdigen wußten
und stets selbst die ersten entgegenkommenden Schritte thaten.

VI.

Höchst bedeutsam ist, was über den „Feldzugsplan" gesagt wird: S. 8:
„Es ist eine Täuschung, wenn man glaubt, einen solchen auf weit hinauo
feststellen und bis zu Ende durchführen zu können. Der erste Zusammenstoß!
mit der feindlichen Hauptmacht schafft, je nach seinem Ausfall, eine neue
Sachlage. Vieles wird unausführbar, was man beabsichtigt haben mochte.
Manches möglich, was vorher nicht zu erwarten stand. Die gegebenen Ver-
hältnisse richtig auffassen, darauf hin für eine absehbare Frist das Zweck-
mäßige anordnen und entschlossen durchführen ist Alles, was die Heeresleitung
zu thun vermag!" Wie bescheiden und wie ehrlich und doch: welch' hochge-
stecktes Ziel! Die folgende Darstellung Moltke's zeigt, wie häufig der ursprünglich
gefaßte Plan geändert, ja ganz aufgegeben werden mußte, und zwar in sofort,
in plötzlich zu fassendem Entschluß; so, nachdem der für diesen Tag nicht
gewollte Zusammenstoß bei Wörth am 6. August erfolgte, so, als nach
dieser Schlacht alle Fühlung mit dem Feinde verloren gegangen, so, als bei
l'iravelotte-Saint-Privat die von Moltke selbst stark unterschätzte Aus-
dehnung der französischen Stellung nach Norden erkannt war, so vor Allem
bei der zu Bar-le-Duc beschlossenen Aenderung der ganzen Marschrichtung
(nach Norden statt nach Westen), so bei den Nachrichten von den Entsahheeren
gegen Paris bald von Westen bald von Norden her, endlich nach der Er-
kundung des Vormarsches Bourbaki's auf Belfort. Gerade in diesen rasch
zu fassenden Entschlüssen nnd Planänderungen zeigt sich das Feldherrngenie
Moltke's am Großartigsten. Auch die Franzosen, welche früher sehr thöriger-
maßen ihm diese Gabe abgesprochen hatten — er könne nur einen Plan
im Voraus (allerdings sehr gut!> entwerfen und diesen dann um jeden Preis
durchführen — haben endlich nach Erscheinen dieses Buches erkannt und
ausgesprochen, was ihnen schon, als sie geschahen, die Geschehnisse selbst hätten
zeigen können.

Nach Moltke's Worten ähnelt des Feldherrn Aufgabe der des Schach-
spielers, der ja auch nicht seinen vorgefaßten Plan unter allen Ilm:
ständen durchzwingt, sondern unverhoffte Fehler des Gegners beniitzt, am

anderein Wege als dein ursprünglich in's Auge gefaßten rascher und lichter zum Ziele des Sieges zu gelangen oder umgekehrt durch unerwartete Angriffszüge sich seinerseits in die Nothmendigkeit der Deckung, der Vertheidigung. gedrängt sieht.

Das Gegentheil von Feldherrnkunst hat aber die französische Heersührung gleich zu Anfang des Feldzuges geleistet, auch als noch nicht — ivie in der Folge so oft — widersprechende Befehle des Kaisers, der Kriegs - minister, der Generale Verwirrung anrichteten: „der französische Angriffsplan ging auf ein überraschendes Angriffsverfahren aus. Die starke Schlacht- und Transportflotte sollte zu einer größeren Landung vermerthet werden, welche einen Theil der Streitkräfte Preußens im Norden festhalten konnte, während dessen Hauptmacht, wie man annahm, den ersten Angriff hinter der starken Rheinlinie abwarten werde. Dieser Strom sollte, unter Umgehung der großen Festungen, bei und unterhalb Straßburg ungesäumt überschritten und die süddeutsche Heeresinacht, welche den Schwarzwald zu vertheidigen hätte, dadurch gleich anfangs von der norddeutschen getrennt werden." (S. 3).

Geradezu genial mar der kühne Entschluß Moltke's, obwohl er diesen Plan und die zu dessen Ausführung weit vorgeschobene französische Uebermacht an der ganzen Grenze erkannt hatte, gleichwohl den Aufmarsch der deutschen Heere nicht hinter, sondern (wie er mit Vorliebe sagt) „vorwärts dem Rhein" zu bewirken.

Man hatte auf französischer Seite in kühnem Wagniß die Truppen in unfertigem Zustand an die Grenze geworfen, um mit — wenn auch nur knrzmcihrender Uebermacht — den Aufmarsch der Deutschen zu überraschen, in Suddeutschland einzubrechen, durch einen ersten Ersolg wichtige politische und moralische Vorthelle zu gewinnen: allein die für uns Deutsche so bangen Tage von Saarbrücken, an welchen man aus jener überstürzten Versammlung diesen Gewinn hatte ziehen können, waren ungenutzt verflossen: „der innere Zustand der Truppen hatte jede Thätigkeit gelähmt." (S. 10:) Oberstlieutencmt Pestel hielt mit drei Schwadronen und einein Bataillon zwei Wochen lang die Uebermacht in Schach: endlich setzten sich am 2. August drei Armeecorps gegen ihn in Bewegung, „die Tricolore wehte in Saarbrücken, eine nene Aera der Weltgeschichte war angebrochen" — so sagte eines jener „mots sonores" — (oben S. 198): aber dies Wort sollte sich wie ein echtes Orakel, doppeldeutig bewähren.

Für das Treffen bei Weißenburg (4. August) erhalten die Franzosen eine sehr gute Note: „eine Division hatte drei deutsche Corps auf sich gezogen und (erst) nach kräftiger Gegenmehr den Rückzug bewerkstelligt, ihr tapfrer Führer mar im Kampfe gefallen"; schon hier wie noch oft in der Folge war ein auf deutscher Seite (vielleicht allzu lang) hingehaltenes Feuergefecht des Fußvolkes endlich durch Umfassung eines Flügels des Feindes und durch Heranziehung überlegener Geschützmacht zum Siege gewendet morden.

Felix Dahn in Breslau.

Unter den nun für die Franzosen nach dein 2. August gegebenen Möglichkeiten war auch die, daß sie jetzt selbst zum Angriss schreiten würden: sie war auf deutscher Seite vorausgesehen worden, aber die Schlacht bei Wörth ward einen Tag früher geschlagen, als beide Heerführer gewollt hatten; „wo die Parteien so nahe an einander gerückt sind wie hier, entbrennt der Kampf leicht auch gegen den Willen der oberen Leitung." lS. 14). An diesem Tage „klappte es" nun auf deutscher Seite durchaus nicht recht; das geht aus Moltkes Darlegung noch klarer als aus der des Generalstabswerkes hervor: widersprechende Befehle führten zu unerfreulichen Dingen; so mußten die Baiern, nachdem sie, unter starken Verlusten, einen Wald genommen, gemäß dem jetzt eintreffenden Befehl des Kronprinzen, denselben räumen und das Gefecht einstellen, — um bald darauf denselben Wald noch einmal nehmen zu müssen.' zwei gute Freunde von mir liegen unter jenen Tannen: Mar von Schlichtegroll von München und der Sohn des Philosovhievrofessors Hoffmanii in Würzburg. Heldenhaft war die Aufopferung der tapferen drei französischen Reiterregimenter der Brigade Michel, welche „trotz der denkbar ungünstigslen Bodenbeschaffenheit init großer Entschlossenheit das Fußvolk des 32. Regiments angriffen"; aber wunderschön ist auch die kurzivortige Schilderung der kiilmen That (S. 16): der liest sich mit dem ergreifenden Schluß: „sie verschwanden vom Schlachtfeld" wie eine Ballade, (nämlich eine gute!) Gegen Ende des Kampfes suchte ebenso die Reiterdivision Bonnemain das Schicksal des Tages zu wenden, „sie warf sich, trotz der sehr ungünstigen Bodenverhältnisse, auf den nicht gedeckt stehenden Gegner, erlitt furchtbare Verluste und stob, obne zum eigentlichen EinHauen gekommen zu sein, auseinander." Ganz älmlich haben auch bei Sedan zweimal französische Reitergefchwader sich aufgeovfert in einem „Todesritt", der dein berühmten deutschen der Brigade Bredow an Tapferkeit nicht nachsteht; aber der deutsche hat die schwer wankende Schlacht gestellt: die französischen haben, wie vorauszusehen war, nichts gefruchtet. Auch hier ivird wieder der „bis aufs Aeußerste fortgesetzte tapfere Widerstand der Franzosen in dem brennenden Fröschweiler anerkannt." (S. 17.)

Von der am gleichen Tage <6. August) geschlagenen Schlacht von Spicheren „hatte man nachträglich behauptet, sie sei am unrechten Ort geschlagen und habe höhere Pläne durchkreuzt" (S. 23 >; ja, man hat die alsbaldige Entfernung des Generals von Steinmetz auf sein Vorgehen bei Spicheren zurückgeführt. Wir erfahren jetzt das Gegentheil: „allerdings war ja die Schlacht nicht vorgesehen. Im Allgemeinen aber wird es selten Fälle geben, wo der taktische Sieg nicht in den strategischen Plan paßt. Der Waffenerfolg wird immer dankbar acceptirt und ausgenutzt werden;" es werden dann die wichtigen durch die Schlacht geivonnenen und auch strategischen Vortheile hervorgehoben; hier zuerst wird als bezeichnend ermähnt die erhebliche Zahl unverwundeter Gefangener, welche „schon hier", d. h. in einem so frühen Abschnitt des Feldzuges dem Gegner abgenommen wurden: dies wird nun

in der Folge noch gar oft verzeichnet; die tapferste Haltung der Franzosen im Gefecht schließt nicht aus, daß sie nach dein Mißlingen in arges Verzagen, „in Auflösung" gerathen; so gehen sie schon bei Weißenburg „in großer Auflösung" (S. 13) zurück, nach der Schlacht bei Wörth muß „die innere Auflösung" des französischen Heeres so groß gewesen sein, daß es unlenkbar geworden war. Denn nur eine Brigade schlug den Weg über Bitsch zu der. . Hauptarmee bei St. Avold ein, alles Uebrige, dein einmal gegebenen Anstoß folgend, wälzte sich unaufhaltsam . . . nach Zabern zurück" (S. 18), bei Spich eren bedeckte die Nacht die Zustände der geschlageneil Abziehenden. Schon hier treten lebhaft hervor der schöne Eifer der deutschen Führer, sich gegenseitig zu helfen, und das Herandrängen der Truppen zum Gefecht, die während des ganzen Krieges sittlich so erhebend und für den Sieg so fördersam wirkten, während von den hinter General Frossard stehenden Divisionen allerdings drei in Bewegung gesetzt wurden, aber nach seltsamen Hin- und Herzügen nur zwei eintrafen und zwar erst nachdem der Kampf beendet war.

Zwei Batterien des I. Armeecorps waren, in Königsberg eingeschifft, auf der Eisenbahn angelangt und aus derselben sofort in die Schlacht geeilt. Ein wackerer Ostpreuße, der das eiserne Kreuz trug, erzählte mir auf meine Frage nach dem Anlaß solcher Ehrung drollig genug: „Wofür? Ja, Harche (Herrchen) das kann ich Ihnen nicht sagen. Von Königsbarg fort in der Eisenbahn, immer fort, immer fort — durch so scheenes Land — überall gegassen und getrunken, ach so viel Wein! Uebemll angesungen! — Auf einnull: Halt! — Es schießt mit Kanonen: — raus aus dem Wagen: — rauf auf einen hohen Barg (so was hohes hatte ich noch nie geseh'n): — unser Geschütz war das erste: — ich richtete es: — auf einmal: — Bauz! — was vor den Kopf. Ich fall' um. Wie ich wieder aufwache, fahr' ich wieder per Eisenbahn, liegend auf Battchen (Bettchen), nach Königsbarg. Der Kopf brummte noch lang. Dann kam das eiserne Kreuz. Jetzt brummt er schon lang nicht mehr."

(Fortsetzung folgt,)

Ein Rasfenkampf in der neuen Ivelt.

von

K. Grgzer.

— Wien. —

I.

ahrtausende hindurch bildete die chinesische Mauer einen unül'er-windlichen Grenzwall zwischen östlicher und westlicher Cultur, bis >>«A^«7 es endlich gelang, in diese Mauer einige Breschen zu schießen, in welchen da« englische Element Fuß fassen konnte. Mit dein Vertrage zmiscken Washington und Peking (1868), laut welchen, den Bürgern der Vereinigten Staaten der freie Zutritt nach China gemährt, den das Gebiet der Unions-Staaten betretenden Söhnen des himmlischen Reiches hinwieder, das Schicksal „der meist begünstigten Nation" gesichert wird, beginnt die eigentliche chinesische Auswanderung nach Amerika; während 1867 die Gesammtzahl der in Nord-Amerika lebenden Chinesen blos 2500 beträgt, wandern in Folge des Vertrages 1868: 10 684 „Chmamänner" ein; ihre Zahl steigt auf 16 879 im Jahre 1876; 1882 schiffen die sechs chinesischen Auswanderungsgesellschaften 35 614 Chinesen auf unionistischem Gebiet aus. Der bezopfte Arbeiter, dem keine Arbeit zu beschwerlich, keiue zu schmutzig war, fand für seine Thätigkeit ergiebigen Boden und ward Anfangs von den nüchternen Zlankees mit offenen Armen empfangen. Bei seiner Verwendbarkeit und außerordentlichen Sparsamkeit wird es ihm leicht, ein Vermögen zu erwerben welches ihn in die Lage versetzt, in seine Heimat zurückzukehren. Welche Höhe das Einkommen der in den Unionsstaaten lebenden Chmesen anfangs der achtziger Jahre im Ganzen erreicht haben mochte, zeigt der Umstand, da'' sie in dem Zeiträume von 1853—1878 rund 180 Millionen Dollars n«6> Hause schicken konnten.

Bald aber macht er seinen Gastgebern gefährliche Concurrenz, in welcher letztere in Folge ihrer höheren Bedürfnisse und Ansprüche von vornherein im Nachtheile sind. Jetzt erst werden sich die weißen Arbeiter der freien Staaten bemußt, daß der gelbe Mann einer anderen, feindlichen Nasse angehört, daß er ihre höhere Civilisation gefährdet, daß er ein Fremdling ist und bleibt.

Der Brotneid der freien Bürger gegen die Eindringlinge mächst immer mehr, der Rassenkampf entbrennt in ungeahnter Heftigkeit; in dem Goldlande Califormen rotten sich die weißen Arbeiter zusammen und die Chinesenhetzen — bei denen schließlich auch Blut fließt — nehmen ihren Verlauf. Die gefährliche Bewegung griff immer weiter uni sich, so daß die Negierung endlich gezwungen war, die chinesische Frage zum Gegenstande diplomatischer Verhandlungen mit China zu machen. Den 17. November 1880 unterschrieben die Bevollmächtigten beider Regierungen zu Peking einen neuen Vertrag, der den Vereinigten Staaten das Recht einräumt, die Einwanderung der chinesischen Arbeiter zu regeln, einzuschränken, ja sogar gänzlich zu verbieten, wenn sie den Interessen des Staates schädlich zu werden drohten; die vor der Rechtskraft des Vertrages in den Unionsstaaten ansässigen Chinesen sollten auch fernerhin die Rechte der meist begünstigten Nation genießen. Den 6. Mai 1882 machte die amerikanische Regierung von ihrem vertragsmäßigen Rechte thatsächlich den weitestgehenden Gebrauch und verbot die Ausschiffung chinesischer Arbeiter, denn nur gegen diese richtete sich die Bewegung. Die Folge hiervon war, daß 1883 nur noch 381, 1884: 84, 1885: 57, 1886: 8, 1887: 28 Chinesen einwanderten, mährend die Zahl der Heimkehrenden in demselben Verhältniß wuchs und zwischen 10—17 000 pro Jahr ausmachte.

Inzwischen setzte das Cabinet von Washington die diplomatischen Unterhandlungen fort; am 12. März 1888 unterzeichnete Bauard, Staatssekretär der Vereinigten Staaten, einen neuen Vertrag, welcher im Wesentlichen folgende Punkte enthielt*). 1. Die Landung chinesischer Arbeiter wird auf 20 Jahre untersagt; 2. das Verbot hat keine Geltung für jene Arbeiter, die Familienangehörige — Eltern, Frau oder Kinder — in den Unionsstaaten wohnen haben, die daselbst Güter oder Schuldforderungen iin Werth« von 1000 Dollars besitzen. 3. Der Vertrag findet für Kaufleute, Reisende, Professoren, Gelehrte und Staatsbeamte keine Anwendung. 4. Die in den Gebieten der Union befindlichen chinesischen Unterthanen können auf Naturalisation keinen Anspruch erheben. 5. Die Regierung der Vereinigten Staaten verpflichtet sich — ohne jedoch eine gesetzliche Verpflichtung hierzu anzuerkennen — den Bevollmächtigten Chinas 276 619.75 Dollars als vollen Schadenersatz der bei den Unruhen beschädigten chinesischen Unterthanen vor dein 1. März 1889 einzuhändigen. 6. Der Vertrag hat für 20 Jahre

*) Siehe Time«. IS. Mai 188«.

und, falls keine der beiden Parteien ihn sechs Monate vor seinem Ablaufe kündigt, für eine weitere Reihe von 20 Jahren Rechtskraft.

Während der Vertrag in dieser Form von der chinesischen Regierung gebilligt wurde, glaubte der «monistische Senat behufs größerer Sicherheit eine Klausel einschieben zu müssen, welche die so mühselig zu Ende geführten Verhandlungen zunichte machte. Der Vertrag enthielt auch eine Bestimmung, kraft welcher den die Vereinigten Staaten bewohnenden Chinesen die Möglich: keit geboten mar, ihr Vaterland auf kürzere Zeit zu besuchen, ohne hierdurch des Rechtes verlustig zu werden, wieder nach ihrem Wohnorte zurückzukehren Der Senat fügte nun eine Klausel hinzu, welche eine derartige Rückkehr bedingungslos verbot; das Actenstück mußte daher zu einer neuerlichen Beratung nach Peking geschickt werden. Ende August verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser von China verweigere die Anerkennung dieses Zusatzes und sofort legte ein demokratisches Congreßmitglied dem Hause eine Bill vor, welche dem Nückkehrverbote Gesetzeskraft verleihen sollte; Congreh und Senat nahmen Anfangs September die Bill an, ohne auch nur die officielle Bestätigung des Gerüchtes abzuwarten.

Daß der mit so unerhörter Rücksichtslosigkeit geführte Kampf gegen den Chinamann eigentlich nichts mit der Rasse zu thun hat, sondern sich einfach gegen die billigere Arbeitskraft richtet, beweisen die ähnlichen Vorgänge gegen die weißen Italiener und Slovaken, beweist das Losungswort der „amerikanischen" Partei: „Amerika den Amerikanern", beweisen die Vorkehrungen gegen die europäische Jmigration, beweist die jüngste, famose Mac-Kinlen-Bill.

II.

In Australien ist die antichinesische Bewegung etwas älteren Datums. Während Victorialand schon 1851 Prohibitivmaßregeln gegen die Einwanderung der gelben Männer ergriff, begannen die übrigen Colonien vor etwas mehr denn einein Jahrzehnt den gleichen Kampf. Den Reigen eröffnete Queens-Land 1877 mit einer „Acte": „zur Regelung der Einwanderung von Chinesen, damit sie der Colonie nicht zur Last fallen sollten." Dieser Gesetzentwurf hatte den Zweck, der Colonialregierung die durch die Einwanderer etwa bedingten Mehrkosten — im Kefängnißwesen, Armenpflege und dgl. — und die Strafgelder, zu welchen sie während ihres Aufenthaltes verurtheilt werden könnten, sicherzustellen; deshalb mußte der Schisfseigenthümer für jeden ausgeschifften Chinesen eine Kovftare von 10 Pfd. St. erlegen, welche dem Betreffenden mit Abzug der durch ihn verursachten Kosten und seiner Straf: gelder zurückerstattet werden sollten, so wie er die Colonie verließ. Doch enthält die Acte auch die mit obigem eingestandenen Motive nicht im Einklang stehende Bestimmung, daß die Schiffe auf je 10 Tonnen Gewicht blos einen Chinesen ausschiffen dürften. 1884 schränkte ein neues Gesetz die Zcckl der einwandernden Söhne Hain's auf einen für je 50 Tonnen Schiffsgewicht ein und erhöhte die Kopftare auf 30 Pfd. St.; eine andere Acte verbietet

den „afrikanischen und asiatischen" Fremdlingen die Naturalisirung, falls sie nicht verheirathet sind und die Colonie mit ihren Frauen nicht un- unterbrochen durch drei Jahre bewohnt haben.

Das Beispiel Queens-Lands sand bald auch bei dm anderen Provinzen begeisterte Nachahmung. In Neu-Süd-Wales fetzt eine Acte (6. Dec. 1881) die Kopftare auf 10 Pfd. fest und bestimmt die Anzahl der einwandernden Chinesen auf einen für je 100 Tonnen Schiffsgewicht. Aehnliche Bestimmungen wurden in Victorialand (1881), Neu-Seeland, Süd-Australien (1881) getroffen; letztere Colonie machte jedoch zu Gunsten der nördlichen Striche auf eine Entfernung von 1000 Meilen von der Küste eine Ausnahme, weil hier die klimatischen Verhältnisse dem weißen Arbeiter den Ausenthalt unmöglich machen. Besonders lehrreich ist der Gesetzentwurf von Britisch-Columbien (18. Februar 1884), der mit folgender Begründung beginnt: „. . .In Anbetracht dessen, daß die Chinesen nicht gene'gt sind, sich unseren Gesetzen zu unterwerfen; daß ihre Gewohnheiten und Beschäftigungen von denen unserer Mitbürger abweichen; daß sie sich der Bezahlung der der Regierung rechtmäßig zukommenden Steuern entziehen; daß sie von bösartigen Gewohnheiten (dv pestilenti»! Kaditz) geleitet morden; daß sie im Augenblicke der Gefahr zu nichts zu brauchen sind; . . . überhaupt in Anbetracht dessen, daß die Gesetze, welche die Weißen regieren, für die Chinesen als unanwendbar anerkannt sind, und daß letztere Gebräuchen fröhnen, welche die Bequemlichkeit und Wohlfahrt der Gesellschaft gefährden . . ." Nach diesem Gesetze zahlt jeder Chinese eine jährliche Tare von 10 Dollars und inuß immer bereit sein, die Quittung hierüber vorzuweisen; jene, die in den Minen arbeiten wollen, haben überdies noch weitere 15 Dollar zu erlegen. Schließlich enthält der Entwurf die dem englischen Strafgesetze geradezu zuwiderlaufende Bestimmung, daß jeder eines in der Acte ermähnten Verbrechens angeklagte Chinese so lange für schuldig erachtet werden sollte, bis er nicht seine Unschuld erweisen konnte. Ein reicher Handelsmann, Namens Wing-Chong, wandte sich deshalb an den obersten Gerichtshof der Colonie, und dieser erklärte die Ausnahmeacte für ungesetzlich und für eine Verletzung der zwischen den beiden Reichen bestehenden Verträge. Trotzdem soinit die Gerichte selbst gegen diese Vorgänge Stellung nahmen, hörten die allem Völkerrechte Hohn sprechenden Prohibitivmaßregeln dennoch nicht auf. Anfangs Mai 1888 theilten lakonische Depeschen der Regierng in London mit, daß Neu-Süd-Wales entschlossen sei, der „chinesischen Invasion" ein Ende zu machen und den chinesischen Passagieren des „Afghan" die Ausschiffung verweigert habe. Diese Verletzung der zwischen England und China bestehenden Verträge folgten noch andere; Neu-Seeland erklärte einfach alle chinesischen Häfen für verpestet, in Sydney verhandelte die gesetzgebende Versammlung Tag und Nacht über eine „OKWese restri^tion-bill", die Mitte Juni angenommen wurde. Die Kopftare ward aufgehoben, aber das Verhältnis; der in Australien zuzulassenden Chinesen auf 1 zu 500 Tonnen ein-

geschränkt. Gleichzeitig drückte die Versammlung dem Mutterlande dm Wunsch aus, die Regierung Ihrer Majestät möge mit dem Hofe von Peking auf ähnlichen Grundlagen Verhandlungen anknüpfen, als die, welche für den jüngsten Vertrag der Vereinigten Staaten maßgebend waren. Das Londoner Cabinet, welches von den in Sydney getroffenen Bestimmungen eine Erschwerung der unerläßlich gewordenen Unterhandlungen befürchtete, forderte die Colonialregierungen zu größerer Mäßigung auf.

Fragen wir uns, inwieweit die Klagen über die „chinesische Invasion" berechtigt sind, so finden wir, daß es sich auch hier um eine in politischen Parteikämpfen so häusige Uebertreibung handelt. Bei einer Bevölkerung von nahezu 3 Millionen Weißer zählt Australien 51000 chinesische Einwohner, deren Zahl stetig abnimmt, gegenwärtig fällt auf je 60 Quadratmellen lind auf je 60 Europäer ein Sohn des himmlischen Reiches. Dabei sind gerade jene Territorien, welche von den Chinesen dichter besetzt sind — wie der Norden von Süd-Australien und Queens-Land, — von den Europäern wegen ihres ungünstigen Klimas gemieden, und würden ohne die arbeitsamen Chinesen zu einer trostlosen Wüste werden. Genau dieselben Verhältnisse bestehen auf der Insel Neu-Seeland, welche im Ganzen von 3000 Chinesen bewohnt wird; in der Hauptstadt Wellington befinden sich bei einer Bevölkerung von 30000 Weißen bloß 72 gelbe Männer.*) In der That gestehen die wenigen Gegner der Chinesen-Acte offen ein, daß es sich eigentlich nur um einen Concurrenzkampf handelt, der noch dazu nicht berechtigt ist. „Die Agitation ist ausschließlich das Werk der Arbeiterklaffen", — schreibt ein Oberst aus Sidney**) — „bisher ist der Einfluß der Chinesen aus die Herabdrückung der Löhne ein sehr geringer, denn die Tagelöhne halten sich auf einer außerordentlichen Höhe." Nach dem Berichte eines anderen Oberst***) arbeiten die Chinesen nicht billiger als die Europäer, ja sie erhalten sogar oft höhere Löhne, da sie entsprechende Leistungen bieten, „während der europäische Arbeiter iin Allgemeinen faul ist und den höchsten Lohn für möglichst geringe Leistungen fordert."

Ebenso unbegründet sind die Anschuldigungen in Bezug der der anglosächsischen Rasse drohenden Gefahren. „Die Chinesen unterwerfen sich nicht unseren Staatsgesetzen, sie entziehen sich ihrer Steuerpflicht; sie gehören einer fremden, unsere Reinheit gefährdenden Rasse an, und bleiben immer Fremdlinge unter uns," lautet das Feldgeschrei der Chinesengegner. Sind das nicht dieselben Anklagen, welche wir hier stündlich gegen die semitische Rasse erheben hören? Aber es ist auch die gleiche Kampfart, die gleiche absichtliche

*) Siehe: Times, 22. August 1883.

**) Siehe: Times, Mai 1888. So bekamen Maurer für 8-stündige TageSarbeit 11 Schillinge: der Minimallohn bei den Eisenbahnbauten in Neu-Süd-WaleS betrug 7 Schillinge pro Tag.

***) Siehe: TimeS, 4. Sept. 1838.

Verdrehung und Uebertreioung vorhandener Thatsachen. Denn die wenigen Bertheidiger des „heidnischen Chinesen" ibestkern ckinbee) anerkennen seinen Fleiß, seine Treue und Redlichkeit, und bestätigen, daß er sich gutwillig den bestehenden Gesetzen unterwirft; ein Blick auf die Subscriptionslisten und Schenkungsurkunden der Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten beweist zur Genüge, daß es auch um die Moralität des gelben Mannes nicht so arg bestellt sein kann. Es ist merkwürdig, daß derselbe John Bull, der in Melbourne von .,po8tileritial Kndits" des Chinesen spricht, ihm in Birma, wo er ihn nicht entbehren kann, das höchste Lob spendet.

Das rücksichtslose Borgehen der australischen Kolonien versetzte die englische Negierung in die eigenthümliche Zwangslage, in Peking gegen ihre eigenen Unterthanen einzuschreiten. Sind es doch in erster Reihe britische Unterthanen, die den Transport chinesischer Auswanderer in schwunghafter Weise besorgen; Hong-Kong ist der Sitz der unter englischer Flagge geleiteten Ausmanderungs-Agenturen und die Hong-Konger Handelskammer protestirte denn auch heftig gegen die Gewaltmaßregeln der Colonien bei der Regierung Ihrer Majestät. Ob die von der englischen Regierung angebahnten Verhandlungen, diese lästige Frage einer befriedigenden Lösung zuzuführen, von Erfolg gekrönt sein werden, läßt sich heute nicht vorhersagen; die chinesische Regierung beginnt, sich aus ihrem langen Schlafe aufzuraffen und die Interessen ihrer im Auslande lebenden Unterthanen mit größerer Energie zu verfechten; sie wird daher kaum geneigt sein, Verträge zu schließen, welche die Rechte ihrer Unterthanen schmälern könnten.

Robert Hamerling als Philosoph.

von

Eduard Gf. Vsmezsn.

— Wien. —

las Robert Hainerling als Dichter für das deutsche Volk und für dessen Literatur bedeutet, ist männiglich bekannt und bedarf keiner ! neuerlichen Betonung. Der Mann, der die reizenden Gestalten „Amor und Psyche" in anmuthiger Form neu belebte, um durch sie die Idee von der allbezwingenden Macht der ^iebe künstlerisch zu beweisen, hat durch diese Eine That Geist und Gemüth seiner Nation für sich gewonnen und feinen Werken treue Anhänger geschaffen, die ihm ans allen späteren Wegen unbeirrt Heerfolge leisten. Man könnte fast versucht sein, ihn den „letzten Romantiker" zu nennen, wäre diese Bezeichnung nicht schon so vielfach früher angewendet worden, und stünde nicht auch hellte noch die Frage offen, ob nicht eines schönen Tages abermals ein Sänger aufersteht, den man gleichfalls nur als „Romantiker" charakterisiren könnte. Ich gebe zu, daß es vorläufig wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat; hauptsächlich wohl darum, weil unsere Zeit der Dichtkunst und insbesondere derjenigen, die man als die lyrische bezeichnet, weniger Arbeit und weniger Aufmerksamkeit zuwendet. Diese Erscheinung verleitet mich, einen Gedanken auszusprechen, den vielleicht Mancher grundsätzlich verwerfen und als veraltetes Vorurtheil bezeichnen wird. Allerdings paht es nicht zu der aesthetischen Richtung, die sich selbst als „die Moderne" (als Hauptwort, wohlgemerkt, ohne jeden weiteren Beisatz) bezeichnet, zu meinen, daß „Romantik" bis zu einem gemissen Grade zu den wesentlichen und unerläßlichen Elementen der „Poesie" gebore, denn

damit wird zugleich gesagt, daß 'auf dem Boden des Realismus und des extremen Naturalismus überhaupt keine Poesie gedeihen könne. Das ist heute Ketzerei, ich weiß es; allein wenn man die schöngeistige Literatur Deutschlands in den letzten Jahrzehnten überblickt, so wird man wenigstens soviel zugestehen, müssen, daß es seit dein allmähligen Aussterben der sogenannten „romantischen Schule" keine Schule d. h. keinerlei durch Einen Grundgedanken zusammen, hängende, von Einer Richtung und Art beherrschte Gruppe von Dichtern mehr- giebt, die auf den Geist ihres Volkes einen nachhaltigen Einfluß auszuüben und sich eine bleibende Stellung in der Geschichte der Dichtkunst zu erringen vermocht hätten. Was man neuestens als „Schule" bezeichnet — im Roman und im Drama — ist erst im Werden; es nimmt, wie Alles, was noch in der Gegenwart nicht festen Fuß gefaßt hat, die Zukunft für sich in Anspruch. Sicher aber scheint mir das Eine, daß Hamerling nicht durch Realismus und Naturalismus, fondern durch etwas von früher her übernommene Romantik und vollen persönlichen Idealismus auf die Mitwelt gewirkt und seinen dichterischen Ruhm begründet hat, und gerade diese letztere Seite seines Wesens führte ihn nothwendigerweise dahin, zuweilen tiefe Gedanken in dichterische Gewandung zu kleiden, die davon Zeugniß geben, daß sein geistiges Leben sich über den Gegenstand und die Aufgabe des Augenblicks weit hinaus erstreckte. Das „Fabuliren" und das „Svekuliren" liegen bei einein umfassenden Dichtergemüthe oft ganz nahe bei einander, denn alle Erscheinungen des Lebens, init denen der Dichter zu thun hat, verwandeln sich, sobald man ihnen nur einigermaßen näher treten will, in Verstandesprobleme. Deßungeachtet hat es mich nicht wenig überrascht, als mir in jüngster Zeit ein ganz stattlich aussehendes zweibändiges Werk zur Hand kam, das den Titel führt: „Atomistik des Willens. Beiträge zur Kritik der modernen Erkenntniß von Robert Hamerling." Schon dieser Titel selbst regt zu allerlei Erwägungen an. Es macht den Eindruck eines Widerspruchs in sich, wie wenn zwei mit einander unverträgliche Dinge zusammengekoppelt wären! Und gleich regt sich die weitere Frage, was mit dieser absonderlichen Zusammenstellung gesagt werden will? ob der Urheber dieses Titels, der da in einem Athemzuge von dem Urahnen der Atomistik aus dem vierten Jahrhundert vor Christo bis zur Terminologie Schopenhauers iin neunzehnten Jahrhundert nach Christo überspringt, sich als Schüler Epikurs und seiner heutigen Nachfolger oder als Anhänger des Frankfurter Philosophen darstellen oder ob er die Richtungen beider irgendwie vereinigen wird? Und alles das von Robert Hamerling, dem Dichter! Fürmahr Grund genug, das Buch in neugieriger Spannung auszuschlagen, um nach der Antwort auf diese Fragen zu forschen!

Da zeigt sich nun zunächst, daß das Werk von seinein Verfasser nur als Manuskript hinterlassen, erst nach seinem Tode von befreundeter Seite in seine gegenwärtige Form gebracht wurde, daß aber Hamerling dessen Drucklegung und zwar in möglichst unveränderter Fassung ausdrücklich ge-

wünscht hat. Bei der innigen Sympathie, die wir für die Person des
Dichters empfinden, beschle-cht es unS wie wehmüthige Rührung, wenn wir
in den beiden Bänden selbst die mannen Regungen einer vollen Menschen-
seele fühlen, wenn wir sehen, daß hier ein ruhelos strebender Geist — und
wahrlich kein unbedeutender! — seine tiefsten, innersten, seine besten Ge-
danken niedergelegt hat, weil sie einen Dheil seines Lebens bildeten und er
sich in ihnen für die Zukunft erhalten wollte, wenn einst sein sterbliches
Ich der Verwandlung anheimfiele! Wie hoch er selbst die Bedeutung
dieses Gedankengebietes anschlug und welche Stellung er demselben im
Leben des Menschen anwies, das sagt uns Hamerling im „Vorworte",
in welchem er nachdrücklich hervorhebt, er habe sich der Philosophie nicht
etwa plötzlich oder in Anwandlung einer zufälligen Laune zugewendet,
sondern in Folge des natürlichen und unabweisbaren Dranges, welcher
den Menschen überhaupt zur Erforschung der Wahrheit und zur Lösung
der Räthsel des Daseins treibt, als einer Wissenschaft also, die man nicht
nach Belieben betreiben oder bei Seite lassen könne, die vielmehr für Jeden
das Nächste, Wichtigste und Interessanteste ist — oder doch sein sollte,
möchte ich hinzufügen. Eine Auffassung, in welcher man ihm nur mit voller
Befriedigung zustimmen kann. Aus diesem Borworte will ich übrigens nur
zweierlei noch hervorheben, weil es für die Beurtheilung des Buches von
besonderer Bedeutung ist. Hamerling berührt darin zunächst die oben ange-
regte Frage des Titels und sagt, „es gelte ihm der Ausdruck .Wille' eben
nur als einer der möglichen Ausdrücke für das, um was es sich in der
Philosophie handelt. Er hätte das Werk auch etwa als Atomistik des Lebens
bezeichnen können, aber bei der Weite und Vieldeutigkeit des Wortes Leben
schien ihm der Terminus Wille vorzuziehen, der nach Schopenhauer in der
philosophischen Welt eine bestimmte Bedeutung erlangt hat als Seins- nnd
^ebenstrieb u. s. w." Diese Stelle, giebt viel zu denken und ich gestehe,
das? sie mich nicht erfreulich berührt hat. Denn durch dieselbe stallt sich
Hamerling dem Anscheine nach ganz nnd gar auf den Standpunkt Schopen-
hauers und man sollte glauben, daß er, wenn er das Wort „Wille" als
das letzte, als die Summe dessen, worum es sich in der Philosophie bandelt,
ansieht und es eben deshalb an die Spitze seines Buches setzt — daß er
meine ich, auch fortan conseqnent an diesem Gesichtspunkte festkalten werde
Wenn ihm aber das Wort „^eben" als ein vollständiges Aequivalent des
Wortes „Wille" erscheint, so giebt er damit die philosophische Bedeutung
dieses letzten Ausdruckes wieder gänzlich auf, abgesehen davon, daß beide
Worte keineswegs derart gleichbedeutend sind, daß sie nach Belieben einander
silbstituirt werden könnten. Will man sie wissenschaftlich klassisiciren, so kann
man sie zu einander höchstens in das Berhältniß der Unterordnung des Abens
unter den WMm stellen. Der Wille gehört in das Gebiet des Transcenden-
talen, das Leben in jenes des realen und phänomenalen; ob zwischen beiden
das Band besteht, das Ursache und Wirkung verbindet, das ist eben trotz

Schopenhauer, der solches behauptet, noch immer ein Gegenstand ungelösten Streites. Das Wort Leben nimmt in der speculativen Wissenschaft überhaupt gar keinen Rang ein, weil es durchaus nur in den Rahmen der Zeitlichkeit und Endlichkeit fällt und hätte Hamerling eine Atomistik des Lebens angekündet, so würde man wohl allenfalls eine naturwissenschaftliche Studie, nicht aber ein Buch mit philosophischen Reflerionen erwartet haben.

Meines bescheidenen Erachtens ist übrigens das Wort „Leben" viel weniger „vieldeutig", als Hainerling zu fürchten scheint. Zwar können wir das, was „Leben" genannt wird, ebenso wenig vollends nach seinem Ursprünge und nach seinem eigentlichsten Wesen deuten, d. h. erklären, wie manch anderes der tausend Räthsel, die uns umgeben, allein doch hat so ziemlich Jedermann eine deutliche Vorstellung davon, weil wir es aus täglicher Anschauung und Erfahrung an uns selbst mit aller nur erreichbaren Gewißheit und an unserer Umgebung mittelst ziemlicher Evidenz wahrnehmen. Hingegen hat das Wort „Wille", das Hamerling vorzieht, zum mindesten zweierlei Sinn und Inhalt und zwar von höchst verschiedener Tragweite, und es ist noch immer sehr fraglich, ob die philosophische Welt, wie Hamerling meint, seit Schopenhauer mit demselben eine „bestimmte Bedeutung" zu verbinden geneigt ist oder nicht? Jedenfalls aber durfte Hamerling, wenn er sich bei Rechtfertigung gerade dieses Allsdruckes auf Schopenhauer bezieht, sich desselben nur dann bedienen, wenn er ihn vollständig in jenem Umfange und in jener Bedeutung anzuwenden gesonnen ist, die ihm Schopenhauer geben wollte. Denn es gehört nothwendig zur Klarheit eines Werkes, das als „sachivissenschaftliches" auftritt, daß es in der Wahl der Bezeichnungen correct und streng sei, nicht aber Worte, die schon vorher als Grundlage oder Bestandtheile eines bestimmten Systems Geltung und gangbares Gepräge erhalten haben, nun mit einem Male in einer ganz anders gearteten Mischung in Verkehr setze. Das geschieht aber in dem Buche Hamerlings in ganz entschiedener Weise, ja es zeigt sich die überraschende Dhatsache, daß der Verfasser, den man zunächst als einen Anhänger des Schopenhauer-Hartmann'schen Vireises anzusehen versucht märe, sich als ein heftiger Gegner Beider entpuppt.

Die zweite Stelle des Vorwortes, die ich hervorzuheben mich verpflichtet fühle, beabsichtigt, den Verfasser zu entschuldigen, daß er „keine durchgeführten und vollständigen Abhandlungen über die einzelnen Themen" biete, denn er habe „nur Bemerkungen aufgezeichnet, um Wahrheiten und Thatsachen hervorzuheben, die ihm besonders am Herzen lagen. Daher stamme auch die aphoristische Form des Werkes." Das letztere ist nun allerdings richtig, die beiden Bände enthalten in der That eine Reihe von Aufsätzen, die untereinander nicht durch ein nothwendiges inneres Band verknüpft sind, nicht inhaltlich auseinander erfließen, sondern nur eine ganz allgemeine approximative Anordnung erkennen lassen, die ohne Schädigung für den Werth des Ganzen auch anders liegen könnte. Wohl scheint dem Versasser die Absicht innegewohnt zu haben, das Werk vor seinem Lebensende erst noch völlig aus-

zuarbeiten, allein die Erfüllung dieses Wunsches blieb ihm, wie so manchem Denker, versagt. Und das kann im Interesse der Sache gewiß nur lebhaft bedauert werden. Nicht etwa darum, weil man hoffen dürfte, es hätte das Werk durch eine vollere Ausarbeitung eine wesentliche Bereicherung oder auch nur eine Vertiefung des bereits vorhandenen Gedankenstoffes erfahren, denn Hainerling hat darin, wie ich glaube, nicht nur sein Bestes, fondern auch Alles, was er besaß, gegeben. Allein zu strengerer Selbstkritik märe er dadurch gezwungen worden. Wollte er die aphoristische Form des Werkes abstreifen, so konnte er dies wohl nur durch eine systematische Anordnung und Ausgestaltung des Stoffes erreichen und der Versuch einer solchen hätte ibm sicherlich den Prüfstein für das Haltbare und für die Ausscheidung des Unhaltbaren an die Hand gegeben. Denn eine Aneinanderreihung von Aphorismen ist keine wissenschaftlich geläuterte Arbeit, weil sie die consequente Durchführung de? Ganzen aus Einem grundlegenden Gesichtspunkte nicht erfordert und vielerlei zu sagen gestattet, was sich im Rahmen eines Systems als unmöglich darstellen würde.

Ich vergesse hiebei keineswegs, daß man sich besonders in Deutschland in dem allgemeinen Feldzuge gegen die speculative Philosophie überhauvt und gegen das Uebermaß des Idealismus im Besonderen gewohnt hat, die Waffen des Spottes gegen Jene zu kehren, die „mit Worten ein System bereiten" uns den ganzen Weltenbcm in das Prokrustesbett feines Rahmens zwängen wollen. Man weiß, wie übel dabei die „Professoren" der Weltmeisheit iveggckommen sind, die gewissermaßen von Aintswegen verpflichtet sind, sich nnerhalb eines bestimmten nnd klnrumrissenen Systems zu bewegen. Warum aber darf man solches von ihnen fordern? Warum gestattet man einem „Professor" nicht, irgend eine Philosophie etwa in Aphorismen vorzutragen? Lediglich darum, weil die Systematik ans jedem Gebiete das Kriterium wissenschaftlicher Behandlung ist und einzig und allein den Schriftsteller „vom Fach" von dem Dilettanten unterscheidet.

Hätte also Robert Hamerling sich zu einer systematischen Bearbeitung der ihm vorschwebenden Fragen erhoben, so hätte er vor Allem Wiederholungen vermieden. Zerstreutes über ein und dasselbe Thema am zukommenden Platze vereinigt, mancherlei abschweifende Einschaltungen ausgeschieden, anderwärts wieder die Nothweudigkeit einer näheren Begründung empfunden. Ich zweifle auch nicht, daß dann gewisse Banalitäten, die in einem ernst gehaltenen Buche nicht zulässig wären und so überraschende Naivetäten, wie Hamerling sie in gemissen Kapiteln ganz kritiklos stehen läßt, sich in seinem Werke nicht vorfinden würden. Man lese — ich muß zur Begründung des von mir gewählten harten Ausdruckes darauf hinweisen — was Hamerling von den so absonderlich „elektrischen Stubenmädchen" (!) des Chirurgen Nußbaum, von den angeblich „leuchtenden" Menschen, von dem „Od" des Baron Reichenbach, von JaegerS „Entdeckung der Seele," von „Professor" Hansen nnd dergleichen Dingen schreibt, die doch heute, wie ich glaube, keiu

denkender Mensch mehr ernst zu nehmen vermag! Solche Aeußerungen inachen auf den Leser einen sehr unerfreulichen Eindruck und erwecken ein ungünstiges Urtheil über die Verstandesschärfe des Antors.

Nimmt man nun aber, von all dem bisherigen abgesehen, das Buch selbst in Ansehung seiner philosophischen Züchtung zur Hand, so zeigt sich alsbald, daß Hanlerling trotz seiner Begeisterung für die Philosophie als Wissenschaft, die er ausdrücklich als die höchste aller Wissenschaften und als die einzige, in welcher es ein wahres und unumstößliches Wissen gebe, bezeichnet und obwohl er mit Entschiedenheit bestreitet, daß die Philosophie, um sür wissenschaftlich zu gelten, sich künftighin nur noch als eine HilfsdiSciplin der Nawrwissenschaft nützlich inachen solle — dennoch ganz im Banne der neuen Richtung steht, die er mit deu obigen Worten abzulehnen scheint.

Ganz begreiflich und berechtigt ist es sicherlich, daß derjenige, der an die Erörterung philosophischer Probleme geht, sich dagegen verwahrt, daß seine -Arbeit nur im Dienste der Natur- oder empirischen Wissenschaft vor sich gehen solle, allein es scheint mir wenigstens, daß hier Hamerling in der Abwehr weiter geht, als der Angriff sich ausdehnt. Ich entsinne mich nicht irgendwo gehört oder gelesen zu haben, daß irgend ein Anhänger der neuen Richtung die Forderung erhoben hätte, die Philosophie sei zu einer „Hilfs-disziplin" der Naturwissenschaften herabzudrücken. Nebenbei gesagt, was würde der Naturwissenschaft eine solche HilfsdiSciplin nützen können? Das Abhängigkeitsverhältnis), in welches man die Philosophie zu der Natur-Wissenschaft bringen will, ist vielmehr ein wesentlich anderes, ja ich möchte sagen geradezu umgekehrtes. Die Streitfragen, welche sich hieraus ent-spinnen, nehmen heute die Geister aus beiden Lagern in Anspruch und es ist ein höchst bemerkenswertheS Zeichen dieser Sachlage, daß mir, indeß ich diese Zeilen niederschreibe, die.Uunde zukommt, es habe die philosophische Gesellschaft in Berlin soeben eine PreiSansschreibung über „das Verhältnis; der Philosophie zu der empirischen Wissenschaft von der Natur" beschlossen — eine mahrhaft brennend zeitgemäße Frage!

Für die Leser der Zeitschrift „Nord und Süd" bedarf es keiner ausführ-lichen Darlegung darüber, warum dieses Verhältniß gerade derzeit wieder so sehr in Frage kommt und wie die Meinungen von der einen und von der andern Seite hierin auseinandergehen. Denn diese Leser, zu deren emsig-sten ich mich selbst zählen darf, sind in der Lage, den geistigen Strömungen ihrer Zeit genau zu folgen und man kann daher für sie Vieles als bekannt voraussetzen, was für andere Kreise erst gesagt werden müßte. Wenn ich mir erlaube, auf den ganz ausgezeichneten Aufsatz über Gustav Theod. Fechner iin Märzheft 1891 Hinzumeisen, so gewinne ich dadurch die Mög-lichkeit, mich hier auf Dasjenige zu beschränken, was für die Beleuchtung des Standpunktes, den Hainerling hierbei einnimmt, unerläßlich ist.

Ich kann daher ohne weitere Ausführung wohl sagen, daß die Gegen-sätze, welche derzeit zwischen Idealismus und Realismus, Speculation lind

Empirie, Spiritualismus und Materialismus, kurz zwischen der Philosophie im früheren Sinne und der „Wissenschaft von der Natur" energischer als je hervortreten, in letzter Linie in der erneuerten Aufforderung gipfeln, die Sveculation solle sich fortan nur mehr der inductiven Methode bedienen, weil diese den Naturwissenschaften zu so überraschenden Erfolgen verholfen habe und die einzige sei, welche für alle Forschung eine sichere Grundlage realer Voraussetzungen liefern könne. Es soll also die Speculation sich selbst als solche im engeren Sinne aufgeben, nicht von erdachten abstracten Princivien ausgehen und aus ihnen das All zu erklären suchen, sondern die Dinge in ihrer Erscheinungsform erfassen, die Erfahrungsthatsachen zu Hilfe und zu Raths ziehen und aus der Synthese alles so gewonnenen Wahrheitsstoffes in die Geheimnisse der Natur eindringen. Auf diesem Wege muß die Philosophie in ein Abhängigkeitsverhältnis? zu der Naturwissenschaft gelangen, allein es ist diese Abhängigkeit nicht die einer „Hilfsdisciplin," wie Hamerling sich ausdrückt, sondern vielmehr dahin zu verstehen, daß die Philosophie fortan der Naturwissenschaft und des von dieser beigebrachten Materials an Thatsachen nicht mehr entbehren, von diesem nicht mehr abstrahiren dürfe u. dergl,, eine Stellung, bei welcher gerade die Naturwissenschaft als Vorschule, Vorbedingung und Hilfsdisciplin, aber auch zugeich als ganz despotisch herrschende Lehrerin und Gebieterin der Philosophie erscheinen würde. Alle ersten Prämissen, alle Ausgangspunkte für das philosophische Denken müssen hiernach vom Wissen der Natur ausgehen und nur dieses hätte darüber zu entscheiden, was in jenem Geltung zu beanspruchen habe. Diese Abhängigkeit nun, welche gewiß eine nicht wenig drückende ist, will Hamerling seinen: ganzen Gedankengange nach ohne Bedenken anerkennen und darum durfte ich wohl oben behaupten, daß er im Banne der neuen Richtung stehe. Das erhellt schon aus dem von ihm gewählten Titel des Buches, denn wer auf dein Boden der Atomenlehre steht und auch das letzte Räthsel, mit deni sich die Philosophie befaßt, unter die Gesetze der atomistischen Auffassung einordnen will — und das besagt nach dem Wortlaute des Porwortes eben der Titel des Buches — der kann unbedingt nur den Weg der inductiven und empirischen Methode einschlagen, der gelangt nur vermittelst der Naturwissenschaft zum Gebiete der Philosophie. Es kann daher nicht überraschen, daß auch Hamerling zunächst mit einer Polemik gegen Kant beginnt, die Beschränkung, mit welcher dieser seine Kategorien durchaus blos für die Welt der Erscheinungen aufstellt, anzufechten sucht und sich sträubt, die Idealität des Raumes und der Zeit in dem Sinne und in dem Umfange von Folgerungen, die Kant daraus abgeleitet hat, anzunehmen. Diese Anfechtungen Kants sind in dem jetzt entbrannten Kampfe der Meinungen bei allen Vertreten? der neuen Richtung zu finden, und wohl begreiflich, weil die Grundlage der Anschauungen dieses Mannes mit denen der modernen Schule ganz und gar unvereinbar sind. Aber Hamerling hat den bemerkcnswerthen Mnth, die Annahme auszusprechen, daß Kant sich der Consequenzen der von ibm aus-

gestellten Kategorien „nicht klar bemußt" gewesen sei, weil er sonst die Begriffe des „Sein" und „Nichtsein" in die Kategorientafel aufzunehmen nicht gewagt hätte. Ich kann es hier nicht unternehmen, mein Urtheil in diesem Streitpunkte zwischen Hamerling und Kant auszusprechen und bin mir auch bewußt, daß dieses Urtheil von wenig Gewicht wäre — aber man lese die Stelle im Buche selbst nach; mir hat sie den Eindruck gemacht, als ob Hamerling den Grundgedanken des Königsberger Denkers, welcher den: Kategorienschema vorausgeht, unvollständig und somit irrig aufgefaßt hätte.

Dennoch gelangt auch er bei der Erörterung der Frage nach dem „An sich der Dinge" und nach der „Theorie des Seins" in die Nothwendigkeit, eine Reihe von grundlegenden Formen zu setzen, unter denen wir alle Dinge und alles Sein in unsern Anschauungen erfassen müssen und führt als solche Formen die Endlichkeit, die Vielfachheit, die Gegensätzlichkeit und dergleichen auf, Nur nennt er das „Urgesetze," auf welche der Kosmos des Seins und des Lebens sich aufbaut. Offenbar sind dies aber nicht „Gefetze"; denn darunter hat man bisher immer nur constant wirkende, der Natur inwohnende Ursachen oder Kräfte verstanden, sondern Beziehungen der Dinge untereinander, womit mir ja doch wieder bei dem Begriffe der Kategorien Kants angelangt sind.

Sowohl auf dem Wege dieses Gedankenganges, als auch an mehrere, Stellen des Buches gelangt Hanlerling zur Entwickelung des Atombegriffes ein Ausdruck, den ich jedoch nur vorläufig und mit Vorbehalt anzuwenden vermag. An dem gleichen Ziele sind schon vor ihm viele forschende Geister angelangt und es ist leicht nachzuweisen, daß aller Streit für und wider die Atomistik sich keineswegs um die Frage bewegt, ob oder ob nicht die Existenz von Atoinen anzunehmen sei, sondern durchaus nur um die weit wichtigere Entscheidung, welche innere Bedeutung und Wesenheit man ihnen beizulegen hat, denn hiervon ist es abhängig, ob man aus den Atoinen Alles erklären und ableiten könne oder ob das Wort ein Nahmen ohne Inhalt, eine „Gedankendichtung" bleibt. Es scheint aber, daß diese letztere Frage Hamerling nicht besonders beunruhigte; er hielt es offenbar für sehr befriedigend und alle erforderliche Erklärung bietend, daß er auf einem logisch unanfechtbaren Wege immer wieder zuin „Atom" kam, ohne daß der Ausgangspunkt seiner Folgerungen hierfür einen Unterschied hervorgerufen hätte. Und nun an diesem Punkt angelangt, erweist sich unser Philosoph als ein ungemein freigebiger, ja verschwenderischer Vater seines Gedankenkindes, denn er stattet dieses mit einer solchen Fülle von Eigenschaften aus, daß damit dann allerdings sein Fortbestand, seine philosophische Berechtigung und Lebensfähigkeit gesichert und die „Atomistik" als wissenschaftliches Gebäude begründet wäre.

Aber hierauf kommt es ja eben an! Es darf ja ohne Weiteres zugegeben werden, daß man bei jeglicher Zergliederung des realen Lebens an die Materie als eine seiner unerläßlichen Voraussetzungen — und bei der Theilung und Zerkleinerung der Materie schließlich an irgend eine Grenze, ein Ende und eine unüberwindliche Schranke geräth. An der Grenze der

Vielheit die Einheit, MI jener der Vielfnchheit die Einheitlichkeit (oder qualitative Einheit.) Aber die Verwendbarkeit dieser Grenzbegriffe für die specuative Wissenschaft ist eine sehr ungleiche. Mit der Einheit, sei sie nun numerisch gedacht oder qualitativ, können mir noch gedanklich operiren und thun es auch täglich, denn sie liegt als Begriff und als Thatsache diesseits unseres Vorstellungs- und Wahrnehmungsgebietes. Von der Einheit als Zahl ausgehend hat schon die alte Eleatische Schule, haben Xenophanes und Pythagoras alles Seiende abgeleitet. Die Einheit als qualitative Einfachkeit hat Leibniz zn dem Begriffe der Monade geführt, wenn ich dieses Won richtig verstehe. Aber das endlich ermittelte „Untheilbare" ergiebt sich unserer Prüfung nicht so leichten Kaufes. Aus der Erfahrung vermögen wir es nicht zu entnehmen, denn noch hat es bis zum heutigen Tage Niemand mit menschlichen Sinnen wahrgenommen. Es gedanklich zu erfassen und uns klar zu machen ist uns verwehrt, schon darum, well es als eine Negation aller positiven, concret faßbaren Merkmale baar ist, und ebenso wie andere Negationen, wie z. B. Unendlichkeit, Ewigkeit u. dgl. über die Grenze unseres Fassungsvermögens hinausgeht. Die Stelle, welche Th. Achelis in dem bereits erwähnten Aufsatze über G. Th. Fechner aus dessen „Elementen der Pspchopbysik" mittheilt, spricht sich hierüber in so klarer und überzeugender Weise aus, daß ich mir erlauben mnsz, neuerlich darauf hinzuweisen. Das „Untheilbare" ist nichts mehr als die Grenze der Zerlegung des realen Rauminhaltes, heißt es da: nur durch dieses Merkmal kann man es näher bestimmen. Wie klein man es sich aber auch immer vorstellen möge, immer „reicht es noch nicht", immer können, ja müssen mir gedanklich noch einen Schritt weiter gehen, bis uns nichts übrig bleibt, als ein blos gedachtes erstes Element, eine Art Baustein, aus dem wir das All aufbauen, weil mir das All bis zu diesem Punkte zerfällt haben.

Aber dieser Aufbau wäre ein lediglich mechanischer oder einseitig materieller, wenn nur diese Bausteine nicht auch noch nach anderer Richtung diu, ja womöglich nach allen ihren Richtungen des Näheren bestimmen, ihre Art und Wesenheit nnd ihre Wirkung erhellen. So lauge sie uns mir als die unendlich kleinen Theile des aus ihnen bestehenden ausgedehnten Stoffes erscheinen, haben sie für uns einen durchaus blos mathematischen Werth. Wir sind gezwungen, sie zu beleben, zu beseelen. Bis zu diesem Punkte sind alle Jene, die zu dem „Atom" als dem äußersten Ergebnisse des Denkprocesses gelangt sind, so ziemlich einig, da im Allereinfachsten ein Widerspruch nicht leicht Platz finden kann. Aber in dem Augenblicke, wo es sich darum handelt, das unbedingt Einfache durch Aufzeigung seiner Attribute zu determiniren — da beginnen die Meinungsverschiedenheiten, was allerdings nicht verwunderlich ist, da das Unternehmen an sich schon eine Art Widerspruch einschließt. Dennoch ist man seit jeher nicht müde geworden, diese „Beseelung" des Atoms zu versuchen und die Verschiedenheit dieser Versuche drnckt sich in den Namen aus, die mau dem Atome gab, nm mit ihm

hantiren zu können. Da die Vorstellung blos „materieller Punkte" zur Erklärung der Welt der Erscheinungen in keiner Weise hinreichte, mußte man dem Punkte eine „Kraft" zugesellen und bezeichnete ihn somit als „Kraftpunkt, Kraftniittelpunkt" oder als „punktuelle Intensität", was im Grunde dasselbe besagt. Ist es nicht einleuchtend, daß man durch diese Verkuppelung, so nochgedrungen sie auch zweifellos war, doch nur zu dem früheren nicht begreifbaren „Atom" ein neues Wthselhaftes hinzugethan? Dieser neu hinzugefügte Factor ergab sich gewiß nicht aus dem oben bezeichneten Gedanken der fortgesetzten Theilung der Materie, durch welche man zum Atom gelangte; er geht aus dem Gebiete der zählbaren und meßbaren Quantität hinaus in's Qualitative und muß somit von anders woher genommen werden. Sucht man nun aber diesen Begriff nach seinem innersten Wesen zu erfassen, so öffnen sich tausend verlockende Wege und von allen kann doch nur Einer zur Wahrheit führen, indeß alle andern ein zielloses „Vorbeidenken" sind, wie's im „Sophist" heißt!

Eine der größten, wenn nicht unbesiegbaren Schwierigkeiten für jedes auf der Atomenlehre beruhende Svstein liegt weiter auch darin, daß die Logik sich weigert, ans einem an sich ausdehnungslosen ein ausgedehntes aus einem einfachen ein verschiedenartiges hervorgehen zu lassen. Dadurch wird man gezmnngen, dem ausdehnungslosen dennoch, in Gedanken wenigstens, auch eine Form oder Gestalt zu geben und in das angeblich gleichartig einheitliche und einfache den Keim der Verschiedenheit zu legen, sonst könnte man aus ihm die so mannigfaltige Differenzirung der Erfcheinungswelt nicht ableiten. Man mußte also Atome verschiedener Art behaupten und da hatte denn die Specnlation, mn nicht zu sagen die Phantasie freien Spielraum und man schuf sich je nach Bedarf neben den Stoffatomen auch Aetheratome von wesentlich anderer Beschaffenheit; man schuf Atome von runder, von sphärischer, von elliptischer Gestalt, Atome von anziehender und solche von abstoßender Krastmirkung, neuestens auch noch „Wirbelatome." Und allen diesen Räthselwesen verlieh man Bewegung und Bemegungsrichtung, obgleich auch hier wieder die Frage ungelöst blieb, woher ihnen die „erste Bewegung" zutheil ward, ob aus ihnen selbst heraus, wofür eine Erklärung fehlt, oder von einem außer ihnen stehenden und irgendwie wirkenden „ersten Beweger", wie ihn schon Aristoteles annahm.

Alle diese Wege, auf denen fortmährend Widersprechendes nothgedrungen in Eins zusammengezmängt wird, geht auch Hamerling in seinem Buche und muß sie wohl ungescheut begehen, da nur durch stete Combination auch des Disparaten eine Erklärung oder richtiger gesagt, eine denkbare Möglichkeit für das Werden und Leben des All erreicht werden kann. Man begreift leicht, daß er am Schlüsse seiner Erörterung über das Atom iin Besondern mit Wohlgefallen den Satz MalpighiS anführt: „Jedes Atom schließt die ganze Schöpfung in sich." Wenn man aber diesem Satze genau ins Auge sieht, so möchte niir scheinen, daß er zwar sehr umfassend nnd erhaben

klingt, aber zuletzt doch nichts zu erklären vermag. Man wolle nur erwägen: es handelt sich darum, die in der Schöpfung oder im All uns begegnenden Probleme zu ergründen, womöglich zu erklären und zwar vorläxfig nur die materiellen, mit denen sich die Aatunvifsenschaften zu beschäftigen berufen sind; durchwegs räthselhafte Vorgänge, aus denen sich das letzt- und größte Mthsel „Leben" genannt, zusammensetzt. Und nun hat man zum Zwecke dieser Erklärung die „Atome" gesunden und will sich damit zufrieden geben, zu sagen, daß diese eo eben sind, in denen zuerst all die geheimnis^ vollen Kräfte und Factoren auf den Schauplatz getreten sind, die Schwere, die Anziehung und Abstoßung, die Elektrizität, die Wärme, die Bewegung, die Form und das Leben! > ^st aber damit etwas erklärt? Heißt das nicht die ewige Frage nach dem Wie und Warum lediglich aus dem Ganzen in seine erdachten letzten Theile, aus dem Endpunkte an den Ansang zurückverlegen, wo die Antwort um nichts leichter ist?

Wenn wir uns aber auch über all' diese Schmierigkeiten leichten Herzens hinwegsetzen wollten, so bleiben dennoch andere, nicht minder schwierige Aufgaben zu lösen und zwar solche, bei denen uns die Naturwissenschaften bis heute wenigstens noch keinen Beistand zu gewähren vermögen. Die Frage nach dem Ursprünge und der Wesenheit des menschlichen Bewußtseins, die Frage, wie Erkenntniß der äußern Dinge in uns zu Stande kommt, das Forschen nach dem Princip der Individuatiou, um das sich schon die Scholastiker des Mittelalters so heiß bemühten, und endlich die Frage der Willensfreiheit und Unfreiheit, kurz, so ziemlich die meisten der „sieben Welträthsel", die auch Dubois - Reumond als derzeit ungelöst und muthmaßlich überhaupt unlösbar bezeichnet — sie alle liegen noch vor uns, und jene Forscher aus dem Gebiete der eracten Wissenschaft, die es mit der Wahrheit ehrlich nehmen, behaupten gar nicht, daß man diese Fragen auf dem Wege der inductiven Methode jemals zu beantworten im Stande sein wird. Zwar verwerfen sie zumeist auch alle nebelhafte, abstracte Spekulation und erhoffen von ihr gewiß auch keine Lösung, aber sie tragen kein Bedenken, dem menschlichen Wissen und Erkennen an allen diesen Punkten eine unübersteigliche Schranke zu ziehen — „lFNo,-»viruuL". — Es ist nicht eben sehr ermuthigend, wenn man sich erinnert, daß vor mehr als zwei Jahrtausenden schon Sokrates zu Hippias sprach: „Weise bin ich im Fragen der Weisen, aber sonst mag es übel um mich stehen, denn, wie die Dinge sich eigentlich verhalten, davon weiß ich nichts."

Glücklich darf man denjenigen preisen, den solche Zweifel nicht anfallen! Und es scheint, daß in dem dichterisch veranlagten Gemüthe Hainerlings eine lichtvolle, lebensfreudige Weltauffassung vorherrschte, welche im Vereine mit dem unabmcislichen Drange und Triebe zur Wahrheitsforschung ihm über alle Skepsis hinweghalf, wohl auch das Gewicht der entgegenstrebenden Bedenken nicht so sehr fühlen ließ, da er gan? unverzagt auch an die Erörterung dieser tiefsten Probleme bcrantritt.

Jede Kraft wird in dem Augenblicke, wo sie nach Außen hin wirksam wird, zur Begierde, zum Trieb, zum Willen und dadurch zur That. Für diesen Gedanken vermag Hamerling eine Reihe von Vorgängern anzuführen, deren Namen sich von Spinoza und Jacob Böhm bis in die neueste Zeit erstrecken und denen man bei einiger Umschau in der Literatur aller Zeiten noch eine stattliche Anzahl hinzufügen könnte. Er folgert daraus, daß die Atome niit demselben Rechte, mit deni man sie „.ttraftpunkte" genannt hat, auch als Willenspunkte, als Anfänger des „allgemeinen Lebenswillens" oder ähnlich bezeichnet werden können. Mit dieseni einen Schritte werden die Atome zu belebten Wesen und aus dem Leben des Kleinsten entwickelt sich das Leben des Alls. Auch die Pflanzen sind zweifellos belebte Organismen und man zögert heute schon beinahe nicht mehr, sie beeselt zu nennen. Sobald man die Worte „Leben" und „Seele" als identisch ansieht, kann man dagegen am Ende auch gar nichts einwenden, aber der Aufschluß, den man dadurch in der Sache selbst erhält, ist derselbe, den der Pantheismus zu geben versucht, wenn er das Sein der Gottheit ganz und gar nur in die Natur verlegt — ein Ergebniß, mit dem sich bekanntlich die Menschheit nicht befriedigt fühlt. — Sucht man endlich nach der praktischen Anwendung, welche Hamerling aus allen seinen Betrachtungen sür das Leben und Verhalten des Menschen zieht, also nach der „Sittenlehre," die er aufzustellen vermag, so zeigt sich, daß auch er noch immer auf dem uralten Gegensatze von „Lust" und „Unlust" steht, aus welchem allein meines Erachtens sich ein hinreichendes ethisches Princip nicht ableiten läßt. Nicht jedes „Lustgefühl" kann ein berechtigtes sittliches Motiv geben, nicht jedes Unlustgefühl ist ein Symptom unsittlichen Beginnens. Es muß also die Frage beantwortet werden, wann und warum zweifellos das Eine oder das Andere der Fall ist und diese Frage beantwortet Hamerling mit den Worten, mit denen er seine teleologische Naturauffassung begründet: „Das Zweckmäßige sei in den Organismen unter Mithilfe des Willens zum Leben zu Stande gekommen, welcher gerichtet ist auf Alles, was angenehm und dem ^eben förderlich und auf Hintanhaltung von Allem, was unangenehm und für das Leben bedrohlich ist." Muß es den ^eser, dem diese Sätze so ungemein bekannt klingen, nicht im höchsten Grade überraschen, daß Hamerling am Schlüsse eben desselben Capitels in ganz ungeberdiger Weise über Schopenhauer herfällt? Damit zieht er allerdings nur die Wege so manches modernen Schriftstellers, der den Reichthum vorangeganger' Geister sich zu Nutze macht und dann die Geplünderten auch noch verunglimpft. Ich gestehe, daß es mich peinlich berührt hat, gerade bei einem ästhetisch so hoch veranlagten Geiste solch unschönen Vorgang zu begegnen! — Doch kehre ich zur Sache zurück. Um das Gebäude der Sittenlehre zu vollenden, muß man vom Egoismus zum Altruismus vom Gesetz, das sich der Einzelwille im Interesse des Individuums aufzustellen geneigt wäre, zu dem Gesetz, das der „Allwille" dem Einzelwillen oft gegen dessen „Lustgefühl" kategorisch auferlegt, übergehen und das thut auch Hamerling, allein die Begründung, die er dafür zu geben versucht, kann als eine genügende

nicht angesehen werden. Er behauptet, der Einzelwille habe die Tendenz, sich dein All willen «nämlich dem der „Gesammtheit") zu unterwerfen, diese Tendenz gehöre zu den Naturgeseken des Willens. Es ist immer etwas bedenklich, von einem (besetz der Ratur eines Dinges zu sprechen, dessen Wesenheit nur so wenig zu erkennen vermögen. Aber wenn dem so wäre, woher käme dann das Böse in der menschlichen Gesellschaft, woher der Kampf des Guten gegen die Versuchung? Aber Hnmerling meint ferners, so wandelbar und verschiedenartig auch die menschlichen Begriffe von Moral je nach Zeit und ^rt sein mögen, in dem Einen Grundsatze seien sie doch immer und über: all übereinstimmend: „Thue Recht" —das sei der Inhalt des kategorischen Imperativs. Es ist aber nur eine Formel, die noch insolange keinen Inhalt, keine Anleitung für das sittliche Verhalten in sich schließt, als nicht festgestelli ist, was „Recht" und gut sei und zwar allerorten nnd immerdar? Daraus aber giebt Hamerling keine gerade und zweifellose Antwort, sondern verliert sich in eine Polemik über die viel weniger wichtige Frage, ob das „Rechts gefühl" dem Menschen angeboren oder durch Erziehung und Lehre erworben sei, wobei die Anhänger der letzteren Ansicht ziemlich nnsanft behandelt werden.
Vieles ließe sich noch sagen, wenn es nur vergönnt sein könnte, in'S Einzelne mancher Ansichten einzugehen. Aber ich habe die Empfindung, daß ich schließen soll, um den Leser nicht zu ermüden. Ich möchte nur noch das Eine ermähnen, daß Hamerling den eigentlichen Kernpunkt der so ungemein controversen Frage von der Willensfreiheit gar nicht geahnt zu haben scheint. Es mag sein, daß zur Zeit, als er die letzten Blätter seines Buches aufzeichnete, die Anhänger des Determinismus die ganze Fülle ihrer Argumente noch nicht so klar nnd systematisch ausgesprochen haben, wie es heute schon geschehen ist. Anders läßt sich nicht erklären, daß Hamerling ihnen so seichte und allerdings leicht widerlegbare Begründungen ihrer Ansicht zuschreibt, die dock eigentlich Niemand emstlich in's Treffen führt, — die gewichtigsten aber mit keinem Worte auch nur erwähnt. Auf solche Weise läßt sich diese Frage derzeit nicht mehr behandeln; für denjenigen, der derselben jemals näher getreten ist, wird es genügend sein, wenn ich sage, daß alle Erörterungen HamerlingS sich durchaus nur auf die unmittelbare „Wahlfreiheit" beziehen, die doch überhaupt nicht bestritten wird, hingegen die weitere Frage, ob die Motive des menschlichen Handelns selbst necessitirt seien, gar nicht berühren. Die wahre Lösung des Problems liegt aber einzig in diesem Punkte.
Soll ich nach all dem Gesagten noch mein persönliches Unheil über den Werth oder Nnwerth der Philosophie Hamerlings zusammenfassen? Ich halte es für unnöthig, da es Jeder, der diesen Zeilen seine Aufmerksamkeil geschenkt hat, sich selbst abzuleiten vermag. Ich habe mich bemüht, den Gedankengang getreulich wiederzugeben, so daß man daraus entnehmen kann, von welchem Punkte Hamerling ausging und welche Richtung er einschlug. Ein Ziel und Ende, bei dem er stille gehalten hätte, um mit Ruhe und Befriedigung auf den durchschrittenen Weg und die errungenen Ergebnisse Innab-

zublicken — konnte ich nicht bezeichnen, denn das Buch bietet ein solches nicht dar, weil es überhaupt, wie gesagt, nicht systematisch ausgebaut ist. Es werden darin unendlich viele Dinge erörtert, aber dennoch bleibt man nur allzu sehr an der Oberfläche haften; zur Tiefe gelangt man mit dem Autor leider nirgends. Zuweilen tritt man einer großen, folgenschweren Wahrheit ganz nahe — aber sie bleibt unbeachtet abseits am Wege liegen, woraus wohl geschlossen werden kann, daß Hainerling ihre eigentliche Bedeutung nicht ahnte. Sie kau? ihin irgendwo auf den vielverschlungenen Pfaden der vor uns aufgezeichneten philosophischen Forschung entgegen, aber er hat sie nicht aus sich selbst wiedergeboren und deshalb blieb sie ihm fremd. Wer aber darf sich rühmen, das Ziel, nach dein die Menschheit ruhelos ausschaut, erreicht zn haben? Wer darf von sich sagen, daß er auf dem Wege dahin nie gestrauchelt, den Fallstricken des Jrrthums stets entronnen ist? Schon dem emstlich Suchenden gebührt die Palme der Achtung und Sympathie. Und zu diesem gehört ohne Zweifel auch Hainerling, der die Welt mit den herrlichsten Gestalten seiner dichterischen Phantasie beschenkte, in seinen einsamsten und weihevollsten Stunden aber der Forschung uach den höchsten Fragen der Menschheit oblag. Des Schönen hat er sich als Meister bemächtigt, das gute als Mensch geübt — das Wahre hat er durch's ganze Leben nah und fern gesucht; mehr ist keinem Sterblichen vergönnt!

Englisches Theaterwesen.

von

Wilh. 5. Brand.

— London, —

I. Schauspiel.

ast sämmtliche londoner Theater liegen dicht nebeneinander, im Herzen der Stadt, im „Strand" und dessen nächster Umgebung, so daß bei der außerordentlichen Ausdehnung der Hauptstadt der Durchschnittsbesucher eine Entfernung von etwa acht Kilometern zurückzulegen hätte, wenn es sich nicht so träse, daß die in den abgelegenen Vorstädten ansässigen Bewohner schon wegen der Entfernung weniger die Theater besuchen und die jungen Leute aus der Citi) nach beendeten Geschäftsstunden von hier direct in's Theater gehen, ohne sich erst nach Hause zu begeben und wenn endlich nicht Jedermann, der- von den entfernter gelegenen Districten eine „Reise in's Theater" macht, auch noch andere Zwecke und Ziele mit dieser Reise in Verbindung brächte und womöglich auch ein Unterkommen für die Nacht bei einem guten Freunde nicht verschmähte.

Die Vorstädter kommen natürlich meistens mit der Eisenbahn, da aber auf allen besseren Plätzen der Theater volle Gesellschaftstoilette üblich ist, so fahren die Gäste, die nicht gar zu entlegen wohnen, doch lieber in ihren Equipagen oder in Droschken. Der vorhin angenommene Durchschnittstheaterbesucher müßte aber schon etwa drei Mark für eine Droschkenfahrt bezahlen, für Hin- und Rückfahrt also sechs Mark. Ein einfacher Sperrsitz kostet in den meisten Theatern 10 Mark 50 Pfennige, so daß uns, ohne noch viel für Erfrischungen und andere kleine Ausgaben zu rechnen, ein einfacher Theaterbesuch leicht auf zwanzig Mark zu sieben kommt. Rechnen

wir dazu die BiAhseligkeiten der Rci.se und de? Toilettenputzes, den großen Zeitverlust und die Gewißheit, kaum vor Mitternacht zn Hause zu sein, so wird man sich leicht denken können, daß die Londoner im Allgemeinen nicht so viel in's Theater gehen, wie die Großstädter des Continents und daß derartige Zustände einer gedeihlichen Entmickelung des Theatermesens in der That wenig günstig sind.

Gleichwohl aber drängen sich große Menschenmassen allabendlich im Strand zusammen. Wer gegen acht Uhr Abends, wenn die Theater ihren Anfang nehmen, oder nach elf Uhr, wenn sie schließen, den Strand besucht, der gewahrt bald, wo der Pulsschlag des reichshauptstädtischen Riesenkörpers am lautesten hämmert, ein fieberhaftes Pochen, das nur vielleicht in den Vormittagsstunden in Cheapside, einer der Hauptverkehrsstraßen der City, eine gewisse Aehnlichkeit findet. Denn die Mehrzahl der Londoner Straßen, die von Parks und Gärten begrenzt sind, bieten eine nahezu ländliche Ruhe.

Was uns an den Theatergebäuden selbst auf den ersten Blick auffallt, ist der Umstand, daß sie, namentlich die älteren, klein und primitiv sind. Im Strand reiht sich fast ein Schauspielhaus an das andere, aber diese Straße unterscheidet sich deshalb in ihrem Aeußeren wenig von anderen Haupt-Verkehrswegen, ^n Deutschland giebt es stattliche Gebäude, prächtige Portale, geräumige Ueberdachungen und begueme Auffahrten für Equipagen. Auf das Vorfahren eleganter Wagen ist dort überall Bedacht genommen, nur die eleganten Wagen selbst fehlen nur zu häufig! Deren giebt es in London selbst vor den mittelmäßigeren Theatern stets eine stattliche Reihe, aber die aufgeputzten Insassen müssen eben sehen, wie sie von der Fahrstraße sich über das Trottoir durch den Menschcnknäuel windeil; und so wenig Raum giebt es für sie drinnen auf den Vorplätzen der Theater selbst, daß sie zum Beispiel nach Schluß der Vorstellung, wenn sie auf ihre Wagen warten, gewöhnlich eine Viertelstunde lang auf den schmalen Treppen eng eingepfercht sich zu gedulden haben.

So ist denn auch der Zuschauerraum gewöhnlich ein ziemlich eng begrenzter, aber freundlich, gemüthlich und meistens auch geschmackvoll ausgestattet. W

Da tritt Mr. Bull ein. Hut auf dem Kopfe, Stock in der Hand und auch des Ueberziehers hat er sich noch nicht entledigt. Das geschieht erst, wenn er aus seinem Platz angekommen ist, vorausgesetzt, daß eine wünschenswerthe Temperatur herrscht, und in dieser Beziehung lassen die englischen Theater soviel zu wünschen übrig, daß er schon bei manchem Stück den ganzen Abend hindurch den Ueberzieher über den: ,^rack anbehalten hat! — Nock? viel stärker eingehüllt erscheint Mrs. Bull in ihrem prächtigen Opernmantel und dem kostbaren Spitzentuch über dem >iovf. Wie aber auch die Temperatur fein mag, sie bleibt längere Zeit in ihrer Umhüllung sitzen, so lange wenigstens bis ihre Umgebung den kostbaren Mantel hat sorgfältig mustern und sie darum beneiden können, und wenn er fällt, da

können wir Ulis an ihrer eleganten cremefarbenen Atlnsrobe erbaueil, die zwar für den herrschenden Zug und aus mancherlei anderen Erwägungen ein wenig zu tief ausgeschnitten sein mag, aber so verlangt's nun einmal die Mode. Es herrscht allabendlich in den einfachsten Theatern eine Pracht der Toilette, wie sie bei uns selbst bei Galavorstellungen nicht immer erreicht ivird.

„liv^s!", wie sich die meisten englischen Theater zu nennen belieben, Usi- ^Is^est) 's, l'rince ot' ^Valös's und ^rii^ess's — ist das Alles doch nur leerer Bombast. Es giebt keine königlichen Theater in England in dem bei uns bekannten Sinne des Wortes. Die Königin thut nichts, der Staat thut nichts, noch tliut irgend eine Stadt in England irgend etwas zur Hebung des Theaterivesens. Theater-Unternehmungen sind In'er lediglich commercielle Speculationen, oder dienen auch wohl als Mittel — oder doch als vermeintliche Mittel! — ehrgeizigen, nicht eben mittellosen Künstler» auf die bequemste Art zu Ehren und Ansehen, häufiger indeß zum — Bankerott zu verhelfen.

So miethet ein hervorragender Schauspieler — sei er auch mir seiner eigenen Neberzeugung nach hervorragend! — ein Theater, wählt sich ein Stück aus und engagirt die Mitwirkenden gewöhnlich nur „tor rke run ot tks pioee d. h. auf so lange wie das Stück eben Abend für Abend gespielt werden kann. Das mag nun Monate lang oder auch nur einige Tag lang dauern. Dann müssen die Künstler sich wieder anderswo ihr Brod suchen.

Der solchermaßen mehr oder weniger imvrovisirte Impresario ist dann im eigenen Hause gewöhnlich: Director, Regisseur, Darsteller, erster Liebhaber, erster Held — wenigstens der Reclame! — erster alles Andere, nicht selten auch erster Verfasser des Stückes oder er läßt sich wenigstens, weil er hie und da noch einige Aenderungen vorgenommen, vermuthlich seine eigene Rolle noch ein wenig herausgestrichen, im Uebrigen aber wohl nur ausgestrichen hat, init dem eigentlichen Antor auf dem Theaterzettel als „Mtverfasser" angeben.

Die meisten solcher selbsterkorener Künstler-Regisseur-Autoreu-Jmpresarii verschwinden begreiflicherweise gar bald wieder von der Oberfläche, andere aber sind solche Universalgenies, daß sie sich auf die Dauer nicht nur für, sondern auch als solche Allermeltskünstler zu halten vermögen; und nicht nur große, sondern auch reiche Männer dabei werden. Unter ihnen giebt es dann aber auch wirklich tüchtige und höchst verdiente Kräfte, die, wie die Zustände nun einmal sind, immerhin recht anerkennenswerthe Leistungen uns vorführen.

Obenan steht in dieser Hinsicht Mr. Henry Irving, bis auf diesen Tag immer nur noch „Mr.", wie lange auch das Publikum schon begeh« hat, ihn „Sir" Henry Irving nennen zu dürfen, ihn also in den Ritterstand erhoben zu sehen. Er hat auch das begehrliche N. ?. — d. h. Nember ot' ?ailiainont — immer noch nicht hinter seinem Rainen, obschon es an Aunoroernngen nicht gefehlt hat, er solle sich als Candidnt aufstellen lassen.

Er soll auch selbst die größte Neigung dazu verspüren. Allein, da das Par-
lament hier Abends „tagt" und der Künstler jeden Abend zu spielen hat,
so werden die Gesetze des Vandes bis auf Weiteres jedenfalls ohne seine
Mitwirkung zu Stande kommen müssen. Man sieht aus alledem immerhin,
in welch' hohem Ansehen derselbe bei seinen ^andsleuten steht.
Irving ist Inhaber des ^yceum-Theatero und ist gewin eine interessante
Erscheinung, aber jedenfalls keine eigentliche Buhncnerscheinung. Er hat einen
schwerfälligen, schleppenden <>>ang, unschöne linkische Gesten, Arme nnd Beine
erinnern nur zu lebhaft nu die ausgespreizten Gliedmaßen einer Spinne.
Der Künstler hat ein unsympathisches Organ, eine gekünstelte undeutliche
Aussprache. Und trotz aller dieser Mängel und Fehler kann er uns durch
die Genialität seiner Darstellung in einer Weise hinreißen, wie Wenige es
vermögen, sobald er nur auf sollen sich beschränkt, die seiner Individualität
angemessen sind. Sein Malvolio, sein Shvlock sind unübertreffliche Leistungen.
Aber dieser selbe Mann hat vor wenigen Jahren in der Rolle eines Romeo
sich versucht, der er nun einmal durchaus nicht gewachsen und jedenfalls längst
auch entwachsen ist. Manche Scenen wirken geradezu peinlich. Wenn je
ein großer Künstler Mangel an Vielseitigkeit besaß, so ist dies Irving.
Warum geht er so geflissentlich darauf aus, denselben an den Tag zu legen!
Höchst anerkennenswert!) bleiben indessen auch seine Verdienste als
Bühnenleiter. Irving ist es gewesen, der Shakespeare im eigenen Vaterland
erst einigermaßen wieder zu Ehren gebracht hat; und auch auf dem Wege
der Ausstattung, ans der die englische Bühne längst eine unübertroffene Höhe
erreicht hat, ist er allen Anderen weit vorausgeeilt, wie er auch auf gutes
Gesammtspiel stets sein besonderes Augenmerk richtet. In dieser Hinsicht
steht ihm in erster Reihe Miß Ellen Terry würdig zur Seite, eine klassische
Erscheinung von bestrickender Darstellungsgabe, obschon nicht immer aus-
reichendem Feuer in leidenschaftlichen Scenen.
Welch untrügbaren Fortschritt die Lnceumbühne unter Irvings Leitung
auch gemacht hat, von einem Uebel hat er sie doch nicht zu befreien gemußt,
einem Uebel, das auf die gedeihliche Entwicklung der Schauspielkunst sehr
lähmend wirken muß, das aber die Rücksicht auf die Finanzlage zu erheischen
scheint. Das ist die fortwährende Aufführung ein- und desselben Stückes,
das Monate lang, ja Jahre lang, auf derselben Bühne gebracht wird. Da-
durch wird das erforderliche Personal natürlich wesentlich beschränkt nnd es
kann allerdings um so inehr Mühe und Geld auf alle Einzelheiten verwandt
werden, insbesondere auch auf die Ausstattung, und iu Bezug auf diese ist
das englische Publikum nun einmal sehr verivöhnt. Die Zuschauer leiden
aber im Allgemeinen auch iveniger unter diesem Uebel, infofern es in London
allein inehr als zwei Dutzend Theater gicbt, die immerhin einige Abwechslung
bieten.
Nächst dem Lyceuin verdient das „Haymarket-Theatre" unter der um-
sichtigen LeitungBeerbohm-Tree's hervorgehoben zu werde». Väterlicherseits von

deutscher Abkunft (trotz seines holländischen Namens), machte Mr. Beerbohm unter dem Bühnennamen Tree zuerst durch die vorzügliche Darstellung schurkischer Ausländer viel von sich reden, die sich auf der englischen Bühne einer so großen Beliebtheit erfreuen. Der italienische Prinz, der russische Fürst, der sranzösische Marquis, der deutsche Baron, all die mehr oder weniger stereotypen Charaktere, welche die tugendhasten Engländer zur Ver-Übung von allemrt Ruchlosigkeiten glauben verwenden zu müssen, haben in Mr. Tree ihren unnachahmlichen Darsteller gefunden, der mit sorgfältiger Unterscheidung der nationalen Eigenheiten im Aeußeren, in der Aussprache des Englischen, wie in seinem ganzen Gebühren, eine Anzahl der interessantesten internationalen Charakterstudien uns vorführte, wenn mir auch wünschen mußten, das englische Publikum wäre weniger kindisch, weniger von dem Werths seiner eigenen Landsleute durchdrungen, als daß gerade immer die Ausländer die Bösewichter fein mühten. Doch das ist nicht Mr. Trees Schuld, der uns alsbald auch durch Darstellung einer Anzahl anderer Charaktere heimischen Gepräges eine seltene Vielseitigkeit bekundete.

Bon den übrigen Theatern seien nur noch erwähnt: das „Court" — also „Hof"-Theater! — unter der nicht gerade sehr seinen aber in ihrer Weise doch höchst talentvollen Mrs. John Wood, das „St. James's" unter Alemnder, das „Criterion" unter Wyndham, das „Garrick" unter Hare und das „Olymvie" unter Barrett.

In all diesen Häusern ist der Inhaber und Director auch der erste Darsteller, bezw. die erste Darstellerin, die Persönlichkeit, um die sich Alles dreht. Und dieses System tritt noch ungeschminkter bei „Terry's" und „Toole'S" zu Tage, zwei Häusern, deren Eigenthümer sich die Reclame nicht entgehen lassen konnten, dieselben einfach nach ihrer eigenen Person zu benennen. Terry und Toole sind beide Komiker, und zwar in ihrem Fach unzweifelhaft hervorragende Männer, wie denn die Komik wohl das einzige Genre der schauspielerischen Kunst ist, in welchem die englischen Künstler vielleicht ihre Berufsgenossen des ContinentS übertreffen. Sind nicht — dafern ein solcher Vergleich hier zulässig ist — auch die besten der Clowns überall aus dem Lande der Terry's und Toole'S! Beide Kunstler übertreiben indessen sc> maßlos, daß sie nur zu oft an einen Circus erinnern. Freilich der Bersuch dazu ist stark für einen Komiker, der Abend für Elbens dieselben Possen reißen soll, vollends in seinem eigenen Hause, wo er schalten und walten kann, wie es ihm beliebt, und noch dazu vor einem englischen Publicum, daS die Sväße nicht leicht dick genug kann aufgetragen bekommen.

Eines der vornehmlichsten Erfordernisse zum Erfolg auf der Bühne in England war lange Zeit und ist noch heute in Bezug auf weibliche Kräfte ihre — Schönheit, eine gewiß nicht zu verschmähende Eigenschaft, die in vielen Fällen indessen an sich allein schon für hinreichend galt, ihre Jnlmberin zu einer hervorragenden Künstlerin zu stempeln. Davon weiß Mrs. Langtrn nachzusagen, die gegenwärtige Pächterin des Prinzessinnen-TKeaterS. Die

„Lilie von Jersey" mar aber so schön, daß, noch ehe sie auf der Bühne erschien, die ganze Londoner Männerwelt von ihr entzückt war und sie schon aus dem Verkauf ihrer Photographien ein recht erkleckliches Sümmchen eingeheimst haben muß. Wenn sie sich nur für Geld sehen lassen könnte, hieß es in früheren Jahren, da hätte die „l^kMAti-v skov" allen anderen Budenbesitzern gewiß das Geschäft verdorben. Was Wunder, wenn sie da gar bald auf die Idee verfiel, auf dem hier nicht mehr ungewöhnlichen Wege sich öffentlich sehen zu lassen: Sie ließ sich ausbilden und ging ans die Bühne, oder vielmehr: sie ging auf die Bühne und ließ sich dann auch ausbilden.
War es nicht ähnlich mit der schönen Amerikanerin Miß Anderson, die hier mehrere Jahre hindurch die größte Anziehungskraft auf der Bühne ausübte und dann nach Amerika zurückging und dort dieselben Triumphe feierte?
Ihrem Beispiel folgte eine große Anzahl anderer Schönheiten oder solcher Damen, die sich jedenfalls dafür hielten, wie Miß Fortescue, der wegen eines Bruches des Eheversprechens von Seiten eines großen, reichen Lords von Gerichtswegen die erstaunliche Summe von 200,000 Mark zur Heilung der ihrem Herzen geschlagenen Wunden zuerkannt wnrde und die auf diese Weise plötzlich zur Heldin des Tages geworden war; ferner Mrs. Brown-Potter und andere Damen, freilich nicht alle mit demselben Erfolg, aber auch nicht alle von solch' außerordentlicher Schönheit. Dieser Schönheitscultus auf der Bühne hat allerdings in letzter Zeit auch ein wenig nachgelassen, oder er ist doch im wesentlichen auf solche Theater beschränkt worden, die wenigstens keinen Anspruch darauf erheben, für besondere Pflegestätten des Dramas in seiner höheren Form zu gelten.
Das eigentliche Nationalgericht für den britischen Theaterbesucher sind indessen die mit einer merkwürdigen Begriffsverwirrung hier „Melodramen" genannten Schauer- und Spectakelstücke gruseligster Art, Stücke voll Pulverdampf und Schiffbruchsschrecken, voll Collisionen und Explosionen, voll Unnatürlichkeiten und Unmenschlichkeiten, die von Seiten des stereotypen Bösewichts begangen werden, voll Blut nnd Schmutz, zugleich aber auch mit einer gehörigen Dosis recht breitgetreteuer Tugendhaftigkeit vennengt. So etwas ist das Lieblingsfutter für das gewöhnlichere englische Publikum, das aber auch nicht versäumt, seinen eigenen hohen Standpunkt in Bezug auf Tugend und Moral lärmend genug kund zu thnn, indem es den duldenden Helden und vor Allem die schwergeprüfte, aber nicht mir immer tugendhaft bleibende, sondern auch mit tugendsamen Redensarten bis zum Ekel um sich werfende Heldin allemal mit Beifallsbezeugungen überhäuft, während der Bösewicht in gebührender Weise ausgepfiffen Iwird. Da ihn aber auch in dem Stück nach all' den verübten Ruchlosigkeiten schließlich das verdiente Geschick ereilt, so muß das dramatische Werk doch auch wirklich gut sein!
— Und der Herr Pfarrer — der aufgeklärtere, der sich unterfangen hat, ein Theater zu besuchen — schreibt auch wohl tief gerührt einen Brief an die Zeiwngen, daß dieses Stück, so verschieden von den französischen Ehe-

bruchsimporten, gesunde englische Moral enthalte, daß die Tugend über das Laster trinmvhire, daß es daher Jedermann nur anzuempfehlen sei, zu einem solchen Stücke zu gehen!

Und ste gehen, die guten Leute in hellen Haufen und meiden sich an all den Scheusäligkeiten, die ihnen vorgeführt werden, aber die Tugend triumvbm ja — und der Herr Theaterdirector gleichfalls! Es giebt etwa ein Kalbes Dutzend Theater in London, welche dieser Richtung huldigen, und zwar mil größtem Erfolg — für ihre Kasse! Die vornehmlichste Heimstätte für das „Melodrama" ist das altehrmürdige Drurn Lane — selbstverständlich „Theater Royal," das von Weihnachten ab zwar regelmäßig einige Monate lang eines der hier so beliebten drmnatisirten Märchen für die Kindermelt auffükrt, dann aber regelmäßig moralische Melodramen aus der Feder des Herrn Direktors vom Stapel läßt. Sir Augustus Harris — „Drurvolanus," wie seine Telegramm-Adresse lautet und dann auch er selbst wohl genannt wird — ist aber ein Mann, der nicht nur alle jene Aemter in sich vereinigt, welche die Stellung eines hervorragenden Schauspielers nach englischen Begriffen zu erheischen scheint, sondern der sogar an der Leitung — und der Kasse! — zweier anderer Londoner Theater betheiligt, eine Zeitung besitzt, in das Gran schaftscollegium Londons, sowie auch zum Sheriff der City von London erwählt worden ist, der bahnbrechenden Vorstufe zur Londoner Oberbürgermeisterei, nnd als Sheriff, beileibe aber nicht als Theater-Director jüngst in den Ritterstand erhoben worden ist. Traun, ein Allerwelts-Impresario dieser Sir Augustus Harris „Drurvolanus."

Zur Charakterisirung feiner Dramen aber kann ich dem künftigen Lord Mayor kaum eine größere Gerechtigkeit widerfahren lassen, als daß ich mit einer Auslese „Druryolanischer" Annoncen schließe, in denen es heißt: „Großartige Ausstattung! — Splendide Kleider! — Reizende Comödie! — Schallendes Gelächter! — Thränen der Rührung! — Großartige fcenische Effecte! — Ein richtiges Druru Lane-Drama!"

II. Oper.

Man erzählt von einem Gelehrten, der einen Vortrag über die Schlangen in Irland hielt, daß er diesen mit den Motten eingeleitet habe, „es giebt keine Schlangen in Irland". Wie er darnach fortgefahren, habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können. So fühle ich mich fast versucht einen Aufsatz über die Oper in England mit den Motten zu beginnen „es giebt keine"! Jedenfalls giebt es keine Oper wie in andern civilisitten Ländern, vor Allem keine stehende Oper, und was wir hin und wieder an Opern zu hören bekommen, das sind fast ausschließlich ausländische Kunstmerke, die von ausländischen Künstlern vor' getragen werden. Aber auch da konnte ich schon vor Jahren an einer anderen Stelle in Bezug auf das Opernwesen in England schreiben: „Die deutsche Over ist todt, die italienische liegt im Sterben und die englische immer noch — in den Windeln." Die Zustände haben sich inzwischen wenig verändert.

Und doch sind die Engländer nicht nur eine reiche Nation, die sich mancherlei Genüsse leicht beschaffen können, sondern in ihrer Weife auch äußerst musikliebend. Indessen am liebsten hört jeder Einzelne sich selbst Musik machen. Singen müssen sie Alle, die Töchter, die Mütter, die Groß-mütter und ebenso die entsprechenden Generationen der Männerwelt. Es macht zuweilen den Eindruck, als fürchteten junge Mädchen, die nicht singen, dadurch einen mangelhaften Schulunterricht an den Tag zu legen. Straßen-musikanten — übrigens fast ausschließlich Deutsche — Drehorgel-Artisten aus dein sonnigen Italien und nun erst die große Kirchsnorgel und der Kirchenchor, in dem die ganze Familie Bull mitsingt, Alles das erfreut das Bull'sche Herz. Es sei den Engländern sogar zugestanden, daß sie in der Aufführung der Kirchenmusik recht Tüchtiges leisten, ja daß in der Wieder-gabe von Oratorien kein anderes Volk einen Vergleich mit ihnen aushält und wenn bei Gelegenheit des alle drei Hahrs stattfindenden Händelfestes im Crvstallvalast ein Orchester von fünfhundert, ein Chor von dreitausend Personen des „nationalen" Comvonisten unsterbliche Werke uns vorführt, so wird es Niemand einfallen, die Leistungen mit dein Maßstab der Tausende von Mit-wirkenden zu messen, aber es läßt sich doch auch nicht leugnen, daß die großen Massen wohl geschult sind und die Wirkung derselben eine ergreifende ist. Aber freilich das Oratorium ist ja fast ein Gottesdienst, der dem reli-giösen — oder religiös sein wollenden — Gemüth des Engländers so viel näher steht als eine Over, deren Aufführung soviel Sündhaftigkeit in sich schließt, oder doch in früheren Zeiten nach englischen Begriffen in sich schloß. Die Ansichten hierüber mögen sich in den letzten Jahrzehnten geändert haben, aber die Gewohnheit und der Geschmack oder dasjenige, welches als die Be-thätigung des guten Geschmacks im Musikmesen eingetrichtert worden, hat sich nicht gleich schnell einer Wandlung unterzogen. Das Verlangen nach der Oper ist nicht hinreichend rege geworden.

Dazu kommt, daß für solche Art Unternehmungen in England keinerlei Subvention gegeben wird und Jedermann weiß, was für ein heikles Unter-fangen ein Opernunternehmen auf eigene Hand ist. Wer es aber nicht weiß, der hätte es in England schon zu wiederholten Malen lernen können. „Die deutsche Oper ist für England todt," und wir können nicht um-hin, hinzuzufügen, sie ist durch die kurzsichtige Handlungsweise derjenigen, die sich zur Verpflanzung derselben nach England berufen fühlten, getödtet worden. Als vor etlichen Jahren die Wagner'sche Kunst, vornehmlich durch die Be-mühungen ihres unermüdlichen Vorkämpfers, des jetzt verstorbenen Dr. Franz Hüffer, derzeitigen Musikkritikers der Times, durch die vortrefflichen, nament-lich der Wagner'schen Musik gewidmeten Concerte des Hofkapellmeisters Hans Nichter aus Wien, in England eine gewisse Höhe erreicht hatte, hielt man nicht mit Unrecht den Zeitpunkt für geeignet, einen Cnklus von deutschen, in Sonderheit Wagner'schen Opern, in London in deutscher Sprache und mit deutschen Kräften zur Aufführung zu bringen, ja so geeignet, daß zu ein und

derselben Zeit zwei deutsche Unternehmer mit großem Kostenaufwand in gehässiger Opposition zu einander in zwei verschiedenen Theatern den Engländern deutsche Opern vorzuführen sich berufen fühlten. Ein in England ansässiger Herr, Franke war zuerst im Felde, und Herrn Angelo Neumann, der offenbar mit englischen Verhältnissen durchaus nicht vertraut und dem Concurrenten einen guten Bissen noch im letzten Augenblick vorweg zu nehmen gedachte, trifft natürlich die größere Schuld an diesem unverzeihlichen Skandal. War schon ein einziges Unternehmen der Art unter allen Umständen ein Wagniß, so untergruben die beiden Jmpresarii nun einander nicht nur ihr mühselig aufgebautes Werk, sondern begruben gleichsam unter den Ruinen ihrer Unternehmungen auch die Wagner'sche Kunst in England, das eben angefangen hatte, ein reges Interesse dafür an den Tag zu legen. Der Ruin war in beiden Fällen ein so vollständiger, daß fortan auch englische und italienische Opern Abstand nahmen, Wagner'sche Werke aufzuführen, die bis dahin selbst in dem fremden Gewände einen erfreulichen Zuspruch genossen. Erst nachdem der Pariser Lohengrin-Skandal vor etlichen Jahren dieser Oper zu einer so gewaltigen Reclame verholfen, tauchte sie bei der englischen wie der italienischen Oper in London wieder auf. Heute ist es schon wieder dahin gekommen, daß die Wagner'schen Werke die besten Kassenstücke abgeben. Ob unter solchen Umstanden Wiederbelebungsversuche einer deutschen Oper in England rathsam wären, dürfte für den Augenblick immerhin noch zweifelhaft sein. Allein die Zeit muß kommen, wo ein neuer Sigfried ersteht und sein Schwert muß, wenn mit Geschick gehandhabt, dann sicher einmal zum Siege führen.

Die italienische Oper lag lange Zeit im Sterben, doch es scheint, sie hat sich noch einmal aufgerafft. Wie in anderen Ländern, so gab es auch in England lange Jahre hindurch nur italienische Oper und zwar nur während der „Saison", im Mai und Juni, wo die vornehme Welt Englands in seiner Metropolis zusammenkommt. Aber mährend in Deutschland und Frankreich die nationale Oper sich verhciltnißmäßig frühzeitig daneben zu entwickeln begann und die fremdländische allmählich ganz und gar zurückdrängte, ist die englische Oper nur soeben in ihrer Entwickelung begriffen. Die italienische hat in den letzten zehn Jahren eine schwere Krisis durchzumachen gehabt. Das System der „Sterne", denen alles Andere untergeordnet wurde, war dermaßen in London in: Schwange, daß es Niemand mehr für der Mühe werth hielt, eine Oper zu besuchen, wenn nicht eine Patti, eine Nilsson oder eine Seinbrich auftrat. Diese wurden sich denn ihrer Anziehungskraft auch immer mehr bewußt; und sang eine Patti schon nicht mehr für weniger als 500 Pfd. Sterl. den Abend, so hielten es andere Primadonnen schon für eine Pflicht der „Selbstachtung" in ihren Ansprüchen hinter jener nicht zu weit zurückzustehen. Was konnte da, selbst wenn ein einfacher Sperrsitz in der Oper 21 Mark kostet, für die übrigen Mitwirkenden, für Chor, Orchester und Ausstattung übrig bleiben, von den Unternehmern gar nicht zu reden, die denn auch vielfach dabei bankerott wurden.

Es fehlte nicht an Versuchen, Aufführungen ohne die „Sterne" , in's Werk zu setzen, aber wer wollte eine Oper besuchen, wenn „Niemand sang". Diese Art Unternehmungen kamen in noch viel trübseligerer Weise zu Ende — oftmals vor ihrer Zeit! Ich werde nie die Aufführung eines Abends vergessen, bei welcher der Impresario nicht einmal im Stande gewesen, seine Künstler zu honoriren oder auch nur den Theaterarbeitern ihren Wochenlohn auszuzahlen. Diese weigerten sich daher ihre Dienstleistungen weiter zu verrichten. Unter mancherlei Stockungen und Störungen war der erste Act zu Ende gekommen, und den Publikum konnte es nicht entgehen, daß etwas Ungewöhnliches sich hinter den Coulissen abspielte. Es verbreitete sich alsbald auch die Kunde, welcher Art Differenzen dort ausgebrochen waren und die sturmschwangere Atmosphäre theilte sich schnell den Zuhörern mit, die, begierig wie ein solcher Vorfall enden werde, durch laute Zurufe die auf der Bühne herrschende Erregung noch erhöhten. Als nun nach abermaligen Verzögerungen der Vorhang wieder aufgezogen wurde, da erschien der Regisseur allein, und erklärte, daß die Bühnenarbeiter sich weigerten, ihre Dienste zu thun und daß die Vorstellung daher nicht fortgesetzt werden könne. Damit wollte sich nun das Publikum keineswegs zufrieden geben. Die Damen und furchtsamen Elemente hatten sich längst entfernt, und von denen, die zurückgeblieben, begannen manche ein entsetzliches Lärmen. Nach einiger Zeit erhob sich der Vorhang noch einmal, und die Bühne zeigte nun das originellste, aber auch trübseligste Bild, das wohl je einem Publikum vorgeführt worden: Tänzerinnen und Choristinnen, Coulissenschieber und Figuranten, da standen sie buntgemischt in ihren Arbeiteranzügen und dein Flitterwerk ihrer prunkhaften Kostüme und — baten um Almosen.

Dieser Abend schien der italienischen Oper in England den Todesstoß versetzt zu haben, aber sie sollte doch noch einmal am Leben erhalten bleiben. Ein neuer Unternehmer befaßte sich nun mit derselben; der allmächtige Impresario von Drury Lane und verschiedenen andern Theatern. Sir Augustus Harris „Druriolanus" übernahm nun zu seinen mannigfachen andern Obliegenheiten auch noch die Gründung und Leitung einer neuen italienischen Oper in London, die natürlich auch auf die wenigen Saisonmonate beschränkt blieb. Sir Augustus glaubt nicht an die „Sterne", wenigstens nicht an solche auf der Bühne. Er hat seine glänzenden Größen lieber diesseits des Vorhanges und setzte sich nun mit einer Anzahl der einflußreichsten und begütertsten Personen des Landes in Verbindung, denen er gewissermaßen die oberste Leitung des ganzen Unternehmens anheimstellte.

Die Herren gefielen sich jedenfalls in der Rolle der Schutzherren der Kunst, obschon genauer betrachtet ihre ganze Schutzherrlichkeit — abgesehen vielleicht von einem tüchtigen Garantiefond, den sie unter sich zusammenbrachten — nur auf diesseits des Vorhangs sich erstreckte, insbesondere auf die Beschaffung eines ebenso zahlreichen wie vornehmen Publikums. Und machten sie die italienische Oper von Covent Garden nicht gerade zu einem

hervorragenden Kunstinstitut, so verwandelten sie das Opernhaus doch auf die kurze Dauer der Saison immerhin zur Sammelstätte der vornehmen Welt und aller — die dazu gehören möchten. Die italienische Oper ist wieder Mode geworden, und durch den zahlreichen Zuspruch, den der schlaue Impresario nun gefunden, ist es auch wieder in Stand gesetzt, durch die Heranziehung tüchtiger Kräfte und das ans die Gesammtdarstellung gerichtete Augenmerk ganz erträgliche Opern zu bieten.

Italienisch ist bei der ganzen Sache allerdings nur der Name und die Sprache, in der gesungen wird. Die Opern selbst, die gegeben werden, sind meistens deutschen oder französischen Ursprungs. Die Gesangskräfte stammen aus allen möglichen Ländern der Welt — und die linAU» tose»«» kommt dabei nicht immer am besten fort. Doch wie sie an sich am geeignetsten ist zum Gesang, so dürfte sie ganz abgesehen von dem Prestige, das der italienischen Oper doch immer noch anhaftet, gerade unter den obwaltenden Umstanden auch die zweckdienlichste sein für ein Conglomerat internationalen Sängerthums, bis sie vielleicht eines Tages verdrängt wird von der nationalen Sprache des Landes.

Wenn es heißt, die englische Oper liege noch „in den Windeln," so denken wir doch unwillkürlich daran, das; dieses ein Toilettengegenstand ist, dem alle, die damit bekleidet, einmal entwachsen, aber in diesem Falle sehen wir davon noch keinerlei Anzeichen. Im Gegentheil, hatte die nationale Oper vor etlichen Jahren einen kleinen Aufschwung genommen, so wurde sie einerseits durch die Wiederbelebung der italienischen Oper auf's Neue in den Hintergrund gedrängt, andererseits aber und vornehmlich durch den plötzlichen Tod ihres Gründers, unseres verdienstvollen, unvergeßlichen Landsmannes Karl Rosa, der fast alleinstehend den Engländern den Anfang zu einer nationalen Oper gemacht hatte. Geboren in Hamburg und auf den Conservatorien zu Leipzig und Paris ausgebildet, mar er eine kurze Zeit Musikdirector in seiner Vaterstadt und begab sich dann nach Amerika, wo er sich mit der bekannten Sängerin Parepa verheirathete. Mit dieser zusammen machte er sich alsbald an seine Lebensaufgabe: die Begründung einer englischen Oper oder doch zunächst einer Oper mit englischen Gesangskräften und in englischer Sprache, ein Unternehmen, das er im Jahre 1874 nach England verpflanzte, wo der plötzliche Tod seiner Gattin und Helferin der ganzen Sache einen zeitweiligen Stillstand gebot. Allein im nächsten Jahre hatte er doch seine englische Operngesellschaft beisammen, freilich erst eine Wandertruppe, die von Stadt zu Stadt pilgernd nirgends länger als einen oder zwei Monate sich zu halten vermochte. Darüber hinaus ist ine Osrl Rosa Opera Oompanv bis auf diesen Tag nicht gekommen. Aber der Grund zu einer nationalen englischen Oper ist gelegt, und es mag uns einige Genugthuung bereiten, daß, wie es ein Deutscher war. Gluck, der den Franzosen eine nationale Oper schuf, so auch unser Landsmann Rosa den Engländern eine englische Oper, mag dieselbe auch noch so viel zu

wünschen übrig lassen, ins Leben rief. Er war auch schon darüber aus, eine nationale Oper im höheren Sinne des Wortes zu begründen, als nur die Aufführung fast ausschließlicher fremdländischer Musikmerke in englischer Sprache und von englischen Kräften bedeuten kann. Auch neue nationale Comvositionen mußten ins Leben gerufen werden, und wo er daher ein Coinpositionstalent glaubte entdeckt zu haben, beauftragte er dasselbe auch gleich mit der Lieferung einer Oper. Nicht weniger als sechs derartige Werke heimischer Kräfte brachte er mit großem Kostenaufwand in wenigen Jahren zur Aufführung. Und wenn dieselben nicht alle einen besonderen Erfolg erlebt haben, so ist das jedenfalls nicht Rosas Schuld. Er stand auch bereits im Begriff, ein großes, neues Opernhaus in London zu errichten, und es mar zu erwarten, daß, märe er nicht durch einen so frühzeitigen Tod im Alter von 48 Jahren dahingerafft, er es nicht hätte genug sein lassen, nur eine englische Operngesellschaft zu begründen, sondern auch eine stehende englische Oper sür London ins Leben gerufen und damit einen unleugbaren Schandfleck von den? Namen der größten und reichsten Stadt der Welt getilgt haben würde.

Dazu scheint sich nun in neuerer Zeit ein anderer Mann berufen zu fühlen, Mr. D' Oyly Carte, der erfahrene Director des Savoy Theaters, wo die fo überaus erfolgreichen Operetten der Dioskuren Gilbert und Sullivan, wie „der Mikado" und die „Gondoliers" herausgebracht morden. Mr. Carte hat auch zunächst gleich ein neues Opernhaus errichtet, bislang aber erst eine einzige Oper, „JvanlM", von Sullivan, herausgebracht. Er geht dabei von dein erstaunlichen (Grundsatz aus, möglichst nur neue Opern nationaler Componisten zur Aufführung zu bringen und dieselben in derselben Weise spielen zu lassen wie die Operetten, nämlich Abend sür Abend, solange es eben angeht. Er hätte sich doch aber vorher sagen können, daß ein derartiges Verfahren auf die Dauer unmöglich durchführbar ist, wie sich denn in Bezug auf „Jvanho«' auch trotz aller Reclame in wenigen Monaten bereits herausgestellt hat. Mr. Carte dürfte über der Aufführung von Opern leicht das Vermögen verlieren, welches ihm die Operetten eingebracht haben, wenn er nicht zeitig andere Wege einschlägt. Und so steht es zu erwarten, daß das neue stattliche Opernhaus gleichfalls alsbald der Operette überliefert wird oder aber, daß der Impresario, wenn ihm wirklich emstlich um die Hebung der Opem-Verhältnisse in diesem Lande zu thun ist, da anfängt, wo Carl Rosa aushörte.

Der Misanthrop.
Schauspiel in fünf Acten
von
Möllere.
In deutschen Versen von Ludwig Fulda.
— Berlin. —
(Schluß
Dritter Act.
Erster Auftritt,
^»rsnder. Acsst.
«Uiksnticr: Marquis, Behagen strahlt aus deinen Zügen;
Stets bist du sorglos, stets bereit zum Scherz,
Nun sag' mir ehrlich, Hand auf's Herz:
Hast du so großen Anlaß zum Vergnügen?
Acsst: Auf Lhre, Freund, wenn ich mein Leben prüfe,
So find' ich gar nichts, was mir Kummer schüfe.
Ich habe Geld, bin jung, man neiint mit Recht
Altadelig das Haus, dem ich entsprossen;
Durch meinen Nang und mein Geschlecht
Ist jede Stellung mir erschlossen,
Und Muth, der doch am höchsten wird gepriesen,
Mir fehlt er nicht, das weiß man überall;
Ich Hab' in einem wohlbekannten Fall
Als äußerst kühn und schneidig mich erwiese»
Geist Hab' ich fraglos und Geschmack dabei,
Rann aburtheilen, ohne nachzudenken,
Und in Premieren — meine Schwärmerei —
Sitz' ich als Renner auf den ersten Bänken,

Her Misanthrop von Moliere.
Ich mache Stimmung, klatsche oder gähne,
Bei schönen Stellen leit' ich den Applaus;
Ich bin gewandt, ich seh' nicht übel ans,
Bin gut gewachsen, habe hübsche Zähne,
Und daß ich meine Kleider weiß zu tragen,
Das wird wohl Niemand zu bestreiten wagen.
Ich Hab' den allerbesten Namen,
Bin gern gesehn bei Hof, beliebt bei Damen,
Und, Freund, bei solchen Gaben, glaub' ich fast,
Rann wohl ein Mensch mit sich zufrieden sein,
Clitsnder: Ja; doch weshalb, wenn du die Auswahl hast,
Bemühst du hier dich ohne Hoffnungsschein?
Acsst: Ich? Nun auf Ehre, bin ich wohl der Mann,
Die Aölte einer Schönen hinzunehmen?
Ein Alltagsmensch, ein blöder Tölpel kann
Dem strengen Joch geduldig sich bequemen.
Zu ihren Fußen schmachten und vergehn,
Mit Seufzern und mit Thränen sie erweichen
Und durch sein standhaft fortgesetztes Flehn
Erringen, was zu hoch für Seinesgleichen.
Jedoch ein Mann wie ich ist viel zu gut,
Um unbelohnt zu lieben auf Credit;
wenn eine Dame noch so vornehm thut,
Gottlob, mein Werth hält mit dem ihren Schritt,
So ganz umsonst geschieht es nicht,
Daß ich ihr solch ein Herz zu Füßen lege,
Und mindestens verlangt das Gleichgewicht,
Daß sie entgegenkommt auf Haldem Wege.
«Ulrsnder: So glaubst du, hier der Hahn im Korb zu sein?
Acsst: vielleicht besitz' ich Gründe, das zu glaube»,
Glirsnder: Ich muß dir diesen großen Irrthum rauben
Du täuschst dich, Freund, und redest dir was ein.
Acsst: So red' ich mir was ein und täusche mich.
Llilsnder: kiegt denn Sein Glück so fraglos vor dir offen?
Acsst: Ich täusche mich.
Llttsnder: Hast du Beweise, sprich!
Acsst: Ich rede mir was ein
«Ittsnder: kieß sie dich hoffen?
Acsst: Ich irre.
«llitsnder: Machte Celimenens Herz
Sich im Geheimen dir verständlich?
Acsst: Nein, sie verschmäht mich.
Llitsnder: Gieb mir Antwort endlich!
Acsst: Sie wies mich ab.

Deutsch von k. Fulda in Berlin.
^lirsndcr: Nun laß einmal den Scherz
Und sag', ob sie dir Hoffnung hat gegeben,
Zlcast: Mir blüht kein Glück; Du aber stehst in Gnade.
Unleidlich bin ich ihr im höchste» Grade,
Und übermorgen nehm' ich mir das Leben.
clitsnder: Marquis, was meinst du, wenn wir ehrenhaft
Uns miteinander durch Vertrag vergleichen?
Hat Einer von uns Beiden sich're Seichen
von Celimenens Liebe sich verschafft,
Dann giebt der And're sich besiegt, und künftig
Muß er auf jeden Wettbewerb vernichten.
Zlcsst: Auf Ehre, Freund, das find' ich sehr vernünftig
Und will mich augenblicks dazu verpflichten.
Doch still .. .
Zweiter Auftritt.
Vorige. Lelimene.
6elimene: Noch hier?
«Nitsnder: Ja, stets in Ihrem Bann,
celimene: Am Hausthor hält ein wagen an;
wer mag das sein?
ciirsndrr: Zch weiß nicht.
Dritter Auftritt.
Vortgr. Vsßaue.
Bsßaue: Eben fuhr
Arsinoi! hier vor.
^cllmene: Was will denn die von mir?!
VsSque: Fräulein «Lliante begrüßte sie im Flur. M-)
^elimene: was fällt ihr plötzlich ein? was sucht sie hier?
Rcsst: Als Tugendausbund wird sie rings geachtet,
Und ihre Frömmigkeit . . .
celtmene: Zst falsches Sxiell
Ihr Herz ist weltlich, und sie sinnt und trachtet
Nach Männerfang; nur hilft ihr das nicht viel.
Sie blickt auf jede Fran mit Neid,
Die eifriger Verehrer nicht ermangelt,
Und weil ihr arger Unstern Keinen angclt,
Schilt sie auf die Verblendung uns'rer Seit,
Ihr falscher Tugendschleier soll verstecken,
wie schrecklich die Verlassenheit sie quält,
Und nur um ihre Häßlichkeit zu decken,
verlästert sie den Sauber, der ihr fehlt.
Doch ein Geliebter wär' ihr höchst willkommen;

Der Misanthrop von Moliöre,
Selbst um Alcest bemüht sie sich;
Seit er mir huldigt, ist sie bös auf mich
Und thut, als hätt' ich ihn ihr weggenommen.
Aus Eifersucht, die sie nicht bergen kann,
verleumdet sie mich hinter'm Rücken schmählich.
Nie tras ich solche Dummheit an:
Mit einem Wort, sie ist mir unausstehlich,
Und . . .
vierter Auftritt.
Vorige. ArsmoS
celimene: Ach, welch' guter Engel führt Sie her?
Ehrlich gesagt, ich war recht ungeduldig . . .
Zlrsinoö: Ein wink, den ich der theuren Freundin schuldig,
Bestimmte mich . , .
Lelimcne: B, das beglückt mich sehr!
(«llitandrr und Acasl gehen heimlich lachend ab,)
Fünfter Auftritt.
ZlrsinoV. Cclimcne.
Ärslno?: Es trifft sich prächtig, daß die Herren gingen.
Celimene: Ich bitte Platz zu nehmen.
Arstno«: Danke nein. —
Die Freundschaft muß besonders wachsam sein
In wichtigen und großen Dingen,
Und da nichts Größeres den Menschen eigen
Als ihres Namens unbefliecktes Schild,
So mag mein Rath, der Ihrer Ehre gilt,
Die Treue meiner Freundschaft zeigen.
Als gestern man in äußerst würd'gem Kreise
In das Gespräch auch Sie verwob,
Fand Ihre prunkerfüllte Lebensweise
Zum Unglück nur geringes Lob.
Ihr allzeit off'nes Haus, Ihr kiebesspiel
Und was die Welt daraus zu folgern willig,
ward mehr getadelt, als gerecht und billig,
Und strenger, als es mir gefiel.
Ich nahm natürlich gleich für Sie Partei;
Ich habe Sie, so gut es ging, vertheidigt,
Bewiesen, daß Ihr Wille lauter fei,
Und für Ihr gutes Herz mich hoch vereidigt.
Dcch man vermag gewisse Dinge
Trotz aller Freundschaft nicht in Schutz zu nehmen;
Drum mußt' ich zum Gcständniß mich bequemen,
Daß Ihre Art Sie leicht in Schaden bringe,
Daß sie den Schein nicht zu vermeiden strebe,
Der Anlaß giebt, ihr Schlimmes nachzusagen,
Und daß unstreiiig Ihr Betragen

Den bösen Jungen stete Nahrung gebe.
Nicht daß ich zweifeln will an Ihrer Ehrbarkeit;
Der Himmel schütze mich vor dem Gedanken I
Doch schon ein Argwohn bringt den Ruf in's Wanken,
Und auch ein reine? Herz geht oft zu weit.
Madame, Sie werde» mich nicht mißversteh«,
Den gut gemeinten Rath mir nicht verargen,
Sei n Sie versichert, meine Worte bargen
Den regsten Antheil für Ihr wohlergehn.
Lelimene: Madame, ich bin für Ihren Rath erkenntlich
Und halt' ihn für so wenig mißverständlich.
Daß ich sogleich mich dankbar möchte zeigen
Durch einen Rath, der Ihrer Ehre gilt,
Und da Sie mir aus Freundschaft nicht verschweigen,
wie man auf mich und mein Betragen schilt,
So macht dies edle Beispiel mir zur Pflicht
Zu sagen, was die Welt von Ihnen spricht,
vor Kurzem war ich zu Besuch erschienen
In einem auserwählten Kreise;
Man sprach dort von der besten Lebensweise.
Und unter Anderm sprach man auch von Ihnen,
Da ward denn Ihre fromme Tugendlehre
Nicht grad' als Muster hingestellt;
Ihr Heiligenschein, den man für künstlich hält.
Ihr ewiges Gered von Sucht und Ehre,
Ihr Schreien, wenn in unbefang'nen Worten
Ein heikler Doppelsinn sich wittern läßt,
Ihr Selbstbewußtsein, das sich allerorten
Ein Mitleidsthränchen aus den Augen preßt,
Ihr Ranzelton, der sich damit vergnügt,
Auch Lauterkeit und Unschuld anzuklagen,
ward, um es grad' heraus zu sagen,
Ganz allgemein verurtheilt und gerügt.
Was ist, so frug man, ihrer Andacht Sinn?
Spricht ihrer Maske nicht ihr Leben Hohn?
Denn diese pünktlich fromme Beterin
Schlägt ihr Gesind und zahlt ihm keinen Lohn.
Sie nennt das Airchenlaufen unerläßlich
Und schminkt, um hübsch zu scheinen, ihr Gesicht;
Auf Bildern ist ihr jede Nacktheit gräßlich;
Doch das lebendige mißfällt ihr nicht
Ich stellte mich sogleich auf Ihre Seite
Und sagte laut, daß dies Verleumdung sei;
Doch meine Stimme war im Widerstreite
Mit allen übrigen; man blieb dabei.
Daß Sie, statt Andern nachzuspüren,
Sich selber prüfen sollten streng und scharf,
Daß man erst fegen muß vor eig'nen Thüren,
Bevor man alle Welt verdammen darf.

Daß eine Frau nur durch ein Musterleben
Dem Sittentadel giebt Gewicht
Und besser noch anheimstellt das Gericht ,
Den Leuten, denen Gott dies Amt gegeben.
Madame, Sie werden mich nicht mißversteh'«,
Den gut gemeinten Rath mir nicht verargen;
Sei'n Sie versichert, meine Worte bargen
Den regsten Antheil für Ihr wohlergehn.
Ärsinoö: (Obgleich ein Mahnwort stets gefährlich war,
So dürft' ich einen bessern Lohn erhoffen;
Aus Ihrer Bitterkeit erkenn' ich klar,
Daß Sie mein Freimuth hat in's Herz getroffen,
^elimene: Im Gegcntheil, ich möchte Jedermann
Solch wechselseit'qen guten Rath empfehlen,
Damit die arge Blindheit weichen kann,
In welcher einzeln wir uns quälen.
Wenn Sie nur wollen, werden wir hinfort
Uns mit dem gleichen Eifer redlich dienen
Und uns getreulich melden jedes wort,
Das Sie von mir gehört und ich von Ihnen,
ZlrsinoL: Madame, wer spräche wohl von Ihnen schlecht?
Ich freilich bin des Tadels nicht enthoben.
^elimene: Es läßt sich Alles tadeln oder loben,
Und jeder hat auf seine weise Recht,
Denn wir erleben eine Seit der Liebe
Und eine Zeit der strengen Litten,
Zu denen schon allein die Klugheit triebe,
Sobald der Glanz der Jugend uns entglitten,
weil wir nur so vor Arönkung uns bewahren,
wahrscheinlich folg' ich Ihrem Beispiel auch,
wenn ich erst alt bin; doch es ist nicht Brauch,
Schon sittenstreng zu sein mit zwanzig Iahren.
Arsinoi?: <Li, wollen Sie den winz'gen Zwischenraum
Des Alters an die große Glocke hängen?
Daß Sie ein bischen jünger sind, ist kaum
So wichtig, um es prahlend auszusprengen,
Und unklar ist mir, was Sie treibt,
Mich so empfindlich zu verletzen.
^ellmene: Ganz ebenso, wie mir es unklar bleibt,
warum Sie gegen mich beständig Hetzen,
warum Ihr Aerger immer mich beschuldigt;
Kann ich dafür, daß Niemand Ihnen huldigt?
wen» viele mir nicht widerstehen können
Und täglich ihre kiebe mir bethenern,
Das werden Sie mir zwar nicht gönnen;
Doch dem vermag ich wirklich nicht zu steuern.
Das Feld ist frei; ich hindere Sie nicht
Die zu erobern, denen Sie gefallen.

Deutsch von 5, Fulda in Berlin,
Zlrstnoö: Ach, meinen Sie vielleicht, ich wär' erpicht
Auf jenen Männerschwarm, mit dem Sie prangen?
Als wüßte man nicht ganz genau bei Allen,
Um welchen Preis es leicht ist, Tie zu fangen I
Soll man wohl glauben bei der heut'gen Jugend,
Daß diese Schar nur Ihr Gemiith verehrt,
Nur in erlaubter kiebe sich verzehrt
Und nichts bewundern will als Ihre Tugend?
Solch eitler vorwand macht doch Niemand, blind;
Die Welt ist nicht so dumm. Ich kenne Frauen,
Die kiebe zu erwecken würdig sind
Und doch kein Heer von Männern um sich schauen
Und hieraus zieht man leicht den Schluß,
Daß sie nicht uns'rcr schönen Augen willen
Uns lieben, daß man ihie wünsche stillen
Und ihre Dienste sich erkaufen muß.
Drum meiden Sie's, den zwcifelhafien Schein
So leichter Siege rühmend zu entfalten
Und schränken Sie den Hochmuth ein,
Mit dem Sie sich für was Besond'rcs halten.
wär' unser Herz von Neid geschwollen,
wir könnten leicht dieselben Wege geh»,
Entsagten wir der Scham, Sie würden sehn,
Daß wir Geliebte haben, wenn wir wollen.
^ellmene: So wollen Sie doch nur; ich habe nichts dagegen.
Und da Sie nun die schwarze Kunst erkannt,
wie man . , .
Nichts mehr von diesem Gegenstand!
wir würden uns zu sehr erregen,
Und längst schon hätt' ich Lebewohl gesagt;
Jedoch mein wagen zwingt mich zu verweilen.
Solang es Ihnen irgend hier bchagt,
Vitt' ich durchaus sich nicht zu übereilen.
Ich will nicht lästig sein und mag Sie gern
Der angenehmeren Gesellschaft gönnen;
Ein guter Zufall schickt uns diesen Herrn;
Er wird Sie besser unterhalten können.
Sechster Auftritt,
vorige. Zllcest.
«Telimenc: Mein Freund, ich habe einen Brief zu schreiben.
Der keinen Aufschub leiden darf, Sie sollen
Indeß Madame die Zeit vertreiben;
Sie wird, so hoff' ich, mir deshalb nicht grollen.
Arsinoß:
Lellmene:

Siebenter Auftritt.
Alcest. Arstno?.
ArstnoL: Das heißt, Sie müssen sich mit mir begnügen,
So lange, bis mein wagen wiederkehrt;
Sie konnte meinem Wunsch sich gar nicht besser fügen,
Als da sie dies Gespräch mir hat gewährt.
Muß doch an einen edlen Mann
kieb' und Verehrung aller Welt sich heften;
Ihr Geist ist so begabt mit Zauberkräften,
Daß er mein wärmstes Mitgefühl gewann,
Sie hätten wahrlich Recht zur Klage;
Sie könnten fordern, daß die Majestät
Sich Ihres werth's erinnert; alle Tage
verdrießt cs mich, wie man Sie übergeht.
Mich? Hab' ich Anspruch auf besond're Lhren?
Welch großen Dienst erwies ich je dem Staat?
Auf welche hohe Heldenthat
Könnt' ich verweisen, um mich zu beschweren?
Nicht Jeder, den des Hofes Gunst mit Gaben
Beschenkt, hat etwas Rühmliches vollbracht
Man muß nur Glück und mächt'ge Freunde haben
Und weil schon Ihr Verdienst Sie würdig macht,
Drum . . .
Mein Verdienst I B lassen wir das ruhn!
Rann denn der Hof mit Allem sich befassen?
Lr hätte wirklich viel zu thun,
Um Jedermanns Verdiensten aufzupassen,
Ein echt Verdienst erstrahlt in eig'ner Helle;
von Ihrem ist man überall durchdrungen.
Noch gestern war) an hoher Stelle
von Leuten ersten Rang's Ihr Tob gesungen.
Je nun, Madame, wen lobt man heute nicht?
Auf Unterschiede leistet man Verzicht;
Der Ruhm erhält die weiteste Verbreitung;
Man wird durch Lob schon längst nicht mehr geziert,
Man schwimmt darin, wird damit bombardirt,
Und selbst mein Hausknecht steht schon in der Zeitung.
ArstnoB: Damit die Welt Sie besser lerne schätzen,
wünscht' ich, daß Sie ein Amt bei Hof erstreben.
Man wird, sobald Sie nur ein Seiche» geben,
Gleich alle Hebel in Bewegung setzen.
Mir stehen Freunde zu Gebot, die gern
Den weg erleichtern und das Ziel gewinnen,
Alcest: Und was, Madame, sollt' ich am Hof beginnen?
Mein ganzes Wesen hält mich von ihm fern.
Die Seele, welche Gott mir eingehaucht
Alcest:
Arsino«:
Alcest:
Arstnoö:
Alccsn

Deutsch von L. Fulda in Berlin.
wird nimmermehr die Luft des Hof's vertragen;
Mir fehlen die Talente, die man braucht,
Um dort zu glänzen und sich durchzuschlagen.
Mir hat Natur ein off'nes Herz geschenkt;
Ich kann nicht meine Worte dreh'n und winden,
Und wer nicht anders redet, als er denkt,
Der wird dort niemals eine Heimat finden.
Muß ich entsagen all den großen Sielen
Und all den Titeln, die der Hof verleiht,
So bleib' ich auch dafür befreit
vom bittren Loose, den Hanswurst zu spielen:
Ich muß mich nicht vor jeder Kränkung ducken,
Mich nicht an eines Stümpers Versen freu'n,
Nicht hohen Damen Weihrauch streu'n,
Nicht nns'rer Junker Faseleien schlucken.
ArsinoV: So lassen wir den Hof; doch manches Mal
Muß ich auch Ihrer Liebe Mitleid zollen,
Und wenn Sie meine Ansicht hören wollen,
So wünscht' ich Ihnen eine bess're Wahl,
Ein reichlicheres Maß von Glück beschert;
Denn diese Frau war niemals Ihrer werth.
?llcest: Mir scheint, Madame, Sie haben nicht bedacht,
Daß Sie von Ihrer Freundin sprechen.
ZlrsinoL: <Z) dochl Nur mein Gewissen ist erwacht
Und kann nicht länger dulden dies verbrechen.
Ach, Ihre Lage muß mein Herz verwunden;
Denn sicher ist's, daß man Sie hintergeht.
»Icest: Ein Mitgefühl, das Ihnen trefflich steht,
Für das ich Ihnen äußerst bin verbunden.
Zlrslnoß: Ist sie auch meine Freundin, das vertrauen
von einem edlen Mann verdient sie nicht;
Denn ihre Liebe hat ei» falsch Gesicht.
Zllccst: Wohl möglich; Niemand kann in Herzen schauen;
Doch hätt' Ihr Mitleid schöner sich gezeigt,
wenn Sie dies Gift mir vorenthalten hätten,
Zlrsinoö: wen» Sie de» Wunsch nicht haben, sich zu retten,
Dann ist es freilich besser, daß man schweigt.
Alcest: <v nein. Doch Alles setz' ich lieber dran,
Als daß mein Herz von Zweifeln wird zerrissen;
Ich will nicht, nein, ich will nichts wissen,
Bevor ich's nicht mit Händen greifen kann.
ArstnolZ: Da halt' ich Sie beim wort; wir machen aus,
Daß Sie sich nur den klarsten Gründen beugen,
Sich nur mit cig'nen Augen überzeugen.
Begleiten Sie mich jetzt zu mir nach Hans;
Dort sollen Sie mit größter Deutlichkeit

In Ihrer Liebsten falsche Seele schauen,
Und hätten Sie nur Sinn für and're Frauen,
Dann läg' ein Trost gewiß nicht allzuweit.

Vierter Act.

Erster Auftritt.

«lisnle. Mtlinr.

Mllink: Nein, dieser Starrkopf gab nicht nach;
Der Streit war äußerst schwierig auszugleichen:
Er wollte, was man auch zum Guten sprach,
von seiner Ansicht keinen Fuß breit weichen,
llnd nie ward ein so drolliges Gericht
Gehalten vor des Lhrenrathes Stufen.
„Nein," rief er, „nein, ich kann nicht widerrufen,
Und Alles geb' ich zu — nur dieses nicht.
lVas will er denn? Was könnt' ihn so entfachen?
Ist er entehrt, weil er nicht dichten kann?
Wenn ihm mein Rath mißfällt, was liegt daran?
Der beste Mensch kann schlechte Verse machen;
Die Ehre wird dadurch nicht untergraben.
Ich halt' ihn, meine Herren Richter,
Für einen Mann von Mnih, Verdienst und Gaben,
Kurzum für Alles — nur für keinen Dichter.
Gern will loben seines Hauses Glanz,
Sein Reiten, Fechten, sein Geschick im Tanz;
Doch wenn er Verse macht, bleib' ich daheim;
Wem's nicht von Gott gegeben ward im Schlafe,
Der lasse seine Hand von Lied und Reim,
LH' man's ihm nicht befiehlt bei Todesstrafe." —
Am Ende schien es fast, als gäb' er nach;
Er aber hielt sich schon für mehr als fügsam,
Indem er folgende Erklärung sprach:
„Mein Herr, es thut mir leid, daß ich so ungenügsam
Doch recht von Herzen wünscht' ich mir und Ihnen,
Daß Ihr Sonett mir besser wär' erschienen."
worauf es gleich an ein Umarmen ging,
Und damit fand die Sitzung ihren Schluß.

Lllsnlc: Er ist gewiß ein rechter Sonderling
Und doch ein Mann, den ich verehren muß.
Denn seine strenge Wahrheitsliebe
Zeigt edlen Muth und Heldenbafrigkeit,
Und wünschen möcht' ich uns'rcr Zeit,
Daß solch ein Vorbild nicht vereinzelt bliebe.

Mtlinl: Eins werd' ich nie versteh»: Wie könnt' er nur
Solch einer Leidenschaft sich überlassen?
Wie soll zu seiner Denkart und Natur
Die heftige Verliebtheit passen?

Deutsch von k. Fulda in Berlin,
Und vollends scheint mir jeder Grund zu fehlen,
Daß seine Wahl auf Celimene siel.
Glisnte: Dies lehrt: Nicht immer wird der Neigung Siel
Bestimmt durch Harmonie der Seelen,
Und wer etwas auf Wahlverwandtschaft giebt,
Den würde dieses Beispiel schlagen.
Mlltnt: Ist anzunehmen, daß auch sie ihn liebt?
Elisnke: Ja, das ist nicht so leicht zu sagen.
Wie könnt' ich prüfen ihrer liebe Wahrheit?
Denn ibrem cig'nen Herzen fehlt die Klarheit;
Sie liebt manchmal und will es selbst nicht glauben,
Und manchmal liebt sie nicht und glaubt es doch,
Pgittnt: Sie wird, so fürcht' ich, uns'rem Freunde noch
Mehr als er ahnt, von seinem Frieden rauben,
Und grad' heraus, besaß' er mein Gemüth,
<Lr würde sich zu anderm Glücke wenden
Und einsehn, daß ein bess'res Loos ihm blüht
In dem Gefühl, das Sie an ihn verschwenden.
Eliante: Ich will mich nicht verstellen, und ich denke,
Man soll in diesen Dingen ehrlich sein.
Daß er sie liebt, ich seh' es ohne Pein,
Und grad' weil ich ihm Antheil schenke,
So mürd' ich, wenn's mir irgend möglich wär',
Gern selbst in ihre Hand die seine legen;
Fänd' er jedoch von ungefähr
In dieser kiebe keinen Segen,
Und zög' sie einen andern Freier vor,
Dann neigt' ich seiner Werbung gern mein Bhr,
Und daß er sich von ihr verschmäht gesehn,
In meinen Augen sollt' es ihm nicht schaden,
Mlltnt: Ich meinestheils, ich lass' es still geschehn,
wenn Sie den Freund mit Ihrer Huld begnaden.
Gr selber, wenn er will, kann Ihnen sagen,
Was ich hierin ihm oft und eifrig rieth;
Doch wenn's die Beiden mit einander wagen.
Und wenn er Ih„en sich dadurch entzieht,
Dann möcht' ich mir die hohe Gunst erstreiten,
Die ihm gegönnt war; weist er sie zurück,
Dann war' ich selig, wollte dieses Glück
Don ihm zu mir herübergleiten!
Lltsnte: Sie scherzen, Herr Philint.
Mittnk: Dies ist kein Scherz
Dies stieg aus meiner Seele tiefstem Grunde;
Zu off'ner Werbung harr' ich nur der Stunde,
Und Flügel ihr zu geben wünscht mein Herz,

Zweiter Auftritt.
Vorige. Alrest.
Alcest du Llionie), Mein Fräulein, helfen Siel — Mich traf ein Streich,
Der meine ganze Araft zu lähmen droht.
Lltsnte: Was ist geschehn? Sie zittern, Sie sind bleich . . .
Alrest: Nicht fassen kann ich's nochl Das ist mein TodI —
Serginge diese Welt in Nacht und Graus,
Ich trüg' es leichter. — Nun ist Alles aus . . ,
AU' meine Liebe . . . ach, ich kann nicht sprechen,
Llismr: Sie müssen Athein schöpfen, sich erholen.
Alcest: V Gott, wie konntest du so holde Züge
vereinen mit so schändlichen Verbrechen?
LIisvte: wer sagte Ihnen . .
Alrest: Alles, Alles Lügel
Ich bin verrathen, um mein Glück bestohlenl
Denn sie — denn Celimene — gebt nur Acht —
Hat mich getäuscht, betrogen, hintergangen,
Glisnte: kieß Jemand Sie Beweis dafür erlangen?
MillM: Das ist gewiß ein thörichter verdacht;
Die Eifersucht wird leicht zum Wahn getrieben , , .
Alrest: potz Wetter, sparen Sie sich nur den Rest!
Ihr falsches Spiel steht leider felsenfest;
Ich Hab' es schwarz auf weiß, von ihr geschrieben.
Gin Brief, den sie Bront geschickt, beraubte
Mich meines Heils und zeigt mir meine Schmach:
Bront, von dem sie stets nur Uebles sprach,
Den ich am wenigsten gefährlich glaubte,
Milinl: Lin Brief stellt Manchen in verkehrtes Licht
Und legt auch wohl der Unschuld eine Schlinge.
Alcest: Noch einmal, Herr, bemühen Sie sich nicht
Und kümmern sich um Ihre Dinge.
Glisnre: Nicht gar so ungestüm; dies Unrecht soll . . .
Alcest: Mein Fräulein, Alles liegt bei Ihrem willen;
In Ihnen stächt' ich mich vertrauensvoll,
Damit Sie dieser Wunde Vualen stillen.
Auf! Rächen Sie den niedrigen verrath,
Mit dem sie meine Treue heimgesandt;
Ja, rächen Sie die unerhörte Thatl
«kllsnre: Sie rächen? Und wodurch?
Alrest: Durch Ihre Hand,
Mein Herz hat Sie statt Jener sich erkoren:

Das ist die Rache, die ich ihr geschworen;
Gefoltert soll sie werden durch die Treue,
Die echte Liebe, die besorgte Glut,
Durch all den wandellosen Vofermuth,
Den ich fortan zu Ihren Füßen streue.
eilsnre: Ihr Schmerz ergreift mich, und ich sage frei:
Es ehrt mich hoch, daß Sie um mich geworben;
vielleicht ist aber gar noch nichts verdorben,
vielleicht geht dieser Rachedurst vorbei,
Hat die verrStherin ein hübsch Gesicht,
So plant man vieles; doch man thut es nicht.
Und gäb's auch tausend Gründe, sich zu trennen,
Schuldlos erscheint die Sönd'rin, die man liebt,
Und jeder böse Wunsch zerstiebt:
Den Zorn der Liebenden muß man nur kennen!
ZllcesK Nein, Fräulein, diese Kränkung traf ins Leben;
Der Rückweg ist versperrt, der Bund gebrochen;
Unwiderruflich Hab' ich's ausgesprochen
Und war' ein Schwächling, wollt' ich ihr vergeben,
Sie kommt. Sie fühle meines Zorn's Gewalt!
Nachdrücklich werd' ich sie zur Rede setzen
- Und sie zerschmettern; Ihnen bring' ich bald
<Lin Herz, das sich entwand aus ihren Netzen.
Dritter Auftritt,
^ellmene. Alcest.
Attest,s«r sich): Mein Gott, jetzt gieb mir Fassung! Gieb mir «rast!
eelimene <ISrs,ch>- B weh! lZ»Aicrst> weshalb schon wieder in Erregung?
Denn Ihrer Augen rollende Bewegung
Und Ihre Seufzer sind mir räthselhaft.
Zllcest: Dann hören Sie, daß ei» Betrug noch nie
verübt ward, der so schwarz und greuelvoll,
Daß aller Teufel Trotz, des Himmels Groll
Nichts Schändlicheres jemals schuf als Sie!
cclimene: Lin artig Vröbchen Ihrer Zärtlichkeit.
Zllccst: Nur keinen Spott! Dazu ist jetzt nicht Seit!
Jetzt hätten Sie mehr Anlaß zum Lrröthen!
Für Ihren Trug ist der Beweis erbracht;
verslehn Sie endlich, was mich wiithend macht?
Mein Mißtrau'n mar nur allzusehr von nöthen;
Der Argwohn, der Sie oft verdrossen.
Hat meines Unglücks Tiefe mir erschlossen-
Mein guter Geist hat mich gewarnt
Trotz all der List, mit der Sie mich umgarnt.
Doch halten Sie mich nicht für einen solchen Thoren,
Daß ich nicht Rache für den Schimpf oerlange.

Der Misanthrop von Moliere
Wohl weiß ich: Neigung fügt sich nicht dem Zwange,
Und Liebe wird in Freiheit nur geboren;
Ein Herz wird niemals durch Gewalt bestrickt,
Es muß sich frei verschenken und versagen,
Und hätten Sie mich offen heimgeschickt,
Dann fand' ich keinen Grund mich zu beklagen;
Hätt' ich sogleich gehört Ihr redlich Nein,
Ich dürfte nur dem Schicksal böse sein.
Doch mir den Glauben leih'n, ich sei geliebt,
Das ist verrätherei, das ist Betrug,
Für den es keine Sühne giebt,
Und keine Strafe scheint mir groß genug.
weh' Ihnen I Die Vergeltung soll beginnen!
Ich bin nicht mehr ich selbst, ich bin von Sinnen.
Ich fühl' es, dieser Schmerz wird mich erwürgen,
Mein armer Geist ist todeswund;
Ich bin ein Rasender und bin's mit Grund;
was auch geschieht, ich kann nicht für mich bürgen,
Gelimene: welch eine wuth! Kaum trau' ich meinen Bhren!
Mir scheint, Sie haben den verstand verloren.
Zllccst: Ja, ich verlor ihn an dem Unglückstag,
Als meine Augen dieses Gift gesogen,
Als ich dem Schein von Lauterkeit erlag,
Mit dem Ihr süßer Zauber mich betrogen.
Gelimene: wer darf behaupten, daß ich Sie betrüge?
Zllcest: B Heuchlerini Doch diesem schlauen Spiel
Setz' ich nun ein für allemal das Ziel:
Hier sehen Sie; find das nicht Ihre Züge?
Ja, schämen Sie sich nur aus Herzenstiefe;
vor solchem Seugniß schließt sich wohl Ihr Mund.
Lektinen e: Das also war's? Das hat Sie so gequält?
Zllreft: Und Sie erröthen nicht vor diesem Briefe?
<elimene: Erröthen — ich? Aus welchem Grund?
Alreft: Das nenn' ich doch die Keckheit weit getrieben!
Sie leugnen, weil Ihr Namenszug hier fehlt,
Lelimene: Wie sollt' ich leugnen, was ich selbst geschrieben?
Alcest: Und daß des Briefes Inhalt klar und hell
Sie schuldig spricht, das macht Sie nicht erbeben!
Leiimene: weiß Gott, Sie sind ein närrischer Gesell.
Alrest: wie! Soll es hier noch eine Ausflucht geben?
Soll ich als Treubruch nicht den Brief betrachten,
Der für Vront von Honig überquillt?
Gettmene: Vront? wer sagt, daß ihm dies Schreiben gilt?

AIcest: Die Leute, die mir's überbrachten.
Doch wenn es auch für einen Andern wäre,
Hab' ich dann keinen Anlaß, Sie zu schelten?
Ist Ihre Schuld dann eine minder schwere?
celimene: Und könnt' es nicht auch einer Dame gelten?
Wo wäre dann ein Grund, mich anzuklagen?
Zllcest: Ein hübscher Winkelzug. ein MeistergriffI
Ich stelze waffenlos vor solchem Kniff
Und sichle mich aufs Haupt geschlagen,
wie konnten Sie so plumpe List ersinnen?
Li, glauben Sie, man hat so wenig Hirn?
Neugierig bin ich doch, mit welcher Stirn
Sie diese grobe kiige weitersxinnen.
wie deuten Sie's, daß in verliebten Tönen
Ihr Brief zu einer Dame spricht?
Rechtfertigen Sie, um den Betrug zu krönen,
Nur diese Stelle . , ,
Lellmenc: Nun beliebt's mir nichtl
Sie haben gar kein Recht, mir zu befehlen
Und einen solchen Ton zu wählen.
Alcest: Nein, werden Sie nicht aufgebracht; Sie sollen
Nur diese eine Zeile mir erklären.
cellmene: Niemals I Sie können denken, was Sie wollen;
Sei's, was es sei, mich wird es wenig scheren.
Zllcest: Sei'n Sie barmherzig; machen Sie verständlich,
Daß Sie den Brief an eine Frau gesandt!
celimene: Nein, an Bront; so glauben Sie's doch endlichl
Mich freut, daß er mich liebenswürdig fand;
Sein wort und Wesen schätz' ich hoch vor allen;
was immer Sie behaupten, geb' ich zu.
Nun zehn Sie, bleiben Sie — ganz nach Gefallen;
Nur lassen Sie mich jetzt in Ruh'.
Alrest lf«r s,ch,^ B Himmel! Sab es (yualen je,
Die solche Marter überragten?
Mich treibt gerechter Zorn und tiefes weh,
Und mich, den Kläger, macht sie zum verklagten!
Sie steigert meinen Argwohn tausendfach,
Sie leugnet nicht, sie rühmt sich ihrer Schande,
Und dennoch, dennoch ist mein Herz zn schwach,
Um zu zerreißen seine Bande,
Zu schwach, um mit Verachtung sie zu strafen,
Die Undankbare, die ich so geliebt.
Ja, Schlange, meine Schwachheit giebt
Dir Riesenkraft und macht mich neu zum Sclaven;
Gin Blick in diese Augen, und das Joch
Unsel'ger Liebe muß ich weiter tragen!

Ach, so rertheid'gen Sie sich doch,
Stehn Sie doch ab, sich selber anzuklagen!
Des Brieses Unschuld lassen Sie mich schau'n;
Mein Wunsch wird Ihren Worten sich vereinen;
Bestreben Sie sich nur, mir treu zu scheinen,
So werd' ich mich bestreben zu vertrau'n.
celimenc: Ach, Sie sind nicht gescheidt vor Lisersucht
Und völlig unwerth meiner kiebe.
Das fehlte wahrlich noch, daß n„r die Flucht
Zu nied'rer Heuchelei mir übrig bliebe,
Daß ich mir Helsen sollte mit Betrug,
wenn sich mein Herz zu einem Andern neigte!
wie! Daß ich Ihnen meine kiebe zeigte,
Ist das noch nicht vertheioigung genug?
Hat ein verdacht dagegen noch Gewicht?
Muß er mich nicht beleidigen und schmerzen?
Denn ohne Kamps entringt dem Frauenherzen
Sich solch ein zärtliches Gesländniß nicht.
Der Leidenschaft und ihrem Ausdruck stellt
Die Frauenehre machtvoll sich entgegen;
Wie dürft' ein Mann, vor dem die Schranke fällt,
Straflos an diesem Spruche Zweifel hegen?
Ist er nicht schuldig, wenn er uns nicht glaubt,
was wir mit schweren Wpfcrn nur verschenken?
B geh'n Sie! Dieser Argwohn muß mich kränken,
Hat Sie des Recht's auf meine Gunst beraubt.
V wie ich mich der blöden Thorheit !chäme,
Daß mir noch blieb ein Rest von Zärtlichkeit;
Sie wurde besser Anderen geweiht,
Damit Ihr Vorwurf einen Grund bekäme.
Zllceft: Arglistige! Soll Ihre Macht nicht enden?
Ich weiß, Sie täuschen mich mit süßem wort,
Und doch, und doch — mein Schicksal reißt mich fort.
Und meine Seele liegt in Ihren Händen.
Ich will Gewißheit haben, klares kicht,
S)b Sie so treulos sind, mich zu verlassen.
celimene: Nein, Ihre kiebe ist die rechte nicht.
Zllcest: Ach, sie ist größer, als Gedanken fassen,
Und diese Glut, die jedes Maß verlor,
Feindsel'ge wünsche lockt sie mir Kervor:
Ich wünschte, daß Sie häßlich wären.
Daß ein unseliges Geschick Sie quälte,
Daß Gott Sie hätt' erschaffen zum Gn!behren,
Daß Ihnen Stand und Rang und Reichtbnm fehlte,
Damit die Bpferthaten meiner kiebe
Aus Ihrem Leben scheuchten Nacht und Grau'n
Und mir der Ruhm, der Stolz, die Wonne bliebe,
Ihr Glück mit meinen Händen zu erbau ».

Celimene: Die neuste Art von ritterlichem Schutz!
Davor sei Gott, daß je der Tag erschiene . . .
Ist das nicht Dubais? Und in welchem putz!
vierter Auftritt.
Vorige. Vuooiß,
Alcest: was soll der Aufzug, die bestürzte Miene?
was giebt es?
Vubotß: Herr , . .
Alcest: Nun?
Vuooiß: Eine Mordgeschichte!
Alcest: was ist geschehn?
VuboiK: Ach, Herr, uns geht es schändlich.
Alcest: So sprich!
Vuvotß: keis oder laut?
Alcest: Nur zu! Berichte!
VuboiK: Soll ich vor dieser Frau da . . .
Alcest: wird's nun endlich?
willst du wohl reden?
VuoolK: Herr, wir müssen fiiehn.
Alcest: wieso?
VuvoiK: wir müssen lautlos uns verziehn,
Alcest: warum?
VubolK: wir dürfen hier nicht mehr verweilen.
Alcest: weshalb?
VulioiK: weil's nöthig ist, daß wir von hinnen eilen.
Alcest: was giebt dir Anlaß, so zu sprechen?
VuuoiK: Der Anlaß ist: wir müssen schleunig fort.
Alcest: Du kump, ich werde dir die Knoche» brechen,
wenn du nicht Rede stehst mit klarem wort,
VuvolK: Ein schwarzer Kerl, der schwarze Kleider trog.
Bracht' uns ein Stück Papier bis in die Küche;
Drauf stehen lauter Krakelfiiß' und Sprüche;
Aus denen wird kein Teufel klug.
Ich glaube, daß es den Prozeß betrifft;
Doch kann's der Satan selber nicht versteh«.
Alcest: Ei, du Halunke, wegen dieser Schrift
Meinst Du, wir müßten auf die Reise zehn!
VuvoiK: Ja, was ich sagen wollte — bald darauf
Kam Einer, der bei Ihnen oft verkehrte,
Gerannt in athemlosem kauf

Und wies mich an, dieweil Sie nicht zur stell',
Und weil er mich als treuen Diener ehrte,
Ich sollte . , . halt, wie heißt er doch nur schnell?
Alcest: Ganz einerlei! was ward dir aufgetragen?
VubolK: Nun ja, er ist Ihr Freund; das ist genug.
Er sprach, gefährlich sei der mindeste Verzug,
Und wenn sie blieben, ging's an Ihren Aragen.
Alrest: Was! Ließ er sich darauf nicht näher ein?
VubolK: Das nicht- doch nahm er Tinte und Papier
Und schrieb etwas, woraus, so denk' ich mir,
Der ganze Kandel deutlich ist zu fassen,
A liest: Sieb her!
Celimene: was mag hier vorgefallen sein?
AIceft: Ich weiß nicht; doch ich wünsche zu erkunde» . . .
Do Teufelskerl, hast du's nun bald gefunden?
Mein See!', ich hab's zu Hause liegen lassen.
AIcest: Jetzt aber warte . . ,
>Lrlimene: werden Sie nicht böse,
Und eilen Sie, daß sich dies Räthsel löse,
?llcest: Ein feindlich Schicksal ist darauf erpicht,
Daß kein Gespräch uns Beide je vereine;
Ich biet' ihm Trotz: verwehren Sie es nicht,
Daß ich heut Abend wiederum erscheine.
Fünfter Acr.
Erster Auftritt.
Alcest. Milinr.
Zllrest: Noch einmal: die Entscheidung ist gefallt.
pgilint: Der Schlag ist hart; was aber soll Sie zwingen . . .
Zklcest: Nein, reden Sie, solang Ihr Athen, hält,
Nichts ist im Stand, mich davon abzubringen;
Zu tief ist die verderbniß unsrer Zeit;
Drum will ich lieber alle Menschen meiden,
wasl Gegen meinen Widerpart entscheiden
Gesetz und Recht und Scham und Ehrbarkeit;
Ich blicke Jedermann auf meiner Seite,
Ich harre voll vertran'n und unterdeß
Entgeht mir der Erfolg, um den ich streite:
Recht Hab' ich und verliere den Prozeß
Ein Schuft, den man verachtet allgemein,
vermag durch kug und Trug zu siegen!
Dem Meineid muß die Wahrheit unterliegen!

Deutsch von k. Fulda in Berlin.
Er würgt mich meuchlings, und das Recht ist sein.
Mit ausgelerntem Lügenmaul besticht
Er die Vernunft und blendet das Gericht,
Bis er zuletzt den Haftbefehl erzwingt!
Doch all dies Unrecht macht ihn »och nicht satt:
Ein Schandbnch wird verbreitet in der Stadt,
Ein Buch, das schon dem keser Strafe bringt;
Von diesem Luch, das für den Pranger reif,
Macht mich der freche Schurke zum Verfasser,
Und Herr Bront als guter Haffer
Bestärkt geschäftig diesen Unterschleif!
Er. der am Hofe stets als Muster prangte,
Dem ich nichts that, als daß ich ehrlich war,
Der ungestüm, auf eigenste Gefahr
Mein Urtheil über sein Gedicht verlangte
Und dann zum Dank, weil ich es gut gemeint,
weil ich die Wahrheit und ihn selbst geachtet,
Erlogne Schuld auf mich zu häufen trachtet;
Ja, er ist jetzt mein schlimmster Feind
Und wird's bis an sein Lebensende bleiben,
Nur weil ich dem Sonett kein lob geweiht.
Das also sind die Menschen! Das ihr Treiben
Und das die Früchte ihrer Eitelkeit!
Das ist es, was in ihre» Herzen ruht
von Ehre, Treue, Recht und wahrheitsmuth!
Mir wird zu viel, was ich durch euch verliere:
Fort aus der Mordgrnft, aus dem Dorngesträuch I
weil ihr verruchter seid als wilde Thiere.
Drum sag' ich mich auf ewig los von euch.
Wjllnk: <Lin wenig vorschnell find' ich diesen Plan;
Mir scheint, daß Sie das Unrecht überschätzen,
was auch Ihr Gegner Ihnen angethan,
Er wußte Ihre Haft nicht durchzusetzen;
Sein Zeugniß ist in sich versunken
Und bringt ihn selber in ein böses kicht.
?llccst: Ihn? — Diese Kleinigkeit beirrt ihn nicht:
Er hat das Vorrecht aller Erzhallunken;
was hent ihm droht zu raube» Ruf und Glück,
Das stellt ihn morgen fester auf die Beine.
!?hilmt: Soviel ist sicher: von dein üblen Scheine,
In den er Sie gebracht, bleibt nichts zurück,
was hier zu fürchten war, das ist vorbei,
Und wenn Sie unterlagen vor Gericht,
Steht Ihnen ein Appell noch immer frei.
Der diesen Spruch . . .
Alceff: Ich apxellire nicht!
Ich bin empfindlich zwar getroffen;
Doch unverändert lass' ich den Beschluß:

Das Unrecht liegt in ihm so prächtig offen,
Daß man der Nachwelt ihn erhalten muß
Als ew'gen Markstein, als Grinn'rungssäule
An unseres Jahrhunderts Sittenfäule.
Gr kostet mich wohl zwanzigtausend Franken;
Doch sür dies Geld erwerb' ich mir das Recht,
Zu fluchen auf das menschliche Geschlecht
Und ihm mit unversöhntem Haß zu danken.
Wilinl: ZVenn aber . . .
Alcest: Sparen Sie Ihr Aber und Ihr Wennl
Bleibt hier noch etwas aufzuklären?
Ist's möglich? Haben Sie die Stirne denn,
All diesen Greueln Nachsicht zu gewähren?
Wiltnt: Nein, ich bekenne gern, daß ich mich beuge:
Selbstsucht »nd Arglist lenkt den Weltenlauf,
Durchtriebenheit ist obenauf,
Und alle Menschen find aus schwachem Zeuge.
Doch weil sie schlecht sind, sollen wir sie fliehn
Und einsam uns verkriechen hinterm Bfen?
Die Fehler, die an uns vorüberziehn,
Sie bilden uns heran zu Philosophen:
Dies ist das schönste Amt der wahrheitsgluth;
Denn wäre nur noch Redlichkeit zu finden,
Und wäre Jeder Iren, gerecht und gut,
Dann müßten all die Tugenden verschwinden,
Die uns die Kraft verleihen, ohne Fluch
Das Unrecht im Gefühl des Rechts zu tragen,
Und überall, wo wackre Herzen schlagen . . .
Zllcrst: Ich weiß, Sie sprechen wie ein Buch;
Ihr Redestrom ergießt sich voll und breit;
Doch hindern Sie mit all dem schönen Schwünge
Nicht meine Sehnsucht nach der Einsamkeit.
Ich habe keine kunstgerechte Junge:
Mein offnes Wesen würde stets mich narren,
Und böse Händel könnt' ich nicht vermeiden.
Genug! Ich will auf Lelimene harren,
Damit sie meinem Plane Beifall gicbt;
Dies soll die Probe sein, ob sie mich liebt;
In dieser Stunde wird es sich entscheiden.
Mllinl: So suchen wir Lliante inzwischen aufl
Zllrest: Nein, allzu schwer drückt meiner Sorgen Haus.
Ich bleib' in diesem lvinkel hier allein
Mit all dem tiefen Gram, den ich erlitten.
MiliM: In die Gesellschaft paff' ich nicht hinein;
Ich gehe, um Manie hierher zu bitten.

Zweiter Auftritt.
Lelimene. Gront. Alcest.
Gront: Ja, sprechen Sie Madame; sind Sie bereit,
Zum Lebensbunde mich zu wählen.
Dann geben Sie mir volle Sicherheit!
wer liebt, läßt sich nicht gern von Zweifeln quälen,
will Ihre Gnade meine Sehnsucht lindern,
So bitt' ich Sie, bekennen Sie es frei,
Und Ihrer Neigung erste Probe sei,
Daß Sie Alcest an weitrer Werbung hindern,
Ihn mir zum Bpf» bringen und fortan
Ihr Haus und Ihren Umgang ihm verbieten.
celimene: Was reizt Sie plötzlich gegen einen INann,
Für den Sie einst Bewunderung verrielhen?
Gront: Nicht darum handelt es sich hier.
Sie sollen endlich Ihr Gefühl bekunden
Und sich entscheiden zwischen ihm und mir:
An Ihren Spruch ist mein Entschluß gebunden
Alcest aus dem Winkl her»or). Jawohl, der Herr hat Recht; nun heißt's entscheiden
was er verlangt, oas ist auch mein Begehr.
Mich quält dieselbe Glut, dasselbe Leiden;
Auch meine Liebe fordert jetzt Gewähr;
Rein Aufschub mehr; in's Rollen kam der Stein;
Jetzt ist es Zeit, ein klares wort zu sprechen.
Gront: Mein Herr, ich will durchaus nicht lästig fein
Und mag Ihr Liebesglück nicht unterbrechen.
Alcest: Mein Herr, von Eifersucht ganz abgesehn,
Mit Ihnen wünsch' ich nicht ein Herz zu theilen,
Gront: Sollt' Ihre Werbung vor der meinen stehn . . .
Alcest: Sollt' Ihr Bemühn den kleinsten Sieg ereilen . . .
Gront: 5» schwör' ich, daß ich völlig ihr entsage,
Alcest: So schwör' ich, daß sie mich nicht wiederschaut.
Gront: Madame, erklären Sie sich frei und laut.
Alcest: Antworten Sie, Madame, auf uns« Frage.
Gront: Sie sollen ganz nach Ihrem Wunsch entscheiden.
Alcest: Sie sollen wählen — Linen von uns Beiden,
Gront: wie! Diese Wahl erfüllt Sie mit Verdruß?
Alcest: was? wör' etwa noch schwankend Ihr Entschluß?
celimene; Mein Gott! Dies Drängen find' ich wenig schicklich I
Sie alle Beide sind nicht recht bei Sinnl
Ich könnte mich entscheiden augenblicklich,
Rein Schwanken meines Herzens hält mich hin,
Rein Zweifel setzt sich meiner Wahl entgegen

5ie fällt mir leicht,- denn sie ist längst getroffen.
Doch peinlich ist mir, ich bekenn' es offen,
Hier solch ein zart Geständnis; abzulegen,
verletzend für den Linen wär' mein Spruch;
Drum will ich vor dem Andern ihn verschweige»,
käht sich denn nicht errathen, wem zu eigen
Ein Herz gehört, auch ohne offnen Bruch?
Genügt es nicht, wenn man geheim und still
Dem Andern beichtet, daß man ihn nicht will?
Aronr: Ihr Freimuth wird mich keinesfalls verdrießen.
Ich scheu' ihn nicht.
Älttst: Und ich bestehe drauf.
Jetzt muß Ihr Wille sich erschließen;
Jetzt Hab' er seinen freien kauf.
Liebäugeln möchten Sie mit allen Leuten;
Doch hilft kein Zaudern mehr, kein blauer Vunft;
wenn Sie nicht endlich reden ohne Aunst,
Dann weiß ich, daß die weig'rung Sie verklagt,
Und dieses Schweigen werd' ich so mir deuten,
Als hätten Sie das Schrecklichste gesagt.
Gront: Mein Herr, Ihr Zorn verpachtet mich zu Dank;
Buchstäblich muß ich Alles unterschreiben.
Gelimene: Mit solchen kaunen machen Sie mich krankl
Ist's Recht, mich so zu drängen und zu treiben?
Hab' ich mein Schweigen nicht begründet?
Hier kommt Eliante; sie sei die Richterin.
celimene:
Llisnle:
Sronl:
Älcest:
Sront:
Alcest:
Srom:
Aires,:
Dritter Auftritt.
Vorige Glisnre. Milinl.
Schau' her, mein Kind, wie ich belagert bin:
Die zwei sind förmlich gegen mich verbündet.
Einstimmig fordern sie und eifervoll,
Ich müsse wählen zwischen ihnen Beiden
Und mich vor ihrem Angesicht entscheiden,
wer sich für abgewiesen halten soll.
Nun frag' ich dich: ward so was je vernommen?
Nach sslchen Dingen frag' mich lieber nicht;
Du würdest an die falsche Stelle kommen:
Ich lieb es, daß man srei von Herzen spricht.
Sie sehen, daß Ihr Sträuben wenig nützt.
Ihr Schachzug wird von Niemand unterstützt.
Heraus mit Ihrem Spruch I Die Maske sortl
Nein, bleiben Sie dabei, sich zu vermummen.
Ein wort, das Klarheit giebt, ein einzig wortl
Nichts redet deutlicher als Ihr verstummen.

vierte Auftritt.
Vorige. Zlrsmoe, Acsst. elitsnder.
Acsft lzu c«lin,cne>' Madame, wenn Sie gestatten — wir sind da.
Um Ihnen eine Frage vorzulegen,
Elllsnder: Es freut uns, meine Herrn, daß Sie zugegen;
Der Fall berührt auch Sie nicht minder nah,
Ilrsmos: Sie sind wohl sehr erstaunt, mich hier zu schauen,
Madame- doch diese Herrn sind schuld daran;
Sie kamen, um mir klagend zu vertrauen
Lin Vorgehn, das ich noch nicht glauben kann,
Zch las zu oft in Ihres Herzens Falten,
Um solcher Bosheit fähig Sie zu halten;
Veit lieber leugn' ich, was ich selbst gesehn,
Und weil ein Zwist die Freundschaft nicht beirrt,
Drum will ich Zeugin sein, wie leicht es Ihnen wird,
Aus der Verleumdung rein hervorzugehn,
Zlcsst: Ja, setzen wir uns ruhig auseinander;
Diesmal, Madame, liegt Ihnen viel zur Last.
Hier dieses Schreiben sandten Sie Clitander,
Llilsnoer: Und dieses Brieflein schrieben Sie Acaft.
Acsst U» <vr°>tt und Zliccst): Den Herrn ist diese Schrift nicht unbekannt;
Madame ist wohl so freundlich schon gewesen
Und gab auch Ihnen Kenntniß ihrer Hand.
Doch dieses da verlohnt sich vorzulesen:
„Ich finde es sehr wunderlich von Ihnen, lieber Elitander, daß Sie meine Munterkeit tadeln und mir vorwerfen, ich sei niemals besserer kaune als in Ihrer Abwesenheit, Nichts ist ungerechter, und wenn Sie nicht augenblicklich zu mir kommen und mir diese Beleidigung abbitten, so werde ich sie Ihnen zeitlebens nicht verzeihen. Unsere Hopfenstange, der vicomte . . ."
Schade nur, daß er nicht hier ist!
„Unsere Hopfenstange, der vicomte, mit dem Sie Ihr Klagelied beginnen, das ist ein Mensch, den ich nicht ausstehen kann, und seit ich mit angesehen habe, wie er volle dreiviertel Stunden lang in einen Brunnen spie, um Kreise im Wasser zu machen, seitdem bin ich ganz und gar mit ihm ferrig, was den Knirps von Marquis betrifft . . ."
Das bin ich, meine Herrn, ohne alle Eitelkeit,
„lvas den Knirps von Marquis betrifft, der mir gestern einen langen Händedruck verabfolgte, so finde ich, es giebt in der ganzen Welt nichts so Unansehnliches wie feine Person; seine einzigen Verdienste find sein Mantel und sein Degen, was den grünbebänderten Herrn angeht . .
II» Aiccst,) Jetzt sind Sie daran.
„was den grünbebäuderten Herrn angeht, so erluftigt er mich ab und zu mit seinem Gepolter und seiner ungehobelten Grobheit; aber weit öfter finde ich ihn im höchsten Grade unerträglich. Und was den Versemacher betrifft..
lZ» Br°n, > Nun bekommen Sie Ihr Theil.

„Und was den Versemacher betrifft, der sich auf die Schöngeisterei verlegt hat und der ganzen Welt zum Trotz ein vichter sein will, so bin ich über» Haupt nicht im Stande ihm zuzuhören; denn seine Orosa wirkt auf mich ebenso einschläfernd wie seine Reime. Seien Sie also überzeugt, daß ich mich nicht immer so gut unterhalte, wie Sie glauben, daß ich in all den Gesellschaften, in welche man mich schleppt, mehr Sehnsucht nach Ihnen empfinde, als ich sollte, und daß es die einzig echte Würze aller Vergnügungen ist, mit Denjenigen zusammen zn sein, die man liebt."

Oirsnder: Nun aber kommt die Reihe an mich:

„Lieber AcaftI Ihr Llitander, de» Sie jedesmal erwähnen, dieser zuckersüße Herr, ist der Allerletzte, für den ich eine Schwäche haben könnte. Gr ist sehr thöricht, wenn er sich einbildet, daß er geliebt wird, und Sie fi»d es nicht minder, wenn Sie glauben, daß Sie nicht geliebt werden. Wollen Sie Ver^ nunft annehmen, so vertauschen Sie Ihre Meinung mit der seinigen und besuchen Sie mich, so oft Sie können, um mir den Aerger über seine Zudringlichkeit ertragen zu helfen,"

Das wahre Muster einer schönen Seele!
Sie kennen doch den Namen für dergleichen?
Genug I Wir Beide hoffen zu erreiche»,
Daß diesem edlen Bild der Ruhm nicht fehle.

Acsst: Zwar reizt der schöne Stoff zum Reden mich;
Doch stehen Sie so tief, daß all mein Zorn verschwindet;
Sie sollen sehn, daß selbst ein Rnirps wie ich,
Um sich zu trösten, bessre Herzen findet.

Fünfter Auftritt.

Vorige ohne Acsst und cittsnoer.

Gront: . Ssl Das ist Ihre Art mich zu behandeln,
Trotz Allem, was Sie schriftlich mir gesagt,
Und Ihre gleißnerische Seele wagt
Der Reihe nach mit Jedem anzubandeln!
Ich war ein Gimpel; doch nun ward ich klug;
Zu rechter Zeit durchschau' ich den Betrug:
Mein Herz ist wieder frei; ich nehm's zurück
Und werde Sie verlasse» und verlachen.
Mein Herr, ich wünsche recht viel kiebesglück:
Sie können, wenn Sie wollen, Hochzeit machen.

Sechster Auftritt.

Vorige ohne Gronr.

Arstnos i,» ceiimene)- Fürwahr, das ist ein unerhörter Streich I
Ich kann nicht schweigen; meine pulse schlagen;
So hat noch niemals sich ein Weib betragenl
was Sie den Andern thaten, gilt mir gleich;
(Auf AIceft deulmd,)
Doch Herr Alcest, der Sie beglücken wollte,

Ein Mann von höchsten Gaben, reinsten Litte»,
Der Ihnen glühende Verehrung zollte,
Hat er verdient . . ,
Madame, ich muß Sie bitten,
Mir selbst zu überlassen meinen Fall;
Ihr zarter Antheil kann hier wenig frommen.
Sie würden doch mit Ihrem Redeschwall
Bei mir nicht auf die Kosten kommen,
Wenn ich durch eine neue Leidenschaft
Mich rächen will, Sie sind gewiß die ketzte.
Ei, glauben Sie, man wäre so vergafft,
Daß man mit Ihrer Hand sich glücklich schätzte?
Sie sind von arger Eitelkeit gebläht,
wenn sie sich selber diesen kohn verheißen.
Um eine waare, die Madame verschmäht,
Braucht man sich nicht so sehr zu reißen.
Genügsamkeit wär' Ihnen jetzt gesund;
Sie sind kein Mann für Frauen meinesgleichen,
versuchen Sie's Ihr Liebchen zu erweichen,
Und meinen Segen zu dem schönen Bund.
Siebenter Auftritt.
crltmene. SKIcest. «lisnre. Mittnt.
Zllcest <zu ce,imenr>: Sie sehn, ich schwieg zu Allem, was ich sah;
Dem wort der Andern ließ ich freien Raum.
Hielt ich mich heute lang genug im Saum
Und darf ich endlich . . .
cellmene: Ja, und wieder ja.
Sie sind im Recht, Sie dürfen sich beschweren,
Ihr größter Vorwurf wäre noch zu klein.
Ich weiß mich schuldig, ich gesteh' es ein,
Und will mich nicht vertheidigen noch wehren.
Den Andern sah ich ruhig in's Gesicht:
vor Ihnen leugn' ich meinen Frevel nicht;
Ihr Zorn ist tiefbegründet und gerecht;
Sie können meine Schuld mir nie erlassen,
In Ihren Augen bin ich falsch und schlecht,
Und Alles, Alles zwingt Sie, mich zu hassen.
Ja, thun Sie's nurl
AIcest: Kann ich's denn. Ganklerin?
Kann ich so leicht entrinnen meinem Kerker?
Drängt auch zum Haß mein Wille mächtig hin,
Ist nicht der Wille meines Herzens stärker?
IZu Slionlc und pi,ilinl,>
Sie sehn, wohin unwürd'ge kiebe treibt;
Nun sehn Sie auch als Zeugen meiner Schwäche,
Daß mir zu thun noch etwas übrig bleibt,
Daß ich die Schranken der Vernunft zerbreche,
Daß alle Weisheit ist wie Spreu im wind,
»lcest:
Zkrsmoe:

Und daß wir sammt und sonders Menschen sind.
Ja, Falsche, ja, ich will Ihr Thun vergessen,
Auslöschen will ich Ihre Schändlichkeit,
will suchen, Alles der verderbten Seit
Und ihrer schwachen Jugend beizumessen;
Nur dies beding' ich, daß Sie sich ergeben
In meinen Plan, der Menschheit zu entfliehn,
Und sreudig mit in die Verbannung ziehn,
In der ich willens bin fortan zu leben.
Dies ist dos einz'ge Mittel, öffentlich
Zu sühnen, was Sie thaten, was 5ie schrieben,
Das einz'ge Mittel auch siir mich,
Trotz Ihrer Sündenlast Sie noch zu lieben.
So jnng soll ich der Welt den Rücken drehn
Und mich in einer Wüstenei vergraben?
Solang Sie mich und meine Liebe haben,
was braucht die ganze Welt Sie anzugehn?
Bin ich es nicht, der dann Ihr Glück erschafft?
Ich bebe vor der Einsamkeit zurück.
Mein zwanzigjährig yerz hat nicht die Kraft
Und nicht die Größe für ein solches Glück,
wenn Sie nach meiner Hand im Ernste trachten,
So könnt' ich mich entschließen, Sie zum Gatten
Zu nehmen und . . .
Jetzt lern' ich Sie verachtenI
Dies Nein stellt Alles Andre in den Schatten,
wenn Ihnen eines solchen Glückes Schimmer
Nicht Alles ist, wie er mir Alles war,
So gchn Siel Meiner kiebe sind Sie baar;
Ich bin von meinem Wahn geheilt für immer.
Achter Auftritt.
Alcest. Gliante. Milint,
Attest: Mein Fräulein, höchsten Preises sind Sie werth';
von Ihnen Hab' ich Falschheit nie erfahren;
Ich habe Sie seit Langem warm verehrt;
Doch lassen Sie mich dies Gefühl bewahren,
Und dulden Sie's, wenn mein verstört Gemüth
Das Heil nicht sucht, das Ihrer Gunst entblüht.
Sie stehn zu hoch, und Alles muß mir zeigen,
Daß Gott mir solchen Reichthum nicht verhieß;
Sie müßten zn dem Mann heruntersteigen,
Den eine minder würdige verstieß.
Deshalb . . .
Glisnte: So mag's vielleicht am Besten sein.
Ich wüßte Jemand, der mich nicht verschmähte,

«Lelimene:
Alcest:
celimene:
»lcest:

Und wenn ich ihn ein ganz klein wenig bäte,
wer weiß, am Ende schlug' er ein.
Wilint: llein schönres koos ersehn' ich mir hienieden;
Ihm ist mein keben und mein Blut geweiht.
Alcest: öo wünsch' ich euch ein dauernd Glück beschieden,
Und eure kiebe geb' euch Seligkeit.
Ich, den verrath und Unrecht rings umwindet,
Ich werde diesem kasterpfuhl entgehn
Und fern von hier nach einem Vinkel svähn,
wo Redlichkeit noch eine Freistatt findet. (Ub,z
Milinl: Auf, eilen wir ihm nach! Ls muß gelingen,!
Den Freund von diesem Vorsatz abzubringen.

EMPTY

beißt es z. A. in dem Capitel über Musik und Malerei: „Nicht bloß da« Sichtbare, sondern auch das Fühlbare, ja sogar das — Riechbare fällt bis zu einem gewissen Grade in den Bereich der malerischen Tondarstellung." Aehnliche starke Zumuthungen werden dem Leser in dem Schüz'schen Buche wiederholt gestellt.

Bayreuth« Fanfaren. Von Ferdinand Pfohl. Leipzig, Verlag von Carl Reißner.

Mit Witz und Humor abgefaßte Feuilletons über „Parsifal", „Tristan", und „Die Meistersinger", die man mit leichtem Behagen lesen kann, obschon bisweilen Spähe mit unterlaufen, die zum mindesten als entbehrlich bezeichnet werden müssen.

Die Hausinftrnmente Klavier nnd Harmonium, ihr Bau, ihre Stimmung, Pflege und Besserung. Von Max Allih». Mit dreiundzwanzig Abbild. Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg.

Der Verfasser, der sich vor drei Jahren durch die neue Ausgabe des Töpfer'schen Lehrbuches der Orgelbaukunst einen autoritativen Namen auf dem Gebiete des Jnftrumentalbaues envorben hat, giebt in dem vorliegenden, mit großem Fleiß und umfassender Sachkenntniß gearbeiteten Buche Laien und Fachmännern erschöpfende Auskunft über alle technischen Fragen hinsichtlich des ClavierS und Harmoniums und ihrer Behandlung und Conscrvirung.

Bilder aus der Musikwelt. Studien und Erlebnisse von August Lesimple. Köln, Verlag von Ferdinand Sohn.

Kurze Skizzen über Musiker und musikalische Vorkommnisse, anekdotenhaft ge» hallen, aber insofern von Werth, als zumeist Selbsterlebtes wahrheitsgetreu und ohne romanhafte Aufbauschung geschildert wird.

Zur Erklärung der Lavallerlu rustl» «arm. Von Dr. Heinrich Pudor. Zweiie Auflage, DreSden-N. Verlag von Oscar Damm,

MaScagnis Eistlingsoper hat einen so unerhörten Erfolg errungen, daß man sich nicht wundern darf, wenn selbst kluge und bedächtige Kopie vollständig anßer Rand und Band gerathen, und in den, jungen italienischen Componisten den Messias erblicken, der uns von den Fesseln des Wagnerthums befreien und eine neue Aera der Musik — die Rückkehr zur Natürlichkeit — inauguriren wird. Man wird gut thun, solche Ausbrüche einer erregten Phantasie,

selbst wenn sie, wie dies bei Pudor der Fall ist, ernst und ehrlich gemeint sind, nicht allzu ernst zu nehmen und abzuwarten, ob MaScagni in seinen weiteren Opern das halten wird, was er in der OiivsIIsria rustioimä, die jedenfalls als ein glücklicher Wurf zu bezeichnen ist, versprochen hat.
eb.

Bibliographische Notizen.

Reudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Halle, M. Niemeyer.

Wir nehmen gern Veranlassung, diese unter Oberleitung von Prof. W. Braune in Heidelberg erscheinende Sammlung denjenigen Lesern dieser Zeitschrift zu empfehlen, welche auf eine quellenmäßig begründete Literaturkenntniß Werth legen. Es sind schon 94 Hefte (» S« Pf.) erschienen, welche intcrassente Literaturwerke jener Zeit in buchstäblich genauem Abdruck erneuern. Außer den Poeten HanS Sachs, Fischart, Opitz, A. GiyphiuL u. a. ist namentlich auch Luther bei der Auswahl berücksichtigt, dessen Fabeln genau nach seiner in Rom wiedergefundenen Handschriii (mit Faksimile) abgedruckt sind (Nr. 7l>), während andere Hefte einzelne seiner reformatorischen Prosaschriften enthalten. sL.

Christian Hofmann von HosmannS» Waldau. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Von vr. Joseph Ettlinger. Halle, Max Niemeyer,

Die Zeiten der „zweiten schleichen D ichterschulc" wird Niemand zurückwünsche» wollen: wer sie aber in ihrem Zusammenbange mit der Cultur und den internationalen Literaturströmungen ihrer Zeit verstehen und historisch begreifen will, der wird diese auf Grund sorgfältiger Studien entworfene und gut durchgearbeitete Schil»

derung eines der Hauptvertreter jener Richtung in Deutschland mit Genufz lesen können. L.

H. Taine: Die Entstehung des modernen Frankreich. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Kutscher. 2. Bd. DaS revolutionäre Frankreich, III. Abtheilung, 3, Bd. DaS nachrevolutionäre Frankreich. I. Abtheil. Verlag von Abel und Müller.

Daß in dieser Arbeit ein hervorragendes Denkmal historischer Forschung erstanden ist, das auf einer unermeßlichen Fülle von Material aufgebaut wurde, unterliegt keinem Zweifel. Aber es will uns bedünken, als ob gerade dieser übergrobe Zufluß an Quellen einer zusammenfassenden, knappen Fassung und übersichtlichen Gruppirung des Stoffes hinderlich gewesen wäre. Ein nach jeder Hinsicht geklärtes Urtheil braucht nicht durch eine schier ermüdende Fülle von Einzelthatsachen gestützt zu werden. Warum nicht einige bezeichnende Züge für viele, die doch alle schließlich nur dasselbe beweisen? — Glänzend sind die Charakteristiken hervorragender'Personen; wir verweisen nur auf die Schilderungen Napoleons I. und seiner weltumfassenden Pläne (3. Bd. I. Abth. S. 1-118). Der Leser, der sich nicht selten mit Mühe durch die Einzelheiten hindurchzuarbeiten vermag, wird an solchen Stellen mit Begeisterung dem Genius des französischen Schriftstellers und seinen Aeußerungen laufchen. — Hoffentlich kommt uns bald die Fortsetzung des Werkes zu Gesichte. N<>.

»erke Suteminne. Ein märkisches Culturbild aus der Zeit der ersten Hohenzollern. Von Gerhard von , Amyntor (Dagobert von Gerhardt). Dritte Auflage. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt vormals S. Schottlaender.

Bereits zwei starke Auflagen dieses lerst 1887 erschienenen historischen Romanes nd vergriffen: wer ihn gelesen hat, wird sich über diesen wohlverdienten Erfolg nicht wundern. Der Verfasser hat die wichtigste Eigenthümlichkeit des historischen RomancS richtig erfaßt, indem er seine Personen in Weltanschauung, Gesinnungen und Bestrebungen treu entsprechend der Zeit bildete, welcher sie angehörten: und er hat mit einer dichterischen Gestaltungskraft, welche ihn als modernen Nachfolger von Wilibald Alexis erscheinen läßt, eine lebensvolle und

anziehende Gesammthandlung geschaffen. Zugleich mit den fesselnden Erlebnissen der im Roman vorgeführten Personen wird uns die bedeutungsvolle Vorzeit der Mark Brandenbnrg und das Leben ihrer Fürsten, ihrer Edelleute, Geistlichen und Bürger anschaulich nahe gebracht. Wir wünschen dem werthvollen Werke eine immer noch wachsende Verbreitung. ?.

«edichte von P. K. Rosegger. Mit 18 Illustrationen. Wien, A. Hart» leben.

Daß Rosegger die Welt und die Men« scheu sinnig beobachtet, und daß er voll tiefer Empfindung ist für ergreifende und rührende, wie für erfreuende und liebliche Erlebnisse — das hat er in seinen zahlreichen und mit Recht überall in Deutschland beliebt gewordenen Erzählungen reichlich bewiesen. Daß er aber seine Enpfindiingen und Betrachtungen auch in wohlgebildeter metrischer Form klar und rein auszusprechen versteht, wird vielleicht manchen Leser überraschen. DaS anmuthig ausgestattete Büchlein wird Vielen eine willkommene Gabe sein, 0.

Schcrzgedichtevon Johannes Trojan. 2. Auflage. Leipziq, A. G. Liedeslind.

Die anmuthige Form ebenso wie der harmlose Humor, mit dem der liebenswürdige Dichter sich und seine Leser über die kleinen UnVollkommenheiten deS bürgerlichen Lebens hinwegzutäuschen und in eine feuchtfröhliche Stimmung zu versetzen weiß, werden dem Büchlein auch in dieser neuen, erweiterten Bearbeitung viele Freunde gewinnen. 0.

^It«n», II, ä', Ao^«cll. Kumvii»t>>«Ks <Zs-
I>n>r, V, Lillsr, mit Muktr, uaä K«tsn,
I>ou«oKc> Vsrlns^ossüscKkkt,

Lergner, ki^ Der Ilsrr Lrsoutor Sr»nckdubsr
Kvmiscdsr Nom»« »us 8!«bevdurs»», ZKnn»
Keim, ^, LsnsKsimsr,
ölseli»»', II,, IA, Kurvsrs „2rinv" nebst sinsr
»Ilsemein«» I.'sdsrs!cnr iidsr In üurnsr »Is
Dr»m»tilr»r. I,sir«is, ö. ?«c!c
L,, Lins S!iKk»nrt rnnck um ckis Volt,
S«r!!ll, 8. ÖronbscK,
VIeldtreu, K,, Dsr Imvsmtor, (5>»i»>s«v lSI4 >
L«ix«S, XV, ?ri«ckrick.
VIum, L,, vi» I^ngsn nnssrsr ^«ri^IcksmoKrgtis.
Ltuckisn. I.s>pii?, (?, Lsissnsr,
vrlrxer, ^ckolk, 8tirK unck vsrcksl LioKtunz,
vrokkll»«' c»«ve«»tl»n»-I^xiK«v, K, vollstlinck,
nsnbsärksitets Guusse, Zlit ^e^sn 9000 ^d-
tvnio, ^ünpkerstiek, lltd«sr»»Ki« unck?^rbsn-
ckruoil »nt «ii>» SSO I»ksln unck im I»Ft»,
cksruntsr I!0 OKromutsksIn „nck sog ürtsn
unck ?Iüv». In «SK «,?«dsnil!on srsokeinencks»
Helten n S« ?k, Lrstss Lskt, I^iv/i«,
^, Sroolinsus.
LuKr, (i,, <Zs<I»nKsn einss ^rdsitsr, übsr Uott
unck XVsIt, 8>ntt«»it, Kr»dd».
L«rrlere, ZI,, ZI»I«risIi«mus unck ^sstdstiir, Lins
8lrsiIs«Krikt inr Verstänckizung. !?tutt«i>rs,
Viru», Dr. L»ul, Ins Soul ok ZI»n, ^i^invesli-
insnt»! i«vckol,,gv, ^XVitn IS! iiiustrstion»
»nu ckil«r»m?, t.Ki<»so III,. ^K« ovo» von rt
Lublisnivs <.o. ISSl,
L»»el, I'„ ^,rd,i K»»k«s, LIn Ssvcksonrsidsn an
cksn LiscKok llr, Ivorum üksr den doilijrsll
liock Irin, IZorlin, L, Soll,
<Zerv»»te»ck« 8»»veckr», ZI,, Der sinvrsieks dunksr
Iliustr. I,iskeruns 1—4. Stüttgen, Lisser'scKs
1S9^ Oolodsr, Lsrlin, Zinnen «i Isbsrner,
»«rnellnii, L, vor Oick, I>vr!scKss Dr»m» in drei
Lrvller, R. X?., Irgend »in ^vndsrsr. R«m»n in
giindsn. ^utoris. Uebsrs, s, ,1, Ln«I,
Komsvdi?,!, VIII°d»I>rs°I?»nd 1, k,> Stutt-
MltstIK für «esuncke uuS lir»«I>«. Sommlunz
stiindlick d»rzsstelit von vr, 8, lisjnvmn,
8wtts»rt, Otio XVsissrt.
vodm, g,, LIein »ir, Komsn, IZsrlin, I^K-
vu v»K»Il«xm«»ck, R,, I.oKsr ckis Uren?sn^ >es
^vsi Vortriljss, iMpeig, Vsit K O«,
Die Düne» von I!»e«iidl»e «cksr ckus pfurrlisus In
<Ier »«toxn«. öremsn, Zl, Usinsiu» X»oKI.
k!x«»t»rls, li,, Li« Süncks, ^ (Zes^Inodts sivss
üriSKIuiM» »u, üxU , V«r^»nx«»KeIt In sriler
0„r,I<»nve. I)i,ckerv nnck Vsstsrwnck,
I>r,'i°s«.
t'eKI«SU, ?. Riltsr v,, öruncklslsn,,!; siner Kosmo-
diolozi«. Xvls». IZSIcksr.
ri«ner, V., Hvtsr »Itsm Himmsl. Lrüidlunzsr,,
I>sil»iA, XV, ?r!sckiinn.
^ , Sr,IIv»i'I!«rs ^nsickten llksr lltsr»tur,
SSKn« unck lieben, Dritt« u, vsrm. ^uü,
Ltultgärt, S, ^, kZiiscnsn'sen« Vsrls^sK.

<>al>el«ntk, <Z. v. ck,, Di« »i,r.ic»»iss»nsc>>»kt, ikrs
I»il»is, I, «. XVsigsI ««!d"^°" ^
S««kKIkI,te cke?ckeut,rnev Il»»»t. llsksruns ZS—SS,
Lsrlin, (Z, <Zio>« «cd« VerwzsdnedK,
vlock, ^1. Di» LvmdoiiK ckcr IZioven un,I inrer
I'r«cku«t« in 8n««, OioKtun?, Kultu», Kunst,
unck Lriiuotwn cksr VüIKsr, L«ick«Ib«rg, vorm,
^ ^»nrs.^Sno^S,)^ 8wt««rt, ^. LnzsIKorn,
H»merIIn?, R, ?ros». 8K!22Sn, (ZecksvKblkittsr
H»nm»», <Z, ll»s Mng« 8^nnckivsvisn. Visr
Lss»vs,^Orssck«v, L. ?I«r,„>n,
z»rt, O, ürubbo,
N»»e, Iv, v,, ^nnklsn msliws I«K«„s, Ilsr^uss,
^ ttttrtsl^ ^ Ii ^
IlsIKenr, II,, ?«ck°,,inä«^ IZ«m»„, Neriin, Vsrl»^
veoli v. unck L. Xletde, !5ur See, Zlit Iliustr»-
«onsn, I,i«Ier»N8 ^!»—Z4, ^Häm>,nrk', V»r>
^ »Iter, Ueriin, IZosondlmin II,lrt,
Himmel >»«I Lrcke. Illuslr, n«Iur«is«„5cnkk>Iic>>»
ill«n»t«!>Krikt. III, ^»Kr«. IlskI IZ. Usrliv,
17. r»etvl,
IIU»de-»cnI«I>Ien, »«IlsndocK. ^ler VvrK»m>,ker kür
^Kdilcknn«»n. I>ein?iK, ZI, i?vodr,
X»II»cKer, X, < Kr,, vis „vnstsibiicks Ksliedts"
'I^I). U°°!'ksl?«r!°^"
KIerKee,»rck, S,, Von de» Lilien »uk^cksin?»!,>«,
srdeitot, <i<,»i», ?nis„smi>nn,
«IrcddoH, I^,iinck>>r>cuncks von Lurup!,, lltlsrung
SS, SS, Vis» n, ?r»?, lempsicv, I^einzi?,
Xlsln, H. ^ , Xoümvlo^isolis IZrisss iiKer^Iis^Vsr-
bnuss, ?i,r Lediickets Dritt» ^ull, Zlit drei
I_,i?ntckrno>lell unck ckrsi Loockruc^tsksin, I>sii«ii,',
KnoKIurl,, 1^ v,, lZs'niscKIs LKsn, liniu«,,
I^ip«^, >V. »iedrick,
KrseK, 0, Die XViscksr^vKurt. Lin ^rnilUünis!
in kilnk ^ukiizsn, Lsrlin, XV, Isslsid,
«nlbe, L,, 2ur LntvicKInn^ssscKWKt», I^ineiz,

Vl« Liui«, «ie man reibt trinke» »«II »It <!»»»
m»n 1 >«s unil >»edt «erck voll. 1)i« Ki«dsr
l!>?^^, ' I^ipii«, ?r,^ ^,V, <!r»no«.
»eve« KelieKiirlier Osnt^Ks äl>vu, ^«eiter
L>'rli„, ?ric^ri«d LWKo.
I>e»t«I>e liuuikrd»,, kiir <!c««r»nlile ». 8t» I»I»i.
llsräuss, vvn I'r, I,'m>»ikt, XIV, ^«Ki^',
Uskc l, Vi«". v»NKbsn,
Mvcken i, V,, v. 0, vru«.
LriLsun«. V» LriKdlnruk I» 7 Ses»»»»».
Uttrcden. ii»indn,«/ V«rl„^«i>st»>t <v«rn>.
8eb«iIjrer.»reI>ei>keIS, v„u, Uis ?»'^dur^-
^, g«rtledev. ^
8cdvelA«r»l>r,de»seI>I, vis Lsl-Imi^msizuk-
— vi« ^,rIKsrgb«d>>, .Uit ZS ^dKUäuii?. 15 ?>.j>-
V, üun«r>, <Z. Uiit«I, 0. VinKIsr I>sii?i«
8«>>n«I>Ie», LK^tra UvuiscK von ^ckolr SliiZI«r,
Der lilelne üitepd»,,. Li» liilksdu^K tiir? I'udliliiur,,
?»I»l»^> !>»« X,, Ui« ?,llcdt« cksr Uil^r,«^, Qust>
^I»u^s. Zlsill 0iiK«I vW.'»min, Oellk-oK
VeMle, O, IZs« Xoriisssbück Lvlt. Dil» Lmä!»,
»it «nsr Karl», loucksru ttvck Vsstttl^sä,
l«ir«i^ l). It«i»ner.
>VIrKin«>», ?r,, VolKstKllmiicKs <7«.«cKirKl«s.
VVrterdoeK. ^kvü«st!6l«dc» enrll/ek leutielif»
unck ckcnt«» evxlkede». Lio I'zr»»eI««iK »,
U»ds, I>i«ksruv« l uvii S l^nxvr,-
?erd»t, » , I'miilSv ui»i k°i,»r,mev, (Zsäicdrs
Schiesische Buchdrucker«, «uns!» und veriagS'Anstalt vormal« S. Schottlaender, Sr»Iau.

^^^^^^
(^VKrtKäl, I^kLin-?ieu8sen) betrugen an I^IaZcKeri un6
Krüzen:—
15,322,000 in 1389,
17,670,000 „ 1390.
/^^//^M (7^^^^/^ i/Mö'/^//."
1^ III^!i28, 20. ^//^^ 1890.
1^ ^0I_I_I^^I8 MkWV,

December

Inhalt.

s^t.

Hierzu ein Portrait von Max Bruch.
Radirung von Johann kindner in München.

»Nord und Sld" erscheint am Anfang jed» Monats in Kesten mit je einer «nnsibeilage.
prei» pro Vnartal tZeste) b Mark,
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an

Alle auf den redaktionellen Inhalt von «Kord und Süd" be»
züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu
richten an die
Redaction von „Oord und Süd^ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

AVn unsere Wuonnemen!
ie bereits erschienenen Bände von
„Nord und Süd"
können entweder in complet broschirten oder fein geöundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (—3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Linband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 3 Mark.
Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Ulark.
Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle
Original! - GinöanööecKen
im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LIX (Oktober bis Dezember l.891,), wie auch zu den früheren Bänden 1—I.VIII stets zur Verfügung. — Der preis ist nur 1. ZNark 50 Pf. pro Decke.
Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Linsendung des Betrages (nebst SO Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.
Breslau.
öchlesische Buchdruckerei, Aunst- und Verlags Anstalt
vorm. S. Schsttlaender.
(Bestellzettel umstehend.)

Weflecczettec.
Bei der Buchhandlung von
bestelle ich hierdurch
„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul Lindau.
Szvl, Band I. II.. III., IV.. V., VI., VII., VIII., IX,, X.,
XI., XII., XIII., XIV., XV.. XVI., XVII.. XVIII.. XIX., XX.,
XXI.. XXII., XXIII.. XXIV.. XXV.. XXVI.. XXVII.. XXVIII,
XXIX., XXX., XXXI., XXXII,. XXXIII, XXXIV., XXXV..
XXXVI.. XXXVII,. XXXVIII., XXXIX.. XI,.. X1.I., XI.II,. XI.III.,
XllV., XI.V., XI.VI.. X1.VII, XI.VIII., XllX., I... I.I., I.H.. I.III.,
I.IV., I.V., I.VI., QVII., I.VIII
elegant broschirt zum preise von 6.—
pro Band (— 3 hefte)
fein gebunden zum preise von ^ 8.— pro Band.
Expl. Heft 1, 2, z, 5, 5, 6, 7, s, ?, 1«, u, ,2, 12, ,5, 15,
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 2Z, 24, 25, 26, 27, 2«, 2?, ZV, 21, Z2, 22,
I 25. 25, 26, Z7, 28, 2?, 5«, 5,, 52, 52, 55, 55, 56, 57, 5«, 5?, 50, 51,
l 52, 52, 55, 55, SS, 57, 58, Sy, 6«, 6>, 62, 6Z, S5, 65, öS, 67, 68, 6?,
70, 71, 72, 72, 75, 75, 76, 77, 7«, 7Z, 80, 81, 82, 82, 85, «5, 86, 87,
88, 8?, ?«, ?2, ?Z. 95, 95, ?6, 97, 93, 9?, ,00. 1«,, ,02, 102,
105, 1«5, 106, 107, ,08, ,«9, 11«, III, 112. N2, N5, > ^S. N6, 117,
118, 119, ,20, 121, 122, 122, 125, 125, 126, ,27, 128, 129, 12«, 121.
1Z2, 122, 125, ,25, 1ZS, 127, 128, 129, 15«. ,5,, ^2. 152, 155, 155.
156, 157, 153, 159, 150. 151, 152, 152, ,5,. 155, 156, 157, 158, ,59,
16«, ,61, 162, 162, I65, ,65, 166, 167, 168, ,69, >?«, 1?1, 1?2, ,72,
! 175, 1?S, 176
ZUM preise von °A 2. — pro Heft.
Einbanddecke zu Band llX. ^Oktober bis Dezember 1,891.) Lxpl. So. zu Band I. II,, III., IV., V.. VI. VII., VIII..
IX., X.. XI., XII.. XIII.. XIV., XV.. XVI,, XVI!., xvm.. XIX,
XX., XXI., XXII. XXIII. XXIV.. XXV.. XXVI., XXVII,
XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.,
XXXV., XXXVI., XXXVII., xxxvm., XXXIX., XI.., Xll..
XI.II.. XI.I11., XI.IV., XI.V.. XI.VI.. XI.VII., XI.V1II., XI.IX.
I.,, I.I., 1.11., I.II1., QIV,, 1.V,, I.VI,. I.VII,, I^vm
zum preise von I..50 pro Decke
Wohnung^ Name:
NtchtgemSnschtes bitten z« durchikeichn,.

EMPTY

EMPTY

Nord und Süd.

(Line deutsche Monatsschrift.

herausgegeben
von
Paul Lindau.

s.IX. Band. — Dezember Wj. — Heft ^77.

<MI, »inem Portrait in !Za!,,r„„qi Mar Brrick'.!

Breslau
Schlesische Rnchdruckerei, «nnst. uns Verlags» Anstalt
vormals S. SchottlaenSer.

Schlechte Rasse.

Erzählung,

von

Paul von Schönrhgn.

— Berlin, —

c stille Rauchstraße im Villenviertel von Berlin war in das Dunkel der Februarnacht gehüllt. Nur aus den mit Stores verhängten Fenstern eines einzigen Hauses drang Heller Lichtschein auf die einsame Straße herab. Vor dem Gitterthor hatten sich ein paar durch die Helligkeit angezogene Droschken aufgestellt; die Gäule schliefen, die Kutscher saßen bis zur Nasenspitze eingehüllt und zusammengekauert auf dem Bock und warfen zeitweise einen schläfrigen Blick zu den Fenstern empor. Sie erriethen, daß da oben was los sei, und rechneten auf Fahrgäste.

Sidonie Lange beging ihren Geburtstag, nnd ihre Freunde hatten sich zu dieser Feier versammelt. Es waren vier geschiedene Ehemänner darunter, zwei, die man noch nie in Gesellschaft ihrer Frauen gesehen, und zwei ledige Vertreter der Minss«« 6«r5g, bekannte Tupen, die man bei allen Premieren, bei den Rennen und auf Bällen zu sehen gewohnt mar. Kaum einer von ihnen wußte etwas Näheres über die Bewohnerin dieses prächtig einge-richteten, mit Knnsttrödel, Polstermöbeln, Kissen, Teppichen, Bibelots, Kelims, Bildern, Spiegeln, Vasen, Blumen und Wohlgerüchen angefüllten Heims einer Dame aus der Lebewelt. Sidonie gehörte zu den Erscheinungen der Großstadt, zu den lebenden Räthseln, die sich Niemand die Mühe nimmt, zu lösen: wie sie eigentlich hieß, ob Frau oder Fräulein, ob sie in der Sphäre des Lurus geboren oder wo die Quellen dieses Wohlstandes zu suchen waren, ob sie jemals tugendhaft war, ob sie ein Herz hatte, und ob

Jemand einmal dieses Herz besessen, ob sie glücklich oder unglücklich war, keiner der Frenndc frug jemals danach. Sie stand allein und war unabhängig. Sie war elegant, geschmackvoll und schön, wenn auch nicht mehr in der ersten Blüthe der Jahre, liebenswürdig und lustig, frei von Vorurtheilen und verstand die Männer zu nehmen; Niemand konnte sich über Aufmerksamkeiten, die man ihr so zahlreich ermies, so freuen wie sie. „Es ist ein wahres Vergnügen, ihr etwas zu schenken," sagten ihre Freunde, „und nirgends verbringt man einen den steifen gesellschaftlichen Verpflichtungen abgerungenen Abend angenehmer, wie bei Sidonie." Sie besaß auch Mutterwitz und charmante Gewandtheit im Umgänge und in der Unterhaltung, eine Gabe, die sie im ausschließlichen Verkehr mit Lebemännern gepflegt und gebildet hatte.'

Von ihren? Vorleben wußte kaum Jemand etwas Bestimmtes, nur O? . FindeiS, eiu älterer Herr, der seit seiner Jugend die Passion betrieb, gefallene weibliche Wesen auf den Weg des Rechten zu bringen, ein moralischer Sport, der ihn ein kleines Vermögen kostete und nichts einbrachte, als Spott und Undank, nur dieser würdige Mann wußte,-daß Sidonie eine unglückliche Ehe durchgemacht, und daß ihr Mann sie plötzlich davongejagt hatte; ferner, daß sie nach einigen Irrfahrten und einem vergeblichen Versuch, auf der Bühne Erfolg zu erringen, die Geliebte des jungen Fürsten .V. wurde, bis dessen Vater der Liaison ein Ende machte und der Geliebten seines Sohnes eine Abfertigung anbieten ließ, die sie mit Entrüstung zurückwies, da der alte Herr ihren Schmerz um den verlorenen Geliebten zu niedrig tarirt hatte. Später entschloß sie sich, das Doppelte anznnehmen, und dies bildete die Grundlage ihrer Unabhängigkeit. Ihm war auch bekannt, daß Sidonie eine Tochter besaß, die, in völliger Unschuld und nichts von den wahren Verhältnissen und der Vergangenheit ihrer schönen Mama ahnend, in einem Dresdener Pensionate erzogen wurde. Dr. Findeis verwaltete den Besitz Sidonies in verständiger und uneigennütziger Weise, er war ein treuer Freund, ein beguemes Möbel, eine Perle für eine Frau, die von den Männern nur als der Mittelpunkt eines leichtlebigen Kreises, als die Genossin ausgelassener Vergnügungen angesehen wird, ohne jemals eines Wortes gewürdigt zu werden, das auch nur den Schimmer des Ernstes oder einer guten Regung verrathen würde. Dieser alte Schwärmer nahm sich nur manchmal, wenn auch er in den Taumel der Gelage gezogen ward, heraus, seinem Schützling unter vier Augen und mit Thränen der Rührung kämpfend, über die Richtigkeit dieser Zerstreuungen, über die Unwürdigkeit dieser Freunde beredte Vorstellungen zu machen. Dann küßte er sie mit väterlicher Milde auf die Stirne und ging befriedigt nach Hause; er hatte sich wieder eine neue Stufe zum Himmelreich gebaut. —

Die Gesellschaft war sehr cmimirt, man saß noch bei Tisch. Die verschiedenartigen Gläser, die silbernen Löffel und Krvstallflaschen, der zierliche Uebcrfluß einer elegant gedeckten Tasel flimmerten, eine schwüle aus dem

Aroma der Weine, der Eigaretten, der Mandarinen, aus Blumeuduft und Parfüms zusammengesetzte Atmosphäre erfüllte den taghell erleuchteten Raum. Ein flinker Diener mit einem blassen, verschmitzten Gesicht räumte die kleinen Glasteller und die damastenen Eisservietten ab und hob die gefüllte Frncht-schale, die in der Mitte der Tafel unter der glitzernden Gaskrone stand, von dem silbernen Gestell. Nur Else, Sidonies Freundin und Schützling, griff beherzt nach den getrockneten Trauben und verzehrte die süßen Beeren mit dem Behagen eines naschhaften Kindes, wobei sie den kleinen Finger der rechten Hand kerzengrade ivegspreizte, einem strahlenden und funkelnden Marquisenring zuliebe, der über das erste Fingerglied hinwegreichte. Ese war eine Wienerin und gehörte der Bühne an. Sie hatte Sidonie in einer kleinen norddeutschen Stadt, wo sie beide eugagirt waren, kennen gelernt. Ihre großen Zukunftspläne und ihre gemeinsame Talentlosigkeit hatte ein Bündniß zwischen ihnen gestiftet, nnd als Else, um ein Engagement zu suchen, nach Berlin kam, war ihr erster Weg zu Sidonie, die inzwischen der Kunst Valet gesagt hatte. Sidonie versah die etwas Herabgekommene mit abge-legten Kleidern und zog sie in ihren Kreis; durch ihre Verbindungen gelang es ihr, der Freundin eine Stellung an einem kleinen Berliner Theater zu verschaffen, als Lurus-Dame unter Bedingungen, die für den Director selir vortheilhaft waren; denn Else kam alsbald in die Lage, staunenerregende Toiletten zu zeigen, die allerdings zu ihrer Mona'sgage — 60 Mark — in einem schreienden Mißverhältnis standen. Ein junger Börseaner, der mit Bergmerksaetien ein großes Vermögen verdient hatte, wählte den einfachen Weg einer Einladung zu „Hiller," um ihre Bekanntschaft zu machen, wobei er sich die Gunst ausbat, die für ihre Unbescholtenheit sprechenden unbezahlten Rechnungen von Schneider, Möbelhändler, Wäschegeschäft u. f. iv. zu reguliren, Else gewährte dem „Montanbaron," wie ihr Liebhaber an der Börse hieß, die unschuldige Freude, und so lange die täglichen Coursnotirungen mit dein Stimmungsberichte „fest" schloffen, blühte das Liebesglück der beiden. Aber plötzlich erlosch der Glücksstern des Montanbarons und mit der Resignation des Glücksjägers zog er sich vom Schauplatz zurück, um als Hypotheken-Agent noch einmal den Weg anzutreten, von dessen Höhe Soupers, Liebschaften, bestechliche Frauengunst, Ueppigkeit und Wohlleben winken. Else suchte wieder ihre Freundin auf; sie brauchte keine getragenen Toiletten mehr, aber sie hoffte, bei ihr einen abgelegten Liebhaber zu finden. Sidonie fürchtete sie nicht, denn die kleine Theaterdame konnte mit ibrer reiferen Schönheit nicht rivalisiren, obwohl Else ein pikantes feines Gesichtchen hatte; nur wenn sie lachte, dann entstellte sie ein großer Mund. Es giebt Frauengesichter, insbesondere gilt dies von den zarten, poetischen, die schön sind, aber ein zu-fälliges Mienenspiel kann sie in das Gegentheil verwandeln, so wie es Wohl-gerüche giebt, die sich gerade auf der Grenze erhalten; ein wenig mehr, und der Duft wird unangenehm. — Die kleine, ziemlich schinächtige Else war nach dein Urtheil Kundiger ein Weib für Kenner, Sidonies imvosante, reife, aber

scheinbar unverwelkliche Schönheit übte auf alle einen Reiz aus. Sie saß in einem dunkelgrünen Plüschkleid mit Goldstickerei und einein Kragen, der bis zum Hinterhaupte emporreichte, an der Schmalseite der Tafel, in den hohen, geschnitzten Stuhl zurückgelehnt, und belebte mit ihren Blicken, mit eingestreuten Bemerkungen und mit einein Lachen, das alle weibliche Liebenswürdigkeit und Heiterkeit in sich schloß, die Unterhaltung.

„Gestern war ich im „Fall Clemenceau," sagte ein vierschrötiger, wie ein ehemaliger Baßbuffo aussehender Herr mit einer Glatze, einem dreifach abgestuften, glatt msirten Kinn, und einer grünen Ordensrosette im Knopfloch — „da habe ich an Sie gedacht, Sidonie. Wissen Sie, wie die alte Polin von ihrer Tochter sagt: ‚Sie ist bestimmt für einen Throns — ja Sidonie, Sie gehören auch auf einen Thron." — „Sie haben recht, lieber Consul," antwortete der unter Kuratel stehende Herr von Wagenheim, der brustkranke Schatten eines Lebemannes, der sein Vermögen durch die Betheiligung an einem verunglückten Theaterunternehmen, zum größeren Theile aber im gönnerhaften Verkehr mit Soubretten eingebüßt hatte. — „Ja, wahrhaftig" und er legte die Faust, aus der die vergoldete Klinge des Obstmessers herausragte, aus den Tisch, „die Sidonie, das ist ein Weib, für die ein Fürst in die Verbannung geht. Sie hat so etwas Morganatisches."

Einige Herren lachten.

„WaS haben's g'sagt?" rief Else, die den Grund der Heiterkeit nicht begriff, weil sie das Wort nicht verstand, über den Tisch herüber. Niemand gab ihr eine Antwort. „Ist kein Ferscht da?" fuhr Wagenheim das Obstmesser wie einen Degen erhebend, fort.

„Ich bin der Fürst von Thoren," begann der Consul mit falschem Einsatze und fetten: Tone zu singen. „Au" rief Sidonie mit komisch schmerzlicher Miene, und ein paar Herren stimmten das Lied richtig an.

Der Consul kam einen Augenblick in Verlegenheit, er hüstelte, der Witz war ihm in's Wasser gefallen. Er wendete sich an Sidonie und wollte die Hand, die sie mit graziöser Rundung der Finger auf den Tisch gelegt hatte, streicheln. Sie entwischte ihm, wie ein Mäuschen unter einer Bärentatze hinwegschlüpft.

„Die Kunstgegenstände dürfen nicht berührt werden," sagte sie.

„Jawohl, ein Kunstwerk der Natur," bestätigte der plumpe Consul indem er sich zurücklehnte und einen silbernen Zahnstocher aus der Westentasche hervorholte, mit dem er dann zwischen den wulstigen Lippen herumwirthschaftete.

„Wissen Sie, Korina," sagte er dann, die Luft durch die Zähne ziehend, „daß Sie unsere verehrte Wirthin noch nicht gemalt haben, begreife ich nicht."

„Er hat ja keine Zeit," bemerkte Eisens Nachbar, ein befrackter Herr mit einen: nach spanischer Mode zugestutzten Vollbart und einem großen Brillantknopf in der tief herabreichenden Hemdenbrust. „Kürzlich habe ich

ihn besucht, wollte mich malen lassen, da hat er gesagt: „Entschuldigen Sie, aber es ist so gutes Licht, heute mutz ich Besuche machen."

Alle lachten; der witzige Erzähler fuhr dem Künstler mit der flachen Hand freundschaftlich über das kurz geschorene Haar, wie um ihn durch eine Art Liebkosung zu versöhnen. Der Maler, der in der That zu jenen talentvollen Künstlern gehörte, die vor Talent nicht zum Arbeiten kommen, war derartige Neckereien gewöhnt. Er lächelte gutmüthig. „Sehr gut," sagte der Consul ein paar Mal, dabei starrte er vor sich hin, als käme er erst nach und nach auf die Pointe.

„Nein, wahrhaftig, Sie müssen mir mal sitzen, Fräulein Sidonie," bemerkte der Maler, „vielleicht als büßende Magdalena." Ewer der Gäste an der anderen Schmalseite des Tisches wagte einen Kalauer. Sidonie nahm die Serviette aus dem Schotz und zielte damit sehr glücklich nach dem Gesicht ihres vis-ii-vi«. „Sie Abscheulicher," ries sie, — „Sie sind wohl Mitglied der Freien Bühne?"

„Ach, meine Herren, das Stück gestern," rief der Maler, „na, ich kann doch einen Puff vertragen, aber da hört's auf. „Blutschande?" warf Wagenheim in fragendem Ton hin.

„Ach, wenn's das wäre," — mischte sich ein dritter hinein, ein früherer Börseaner, der jetzt nnr noch seiner Sportpassion lebte und einen kleinen Rennstall hielt, in dem ein halbes Dutzend Pferde an der Krippe standen, die die Namen seiner früheren Geliebten trugen, ohne datz er dabei an den naheliegenden Scherz vom „Laufen lassen" gedacht hätte —, „wenn's nur das märe, aber da stecken sie Einen in die Zwangsjacke. Na, ich danke, ich habe zu Bmgstein, der den Platz neben mir hat, gesagt: „Nee, das brauch' ich mir am Sonntag Vormittag nicht gefallen zu lassen." Ich ging unter den Linden bummeln; viel schöner ... nach einer halben Stunde kommt Bingstein. „Was thnt sich?" fragte ich ihn und dachte gar nicht mehr an das Theater. „Was soll sich thnn? jetzt hat er ihr gar die Petroleumlampe nachgeworfen," gab er mir zur Antwort, „nee, das ist zu starker Tobak; ich gehe auch nicht wieder hinein," zürnte der Börseaner. Else lachte laut auf.

Während sich das Gespräch zwischen dreien oder vieren in sehr oberflächlicher Weise um die vielumstrittene Berechtigung des Hätzlichen in der Kunst und um den Nutzen oder Schade,:, den solche Vorstellungen hervorrufen, drehte, war Wagenheim, der den ernstereil Theaterfragen gar kein Interesse entgegenbrachte, hinter Sidonies Stuhl getreten, und er beugte sein blasses Gesicht über das hochfrisirte, glänzende Haar und mit geschlossenen Augen, die Hand auf die eingefallene Brust legend, zog er halb mit scherzhafter Uebertreibung seiner Schwärmerei, halb mit wirklichen: sinnlichen Behagen den Duft ihres Haares ein.

„Was machen Sie denn da oben?" ftug Sidonie, den Kopf etwas zur Seite neigend, mit einen: koketten Augenaufschlag.

„Ich liebe Sie, Sidonie," flüsterte Wagenhein:.

„Was meinen Sie, wie reich ich wäre, wenn ich für jedes Mal, al>? Sie das in Ihrem Leben gesagt haben, tausend Mark hätte! Geben SiV mir lieber eine Cigarette," erwiderte Sidonie. Wagenheim senszte und zoa aus der Tasche ein silbernes Cigarettenetui hervor, auf dem eine Balleteuie in frecher Pose gemalt war. Cr reichte es der schönen Frau, die eine Cigarette an dem, den Löwen von St. Mnrco darstellenden Spirituslämpchen anzündete. Sie sog den Ranch ein und blies ihn sodann in einen: einzigen Strahl, den Kopf etwas zurücklegend, mit Wohlbehagen gegen die Gaskrone aus opalisirendem Glaö.

„Ich weiß, daß ich keine gute Partie mehr bin," seufzte Wagenheim, „Das Theater hat mich ruinirt. — Aber ich habe so viel für die Priesterinnen der Kunst gethan, daß sie jetzt auch für mich etwas thun könnten. Die kleinste Gabe wird angenommen." Er beugte sich bei diesen Worten tiefer herab und wollte ihr Ohr küssen. Sidonie gab ihm eiuen leichten Schlag auf die Wange.

„Ach, er hat sie ja nur auf die Schulter geküßt," versuchte der Comul aus der Fülle seiner Operetteureminiscenzeu zu eitiren-

„Consul, Sie sind so nett, aber singen sollen Sie nicht," lachte die schöne Frau, und sie erhob ihr Glas und trank ihm zu. Der Consul stieß mit ihr an, seine Hand schwankte und er goß sich den Sect über die fetten, ringgeschinückten Finger.

„Tatterich!" rief Sidonie, „Sehen Sie, das muß mau so machen."

Sie legte ihre Serviette um dm Hals, erfaßte mit der Rechten den um das Glas geschlungenen Zipfel des Tuches nnd mit der anderen das entgegengesetzte Ende. Sodann zählte sie: „Eins, zwei, drei" und auf drei zog sie daran so, daß das Glas mit einem Ruck sich ihren Lippen näherte. Alles lachte, der Consul wurde wieder verlegen, er blinzelte Sidonie mit erzwungenem beifälligem Ausdrucke nn. Plötzlich nahmereinen etwas schrofferen Ton an i „Wagenheim, lassen Sie jetzt den Unsinn."

Der Angeredete, der noch immer hinter dem Stuhl Sidonies stand und nicht abgeschreckt durch die empfangene Züchtigung eine Annäherung versuchte, kicherte nnd drehte sich auf dem Absatz nm. „Sic Othello," rief er, „darf man denn gar nicht mehr an Sidonie 'ran?"

„Quatsch," sagte der Consul, „aber solche Witze... es schickt fich nickt."

Der Diener machte geräuschlos die Runde und goß die Spitzgläser voll. Die Herrin des Hauses unterhielt sich mit ihrem Nachbar, dessen feistes Gesicht geröthet war und vor Entzücken strahlte; sie hatte die halbausgerauchte Cigarette in den Aschbecher geworfen nnd zerlegte mit ihren biegsamen Fingen, eine Mandarine, die sie mit ihm unter Scherzen theilte.

Else hatte den Herrn mit dem spanischen Stutzbart iu ihren Bann gezogen, sie ließ alle Minen springen, und erklärte in dem stolz bescheidenen Ton eines Helden, der sich erbeuteter Trophäen rühmen darf, die Geschichte der Goldreifen, die bei jeder ihrer Bewegungen an den weißen, aber schmächtigen

Armen klirrend durcheinander glitten. Der Maler hörte so nebenbei zu, er saß mit geöffnetem Mund und schweren Augenlidern da; manchmal griff er nach dem Glas und leerte es ganz mechanisch. Die Uebrigen unterhielten sich noch immer von den Aufgaben der moderen Bühne, wobei die verworrensten Laienansichten zu Tage traten. Als eine kleine Pause eintrat, rief Sidonie über den Tisch hinüber: „Kinder, es wird mau; ich schlage vor, daß Else uns etwas singen soll."
„Bravo" sagte der Consul, seiner Freundin zunickend.
, „Ja, ja, sie muß" riefen ein paar Stimmen durcheinander. Alle erhoben sich, zuletzt Korina; er rekelte sich ein wenig. „Heute die vierte Nacht" seufzte er, sich an Else wendend.
„Gehn's, hören's auf, zu was sind Sie denn nachher ein Künstler", spottete sie, ihre Hand mit Vertraulichkeit, als märe es immer so gewesen, in den Ann ihres Tischnachbarn legend und mit ihm das Eßzimmer verlassend. Korina folgte schläfrig, der Consul küßte Sidonies Hand, die anderen schoben sich plaudernd, gähnend, die Cigarre im Mund und die Hände in den Hosentaschen, in das nächste Zimmer. Trndel, das Hausmädchen, hatte zwei hohe Ständerlampen, deren Licht durch sehr umfangreiche, viereckige Spitzenschirme gedämpft wnrde, rechts und links vom Flügel aufgestellt, während die Herren auf den niedrigen Sitzinöbeln mannigfaltiger Art, und auf den mit runden und eckigen seidenen Kissen garnirten Sophas durchaus ungezwungene Stellungen einnahmen. Der Consul ließ sich mit einem Seufzer des Behagens in einen weichen Lutherstuhl nieder und schob sich ein kleines, blaßblaues Daunenkissen nnt japanischer Goldstickerei unter den runden Nacken. Er ließ seine Blicke wohlgefällig über die Statuetten nnd Bilder schweifen, die im Verein mit orientalischen Shamls, Fächern, Palmblättern, Spiegeln in Barockrähmchen, Japantrödel und anderem Kram die Wände bis oben hinauf bedeckten und den künstlerischen oder decorativen Schmuck dieses Raumes bildeten. Die Gemälde rührten nicht von Meistern her, aber die dargestellten Sujets schmeichelten seinem zweifelhaften Kunstsinn; es waren zumeist nicht eben werthvolle Copieen nach classischen Vertretern der Fleischmalerei: Danae im Goldregen, Rubens Frau, eine schlummernde Ariadne mit Cupido im Schoß, Tizians ruhende Venus u. s. w. — „Sie besitzt Geschmack," sagte er, und ei' ergriff die Hand der eben vorüberrauschenden Sidonie und suchte sie mit seinen Lippen zu erreichen. Leider vergeblich. Sodann lächelte er der dunkelgefärbten Büste einer grinsenden Negerin mit schwellenden Formen zu.
Sidonie trat an den Flügel, der schräg im Zimmer stand und auf dessen blauer Plüschdecke die Geburtstagsgeschenke aufgebaut waren; gewaltige Sträuße, kurzlebige, in der Treibhausluft erblühte Flieder- und Kamelienbäume mit phantastisch gefalteten Seidenpapiermanschetten, Blumenkörbe, geöffnete Schmncketuis, Bonbonnieren, ein kunstvoll gearbeitetes, mit Känguruhleder bezogenes Kissen, — Kissen waren die Liebhaberei Sidonies, — und ein kleines Oelbild von Korina, das aber seiner wiederholten Versicherung

zufolge noch nicht fertig war, und, wie ein Spötter äußerte, vorläufig eine Leda darstellte. Wagenheim hatte einen in einer Sammtschatulle ruhenden ciselirten Revolver, mehr einem Spielzeug gleich, als einer Waffe, mitgebracht. Der Consul hatte eine Nococosänfte mit durchsichtigen Scheiben, die als Schmuckschränkchen zu benutzen mar, gesandt.

„Reizend, reizend, Kinder!" rief die reichlich Beschenkte, sich noch einmal an der bunten Fülle der Kostbarkeiten weidend, obwohl sie schon vorher jedein einzelnen über das Raffinement seines Geschmackes hundert Liebenswürdigkeiten gesagt hatte, — „warte Else, ich mache ein bißchen Platz." Sie rückte die Blumen zur Seite, so daß der Flügel ein Stück weit geöffnet werden konnte. Die kleine Schauspielerin schob ihren Schmuck vom Handgelenk und legte ihn in die Hände ihres Verehres, der ihn an seine Lippen drückte. „Gehen's, HSren's auf," lachte Elfe geschmeichelt, und sie zeigte dabei zwei Dutzend tadelloser Zähne. „Also was soll ich denn singen?"

„Alma, wo mag das Mädchen sein!" rief einer der Herren. „Aber, aber," versetzte Sidonie, ihm mit dein Zeigesinger auf die Stirn klopfend. „Fällt Ihnen nichts Geistreicheres ein?"

„Nein" rief Wagenheim, „das Lied, welches Sie neulich bei Rosenstein gesungen hatten. Wissen Sie, das von dem Vater und dem Sohne."

„Wenn der Vater mit dem Sohne" . . . summte der Consul vor sich hin, nur so laut, daß es der neben ihm lümmelnde Korina hätte hören können, wenn derselbe nicht die Stellung des tiefen Nachdenkens dazu mißbraucht hätte, still einzuschlummern.

„Was is' denn das?" frug Else,

„Natürlich der Erlkönig."

„Wer reitet so spät," citirte einer der Herren mit dröhnender Stimme.

„Pst," machte Elses Bewunderer, der sich wahrscheinlich der Täuschung hingab, sich in einen, feineren Salon zu befinden, ein Jrrthum, über den ihn das ausgelassene Gelächter der Gruppe aufklärte, in deren Mittelpunkt die Frau des Hauses stand und die plötzlich zwischen Zürnen und Lachen die Worte ausstieß: „Sie sind unverschämt!" Der Rennstallbesitzer hatte sich nämlich von hinten herangeschlichen und versucht, einen Kuß auf Sidonies Nacken zu drücken. Die kleine Wienerin commandirte mit humoristischer Strenge: Rrrruheü!"

„Else singt: Kinder, ruhig," rief der Consul überlaut. Die Herren lachten über seine Stimme, die sich überschlug. „Karl, bringen Sie doch etwas Sect heraus," sagte der erwachte Maler, den stumm nickenden Diener auf die Achsel klopfend. Endlich war Ruhe eingetreten; Else warf dem spanischen Stutzbart noch einen Blick zu, wie sie ihn auf der Bühne bei routinirten Liebhaberinnen beobachtet hatte; dann begann sie ein gefühlvolles Wiener Volkslied mit dem Refrain:

Mei' einzige Freud'
Is mei' Bua;

Schlechte Rasse.
Sie sang mit ungeschulter Stimme, aber mit dem natürlichen Geschmack der Wienerin. Auf Verlangen gab sie ein zweites und ein drittes Lied, sogar ein Schubert'sches zu. Der Vortrag machte wenig Glück. „Was Vergnügtes," riefen Einige aus einer dämmerigen Ecke heraus. Wagenheim saß an der Schmalseite des Claviers auf einem Rococosessel, er hatte das von einem abwesenden Verehrer gespendete Kissen aus Känguruhleder auf dem Schoß und strich selbstvergessen mit der mageren Hand über die Oberfläche. „Was thun Sie denn," flüsterte Sidonie.
„O," sagte er, „wie Frauenhaut, Sidonie, gerade wie . . ."
Sie gab ihm einen Backenstreich. Er lächelte traurig. „Das Privilegium der Frauen, diejenigen zu mißhandeln, die sie lieben. Aber Du liebst mich nicht einmal, Sidonie."
„Nun seien Sie aber still," erwiderte die schöne Frau und sie that ehrlich entrüstet. Im nächsten Augenblick wendete sie sich lächelnd an den Diener, der geräuschlos Schnaps servirte. „Karl, der Herr bekommt nichts mehr zu trinken." Sie mies auf Wagenheim.
„Mag auch gar nichts," sagte er, noch immer das weiche, sammetartige Fell liebkosend und seine Wange daran schmiegend.
„Quatsch," sagte ärgerlich der Consul, und das galt dem Gehaben des in der That etwas angesäuselten kranken Lebemannes.
Else hatte unterdessen die Noten zn einem anderen Wiener Lied „Die Burgmusik" gefunden, und als die Herren die bekannten Klänge vernahmen, fielen sie ungeachtet ihrer mangelhaften Kenntniß vom Text unisono ein. Sidonie hatte sich in der Ecke, wo die Büste der Negerin stand, niedergelassen. Es war bewunderungswürdig, wie vortheilhaft sich ihr voller weißer Arm von deni mattrothen, goldgestickten Fond eines japanischen Polsters abhob; den anderen Arm ließ sie herabhängen zwischen dem Sovha und der Lehne des Stuhles, auf dem der Consul saß, der keinen Blick von den schönen, reifen Formen wandte. Sie hatte sich etwas zurückgelegt und die Beine über einander geschlagen, so daß unter dem Saum des Kleides ein Stückchen hellgrauen Seidenstrumpfes und ein glänzender, spitz zulaufender Halbschuh aus Lackleder sichtbar wurde. Ihre Blicke wanderten von der Spitze dieses zarten Schuhes, der die Umrisse der Zehen erkennbar werden ließ, über das schillernde Farbenspiel ihrer Plüschrobe, dann senkte sie die Augen auf den Taillenausschnitt, und ihre Finger zupften an der Goldspitze oder sie befühlten die glänzenden Boutons in den Ohren. Frauen, die einen Cultus aus ihrer Schönheit machen, sind ja unerschöpflich in dem Geberdenspicl der Koketterie. Manchmal sah sie den Consul so nebenbei an, wie um sich zu versichern, ob sie unbeobachtet sei und sie wußte doch, daß er die Augen von ihr nicht ließ. Er sah sie von allen Seiten an, ihren Hals und das, was der Ausschnitt frei gab. Es war nicht wenig. Er weidete seine Augen an ihrer Schönheit und seine Blicke schienen die neidische Hülle ihres Anzuges zu durchdringen. Seine Hände waren geröthet, das Geäder trat hervor und

Sidonie erschrak sogar, als er mit seinen heißen Fingern ihren kühlen Arm zärtlich umspannte.
„Sidi," sagte er leise, indem er sich zu ihrem Ohr hinüberbeugte, „wahrhaftig, ich bin zu schüchtern. Sehen Sie, wenn ich die Frechheit von dem Bengel, dem Wagenheim, hätte, mären wir schon weiter; aber glauben Sie inir, man macht doch einen Unterschied zwischen Weib und Weib. . . . Ick schwöre Ihnen —"
„Keinen Meineid," flüsterte Sidonie; sie wußte, daß der Brave 'zu Denen gehört, bei denen der Wein zärtliche Regungen erweckt.
„Mein Ehrenwort, Sidonie," fuhr er fort und dabei schlug er mit der Faust auf die gewölbte Hcmdenbrust, „daß ich noch nie zu einem Weibe so gesprochen habe, wie zu Ihnen. . . . Ich weiß, daß ich nicht mehr von Ihnen lassen kann. Sehen Sie, es giebt heilige Gefühle, von denen man weiß, daß sie echt sind und die ein flüchtiges Glück überdauern. . . ."
Er umspannte ihre beiden Hände und er that sich Zwang an, indem er es vermied, von seinem Lutherstuhl auf die runden Kniee herabzurutschen.
„Ich biete Ihnen Alles, was Sie wolle», wenn Sie mir meine Jugend wiedergeben. Das können Sie durch Ihre Freundschaft. Sagen Sie ja, Sie süßes, süßes Geschöpf!" zischelte er. Er beugte sich jetzt, als märe er zu schanihaft, die Antwort zu hören, über Sidonies Hände und küßte sie leidenschaftlich. Die Absicht, ihr in diesem Augenblick seine spiegelblanke Glatze in der ganzen Ausdehnung vorzuführen, war freilich nicht vorhanden.
Plötzlich ertönte ein Gelächter aus einer Ecke, der Consul fuhr erschreckt auf, denn er fürchtete, der Heiterkeitsausbruch gelte ihm.
Einer der Herren hatte unbeachtet die Venusbüste auf ein Sopha gelegt, sie bis zur Achsel mit der türkischen Chaiselongue-Decke verhüllt, unter die er einen Pelz gesteckt hatte, so daß es wie ein Körper aussah und zu Füßen ragten zwei Damenstiefetetten hervor, die er sich durch Trubel verschafft hatte. Ein junger Herr aus der Finanzwelt warf sich auf die Kniee und, indem er seine Börse, seine goldene Uhr und eine silberne Streichholzbüchse, die er an einer langen Kette in der Hosentasche trug, auf den Popanz warf, flehte er um Gegenliebe. Ein unmäßiger Heiterkeitsausbruch begleitete diese varodistische Scene, Korina stieß vor Lachen ein volles Sectglas um, Wagenheim schrie laut auf, ein dritter drängte den Knieenden fort und warf sich gleichfalls vor dem Schönheitsideal auf die Erde.
Else kam nicht inehr zuin Singen, Korina empfahl sich unter dem Hinweis, daß er am anderen Morgen eine Sitzung habe, zwei Andere bericthen, daß man im „Albrechtshof" noch ein frisches Glas Bier trinken könne — die Stimmung zerflatterte.
„Wer bringt denn die kleine Else nach Haus?" rief Wagenheim.
„Ausknobeln," warf der Rennstallbesitzer scherzend hin.
„Nicht nöthig," flüsterte Wagenheim mit spöttischem Anflug, „Boronski hat heute sein Herz entdeckt, lassen mir sie ihm. Ich gehe; wer kommt

schlechte Rasse.

mit?" Die Herren mit Ausnahme des Eonsuls näherten sich der Tapetenthüre, die auf den Corridor führte. Sie sprachen durcheinander. „Sind Sie morgen Abend bei Meyer?" „Welcher Meyer?" „Bendlerstraße." — „Weiß nicht, — Sie? — Vielleicht!" „Wo wohnen Sie, Baron?" „Regentenstraße." „Gut, gehen wir ein Stück zusammen." . . .

Der Consul zog Sidonie bei Seite, er legte wieder seine derbe Faust auf die Brust und er trat dicht an sie heran und sagte ihr etwas in's O hr Sidonie lächelte, sie zuckte die Achseln, aber sie sah ihn ermuthigend an und. sie enviderte einen leidenschaftlichen Druck feiner Hand. In diesem Augenblick stellte sich Wagenheim mit deni Claquehut auf dem Kopf und mit aufgeklapptem Pelzkragen vor ihr ans und die Anne ausbreitend, sang er:

Mei' einzige Freud'
IS mei' Bua. . .

Tie lachte ihn aus. „Quatsch," sagte der Consul mit verstecktem Aerger

Else wickelte sich in einen weiten, pelzbesetzten Plüschmantel. Boronski steckte ihren Fächer in die Fracktasche, er reichte ihr das stark duftende, weiße Spitzentuch und geberdete sich wie ein Verliebter. Die Herren verabschiedeten sich vertraulich, der Rennstallbesitzer, der etwas zu viel Sect getrunken hatte, sagte mit schwerer Zunge: „Reizend war's. Ja, das versteht sie, so kleine Gesellschaften zu arrangiren; das ist ihre Specialität." Sidonie und Else tauschten an der Thüre noch einige Heimlichkeiten aus und lachend gaben sie sich den Abschiedskuß. Plötzlich wandte sich jene um. „Doctor, Sie bleiben noch einen Augenblick," sagte sie zu dem alten Freund, der im Hintergrund stand und nach seinem Pelz langte. Trudel ging mit der Lampe voran, der Diener mar von Boronski geborgt, und hatte sich bereits verabschiedet. Die Gäste folgten dein Hausmädchen, einige gähnten, der Rennstallbesitzer suchte Halt an dem Treppengeländer und sagte, ohne gehört zu werden, nur immer vor sich hin: „Nicht zu schnell, Kinder." Else und ihr Beschützer waren die ersten unten. Die Droschkenkutscher zogen den schlafenden Gäulen die Decke vom Rücken und blickten erwartungsvoll auf die sich vor dem Haus ansammelnden Gruppen. Boronski begrüßte die Herren, dann half er Else einsteigen nnd sagte zu dem ersten Kutscher: „Linkstraße 83." „Parterre rechts," setzte Wagenheim hinzu, den Consal anstoßend und ihn durch diesen Spaß versöhnend. Er lachte lant auf, der Glückliche hatte es nicht mehr gehört, er war bereits in die Droschke geklettert und hatte sich mit der Miene eines Menschen, der das höchste Erdenglück zu erwarten hat, an der Seite der kleinen Schauspielerin niedergelassen. Die Uebrigen schlugen die Richtung gegen das Ufer ein.

Sidonie hatte, als die Thür hinter dem letzten Gast sich schloß, den Doctor am Ann gefaßt. „Kommen Sie, nur ein paar Worte." Sie führte ihn durch ihr voin Schein der verlöschenden Gluti) im Kamin matt

erhelltes Schlafzimmer nach einer kleinen Stube, in der ein ausrangirter Damenschreibtisch, ein paar einfache Polstermöbel, Stühle und Kasten standen, die offenbar aus einer Zeit herrührten, da Sidonie noch nicht die Höhe ihrer Laufbahn erreicht hatte. An den Wänden hingen schlechtgerahmte Photographien und ein paar langweilige Landschaften. Auf dein Schreibtisch brannte eine Lampe.

„Setzen Sie sich, Doctor," sagte sie, einen zweiten Stuhl an den Tisch rückend. „Bitte, schrauben Sie die Lampe etwas höher." Der alte Herr setzte sich seufzend, neigte den Kopf, daß er die Flamme sehen konnte und drehte an der Schraube. „War das wieder ein Abend, Sidonie, hören Sie mich doch einmal an, es geht nicht weiter so, ich bin nahe an die Sechzig..

„Ich weiß, Doctor," unterbrach ihn Sidonie, „aber jetzt haben wir Wichtigeres zu thun, als ineine arme Seele zu retten. Haben Sie mir heute etwas gekauft?"

Der Doctor nickte. „25 ()()() böhmische Nordbahn. Sie werden nichts daran verlieren. Sie können sie ruhig in den Schrank legen. Er zog aus der Brusttasche ein gestempeltes Papier heraus und reichte es seiner Freundin, die einen flüchtigen Blick darauf warf. „Hm, der kleine Meyer sagte heute, an Kohlenactien soll wieder sehr viel zu verdienen sein," begann sie; sie hatte den Zettel in den Ausschnitt ihrer Taille gesteckt, die Anne über die Brust gekreuzt und ihr Gesicht hatte einen ernsten, wichtigen Ausdruck an: genommen. Jetzt, nachdem das leichtsinnige Lächeln von ihrer Miene verschwunden mar, sah sie um fünf Jahre älter aus, das Frauenhafte trat deutlich hervor.

„Lassen Sie sich darauf nicht ein, sie werden noch alle, wie sie da sind, ihren letzten Groschen bei dein Schwindel verlieren." Der Doctor inachte dazu eine bezeichnende Handbewegung. —

„Und wie steht es nun endlich mit dem Gut Flessow. Hedwig ist heute siebzehn Jahre alt geworden, sie mnß fort aus der Pension."

„Sie wollen sie zu sich nehmen?"

„Ach, was fällt Ihnen ein. Hier nicht einen Tag, nicht eine Stunde. Das hat mich ja eben bestimmt, an das mecklenburgische Nest zu denken. Ich war kürzlich dort, wie Sie wissen, nicht so sehr, um es mir anzusehen, als um mich sehen zu lassen, und wenn wir so weit sind, daß der Kaufvertrag abgeschlossen werden kann, opfere ich wieder ein paar Tage und fahre hin."

„Wie haben Sie sich dort eingeführt?"

„Als die Wittive eines Kaufmanns, der da drüben auf Sumatra oder irgendwo einen gewissen Wohlstand erworben hat, eine ganz einfache Geschichte, wie sie tausendmal vorkommt. Ich wünsche meiner Trauer und der Erziehung meiner Tochter zu leben, abseits von der großen Welt!"

„Ich fürchte, zu sehr abseits, in Bezug auf Ihre Tochter, die doch in das Alter kommt. "

„Natürlich habe ich daran auch gedacht," warf Sidonie ein. „Darum habe ich mir die Sache selber an Ort und Stelle angesehen und bei der Generalin auf den Busch geklopft."

„Was ist das für eine Generalin?"

„Der das Nachbargut Alt-Flessow gehört. Ich habe mir eine Empfehlung an sie verschafft durch Voronski, der zuverlässig und discret ist: die Generalin gefällt mir, eine vornehme, etwas steife Dame, altadlige Offiziersfrau, über die man in unseren Kreisen sich natürlich lustig machen würde. Aber wissen Sie, wenn man irgendwo in seinen: Innern aus den guten Zeiten herrührende kleine Ersparnisse an besseren Empfindungen hat, ich versichere Sie, Doctor, dann erfüllen einen solche Menschen init einer gewissen Ehrfurcht. Eine ehrenwerthe Frau; o, es ist doch was dran, man muß immer das Gefühl haben, frisch gebadet zu sein. Wissen Sie, so reinlich, keine Erinnerung als erlaubte, keine Reue, keine Heimlichkeiten, keine Furcht vor der Entdeckung, ein offenes Buch ... O, das muß ein ganz anderes Leben sein. Ja, sehen Sie, ich möchte, o ich weiß nicht, was, darum geben, wenn ich dieser Frau gegenüber alles auslöschen könnte, wenn sie wenigstens meiner Hedwig eine mütterliche Freundin würde. Das ist eine Aussicht, die mich reizt und die mir den Gedanken der Uebersiedlung noch Flessom in einer so freundlichen Beleuchtung erscheinen läßt. Die Generalin scheint für mich Sympathien zu haben, und dann sind noch ein paar Güter in der Umgebung, da werden doch auch nicht lauter alte Knaben leben."

„Also auch schon Verlobungsgedanken in der Ferne?"

„Bielleicht."

Der Doctor schüttelte den Kopf.

„Ich verstehe Ihre Bedenken, lieber Freund," sagte Sidonie, „aber wir müssen heraus, ich und mein Kind, um jeden Preis, und das ist der Augenblick und die Gelegenheit. Niemand wird etwas ahnen. Ich habe meinen Mädchennamen angenommen, nnd daß hier kein Hahn nach mir krähen wird, wenn ich spurlos verschwinde, das wissen Sie. Im Gegentheil, der eine oder der andere wird froh sein, wenn er die Thür verschlossen findet und alle Verpflichtungen aufgehoben sind. Wir haben keine Freunde von der Stunde an, wo mir ernsthaft werden möchten, wie es alle anderen sind, die den Kampf mit dem Leben ehrenvoll auskämpfen wollen. Ach, ich sehne mich so nach reiner Luft, nach einem neuen Leben, und denken Sie, mit Hedwig zusammen, unzertrennlich . . ."

„Ja," fiel der Doctor ein, „aber das Geschäftliche. Der Verkäufer braucht Geld. Zunächst werden ca. 60900 Mark nöthig sein, die Sie nicht haben."

„Ich habe noch mehr."

„Ja, aber in Dividendenpapieren, die Sie sich von den dummen Börsenbengels haben aufschwatzen lassen. Die können wir jetzt nicht verkaufen."

„Hm, der Consul hat mir heute Geld angeboten, viel Geld," sagte

Sidonie, wie zu sich selber, „und das mit Flessom muß zu Staude kommen. Telegraphiren Sie gleich morgen, ja?"
„Da wäre es doch vorsichtiger, wenn Sie morgen bei dem Consul anfragen wollten, welche Verpflichtungen . . ."
„Das kann ich noch heute, wenn ich will," fuhr ihm Sidonie dazwischen. „Er macht mir eine nächtliche Fenstervromenade, denken Sie!" Das vergnügte, leichtfertige Lächeln kehrte auf ihr Gesicht zurück. Sie erhob mit geschlossenen Händen die weißen Arme über den Kopf und dehnte sich.
„Sidonie!" mahnte der Doctor, seinen Rock zuknöpfend.
„Ich bitte Sie, ... wären Sie vor zehn Jahren gekommen, vielleicht hätten Sie damals Ihre Zeit nicht verloren mit mir. Aber heute! . . . Geben Sie es auf, ich habe es ja damals gewußt, als mein Mann mich davonjagte. Er hat Recht gehabt. Es giebt für unsereins keinen Halt, es liegt im Blut. Wir sind nun einmal eine schlechte Rasse. Und nun heißt es retten, was zu retten ist, immer noch vernünftiger, als auch noch zu Grunde gehen im Elend. O, ich muß für nieine Tochter sorgen, vergessen Sie das nicht; das ist das einzige Gefühl, das nicht verächtlich ist an mir, die Poesie meines Lebens, sein ganzer Inhalt, alles andere ist mir nicht so viel werth."
Der väterliche Freund der Sprecherin sah sie über die Brille mit der Wehmuth eines getäuschten Philanthropen an.
„Nun gehen Sie, sonst kommt Ihr Ruf auch noch in Gefahr," lachte sie. Und sie legte ihm nnt ausgestreckten Annen beide Hände auf die Schultern, „und morgen früh schreibe ich Ihnen wegen des Geldes. Nicht wahr? Der Doctor drückte ihre Hand und warf ihr noch einen bekümmerten Blick zu. Sie begleitete ihn auf den Corridor und half ihm den Pelz anziehen. Als er fort war, setzte sie sich an den Schreibtisch nieder, und unter der Fülle parfümirten und zierlichen Briefpapiers suchte sie ein einfaches, leeres Blatt hervor, dann schrieb sie:
„Mein inniggeliebtes Kind!
,,^ch habe Deinen siebzehnten Geburtstag heute im Berein mit wenigen Freunden begangen, und ich kann Dir wohl sagen, daß ich jede Viertelstunde im Geiste bei Dir war, mein liebes Hedel. Wie gern ich Dich an dem Tage bei mir gehabt hätte, brauche ich Dir nicht zu sagen, mein Kind, aber Du weißt, so lange Du in der Pension bist, will ich Dich auch nicht für ein paar Tage aus dcni gewohnten Geleise herausreihen. Du bist ja bald ganz bei mir. Wie glücklich werden wir mit einander sein'.
„Dr. Findeis, mein ergebener, alter Freund, hat die Angelegenheit des GutSkaufeS eingeleitet. Deine Mama wird Gutshcrrin, und Du wirsi Gntsfräulein werden.
„Freust Du Dich darauf? Die Geschenke, die Dir meine lieben Gaste zum heutigen Tage bescheert haben, verwahre ich, bis Du zu den Ferien nach Hanse kommst, nnd ich sage Dir auch kein Wort darüber.

um Dir die Ueberraschung nicht zu verderben, mein liebes, kleines Hedel. Machst Du denn Fortschritte? Ich habe von Fräulein Hahn seit einem halben Jahre keine Zeile über Dich erhalten. Bist Du noch ihr Liebling, wie Du zuletzt schriebst? Hast Du eine neue Freundschaft geschloffen? Schick mir doch regelmäßig an: Mittwoch und Sonntag einen Brief; vorige Woche hast Du es vergessen, und am Sonntag erhielt ich gar nur eine Postkarte. Das ist nicht recht von Dir. Wenn Du mühtest, wie ich mich immer gleich beunruhige. Also nicht schreibfaul sein, hörst Du? In Deinem nächsten Brief will ich lesen, wie Du Deinen Geburtstag verbracht hast. Aber recht ausführlich, bitte. Ich drücke Dich an mein Herz, geliebtes Hedel, und ich küsse Dich unzählige Mal

Deine Dich zärtlich liebende
Mama."

Sidonie schloß den Brief, adressirte ihn und klingelte. Trudel erschien mit vorgebundener weißer Schürze, wie sie von der Arbeit kam.

„Den Brief morgen früh gleich zur Post bringen," sagte Sidonie. „Sind Sie mit dein Aufräumen fertig?" Trudel verneinte. „Das Silber wäre noch . . ."

„Lassen Sie es bis morgen; Sie können zu Bett gehen." Das Mädchen entfernte sich mit dem Brief. Ihre Gebieterin sah ihr nach und als nach wenigen Minuten die Thür ihrer Kammer knarrte, erhob sie sich und sie leuchtete sich mit der Schiebelampe nach ihrem Schlafzimmer. Sie trat an das große, breite Fenster und schob die schwere Stoffgardine fort, dann zog sie dm bunten Store ein wenig zur Seite und blickte in die Dunkelheit hinab. An: jenseitigen Trottoir wurde sie die beleibte Gestalt eines in Pelz gewickelten Herren, der langsam auf- und abging, gewahr.

Am nächsten Vormittag erhielt Lr. Findeis ein Rohrpostkarte. Sidonie schrieb ihm, daß die Angelegenheit vollständig in Ordnung sei, und daß sie nach Flessom abreisen werde, um einen definitiven Entschluß zu fassen.

Die Gegend von Fiessow ist von mecklenburgischen Gutsbesitzern bewohnt, unter denen sich ein gastliches, freundnachbarliches Verhältniß herausgebildet hat, als dessen Mittelpunkt Alt-Fleffow gilt. Die Herrin dieses Rittergutes ist die Generalin Baronin Moorkrug, die würdige Dame, der sich Sidonie schon bei dem ersten Besuch in der neuen zukünftigen Heimat genähert hatte. Die Baronin war eine noch immer stattliche Dame, in den fünfziger Jahren, von dem Stolz und der Würde einer Aristokratin erfüllt, deren Ahnen ausnahmslos dem Könige gedient und die ihr Leben dem Vaterlande geopfert hatten. Ihre beiden Brüder waren als jugendliche Fähnriche auf dem Schlachtfeld von Sadowa geblieben, der General Baron Moorkrug hatte in Folge einer vor Paris erhaltenen Verwundung das Loos des Siechthums gezogen, von

dem ihn nach zehn qualvollen Jahren der Tod in den Annen seiner aufopfernden Gattin und Pflegerin erlöste. Er hatte seinen Degen in die Hände des einzigen Sohnes, der dieser Ehe entstammte, gelegt, und durch Wilhelm war für die Vererbung dieses ehrenvollen Namens in der Arinee gesorgt.

Die Baronin empfing Sidonie bei ihrem zweiten Besuche mit jener etwas zurückhaltenden, aber gediegenen Freundlichkeit, deren Echtheit Sidonie schon das erste Mal wohlthuend empfunden hatte, in dem Salon des Herrenhauses von Alt-Flessow. Wie sehr unterschied sich dieser Salon von den mit nichtigem modernem Trödel erfüllten Zimmern in der Rauchstraße, in denen sich jener zweifelhafte Ueberfluß, der von gestern auf heute, aus nichts entstanden ist und durch einen Hauch spurlos verweht werden kann, breit machte. Die mit geblümtem Damast überzogenen Polstermöbel einer längst überholten Stilart hatten ein halbes Jahrhundert überdauert, der geschnitzte, schwere Bibliothekschrank, der fast die Hälfte einer Wand einnahm, und dessen Scheiben mit grünen Vorhängen bezogen waren, sah so ernsthaft und würdig aus, als bärge er das ganze Geistesleben vergangener Jahrhunderte. Und von den init einem einfachen Muster bemalten Wänden blickten aus schlichten Rahmen die nachgedunkelten Bildnisse verstorbener Familienangehöriger herab; Offiziere in altpreußischen Uniformen, Frauen in lächerlichen Trachten aus früheren Zeiten. Am Camin stand eine goldene Stutzuhr, eine Kriegergruppe darstellend, ein Geschenk der Regimentskameraden, die mittleren Fensterpfeiler schmückten die conventionell ausgeführten veralteten Büsten des Königs nnd des Kronprinzen. — >ieine Spur von Ueberfüllung.

Sidonie hatte der Generalin gegenüber Platz genommen. Sie hatte alle verrätherischen Zeichen ihrer Lebensführung zu Hause gelassen, den Schmuck, den ganzen Kleinkram einer Modedame. Ein kaum sichtbares Lächeln, nicht der Ausdruck der Ironie, sondern das einer gewissen Zufriedenheit glitt über ihr Gesicht, als sie einen Blick in den hohen, aus einzelnen Scheiben zusammengesetzten Wandspiegel warf, in dem sie das Bild ihrer schlichten bürgerlichen Erscheinung erschaute. Die Baronin saß in etwas steifer Haltung auf dem Sopfa, sie trug ein Kleid aus schwerer, dunkler Seide, das sichtbarlich mehrere Wandlungen der Mode durchgemacht hatte, und dessen Zuschnitt noch immer um ein Lustrum zurückblieb. Das flach gescheitelte Haar, das die Stirne frei gab, bedeckte ein Bänderhäubchen, und die rundlichen, kleinen, aber vom Sonnenbrand nicht verschonten Hände trugen keinen anderen Schmuck als einen dünnen Ehering. Zu ihren Füßen lag ein großer, gelbhaariger Hund, der den Kopf zwischen seine Pfoten gebettet hatte und mit dein klugen Ausdruck, den an eine enge Gemeinschaft mit Menschen gewohnte Thier« annehmen, betrachtete er, das Gegenüber seiner Herrin; es war, als ob er jedes Wort verstände, und manchmal fegte er leise mit dem buschigen Schweif über den glänzenden Fußboden. Die Generalin ersparte Sidonie die Verlegenheit, in die sie die Nothwendigkeit, einen ungewohnten Ton anzuschlagen gesetzt haben würde, indem sie, ohne plauderhaft zu sein, die Ver-

Hältnisse auf Flessow besprach und ihren Gast so in die neue Sphäre ein-
führte. Sie schilderte ihr die Umstände, welche dahin geführt hätten, daß
Flessow — das Gut, dessen Erwerbung Sidonie beabsichtigte, zum Verkauf
gelangte, und sie übte eine nicht lieblose, aber gerechte Kritik an den Miß-
ständen, die dort geherrscht hatten. „Das kann Alles anders werden," schloß
sie, „und ich bin überzeugt, daß Sie Behagen und Zufriedenheit finden
werden, an meinem Rath soll es Ihnen nicht fehlen, es versteht sich von
selbst, daß ich Ihnen zu jeder Zeit damit dienen werde und man hat ja seine
Freunde, die Sie auch noch kennen lernen werden."

In diesem Augenblick öffnete sich die schwere Thür, und ein ältlicher
Herr im schwarzen Leibrock, der Typus des altgedienten Offiziers in Civil, steckte
den Kopf mit einem fragenden und jovial lächelnden Ausdruck herein.

„O, der Major, — kommen Sie, rief die Baronin. Der also Begrüßte
nickte, schritt in strammer Haltung auf die Gutsherrin zu und küßte mit der
Galanterie eines jungen Reiteroffiziers die ihm dargebotene Hand.

„Herr Major von Greiling — unsere zukünftige Gutsnachbarin."

„Habe schon gehört," sagte der Major nach einem respectvollen Handkuß.
„Gnädige Frau kommen von Berlin?"

Sidonie nickte. „Ja, und ich reise mit dem Abendzug wieder zurück."

„O, schon," sagte der Major, einen Augenblick unschlüssig, wie er sich
setzen sollte, um nicht gegen eine der beiden Damen unhöflich zu erscheinen.
„Ja, das schöne Berlin, was ist daraus geworden! Unglaublich — wenn ich
denke, noch zu Anfang der siebziger Jahre eine Provinzialstadt und jetzt..."

„Herr Major kommen oft nach Berlin?" frug Sidonie.

„O, ja, das heißt, nun ist es doch schon wieder acht Jahre her, daß ich dort
war. Wir Bauern kommen ja nicht los," lächelte er, mit der von der Sonne
gebräunten, kräftigen Hand langsam über die von einem dünnen, ergrauten
Haarkranz eingefaßte Glatze fahrend. „Aber dies Jahr nach der Ernte habe
ich mir bestimmt vorgenommen, Berlin wieder meine Aufwartung zu machen."
Er wandte den Kopf deni Hunde zu, der sich erhoben hatte und sich langsam
dem Gaste näherte, um Willkommen zu bieten. „Ja, du bist ein gutes Thier,
mein Pluto," sagte Herr von Greiling, dm Rücken des Thieres streichelnd.

„Wir haben ja auch Rostock in der Nähe," bemerkte die Generalin, sich
an Sidonie wendend. „Nun, mit Berlin ist es ja nicht zu vergleichen, aber
es hat sich auch sehr herausgemacht; das Theater wird sehr gelobt."

„Ah, Frau Baronin, das Theater — kein Vergleich mit dem Königlichen
in Berlin. Haben ja nicht die Kräfte. Nehmen Sie nur den Berndal, und
wie heißt sie, Abich, glaube ich, und dann den Liedtke — über den muß
ich immer lachen, wenn er nur auftritt, ganz famos! Da habe ich ein Lust-
spiel gesehen, Gott, wie heißt es denn nur! Donnerwetter, mein Gedächtnis?!
Der Liedtke spielt einen jungen Ehemann! ..." Er sah dabei Sidonie
fragend an, sie konnte ihm nicht helfen, denn sie hatte seit Jahren nur das

Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, das Residenz-Theater, Loncordia, Wintergarten und Reichshallen besucht.

„Na, ich komme nicht darauf aber es war großartig. Wird ja noch immer gegeben."

„Ah, Sie meinen die Quitzows! rief die Generalin.

„Nein, das war es nicht; das ist ja ein Trauerspiel; nein, wenn ich nach Berlin komme, will ich mich amüsiren. Wenn man das ganze Jahr seinen Aerger hat, — ne, das hat keinen Zweck."

Die Baronin drehte den Kopf zu Sidonie. „Ich sehe die Wildenbruch'schen Stücke zu gerne. Im vorigen Jahr habe ich in Rostock „die Töchter des Herrn Fabricius" gesehen. Das war eine ausgezeichnete Vorstellung. Wildenbruch schreibt so wahr, und so nach dem Leben."

Sidonie nickte.

Sie mußte ja auch nicht, daß hier Wilbrandt mit Wildenbruch verwechselt wurde.

„Ja," bestätigte der Major, „und er hält doch immer die Grenze inne, es sollen ja jetzt in Berlin ganz widerwärtige Stücke aufgeführt werden."

Sidonie lächelte zustimmend; die Generalin fürchtete, daß der Major sich verleiten lassen werde, näher auf das Thema einzugehen. Sie strich die Falten ihres Seidenrockes glatt und sagte zu ihrem Gast: „Also dann werden mir Sie ja recht bald hier begrüßen können."

„Sobald nieine Tochter ihr letztes Pensionsjahr beendet hat."

„Hm, wird Ihnen merkwürdig genug vorkommen bei uns," mischte sich der Major hinein. „In Berlin führt man ein ganz anderes Leben und Sie, die Sie an Ihren Kreis gewöhnt sind. . ."

„Mir sagt schon jetzt ein zurückgezogenes Leben mehr zu, als der großstädtische Trubel," erwiderte die Befragte, „das hat mich ja eben bestimmt, an eine Ueberstedelung zu denken."

„Eine ebenso rühmlicher, als seltener Geschmack!" versetzte die Baronin, sich in den steifen Divan etwas zurücklehnend. „Ich bitte Sie, ist das ein Leben in dieser turbulenten, lärmenden Großstadt, wo man selber nicht zur Besinnung kommt. Ich init ineinen Nerven kann Berlin nicht länger als acht Tage vertragen."

„In welcher Gegend wohnen Sie, wenn ich fragen darf," forschte der Major, der sich bei dieser Gelegenheit ein wenig auf den Kenner der Reichs-Hauptstadt herausspielte.

„Rauchstraße."

„Rauchstraße? Hm, ist das nicht in der Nähe der Charlottenstraße?"

„O, nein, viel weiter draußen im Westen."

„So, so, ah, also eine neue Straße; ich wohne seit dreißig Jahren bei Meinhardt. Man kennt mich dort, und ich habe immer ein und dasselbe Ziimner — ein gutes, altes Haus."

Die Generalin wandte sich zugleich an den Major und an Sidonie.

„Jetzt soll ja in der Friedrichstraße ein so großartiges Hotel sein, mit 500 Zimmern, höre ich."
„Ah, der Kaiserhof, der ist aber nicht in der Friedrichstraße, Frau Baronin, sondern auf dem . . . na, wie heißt denn der Platz?"
„Nein, ich meine Friedrichstraße, mein Sohn war ja zu Ostern in Berlin uns hat da gewohnt."
„Im Centralhotel, meinen Frau Baronin," half Sidonie heraus. „Eö ist allerdings nicht mehr so neu, aber es ist eins der größten Hotels."
Die Generalin nickte zustimmend.
„Gendarmenmarkt," rief der Barou, sich etwas unsanft mit der flachen Hand auf's Knie schlagend und mit dem freudigen Ausdruck desjenigen, der durch eifriges Nachdenken auf das Nichtigte gekommen zu sein glaubt.
Sidonie verzichtete darauf, die Jrrthümer des alten Herrn zu corrigiren.
„Ich dachte, Herr von Wallraten wird mit Ihnen kommen. Major," begann die Gutsherrin. „Ich hätte ihn gern unserer zukünftigen Nachbarin vorgestellt." Mit einein Blick ans diese fügte sie hinzu: „Ein ausgezeichneter Mensch und ein Musterlandwirth, von ihn: haben wir alle gelernt. Er ist sein eigener Jnspector, um fünf Uhr auf und mit den Hühnern zu Bett."
„Na, na, machen Sie ihn nicht zu gut, Frau Baronin," lachte der Major heraus, um einen plötzlichen Hustenanfall zu maskiren. „Wissen Sie, wie spät es neulich wieder geworden ist beim Seat? Um 11 Uhr haben wir die letzte Runde angesagt. Nein, was der Wallraten für Glück hat," und Sidonie ansehend, frug er: „Spielen Sie Scat, gnädige Frau?"
„Aber!" rief die Generalin.
„Nun, nun, in Berlin spielen jetzt die meisten Damen Scat, schade, dann kann ich's nicht erzählen, es ist aber wirklich unglaublich!"
„Sie haben mir noch innner nicht gesagt, warum er nicht mitkam.
„Pardon, Sie wußten also nicht, daß er nach Rostock gefahren ist. Und was meinen Sie, wozu? Eine lächerliche Eitelkeit von ihm, denken Sie sich, — ich bitte um Entschuldigung, meine Damen, — um sich das Haar schneiden zu lassen, und so arg ist es mit seinem Haarwuchs auch nicht mehr."
„Er hat so seine Eigenheiten," lenkte die alte Dame ein. Sie schien zu ahnen, daß der Major zu lustig werden würde und noch inehr der Schwächen dieser ehrsamen Gutsleute preisgeben wollte. „Aber jetzt will ich unseren Gast, ehe es dunkel wird, noch ein wenig herumführen, — wann geht Ihr Zug?" Sidonie folgte dem Beispiel der Gutsherrin, die sich erhob. „Uni 0 Uhr," sagte sie.
„Der Berliner Zug," bestätigte der Major mit einer Sicherheit, als benutze er ihn täglich.
„Gut, 30 Minuten braucht man zur Bahn. Jetzt ist es 4 Uhr vor- über, wir haben also noch Zeit. Ich will nur etwas umnehmen, entschuldigen Sie mich einen Augenblick, ich lasse Sie in Gesellschaft Ihres zukünftigen, nächsten Nachbarn zurück." Sie erhob den Finger und über das ernste, un-

bewegliche Gesicht glitt der Ausdruck der sich durch Strenge und Ernsl Inn-durchftehlenden Schelmerei. „Herr Major," mahnte sie, und ein wohlgefälliger Blick fiel auf Sidonie. „Frau Baronin," schmunzelte der Major, als wollte er die Zumuthung weit von sich weisen, aber er drehte doch seinen Schnurrbart, der durch eine Anleihe von Kinn und Wangen eine nicht gewöhnliche Fülle erreicht hatte, und seine Augen blinzelten so vergnügt, daß die Neckerei seiner alten Freundin am Ende nicht ganz unberechtigt erschien. Als jene dm Salon verlassen hatte, räusperte er sich etwas befangen. Er konnte sich in der Tbat nicht mehr erinnern, einer schönen Frau allein gegenübergestanden zu haben, noch dazu einer Frau, die — er wußte sich keine Rechenschaft zu geben, warum — bei aller Ehrbarkeit doch eine räthselhafte Atmosphäre um sich verbreitete, einer Frau, von der er zu vermuthen begann, daß sie nicht schweig-sam oder einsilbig sei, weil sie nicht amüsanter zu plaudern wußte, — aber er schlug diese Reflexionen nieder und zog es vor, Sidonie auf eine sehr be-queme und unverfängliche Art zu unterhalten, indem er ihr die auf den Ge-mälden dargestellten Personen nannte und deren verwandtschaftlichen Beziehungen zur Frau des Hauses erklärte. Eine sehr harmlose Unterhaltung. — Als die Baronin nach kurzer Zeit völlig umgekleidet, ein gehäkeltes Wollentuch auf dem Kopf, wieder erschien, war er mit der Erklärung gerade zu Ende gekommen.
Man trat den Rundgang an durch die ausgedehnten Räume des Herrenbanses, den Hof und die Treppen nach den Wirtschaftsgebäuden, die wie Alles in musterhaftem Zustande waren, für die aber Sidonie nichts als die conven-tionellen Ausdrücke des Beifalls hatte. Das ging über ihr Verständnis?.
Die Generalin erkannte und beurtheilte das richtig. „Das werden Sie erst später zu würdigen wissen," sagte sie in ihrem freundlichen Ton.
Dagegen entschädigte sie der Major, der sich angeschlossen hatte, durch fach-männisches Lob, das aus der Seele des Landwirths kam. Er that vielleicht sogar ein wenig zu viel, aber er hielt sich dazu verpflichtet und er fiiblte sich heilte merkwürdig angeregt.
Um >/z C, Uhr bog der bestellte Wagen aus der Allee und stellte sich vor dem Thore auf.
„Ah, Sie sind umsichtig," Iobte die Generalin. „Ich komme auch immer ein Bißchen früher zur Bahn. Also die Sache mit Flessow ist 10 gut wie abgemacht. Ich freue mich herzlich, — wir alle" — ergänzte sie, den Major flüchtig ansehend und eine Bestätigung von ihm erwartend. „Wir alle freuen uns auf Sie und Ihr Töchterchen.
„Hätte ich wahrhaftig nicht zu glauben gewagt," schmeichelte der Major „daß gnädige Frau bereits ein TSchterchen in dem Alter besitzen — und das ist schlimm für so ein junges Mädchen, wenn die Maina noch so —"
‚A pr«v08," fiel die Generali« ein, „wegen des Inspektors schreibe ich Ihnen, ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß er mir auf's Wärmste empfMen wurde. Mein Sohn hatte ihn auf dem Gut eines Vetters kennen gelernt. Er ist für eine große Wirtschaft nicht mehr jung genug, aber für das kleine Gnlcken

schlechte Rasse.
293
paßt er. Und ich habe Sie im Verdacht, mit der Wirtschaft wird es bei
Ihnen so wie so nicht viel auf sich haben."
Sidonie lächelte.
„Natürlich, so viel man eben zu seinem Vergnügen und seiner Zer-
streuung braucht," sagte die Generalin, ihre Hand auf Sidonies Ann legend.
„Sie haben ein Kind im Haus, das ist mehr und wichtiger, wie das Ge-
deihen von Kartoffel oder Rüben. Nicht wahr?"
„Gewiß," bestätigte der Major, ungefragt und ziemlich gedankenlos; denn
er war ganz in den Anblick der kleinen, von der kalten Luft frisch gerotheten
Ohren Sidonies, in welchen heute die großen diamantenen Boutons fehlten,
vertieft.
„So, und jetzt wollen wir uns auf den Weg machen. Bitte, Major,
klingeln Sie Bertha. Sie soll mir die Muffe herabbringen." Sidonie
protestirte gegen die Begleitung unter dem Hinweis auf die Abendstunde,
und den weiten Rückweg, aber die Generalin verbot ihr alle Einwände und
beharrte auf ihren: Willen. Der Major, in dessen seltsam bewegtem Geniüth
kühne Hossnungen aufgestiegen waren, sah sich um eine reizende Aussicht betrogen.
Etwas enttäuscht kam er nach wenigen Minuten mit der Muffe an, Bertha
trug eine warme Decke.
Die beiden Damen stiegen ein. „Frau Baronin werden doch nicht
allein zurückfahren wollen," fagte der Freund, die Decke über den Schoß
der Damen breitend. „Wenn Sie gestatten würden . . ."
„Ja-, Lieber, Sie müssen aber auf den Bock."
„Versteht sich, versteht sich," versetzte der alte Offizier, als hätte er nie
von einem anderen Platz geträumt und er lief um den Wagen herum, auf
die linke Seite und kletterte mit einer Behendigkeit, die er sich zwei Stunden
vorher nicht zugetraut haben würde, auf den Bock an die Seite des Kutschers,
der seine Hand noch immer an der geschweiften Krempe eines altehrwürdigen
Bortencvlinders hielt.
„Los!" sagte der Major. Die beiden alten Schimmel zogen an und
trabten mit schweren: Hufschlage auf der hart gefrorenen Chaussse dahin.
Er versuchte ein paar Mal eine Körperdrehung, die es ihm ermöglicht hätte,
in den Wagen hineinzusprechen. Aber der scharfe Wind vertrug seine Worte
und sein Kreuz lehnte sich gegen so gewagte Wendungen endlich auf. —
Die kleine Bahnhofsstation mar lange vor Ankunft des Bummelzuges
— die anderen Züge hielten hier nicht — erreicht. Der Major führte die
Damen in den Wartesaal, in den: ein hinkender Bahnhofsbediensteter die
Petroleumlampen anzündete. Unter Gesprächen über die Zukunft des Guts
und über das, was zunächst dort in Angriff zu nehmen sei, verging die
nächste Viertelstunde. Endlich regte sich draußen auf den: Perron die
Signalglocke und bald darauf näherte sich der lange, aus Frachtmagen und
Personenwagen aller Klassen zusammengesetzte Zug mit mäßiger Eile.
Der Begleiter der Damen suchte sich so unentbehrlich wie möglich zu

machen, er pochte auf seine alten Beziehungen zu dein Personal und den Schaffnern.

„Meine Gnädige, ich werde Ihnen ein Coupö allein besorgen," flüsterte er nach einein Beamten ausblickend.

„Jedenfalls Damencoupo," versetzte die Generalin, „nicht wahr?"

Sidonie mar in ihrem Leben noch nicht im Damencoup« gereist, aber sie kannte das Vorurtheil, welches darüber verbreitet ist. „Es ist am sichersten," bekräftigte die Generalin in so entschiedenem Ton, daß es der Major aufgab, seine persönlichen Beziehungen zu den: Zugspersonal und dem Stationsaufseher zn erneuern, um eine Bevorzugung zu erreichen.

„Ich glaube auch," sagte Sidonie, die sich willig in den Schutz ihrer besorgten Gönnerin stellte. Da die nieisten Coupös zweiter Classe unbesetzt waren, lag überhaupt kein Grund zu diesen Bedenken vor. Das Damen-coupö war ganz leer. Der Abschied nahm beinahe einm herzlichen Charakter an. Sidonie wollte der Baronin die Hand küssen, die diese in verbindlicher Art zurückzog, um sie über dem Schleier auf die Wange zu küssen. „Bringen Sie uns Hedwig bald," sagte sie, während Herr von Grelling beim Einsteigen behilflich war, „und schreiben Sie mir zuvor noch. Wie gesagt, nur stehen Ihnen mit Rath und That zu Diensten, wann immer."

„Bitte gehorsamst, mich dabei nicht zu vergessen," sagte der Major. „Wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann, und Wallraten auch. Ah, Sie sind bei uns sicher, wie in Abrahams Schoß, gnädige Frau. Sie brauchen nicht zn denken, daß Sie hier in den Urwald kommen." Dann drückte er ehrfurchts-voll die kleine Hand der schönen Frau an seine Lippen; so hatte man Sidonies Hand noch nicht geküßt.

Armer Major!

Der Schaffner der die Billets coupirte, drängte sich zwischen die Unter-haltung, Er schloß die CouMhür und es sah aus, als sollte der Zug sich gleich in Bewegung setzen. Die Generalin grüßte noch einmal mit ihrer vornehmen Freundlichkeit nnd erhob die Rechte mit der Muffe, um zu winken.

Knarrend setzte sich der Zug in Bewegung. Sidonie stand am ge-schlossenen Fenster nnd es mar ihr, als ob sie eine Heimat verließe. Die Gutsnachbarn grüßten noch einmal zum Fenster hinaus, dann wendeten sie sich, durch die schwach beleuchtete Halle schreitend, dem Ausgange zu.

Der Major war nachdenklich, er gab auf die meisten Fragen der Generalin einsilbige oder sogar verkehrte Antworten. Ein paar Hunderl Schritte von Alt-Flessow sah die Baronin den alten Freund lächelnd an und sie unterbrach eine längere Pause mit den Worten: „Mir scheint wirklich. Major, diese Frau . . ."

Der Major strich sich den Bart nach rechts und links, er machte eine Kopfbewegung, die Bejahung uud Bedauern ausdrücken konnte.

„Nun?"

„Ach, den Teufel auch! stieß er ganz ungenirt heraus, — warum begegnet man so was nicht, wenn man jung ist? Schade, schade."
Es war einige Wochen seit jenem Abend, an dem Sioonie ihren Gästen gegenüber ihren, in Wahrheit aber ihrer Tochter Geburtstag gefeiert hatte.
Die Morgendämmerung hatte etwas Frühlingshaftes. Aus dein Gitterthor in der Rauchstraße trat ein wohlgenährter, ältlicher Herr mit hochgeschlagenem Pelzkragen. Er sah sich rechts und links um und murmelte ärgerlich vor sich hm: „Quatsch, wieder keine Droschke." Aber in diesem Augenblick wurde Wagengeräusch hörbar und der Droschkentrab verrieth sich für den .Kenner. Bald darauf bog wirklich eine Droschke zweiter Classe um die Ecke. Der Kutscher, der den linken, beständig an dein Zügel zerrenden Arm ans einen großen Neisekorb gelegt hatte, blickte nach rechts und links auf die Nummernschildern und hielt vor den: Hause, vor welchem der Herr im Pelz noch stand. Der Wagenschlag öfsnete sich und ein junges Mädchen in eleganter Reisetoilette entstieg der Droschke. Sie warf einen Blick hinauf nach den noch verhüllten Fenster, nickte, als ob sie zu sich selber sagte: „Ja, hier ist eö," dann bezahlte sie dem Kutscher. Sie hatte nicht bemerkt, daß der Herr, der hinter ihr stand und der dem Kutscher ein Zeichen gemacht hatte, sie mit dem größten Interesse betrachtete und init den Blicken den Schleier, den sie unter dem Kinn zusammengezogen hatte, zu durchdringen suchte.
„Den Korb werde ich gleich holen lassen," sagte sie.
„Ach, Fräuleinchen, det dauert zu lange, ick habe schon wieder 'ne Fuhre. Der- Herr da . . . Ick werde Ihnen Ihren Korb in den Flur stellen."
Die junge Dame sah sich jetzt erst um, der Herr grüßte und protestirte mit einer Geberde. „Oh, ich habe Zeit, mein gnädiges Fräulein, meinetwegen . . ."
„O, bitte," unterbrach sie seine Artigkeit, es dauert am Ende doch zu lange, bis ich die da herausklingele. Nein, was man in Berlin zusammenschläft!" — Das ging so in einem Athem.
Der Herr schmieg, ein Lächeln flog über sein rundes Baßbuffogesicht.
Sie sah zu, wie der Kutscher, der mit unzähligen Unterkleidern ausgestopft war, die unförmlichen Holzschuhe auf das Wagenrad setzte und schwerfällig vom Bock herabklettett, den Korb mit einem Ruck auf die Achsel lud und mit schweren Tritten dem Hausthor zuging. Dann erwiderte sie den artigen Gruß des Fremden, der sich an ihr vorüberschob, den Schlüssel aus der Tasche zog und das Hausthor aufschloß. Sie grüßten sich noch einmal stumm, das Fräulein schlüpfte in's Haus, der dicke Herr kletterte stöhnend in die Droschke und rief dem Kutscher zu: „Potsdamerstraße 122»." Es ballerte einige Minuten,, ehe Sidonies Hausmädchen auf wiederholtes Klopfen, nothdürftig angezogen und verschlafen, die Thür öffnete.

„Fräulein Hedwig!" rief sie, herrjott, Sie sind's?"
„Ja, ich bin's, machen Sie nur keinen Lärm."
„Nee, Fräulein, aber so was!"
„Maina?"
„Die schläft schon, — sie schläft noch . . . natürlich schläft sie noch, soll ich sie vielleicht wecken?"
„Ach, was fällt Ihnen ein? Ich lege mich auch noch ein bißchen lim, lassen Sie Mama nur schlafen. Unten im Flur steht mein Korb."
„Schön, Fräulein, ich hole ihn gleich. Gehen Sie nur in den Salon, Sie werden sich mundern, wie es jetzt bei uns aussieht."
Trubel öffnete vorsichtig eine Tapetenthür und ließ Hedwig eintreten. Dann zog sie sich zurück. Die Kleine legte Hut und Mantel ab und sah sich verwundert um. Da sah es anders aus, wie in den Stuben der lang- weiligen Pension. Die Bilder, die Statuetten, da und dort Photographien von Unbekannten, Porzellanfigürchen und Nippgegenstände, ein geöffneter Cigarettenkaften und das alles in einen schwülen Dunst der sich aus allerlei Parfüms, frischen Blumen und den Spuren von Tabakrauch zusammensetzte.
Hedwig hatte sich auf dein Sopha heinlisch gemacht. Sie vergrub sich mit Behagen in die weichen, bunten Seidenkissen, mit weit geöffneten Augen um sich blickend, staunend und sinnend, bis sie die Uebermüdung besiegte, sie schlummerte ein.
Gegen neun Uhr wurde die Thür rasch geöffnet, Sidonie trat geräuschlos herein, ihr etwas bleiches Gesicht strahlte. Sie streckte ihre Arme aus, um die geliebte Tochter darin aufzufangen. Dann hielt sie plötzlich inne, sie entdeckte sie auf dem Sopha. Behntsam schlich sie sich heran und sie neigte den Kopf, um ihr Gesicht zu sehen. Ein Anflug von Emst und Besorgnis? löschte plötzlich die Freude auf ihrem Antlitz aus. So hatte sie ihre Tochter nicht verlassen. Die jugendfrische Farbe der Gesundheit mar von iliren Wangen gewichen, und die Lippen zuckten im Schlaf. Sidonie griff nach ihrem Herzen, dann rief sie laut den Namen ihres Kindes. Hedwig schlug die Augen auf und sah ihrer Mutter lange, wie geistesabwesend in'» Gesicht. Diese sank vor dein Sopha nieder und umschlang das Mädchen mit den Armen. Sie küßte sie nicht — und barg ihren Kopf an der Brust des Kindes. Thränen stürzten aus ihren Augen.
„Aber Mama!" sagte Hedwig, ihre Hände erfassend, und sie küssend.
„Wie kommst Du nach Berlin, was ist denn?" stieß Sidonie heraus, und sie wischte sich die Thränen mit den Händen aus den Augen.
„Garnichts, Maina," erwiderte Hedwig, „ganz einfach, ein paar Mädchen haben den Scharlach bekommen, und da sind wir, die Gesunden, Knall und Fall nach Hause geschickt worden. Mit dem Nachtzug — das ist alles."
„Du bist doch nicht krank, Hedel?" rief Sidonie, sich zurücklchnend und das Mädchen mit Besorgnis; anblickend.
„Ach, keine Spur, ganz gesund. Von der Nachtfahrt vielleicht ein

bißchen angegriffen," antwortete Hedwig, indem sie die Beine vom Sopha langsam auf die Erde gleiten ließ. Tann lächelte sie mit unterdrücktem Gähnen. „Ja, nun fühle ich's erst, wie «lüde ich bin, — jetzt ist mit mir noch garnichts anzufangen. Weißt Du was, Mama, laß mich erst noch ein bißchen ausschlafen. Bring mich in Dein Schlafzimmer, ja?"

Sidonie schüttelte heftig den Kopf und drängte ihre Tochter auf das Sovha nieder. „Es ist besser hier, mein Kind," sagte sie, und sie fühlte, daß eine heiße Rothe ihr in's Gesicht stieg. Sie beugte sich nieder und erfaßte Hedwigs Füße, nm sie wieder auf das Sovha zu heben, mit der Zärtlichkeit einer Mutter, die ihr krankes Kind bettet.

„Schlaf, mein Engel, ich sorge dafür, daß Du ganz ungestört bist, — Gott, warum hast Du mir nicht geschrieben?" Sidonie sah sich mit Besorgniß uud Scheu rechts und links um, während sie ihre Rechte auf Hedwigs Kopf legte.

„Ach, was für einen schönen Ring Dn da hast, Mama," sagte das junge Mädchen, Sidonies Hand ergreifend, und sie spielte mit dem von Brillanten umgebenen Türkis, bis er vom Finger glitt, sie schob ihn auf die eigene Hand, die sie mit erhobenem Arm vor die zusammengekniffenen Augen hielt.

„Gieb," bat Sidonie, den Ring wieder an sich nehmend und ihn in die Tasche ihres Morgenrockes schiebend „lind nun ruhe Dich aus, hörst Du?" In einer Stunde wecke ich Dich." Hedwig nickte, legte die flachen Hände unter die Wange und schloß die Augen. Sidonie betrachtete sie mit zärtlichen Blicken, dann breitete sie ihr die Chaiselonguedecke über die Füße und mit geräuschloser Eile kehrte sie zur Toilette zurück.

Kaum eine Viertelstunde später stieg sie in eine Droschke, sie bezeichnete dem Kutscher Straße und Hausnummer des Dr. Findeis. Kaum hatte sie den Finger auf den weißen Knopf der elektrischen Klingel gelegt, als das Dienstmädchen öffnete. „Ist der Doctor zu Hause?" Das Mädchen bejaht, und hielt die Thür offen. Sidonie trat in einen dunklen Vorraum. „Bitte, geben Sie ihm meine Karte." Während das Mädchen sich entfernte, vernahm sie eine weibliche Stimme hinter einer der Wohnungsthüren, die auf das Entrö führten. Es war die unangenehme brutale Stimme einer Zankenden, die einen von ihr Tnrannisirten mit Vorwürfen und spitzigen Redensarten zu überhäufen schien und sich kaum die kurzen Pausen gönnte, uni die Antworten des Angegriffenen abzuwarten. Man hörte in diesem Augenblick nur den durch eine größere Entfernung gedämpften Klang eines tiefen, männlichen Organs, es war die Stimme des Doctors. Dann vernahm man das Schließen einer Thür, das Rauschen von Frcmenkleidern- und es trat Ruhe ein. Gleich darauf erschien der alte Herr auf dem Corridor, er war verlegen nnd wartete ab, bis sich das Dienstmädchen eilfertig an der Tapetenwand vorübergeschoben hatte. Dann reichte er mit einem gezwungenen Lächeln Sidonie die Hand und führte sie in sein Arbeitszimmer. Nebenan war es still geworden. Sidonie fand keine Worte, als sie sich auf

eineil Polsterstuhl niedergelassen hatte. Ihr bedrängtes Herz pochte, und sie legte die Hand unwillkürlich auf den Gürtel.
„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte der Doctor mit gedämpfter Stimme und bemüht, ein unbefangenes Wesen anzunehmen.
„Ich bin außer mir," begann Sidonie, den Schleier über den Mund heraufschiebend. „Denken Sie sich, heute früh kommt Hedwig plötzl'ch. Aber Sie begreifen, ich kann sie keinen Tag bei mir beherbergen. — Das geliebte, unschuldige Kind, sie ahnt ja nichts. — Aber bedenken Sie, wenn ein Zufall ihr die Augen öffnen würde . . . Rathen Sie mir, wo soll ich hin mit ihr?"
Der Gefragte warf einen besorgten Blick nach der Thür, hinter der ein verdächtiges Knistern hörbar wurde. „Hm, das ist ja eine Ueberraschnng," sagte er, „aber sie befindet sich doch wohl?" Sidonies Unruhe ließ sie die Frage überhören. „Denken Sie, das Kind in meinem Haus, bei Sidonie Lange! Ich habe natürlich sogleich an Sie gedacht, Sie sind ja der einzige, und wenn Sie sich des armen Kindes nur für ein paar Tage annehmen wollten, bis sich ein Arrangement treffen läßt . . . Ihre Frau . ."
„Pst," machte der Doctor, dessen Verlegenheit von Minute zu Mnntc wuchs. Sidonie sah ihn fragend und mit der Ahnung einer abschlägigen Antwort an.
„Das geht nicht, liebe Freundin, sehen Sie, ich kann Ihnen nicht alles auseinandersetzen, aber hier bei mir das ist noch unmöglicher. Ich gelte für verheirathet, aber ich bin es nicht . . . schlimmer wie verheirathet. Eine Person, die ich nicht loswerde, eine Klette, die meinen Lebensabend sehr geräuschvoll macht, — erst vorhin hatte ich einen Auftritt mit ihr. Aber was soll ich thun, sie würde untergehen ohne mich, und immer, wenn es so weit ist, daß ich meine Hand von ihr ziehen und sie ihrem Schicksale überlassen will, dann kriegt sie mich wieder Nim. ... Es ist ein merkwürdiges Frauenzimmer, sie hat aber (er zeigte auf das Herz) Fonds, verstehen Sie, — Gemüth, und ich hoffe, aus ihr eine achtbare, brave Frau zu machen, die mein Andenken segnen wird. Ich bin nahe an sechzig . . . ."
In diesem Ton sprach er noch weiter. Er erzählte ziemlich umständlich die alltägliche Geschichte einer nichtsnutzigen Frau, und er betonte wieder seine eingebildete Mission, die Strauchelnden zu stützen und aufzurichten. Sidonie hörte ihm eine Weile gleichgiltig und mit etwas anderem beschäftigt zu, dann erhob sie sich rasch. „Bitte, erzählen Sie mir das ein ander Mal, nicht beute," sagte sie, „ich habe selbst den Kopf so voll." Er schmieg. Sidonie sah ihn prüfend an, dann zog sie den Schleier wieder über die dicht geschlossenen Lippen, nestelte mit nervösen Fingern an den Handfchuhknöpfen und ging.
„Es thut mir unendlich leid, meine Liebe," sagte Dr. Findeis, sie begleitend, oder ikr vielniehr folgend, — unendlich leid . . ."
Die Scheidende warf ihm einen Blick zu, der ihn nicht ermuthigte, die Versicherungen seines Bedauerns zu vermehren. Der Doctor wußte nicht

was er Unverfängliches sagen sollte, und Sidonie ließ es bei einem flüchtigen „auf Wiedersehen" bewenden. Dann schloß sich hinter ihr die Thür. Als sie auf die Straße trat, drängten sich Thränen in ihre Augen, in diese sprechen- den, schönen Augen, die über schwache Männerherzen herrschten, die Glück- liche und Elende gemacht hatten; sie sah nach rechts und links, wie ein ver- lassenes Kind, unschlüssig und zaghaft.
„Einen anständigen Menschen!" lispelte sie wie ein Gebet vor sich hin.
Dann schüttelte sie langsam den Kopf, und ihre Lippen verzogen sich zu eine:« bitteren Lächeln. Gesenkten Hauptes ging sie das Schöneberger Ufer ent- lang, plan- und ziellos, auf einen rettenden Einfall hoffend.
Hedwig hatte, gleich nachdem ihre Mama das Zimmer verlassen hatte, die Augen wieder aufgeschlagen. Sie gähnte, rückte sich auf dem Sopha zurecht, fchob die Hände unter das Hinterhaupt und blickte zu der mit bemalter Jute bespannten Decke empor. Die Luft dieses Zimmers wirkte erregend auf sie, sie hatte sie noch nie geathmet, aber sie sog die Atmosphäre der Ueppigkeit, in der Betäubung und Erregung lag, mit Behagen ein. Es war ihr, als hätte sie schon einmal auf diesem weichen Divan, zwischen diesen bunten Kissen geruht, als hätte sie das, oder Aehnliches schon gesehen, vor vielen, vielen Jahren. Dann ruhten ihre großen Augen niit einem eigenthümlichen Ausdruck auf die Eberleins Gruppe, auf der eine unschuldige Najade einem ver- dächtigen Faun ihr schlankes Bein in den Schoß legt, um sich einen Dorn ans dem zarten Fleisch ziehen zu lassen. Nach einer Weile richtete sie sich auf, sie schüttelte den in den Nacken zurückgelehnten Kopf, daß ihr in Un- ordnung gerathenes Haar sich löste, sie sammelte die Haarnadeln, die ans das Kissen sielen, und ging leise zur Thür. Sie öffnete und winkte Trudel, die den Corridor fegte.
„Wo ist Mama?"
„Sie ging eben fort, Fräulein."
„Kommen Sie, Trudel."
Das Mädchen stellte die Teppichkehrmaschine an die Wand und trat in den Salon.
„Hören Sie, Trudel, Sie müssen mir einen Gefallen thim. Wenn der Briefträger kommt und einen eingeschriebenen Brief bringt, den dürfen Sie Mama nicht bringen."
„Aber wer soll ihn unterschreiben?"
„Ich; Mama braucht garnichts davon zn wissen."
„Aber, Fräulein, das darf ich doch nicht."
„Ach, Unsinn, es ist ja eine Ueberraschung sür Mama. Ich verantworte es, hören Sie?"
Trudel stand bewundernd vor dem jungen Mädchen. „Wie schön Sie

sind!" sagte sie und sie befühlte leise das aufgelöste, wellige Haar, welches bis zur Taille Herabsiel.
„Nicht wahr, man sieht ganz anders aus, so mit offenem Haar," sie erhob sich auf die Fußspitzen und sah in einen Spiegel, auf dessen Barock-rahmen eine vergoldete Amorette Blumen niederstreute. „Da drinnen siebt man sich doch wenigstens," sagte sie mit einer koketten Wendung des Kopfes. „In der Pension hatten wir nur einen Spiegel, der ganz grün war, das man wie eine Leiche aussah." Trubel lachte. Das junge Mädchen pflückte einige Tubarosen aus einer japanischen Vase am Kamin und zog die Draht-stiele durch das Knopfloch ihrer Bluse. „Die habe ich so gern," sagte sie, „Mama wohl auch?" Die Dienerin nickte, ihr Blick ruhte mit Wohlgefallen auf der jugendlichen Gestalt.
„Ganz wie Ihre Mama ausgesehen haben mag," rühmte sie iin Ton aufrichtiger Bewunderung. „Nein, daß das Mutter und Tochter ist, kein Mensch würde es glauben." Hedwig achtete nicht auf die Schmeichelei, sie unterhielt sich mit der wohlgefälligen Betrachtung ihres Bildes im Spiegel, dann legte sie die Arme hinten über einander, und mit gezierten Schritten, Trubel anlächelnd, stolzirte sie auf dem weichen Teppich einher.
„Wenn Sie erst etwas stärker sein werden," verfolgte Jene den Gedanken der Aehnlichkeit zwischen Mutter und Tochter, — „die qar^e Mama . . ."
In diesem Augenblick klingelte es.
Trubel eilte heraus.
Hedwig hielt in ihrer Promenade inne. Sie richtete sich gerade auf und zog die Unterlippe ein, daß die obere Reihe ihres fast kindlichen Gebisses sichtbar wurde. Bald darauf kam das Mädchen wieder zurück, sie hielt einen Brief und einen Postschein in der Hand. „Da ist er, Fräulein, wollen Sie es wirklich wagen?" Hedwig nickte lebhaft und griff nach dem Brief, den sie, nachdem sie einen Blick auf die Schriftzüge der Adresse geworfen hatte, in ihrer Rocktasche verbarg. Sodann schrieb sie den Namen ihrer Mutter, deren Hand möglichst nachahmend, auf den Schein. „Da, und das geben Sie dem Briefträger." Sie zog eilfertig ihr Portemonnaie hervor und suchte zwei Zehnpfennigstücke. Als sie allein war, trat sie an das Fmster, sie öffnete den Brief, indem sie ihn an der Seite aufriß nnd klemmte das Couvert in ihren Taillengürtel. Es war ein ausführlicher, acht Seiten um-fassender Brief, der mit etwas steifen, unmodernen Schriftzügen von Frauen-hand bedeckt war. Die Blätter zitterten ein wenig in ihren Händen, und auf ihre Wangen trat einmal ein dunkles Roth, das sich bis zun: HalS ergoß nnd erst allmählich wieder verschwand; als sie die letzte Zeile des Briefes gelesen hatte, ließ sie den Kopf etwas auf die Brust sinken, mit unbeweg-lichen Lidern sah sie durch das Fenster auf die Straße herab, ohne sich bemußt zu werden, ivorauf sie ihren starren Blick heftete. Ein paar Minuten verblieb sie in dieser Stellung. Dann schüttelte sie den Kopf, daß

ihr offenes Haar sich rechts und links wie ein Kragen über die Schultern legte, hierauf zerriß sie den Brief in kleine Stückchen und trat zu deni hell lodernden Kaminfeuer. „So ein Wesen davon zu machen," sagte sie zu sich selber, während sie Stück für Stück den Flammen zuwarf, als ob sie Hühner mit Brodkrumen fütterte.
Endlich drehte sie sich, die Melodie eines englischen Walzers leise vor sich hinsummend, um und kramte unter den Büchern eines drehbaren Lese-tisches, der an der Seite des breiten Sovhas stand. Sie setzte sich auf den Rand und blätterte, von Zeit zu Zeit die Melodie des Walzers aufnehmend, in „1,'äine ä« ?ierr«"; sie suchte neugierig nach den zierlichen Illustra-tionen, die die leichtsinnige Welt und die paradiesische südliche Landschaft von Monte Carlo schildern, ihre Augen glänzten und manchmal sagte sie ganz leise zu sich selber: Wie reizend!"
Sidonie war von ihrem Besuch bei Dr. Findeis zurückgekehrt. Mühsam bekämpfte sie ihre Niedergeschlagenheit. Sie küßte ihre Tochter mit Herzlich-keit, sah ihr lange in die Augen und ein heimlicher Seufzer begleitete dm Gedanken, der durch ihre Seele zog. „Armes Kind!"
„Was Du für schöne Bücher hast, Mama; überhaupt. Du mußt mir erst Alles zeigen, — nein, diese hübschen Sachen."
„Ja, später, laß das jetzt," bat Sidonie zärtlich, indem sie den fran-zösischen Roman aus Hedwigs Händen nahm. „Es ist wunderschönes Wetter draußen, Christel wird Dir beim Auspacken helfen, dann ziehst Du Dich um und wir fahren ein Bischen spazieren."
„Unter die Linden?"
„Nein, weiter heraus in's Freie."
„Aber Unter die Linden fahren mir auch mal, nicht wahr? Weißt Du, wenn man immer eingesperrt ist, sehnt man sich nach Menschen; ach, wir haben ja so viel Natur gekneipt, immer wieder in den englischen Garten und höchstens mal in den öden Park von Pillnitz, wo es noch viel lang-weiliger ist."
Sidonie schüttelte leise mißbilligend den Kopf. „Was wirst Du denn dann zu Flessow sagen? Aber ich denke, es wird Dir gefallen unter den lieben Menschen; ich muß übrigens gleich der Generalin schreiben, mir wollen doch schon früher hin, aber jetzt geh', zieh Dich unterdessen an."
Sidonie setzte sich an den Schreibtisch und richtete an ihre Gönnerin auf Alt-Flessow einen dringlichen Brief, worin sie ihr den unerwarteten Schluß der Pension anzeigte und ihr die Frage vorlegte, ob die Jahreszeit und die Umstände auf Flessow den Umzug thunlich erscheinen ließen. Hierauf schrieb sie in Elle noch ein paar wichtige Briefe, die sie in die Tasche ihrer Seals-kinjacke steckte, um sie selber in den Kasten zu werfen.
Trudel hatte eine Droschke geholt, Mutter und Tochter stiegen ein. Der Kutscher hatte den Auftrag, die Mchtung nach Charlottenbnrg einzuschlagen, bald war der Thiergarten erreicht, und in langsamen Trab rollte die

Droschke auf der breiten, nur von den hohen Dachwagen der Pferdebalm, von Arbeits-Fuhrwerk und wenigen Fußgängern belebten ChaussSe dahin. Sidonie gedachte der Nachmittage, da sie mit Else oder in Herrengesellschaft auf eben diesem Wege zum Nennen nach Westend fuhr . . . Wie ganz anders! Um wieviel besser heute. Sie zog Hedwig den Mantelkragen, den der Luftzug zurückgeschlagen hatte, fürsorglich über die Schultern, sie ergriff ihre Hand und drückte sie mit Zärtlichkeit und wurde nicht müde zu fragen: „Bist Du wieder ganz ausgeruht?" „Bist Du hungrig?" Frieren Deine Füße?" „Gefällt es Dir hier?" „Nicht wahr, das ist ein hübscher Weg?" Und dann erkundigte sie sich nach Hedwigs Freundinnen, nach den Umständen, unter denen die Katastrophe in: Pensionat ausgebrochen mar, und sie beklagte die würdige Vorsteherin, die dadurch erschreckt worden war und zu Schaden kam. Sie sprach von der Zukunft und der glücklichen Aussicht auf ihr unzertrennliches Zusammenleben, und in ihrem Innersten sah sie eine neue Morgenröthe aufgehen und eine Vergangenheit voll Schimpf und Entwürdigung in einen gnädigen Nebel versinken.

Hedwig war schweigsam; sie sah nachdenklich vor sich hin, war mit ihren Gedanken beschäftigt und nur, wenn sie der zärtliche Blick der Mutter traf, lächelte sie, aber ohne innere Freudigkeit. Sidonie merkte es kaum, sie wollte nichts empfangen, nur geben, die Nähe ihres Kindes beglückte sie. —

In der Nauchstraße war unterdessen das einfache Zimmer am hintersten Ende des Flures, in welchen: die Unterredung zwischen Sidonie und dem Doctor stattgefunden hatte, zum wohnlichen Schlafzimmer für den Gast hergerichtet worden. In diesem Zimmer erinnerte nichts an den frivolen Stil der üppigen Vorderräume, sogar ein großer Spiegelschrank mit Puppenporzellan stand in der Ecke; — Hedwig hatte ihn zu ihrem siebenten Geburtstag bekommen, und an dem Lehnstuhl aus Rohr hatte sie gehen gelernt. Sidonie hatte manchmal daran gedacht, wenn sie erschöpft von den Pflichten einer Gastfreundschaft, der jede edlere Weihe mangelte, übersättigt von diesem inlialtslosen, wüsten Treiben, zu der ihr Heim den Schauplatz abgab, sich lnerl,er geflüchtet hatte, in dm heiligen Stunden der Einkehr, die für jeden kommen, sein Gemüth mag auch Alles eingebüßt haben, was das Leben erhebt über ein elendes Dasein.

Hier saß Sidonie am Tisch, behaglich in den Lehnstuhl zurückgelegt. Auf ihrer Miene lag der heitere Glanz der Zufriedenheit. Die Hängelampe bestrahlte mit ihrem milden Licht die beiden Frauen. Hedwig hatte das Pliotographiealbum geholt und zeigte der Mutter die Bilder der Genossinnen aus der Pension. Sie wandte Blatt für Blatt um und nannte die Namen der kleinen Damen, die, ach so unschuldSvoll in die Welt blickten, und Sidonie lächelte manchmal nur gezwungen über die spöttische Kritik, die ihre Tochter da und dort übte, und sie streifte sie scherzend mit einem liebkosenden Schlag auf die Hand. „Du ungezogenes Kind!"

„Ach, Mama, es sind ja doch lauter Gänse," sagte Hedwig, das Album zuklappend. „Gar nicht unsere Art, weißt Du."
„Was meinst Du damit?" sagte Sidonie, ihre Tochter mit einem verwunderten und scheuen Blick ansehend.
„Ach Gott, ich weiß es selber nicht Mama. Es ist anderes Blut, so altmodisch."
Sidonie schüttelte den Kopf.
Trubel öffnete die Thür und steckte ihr verlegenes Gesicht herein. „Bitte, gnädige Frau . . ." Sidonie sprang auf, wie ein aus seinein Versteck gescheuchtes Wild.
„Was ist?" stieß sie hervor, und eine Ahnung trieb das Blut aus ihren Wangen.
„Einen Augenblick, gnädige Frau . . ."
«Ja, ja, ich komme, gleich bin ich wieder da, Hedel!"
„Gut, Mama."
Sidonie verließ das Ziinmer und bog um den Corridor. Trubel brauchte ihr nichts zu erklären. Mit geröthetem Gesicht stand der Consul da. „Guten Abend, Sidie," sagte er, die Cigarre aus dem Mund nehmend.
„Wie kommen Sie herauf?"
„Wie ich herkomme? Wie immer. Du bist komisch." Er legte seinen Hut auf die Marinorplatte des Spiegels, der zwischen den Kleiderhaken hing, und er machte Anstalten, den Pelz abzulegen.
„Ich bitte Sie, Consul," flüsterte die Erschreckte,' „Sie bringen mich in die größte Verlegenheit. — Warum sind Sie heute gekommen?"
„Warum? Weil es mich zu Dir zieht," lachte der Consnl, seine dicken Finger schmeichelnd in ihren Nacken zwängend.
Sidonie wich zurück.
„Sagen Sie nicht Du zu mir," bat sie.
„Quatsch! Heute auf einmal „Sie". Warum denn?"
„Ich will Ihnen ja alles erklären, aber in diesem Augenblick nicht. Ich habe Ihnen ja geschrieben; haben Sie meinen Brief nicht bekommen?"
„Natürlich habe ich ihn bekommen, aber manchmal, da habe ich ein solches Verlangen nach Dir, — diese steifen Gesellschaften sind zu öde, da sehnt man sich nach einem Herzen und nach Liebe. — Schick mich nicht fort, ich kann nicht fortgehen."
Er faßte Sidonie, die zitternd vor Angst und Scham an der Wand stand, am Anne, tätschelte mit der Hand die Rundung ihrer Achsel und versuchte, sie, indem er vordrang, mitzuziehen.
„Nicht, — nicht, — ich bitte Sic —" flüsterte Sidonie, und sie blickte ihn furchtsam und flehend an.
„Quatsch, übrigens, warum hätte ich nicht kommen sollen? — Du machst mir Sachen hinter meinem Rücken. Faule Geschichten, — wie kommst

Du dazu, mir zuschreiben, daß ich nicht kommen soll? Ausgerechnet heute, wo ich mir's vorgenommen habe. Also was ist los?"
Die Gefragte schüttelte heftig den Kopf, sie wollte die Regung, die ihr jenen Brief dictirt hatte, nicht entivürdigen, sie wollte diesem Mann gegen- über den Namen ihres Kindes nicht nennen; es hätte ihm vielleicht der wahn- sinnige Gedanke kommen können , sie schauderte bei dieser Vorstellung.
„Ich will Dir was sagen, Sidie: Ich bin ein gutmüthiger Mensch, aber der gemisse Onkel aus der Provinz bin ich nicht," begann der Consul mit wachsender Betonung. — „Und in dem Punkt verstehe ich keinen Spaß und ich lasse es mir einfach nicht gefallen, daß ein anderer. . ."
Sidonie blickte nach rechts und nach links, dabei legte sie rasch die Hand auf ihren Mund, um ihm anzudeuten, daß er seinen Ton mäßigen solle. Und als er ihre Bestürzung für seine Zwecke ausnutzend, so fortfahren wollte, öffnete sie rasch die kleine Thür nach dem Salon. Sie schob ihn hinein und folgte ihm, leise die Thür zuziehend. Hier konnte man ihn doch nicht hören.
„Diese Heimlichkeiten auf einmal," sagte der Consul. „Unglaublich! Also sei so freundlich und gieb inir Antwort, ob ich der Gefoppte bin oder nicht."
„Du hast meinen Brief mißverstanden. Es ist etwas ganz anderes, mein Wort darauf. — Ich kann es aber nicht sagen."
„Quatsch, aber jedenfalls bringst Du mich heute nicht mehr fort. Ich habe mich eigens Deinetwegen von Meuers gedrückt, gleich nach dem Souper. Jetzt lasse ich mich nicht nach Hause schicken. Sei nett, Sidie. — Weißt Dil übrigens, daß Du in dem einfachen Kleid noch viel besser aussiehst wie in dem ewigen Schlafrock mit den Kinkerlitzchen?"
Er faßte wieder ihren Arm an, und er bemühte sich, bei den letzten Worten seinem von Weingenuß gerötheten Gesicht, auf dem sich Brutalität und Aerger gespiegelt hatten, einen versöhnlichen und zärtlichen Ausdruck zu geben.
„Willst Du mir einen Dienst erweisen, so geh," bat Sidonie noch ein- mal, indem sie sich mit dem Rücken dicht an die Wand stellte.
„Ich denke, ich habe Dir schon Dienste erwie'en, mein Kind. Und merke Dir das: Undankbarkeit vertrage ich nicht. Ich bleibe. — Abge- macht, Sela."
Bei diesen Worten ließ er sich mit Wucht auf dem Sovha nieder; er war vollgegessen, nnd diese AuSeinandersetznng bedrohte die Gedcihlichkeit der Verdauung. Sein schmerer Kopf sank auf die Lehne zurück, nnd die faltigen Lider schloffen sich über den hervorquellenden Augen. Sidonie sah ihn mit Abscheu nnd bebend vor Wuth an. In diesem Augenblick begriff sie, wie man dazu kommen könne jemanden zu tödten.
Sie beugte den Kopf zurück nnd holte, indem sie die Hand auf die Brust legte, tief Athem. Sie überlegte noch eine Minute, dann preßte sie heraus: „So warte hier." Der Consul schlug die Augen für eine Secunde

auf, und mit schmerer Zunge murmelte er: „Süße," seine Lippen machten die Kußbemegungen, dann gab er sich wieder seiner Verdauungsarbeit hin.
Sidonie eilte zu ihrer Tochter. Hedwig lag auf der Chaiselongue ausgestreckt, sie hatte die Augen geschlossen, jetzt drehte sie den Kopf.
„Hast Du geschlafen, Kind?"
„O nein, Mama, aber ich liege so gern so und da denke ich nach. Das ist so schön, schöner wie schlafen."
„Ja, aber geh' jetzt zu Bett, — hörst Du, Hedel? Es ist spät."
Sie setzte sich einen Augenblick auf den Nand des Sovhas an Hedwigs Seite und sie küßte Stim und Mund des Mädchens, deren Kopf sie zwischen ihren noch leise bebenden Händen hielt. „Gute Nacht, mein Kind, ich muß Dich verlassen, geh' nur gleich zu Bett. Hörst Du?"
Hedwig sah ihrer Mutter mit einem langen, sinnenden Blick nach.

5

Die Märzensonne schien durch die Fenster. Auf den noch kahlen Bäumen des Vorgartens saßen die Spatzen und priesen mit ihrem monotonen Gezwitscher das Nahen des Frühlings nach einem erbarmungslosen kalten Winter. Trubel fegte den Corridor und schwatzte mit Hedwig, die auf dem Stuhl neben dem großen Spiegel, der Eingangsthür gegenüber saß. Es schien sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen der Tochter des Hauses und der Vertrauten ihrer Mutter herauszubilden. „Steht denn Mama immer so spät auf?" frug Hedwig und sie rekelte sich, als sehnte sie sich selber nach dem Lager zurück.
„Es ist verschieden, Fräulein. Aber sie hat eigens anbefohlen, daß wir sie schlafen lassen. Manchmal hat sie eben ihre Migräne. Das soll ein schrecklicher Zustand sein und es giebt gar nichts dagegen, kein Doctor weiß etwas."
Es pochte an der Thür, Hedwig öffnete. Der Briefträger brachte den Preiscourant eines Modemagazins, ein paar Geschäftsempfehlungen und eine Karte von Else, worin dieselbe in nahezu unleserlicher Schrift ihre Verwunderung darüber ausdrückte, daß die Freundin ein paar Tage lang von sich nichts hatte hören lassen. Das junge Mädchen stand an der halbgeöffneten Thür neugierig mit der Entzifferung der Postkarte beschäftigt, als der schrille Ton des Haustelegraphen hörbar wurde. Trudel löste den aufgerafften Zipfel ihrer Schürze und strich dieselbe glatt. „Das geht mich an," sagte sie, sich eilig davonmachend. Sie klopfte an einer kleinen Thür. Sidonie rief ihr zu, sie möge in dem Ankleideraum, der vor dem Schlafzimmer lag, warten. Nach ein paar Augenblicken kam sie ihr dort entgegen. „Schicken Sie Hedwig auf ihr Zimmer, sie muß ein paar Minuten darin bleiben," flüsterte sie Trudel zu. Diese nickte und wollte ein paar Kleidungsstücke, die auf dem Boden lagen, aufheben und oberflächlich Ordnung machen. „Lassen Sie das nur," drängte Sidonie. Als

das Hausmädchen wieder auf den Corridor trat, sah sie Hedwig im (Gespräch mit einer fremden Dame, die eben erst eingetreten sein konnte. Es war die Baronin von Moorkrug. Die Begrünung und Vorstellung war bereits vorüber.

„O, Mama hat mir schon Alles erzählt."

„Gewiß nicht so viel, wie sie nur von Ihnen gesprochen hat," erwiderte die Generalin verbindlich. „Ich niuß mich entschuldigen, das; ich so unerwartet und so früh komme, aber dringende Angelegenheiten. Ich bin gestern spät am Abend aiigekommen und fahre von hier direct nach dem Bahnhof."

„?, Mama wird sich sehr freuen. Darf ich bitten, gnädige Frau? Wir werden sie im Salon erwarten." Mit diesen Motten lud sie den Besuch zum Bottritt ein.

„Jetzt sehe ich Sie erst ordentlich, mein kleines Fräulein. Draußen war es zu dunkel. Nein, diese Aehnlichkeit mit der Mutter, es ist erstaunlich —" und indem die Genernlin voll Wohlgefallen ihr Auge auf der Tochter Sidonies ruhen ließ, fügte sie mit einen? von Rührung angehauchten Ton hinzu: „Und so jung."

„Bald achtzehn," erwiderte Hedwig, „oder hat mich Mama jünger gemacht?"

„Wozu denn, Ihr seid Beide in einein Alter, über das man Niemanden zu täuschen braucht. Das kommt erst viel später, mein Kind, aber man findet sich drein."

Die Baronin sah sich, während sie sich setzte, unauffällig um. Der Stil dieser Einrichtung überraschte sie sichtlich; nur Hedwig entging der Ausdruck ihres Befremdens. Es trat eine kleine Pause ein und ehe dieselbe durch die Wiederaufnahme des Gespräches unterbrochen wurde, öffnete sich die hohe, schwere Thür und der Consul trat bedeckten Hauptes auf den Zehen hervor. Hedwig stutzte einen Augenblick, sie erkannte den Herrn wieder, der ihr das Thor aufgeschlossen hatte — und er, der im ersten Augenblick betroffen stillestand, erinnerte sich gleichfalls an diese flüchtige Begegnung. Ein verlegenes Lächeln verlieh seiner Miene einen albernen Ausdruck, er öffnete den Mund, um etwas zu sagen, aber es fiel ihm nicht das Mindeste ein.

Hedwig grüßte mit einem leisen Nicken und mit einer einladenden Handbcwegung, die der Unschlüssigkeit des offenbar znm Rückzug geneigten ein Ende machen sollte, sagte sie: „Ich bitte sehr, Herr Doctor." Zu der Generalin gewendet, fügte sie hinzu: „Unser Hausarzt." . . .

„O, Ihre Mama ist nicht wohl?" unterbrach diese die Vorstellung.

„Nur ein bischen Migräne."

Der Consul rieb sich das unrasirte Kinn und bemühte sich, der Situation Herr zu werden.

Doch nicht bedenklich?" fragte die Generalin mit aufrichtiger Besorgniß.

„Ganz und gar nicht," antwortete das Mädchen.

Der Psendoarzt sah mit einem dummen Gesicht Hedwig an, dann suchte er mit den Blicken die Tapetenthür. Hedwig grüßte wieder und

Sidonies Verehrer sah den Augenblick gekommen, sich, noch immer auf den Fußspitzen, nach einem zweifelhaften Abschied zu entfernen. Die Generalin lächelte. „Ein sonderbarer Herr, dieser Doctor. Aber es ist Unrecht, mein Kind, daß Sie mir das nicht sagten. Wenn ich geahnt hätte, daß Ihre Mama nicht wohl ist . . ." Hedwig schmieg.
Die Generalin schob den Mantelärmel zurück nnd blickte auf die in ein Ledcrarmband eingefügte Uhr. „O schon so spät, da blieben mir überhaupt nur noch ein paar Minuten."
„Ich werde Mama rufen," siel Hedwig ein, sich zum Gehen anschickend.
„Nein, bitte nicht, ich bin so nervös, wenn ich zur Bahn muß, Ihre Mama weiß es; es käme doch zu keiner richtigen Unterredung mehr, bitte, bestellen Sie, es sei Alles in Ordnung auf Flessom; Herr von Wallraten hat den Jnspector in ihrem Namen zunächst probeweise aufgenommen und wir rechnen darauf, daß Sie nun schon in der nächsten Woche kommen. Das ist Alles, was ich sagen wollte. Und nun leben Sie wohl und schreiben Sie mir morgen eine Zelle, wie es Mama geht. Und nicht vergessen, ich lasse ihr gute Besserung wünschen."
Die letzten Worte waren bereits auf dein Flur gesprochen. Die Tochter des Hauses empfahl sich mit einem mädchenhaften «nix nnd geleitete den Besuch zur Thür.
„Also nicht vergessen," mahnte die Generalin noch einmal. Dann zeigte sie Hedwig ihr freundliches Lächeln und rauschte die Treppe hinab.
Die Zurückgebliebene schloß die Thür, sie drehte sich auf einem Absatz herum und sagte zu sich selber: „Sieht ganz so aus, wie unsere Pensionsvorsteherin, — prr . ."
Im Salon fand sie Mama an einen Bücherschrank gelehnt. Sie stützte sich mit den Händen auf den vorspringenden Rand und lehnte das Haupt an die Scheibe des Schrankes. Sie war bleich nnd schien nach Worten zu suchen. „Um Gottesivillen, Du bist wirklich krank?"
Sidonie schüttelte den Kopf, sie sah ihr Kind eine Weile mit starren Augen an.
„Was hast Du denn, Mama?"
„Wie kamst Du vorhin darauf? Warum hast Du diese Frau belogen?"
„Wieso belogen, Mama?"
„Das von dem Arzt —"
„Ach so, nun was hätte ich denn sagen sollen. ... Da er sich nicht vorstellte ... und da er aus der Thür dort kam," erwiderte Hedwig, die an den Schreibtisch getreten war und ziemlich unbefangen mit den darauf herumliegenden Gegenständen spielte.
„Und was hast Du Dir denn gedacht," forschte Sidonie weiter, indem sie sich mühsam zusammenraffte.
„Gott, Mama, wir sind uns doch keine Rechenschaft schuldig. — Ich dachte, ich hätte es ganz klug gemacht."

„Zu klug, — so klug, daß ich nicht weiß, was ich dazu sagen soll. Hedwig, es wäre mir lieber gewesen. Du hättest geschwiegen, . . . lieber, als eine so freche Lüge aus Deinen? Mund."
„Du hättest mich ja Lügen strafen können, — wenn Du es doch schon mitangehörst hast," versetzte Hedwig in einem etwas trotzigen Ton.
Sidonie ließ sich auf einen Stuhl am Bücherschrank nieder; sie streckte die engverschlungenen Hände in ihrem Schoß aus. Hedwig warf einen oberflächlich besorgten Blick auf ihre Mutter, dann drehte sie wieder das große Petschaft aus Malachit zwischen ihren Fingern.
„Ich will wissen, was Du Dir gedacht hast," sagte die Mutter nach einer qualvollen Pause, während der sie sich entschloffen hatte, die Wahrheit um jeden Preis zu verfolgen und auf den Grund der einzigen Menschenseele zu dringen, an der die ihre hing.
„Es geht mich ja nichts an," antwortete die Gefragte, die Achseln zuckend.
Sidonie erhob den Kopf. Die Farbe des Lebens hatte dieses schöne Antlitz verlassen, und die Züge waren in unendlicher Trauer erstarrt.
„Und Du hättest Dich Deiner Mutter nicht geschämt?" ftug sie mit gewichtiger Betonung.
„Ach, Mama, man kann doch Jemanden liebhaben, und da ist doch alles verzeihlich . . . Das kann man wohl begreifen . . .", schloß sie mit einem leisen Seufzer.
Sidonie erhob sich und schritt, sich mit einer Hand auf den Nand des Flügels stützend, auf ihre Tochter zu, und sie hörte nicht auf, sie mit ihren Blicken zu durchdringen.
„Was soll das heißen?" sagte sie. „Und was willst Du begreifen? . . Dil bist roth geworden, was ist denn geschehen, so sprich doch!"
„Ach, Mama, jetzt nicht. Du bist selber so aufgeregt," versuchte die etwas in die Enge Getriebene zu begütigen.
Die geängstigte Mutter faßte ihr Kind an der Hand, um es festzuhalten: „Jetzt nnd sofort will ich wissen, was geschehen ist," stieß sie heraus.
Hedwig verzog, die Lippen etwas spitzend, den Mund, wie es Kinder thun, die ihrer Bestrafung mit Trotz entgegensehen, und als Sidonie nochmals in sie drang, sie bat und beschwor, bequemte sie sich zur Andeutung eines Geständnisses, das das Mutterherz zermalmte.
„Erzähle alles," drang Sidonie in ihr Kind, sie an sich ziehend nnd sich auf den Stuhl am Schreibtisch niederlassend. Ihr Athem war kurz, sie richtete ihren Kopf, der kraftlos herabsinken wollte, mit Anstrengung in die Höhe, Hedwig kniete vor ihr und verbarg ihr Gesicht; — es war ja nichts »lehr zu sagen.
Eine entsetzliche Pause trat ein.
„Wer war's? Wer?" flüsterte Sidonie endlich.
„Ein Schauspieler, Mama. Wir haben alle für ihn geschwärmt, und

schlechte Rasse, —
209
ein paar von uns haben ihm geschrieben, Martha auch. — Und er hat nur
mir geantwortet, und ich habe ihm wiedergeschrieben, und dann trafen wir
uns auf der Straße, und in der Conditorei ....
„Wie konntest Du denn allein ausgehen?"
„Heimlich, es wußte Niemand etwas davon."
„Und es kam nicht heraus?"
„Doch, aber ich redete mich aus."
„Und Du trafst ihn wieder?"
„Ja, Mama."
„Und Du liebst ihn?"
„Ach, Maina, ich kann Dir nicht sagen, wie."
„Und wie lange dauert das?"
„Am Montag waren es drei Monate, 0, diese herrliche Zeit!
„lind in diesen drei Monaten hat er aus Dir gemacht, was Du jetzt
bist , und wann hast Du ihn zum letzten Mal gesehen?"
„An dein Abend, ehe ich hier ankam."
„Und es weiß Niemand davon?"
„Doch, man hat uns gesehen."
„Ah, und da hat man Dich aus der Pension fortgejagt. Warum hat
mir denn die Vorsteherin nicht geschrieben?"
„Ich habe den Brief zerrissen, damit Du Dich nicht ärgern sollst."
„Fortgejagt mit Schimpf und Schande als die Geliebte eines Schau-
spielers, Du erbärmliches Geschöpf, da hast Du!" Sie versetzte Hedwig
einen Schlag in's Gesicht.
„Du!!" rief diese, das Geflüster ihrer Bekenntnisse mit dem ent-
schlossenen und drohenden Ton einer Angegriffenen vertauschend, und sie ver-
schanzte sich hinter deni Schreibtisch. Sidonie erhob sich, indem sie sich init
beiden Händen auf die Armlehne des Lutherstuhles, auf dem sie saß, stützte
sie wollte Hedwig erreichen, aber ihre Kniee wankten. Sie erhob den Arm
mit der geballten Faust.
„Du brauchst mich garnicht zu schlagen, das sage ich Dir," — rief das
Mädchen, und das vurvurroth gefärbte Gesicht verzerrte sich. — „Wenn ich
nicht gewesen wäre, würdest Du vor der vornehmen Dame so dastehen, wie
ich jetzt vor Dir dastehe."
„Schweig," rief Sidonie, einen Schritt vorwärts machend und noch
einmal d!e Faust erhebend.
„O, Du darfst mich nicht schlagen, ich bin nicht schutzlos, — und er
wird Dir's schon klar machen, jetzt bin ich kein Kind mehr."
„Und meines auch nicht mehr," stieß Sidonie hervor. —
„Dann werde ich wissen, wo ich hinzugehen habe."
„Zu ihm nicht, das sage ich Dir, weil ich Dich eher nmbringe,"
keuchte die nach Fassung ringende Mutter. Sie fand kaum die Kraft, der
erdrückenden Wucht der auf sie einstürmenden Empfindungen Herr zu werden

Sie sah alles, alles rettungslos zusammenstürzen, in dm Koth gezerrt, vernichtet: die Ehre ihres Kindes, ihre Mutter- und Frauenwürde, die Aussicht auf ein künftiges Glück, die Träume von einer Gemeinschaft mit ehrenhaften Menschen, die zärtliche Liebe zu diesem Geschöpfe, das ohne einen Ausdruck der Reue vor ihr stand, feindselig, im Bann eines gewissenlosen Verführers, ehrlos wie sie . . . Lüge, Verworfenheit, Laster und Schande überall, — der sichere Untergang. Es war ihr, als schwände der Boden unter ihren Füßen, als glitte sie in einen unendlichen Abgrund; die ganze Schuld ihres Lebens wälzte sich in dieser schrecklichen Stunde auf ihre verzweifelnde Seele. Es gab keinen ehrlichen Ausweg, nur durch den Versuch einer Lüge konnte sie sich vielleicht retten, so thöricht es war.
„Und Du glaubst ein Recht zu haben. Deine Mutter für schlecht zu halten?" rief sie.
Hedwig sah sie groß an.
„Du glaubst, daß dieser Mann mein Liebhaber ist?"
„Und was sonst?" sagte Hedwig ruhig, und da Sidonie einen Augenblick schwieg, fuhr sie mit frechem Trotze fort: „Ich habe ihn ja nicht zum ersten Mal gesehen, — am Morgen, als ich ankam, unten am Haus, er hat mir ja selber aufgeschlossen, und nun jag mich fort, wenn Du glaubst, daß ich schlechter bin wie Dil . . ."
„Schlechter wie Du!" schrie Sidonie mit dem heiseren Ton der Wuth und ihre Hand streckte sich nach der Waffe aus, die in dem geöffneten Etui auf dem Schreibtisch lag.
„Mutter," kreischte Hedwig und sich rasch abwendend, hielt sie beide Hönde vor eine Seite des Kopfes, den sie in die Schultern zog.
Sidonie taumelte zurück. Sie warf den Deckel des Etuis zu und schlug sich mit den Händen vor's Gesicht, auf welches die Thränen herniederstürzten. „Sie auch," stöhnte sie, dann warf sie noch einen unbeschreiblichen Blick auf ihr Kind, und wankend verließ sie den Schauplatz dieses furchtbaren Auftrittes. Der Faden, der sie an dieses Dasein fesselte, war entzwei geschnitten; sie hatte ihr geliebtes Kind, sich selber verloren für dieses Leben.
Hedwig sah ihr nach, ohne sich von der Stelle zu rühren. Nach einigen Minuten der Ueberlegung setzte sie sich an den Schreibtisch, und sie begann, völlig gefaßt, einen Brief mit den Worten; „Innig geliebter Leopold."
Während sie schrieb, huschte draußen Sidonie, die einen Mantel und ein Kopftuch übergeworfen hatte, über den Flur. In der Nähe des Mädchenzimmers trat sie noch leiser auf und sachte zog sie die Thür hinter sich zu. Dann stieg sie rasch die Treppe hinab, und ohne einen Blick rückwärts zu werfen, ging sie eiligen Schrittes die Rauchstraße entlang dem Ufer zu. Ein eleganter Herr sah sie herausfordernd an, blieb stehen und blickte sich um, und dann ein zweiter.

Schlechte Rasse.
„Die Elenden!" stieß sie voll wüthenden Ingrimms halblaut heraus, während sie der Brücke zueilte. —
Mit dieser Verwünschung auf den schmerzlich verzerrten Lippen erreichte sie ihr letztes Ziel . . . Niemand sah sie, als sie ihrer verzweifelten Seele dm Frieden gab.
Mehrere Wochen später ließ sich in der Rauchstraße der Consul anmelden. Hedwig, die seinen Namen nicht kannte, empfing ihn. Er sprach in warmen Ausdrücken und mit einer gewissen Rührung von Sidonies Ende, das niemand geahnt, und alle mit der größten Theilnahme erfüllt hatte.
„Schade, schade," sagte er, die Steppnähte seiner ziegelrothen Handschuhe betrachtend, die er offenbar zum ersten Mal angezogen hatte, „eine so lustige Frau und so «Kio . . Es giebt nicht viele von ihrer Art und so seelensgut dabei. Mail hat ihr nicht böse sein können." Hedwig nickte, sie zog ein kleines Taschentuch hervor und drückte es an die Augen.
Ms sie wieder aufsah saß der Consul an ihrer Seite. Der mädchenhafte Reiz dieses Geschöpfes erweckte in ihm ein glühendes Verlangen; — Sidonie mar vergessen.
„Armes Kind," — flüsterte er — „so jung, so schön, und nun ganz allein ohne Schutz in der großen Stadt. — Hedwig zuckte die Achseln, sie hatte den Blick gesenkt und zog langsam den Saum ihres schwarzgeänderten Battisttaschentuches durch die Finger.
„Mißverstehen Sie mich nicht," — fuhr der Consul fort, — „wenn ich mich Ihnen jetzt nähere, — ich weiß wohl einen Unterschied zu machen — und mein Ehrenwort, ich habe noch zu keinem weiblichen Wesen so gesprochen, — es giebt heilige Empfindungen, die unvergänglicher sind wie die flüchtigen Regungen unseres Herzens. Ich biete Ihnen ineine Freundschaft an, meinen Schutz, — stoßen Sie mich nicht zurück, sagen Sie ja, — Sie süßes, süßes Geschöpf! . . ."
Er tappte dabei uach ihren Händen und er beugte sich herab, um sie mit Küssen zu bedecken.
Ueber Hedwigs Gesicht pflog ein spöttisches Lächeln, — sie hatte zum ersten Mal diese riesige Glatze gesehen. Ganz langsam zog sie ihre Hände zurück.
Ihr Instinkt sagte ihr, daß man solche Freunde nicht brüskiren darf. —

Max Bruch

Biographisch-kritische ökizze
von
Äobert Ludwig.
— Breslau —

eberall, wo ein Gesangverein mit künstlerischer Tendenz eristirt, und überall, wo ein Concertgeiger seine Saiten erklingen ließ, ist der Name Mar Bruch kein Fremdling, denn es dürfte kaum einen Gesangverein der angedeuteten Richtung geben, der nicht wenig: stens eines der vielen Chorwerke Bruchs aufgeführt hätte; und alle Geiger lieben sein erstes Violinconcert über alle Maßen und spielen es, wo sie mir dürfen. Da nun Gesangvereine leben, so weit die deutsche und englische Zunge klingt, und da Violinvirtuosen die ganze kunstgebildete Welt durch-ziehen, so ist der Ausspruch gerechtfertigt: Der Name Mar Bruch ist welt-berühmt! Zahllos ist die Menge seiner Verehrer, zumal unter der noch einer rückhaltlosen Bewunderung fähigen Laienmelt; doch auch die objecriv wägenden Fachmufiker erkennen bereitwillig an, daß Bruch auf dem Felde der Chor- und Violinconcertliteratur Werke von außerordentlicher Schönheit geschaffen hat, daß er auf diesem Gebiete einer der Ersten unter den Leben-den ist, daß er nur Johannes Brahms als Rivalen neben sich sieht, den er jedoch an Popularität, an Breite des Erfolges übertroffen hat. Von einem Manne solcher Bedeutung darf eine biographische Skizze mit Sicher-heit auf das Interesse jedes Lesers hoffen, und noch willkommener dürfte das am Eingange dieses Heftes stehende Abbild von ihm sein, denn Bilder wirken unmittelbar und geben dem Beschauer gleich etwas Ganzes, während die Worte als Bausteine eiues Aufsatzes eines nach dem anderen

vor den Leser gesetzt werden müssen, der nun mit dem Mörtel seines Gedächtnisses den Gedaukenbau des Verfassers auf's Neue wieder errichten muß.
Wer Bruch noch nicht von Angesicht gekannt hat, mit seiner kraft- und schwungvollen Musik aber schon vertraut mar, wird gewiß bei dem Anblicke seines Bildes ausrufen: „Den hätte ich mir ganz anders vorgestellt." Es geht uns oft so, daß ein nach den geistigen Aeußerungen eines Menschen construirtes Bild mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt, daß man bei der persönlichen Bekanntschaft zunächst eine Enttäuschung, und zwar keine erhebende erlebt, denn die Phantasie bildet in der Regel schöner als die Natur. Wenn auch die Wahrheit des Ausspruches, daß der Geist es ist, der sich den Körper baut, nicht bestritten werden kann, so scheinen doch gerade die Componisten die Ausnahme zu bilden, welche die Regel bestätigen soll. Wenn wir uns auf's Kerathewohl die Persönlichkeiten einiger Tonseber vorstellen, so werden wir finden, daß zumeist die kräftigsten musikalischen Gedanken aus einem zarten, die süßlichsten Weisen aus einem robusten Körper gekommen sind, daß die Physiognomie des Geistes und des Körpers selten übereinstimmt. So würde man sich als Urheber der Bruchschen Musik einen hochgewachsenen, vollkräftigen Mann vorstellen, der erhobenen Hauptes mit weithin leuchtendem Auge Heldenhast kühn in die Welt schaut. Und wie ist die Wirklichkeit? Mar Bruch ist höchstens mittelgroß, hält den Kopf ein wenig nach vorn geneigt; das schwache Auge braucht die Bewaffnung mit einer schärfenden Brille. Man könnte ihn für einen Professor halten, der Jahre opfern kann, um endgiltig feststellen zu können, von welcher Farbe Goethes Schlafrock mar, für einen Grübler, einen Kleinigkeitskrämer. Aber das gerade Gegentheil ist der schaffende Bruch: Durch alle seine Compositionen geht ein großer, kühner Zug, eine Energie des Wollcns und Könnens, die alles Kleinliche ausschließt. Wenn er auch, wie jeder echte Meister, jede Einzelheit, jedes Theilchen seiner Werke schleift und feilt, so verliert er doch nie die großen Hauptzüge aus den Augen, nie erlangen die Details das Uebergewicht, sie sind nur Schmuck und Zierde der großen Glieder. Doch ehe wir uns der näheren Betrachtung seiner Schöpfungen hingeben, wollen mir erst ein wenig den Lebensgang ihres Urhebers selbst beschauen.
Mar Bruch ist am 6. Januar 1838 zu Köln geboren, steht also jetzt im 54. Lebensjahre. Die Pflegerin seiner leiblichen Kindheit war auch die Pflegerin seines frühzeitig knospenden musikalischen Talents: von seiner Mutter, welche als Fräulein Almenmder wiederholt auf den rheinischen Musikfesten als Sopranistin mitwirkte, empfing er den ersten Musikunterricht. Der Trieb und die Begabung zum Componiren verriet!) sich sehr bald. Mir liegt eine Composition aus dem neunten Lebensjahre vor, ein einstimmiges Lied auf den kindlich-innigen Text:

Für die Eltern, für die Theuern,
Die so liebend mich umsahen,

Robert Ludwig in Breslau. —

Jeden Tag mein Glück erneuern,
Fleh' ich, Gott, dich kindlich au;
Fleh' für sie um deinen Se^en,
Dab sie mögen immerdar
Wandeln auf der Freude Wegen
Ach, noch manches Lebcnsjahr!

Die Bildung der Melodie, welche sich im Stimmungsgehalt vollständig mit den Tertworten deckt, zeigt eine für.sein damaliges Alter erstaunliche Formbeherrschung. Auch die einfach gesetzte Klavierbegleitung ist ein Zeugniß für die richtige Erkenntnis; der ihr gebührenden Stellung. Man könnte das Lied sehr gut für das Erzeugniß eines fertigen Musikers halten, der sich vorgenommen hat, das vorliegende Gedicht im Stile Mozarts zu componiren. Aus den Unterweisungen seiner Mutter ging der junge Mar zunächst in diejenigen des Professors Karl Breidenstein in Bonn über, von dem ihn alsdann Ferdinand Hiller, der nunmehr verstorbene Director des Kölner Conservatoriums, als Schüler in der Composition übernahm. Mit einem Streichquartett, das Bruch als Bierzehnjähriger geschrieben hatte, errang er den von der Mozart-Stiftung in Frankfurt a. M. ausgesetzten Preis, und ivurde in Folge dessen vierjähriger Stipendiat dieser Stiftung, als welcher ihm eine jährliche Unterstützung von 4M Gulden zufloß. Für seine weitere Ausbildung im Klavierspiel wurden ihm Carl Reinccke und Ferdinand Breun ung als Lehrer von Seiten des Stiftuugsdirectoriums zugewiesen. Nach beendeter Studienzeit hielt er sich kurze Zeit in Leipzig nnd von 1858—61 wieder in Köln ans, seine Zeit zwischen Unterrichtgeben und fleißigem Componiren theilend. Alsdann (nach dem Tode seines Vaters 1861) besuchte er die hervorragendsten Musikstädte Deutschlands, um seine >ientnisse der deutschen Musikverhältnisse zu erweitern, um mit bedeutenden Künstlern in Verbindung zu treten und hervorragende Knnstinsiitute durch eigene Anschauung kennen zu lernen; schließlich ließ er sich in Mannheim nieder, wo er bis 1864 verblieb. An diesem Orte brachte er seine Oper „Lorelei," zur ersten Aufführung. Hier schrieb er auch u. a. die Chorwerke „Frithjof," „Römischer Triuniphgesang," „Gesang der heiligen drei Könige," „Die Flucht der heiligen Familie." Von 1864—öl, befand er sich wieder auf Reisen, die ihn bis Paris führten, und auf denen er in Aachen, Leipzig und Wien außerordentliche Triumphe init seinem „Frithjof" erntete. Die Jahre 1865—67 sahen ihn an der Spitze des Musikinstitutes in Koblenz. Die schönste Frucht seiner Componistenfeder war an diesein Orte sein erstes Violinconcert, ein Werk von unbestrittenem hohen Werths. Von Koblenz zog er nach Sondershausen, wohin man ihn als Leiter der Hofkapelle berufen hatte. Hier entstanden zwei Sinfonien, Theile einer Messe und kleinere Chorwerke. Nach Aufgabe seiner Hofkapellmeisterstellung lebte er in Berlin, sich nur dein tonkünstlerifchen Schassen widmend. Die Hauptergebnisse desselben waren seine Oper „Hermione," die auch iu Berlin zur Aufführung kam, und die „Scenen ans der Odyssee," sein weitverbreitetes

herrliches Chorwerk. In den Jahren 1873—78 schlug er seine Werkstatt in Bonn auf und gab hier seinein „Arminius," seinein „Liede von der Glocke" und seinein zweiten Violinconcerte das Leben. Zwei Reisen nach England, zu Aufführungen seiner Werke, unterbrachen den Bonner Aufenthalt. Das Ende desselben führte seine Berufung nach Berlin, als Nachfolger Stockhausens in der Leitung des Sternschen Gesangvereins herbei. Nach zwei Jahren schon vertauschte er diese Stellung mit einer gleichen an der Spitze der Philharmonie-Society in Liverpool, die vor ihm Julius Benedict innnehatte. In die Zeit seines dreijährigen Liverpooler Aufenthalts fällt seine Vermählung mit der Berliner Sängerin Clara Tuczek, die ihn in der Folge zum glücklichen Vater dreier Kinder machte.
Im Jahre 1883 folgte Bruch einem Rufe als artistischer Director des Orchester-Vereins in Breslau, wo er init der seiner Berühmtheit und seiner Bedeutung als schaffender Tonkünstler entsprechenden Hochachtung empfangen wurde. Die compofitorischen Ergebnisse der Breslauer Zeit sind sein „Achilleus," seine dritte Sinfonie, sein „Feuerkreuz," zwei Hefte Lieder und einige Männerchöre. In Breslau ersolgte auch (März 1890) seine Ernennung zum königl. Professor, eine Auszeichnung, welche zu spät kam, als daß sie mehr als gesellschaftlichen Werth haben konnte. Der Name Max Bruch konnte dadurch nicht höher gestellt werden, als er bereits stand. Mit Anbruch des Frühjahrs 1890 schloß er seine Wirksamkeit in Breslau ab und siedelte nach Friedenau bei Berlin über, wo er nun, wieder einmal der Dirigententhätigkeit ledig, nur seinen: künstlerischen Schaffen leben kann, bis er vielleicht noch einmal einem Rufe als Führer eines Concertinstitutes Gehör schenkt.
Lassen wir nun den kritisch wägenden Blick über die stattliche Reihe der Bruch'schen Coinpositionen schweifen, so haftet er zuerst ini festeren Banne an jenem herrlich blühenden Jugendwerke, das zuerst seinen Namen in die weitesten Kreise trug, am „Frithjof". Bruch war einige zwanzig Jahre alt, als er es schuf. Was er vorher von Compositionen veröffentlicht hatte, — es befanden sich darunter Stücke von großem Umfange, wie seine Oper „Loreley", seine erste Sinfonie, zwei Streichquartette, ein Claviertrio — das zeigte zwar sein fruchtbares und bereits hochentwickeltes Compositionstalent, ließ ihn aber noch nicht als Einen erscheinen, welcher an die Spitze der zeitgenossischen Donsetzer zu treten berufen war. Den Schritt, der ihn in den Vordergrund brachte, that er mit der Comvosition der Frithjof-Scenen; in der nordischen Heldensage fand er das befruchtende Saatkorn, das seinem Talente die schönsten, eigenthümlichsten Früchte abgewommen hat. Der kühne Nordlandsmuth Frithjofs traf in Bruchs musikalischer Seele in gleicher Kraft mitklingende Saiten, die nun froh und voll austönten, die ein Werk von hinreißender Frische, das Manche noch heute für sein ursprünglichstes halten, zum Entstehen brachten. In männlich festen Schritten wandelt diese Musik dahin, ohne weichliche Sentimentalität, die selbst in der Scene „Jngeborgs Klage" keinen Raum gewinnt, obwohl hier die Versuchung, sie einzulassen.

so nahe lag. Knapp und bündig sind diese sechs Scenen gefaßt; ein inneres poetisches Band hält sie zusammen, obwohl jede für sich ein abgeschlossenes Musikstück bildet. Die vorgenannte Jngeborg-Scene ist auch oftmals schon von concertirenden Sopranistinnen als Einzelvortrag gewählt worden. So wirksam, wie hier, und man kann bald hinzusetzen, wie in allen seinen anderen Vocalcoinpositionen die Singstimmen behandelt sind, hat Bruch auch das Orchester zu der zutreffendsten Situationsmalerei verwendet. Sein Talent zur Tonmalerei ist überhaupt ein ganz erceptionelles, ja man kann wohl behaupten, gerade diese Seite desselben ist die glänzendste. Im Frithjof ist die dritte Scene „Frithjofs Rache, Tempelbrand, Fluch" der vollgiltige Beweis für diese Behauptung. Bruchs Frithjofs-Scenen sind an vielen Orten wieder-holt aufgeführt worden; die Sänger haben sie immer wieder gern gesungen, die Hörer immer wieder gern gehört. Die Pfleger des Männergesanges haben eine besondere Ursache, Bruch für dieses Geschenk dankbar zu sein; er hat ihnen damit höhere Ziele zugewiesen, als sie vordem im engen Kreise der cmakreontischen und patriotischen Gesänge verfolgten, er hat die heroische Bahn gebrochen, auf der ihm dann andere gediegene Tonsetzer nachgegangen sind. Er selbst hat noch Mehreres für Männerchor, mit und ohne Soli, mit und ohne Orchester, geschrieben; so unter der Opuszahl 19 den „römischen Triumphgesang", „das Wessobrunner Gebet," das „Lied der Städte" und „Schottlands Thränen"; ferner den Siegesgesang der Griechen „Salamis", den „Normannenzug", vier Männerchöre «p. -48, einen Chor „Dem Kaiser," für das Kaiserfest der Deutschen in Liverpool, am 22. März 1881, componirt; alsdann die Chöre „Boin Rhein," „Nsäi«, vit»", „Auf die bei Termopplae Gefallenen," „Schlacht-gesang des Tyrtäos." Der Charakter aller dieser Chorgesänge ist schon iin Titel ausgedrückt; sie bewegen sich Alle im Gebiete des Heldenhaften, das Bruch init Vorliebe cultivirt hat. Zu seinen Frithjofs-Scenen hat er vier Opusnummern später noch einen Nachtrag „Frithjof auf seines Vaters Grabhügel", als Concertscene für Baritonsolo und Frauenchor behandelt, geliefert; er ist im Geiste des Hauptwerkes gehalten.

Unter Bruchs Compositionen für gemischten Chor, Soli und Orchester nehmen die „Scenen aus der Odyssee" und der später geschriebene „Achilleus" die vornehmsten Plätze ein. Beide haben, wie schon die Titel sagen, ihre Fondsanleihe bei Homer gemacht. Daß Brnch zuerst nach dem „göttlichen Dulder" Odnsseus griff, ist ganz erklärlich, boten doch die verschieden-artigen Schauplätze der Irrfahrten dieses Griechenfürsten verlockende Vorwürfe für den auserwählten Tonmaler, für den Makart der Tone, als welchen man Bruch mit Fug nnd Recht bezeichnen kann. Was sind diese Odmsce-Scenen sür farbenprächtige Bilder! Welche reizvolle Abwechselung bieten die Chöre der Nymphen, Sirenen nnd Okeaniden zu den Gesängen der Gefährten des Odysseus. Wie ist selbst im Reiche der Schatten durch die Chöre der Kinder und Bräute, der Jünglinge und Greise für gute Schnttirung gesorgt.

Max Brvch.
Welch' fesselndes Tongemälde ist die musikalische Schilderung des Seesturmes; wie belebend wirkt die Pizzicato-Begleituug des ganzen Streichorchesters zu dem Gesänge der Rhapsoden! Wie ist der Charakter der Einzelpersonen, des Titelhelden Odysseus, der trauernden Gattin Penelope, der Phäakenkönigs- tochter Nausikaa, und der anderen in kleineren Rollen auftretenden Personen scharf und bestimmt gezeichnet. Bor allem ist es Penelope, die unser ganzes Herz gewonnen hat. Die ihr gegönnten beiden Soloscenen „Penelcwes Trauer" und „Penelope, ein Gewand wirkend", sind Lieblingsstücke aller Altistinnen geworden. Der volksthnmliche Zug in Bruchs Gesangswerken tritt auch im „Odysseus" miederholt deutlich hervor. Die Refrainstellen „Bettler uud Fremdlinge allzumal kommen von Zeus," und „Nirgends ist's lieblicher, als in der Heimat" sind mit Tönen verbunden, die unauslöschlich im Ohre des Hörers haften bleiben. Es ist dieser Vorzug gewöhnlich nur trivialen Melodien eigen; hier hat er sich einmal, eine Seltenheit, mit noblen Ton- folgen verbunden.
Der „Achilleus" steht an Mannigfaltigkeit der Tonbilder dem „O dysseus" nicht gleich. Dem Stoffe nach konnten freundliche Stimmungen wenig oder gar keine Aufnahme finden, nur Kampf und Klage beherrschen seinen Inhalt. Sein Borzug dem „Odysseus" gegenüber ist die heroische Größe der Conception, die pompösere Aufwendung der Kunstmittel, die eines- theils durch den Vorwurf, anderentheils durch den Umstand erklärt wird, daß dein schaffenden Künstler das Ausstattungsvermögen und das Ausstattungs- bedürfniß im beständigen Arbeiten wächst. Eigenthümlich ist deni „Achilleus" ein Chor-Prolog und -Epilog, sowie ein aus drei Nummern bestehendes Orchester-Intermezzo, „Die Leichenfeier des Patroklus" überschrieben. Die Titel dieser drei Stücke lauten: „Ringkämpfer", „Wagenrennen", „DieSieger". Jedes derselben wird von einer Fanfare eingeleitet, was der Zuhörer als eine Aufforderung betrachten mag, sich in der Phantasie ein ideales Ballet vorzustellen; ein Vorgang, der in Handels Oratorien, in den Kriegsmärschen, ein Vorbild, allerdings geringeren Umfange«, hat. Das Orchester ist selbst- verständlich auch in den Vocalnummern wieder hervorragend charakteristisch verwendet worden, so namentlich in der Schilderung des Kampfes zwischen Achill und Hector, in dem Chor „Tiefunterst in, Meergrund schlummert die Göttin in silberner Grotte", dessen Anfang mit seinen tiefen Tönen magisch ergreifend wirkt. Den Solo-Alt hat Bruch auch in diesem Werke mit zwei Einzelscenen bevorzugt, die zwar denen der Penelope an unmittelbarer Ein- dringlichkeit nicht durchweg gleichstehen, die aber doch Stellen von unwider- stehlicher Gewalt enthalten. Ich nenne nur die aus der ersten Andromache- sceue: „Wann kommt mit dein Oelzweig geschmückt aus deni Felde der tranteste Gatte, der herrliche Held." Jede poetisch-musikalisch fühlende Brust verfällt unwillkürlich dem Zauber dieser Töne. Eine der ergreifendsten Scencn ist auch die fünfzehnte: Priamos bei Achilleus, Hektors Leiche fordernd.
Die rührende Situation ist in Worten und Tönen herzbezmingend geschildert.

Bald nach seinem Erscheinen machte der „Achilleus" die Runde durch alle bedeutenderen Musikstädte Deutschlands, von Vielen für größer als „Odysseus" gehalten, eine Behauptung, die man am besten mit der ausweichenden Entgegnung beantwortet: Es ist gut, daß wir Beide besitzen.
Von gemischten Chormerken heroischen Charakters wären noch zu erwähnen: der seltener aufgeführte „Arminius", die Chorballade „Schön Ellen", die „Römische Leichenfeier", „Das Lied vom deutschen Kaiser" und das letzterschienene dieser Gattung „Das Feuer kreuz".
Es würde zu weit führen, auf jedes speciell einzugehen; es genüge die allgemeine Bemerkung, daß sie alle von meisterhafter Factur, und von kühnein Bruch'schen Geiste durchweht sind.
Einen anderen Boden betrat Bruch mit der Comvosition von Schiller'S „Glocke." Aus dem Kreise der Helden und Heldenfrauen begab er sich in das Haus des schlichten deutschen Bürgers, aber auch hier fand er die feinein Stoffe zukommenden Töne. In ruhiger, durch Einfachheit gewinnender Tonsprache läßt er den Glockengießer zu uns reden; nicht mehr im Heldensang ertönt seine Leyer; zarte, unschuldige Lyrik entströmt ihr den Worten entsprechend „O daß sie ewig grünen bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe." Stimmungsvolle Musik begleitet uns auf die Hauptstationen des Menschenlebens: zur Taufe, zur Hochzeit, zum Grabe. Ein Meisterstück realistischer Tonmalerei ist hier die Schilderung der Feuersbrunst. Man hört den Regen fallen, die Blitze zucken, die Flammen heulen, die Menschen toben; eine packende, aufregende Scene. Die Kritik hat vielfach die musikalische Einkleidung des Schiller'schen Liedes von der Glocke an sich verurtheilt, well die gedankenreichen Betrachtungen die Musik weder fordern, noch durch sie gehoben werden. Der Comvonisten sind aber nicht wenige, die doch nicht widerstehen konnten, ihre Kunst mit dem Schiller'schen Poem zu verbinden. Nicht ohne Berechtigung können sie geltend machen, daß die musikfeindlichen Bindeglieder kein ausschlaggebender Grund für die Ablehnung des ganzen Gedichtes, das in feinen Hauptstücken entschieden der Ehe mit der Tonkunst geneigt ist, sein können, und daß klassische Meister — es sei nur an Haydn's „Schöpfung" und „Jahreszeiten" erinnert — sich ob solcher Dinge keine Skrupel gemacht haben. Wo ist die Grenze für das Componirbare? Niemand kann sie genau ziehen und in größeren Werken wird sie fast überall da und dort einige Schritte übergangen.
Mit religiösen Stoffen verband sich Bruchs Tonmuse in den Werken „Die Flucht der heiligen Familie;" „Jubilate, Amen; „Gesang der heiligen drei Könige; „Die Priesterin der Isis in Rom;" „Hebräische Gesänge"; „die Flucht nach Egypten;" in dem „Rorstv coeli- und in den Messetheilen „tlvrie, 3«n«tu8 und ^grins 6ei." Dieses letztere Werk erfuhr erst jüngst wieder auf der diesjährigen Tonkiinstler-Persammlung in Berlin, im Juni dieses Jahres, eine Aufführung und errang vor diesem fachmännischen Forum das Urtheil, daß sich in ihm klarer Aufbau, großer

Wohlklang und feine Stimmführung mit echt kirchlichem Geiste verbunden haben, daß es nicht allein den besten Csmvositionen Bruchs, sondern den gediegensten kirchlichen Werken der Gegenwart überhaupt beizuzählen ist.
In der Reihe der Vokalcompositionen Bruchs stehen noch Lieder für gemischten Chor ä «spslla und Lieder für eine Singstimine mit Clavierbegleitung. Seinen großen Schöpfungen gegenüber nehmen sich diese natürlich nur wie bescheidene Blumen aus, nicht geeignet zum Kranze der Unsterblichkeit. Nur wenige von ihnen haben allgemeine Verbreitung gefunden. Am glücklichsten mar die Serenade aus or,. 49. „Wenn dich die Sorgen des Lebens bedrücken." Sie war bald nach ihrem Erscheinen ein vielgesungenes Favoritstück geworden, zu welcher Stellung ihr die ercellente Liedersängerin Hermine Spies zu allermeist verholfen hat.
Das Feld der reinen Instrumentalmusik hat Max Bruch nicht ganz so umfangreich bebaut, wie das des Gesanges, immerhin errichtete er auf demselben eine Anzahl Werke von imposanten Dimensionen. An Größe des Umfanges überragen seine drei Sinfonien, Nr. 1 in Ls-äur, Nr. 2 in I^'MoU, Nr. 3 in L-äur, ihre Geschwister; die bekannteste von ihnen ist die erste, von welcher Hermann Kretzschmar in seinem „Führer durch den Concertsaal" sagt: „Sie ist ein Werk in classischer Richtung, durch einen objectiven Zug in der Darstellung ausgezeichnet, im Inhalt vorwiegend heroischer Natur. In der musikalischen Faktur zeigt sie eine Hinneigung zum Einfachen und .'lernigen, kräftige Harmonik und volksthümliche Melodik." Der zündendste, obwohl nicht der künstlerisch bedeutendste von den vier Sätzen dieser Sinfonie ist der zweite, ein prickelndes Scherzo, das fast immer ein Wiederholungsbegehren errungen hat.
So achtunggebietend auch diese Orchestergrößen dastehen, an die höchsten Gipfel (Beethoven) reichen sie doch nicht heran, ja man darf wohl sagen, daß sie auch nicht den merthvollsten Sinfonien der Zeitgenossen Raff, Rubinstein, Brahms, von Mendelssohn und Schumann nicht zu reden, das Gleichgewicht halten. Doch mit einem Werke anderer Gattung ist es Bruch gelungen, eine Höhe zu ersteigen, auf der er nur zwei Vorgängern die Hand zu reichen braucht: init seinem ersten, schon am Eingange dieses Artikels erwähnten Violinconcerte. Unter seinen beiden Vorgängern meine ich Beethoven mit seinem classisch erhabenen, und Mendelssohn mit feinem klangschönen Violinconcerte. Das Bruch'sche in Omoll steht deni von Mendelssohn an Klangschönheit nicht nach, sein Timbre ist aber ein dunklerer; sein Klangverhältniß zu jenem ist wie das eines dramatischen zu einein Coloratursopran; es ist satter und voller im Ton und geinüthstiefer seinem Inhalte nach. Im ersten Satze waltet ein edles elegisches Pathos, eine Klage iin antiken Stil, welche sich in den vornehmen Virtuosenpassagen zu größerer Leidenschaftlichkeit erhebt, um in der Cantilene zur Ruhe der Resignation herabzusinken. Süße, bestrickende Melodien durchziehen den zweiten Satz, den man mit „Wonne der Wehmuth" überschreiben könnte. Hoffnungs-

muthiger, siegesgewisser wird die Stimmung nach dem Ende zu. In kraftvollem, freudigem Aufjauchzen hebt, der dritte Satz an; er bleibt bis zum Schlüsse im Taumel der Siegesfreude. Und Sieg erringt dieses Concert jedes Mal, wo es auch gespielt wird. — Nicht ebenso populär ist das zweite Violinconcert (in D-moll) geworden. Sein Charakter ist düsterer, trauriger, herbe wie eine Heldenelegie. Das unvermuthete Auftreten einer ernsten marschartigen Melodie am Ende des ersten Satzes, nach des Componisten Ausspruch ein spanischer Heldengesang, der signalartige Anfang des dritten Satzes, dessen Hauptinhalt man für ein Kampffpiel halten könnte, lassen das Zugrundeliegen eines verschwiegenen Programms vermuthen. Die nicht enden wollende, oft verzweiflungsvolle Klage kann nur einen großen, bedeutenden (Gegenstand zum Anlaß haben.

Das dritte Violin-Concert, (wieder in D-iuoll, Oou» 58) ist erst in diesem Sommer erschienen. Es ist Joseph Joachim, dem unvergleichlichen Aktmeister der Geige, gewidmet, der es auf dem diesjährigen Musikfeste in Düsseldorf in die musikalische Gesellschaft eingeführt und gewiß auch zum Begleiter auf seinen künftigen Concertreisen ausersehen hat. Der erste, etwas lang gerathene Satz dieses neuen Concertes hat zuin Hauptthema zornigen Vorwurf, der sich bei dem Uebergange nach Dur liebevoll mildert, aber auch da noch ein Vorwurf bleibt. Der zweite, ruhige Satz hat den Charakter einer Preghiera, eines Gebetes unter dem milden Himmel Italiens. In schmeichelndem Figurenwcrk ergeht sich die Solovioline da, wo dem Orchester die Melodieführung übertragen ist. Der dritte Satz beginnt wie ein Waffentanz, es wechselt kraftvolle Klage mit sanfteren erotischen Regungen. Glänzend schließt das Concert ab. Es wird voraussichtlich bei allen Concertgekgern freudige Aufnahme finden, wenn auch nicht zu erwarten steht, daß es das erste aus seiner GünstlinAsstellung verdrängen wird. — Noch eine längere Violincomposition iin Concertsnle hat Bruch geschrieben: eine Fantasie über schottische Motive, gleich dem zweiten Concerte seinem Freunde Pablo de Sarasate gewidmet und, so viel ich weiß, nur von diesem öffentlich gespielt. Der Componist, obwohl nicht selbst Geiger, so doch mit allen möglichen Virtuosenkünsten innigst vertraut, wird bei der Mfaffung dieses Werkes die Zauberfinger seines berühmten Freundes einzig im Auge gehabt haben und hat somit technische Aufgaben gestellt, die nur wenige zu lösen im Stande sind. Guten Geigern gediegener Züchtung hat Bruch die vieigespielte NomanzeOp, 42, und neuerdings ein ^clg^iu appä^siorisi«, Op. 57, mit einem melodisch bestechenden zweiten Dhenia zum Geschenk gemacht. Auch die Cellisten, denen er bereits das Adagio ,.Kc>I Xiärei", nach hebräischen Melodien, bescheert hat, sind vor Kurzem mit einer neuen Gabe, einem Adagio nach keltischen Melodien, Op. 56, bedacht worden. Schade, daß sich Bruch nicht einmal der vernachlässigten Bratsche angenommen hat. Ist es auch nicht gerade rnthsnm, für dieses im Ausdmck engbegrenzte, aber für zarte, elegische Stimmungen sehr geeignete Instrument eine lange Sonate zu schreiben, wie es Nubinstein gethan hat, in Schumanns träumerischen

Märchenbildern, und in Brahms zwei Liedern für Alt, Op. 91, hat doch die Bratsche eine ihrem Charakter entsprechende schöne, wirksame Verwendung gefunden. Die breite melodische Schreibweise Bruchs würde ihr sehr zusagen.

Die Kammermusik hat Bruch um zwei meisterhaft gearbeitete Streichquartette und ein Claviertrio bereichert. Für Clavier allein flössen zwei Hefte charakterischer Stücke zu zwei Händen, ein Laprioeio zu vier Händen und eine Fantasie für zwei Claviere, energischen, pomphaften Charakters, aus seiner Feder.

Mit der Bühne hat er sich drei Mal in Conncr gesetzt, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, auf den meltbedeutenden Brettern so heimisch zu werden, wie im Concertsaal. bileich sein Ovu» 1 mar ein Bühnenstück: eine einactige komische Oper „Scherz, List und Rache", Text nach Goethes gleichnamigem Singspiel verfaßt. Sie kam am 14. Januar 1858 in seiner Baterstadt Köln zur Aufführung und erweckte weitgehende Hoffnungen auf fernere gleichartige Erzeugnisse des eben erst 20 Jahre alt gewordenen Componisten. Dieses Erstlingsmerk ließ ihn in den Augen Emanuel Geibels würdig erscheinen, dessen Opernbuch „Lorelei)," das ursprünglich für Mendelssohn geschrieben war, welcher jedoch, durch seinen frühen Tod an der Weiterarbeit verhindert, nur das erste Finale, ein Ave Maria und einen Winzerchor componirt hat, in Musik zu setzen. Am 14. Juni 1863 kam Bruchs Oper „Loreleu" mit schönem, aber nicht dauernden! Erfolge in Mannheim zur ersten Aufführung. An dem der fortgesetzten dramatischen Steigerung entbehrenden Textbuchs lag es hauptsächlich, daß diese „Lorelei)" keinen Felsen als dauernden Repertoiresitz finden konnte. Fünfundzwanzig Jahre später unterzog Bruch niit Hilfe des Librettisten Oscar Walter seine „Lorelei)" einer scenischen Umarbeitung, die anch musikalische Neucompositionen zur Folge hatte. In dieser Fassung wurde sie am 4. März 1888 in Breslau zu neuem Leben erweckt, doch gelang es auch diesmal trotz vieler musikalischer Schönheiten nicht, sie dauernd im Repertoire zu erhalten. Sie tauchte abermal in den Abgrund der Bergessenheit. An diesen: Orte schlummert auch Bruchs zweite große Oper „Hermione" lTert nach Shakespeares „Winternlärchen" von Emil Hopfer), welche im Jahre 1872 in Berlin zur Aufführung kam nnd einen Achtungserfolg errang.

Bruchs Domäne ist nicht die Bühne, sondern der Concertsaal, dem er, wie wir sahen, eine stattliche Anzahl bedeutender Werke geschenkt hat. Seine Fruchtbarkeit ist jedoch noch keineswegs erschöpft, wie seine jüngsten Violincompositionen bemiesen haben. Noch arbeitet er fleißig, und wer weiß, ob nicht wieder ein großes Chorwerk der Vollendung entgegenreift. Hoffen wir, noch manche schöne Gabe von ihm zn empfangen. Der freudigsten Aufnahme wird sie überall sicher sein.

Der Weihnachtsbaum und seine Geschichte.

von

Dr. Alexander iLille.

— Glasgow. —

I.

inst an einem Weihnachtsabende, so erzählt eine protestantische Sage, zog Martin Lnther allein über Land. Ueber ihm schien der Himmel rein und klar mit tausend nnd abertausend Sternen. Das Bild prägte sich ihm fest in die Seele, und als er heimkam, mar sein erstes Werk, einen Tannenbaum aus dem nächsten Holz zu holen, ihn im Gemache aufzustellen und über und über mit Kerzen zu bestecken. Damit wollte er seinen Kindern ein Bild von dem Nachthimmel nnt seinen ungezählte» Lichtern geben, von dem der Herr Jesus in dieser Nacht auf die Erde gekommen sei. Das soll der Ursprung des Weihnachtsbauines sein, der iin Laufe dreier Jahrhunderte zum Mittelpunkte des protestantischen Weihnachtsfestes geworden ist, zu einem Sinnbild, das der katholischen „Krippe" mit Ochs und Eselein sich schroff gegenüberstellt.

So erzählt die Sage — aber diese Sage ist nicht alt; vielleicht nicht viel älter als ein halbes Jahrhundert. Denn alle Personen, welche sie kannten, hatten sie als Kinder vom Lehrer in der Schule oder vom Pfarrer in der Coufirmationsstnnde überkommen. Wahrscheinlich ist sie also nichts als eine Seminarlegende, die vielleicht noch in irgend einem der alten Religionsbücher eine Stätte gehabt haben mag, die ihre Lehren noch durch munderbare Geschichten illustrirten. Vielleicht nimmt sie auch Ausgang von einein Bildwerk: „Luthers Abschied von seiner Familie" von Schmerdtgeburt, das im Jahre 1845 entstanden ist. Auf ihm strahlt der Christbaum inmitten von Luthers heimischem Kreise.

Wer dieses Bild ruht so wenig wie die Sage auf geschichtlicher Grundlage. Die Annahme, daß der Lichterbaum bis in die Reformationszeit zurückreiche und daß Luther ihn gekannt habe, ist keineswegs bewiesen. Keine geschichtliche Notiz, kein Wort Luthers, weder eine Stelle der Tischreden noch eine Aeußerung seiner Freunde berichtet uns etwas. Es ist eine moderne Legende, genau so wenig begründet, wie wenn Scheffel im zehnten Kapitel seines „Ekkehart" den Weihnachtsbaum ins zehnte Jahrhundert versetzt; aber es ist nicht die einzige.

In Lindenau bei Leipzig giebt eine Sage, die sich bis in das erste Drittel unseres Jahrhunderts hinanf verfolgen läßt und dem Verfasser von Rudolf Hildebrand mitgetheilt wurde, einen anderen Ursprung für diesen Brauch cm: Im Herbst 1632 war die Schlacht bei Lützen geschlagen. Noch lange lagen in den umliegenden Dörfern die Vermundeten der siegreichen Schweden. In Lindenau lag ein durch die Hand geschossener schwedischer Offizier, der in der dortigen protestantischen Gemeinde freundliche Aufnahme und gute Pflege fand. Seine Wunde heilte schnell, und gegen Weihnachten war er wieder so weit hergestellt, daß er die Reise in die Heimat antreten konnte. Vorher drängte es ihn aber, der Gemeinde seinen Dank zu beweisen, und darum ersuchte er den Pfarrer, in der Dorfkirche eine Weihnachtsfeier „nach der Sitte seiner Heimat" veranstalten zu dürfen. Er erhielt die Erlaubniß, und bei der Feier wurde auf seine Anordnung (zu der üblichen Christbescherung) ein Tannenbaum aufgestellt, auf dessen Zweigen viele Lichter brannten. Eine Sage wie jene, eine Sage mit bestimmtem Hinweis auf nordgermanischen Boden als Ursprungsland des Christbaumes, aber auch nur eine Sage, die ja vielleicht an einem wirklichen Anlaß emporgerankt ist, die sich aber in ihrer Allgemeinheit als nicht stichhaltig erweisen wird, wenn auch natürlich die Möglichkeit bleibt, daß speziell nach Lindenau der Christbaum einmal durch fremdes Kriegsvolk eingeführt worden sei.

Diese Sage weiß auch Skandinavien, und allerdings kennt auch die isländische Volkssage eine Beziehung zwischen einem Lichterbaum und der Weihnacht. Aber das Alter derselben ist doch sehr fraglich. ,)st sie uns doch erst 178I> überliefert^) und reicht somit erwiesenermaßen nur um ein Jahrhundert zurück. Zu Mödrufell im Cnjafjördr stand einst, so erzählt Mohr, ein Vogelbeerbaum, der aus dem Blute zweier unschuldig Hingerichteter entsprossen war. In jeder Wintersonnenwendnacht flammten Lichter auf seinen Zweigen auf, die selbst beim stärksten Sturme nicht erloschen. —

Noch eine ältere Sage weiß von einem Lichterbaum. Ihre Heimat ist Frankreich und sie stammt bereits aus den: dreizehnten Jahrhundert. Dafür

Von Mohr in ?or8i>A til en Islsnä8k Xütiirlnztori« K,j«dsiidkvn 1786, S. 187. Nach ihm erzählt sie Maurer in seinen „Isländischen Sagen". Leipzig 1860. S. 178.

fehlt ihr die Beziehung auf die heiligste der Nächte. In dein altftanzösischen
Ritterroman Lismärr Is gsloig erblickt der Held nämlich zweimal einen
mächtigen Baum, dessen Zweige von oben bis unten mit brennenden Kerzen
bedeckt sind, von denen die einen aufrecht, die anderen verkehrt stellen.
Doch noch glänzender als diese sitzt auf dem Wipfel ein leuchtendes Kind.
Erschreckt und zweifelnd, was das bedeute, fragt der Ritter den Papst und
erhielt zur Antwort, der Lichterbaum bedeute die Menschheit, die aufrechten
Lichter seien die guten, die verkehrten die schlechten Menschen, das Kind sei
der Welterlöser.
Hier tritt Jesus als Kind auf. Er sitzt auf dem Menschheitsbaume
— ist es da so schwer, die Brücke zu seiner Geburtsftunde und zu dem
Baume zu schlagen, der ihr heute Glanz leiht? —
In die gleiche Zeit und vielleicht ebenfalls nach Frankreich fuhrt ein
merkwürdiger Brauch, den uns Wolfram von Eschenbach einmal im Parzival
so nebenbei berichtet*). Seine Heimat ist ungewiß, weil nicht festzustellen
ist, ob Wolfram hier getreu seine Quelle übersetzte oder aus der reichen
Vorrathskammer seines eigenen Denkens zufügte. Er berichtet, daß zur
Bewillkommnung hoher Gäste die Zweige der Bäume mit Lichtern geschmückt
wurden.
„äsr vinstor man vil ^sr ver^s?,
M nun der <Zs,Km»r äort 8»?,
»Is S2 vasr in«. <Is8 vsr niedt:
ä5 närn »vs unFsfüs^in liodt,
von KIsinsv Korsen ins.n«o 8rKouz',
Geleit ük Sidonius loup."
Wenn man weltliche Herren so empfing, hätte man da nicht den Herrn
der Welt bei seiner Geburt ebenso empfangen sollen?
Es ist verhältnismäßig mühelos, derlei Fragen aufzuwerfen. Mit
ihrer Beantwortung ist es schon etwas schwieriger. Der Laie neigt aller-
dings immer zu einem unbedingten Ja in solchen Fällen — aber es ist
nicht einmal erwiesen, ob zwischen den verschiedenen angezogenen Lichter-
bäumen überhaupt Beziehungen bestehen, oder ob sie nicht vielleicht von ein-
ander ganz unabhängige Schöpfungen der Einbildungskraft sind. Unsere
volkSthümlichen Sammlungen von Volkssage, -Glaube und -Brauch setzen
allerdings immer noch trotz Bensen und Sophus Bugge voraus, daß Alles,
was heute als Anschauung im Volke von Mund zu Mund geht, auch altes
Erbgut sei, und treiben mit Worten wie „Göttersage" schnöden Mißbrauch.
Wer wo eine solche Behauptung ausgesprochen werden soll, muß immer
erst der Nachweis geführt werden, daß ein Brauch sich unverändert durch
die Jalnhnnderte zurückverfolgen läßt.
Das Verzeichniß der über den Christbalkm nnd seinen Ursprung ver-
brochenen und gedruckten Sünden ist ein langes. Es ist unmöglich, sich nnt
*) 82. 21,

jede«! dieser Vergehen auseinander zu setzen. Eine Arbeit, die über einige allgemeine Behauptungen hinausgeht, ist erst möglich, seitdem eine reichlichere Grundlage von geschichtlichem Material geschaffen ist. Einen wesentlichen Theil davon verdankt der Verfasser den Ergebnissen eines Aufrufs, den 1888 die „Gartenlaube" in der freundlichsten Weise der Oeffentlichkeit übermittelte. Eigene Sammlung und ungedruckte Beiträge Anderer, namentlich des Professors Rudolf Hildebrand in Leipzig, haben weiteren Stoff geliefert.

Die Antworten auf die Fragen: wie alt ist der Weihnachtsbaum und wo ist seine Heimat? Was ist seine ursprüngliche Bedeutung und welchem Anschauungskreis ist er entsprossen? können sehr verschieden sein, je nachdem, was man unter einem Weihnachtsbaum versteht. Einen Nadelholzbaum oder einen Laub holzbauin — im Freien oder im Zimmer — geschmückt oder ungeschmückt — mit dunklen Zweigen oder von Lichtem durchstrahlt — das Alles bedingt verschiedene Antworten. Löst man den lichtdurchglänzten und buntverzierten Baum gar noch von der Weihnacht los und achtet auf sein sonstiges Auftreten, zieht man nur Geschichte oder auch Sage über den Brauch heran, spricht man nur von dem greifbaren mit Menschenhänden errichteten Baume, oder auch von dem, der nur in der Anschauung, in der Einbildungskraft des Volkes lebt, so ändert sich der Bescheid abermals in dreifacher Weise.

Soweit jetzt unsere Kunde reicht, tritt der Brauch des Weihnachtsbaumes ganz plötzlich und unvermittelt aus dem Dunkel hervor. Ueber diese Thatsache kommt man nicht hinaus, und selbst der Versuch, den Brauch aus einer ganz bestimmten, fast zwei Jahrhunderte vor seinem nachweisbaren Eintritt in die sichtbare Welt der Erscheinungen in primitiver Weise auftretenden, über ganz Deutschland verbreiteten Anschauung!zu erklären, kann kaum heute schon die Geltung einer unbedingten nnd endgiltigen Lösung beanspruchen.

Noch gegenwärtig ist vielfach die Annahme verbreitet und wird allweihnachtlich durch die Feuilletons unserer Tageszeitungen neu genährt, daß der Weihnachtsbaum ein Stück altgermanischen Baumdienstes darstelle. Wilhelm Mannhardt hat in seinem „Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme" zwar auch christlichen Ursprung für ihn wahrscheinlich zu machen gesucht, ohne jedoch seinen Anspruch ans ihn als ein Glied seines Baumdienstes ganz fallen zu lassen.

Der 24. Dezember ist der Tag Adam und Eva. Von diesen Gestalten bis zu dem äpfeltragenden Paradiesesbaum ist nur ein Schritt. — Jesus wird im neuen Testamente als ein Zweig aus der Wurzel Davids bezeichnet und diese Bilder waren dem Mittelalter geläufig*). Kurz vor

*) Beide Anschauungen erscheinen verknüpft in einer mittelalterlichen Legende, welche berichtet, Adam habe einen Senker vom Baume der Erkenntnis; gepflanzt; daraus fei der Baum entsprossen, aus dem später das Kreuz Christi gemacht worden sei.

Weihnachten glänzt im Tempel der siebenarmige Leuchter am hohen Feste, und von dem Leuchter bis zu dem lichtertragenden Tannenbaum ist nicht allzuweit. — Noch an anderen Tagen des Jahres richtet das Volk allenthalben in Deutschland Bäume auf: Maibäume, Psingftmaien, Erntemaien. Auch der Weihnachtsbaum haftet an einem bestimmten Tage, ist ein solcher Jahresbaum. Heißt er doch im Schwäbischen geradezu Maje oder Moja. — Aber gegen jede dieser Erklärungen sprechen gewichtige Gründe. Ein ununterbrochenes Fortleben des Baumaufrichtens zu Weihnachten seit der Heidenzeit, ja auch nur seit dem Mittelalter läßt sich schlechterdings nicht beweisen. — Seine ersten beiden sicheren Ermähnungen, die mir kennen lernen werden, stammen aus den Jahren 1605 und 1646, und sie stellen den Weihnachtsbaum geradezu in Gegensatz zu der kirchlichen Feier. — Den Beweis, daß irgendwo man wirklich zuerst den jüdischen Leuchter durch einen lebendigen Tannenbaum nachgebildet habe, hat noch Niemand erbracht. — Während das Bekränzen der Maibäume stets öffentlich, eine Ortsangelegenheit ist und Jahrhunderte früher auftritt, ehe der Weihnachtsbaum sich nachweisen läßt, erscheint dieser durchaus als ein stiller, häuslicher Brauch. — Die Hauptquelle für die Geschichte von Jahresbrauch und Jahresglauben sind die Polizeiverordnungen der größeren deutschen Städte. Sie berichten uns fast überall den Unfug, der an einzelnen Tagen vorgenommen wurde. Der Weihnachtsbaum fällt nicht darunter: seine Stätte ist die Stille des Hauses. Aber doch giebt es einen Punkt in seinem Dasein, von dem es Wunder nehmen kann, daß er nicht zu polizeilicher Regelung geführt hat. Und das ist das massenhafte Abhauen jüngerer Tannenbäume um die Christzeit draußen im Walde. Aber kein Verbot eines Waldbesitzers, kein Vertrag über Gestattung des Rechtes an eine bestimmte Gemeinde, keine Proceßacten über Christbaumfrevel in fürstlichen oder klösterlichen Forsten, sind bis heute bekannt geworden. Herr Arckivrath Dr. Distel in Dresden hatte die Güte, die Forstacten des Sächsischen Landesarchivs daraufhin besonders durchzusehen; aber seine Bemühung war ergebnislos.

Schon seit Grimms Mythologie ist es bekannt, daß sich im Mittelalter der Pfarrer hie und da einen sogenannten Gulblock aus dein Walde hole» durfte, d. h. einen Stamm oder Wurzelstock, der, auf den Herd gelegt, meist ein ganzes Jahr die Unterlage für das Feuer bildete, wie das noch heute theilweise in Frankreich üblich ist, wo der Klotz ollälentiäl, calinFäsu oder rökoir heißt. Eine Salzburger Waldordnung vom Jahre 1755 verbietet, Bechl- oder Weihnachtsboschen aus dein Holze zu holen. In dem Namen „Bechl" ist jedenfalls eine Erinnerung an Berchta zu suchen, der der sechste Januar, der Berchtentag, geweiht war. Aber ein Boschen ist ein Strauß, ein grünes Aestchen, und kein Baum. Wo man das Boschenschneiden verbot, hätte man das Bämneschneiden erst recht verboten. Von einem Christbaum erfahren wir aber nichts.

Wie weit wirkliche Weihnachtsbescherungen zurückgehen, ist noch nicht genau festgestellt. Aber sicher viel weiter als der Christbaum. Wir haben mehrere Schilderungen des Christfestes aus dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts, wo der Baum durchaus fehlt. Im Jahre 1572 erschien bei Schwerte! in Wittenberg ein Band Predigten, die Herr Thomas Mint« (Winzer) in Wolkenstein in Sachsen Weihnachten 1571 über das Evangelium Joh. 5, 1—14 gehalten hatte. Darin spricht er auch von der Bescherung, die so vor sich ging, daß jedes Kind ein zugeschnürtes Bündel erhielt, das es dann selbst auszupacken hatte.

„Die Kindelein finden in ihren Bündlein gemeiniglich fünfferley Dinge. Erstlich güldige als Kelt, viel oder wenig, nachdem der Haus-Christ vermag und reich ist, doch lassen sich auch die armen Kinderlein an einem Pfenninge oder Heller in Apfsel gesteckt, genügen und sind guter Dinge darüber. Darnach finden sie auch geniesliche Dinge, als Christstollen, Zucker, Pfefferkuchen und aus diesen allen mancherley Confect und Bilde. Daneben Epfel, Birnen, Nuß und gar mancherley gattunge allerlei) bestes. Zum dritten finden sie ergötzliche und zu fremden gehörige Dinge als Puppen und mancherley Kinder-werk. Zum vierdten finden sie nöthige, und zur bekleidung und zier des lebens dienstliche Dinge, gar mancherley und hübsche Kleiderlein, von guten gezev und seiden, gold und silber, und reinlicher Arbeit gefertiget. Zum letzten finden sie auch, was zu lere, gehorsam und Disciplin gehöret, als Abc-tefflin, Bibeln und schöne Bücherlein, Schreib und Federgezeuge, Papier u. f. w. und die angebundene Christrutte."

Das Königliche Archiv zu Dresden hat weiter aus dem Jahre 1572 mehrere Rechnungen aufbewahrt, die beweisen, daß die Kurfürstlichen Kinder zu Weihnachten kostbare Spielsachen bekamen, die in Leipzig angefertigt waren. Die Art der Bescherung, wie sie Vinita erzählt, erhielt sich noch längere Zeit. Noch IstssZ schildert sie der Magister Praetorius in Leipzig ganz in derselben Weise, und zwar in seinen „Saturnalia, das ist Eine Compagnie Weihnachts-Fratzen Oder Centner-Lügen und possierliche Positiones." Auch hier erhalten die Kinder in ihren „Christbürden" fünferlei Dinge, wobei ebenfalls die Scholastika oder Schnlsachen das letzte Stück sind. Dabei geht noch deutlicher als bei Mnita hervor, daß die „Christrutte" nichts mit dem Weihnachtsboschen Salzburgs oder gar dem Christbanm zu thun hat, sondern etwas ist, das da „zu lere, gehorsam und disciplin gehöret", eine Verwandte der Ruthe des Knecht Ruprecht. Der Bericht des Prätorius ist nicht ganz selbständig, es fußt auf einem gemissen Stringenicius, dessen Schilderung mit der Vinitas sicherlich verwandt ist. Prätorius entwirft eine ziemlich ausgiebige Beschreibung der Christfestfeier. Die Bescherung erstreckt sich nur auf Kinder. Die Erwachsenen treiben am Weihnachtsabend andere Possen:

„Mitten in der Christnacht gehen auch die Laß dünckel und lüsternen Knechte und Mägde zum Scheiter- oder Holtzhausfen hin, ziehen ein Scheit heraus, und betrachten solches, ob es truin oder gleich sey, denn nach befunden der

Beschaffenheit sol ihr Liebster geartet seun." Andere ineinen, „am Christabend soll man für drei Heller Semmel kauffeil, solche in drei Bisseil eintheilen, und durch drei Kassen es verzehren, in einer jedweden Gasse ein stücke, dmnf wird es geschehen, daß man in der dritten seine Liebste sieh«, die einem begegnen wird."

Daneben standen kirchliche Feiern mannigfacher Art. Eine hübsche Schilderung des kirchlichen Weihnachten und der Betheiligung der Jugend an ihm giebt uns Georg Buchmann in seinen „Annales oder Geschichtsbuch und die Chronica der Stadt Züllich", die 1 l>65 in.«üstrin erschienen. Er erzählt von der Zeit, da er noch Schüler mar. Er war 1598 in Züllich geboren. Das Geschilderte ist also etwa um 1610—15 zu setzen.

„Wir armen Schüler waren wohl recht geplagte Märtyrer, dennoch aber hatten wir in unserem Kreutze auch allerhand Ergetzlichkeiten, die uns dann wieder aufmunterten und erfrischten. Denn kurz vor Weihnachten freuten ivir uns auf das Husin pastores (das alte Weihnachtslied), und dasselbige beydes in der Schulen mit Versuchen, als in der Kirchen in der Christnacht würde gesungen werden. Und da wurden die (jusm pä8t«rs8 Bücher unter der Zeit mit allerhand Farben gemahlet, zugerichtet und bereitet. Wenn der heilige Abend kam, waren wir bedacht auf die Christfackeln, die mir bei dem sjusro. i'g,st«rs8 gebrauchen sollten. Und da war der Glöckner, der dieselben geschenkt von grün, roth und anderen Farben Wachse machte und den Knaben umb das Geld verkaufte. Gegen Abend nach der Vesper ging der hellige Christ ausgekleidet (d. i. verkleidet, schön angezogen) von Haus zu Haus in der gantzen Stadt sobald auch in den Vorstädten umb mit einem lieblichen Muchwerk eines Ranchfasses, und wurden die Kinder ihm vorgestellt, die da beten mußten und kriegten etliche ihr Christgeschenke von Kleidern, daß sie also in die Christ Nacht gehen nnd derselben beiwohnen konnten. Umb neun Uhr des Abends ward zur Christ Nacht eingeläutet. Da alsdann alle Tore eröffnet morden, und kam eine grosse Menge Volkes zur Kirchen. Und da wurden den Jungfrauen Christfackeln in ihren Gestühlen fürgesteckt, von aller-Hand Farben geschrenckt, von denen, die ihnen etwa günstig waren, und ward vor eine große Ehre gehalten. Die Knaben aber hatten ihre größte Freude, mit ihren Fackeln das (Znsirl risstorss zu singen. Es wehrte aber dieser Gottesdienst drei gantze Stunden mit Singen und Predigen biß uinb zwSUf Uhr umb Mitternachts. Des Morgendes wie auch des heiligen Abend zur Vesper und Christ Nacht, wenn die hohe Predigt anging, so sang der Kantor aus der Schulen mit den Schülern in die Kirche das ?usr imtr>8 in Bethlehem, nnd andere Weihnachtsgesänge und ging die gantze Kirche heruinb mit den Knaben, wie in einer Prozession und ivieder zurücke in die Schule aufs das Chor und sing sich alsdann erst der Gottesdienst an. Und wenn es in der Kirchen ganz auß war und der Seger, schon gesprochen morden, ward es auch mit Singen ans solche Weise gehalten. Und das wehrte alle drei Tage am Feste."

Am Ende des siebzehnten und am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts lebte zu Pretzschendorf in der Ephorie Dippoldiswalde in Sachsen der Pfarrer Johann Samuel Adaini. Er besaß eine stattliche Bücherei und mar ein ehrsamer, wohlgelahrter Herr, der sich einer ungemeinen Bclesenheit und einer noch erstaunlicheren schriftstellerischen Fruchtbarkeit erfreute. Im fünften Bande seiner Di lioiäs diblicas oder „Biblischen Ergetzlichkeiten," die 1694 erschienen, berichtet er uns über Weihnachten. Er mar keineswegs nur Bücherwurm, sondern hatte sich auch vielerorts mit eigenen Augen recht gründlich umgesehen und kannte die abergläubischen Meinungen und Brauche seiner Beichtkinder nur allzu genau. An einer anderen Stelle desselben Werkes*) giebt er ein förmliches Verzeichnis; davon. Er behandelt das Lichtanzünden, inehrere Loosspiele und allerhand, Unfug am heiligen Abend — vom Weihnachtsbaume findet sich kein Wort. Da er eine natürliche Anlage zur Geschwätzigkeit hatte und gern aus dem Hundertsten in's Tausendste kommt, (so z. B. bei der Erwähnung von Josess Becher in Benjamins Sack den gesammten deutschen Trinkbrauch seit der Urzeit mit einem gewaltigen Aufwand von Gelehrsamkeit auf dreißig Seiten behandelt), so ist es auf keinen Fall zu glauben, daß er den Brauch des Christbauines kannte.

Wir können an vielen Orten die deutsche Weihnachtsfeier noch ein Jahrhundert und darüber verfolgen: wir finden kirchliche Weihnachtsfeier, weltliche Weihnachtsspiele aller Art, gröblichen Mummenschanz, .«inderbeschernngen, allerlei Volksglauben — aber kein einheitliches deutsches Weihnachten und vom Lichterbaum keine Spur.

Selbst in der Literatur im engeren Sinne fand das Weihnachtsfest Eingang, noch ehe ihm der Clmstbaum dauernd strablte. . Es ist das in Pyra und Langes „Freundschaftlichen Liedern," die diese beiden Männer als Thirsis und Dämon sangen, uud die 1745 in Zürich das Licht der Bücherwelt erblickten. Hier findet sich „ein Heldengedichte" „Bibliotartarus" genannt. An den Reim gewandt, den er wie nachher «lopstock und die Seinen, bekämpft, sagt der Dichter:

„Sie alle sehe» Dir, bloß Deines Klimverns wegen,
Mit Klatschen, Ruhm und Lob und gantz entzückt entgegen!
So freudig können kaum die frommen Kinder seyn.
Wenn sie am Weihnachtsfest und ber, der Lichter Schein,
Den Engel, der beschert, von ferne klingeln hören.
Und Kleinigkeiten dann noch ihre Freude mehren!"

Eine Erzählung des Baumes, wenn auch nur mit einem Wort, hätte hier mindestens sehr nahe gelegen, so nahe, daß man aus dem Nichterwähnen wohl schließen darf, daß die Verfasser ihn nicht kannten.

Trotz der zahlreichen negativen Nachrichten ist es möglich, den Weihnachtsbaum durch fast drei Jahrhunderte an der Hand geschichtlicher Zeugnisse zu

*) Bd. 2«. S. 998'ff.

verfolgen, die viel Bemerkens merthes bieten. Ursprünglich ein rein örtliche Brauch am Rheine scheint er sich in zweihundert Jahren nur langsam Boden gewonnen zu haben. Dann hat er sich in dreißig Jahren fast ganz Deutschland und in weiteren fünfzig die Welt erobert. Zuin Theil ist seine Geschichte mit dem Leben unserer Classiker eng verwachsen, zum Theil ist sie abhängig von staatlichen Occupationen, bis ihn endlich deutsche Auswanderer nach allen Ländern und Welttheilen getragen haben.

II.

Um die Grenzscheide des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts lebte zu Straßburg im Elsaß ein Mann, der in seiner Jugend dort eingewandert, mit den Verhältnissen der Stadt wohl vertraut mar und für allerlei kleine und große Vorkommnisse lebendige Theilnahme hatte. Sein Name ist uns unbekannt, aber wir haben von ihin noch einige Aufzeichnungen aus dem Jahre 1605, die er in seinen Mußestunden, zu keinem bestimmten Zwecke gemacht zu haben scheint. (Aus dem Jahre 1605 ist uns jene Straßburger Handschrift erhalten.) Sie umfassen zwei Bogen Kleinfolio und befinden sich gegenwärtig im Privatbesitz in Friedberg in Hessen*). Ihr Titel ist Nsmorabiliä Huas6äm L.r^snt«räti «b3srväta, aber sie selbst sind deutsch geschrieben. Der zweite Bogen enthält nur statistische Aufzeichnungen, der erste hingegen berichtet allerlei von Sitte und Brauch. Er erzählt auch von Weihnachten und enthält darüber zwei werthvolle Mittheilungen.

Unmittelbar an den Bericht, wie es gewöhnlich in der Kirche zugeht, schließt sich folgende Stelle, deren Inhalt offenbar auch in der Kirche zu denken ist, um so mehr als das, was ihr folgt, sich gleichfalls auf die .Kirche bezieht:

„Auf Weihenachten gibt man den Kindern (ein woche zuvor) einen spruch einem itylichen, welchen sie 1. die Knaben off Christag 2. die Megtlein aber auff New Jahrstag beten müssen, werden darnach einen: ieden 1. 2. 3. 4. 6. od. auch Küchlein verehret." Eine kirchliche Kinderbcschernng, die an das Aufsagen eines Spruches geknüpft ist. Die folgende Seite berichtet dann von einer häuslichen Weihnachtsfeier und giebt uns zilgleich die älteste bisher bekannte Nachricht über den Weihnachtsbaum:

Auff Weihenachten richtett man Dannenbäum zu Strasburg in den stuben auff, daran hencket man roszen ausz vielfarbigem Papier geschnitten, Aepfel, Oblaten, Zischgolt, Zucker ?c. Man pflegt darum ein viercckent ramen zu machen, vndt vorn . . . Weiter ist der Text nicht leserlich, da das Papier an dieser Bruchstelle völlig zerrissen ist. Jedenfalls schloß sich hier eine zweizeilige Bemerkung darüber an, was sich in dein Rahmen fand.

Im Jahre 1605 konnte in Straßburg von dem Christbcmm als einem

*) Herausg. vom Verf. in dem Jahrbuch der Vogcsengesellschaft. 1390. S. 62 ff.

allgemein üblichen Brauche die Rede sein. Man wird also mit der Annahme, daß der Brauch hier noch in's sechzehnte Jahrhundert hinaufreicht, schmerlich fehlgehen. Die Lindenauer Sage setzte die Einführung des Christbaumes nach Deutschland in den Herbst des Jahres 1632. Da er am Rheine, wiemohl ohne Lichter, bereits siebenundzmanzig Jahre früher nachweisbar ist, ist die Sage endgiltig abzulehnen.

Schon in den Aufzeichnungen des biederen Straßburgers steht sich kirchliche und häusliche Weihnachtsfeier gegenüber. Nur die letztere kennt den geschmückten Christbaum. Weit mehr verschärft tritt dieser Gegensatz vierzig Jahre später bei einem Straßburger Theologen, Dannhauer, hervor, der in den Jahren 1642—1646 eine „Katechismusmilch" verfaßte, die 1657 neu aufgelegt wurde. Er eiferte hierin heftig gegen die häusliche Christsitte: „Unter anderen Lappalien, damit man die alte Weihnachtszeit oft mehr als mit Gottes Wort begeht, ist auch der Weihnachts- oder Tannenbaum, den man zu Hause aufrichtet, denselben mit Puppen und Zucker behängt, und ihn hiernach schüttelt und abblumen läßt. Wo die Gewohnheit herkommen, weiß ich nicht; ist ein Kinderspiel . . . Viel besser wäre es, man weihte die Kinder auf den geistlichen Cedernbaum Christum Jesum."

Mit diesen beiden Nachrichten ist der Christbaum für das alte Straßburg unwiderleglich erwiesen. Aber merkwürdigerweise fehlt dann in dieser Stadt anderthalbes Jahrhundert jede weitere Nachricht überhaupt. Dafür füllt in diese Zeit eine immerhin merkwürdige geschichtliche Behauptung über das Vorhandensein eines ähnlichen Brauches im deutschen Heidenthum. Im Jahre 1690 schrieb nämlich der kursüchsische Rath Tentzel in seinen „Monatlichen Unterredungen einiger guter Freunde von aller Hand Büchern und anderen annehmlichen Geschichten"*) von der Wintersonnenmendzeit: „Die alten Haiden satzten vor ihre Häuser zweene Dannen-Bäume creutziveise über einander und fraßen und soffen 19 Tage lang."

Die nächste Ermähnung des Weihnachtsbaumes fällt in das Jahr 1737. Am 16. Februar dieses Jahres habilirte sich zu Wittenberg ein junger Jurist als Privatdocent, Namens Carolus Gottfried Kisslingius aus Zittau. Als Habilitationsschrift primirise aosäernioas — hatte er eine schmergelehrte lateinische Abhandlung verfaßt: De numsribu«, c>u»s proprer 6i«m vatalem ssrvawris uostri äari solsvt, und ihr den Untertitel gegeben: Bon Hell. Christ-Geschenken. Er betrachtet die Weihnachtsgaben von den verschiedensten Seiten nach ihrer muthmaßlichen Entstehung, ihrer religiösen Bedeutung und dem Mummenschanz, der mit ihnen getrieben wird, und schließlich — und darin ist der Schmerpunkt der Abhandlung zu suchen — nach ihrer Geltung als rechtliche Einrichtung, und zwar nicht oberflächlich und rhetorisch vornehm aus der Vogelschau, sondern gestützt auf eine breite empirische Grundlage. Namentlich die von dem Gesinde beim Miethen aus-

*) Leipzig 169«, S, 456.

bedungenen beschenke, den landesüblichen Maslenunfug und die Thätigkeit des Ausschusses, der diesen veranstaltet, des „Heiligen Christrathcs" bekämpft er nachdrücklich und zieht ein ganzes Gewitter von Strafverfügungen heran, die meistens aus der Werkstätte des löblichen Magistrates seiner Heimatstadt Zittau stammen. Dann fährt er (ebenfalls lateinisch) fort: Wenn die lieber- reichung der Geschenke denn doch unter gewissen Feierlichkeiten vor sich gehen soll, so gefällt mir immer noch am besten die Art und Weife, wie eine Frau, welche auf einem Hofe lebte, die Bescherung veranstaltete. Wie sie mit ihrem Gatten sehr ehrbar gelebt hatte, so hatte sie auch lauter sehr ange- sehene Söhne und Töchter und überhaupt eine sehr zahlreiche Familie, und sie theilte ihren Kindern und Dienstboten auf's freigebigste Geschenke aus. Und zwar folgendermaßen: Am heiligen Abend stellte sie in ihren Gemächern soviel Bäumchen auf, wie sie Personen beschenken wollte. Aus deren Höhe, Schmuck und Reihenfolge in der Aufstellung konnte jedes sofort erkennen, welcher Bauin für es bestimmt war. Sobald die Geschenke verthcilt und darunter ausgelegt und die Lichter auf den Bäumen und neben ihnen an- gezündet waren, traten die Ihren der Reihe nach in das Zimmer, betrachteten die Bescherung und ergriffen jedes von dem für es bestimmten Baume und den darunter bescherten Sachen Besitz. Zuletzt kamen auch die Knechte und Mägde in bester Ordnung herein, bekamen jedes seine Geschenke und nahmen dieselben an sich. — Schließlich können jedoch auch diese Feierlich- keiten und Veranstaltungen wegbleiben ....

Da die meisten Züge, welche Kißling in seiner Schrift aus eigener Beobachtung mittheilt, seiner Heiinatsstadt Zittau oder deren nächster Um- gebung entnommen sind, so wird man kaum fehlgehen, wenn man von diesem Znge das bleiche annimmt. Etwaige Reisen erwähnt er obendrein nirgends.

An dem Verlauf dieser Feier, die hier als Ausnahmebrauch im Hause einer besonders sinnigen Frau erscheint, ist zweierlei zu beachten. Erstlich hat nicht das ganze Haus einen Baun,, sondern jedes Glied des Hauses einen, durch diese nahe Beziehung auf die Person des einzelnen Beschenkten wird die Vermuthung doppelt nahegelegt, daß man es mit einem Stück alten Baumdienstes zu thun habe. Sodann erscheint hier, in Ostdeutschland, nalie der slavischen Grenze, ja inmitten eines noch heute wendischen Bezirkes, der Baum zuerst als Lichterbaum. Der letztere Zug hat sich erhalten, der erstere ist fast spurlos verschwunden.

Seit der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beginnen die Nach- richten über die Ausübung unseres Brauches häufiger zu werden. Eine Nachricht von Jung Stilling scheint den Baum in die Jugend des Schrift- stellers setzen zu wollen. In seinein zuerst 1793 veröffentlichten Heimwel," * > sagt er. „Mir war's bei diesen Worten zu Muth als wie einein Kinde bei den apogryphischen Sprüchen seiner Mutter am Tage «or dem Christfeste:

*) Sämmtliche Werke, Stuttgart t«41. 4, Bd. S. 8.

es ahnt etwas Herrliches, versteht aber nichts, bis es früh aufwacht, und nun zum hell erleuchteten Lebensbaum mit vergoldeten Nüssen, und zu den Schäfchen, Christkindchen, Puppen, Schüsseln mit Obst und Confect geführt wird." Tas klingt wie eine Kindheilserinnerung. Jung Grilling war 1740 zu Grund im Nassauischen geboren, Gab's also damals dort wohl schon den weihnachtlichen Lichterbaum oder -Lebensbäume," wie er ihn nennt?

Sein weiteres Auftreten ist mit Goethes Namen eng verknüpft, und es ist bezeichnend für dessen Gegenwarts- und Wirklichkeitssinn, daß gerade er es war, der ihn zuerst in die deutsche Literatur einführte. Goethes Vater-haus kannte keinen Weihnachtsbaum, wie es in Frankfurt am Main über-haupt nicht üblich war. Wenn Goethe ihn doch früh kennen lernte, so ver-dankte er dies seinein Aufenthalt in Leipzig. Nach „Kunst und Leben aus Friedrich Försters Nachlaß" fah der junge Goethe den Lichterbaum zuerst Weihnachten 17L5 in dein Hause von Theodor Börners Großmutter, der Gattin des Kupferstechers Stock, und zwar mit allerlei Süßigkeiten behängt. Darunter Lamm und Krippe mit zuckernem Christuskinde. Mutter Maria und Josef nebst Ochs und Eselein, davor aber ein Tischchen mit braunem Pfefferkuchen für die Kinder.

In „Goethes Gesprächen"*) erzählt aus dem Jahre 1707 Frau Appella-tionsräthin Körner in Loschmitz über ihre erste Bekanntschaft mit Goethe: Goethe und der Vater trieben ihren Muthmillen so weit, daß sie an dem Weihnachts-abend ein Christbäumchen für Jolln, mit allerhand Süßigkeiten behangen, aufstellten." Hier gilt das Aufrichten eines Bäuinchens noch für einen Beweis von Muthmillen. Betrachtet man es vielleicht als etwas Bolksthümliches, das sich in dem vornehmeren Hause nicht schickte?

Obgleich Goethes Briefe an seine Schwester aus jener Zeit, in denen er sonst so gern Neuigkeiten mittheilt, nichts hierübe« enthalten, so darf die Nachricht doch als gesichert gelten, da sie doppelt bezeugt ist.

1770—1771 weilte Goethe in Straßburg. Hätte er den Christbamn damals noch nicht gekannt, so würde er ihn wohl dort, in seiner alten Heimat, sicher kennen gelernt haben. Aus dem Jahre I 7«5 haben mir einen Beleg, daß derselbe auch damals noch in Straßburg üblich war, und zwar mit Lichtern. In ihren „Memoiren" erzählt die Baronin von Oberkirch aus diesem Jahre: Avus pä»8mm>« l'iuvsr a Lrrsslimirß. st ü IV'vvHN« 6s ^«ül nou« «Mme,«, «omiulZ cts coutnm«, an OKrislKmclsIsmarKt. Ootts toir, s>»i est <ie^tinös snx evkuts, se tient pendnut la ssmgine rz>n pr^cöäs ot liur« jus^u'il minuit... 1^6 ^rsnä jour »rrivs, or> pröpars llltvs oks^ne rnaisttn Is VännsQdaum, sie 5ävin) oouvsrt >i« bouAies et 6s v«uboi>?, äve« uns granäs illumiristion; on »tteri6 I.i visits 6u Ouri8tKinäsl (ls petit ^ssus) kjiii 6«it r^compsnssr le« d«n8 petits

*) Hsg. v. Biedermann Bd, 1 S, 1«.

srckkmts; m«3 «n orsiut sussi 1e Lsustrspp, <M üoit okeroksr s:
puiür les entsiitL äesobeissavtL et meekänts.

In Wetzlar scheint der Christbaum nicht heimisch gewesen zu sein. Lotte und Kestner haben ihn schwerlich gekannt und geübt. Das geht aus Goethes Weihnachtsbriefen an Kestner 1772 und 1773 wohl unzweideutig hervor. 1772 sandte Goethe kurz vor dem Feste an Kestner ein Packet, zu dem er schrieb: „Es ist Tamis für meine zween kleine Buben zu Wamms und Pumphosen, sonst Maletot genannt. Lafzts ihnen den Abend vor Christtag bescheren, wie sich's gehört. Stellt ihnen ein Wachsstöögen dazu und küfst sie von mir." Am Weihnachtsmorgen schreibt er dann weiter: Ich will euch schreiben, biss es Tag ist. Der Türner hat sein Lied schon geblasen, ich machte drüber auf. Gelobet seyst Du Jesu Christ. Ich Hab diese Zeit des Jahrs gar lieb, die Lieder die man singt ... Als ich gestern über den Markt ging und die vielen Lichter und Spielsachen sah, dacht' ich an euch und meine Bubens wie ihr ihnen kommen würdet, diesen Augenblick ein himmlischer Bote mit dem blauen Evangelio, und wie aufgerollt sie das Buch erbauen werde. Hütt' ich bey euch seyn können, ich hätte wollen so ein Faß Wachsstöcke illuminiren, dass es in den kleinen Köpfen ein Wiederschein der Herrlichkeit des Himmels geglänzt hätte."

Goethe hatte demnach Lotte niemals unter dem Weihnachtbaume gesehen, und es mar wohl eine freie Schöpfung seiner Einbildungskraft, wenn er sie 1774 in den „Leiden des jungen Werther" so darstellte und damit den Christbaum eigentlichst in die deutsche Literatur einführte: Das Verhängnis) naht bereits heran, am 20. Dezeinber Abends, am Sonntag vor Weihnachten kommt Wetther zu Lotte. Er findet sie allein. „Sie beschäftigte sich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Bergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Thür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes init Wachslichtern, Zuckermerk und Aepfeln in paradiesische Entzückung setzte. „Sie sollen," sagte Lotte, indem sie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, „Sie sollen auch beschert kriegen, wenn Sie recht geschickt sind; ein Wachsstöckchen und noch was."

In den ersten Jahren von Goethes Weimarer Aufenthalt kannte und übte man dort den Brauch wohl nicht. Wenigstens erfahren wir nichts davon, obgleich es sonst nicht an Weihnachtsnachrichten fehlt. Frau Rath sandte ihm alljährlich Frankfurter Marzipan, und er theilte davon regelmäßig Frau von Stein ein Theil mit. So am 30. Dezember 1780 und am 24. Dezeinber 1781. Damals schrieb er: „Ich muß Dir einen guten Morgen sagen und Dir ein Stück Feiettagskuchen schicken, damit mein Verlangen, Dich zu sprechen, mir einigermaßen befriedigt werde. Ain 24. Dezember 178» sandte er ihr dieselbe Gabe: „Hier was Du Fritzen zu seinem helligen Christ« beilegen wirst. Erst wird bei der H(erzogin) beschert und

dann komme ich zu Dir." Nur selten verlebte er das Fest selbst in Weimar; meistens zog er, sobald Schnee gefallen war und es ihm weihnachtlich zu Muthe wurde, zu Fuß hinaus in die Berge. Poetisch ausgestaltet aber hat er nach jener ersten Jugendskizze nie wieder einen Weihnachtsabend, so viele schöne Weihnachten er auch erleben mochte, die ihn ergriffen, wie das Weihnachtsfest 179« bei Frau von Stein mit Christbaumlichtern und Bescherung.

Schiller hat niemals in seinen Werken eine Weihnachtsscene geschildert; aber er liebte das Fest und den Lichterbaum. Weihnachten 1789 bereits im Süllen verlobt mit Lotte von Lengefeld, die sich damals mit ihrer Schwester Karoline in Weimar befand, während die Mutter in Rudolstadt weilte, mar er eingeladen in die Griesbach'sche Familie in Jena, um dort Weihnachten unter dem Christbaum zu verbringen. Schon hatte er die Einladung angenommen, da sagte er wieder ab; denn seine Lotte rief ihn nach Weimar. Und er schrieb an sie: „Auf den Donnerstag komme ich nach Weimar — — daß Ihr Euch ja nicht von irgend einem helligen Christ engagiren laßt! Ihr werdet niir hoffentlich einen grünen Baum im Zimmer aufrichten, weil ich Euretwegen um den Griesbach'sche» komme"*). Eben hatte er bei Frau von Lengefeld um die Hand ihrer Tochter angehalten. In Weimar erhielt er ihre Antwort – „Ja, ich will Jhnm das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, mein gutes Lottchen, geben." Ein Jahr später flammte der Weihnachtsbaum in Schillers eigenem Heiin, und darunter stand er mit seinem Weibe**).

Aus der Briefnotiz Schillers geht wieder deutlich hervor, daß das Aufrichten „eines grünen Baumes" keineswegs etwas Selbstverständliches und allgemein Gebräuchliches war.

Im Jahre 1767 schien der Weihnachtsbau»? auch in Leipzig noch etwas Ungewöhnliches zu sein. Im Jahre 1785, aus dem wir eine ausführliche Schilderung des leipziger Weihnachtsmarktes besitzen, fanden sich auf demselben Christbäume noch nicht. 1799 schrieb eben dort der Privatlehrer Magister Gotthilf Anton Eberhard eine „Geschichte der Sonn- und Festtage"***). Hier gedenkt er der Christbescherung, des gegenseitigen Beschenkens mit Wachsstöcken, der Umzüge des Knechtes Ruprecht und einer Menge Weihnachtsabcrglaubens von Holstein bis Nürnberg. Vom Weihnachtsbaum weiß er noch nichts.

1807 fand sich derselbe bereits auf den: Weihnachtsmarkte zu Dresden, In seinen „Jugenderinnerungen" erzählt uns Kügelogen, daß er da mit glänzendem Rauschgold, bunten Papierschnitzeln, goldenen Früchten und Gerzen verkauft wurde.

*) Schiller und Lotte, heraus«, von Freifrau von Gleichcii-Nuszwurm. Dez. 1789,

**) Charlotte von Schiller 2, 276.

*") Erfurt 1789. S. 25 ff.

In Norddeutschland scheint er eher heimisch geworden zu sein. In Hamburg war er bereits 1796 wohl bekannt. Bei Clemens Theodor Perthes in „Friedrich Perthes Leben "*) heißt es bei Gelegenheit einer Beschreibung des Weihnachtsfestes im Wandsbecker Schlosse: „Hoch oben am Weihnachtsbaum hing ein Apfel, so schön, so kunstreich vergoldet wie kein anderer. Den holte er (Fr. Perthes) plötzlich mit halsbrecherischer Glinst herab und dunkel erröthend gab er ihn zur nicht geringen Verwunderung der Anwesenden dem ahnenden Mädchen (Caroline Claudius).

Am Rheine blieb der Christbaum fortdauernd in Gebrauch. 1805 besingt ihn Johann Peter Hebel in seinen „Allemannifchen Gedichten", in denen er voltsthümlich zu sein versuchte, wenn ihm das auch nicht gelungen ist:

Die Mutter am Christabend.

Er schloft, er schloftl Do lit er, wie ne Gros:
Du lieber Engel, was: bitt,
By Lib und Lebe verwach wer nit,
Gott gunnts me'm Chind im Schlof!
Verwach mer nit, verwach mer nitl
Die Muctter goht mit stillem Tritt,
Sie goht mit zartem Mutterstnn,
Und holt e Baum im Chämmerli d'inn.
Was henk i der denn dra?
Ne schöne Lcbchueche-Ma,
Ne Gitzeli, ne Mummeli
Und Blüemli weih und roth und gel,
Vom allerfinste Zuckermehl."

Hier trägt der Bauin noch keine Kerzen, ganz wie im alten Straßburg, obwohl 1785 dort welche üblich waren. Die Lichter fehlen auch auf dem der fünften Auflage der „Allemannischen Gedichte" vom Jahre 1820 beigegebeneil Kupfer, der zu Stmszburg gestochen ist. Er zeigt das Bäumchen überdies an der Decke hängend.

Dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts entstammen wohl auch die Worte: „Weihnachtsbaum", Christbaum", Lichterbaum". Goethe spricht noch 1774 ganz allgemein von einem „aufgeputzten Baume", und Schiller läßt sich noch 1789 von feiner Braut einen „grünen Baum" im Zimmer aufrichten. Jung Stilling nennt den Christbaum „Lebensbaum."

Hl.

Noch im siebzehnten Jahrhundert durfte sich vielerorts Jedermann jeden zeit ein Bäumchen aus dem Walde holen. In den Städten mochte das ja znm Theil bereits mit Unbequemlichkeiten verbunden sein, aber das alte Straß-

*) 1»53, i. 84.

bürg beweist, daß es doch nicht schmierig genug mar, um die Bewohner ohne Weiteres auf einen ihnen lieb gemordenm Brauch verzichten zu lassen.
Als man ansing, auch die Waldungen in strengerem Sinne als Privat-eigenthum zu betrachten, scheint man zur Verfertigung künstlicher Christbäume geschritten zu sein, zur Verfertigung der sogenannten „Pyramide." Dieselbe besteht aus einein senkrechten Stabe, der auf einem Brettchen oder Kreuze befestigt ist. Er trägt in bestimmten Abständen dünnere, wagerechte Stäbe, deren Enden in ihn eingebohrt sind. Das ist die allgemeine Form; es giebt jedoch auch „Pyramiden," deren Gestell eine wirkliche vierseitige, gerade, abgestumpfte Pyramide ist. Der Hauptstab, beziehentlich die vier Hauptstäbe sowie die Nebenstäbe sind mit Reisig oder auch init grünem Papier um-wunden, auf ihnen stehen Lichter, an ihnen hängen vergoldete Aepfel, Nüsse und bunte Pfefferkuchen. Während der Tannenbaum selbst bei größter Lichter-zahl den Eindruck einer dunklen Masse «lacht, auf der einzelne Punkte hell erleuchtet sind, so erscheint die Pyramide, der die dichten Zweige fehlen, dem Auge völlig vom Lichterglanz durchstrahlt.
Ein Verbot des Schlagens von Weihnachtsbäumen seitens irgend einer Behörde würde das Auftreten der Pyramide völlig erklären. Aber, wie er-wähnt, ist es bisher nicht gelungen, eine derartige Verordnung ausfindig zu machen. Noch heute ist die Pyramide in großen Theilen des Königreichs Sachsen üblich, und zwar gerade in dem waldreichen Erzgebirge. Verfasser sah sie aber auch z. B. in einer Schusterfamilie in Leisnig an der Mulde.
In Leipzig beginnt sie gegenwärtig auf dem Christmarkt sehr stark gegen den Weihnachtsbaum zurückzutreten, wird aber von den ärmeren Schichten der Bevölkerung noch iinmer allein benutzt. Wo im Elternhause des Mannes der Christbaum, in dem der Fran die Pyramide heimisch war, stehen in der jungen Familie sogar beide neben einander, aber auch hier siegt der Baum meist über seine Nebenbuhlerin. Bismeilen tritt auch eine Art grün ange-strichener, primitiver hölzemer „Kronleuchter", an den ein paar Tannäste gebunden werden, und den man mit einigen rothen und blauen Dreierlichtchen erhellt, an ihre Stelle. Dasselbe hängt dann an einem Bindfaden von der Stubendecke nieder, wie ja auch auf dem Kupfer zu Hebels Weihnachts-gedicht der Christbaum hängt.
Die Pyramide tritt geschichtlich zuerst in Berlin auf. Es ist das be-zeichnend, da der größte Menschencomplex Deutschlands naturgemäß zuerst zu einer großen Verteuerung der Weihnachtsbäume, bez. zu einer sehr schwierigen Beschaffung führen mußte.
Wilhelm Mannhardt hat gemeint, Ludwig Tiek erwähne in seiner „Weihnachtsnovelle" (1805) den Christbaum nicht. Das ist.nur bedingt richtig. Der Baum selbst kommt allerdings nicht vor, wohl aber sein Stell-vertreter, die Pyramide. Da sie jedes Jahr wieder zu benutzen ist, ihr Aufrichten keinerlei Umstände macht, und sie sich daher weit billiger stellt,

gehört sie, wie bemerkt, vor Allein den ärmeren Klassen an. Tiecks Vater war Tischlermeister. Die Weihnachtsnovelle spielt um 1792. Wenn hier die Pyramide auftritt, wie sie in Tiecks Vaterhaus auftritt, so beweist das doch nicht das Mindeste gegen die Ueblichkeit des Weihnachtsbaumes damals in der preußischen Hauptstadt. Diese kannte ihn damals schon längere Zeit. Nach der Aussage der Großeltern des Berliner Gymnasialdirectors Wilhelm Schwartz*) reicht er in Berlin-Potsdam etwa bis 1780 zurück. Jahrzehnte lang trat er nur in der Gestalt der märkischen Kiene auf. Erst nach Entstehung der Eisenbahnen wurden vom Harz aus Tannen eingeführt. Heute hat die Tanne ihre ehemalige Nebenbuhlerin aus dem ganzen Westen verdrängt und die Kiene fristet nur noch auf den Christmärkten des Ostens ein kümmerliches Dasein.

Im Anfange unseres Jahrhunderts übte die feine Welt Berlins nach deni Vorgange des französischen Emigranten allerdings den Brauch noch nicht. Derselbe galt vielmehr für ordinär. Dafür schmückte man, wie uns Schleiermacher in seiner 1803 in Halle geschriebenen „Weihnachtsfeier" erzählt, den Bescherungstisch mit Myrthen, Amaranthen und Epheu. Er erwähnt den Christbaum nicht; aber bei der Tendenz seiner Schrift hatte er auch keinerlei Veranlassung dazu.

1816 erscheint der Christbaum zuerst in vollem Glänze in einem Berliner Literaturdenkmal. Im Märchen vom Nußknacker von FoucwX' und Hoffmann steht er mit seinen goldenen Aepfeln in der Mitte des Festes und ungefähr von dieser Zeit an wurden Preußen seine Verbreiter in denjenigen Theilen Deutschlands, die ihn bis dahin noch nicht kannten und zwar vermittels der zahlreichen Grenzverschiebungen der deutschen Staaten, die durch den Wiener Congreß zu Stande kamen. So brachten ihn nachweisbar die preußischen Offiziere und Beamten 1815 nach Danzig und in's Münsterland und auch anderorts knüpft sich sein erstes Auftreten an den Wechsel der Behörden.

Mit dem Ende des dritten Jahrzehntes des neunzehnten Jahrhundert, hatte sich der Christbaum die Hauptpunkte von ganz Deutschland erobert 18M brachte ihn die Königin Karoline, die Gattin König Ludwig I., nach München. Ungefähr gleichzeitig überschritt er die deutsche Sprachgrenze nach Südosten zu und drang in Ungarn ein, wo er jedoch noch heute nur in deutschen Bürgerkreisen und in hohen magyarischen Geschlechtern üblich ist. Aber auch heute flammt er noch keineswegs am heiligen Abend überall, soweit die deutsche Sprachgrenze reicht.

Allerdings ist er bekannt von Ostpreußen bis zum Elsaß, von Nord- und Ostsee bis südlich der Donau — aber zwischen diesen Grenzen giebt es weite Striche, die ihn nicht üben, obgleich dieselben alljährlich immer enger werden. Zum Theil werden ja sogar statt des heiligen Abends noch andere

*) Indogermanischer Volksglaube S. 38 Anm.

Abende gefeiert wie Niclasabend, Neujahr, Hohes Neujahr. Aber doch ist er typisch für das deutsche Weihnachten, das Ausland hält ihn nicht nur dafür. Theilmeise ist er sogar in den protestantischen Gottesdienst übergegangen. Im sächsischen Erzgebirge wie anderwärts steht bei der sogenannten Christmetten oder Frühmetten, die am ersten Feiertag, Morgens sechs Uhr stattfindet und zu der jeder Besucher ein Licht oder eine Laterne mitbringt, auf dem Altarplatz ein lichtdurchstrahlter Tannenbaum. Er nimmt hier also dieselbe Stelle ein, welche die kostbare Krippe mit Jesuskind, Mutter Maria, Josef, den Hirten und Ochs und Eselein im Weihnachtsgottesdienst des katholischen Südens und in vielen katholischen Familien Baierns, Tirols und Salzburgs noch behauptet. Im Ganzen ist er iin protestantischen Norden üblicher als im katholischen Süden. Aber selbst die Schranken des Bekenntnisses hat er längst gebrochen. In den meisten gebildeten jüdischen Familien ist er heute in Gebrauch. Wo unsere neueste deutsche Literatur ein Weihnachtsfest schildert, da steht er mitten darin.

Karl Bleibtreu hat in einer kleinen Ballade das Weihnachten geschildert, das eine Abtheilung Deutsche in der französischen Fremdenlegion im Krimkriege in den Gräben vor Sebastopol feiert. Der Weihnachtsbaum flammt auf und bietet den russischen Kugeln ein erwünschtes Ziel. In Hermann Vahrs Drama „Neue Menschen" dient das Aufrichten des Lichterbaumes geradezu als Sinnbild für die Anhänglichkeit an all die alten lieben Bräuche der Kinderzeit, und in Gerhardt Hauptmanns „Friedensfest" ist er das äußere Zeichen des Friedens, den ein gesundes, lebensfrohes Frauenpaar, Mutter und Tochter, in eine zerrüttete, mit sich und der Welt zerfallene, an sich selbst verzweifelte Familie bringt.

Um 183(1 überschritt der Weihnachtsbaum die deutsche Sprachgrenze nach Südosten zu. Aber auch nach anderen Himmelsrichtungen ist er vorgedrungen. Paris kannte ihn vor fünfzig Jahren noch nicht. Um 184(1 führte ihn die Herzogin Helene von Orleans in die Tuilerien ein, aber noch dauerte es geraume Zeit, bis er hier einigen Boden fand. Späterhin hat sich auch die Kaiserin Eugenie um feine Verbreitung verdient gemacht. Noch jetzt gilt er für einen deutschen Eindringling nnd zwar für etwas speziell Elsässisches. Diese Annahme ist nicht unrichtig; denn Straßburg scheint ja wirklich seine alte Heimat zu sein. Als 18(il) zum ersten Male eine Bescherung für die armen minder der deutschen St. Josefsschulen in der Vilette stattfand, liefen zwei der Veranstalter alle Blumenmärkte der Stadt ab, um endlich ein drei Fuß hohes Tannenbäumchen zu erobern, das nur ein Zufall auf den Markt geführt hatte. Im Jahre 1869 fanden sich Tannenbäume schon auf den meisten Märkten, ^870 feierten die deutschen Heere Weihnacht in Frankreich, und heute verbraucht Paris alljährlich 40<)(X) Weihnachtsbäume, von denen etwa nur ein Viertel auf deutsche, ehemalig elsässische, österreichische und Schweizer Familien kommen soll. Entgegen der deutschen Sitte, die den Baum auf ein grün angestrichenes Holzkreuz oder in die Mitte

eines kleinen Kärtchens aus Holz setzt, bringt der Franzose seinen Weihnachts-baum mit den Wurzeln ins Zinnner. Dieselben sind mit Stroh umwickelt, und nicht selten findet ein solcher Baun:, nachdem er dem Festzweckc gedient hat, eine Stelle im Garten.

Den Weg nach der City von London fand der Weihnachtsbaum eben-salls durch den Königspalaft. Im Jahre 1840 vermählte sich die Königin Victoria init dem ,prinu6 ««N8ort° Albert von Sachsen-Coburg. Durch ihn kam der Christbaum nach St. James, und von da aus fand er erst langsam Eingang in die Weihnachtsfeier der Aristokratie und der vornehmen Bürger-kreise. In London wird der Brauch heute stark geübt. Auch andere Groß-städte Englands kennen ihn. In den Weltstädten Schottlands und Irlands ist er nur bei den deutschen Familien gewöhnlich, und die eingeborenen Kinder sehen staunend den Lichterglanz zwischen den dunklen Tannenzmeigen durch die Fenster schimmern. Zum großen Theil ist die Form des Christbaum-brauches in England allerdings eine andere als bei uns. An: Weihnachts-abend wird unmittelbar nach dem Diner, noch ehe die Damen die Tafel verlassen, ein kleines Tannenbäumchen von Hand zu Hand gereicht, so klein, daß jeder es bequem halten kann. An seinen Zweigen hängt für jeden ein Keschenk, und jeder streift sich das seine selbst herab.

Nach den Niederlanden, nach Rußland, besonders nach Petersburg und Moskau, wo der Christbaum jedoch nur in den höchsten Kreisen üblich ist. nnd nach Italien, wo er namentlich in dem halbdeutschen Malland heimisch ist, ist er ebenfalls aus Deutschland gekommen. Noch im Anfange unseres Jahrhunderts mar er auf dem schwedischen Festland unbekannt, wenigstens als Christbaum in unserem Sinne. Dafür mar es dort Brauch, vor den Häusern und Ortschaften Bäume, nnd zwar Fichten oder Tannen aufzustellen So berichtet wenigstens Find Magnusen in seinem I^xioon m^tkolu^ic!liiii* > und er fügt hinzu, daß Dänen, Normeger und Schweden dasselbe thäten nur innerhalb der Kebände.

Bei den Inselschweden an der russischen Küste auf Dago und Worms war der Weihnachtsbaum damals üblicher als heutzutage**) An den mit Nüssen und Aepfeln geschmückten Tannen standen immer je fünf kleine Wachslichter auf einem Zweige. Einer mündlichen Nachricht zufolge, die dem Verfasser durch Rudolf Hildebrnnd zukam, kannte zu gleicher Zeit das schwedische Festland nur folgenden Weihnachtsbrauch: in der Weihnacht zogen die Bauern in Schaaren aus und suchten sich einen einsam im Freien stehenden Baum. Diesen zündeten sie an, nnd dabei gab es großen Festjubel. — Weihnachten 1887 berichtete die „Leipziger Zeitung" einen vereinzelten Fall desselben Brauches aus der Nähe von Dresden.

Auch über Europa hinaus ist der Christbaum gedrungen. In allen

') 1828, S 77.

**) ff, Nubwurm. Ebofolke II. S. 96 § 2W.

Weltteilen flammt er am heiligen Abend. Deutsche Auswanderer, deutsche Matrosen und zum Theil auch deutsche Kriegsschiffe haben ihn in alle Welt getragen. In Nordamerika gilt er schon nicht mehr ausschließlich für ein Merkzeichen des Deutschthums, und wird neuerdings sogar aus Eisen her- gestellt. Durch seinen hohen Stamm und feine Aeste fluthet das Gas, und wo sonst Döllen die Kerzen festhielten, entzündet man heute die zierlich ge- zackte Flamme nach dem Aufdrehen des wohlgestalteten Gashähnchens.

IV.

Mit dem Vorkommen des Weihnachtsbaumes 16O5 in Straßburg scheint nach rückwärts das Gesichtsfeld abzuschließen. Mit einem Schlage taucht der Brauch da aus dem Dunkel auf, unerklärt und noch für Jahrhunderte nur als örtliche Sitte. Bräuche gehen fast immer auf Anschauungen zurück, selten auf abstracte Ueberlegungen, bewußte Allegorien oder tiefsinnige sinn- bildliche Handlungen. Vielleicht läßt sich eine Anschauung cmsfindig machen, welche weiter zurückreicht, in die germanische Urzeit hinauf, und Anhalts- punkte genug bietet, um in Parallele mit dem Brauch des Baumaufrichtens gestellt zu werden.

Schiller bestellt sich bei seiner Braut einen grünen Baum im Zimmer der Witteuberger Dozent Kißling spricht ebenfalls nur von einem „Bäumchen". Wir meinen, aus unserem heutigen Brauche schließend, leicht, damit könne nur ein Nadelbaum gemeint fein. Das ist aber keineswegs ausgemacht.

Im Gegentheil haben wir aus dem vorigen Jahrhundert zwei zuverlässige Zeugnisse dafür, daß man in einem Theile Deutschlands, in Süddeutschland und speziell in Bayern, einen grünen Laubholzbaum im Zimmer aufstellte.

Um Z790 gab es diesen Brauch in Nürnberg. Wir befitzen eine Radirung von Joseph Kellner: „Das Christbescheren oder der fröhliche Morgen." Wie mir Herr Dr. Wilhelm Schmidt, Vorstand des Kupferstich- kabinets in München, mittheilt, ist dieselbe nach den Trachten zuverlässig um 179l) zu setzen. Auf dem Bilde steht in der Ecke des Zimmers ein Baum, der in der heute üblichen Weise verziert ist, jedoch kein Nadelbaum, sondern ein frischer, grüner Laubholzbaum, der drei Lichter trägt: Zwei davon hat ein Engel in seinen Händen, der in der Mitte des Baumes hängt.

Ungefähr in dieselbe Zeit führt eine Nachricht aus dem Westen von Bayern, aus Nördlingen. In der Selbstbiographie des Schlachtenmalers Albrecht Adam*), der 1786 in Nördlingen geboren war, heißt es mit Be- ziehung auf seine Jugendzeit: „In Nördlingen hat man nicht den düsteren Tannenbaum für die Christbescherung, sondern man setzt schon monatelang vorher den jungen Stamm von einem Kirsch- oder Weichselbaum in einer Zimmerecke in einen großen Topf. Gewöhnlich stehen diese Bäume bis Weih- nachten in voller Blüthe und dehnen sich weit an der Zimmerdecke hinaus.

*) Herausgegeben von Holland, S. 23.

Or, Alezander Tille in Glasgow.
was man als eine große Zierde betrachtet und was auch in der Thai zur Feier des Christfestes sehr viel beiträgt. Eine Familie wetteifert mit der anderen, und die, welche den schönsten, blühenden Baum hat, ist sehr stolz darauf."
Diese Bräuche stehen nicht vereinzelt da. In Freudenthal in Oester- reichisch Schlesien pflücken die Frauen uni zwölf Uhr Nachts am Andreas- tage einen Weichselzweig und stellen ihn in das Wasser. Dann blüht er zu Weihnachten, Mit diesem Zweige gehm sie in die Christmette. Bei dem Segen erkennen sie dann alle Hexen, da jede ein hölzernes Gefäß auf dem Kopfe hat. Wenn man in Thüringen am Andreastage zwischen elf und zwölf Kirschen- und Fliederzmeige pflückt und sie ins Wasser stellt, so blühen sie am Neujahrstage; doch werden sie auch nur einen Tag früher oder später gepflückt, so blühen sie nicht. Aehnliches gilt vom Barbaratage, dem vierten, und voin Lucientage, dem dreizehnten Dezember. In Miltigau sammelt man am Barbaratage die sogenannten Barbarakätzchen, legt sie in Wasser an einen warmen Ort, damit die Kätzchen bald austreiben, und zu Weihnachten sind gewöhnlich die Knospen offen. Am unschuldigen Kindertage, dem achtundzmanzigsten Dezember, schlägt man sich dann damit: ein Brauch, der auf einer Segnung durch Ruthenstreiche zurückgeht. In Niederösterreich dienen diese Zweige zuin Erforschen der Zukunft. Hier verschafft sich am Barbaratage jedes Mitglied der Familie einen Kirsch-, Weichsel- oder Birn- baumzmeig. Arme Leute bieten dieselben auch unter dein Namen Barbara- zweige zum Kauf aus. Ilm eine Verwechselung zu verhüten, bekommt der Zweig jedes einzelnen ein besonderes Zeichen. Alle kommen dann in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, das auf dem Ofen seinen Platz hat. Jeden zweiten Tag wird das Wasser durch frisches ersetzt. Die so gepflegten Zweige treibeil nach ungefähr drei Wochen eine weiße Blüthe, und derjenige, dessen Zweig am ersten oder am schönsten blüht, hat Glück zu erwarten. In Tirol versucht man sogar, einen Kirschbaum im Freien zum Blühen zu bringen. In der ersten Klöpfelnacht, dem ersten Donnerstagabend in der Adventszeit, gräbt man nämlich unter einem Kirschbaum Kalk ein; dann blüht der Bauin in der Christnacht. Bei Meran setzt man an demselben Tage Kirfchzweige ins Wasser, uin sie blühen zn lassen.
Hier ist jedenfalls die Brücke, die von dem deutschen Weihnachtsbaum nach den: keltischen miswl wo mit seinen grüneil Blättern und rothen Beeren hinüberführt. Nach Friedrich Nork war das AttstelzweiganfhSngen in der Weihnachtszeit noch am Anfang unseres Jahrhunderts ein rein ört- licher Brauch, den nur Kelten übten, und der sich aus dem ssrvauts rooro. erst langsam und mühevoll den Weg nach dem ärä^viz room gebahnt hat. Ein Sinnbild von Segen und Fruchtbarkeit wegen seines Blühens zur Winterszeit, verleiht er noch heute demjenigen, dem es gelingt, eine Dame darunter zu locken, das Kußrecht.

Alle diese Bräuche finden ihre Erklärung in einem eigenthümlichen Weihnachtsglauben.
Es giebt keine Nacht im Jahre, von der das Volk soviel Wunderbares zu berichten vermöchte, wie von der Christnacht. In ihr beginnt nach dem Volksglauben das neue Jahr und in ihr kehrt die Sonne um auf ihrer Bahn, um einen neuen Jahreslauf zu beginnen. In dem Augenblick aber, wo sie stillsteht, wie der in die Luft geworfene Stein einen Augenblick still- steht, wenn er seine höchste Höhe erreicht hat — in diesem Augenblicke ist ein Riß, eine Spalte in der Zeit, durch die die Ewigkeit mit ihren Wundem hereinschaut. Berge öffnen sich. Schätze steigen an die Oberfläche der Erde, alles Wasser, das in einer Minute über sieben Steine fließt, ist Wein, die milde Jagd geht um, Todte stehen auf und halten Gottesdienst, die Thiers knieen in Andacht nieder und erhalten für eine Stunde menschliche Rede, und auch die Pflanzenwelt empfängt für eine Stunde Leben und Blühkraft. Reinsberg-Düringsfeld erzählt, daß in der Geisterstunde der Christnacht alles im Keller bewahrte Gemüse zu knospen beginne, daß die Christwurz, eine Art schwarzer Nieswurz, ihre erste Blume trage, welche Gesundheit und langes Leben verleihe; und ähnlicher Glaube ist fast über ganz Deutschland verbreitet. Besonders ist es der Hopfen, der dann neue Triebe ansetzt.
In Klumpbeuern auf dem Solling wie überhaupt in der ganzen Gegend zwischen Adelebsen und Minden glaubt man, er grüne in der Weihnacht und komme selbst unter dem tiefsten Schnee hervor; nachher sei jedoch nichts mehr davon zu sehen. Derselbe herrscht in der Gegend von Otternhagen und Thören im Hannöverschen und in Westfalen.
Vor dem Oberthore des im Westrich gelegenen Dorfes Diemaringen im Elsaß liegt ein Feldgarten, in dem vorzüglicher Hovfen, dort Hopp ge- nannt, gepflanzt wird. Wer sich still und unbeschrieen in der Chriswacht zwischen elf und zwölf Uhr an den Ort begiebt, der sieht fingerlange frische und saftige Hopfensprossen aus dem Boden herausbrechen; die Leute sagen dann: „Der Hopp kommt." So wie es im Dorfe zwölf geschlagen hat, gehen die Sprossen wieder in die Erde zurück; je schöner und zahlreicher sie waren, um so reicher wird die künftige Ernte. — In Tirol geht der Glaube, daß in der Christnacht die Farren blühen. Um ihren Samen zu sammeln, muß man ein rothes Kelchtuch, welches der Priester beim Amte in der Christ- nacht gebraucht hat, ausbreiten. Wer solchen Samen besitzt, wird reich. — Auch in Oberfranken, in Plankstetten, ist es üblich, in der Christnacht „in den Farrnsamen" zu gehen, wie man „in die Heidelbeeren" und „in die Haselnüsse" geht.
In einem elsässischen Dorfe unweit Mariastein steht ein Rosenkopf, welcher nie verblüht. Das Jahr über ist er geschlossen, aber in der Christ- nacht entfaltet er sich und wirft weithin duftend einen lichten Schein um sich. Er stammt, so erzählt die Sage, von dem „Nosenhurste" her, an welchem die Jungfrau Maria auf der Flucht nach Aegypten die Windeln

ihres Kindes aufhing. Je länger er blüht, um so fruchtbarer wird das Jahr. Auch die in der Christnacht sich öffnende Nose von Jericho ist im Elsaß bekannt und giebt Orakel nicht nur für das Wachsthum der Früchte, sondern auch für das Schicksal der Bewohner des Hauses, in welchem sie aufbewahrt wird.

Der Glaube an in der Weihnacht blühende und sprossende Bäume und Pflanzen ist über ganz Deutschland verbreitet, und es kann sich nur fragen, wie alt er ist, und wo man seinen Ursprung suchen soll. Endgiltig ist diese Frage kaum schon zu lösen, aber es giebt eine ganz merkwürdige Reihe geschichtlicher Zeugnisse dafür, die wohl einen Fingerzeig darüber geben können. Auf der Hofbibliothek zu Wien befindet sich ein Schreiben des Bischofs von Bamberg an Nikolaus von Dinkelsbühl vom 16. Januar 14W in dem von zwei Apfelbäumen gesprochen wird, die in der Christnacht blühten und Früchte brachten. Ein gewisser Andreas von Weitra bestätigt die Sache, indem er nicht nur die Farbe dieser Aepfel beschreibt, sondern auch angiebt, daß er sie selbst in den Händen gehabt habe. Um 1430 erzüblt Johannes Nider* dieselbe Sage aus der Nähe von Nürnberg, wo sich ja 1790 der Brauch fand, zu Weihnachten einen blühenden Baum im Zimmer aufzurichten: „Nicht weit von Nürnberg stand ein wunderbarer Baum. Jährlich in der rauhesten Jahreszeit, immer in der Nacht der Geburt Christi, trug er blühende Aepfel von Daumesdicke. Dann aber ist das Vaterland zwei Monate vorher und später gewöhnlich mit tiefem Schnee bedeckt, von Eis überzogen, von rauhen Winden durchweht. Darum erregte es Staunen, daß nicht vorher noch später, sondern nur in der allerheiligsten Zeit Aepfel hervorgekommen sind. Es pflegen daher aus Nürnberg und den umliegenden Gegenden mehrere glaubwürdige Leute herbeizukommen und die Nacht zu wachen, um die Wahrheit zu prüfen. Ein in Allem ähnlicher Baum findet sich an einein Orte der Diöcese Bamberg.

Hundert Jahre später begegnet uns dieselbe Sage wieder. Diesmal im Bisthum Würzburg. Johannes Pauli mit seinen, berühinten Buche: „Von schimpff und ernst" **) erzählt mit Berufung auf eine zwischenliegende Quelle: „Doctor Hasseltzbach schreibt: das in de bistumb von wirtzburg seien zween öpfelbeum, die bringen in dem iar kein frucht dan in der Weihenacht und an dem weihenacht abent ist kein zeichen da der frucht, aber um Mitternacht so sahen die beum an brossen utzstossen und blüen und an dein morgen so sein die Spfel zeitig und sein als grotz als geineine baumnutz, das ist ein grotz wunder. Diser doctor hat brieff und siege! des bischoffs, die darum geben sein der warheit."

Dieselbe Geschichte berichtet Abraham Sauer in seinem ?arvum

*) F. A. Reufz. Kleine Beiträge. Jahresbericht für den historischen Verein für Mittelfranken. 1859. S. 95.

**) Straszburg, Grieninger 1522. Bl. eil, », Von <iom «oikso»oktt««.

tlwätrum urdium, das 1610 nach dem Tode des Verfassers in Frankfurt am Main erschien. Hier ist sie jedoch ans Drebern (Tribur) am Rhein übertragen, und die Umstände sowie die Zeugen sind andere. Aus Sauer entlehnte sie dann, wie seine eigene Randbemerkung sowie die Vergleichung lehrt, Martinus Zeiller, der 1674 sein „Itinersrium (ZsrWkmias, das ist Reisbuch durch Hoch und Nider Teutschland" herausgab. Bd. I. S. 485 findet sich die Stelle. „Nicht weit von Tribur stehet ein Apfelbaum, welcher alle Jahre in der Christ-Nacht Aevffel trägt: Wann ein gutes Jahr vorhanden, so werden sie groß als ein Bönen, doch in gestalt als ein Aevsfelein mit Blumen, Stiel und andern, hart und steiff: Zu andern Jahren aber, als ein Erbis. In einer Stund bekompt der Baum seine Blüthe und Obs, welches alle Jahr nach dem Alten Kalender mit sonderm fleiß von den Inwohnern observirt wird. Sonsten im Jahr trägt er Wilde Holtz Aevffel, die nach ihrer Art andern gleich seyn: Wie nicht allein gemeldeter Saur solches bezeuget: sondern mir auch ein vornehmer Freiherr, so neben etlichen Meintzifchen und Darmstädtifchen Nähten und vom Adel in einer Christ-Nacht daselbsten sich befunden, vermeldet und diß hoch betheuert hat."

Auch Prätorius in seinen Laturiwliä von 1663 stellt mehrere solche Berichte zusammen. Er erzählt auch, daß ehedem Nelken, Sclove, Polei, Safran, Nießwurz, die Madragora und Kirschbaumzweige blühten. Auch die sogenannte Rose von Jericho, die das ganze Jahr dürr und wie todt erscheint, entfalte sich und gebe einen köstlichen Geruch. Sie heiße darum auch Auferstehungsblume. Sie war vor der Geburt Christi noch nicht vorhanden und sproßte zuerst unter den Tritten der heiligen Jungfrau hervor, als sie mit ihrem Sohne nach Aegypten floh. Auch Prätorius kennt den wunderbaren Apfelbaum. Er steht zu Tribur am Rhein, und seine Früchte werden regelmäßig dem Landgrafen von Hessen überbracht. Er hat sich jedoch über diesen Punkt auf kritischem Wege eine eigene Ansicht gebildet: „Man sagt, daß in der Christnacht etliche Arten der Bäume blühen, Aepfel tragen und wieder abwerfen sollen! Welches Cornelius Agrippa einem sonderlichen künstlichen Impfen und nicht der Christnacht zulegt. Bis hierher Rollenhagen. Doch merke, daß es von Pferdeäpfeln richtig möge verstanden werden, oder es sind vom» tuSisvtig, ^avtali. Sintemahl man sie nirgends findet, «o man sie suchet: Vielleicht wachsen sie in Heutelia, Utovia, Schlaraffenland, Neuschnablerland oder terra ioco^nitä L,usträ1i."

Professor Reuß in Würzburg hat eine handschriftliche Aufzeichnung eines Geistlichen über solche Christnachtsfrüchte, die man zu Lohr am Main beobachtet, mitgetheilt. Sie ist um 168l) gemacht: „Antwort auf die Frage nach dm Aepfeln, den so genannten Dräutleinsäpfeln, die ich auf meine Nachforschungen hin von zwei verständigen und glaubwürdigen Greisen, Rathsherren von Lohr erhalten habe. Sie berichten, daß einstens viel Redens von diesen Aepfeln gewesen sei, das sich aber jetzt etwas gelegt habe. Johann Goebell berichtet, er habe derartige Aepfel in seinen Händen gehabt

und dieselben würden in der Geburtsnacht des Herrn allenthalben auf dem Schnee gefunden, seien schon miederholt nach Würzburg gebracht morden, Blüthen habe er niemals gesehen. Auch erinnere er sich, daß Lohrer Beamte die Geburtsnacht des Herrn außerhalb der Stadt unter den ermähnten Bäumen zugebracht hätten, um solche Aepfel zu finden. Er sagt auch, einst sei ein solcher Baum auf einer Weide gewesen, und am Wege aus der Stadt nach der St. Valentinskapelle, rechts nach dem Weinberge des Kurfürsten in Mainz und in einem Obstgarten sei noch ein solcher zu sehen. Er selbst besitze einen solchen Baum auf der Wiese bei der Papiermühle und derselbe trage daher den Namen Dräutsapfelbaum."

Nach Prätorius erzählt dann 1694 der erwähnte Pfarrer Johann Samuel Adami zu Pretzschendorf bei Dippoldsmalde in Sachsen, der unter dem Namen Misander das Sammelwerk Osliois« biblioas herausgab, in diesen: an der erwähnten Stelle die Sage. Eine mehr selbständige Fassung vertritt 1697 Wagenseil in seinem Buche vs «ivitste Xorimbsi-sseusi:

„Nicht weit von dem Nürnbergischen Städtlein Gravenberg und auch in der Vorstadt desselben stehen etliche Bäume, welche den Herbst vorher Aepfel wie andere Aepfel tragen, und hernach in der Christnacht, nach dem alten Kalender gerechnet, nicht allein blühen, sondern auch alsobald darauf kleine Aepfelein tragen, die ungefähr einer Kirschen groß sind und des folgende« Morgens noch die Blüthe am oberen Theil stehend haben. Dergleichen Christ-äpfelein sind mir vor zweuen Jahren von dein Herrn Pfleger zu Gravenberg an dem anderen Christtag in Baummollen eingewickelt herein-geschickt worden. Etliche solche Aepfelein sammt Zweigen von den Bäumen sind mir Heuer (»uns 1663) in der allergrößten Kalt nicht allein von jetzt wohlgedachtem Pfleger, sondern auch von dem Herrn Pfarrer zu Hilpolstein, welches Nürnbergisches Städtlein ein Meilen wegs von besagtein Gravenberg liegt, übersendet worden."

Seit dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts und noch in der Gegenwart weiß der Volksglaube von den blühenden Bäumen der Weih-nacht. Und er macht seine Mittheilungen init großer Bestimmtheit. Er bezeichnet die Orte genau, man braucht nur zur rechten Stunde hinauszugehen, und wird dann schon selbst sehen, daß er — die Wahrheit geredet hat.

Zu allen Zeiten hat es Bäume gegeben, die sich dein Gesetze, daß sie allein im Frühling ein Recht Hütten, Blüthen zu treiben, nicht gefügt haben. Noch heute giebt es in einer der belebtesten Straßen Berlins einen Kastanien-bauin, der im Herbst trotz Sturm und Regen noch einmal Blüthen ansetzt, die sich neben den vergilbenden Blättern und reifen Früchten seltsam genug ausnehmen. Aus solchen Thatsachen mögen Sage und Volksglauben empor-gewachsen sein. Aber es ist gewiß seltsam, daß diese Sage zuerst im Süd-westen Deutschlands, in der Nähe der Rheingegenden auftaucht, wo der erste geschichtliche Christbaum sich findet, daß sie in Nürnberg ihren Hauptsitz hat wo man am Ausgang des vorigen Jahrhunderts zur Weihnachtsfeier einen

grünenden Laubbaum im Zimmer aufrichtete. Gleich auf dem ersten Weihnachtsbaum (1605 in Straßburg) finden sich Aepfel und selbst Blüthen in Gestalt bunter Papierrosen. Dannhauer nennt das Ableeren des Christbaumes „abblümen". Die Sage von den blühenden Bäumen der Weihnacht ist in den Rheingegenden nachweisbar fast zweihundert Jahre älter als der erste Christbaum. Ist da wohl die Vermuthung zu kühn, daß derselbe auf dem Boden dieser Volksanfchauung erwachsen ist? Diese aber scheint unauflöslich verknüpft mit dem Glauben an die Wunder der Wintersonnenmendnacht. An sich ist es darum wahrscheinlich, daß sie bis in das deutsche, ja das gemeingermanische Heidenthum zurückreicht. Zu beweisen märe das am besten dadurch, daß man den Nachweis führte, daß sich dieselbe Anschauung auch bei der nordwestlichen Gruppe der Westgermanen, bei den Angelsachsen, und bei der nördlichen Gruppe der Ostgermanen, bei den Skandinaviern in genügend früher Zeit fände. Anschauungen und Bräuche wandern ja weit weniger leicht, als fertige Sagen, die der eine dem anderen zur Unterhaltung mitthellt.
Wäre dieser Nachweis zu führen, dann würde auch die Wahrscheinlichkeit dafür weit größer werden, daß dieser Anschauung schon früher ein Brauch, die Sitte des Aufrichtens entwurzelter oder gefällter Bäume entsprochen habe. Bis jetzt ist es jedoch noch nicht erbracht, obgleich zwei Thatsachen für ihn zu sprechen scheinen. Einmal die isländische Sage von dem wunderbaren Lichterbaum der Christnacht zu Mödrufell im Eyjafjörde, die ja aber nicht über 1786 zurückzugehen braucht. Wilhelm Mannhardt hat einmal darauf hingewiesen, daß iin Volksglauben sich Blüthen und Lichter oft entsprechen, ja sich wechselseitig vertreten können. Eine weiße Frau trägt Lichter in der Hand, und die volksthümliche Erzählung fügt hinzu: „Die Kerze ist eine Blume gewesen." Der Himmel erglänzt im Widerschein weißer Wölkchen, und das Volk sagt: „der Himmel blüht." Eine geistreiche Vermuthung, wie so vieles bei Mannhardt.
Der britische Volksglaube ist leider noch sehr wenig durchforscht, und namentlich fehlen noch genaue landschaftliche Aufzeichnungen von Glauben und Brauch. Gleichwohl ist hier eine britische Anschauung zu verzeichnen, die allerdings nicht vor 1753 nachzuweisen ist, in diesem Jahre aber dafür gleich mit desto mehr Bestimmtheit und Ausführlichkeit auftritt.
Bis zum Jahre 1753 war in Großbritannien und Irland das sogenannte Marienjahr üblich gewesen, das mit dem 25. März begann und nach dem Julianischen Kalender rechnete. Da alle anderen Kulturstaatcn in der Annahme des Gregorianischen Kalenders vorausgegangen waren, so vollzog sich die Verlegung des Jahresanfangs und der Uebergcmg von dem alten zu dem neuen Kalender auch hier ohne Widerstand. Nur in Buckinghamshire kam es hierüber fast zu einen? Volksaufstand, und die Erregung der Massen entsprang einem alten Weihnachtsglauben, den man durch die neue Ordnung beeinträchtigt wähnte.
In der britischen Sage spielt Joseph von Arimathias eine Rolle.

An ihn knüpft auch die Gralsage an, die sich dann über das ganze
Mittelalter verbreitete, und auch andere legendenartige Geschichten kennen
feinen Namen. Von ihm erzählte man sich, ähnlich wie der Rosen-
knopf von Marienstein im Elsaß und die Rose von Jericho bei PrS-
torius an die christliche Legende anknüpft, er habe einst am Christabend
seinen Stab, den er sich vor Jahren von einem Weißdornstrauche ab-
geschnitten, in die Erde gesteckt. Auf der Stelle habe er Wurzel geschlagen,
Blätter getrieben und sei schon am nächsten Tage über und über mit
Blüthen bedeckt gewesen. Eine Reihe von Jahren stand er in jeder Christ-
nacht in voller Blüthe, und alle seine Ableger blühten ebenso. Viele
Senker waren im Laufe der Jahrhunderte zu Grunde gegangen. Wer
einer hatte sich erhalten, und dieser stand auf einer Anhöhe der Abtei von
Glastonbury. Noch unter Karl I. Stuart, der von 1625—1649 regierte,
ward an jedem Weihnachtsfeiertag dem König und der Königin in feier-
licher Prozession ein Zweig von Glastonburythow überreicht, der stets in
voller Blüthe stand und erst in der voraufgehenden Nacht gebrochen war.
Ebenso wurden ja auch nach Prätorius die Früchte des Apfelbaums zu
Tibur alljährlich dem Landgrafen von Hessen überbracht. Während des
folgenden Bürgerkrieges zwischen dem Könige und dem Parlament wurde
bei einein Neberfall der Abtei auch dieser Strauch verbrannt. Damit war jedoch
nicht der letzte Sproß des alten Josefsstabes vernichtet; denn schon vorher war
ein solcher in Quainton in Buckhinghamshire gepflanzt worden. Auch er blühte
jede Christnacht, und gleich den übrigen trotzdem auch noch jeden Sommer.
In der Nacht vom 24. zum 25. Dezember neuen Stils im Jahre
1753 hatte sich nun eine große Menschenmenge niit Fackeln, Lichtem und
Laternen um den wunderbaren Dornstrauch versammelt, begierig das Ent-
stehen und Aufbrechen der weißen Blüthen zu erblicken. Es schlug die
Mitternachtsstunde, und nichts regte sich an dem Strauche. Enttäuscht ver-
lief sich in der Morgenfrühe die Menge; aber mit ihr verschwand nicht die
Aufregung. Es war kein Zweifel: der Asv LKristmasä»)' war nicht der
echte Christtag! Schon wollte die Polizei den verhängnißvollen Domstrauch
beseitigen lassen, da, am 5. Januar neuen Stils, am 016 LKri8tmu8ääv,
stand er in vollem Blüthenschmncke. Dadurch kam das Bolk in neue Er-
regung. Jetzt trat die Gewalt zurück; man sah, daß die Menge durch die
neue Verordnung sich in ihrem Heiligsten verletzt glaubte. Die Geistlichen der be-
nachbarten Städte boten die Hand zum Frieden und es wurde bestimmt, daß fortan
der 016 Oliri8tinäLäa)' gleich dem neuen gefeiert werden sollte. —
Der erste Weihnachtsbaum trägt Aepfel, aber keine Lichter und noch im
neunzehnten Jahrhundert prangt nicht jeder Weihnachtsbaum im Lichterglanze.
Damm kann es allen Ernstes zweifelhaft, ja höchst fraglich sein, ob die
Lichter mehr als ein akzessorischer Schmuck sind, der vielleicht eigentlich eine
andere Bedeutung hatte. In der That giebt es dafür eine ebenso einfache
wie nahe liegende Erklärung.

Der Weihnachtsbaum und seine Geschichte.
In: „Baumkultus der Germanen" hat Wilhelm Mannhardt eine große Zahl von Stellen gesammelt, an denen Opfer beim Lichterschein gebracht werden. Seit dieser Zeit scheint eine nahe Beziehung zwischen Licht und Geschenk bestanden zu haben; ja, im mittelalterlichen Sprachgebrauch scheinen Licht und Kerze einerseits und Gabe andererseits gleich bedeutend gewesen zu sein. Als Herzog Ludwig von Baiern Walther von der Vogelweide durch den Markgrafen Dietrich IV. von Meißen ein Geschenk überbringen ließ, da sang der Dichter:

„Mir hat ei» Licht von Franken,
Der stolze Meißner mitgebracht,
Das giebt mir Ludwig eigen.
Ich kann eS ihm nicht danken.
So schön als er mich hat bedacht:
Ich musz mich tief ihm neigen."

Und als derselbe Sänger von Kaiser Friedrich III. aus Italien eine Gabe erhielt, wo dieser sich eben die römische Kaiserkrone holte, da dichtete er zum Preise seines Herrn ein Lied, in dem es heißt:

»Eine Kerze habt ihr genSdiglich mir zugesendet
Deren Licht die Brau'n versengt hat allen, die sie sahen."

Noch in Goethes Tagen gehörten Licht und Geschenk eng zusammen.
Als er Kestner Kleiderstoff für seine kleinen Schwäger sendet, schreibt er ihm: „Stellt ihnen ein Wachsstöckgen dazu und küsse sie von mir" 1799 schenkte man sich, wie ermähnt in Leipzig, gegenseitig Wachsstöcke zu Weihnachten. — Noch vor dreißig Jahren war es in Berlin beini Weihnachtsbaum Sitte, dem unerwartet eintretenden Gaste, für den man kein Geschenk bereit hielt, wenigstens einen Wachsstock anzuzünden, den man als ihm geschenkt betrachtete. — In der Herrnhuter Mädchenerziehungsanstalt Kleinwelka bei Bautzen lebt noch heute ein Brauch fort, der die Beziehung deutlich erhalten hat. Jedes Mädchen beschenkt nur ein anderes; welches, bestimmt die Lehrerin. Die Empfängerin weiß nicht, wer sie beschenken wird. Auf einem weiß überdeckten Brette liegt neben der brennenden Kerze die Gabe. Die Geberin geht damit herum und neckt Einzelne mit der Frage: „Willst Du's?" ohne sich jedoch um ihre Antworten zu kümmern. Ist sie endlich an die Richtige gekommen, so bläst sie zum Zeichen, daß das Geschenk nunmehr den Platz seiner Bestimmung erreicht hat, das Licht aus und das Brett geht iu die Hände der anderen über.
Auch das Licht in der Mitte des Geburtstagskuchens, auch die Sitte, dem Geburtstagskinde so viel Kerzen anzuzünden, als es Jahre zählt, gehören hierher.
Die Kerze oder der Glanz der Kerzen gehört also zu jeder Weihnachtsbescherung und in der That finden wir auf dem Christtisch Kerzen, auch wo der Weihnachtsbaum noch fehlt.
Sind sie vielleicht von den Gaben auf dem Tische erst hinauf in die Zweige des dunklen Baumes gestiegen?

Bilder aus dem altgriechischen §eben.

Die neuaufgefundenen Gedichte des herondas.

von
Hugo Blümner.
— Zürich. —

^ii völlig ungeahnter Weise haben die letztvergangenen Jahre wieder einmal das altgriechische Sprichwort: „Aus Afrika giebt's immer etwas Neues" bestätigt. Wahrend die Entdeckungsreisen kühner Forscher uns immer mehr Klarheit über die geographischen und ethnographischen Verhältnisse des Innern von Afrika verschaffen und dafür sorgen, daß die Landkarten des schwarzen Erdtheils immer weniger Lücken aufweisen, spenden die alten Kulturländer an der Nordküste merkwürdige Reste aus der Zeit ihrer einstigen Blüthe, bietet namentlich das alte Wunderland Aegypten nunmehr in unerwarteter Weise die interessantesten Schätze nicht blos aus der Zeit der Pharaonen, sondern auch aus der Periode der griechischen und römischen Herrschaft. Ganz besonders ist es das Fanum, das in neuester Zeit die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich gelenkt hat. Was hat uns dieser merkwürdige, vorher in Europa kaum dem Namen nach bekannte Erdenminkel in dieser letzten Zeit nicht für munderbare Dinge geschenkt! Da sind die prächtigen Portraits, die ebenso durch die dabei zur Verwendung gekommene Technik der Enkaustik, wie durch die Schönheit der Ausführung allgemeine Bewunderung erregten; da sind die Reste alter Weberei und Stickerei, ebenfalls höchst beachtenswerthe Proben einer alten Technik, die uns bisher fast allein aus schriftlichen Nachrichten zu beurtheilen möglich war; da sind vor allem die Papyrusfunde mit den inannichfaltigsten lieberresten altgriechischer Literatur.

Wenn man früher hie und da sich der Hoffnung hingab, dag die vom
Mittelalter uns überlieferte klassische Literatur da oder dort durch glückliche neue
Funde noch eine Bereicherung erfahren könne, so dachte man dabei vornehmlich
an die griechischen Klöster, an den Athos, den Sinai oder auch an Kon-
stantinopel; und ungern lieh man erst nach und nach, als sich die dahin gehen-
den Nachforschungen fast gänzlich resultatlos erwiesen hatten, diese Hoffnung
fahren. Niemand aber erwartete, das; Aegypten das Land sein würde, von
dem uns die Vermehrung unserer Literaturschätze, und zwar in direkter
Ueberlieferung aus dem Alterthum selbst zukommen sollte. Noch ist in aller
Gedächtnis? die Ueberraschung, die nns durch die Aufsindung der aristotelischen
Scbrift vom Staat der Athener bereitet wurde; eine Ueberraschung, die so
groß war, daß im ersten Augenblick Zweifel an der Echtheit laut wurden.
Diesem Funde sind rasch andere gefolgt; zwar nicht von gleicher Bedeutung,
aber doch auch ungemein beachtenswerthe. Eine hervorragende Stelle darunter
nimmt ein längeres Fragment aus der verlorenen Antiove des Eurivides
ein, das in der englischen Zeitschrift „Hermathena" veröffentlicht worden ist,
und soeben ist im Auftrage des British Museum ein neuer Band solcher
Papvrusfragmente herausgegeben worden, dessen Inhalt es wohl verdient,
auch weiteren Dreisen zugänglich gemacht zu werden.
Der typographisch sehr gut ausgestattete, mit neun Facsimiles von
Handschriftproben gezierte Band führt den Titel: Olassw»! texts trom
pspvri in tks LritisK NussuW, «litecl d.v Ler>)0ii, N.
I^onclou 18!)I. Außer den im Folgenden ausführlicher zu behandelnden
Gedichten enthält die Publikation das Fragment einer wahrscheinlich dem
Hnvereides zuzuschreibenden, bisher unbekannten Rede gegen einen gemissen
Philippides; ferner von den dem Demostheiies zugeschriebenen, auch sonst
bekannten Briefen den dritten; den größten Theil der uns gleichfalls schon
bekannten Rede des ^sokrates über den Frieden; sodann Fragmente aus
den sechs ersten Büchern, sowie aus Buch 18, 23 und 24 der Ilms, mit
interessanten Barianten; endlich ein Stück aus der verlorenen Grammatik
des Tryphon. Abgesehen von dem Interesse, das diese Fragmente durch
ihren Inhalt für den Philologen bieten, sind sie auch für die paläogravhische
Forschung von Bedeutung; denn die Papyri rühren aus verschiedenen Zeiten
her, einige aus deni zweiten oder ersten Jahrhundert v. Chr., andere aus
den ersten Jahrhunderten n. Chr. Indessen das sind Dinge, die nur den Fach-
mann angehen, und nicht davon wollen wir hier sprechen, sondern von dein
umfangreichsten dieser Funde, den Gedichten des Herondas, die an Bedeu-
tung alle anderen Jnedita dieser Publikation weit überragen und von denen
auch bereits, gleichzeitig init jenem Sammelband, eine englische Speeialaus-
gabe erschienen ist, hernusg. von M. G. Rutherford, London, Maemillian
and Co., 1891.
Von diesem Dichter war uns bisher wenig mehr als der Name und
eine kleine Zahl unbedeutender, zusammenhangloser Fragmente bekannt. Die

meisten finden sich in dem Sammelmerke des Stobaeus, der den Dichter Herodas nennt, während er anderwärts Herondas genannt wird; das Versmaß ist das sogenannte choliambische, d.h. ^ — ^— —^ —^
fünf Jamben mit einem Trochäus am Schluß. Mehrfach werden seine Gedichte als Mimiamben bezeichnet, was dramatische Scenen in jambischem Versmaß bedeutet; doch waren diese Fragmente zu kurz und inhaltslos, als daß man daraus Näheres über den Inhalt und die Form der Gedichte hätte entnehmen können. Eines derselben, aus einem Gedicht, das den Titel Molpinos führt, lautet in Übersetzung:

„Nachdem der Sonne Weg du sechzigmal schautest,
o GrylloS, Gryllos, stirb und werde zu Asche;
was jenseits liegt, des Daseins Wende ist dunkel,
denn schon ward dir des Lebens Heller Glanz blasser."

Von diesem Herondas nun beschert uns der eine der neuedirten Papyri nicht weniger als sieben Gedichte mit rund 700 Versen. Ter Name des Dichters steht freilich nicht in der Handschrift, er geht aber daraus mit Sicherheit hervor, daß sich von den uns früher bekannten und auf den Namen des Herondas überlieferten Fragmenten (es sind im Ganzen zehn) fünf in diesen neugefundenen Stücken wiederfinden. Nicht Alles ist tadellos erhalten; hier und da sind Anfang oder Ende einer oder mehrerer Zeilen verstümmelt und unleserlich; indessen ist die Zahl der Verse, die so zerstört sind, daß eine Rekonstruktion und ein deutliches Verständnis; des Inhalts ausgeschlossen erscheint, im Verhältnis; zu den wohlerhaltencn doch nur Lein. Die Philologen finden freilich auch an den scheinbar intakten Versen noch reichlich Arbeit, denn die (anscheinend aus dein 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. herrührende) Handschrift ist keineswegs von Textverderbnissen frei, die zusammen mit den größeren und kleineren Lücken der Conjecturalkritik ein fruchtbares Feld bieten. Immerhin ist der Gang der durchweg dra- matisch gehaltenen Scenen, sowie meistens auch der Gedanke im Einzelnen noch deutlich; nur kommt man an den verdorbenen Stellen bisweilen in Verlegenheit, welcher von den Personen der Scene die Worte zuzuweisen sind, da der Abschreiber hierauf keine Rücksicht genommen hat. Wenn ich daher im Folgenden den Versuch mache, eine prosaische Uebersetznng dieser Gedichte zu geben, so bitte ich zunächst um Nachsicht, da Vieles eben noch ganz hypothetisch ist und manches, wenn einmal eine glückliche Emendation gefunden ist, etwas anders herauskommen dürfte. Selbstverständlich halte ich die Übersetzung auch sonst etwas frei; größere Tertlucken sind durch Punkte angedeutet, bei kleineren der Sinn ungefähr wiedergegeben; an einigen wenigen Stellen gebietet die Rücksicht auf moderne Leser, den Wow laut etwas zu mildern. Scenarium und Personenangaben rühren von mir her; die Anmerkungen, bei denen alles rein Philologische fern gehalten ist, beschränken sich nuf das zur Erklärung Nothmendigste.

I.

Die Aupplerin.

Scenc: die Wohnung der Meiriche, einer jungen Frau, deren Mann auf Reisen ist. Personen: Meiriche, Threfsa i), deren Sklavin. Gyllis, eine alte Frau.

Meiriche (zur Sklavin): Thressa, es klopft Jemand a» die Thür: schau doch nach, ob nicht vielleicht von unseren Leuten vom Lande draußen jemand kommt,

Thressa (gebt zur Thür und ruft hinauf: Wer klopft an die Thür?

Gyllis (drauben): Ich bin's.

Thressa. Wer bist du? Scheust du dich, näher zu treten?

Gyllis (tritt in die Vorhalle hinein). Nun sieh, ich trete ja schon näher.

Thressa. Wer bist du denn aber?

Gy llis. GylliS,die Mutter der Philainion; melde der Meiriche drin, daß ich da bin.

Meiriche. Ruft mich jemand?

Thressa. Es ist Gyllis. (Gyllis ist ihr gefolgt und in? Zimmer getreten.)

Meiriche. Ah, Mutter GyllisI (Zur Sklavini: Mach' ihr einen Sitz zurecht,») Mädchen! (Zu SM,). Was für ein Zufall hat dich denn, liebe GqlliS, hierher zu unS geführt? . . . Sind eS doch, glaube ich, wohl schon fünf Monate, seitdem man dich, bei den Moiren, auch nicht im Traum zu dieser Thür kommen sah, o Gyllis.

Gyllis. Ach, licbeS Kind, ich wohne weit draußen, auf den Straßen aber geht einem der Schmutz bis zu den Knieen. Und dann werde ich schwach wie eine Fliege: denn das Alter zieht mich krumm und der Schatten des Lebens ist herangekommen s).

Meiriche. Rede dich doch nicht auf deine Jahre hinaus I Ich glaube, daß du noch manchem Manne warm machst (?)

Gyllis. Spotte Du nur, dergleichen steht doch nur euch jüngeren Frauen zu.

Meiriche. Nun, so ist's nicht gemeint, sei mir nur nicht böse.

Gyllis. Was ich aber sagen wollte, liebes Kind, — wie lange Zeit führst du jetzt schon dein Strohwittwenleben allein auf deinem einsamen Lager! Tenn seit ManoriS nach Aegypten zog, sind schon zehn Monate um, und er hat dir noch keine Zeile geschickt, sondern sicherlich hat er dich vergessen und sich mit einer neuen Liebe eingelassen 4). Dort ist ja der wahre Tempel der Göttin 5); denn alles, was es nur irgendwo auf der Welt giebt, das ist in Aegypten zu finden: Reichthümer, Niiigpläge, Macht, schönes Wetter, Ruhm, Schauspiele, Philosophen, Gold, junge Bursche, der heilige Bezirk der göttlichen Geschwister"), ein trefflicher König, das Museums, Wein — kurz alles, was einer nur begehrt, und Weiber so viele wie, bei der Kora, der Gemahlin des HadeS, nicht einmal der Himmel Sterne zu tragen sich rühmt, und schön wie die Göttinnen, die einst zum Paris kamen.

Es folgt nun eine Reihe verstümmelter Verse. Der ungefähre Sinn ist: Weshalb quälst du dich, wenn dein Mann in der Fremde sich's wohl sein läßt? Warum „wärmst du deinen Stuhl" (d. h. sitzest iinmerfort daheim)?

1) Eigentlich die „Thrakerin", da Sklavinnen aus Thrakien häufig waren.

2) Zweifelhaft; von Rutherford anders gelesen und erklärt: „Mach, daß du fortkommst'."

«) Mit diesem Bilde vergl. den Schluß des oben angeführten Fragmentes.

4) Im Kriech.: „aus einer neuen Quelle oder Schale getrunken."

5) Aphrodite; ganz Aegypten ist gleichsam ihr Haus.

«) Des PtolemaeuS Philadclphos und seiner ihm vermählten Schwester Arsinoe.

DaS berühmte Museum von Alexandrien,

Deine Schönheit geht dir inzwischen verloren! Mache dir lustige Tage, versuch's mit einem andern! „Ein Schiff, das nur einen Anker hat, ist nicht sicher!" Sollte aber Mandris wiederkommen, wer wird's ihm sagen? Es erfährt es ja kein Mensch. Der Sinn' der übrigen Verse läßt sich nicht errathen. Dann fährt die Alte fort):

Höre nun, was zu melden ich alte Frau mich zu dir aufgemacht habe. Gryllos, der Sohn der Matakene, der schon als Knabe fünf Siegespreise bei den Puthien davontrug, zweimal in Korinth beim Wettkampf der Jünglinge siegte und ebenso zweimal Männer im Faustkampfe niederwarf, der ein reicher Mensch ist und dabei so gut, das; er kein Wässerchen trübt t), der auch bisher von der Liebe »och unberührt war, . . . der hat dich aus der Straße gesehen und ist sogleich in dich entbrannt und ganz toll im Herzen. Und nun geht er mir Tag und Nacht nicht aus dem Hause, sondern jammert mir beständig vor und stirbt vor Sehnsucht, dich zu umarmen. Nun wodlan, Kindchen, liebste Meiriche, gönne ihm doch diesen einzigen kleinen Fehltritt: weihe «ich der Göttin 2), damit nicht heimlich das Alter heranschleicht und dich plötzlich angrinst . . , Auch wirst du mehr geschenkt bekommen, als Du glaubst! Ueberleg' dir's, folge mir, ich meine es, bei den Moiren, gut mit dir.

Meiriche. Gyllis, deine Weißen Haare haben dir wohl den Verstand geschwächt. Vergeblich suchst du den Mandris bei mir anzuschwärzen (?). Und wahrlich, bei der theuern Demeter, dergleichen würde ich von einer andern Frau nicht so ruhig angehört haben. Ich bin gelehrt worden, daß Gleich sich zu Gleich gesellen soll (?) und man die Schwelle der Thür als Feind betrachten soll»). Du aber, Liebe, komme nicht wieder zu mir mit solcher Bolschaft; melde mir lieber etwas, was sich für anständige junge Frauen ziemt. Tie Meiriche aber, die Tochter des Pythis, laß du nur nchig ihren Stuhl wärmen; denn niemand soll sich über Mandris lustig machen. Doch für Gylli« braucht's, meine ich, nicht weiter solcher Reden.

(Der Ziest der Unterredung ist stark verdorben. Dem Anschein nach läßt Metriche für ihren Gast einen Trank bereiten, aus Wein, Wasser und einem unbestimmbaren Zusatz. Gyllis bedauert, ihren Zweck nicht erreicht zu haben, lobt die Süße des Trankes und verabschiedet sich.)

II.

Der Bordellwirth.

Sccne: Der Gerichtshof auf der Insel Kos.

Personen: Battaros, ein Bordellwirth. Der Gerichtsschreiber. Stumme Personen: die Richter, der Angeklas,te Thales: Myrtale, eine Hetäre deS BattaroS,

BattaroS. Ihr Richter, über meine Familie und meinen Ruf sitzt ihr hier nicht zu Gericht, wenn auch dieser Thales hier ein Schiff im Werthe von fünf Talenten! > besitzt und ich nur gerade mein Brot habe.

(Es folgen sechzehn verstümmelte Verse, deren Sinn sich nicht mebr errathen läßt.)

Wörtlich „der kein Halmchen" bewegt", eine bereits bei Aristophanes vorkommende Redensart von Leuten, die sich gesittet betragen.

2) Der Aphrodite.

5) D. h. das Haus zu hüten, nicht auf die Straße zu gehen.

4) Etwa 23.6U« Mark.

Wenn jedoch, weil jener das Meer befährt oder einen Mantel für drei attische Minen l) trögt, ich aber auf dem Lande wohne und einen schlechten Rock und zerrissene Pelzstiefel trage, er mit Gewalt eins von meinen Mädchen wegführen dürfte, ohne meine Einwilligung einzuholen, und das bei Nacht, — dann ist es vorbei für uns mit dem Schutze de« Staats, und eure Unabhängigkeit, ans die ihr so stolz seid, wird ThaleS aufheben, der doch, wer er auch immer sei und aus was für einem Teig immer er geknetet sein mag, so wie ich leben und auch vor dem geringsten der Bürger Respcct haben sollte. So aber ehren zwar diejenigen, die die SchirmKerrn der Stadt find und sich auf ihre Abkunft etwas einbilden, ungleich diesem da die Gesetze, und kein Bürger hat mich, den Fremden, durchgeprügelt oder ist Nachts vor meine Thür gekommen, noch hat er mit Fackeln mir das Haus angezündet oder mit Gewalt eine von meinen Dirnen genommen und fortgeführt. Aber der Phrygier hier, der jetzt Thales heijzt, früher jedoch, ihr Herren, Artimmes, der wahrlich hat all dies gethan und hat sich weder vor dem Gesetz noch vor dem Gemeindevorsteher oder Archonten gescheut. — Wohlan, Gerichtsschreiber, nimm jetzt das Gesetz über Mißhandlung und lies es vor; und du, Bester (,u einem »erichiidienerz, verstopfe inzwischen die Oeffnung der Wasseruhr, so lange jener spricht, damit er nicht rede, während das Wasser läuft, und Thales dadurch, wie man zu sagen pflegt. Beute machet)

Gerichtsschreiber liiest, „Wenn ein Freier eine Sklavin entehrt oder mit Gewalt fortschleppt, so soll er als gerichtliche Buße den doppelten Preis zahlen."

Battaros. Das hat Charondas») geschrieben und nicht etwa Battaros in dem Wunsche, den Thales zu fassen.

Gerichtsschreiber. „Wenn einer die Thür aufbricht," heißt eS, »sollereine Mine zahlen; wenn er Jemandem einen Faustschlag gicbt, ebenfalls eine Mine, Wenn aber Jemand ein HauS anzündet oder wenn er Grenzsteine verrückt, so hat er als Buße ein Tausend festgesetzt, und wenn er sonst einen Schaden anrichtet, muß er das Doppelte des Werthes entrichten." °)

Battaros. Er wohnte nämlich in einer Stadt, o ThaleS; du aber kennst weder eine Stadt, noch weißt du, wie eine Stadt verwaltet wird. Denn heut wohnst du in Brindikera«), gestern in Nbdera, und morgen, wenn dir Jemand eine Schiffsladung gicbt, segelst du nach Phaselis.') Ich aber, um euch, ihr Richter, nicht durch lange? Reden aufzuhalten und mich eines Sprichwortes zu bedienen: ich habe vom ThaleS erdulden müssen, was „die Maus im Pech"«). Mit Fäusten bin ich geschlagen worden, die Thür ist mir zertrümmert worden, und von dem Hause, für das ich monatlich

y 235 Mark.

k) Bekanntlich wurde bei Gerichtsreden eine Wasseruhr als Maß für die dem Redner erlaubte Zeit genommen; damit aber, wenn Gesetze, Aktenstücke u.dgl. verlesen wurden, der Redner nicht an der ihm gesetzlich zustehenden Redezeit verkürzt werde, wurde während der Verlesung der Lauf des Wassers gehemmt. Daher kommt in GerichtSreden öfters die Aufforderung vor: „halte das Wasser an", gerichtet an den eigens mit der Handhabung der Wasseruhr beauftragten Beamten.

«) CharondoS von Katana, berühmter linteritalischer Gesetzgeber aus dem siebenten Jahrh. Die bier angeführten Gesetze sind aber wohl fingirt.

4) Wohl nicht Minen, sondern Drachmen (786 .«.) Die leicht gebauten Häuser der Alten hatten keinen hohen Werth; die uns bekannten Häuserpreise gehen von 3 bis zu 12« Minen.

5) Vielleicht sind diese Zeilen bereits wieder dem Battaros zuzuweisen.

Unbekannter Ort.

<) Seestadt in Pamphylien.

») Bekanntes griechisches Sprichwort; man fing die Mäuse mit Pech,

einen Drittelstater') Miethgeld zahle, die Thürgefimse aus Backstein. — Myrtale, komme jetzt her und zeige dich allen und habe keine Furcht; denke, daß die Herren, die bier zu Gericht sitzen, dir wie Väter und Brüder sind. Seht, ihr Herren, wie jener Spitzbube 2) sie zugerichtet hat, . . , als er sie fortschleppte und vergewaltigte!.... ,Zll Tl,ale«>, Lachst du? — Ich bin freilich nur ein Kuppler und leugne es nicht, und Battaros ist mein Name, und mein Großvater hicfz SisymbraS und mein Vater SisymbriSkoS, und alle waren Bordellhalter . . , Du bist vielleicht in die Murtale verliebt; nun, das ist ja kein Unglück. Aber ich habe sie gekauft (?); bezahlst du mir die«, sollst du jene haben. 2) — Oder beim Zeus, wenn du für eins von meinen Mädchen drin entbrannt bist, so zahle dem Battaros den Preis dafür in die Hand, und dann nimm sie als dein Eigenthum mit und mache damit, was dir beliebt. — Doch noch eins, ihr Herren; denn das, was ich eben sagte, galt diesem da. Ihr aber, da Zeugen nicht vorhanden sind, fällt eueni Spruch nach gerechtem Urtheil. Wenn aber jener eS etwa aus die Sklaven abgesehen hat und sie zur Folterung begehrt 4), so biete auch ich selbst mich dazu an; nimm mich, Thales, und foltere mich: nur muh die Buße bereit liegen! Selbst Minos könnte, wenn er Recht spräche, hier nicht mit besserer Wage die Entscheidung treffen. Im Uebrigen, ihr Männer, glaubt nicht, dafz ihr euer Urtheil nur für den Bordellwirth Battaros abgebt; nein, es gilt für alle Fremden, die diese Stadt be> wohnen. Möge jetzt Kos und Merops°) zeigen, wie viel sie vermögen, und ThessaloS und Herakles«), welchen Ruhm sie genießen, und auch Asklepios, der von Trikka') hierher kam, und Phoibe, die hier die liebreizende Leto gebar.«) Im Hinblick auf all dies richtet die Sache nach gerechtem Erwägen, auf daß der Phrygier euch von nun an, wenn er Schläge bekommt, besser werde, falls nicht etwa das alte Sprüchwort eine Lüge sagt,»)

1) Etwa 13 Mark.

') Wörtlich.Eseltreiber."

2) Die Deutung der letzten Zeilen ist durchaus unsicher.

^) Bei Gerichtsverhandlungen konnte auch das Zeugniß der Sklaven angerufen werden, doch wurden dieselben nur auf der Folter befragt, weil man annahm, daß sie nur so die Wahrheit sagten.

5) MeropS ist ein sagenhafter König von KoS, nach dem die Insel selbst auch Meropis und die Bewohner Merover hießen; als seine Tochter galt KoS, nach der die Insel benannt war.

«) Der Sage nach landete Herakles auf der Heimkehr von Troja auf der Insel Kos, wo er aber erst nach harten Kämpfen und nachdem er den König Eurypylos erschlag?» hatte, Aufnahme fand; ThessaloS war ein Sohn von ihm und der Tochter des Eurypylos. Beide wurden auf Kos verehrt; Münzen von KoS zeigen den Herakles mit dem kleinen ThessaloS auf dem Arm.

7) Stadt in Thessalien, wo sich der älteste und berühmteste Kultus deS ASklevioS befand. Auch in Kos war der Dienst deS Asklepios von großer Bedeutung und da! dortige Heiligthum mit seinen Heilanstalten und Aerzten (Hippokrates stammte daher) hochberühmt.

«) Phoibe, eine Titaniii, ist die Mutter der Leto; daß sie dieselbe auf Kos gebar, ist ein sonst unbekannter Lokalmythus. Man beachte, daß BattaroS von lauter fremden Heroen spricht, die nach Kos kamen und dort Aufnahme fanden.

«) Anspielung auf das Sprichwort «Der Phrygier (d, h. allgemein der Sklave) wird durch Schläge besser."

III.

Der Schulmeister.

Scene: eine Schulstube.

Personen: Metrotime. KottaloS, deren Sohn. LamvriskoS, Schulmeister. Stumme Personen: Einige Schüler.

Metrotime. Mögen dir die lieben Musen, o Lampriskos, Freude geben und fröhlichen Gcnusz des Lebens! — Dem Burschen da gerbe das Fell durch bis ihm seine schlechie Seele nur noch gerade auf den Lippen sitzt!') Mir armen Frau bat er mit seinem Gerade—Ungerade-Spielcn das Haus geplündert - denn die Würfel qenügen ihm schon nicht mehr, o LampriskoS, — und was das Unglück noch größer macht, ist, daß zwar die Thür des Schreiblehrers bor ihm Nuhe hat2), doch der bittere letzte des Monats die Bezahlung heischt»). Und wenn ich selbst die Klagelieder des Nannakos anstimmte so würde er doch nicht so bald mit seiner Spielwuth aufhören. Wo aber die Packträger ihren Platz haben und die entlaufenen Sklaven' sich herum- treiben, das weiß er anderen trefflich zu zeigen; und die unglückselige Schreibtafel, die ich ihm jeden Monat mühsam mit Wachs bestreiche, die liegt verlassen unter seinem Bett zwischen Wand und Bettpfosten, und wenn er wirklich einmal, sie wie die Hölle selbst anblickend, darauf schreibt, so kommt nichts Ordentliches heraus, sondern er kratzt sie ganz ab. Die Knöchel 5) aber, die ihm vorher so lieb waren, liegen meist überall herum, in Netzen und Töpfen, die wir alle Tage brauchen.«) Nicht die geringste Sylbe versteht er zu lesen, wenn man eS ihm nicht fünfmal vorsagt. Als ihm jüngst der Vater drei Tage lang das Wort „Maron" vorbuchstabirte, da machte der treffliche Bursch aus dem »Maron" einen „Simon",?) sodaß ich mich selbst eine Närrin schalt, daß ich ihn nicht Eselhüter werden lasse, anstatt ihn Lesen und Schreiben lernen zu lassen, im Glauben, daß er damit einst eine Hilfe in der Noth haben werde. Wenn aber ich oder der Vater ihn einen Spruch, wie er für Knaben üblich ist, aussagen lasse, dann kommt es heraus, wie wenn ein alter tauber und blinder Mann etwas durch ein Sieb seiht«). O Avollo, was ich dir da sage, das wird dir auch die Großmutter als wahr bestätigen, obgleich sie nichts von Schreiben und Lesen versteht, und der Sklave, der gerade dabei war. — Wenn wir ihn aber deshalb auch nur etwas mehr ausschelten wollen, dann läßt er sich entweder drei Tage lang im Hause nickt blicke», sondern »lagt die Grog- mutter, eine alte, einsam lebende Frau, oder er hockt wie ein Affe oben auf dem Dach, läßt die Beine herabhängen und bückt sich hinunter. Was glaubst du mohl, was ich Arme für eine Angst ausstehe, wenn ich ihn da sehe? . , Die ganzen Dachziegel aber

1) D, h. bis er halbtodt ist: die Alten glaubten, daß die Seele beim Sterben zum Munde hinaus entfliehe.

2) Der Text ist verdorben und das Obenstehende nur eine Aushilfe.

2) Man zahlte bei den Griechen das Schulgeld in der Regel monatlich.

4) Sprichwörtlich für »sehr jammern". Nannakos ist in der Sage ein alter phrygischer König, der lange vor Deukalion lebte und in Voraussicht der kommenden Sintfluth unter vielem Jammern Opfer brachte.

5) Knöchel, mit denen man anstatt der Würfel spielte.

Ungefährer Sinn der theilweise verdorbenen Verse,

') Der Witz ist heut unverständlich, enthält aber wahrscheinlich eine den damaligen Lesern verständliche lokale Anspielung.

«) D. h. tropfenweise, stockend.

werden zerbrochen, wie Backwerk, und wenn der Wind geht >), so muß ich drei Kalbe Obolen^) für jeden Dachziegel zahlen: denn wie aus einem Munde behauptet die ganze Hausbewohnerschaft, daran trage in Wahrheit nur KottaloS, der Sohn der Mctrotime, die Schuld, fodafz ich nicht einmal den Mund aufzuthun wage (?). Und sieh nur her, wie er sich den ganzen Rücken zerschundcn hat, im Walde sich herum-treibend, wie ein delischer Fischer, der sich seinen kärglichen Lebensunterhalt sucht auf dem Meere. Den siebenten und den zwanzigsten des Monats 2) weiß er aber besser, als die Sterngucker, und kein Schlaf kommt über ihn, wenn er merkt, das; ihr ein Spiel veranstaltet.') Aber so wahr dir, Lampriskos, die Gottinnen hier°) ein herr-liches Leben verleihen und du alles Guten theilhaftig werden mögest —

Lampriskos. Du brauchst, o Metrotime, nicht erst weiter zu bitten, er soll schon seinen Theil und keinen kleinen kriegen. — Na, wo steckt Euthias? Wo ist Kokkalos und Phillos ")Z Wollt Ihr nicht schleunigst diesen da auf eure Schultern nehmen'), oder wartet ihr bis zum Bollmond des Akessaios«)? Empfange jetzt KottaloS, den Lohn für deine Thaten, Also daS Knöchelspielen genügt dir nickt mehr? . . . Nickt wahr, zu den Packträgeru gehst du und spielst mit ihnen gerade und ungerade! Ich will dich aber gesitteter als ein Mädchen machen und dasz du mir künftig kein Wässerchen mehr trüben sollst!^) Wo steckt meine gesalzene Lederpeitsche oder der Ochsenziemer, mit dem ich die Arrestanten und die zur Seite gestellten Schüler durch-wichse? Man gebe ihn mir schleunigst in die Hand, bevor mein Zorn verraucht!

KottaloS, Nein, nein, Lampriskos, ich flehe dich an bei den Musen und bei deinem Barte und bei der Seele der KottiSl"), miszhandle mich nicht mit dem fürchter-lichen Ochsenschmanz.

Lampriskos. Du bist aber ein solcher Schlingel, Kottalos, dasz Niemand dich

l) ES wäre möglich, dasz das Wort »Sturmwind" hier so viel bedeutet, wie unser „Sausewind", also »wenn der Taugenichts in der Nähe ist." Es scheint mir aber noch bezeichnender, dasz ein wirklicher Stnrm gemeint sei, sodafz also die Haus-bewohner jedesmal, wenn der Sturm Ziegel vom Dach wirft, dem jungen Kottalos dies aufbürden und die Mutter auch für den Schaden aufkommen muß, an dem er unschuldig ist.

ü) Nach attischem Velde etwa 2» ^. Im Texte steht .drei Emaitha"; nach Hesych bedeutete ein Emaithon in Kuzikos 2 Obolen, sonst >/z Obol, Spielte die Scene in Kyzikos, so betrüge die Summe demnach 6 Obolen oder 80 ^. was für einen Dachziegel doch zu theuer scheint

5) Diese Tage waren dem Apollo heilig, und daher war an ihnen keine Schule.

4) Vielleicht ist damit eins jener Ichulfeste gemeint, wie sie auch in den Schulen der Alten üblich waren.

5) Hinweis auf Statuen der Musen, die in der Schulstube stehen.

") Vermutlich Schüler des Lampriskos.

<) Die Erklärung dafür liefert ein herkulanisches Wandgemälde, wo die Züchtigung eines Schülers dargestellt ist: einer hat ihn sich über den Rücken gehängt, indem er die Arme des Delinquenten vorn über die Schultern gezogen hat; ein anderer hält ihm die Beine fest, während der Lehrer mit der Ruthe den Rücken des Schülers bearbeitet.

«) Ein griechisches Sprichwort, das von Solchen gebraucht wurde, die alles aus die lange Bank schieben; angeblich nach einem Ichiffskapitän, der mit seiner Seefahrt immer den Vollmond abwartete, um eS bei Nacht hell zu haben.

«) Wörtlich: „Daß du mir auch nicht das kleinste Hälmchcn bewegen sollst,' wie oben im ersten Gedicht.

i°) Unverständlich.

loben könnte, selbst wenn er im Lande, wo die Mäuse das Eisen fressen i), dich verkaufen wollte.

Kottalos. Wie viel, wie viel Hiebe, Lampriskos, ich beschwöre dich, willst du mir denn geben?

LampriSkoS. Frage nicht mich, sondern diese hier (auf die Wuner zeigend).

Kottalos, Mama, wie viele wollt ihr mir noch geben?

Metrotime. Wenn du dabei am Leben bleibst, so viele, als dein elendes Fell aushält.

Kottalos. Hör' auf, es ist schon genug, LampriSkoS.

Lampriskos. Höre auch du erst auf mit deinem schlechten Betragen.

Kottalos, Nie mehr, nie will's ich wieder thun, ich schwöre dir's, LampriSkoS, bei den lieben Musen!

Lampriskos. WaS du noch immer sür eine flinke Zunge hast! Wenn du noch weiter muckst, so lege ich dir die Maus an! 2)

Kottalos. Ich bin schon still, bring' mich nur um Gotteswillen nicht um!

LampriSkoS. Kokkalos, laßt ihn los!

Metrotime. Höre doch nicht auf, Lampriskos, ihn zu hauen, bis die Sonne untergeht!

Lampriskos. Er ist ja schon viel buntscheckiger als eine Schlange.

Metrotime. Und natürlich muß er dann auch beim Lesebuch sein Bestimmtes, seine fünfundzwanzig, kriegen; und wenn er sogar besser lesen sollte, als Klio selbst), dann tauche nicht etwa unversehens deine Zunge in Honigs), Ich werde, Lampriskos, sorgfältig alle« dem Alten berichten, wenn ich nach Hause komme, und nächstens komme ich wieder und bringe ein paar Fuszfchellen mit, damit ihn so, an den Beinen gefesselt herumküpfend, die Musen hier sehen mögen, die er verabscheute!^)

V.

Der Besuch im Asklepiosheiligthum.

Scenc: ein Heiligthum des Asklepios, vielleicht auf der Insel KoS.

Personen: eine nicht mit Namen genannte Frau, hier durch X, bezeichnet. Kynno, ihre Freundin. Ein Tempeldiener. Stumme Personen: Kokkale und Kydilla, Sklavinnen.

X. Sei gegrüßt, Herrscher Paeon«), der du Trikka beherrschest und das liebliche Kos und Epidauros zum Wohnsitz genommen hast; mit dir sei gegrüßt Koronis, die dich gebar, und Apollo?) und Hygieia, die du an deiner rechten Hand führst, und die

>) Eine sprichwörtliche Redensart, die unS bisher nur in der lateinischen Fassung bekannt war und die bedeutet: wo es anders hergeht, als im gewöhnlichen Leben, wo Wundeidinge geschehen.

2) Entweder eine Vorrichtung, durch die der Junge am Reden gehindert werden sollte, etwa ein Knebel oder dergl., oder ein Block, in den man jemand einspannt.

«) Klio, die Muse der Geschichte, wird meist mit einer Nolle in der Hand abgebildet.

Die Stelle ist verdorben und der Sinn zweifelhaft? die Redensart ist aus PlautuS bekannt, bei dem es einmal heißt: „eure Zunge und eure Reden find in Milch und Honig getaucht,"

6) Die letzten Verse sind verdorben und oben nur vermnthungsweise eine Uebersetzung versucht.

«) Beiname des Asklepios,

') Apollo ist der Vater des AöklepioS.

Göttinnen, denen diese Altäre hier geweiht sind, Panake und Epio und Jaso^), seien gegrüßt, und die, welche den Palast und die Mauern deS Laomedon zerstörten, die Heiler der Krankheiten PodalirioS und Mackaon^) sollen gegrüßt sein. Und was für Götter und Göttinnen sonst noch bei deinem Altar wohnen, Vater Pacon, gnädig mögen sie sich uns erweisen! — Nehmt die bescheidene Spende dieses HahneS»), dm ich als Opfer bringe, an. Denn kein reichliches und wohlbestelltes Leben führen mir. sonst würden mir gern ein Rind oder ein gemästetes Ferkel mit dicker Schwarte und keine» Hahn dir darbringen als Dank sür Heilung der Krankheiten, die du von uns genommen hast. Wolle deine milde Hand, o Herrscher, über uns breiten! — Kokkale, stelle die Votivtafel zur Rechten der Hygieia auf! — Ach, liebe Kynno, die schZnen Bildsäulen! Welcher Künstler hat wohl diese Marmorfigur gefertigt, und wer ist es, der sie geweiht hat?

Kynno. Die Söhne des Praxiteles; siehst du nicht die Inschrift am Postament? Aufgestellt aber hat sie Euthias, der Sohn des Prcxon.

X. Möge Paeon auch ihnen und dem Euthias gnädig sein um dieses herrlichen Werkes willen! — Sieh nur. Beste, dort das Mädchen, das in die Höhe nach dim Apfel blickt! Sollte man nicht meinen, dafz sie gleich den Geist aufgeben wird, wenn sie den Apfel nicht bekommt? — Und dort den Greis, o Kynno!

Kynno, Beiden Moircn, wie der Knabe dort die Fuchsgans ^) würgt! Wenn die Figur nicht von Stein wäre, müßte man sagen, daß sie ohne weitere« sprechen würde! Ach, nächstens werden die Menschen wohl noch gar darauf kommen, dem Stein wirkliches Leben zu verleihen.

X. O Kynno, stehst du denn nicht hier die Bildsäule der Batale, der Tochter des Myttes, wie sie leibt und lebt! Wenn jemand die Batale nicht kannte, so braucht er nur dies Portrait anzusehen und bedarf ihrer Person gar nicht.

Kynno. Folge mir jetzt, Liebe, und ich werde dir etwas so Schönes zeigen, wie du es noch nie gesehen hast, solange du lebst. — Kydilla, gehe und rufe den Tempeldiener! — Zu dir rede ich, und da steht sie und hat Maulaffen feil! Wahrhaftig, sie kümmert sich gar nicht um das, was ich sage, sondern steht da und gafft mich an, ärger als ein Krebs s). Geh, sag' ich, und rufe den Tempeldiener! — Daß du Fresserin doch von Natur zu nichts brauchbar und unzuverlässig bist und immer faul dastehst! «) . . Ich schwöre dir, Kydilla, bei dem Gotte hier — wenn du mich wider meinen Willen so in Wuth bringst — ich schwör' dir's, sage ich, ich werde dich eines schönes TageS traktiren, daß du dir den schmutzigen Kopf kratzen sollst (??)!

X. Laß dich, o Kynno, nicht gleich so vom Zorne hinreißen; sie ist eine Sclavin und die Ohren einer Sclavin beschwert die Trägheit.

Kynno. Aber durch Scmstmuth wird es mit ihr nur immer ärger! (Zur Sci°v>!-.) Höre du, bleibe, denn die Thür ist eben geöffnet werden und das AllerKeiligste steht offen; siehst du nicht, liebe Kynno, was da für Kunstwerke darin sind? So schön sind sie, daß man sagen möchte, Athene selbst habe sie geschnitzt, — gelobt sei die Herrin! Wenn ich den nackten Knaben dort, Kynno, etwas zwicken wollte, so würde er keinen

Heilgöttinnen.

2> Heroen und Aerzte, aus der Jlias bekannt.

2) Der Hahn war ein gewöhnliches Ovfer für Asklepios; man erinnere sich der bekannten letzten Worte des sterbenden Sokrates.

t) Die FuchsganS, Chenalopex, war eine in Aegypten heimische Gänseart. Ein Knabe, der eine Gans würgt, war eine im Alterthum berühmte Statue des BoethoS. von der wir noch eine Nachbildung besitzen.

5) Wohl sprichwörtlich; vermnthlich wegen der vorstehenden Augen deS KrebseS.

«) Auch diese Verse sind verdorben, ebenso wie die folgenden; der obige Wortlaut beruht nur auf ungefährer Vermuthung.

blauen Fleck davon bekommen, denn fest liegt ihm das Fleisch an, so warm, so lebensvoll, als spränge er aus dem Bilde heraus; und das silberne Kohlenbecken'), wenn das Mullos oder Pataikiskos, der Sohn des Lamprion, sähe, was würden die nicht für Augen machen 2), im Glauben, es sei wirklich von Silber gemacht. Und das Rind, und der Mann, der es führt, und die Frau, die mitgeht, und der Mensch mit der Adlernase und der mit der Stumpfnase, blicken die nicht alle drein wie das leibhaftige Leben? — Wenn ich nicht glaubte, mehr zu vertragen, als sonst eine Frau, so würde ich ein Geschrei erheben, damit mir der Ochse nichts zufüge: so grimmig sieht er mich, o Kynno, mit deni einen Auge von der Seite an!

Kynno. Ja, lebenswahr sind die Werke des Ephesers, Liebste; auf allen steht die Inschrift des Avelles. Nicht kann man von diesem sagen: „DaS Eine weih er, das Andere aber ward ihm versagt," sondern das ist einer, der es sich wohl in den Sinn kommen liesze, es mit den Göttern aufzunehmen.

X. Ihn oder seine Arbeit bat die Gottheit beseelt. <elc erblickt de,, hcr„„ntenden Temveldiener.) Der hat uns doch nicht etwa hier herumschnüffelnd beobachtet? Möchte doch den Kerl der Kuckuck holen!«)

Tempeldiener. Trefflich ganz und gar, ihr Frauen, und auf noch Besseres hinweisend sind eure Opfer ausgefallen; denn mehr hat Niemand sich den Paeon geneigt gemacht, als ihr jetzt. — Heil. Heil, Paeon, sei diesen Frauen wohl gesinnt um ihrer schönen Opfergaben willen, und ebenso, wenn sie sonst nähere Angehörige oder Blutsverwandte haben. Heil, Heil, Paeon, möge eS so geschehen!

X. Ja, Verehrtester, Heil! und möchten wir in bester Gesundheit hierher zurückkehren, noch größere Opfergaben mitbringend sammt unfern Männern und Kindern! — Kokkale, denke daran, das Schenkclchen gut von dem Vogel abzuschneiden und es dem Tempeldiener zu geben, und schiebe mit segnenden Worten den Opferkuchen für die Schlange in das Mauerloch und mache die Opfergerste an. Das übrige wollen wir zu Hause schmausen, und vergiß nicht, es mitzunehmen.

Kynno. Gieb cS lieber noch der Hygicia dazu, denn wenn man ihr Opfer bringt, so ist die Göttin der Gesundheit mächtiger, als die Schicksalsgöttin

v-

Die Eifersüchtige.

Scene: das Hau? der Bitinna.

Personen: Bitinna. Gastron, ihr Sclave und Liebhaber. Vyrrhias, Sclavc. Kydilla, Sclavin.

Bitinna. Sage mir dock, Gastro», bist du meiner schon so überdrüssig, daß ich dir nicht mehr genüge, sondern du dich mit der Amphytaia, der Tochter des Menon, einläßt?

>) Im Text „Feuerzange", aber wie es scheint verdorben.

>) Wörtlich: „sie werden ihre Augäpfel vorwerfen", d. h. starr Hinblicken.

2) Wörtlich: „möchte jener doch im Hause eines Walkers am Beine aufgeliöngt sein;" offenbar ebenfalls eine sprichwörtliche Redensart. Sklaven, dic etmaS verbrochen hatten, wurden bisweilen an einem Bein an der Decke aufgehängt, wie wir das auf einem Vasenbild sehen können; und diese Procedur war natürlich im Hause eines Walkers wegen der Schwefeldämpfc u. dgl. doppelt peinlich.

4) Fragliche Rekonstruktion der verdorbenen Verse,

Gastron. Ich habe dic Amphytaia, die Frau, von der du sprichst, zwar gesehen i) –
Bitin na. Den ganzen Tag suchst du nur nach Ausflüchten I
Gastron. Bitinna, ich bin ein Sclave, mach mit mir, was du willst, aber sauge mir nicht Tag und Nacht da» Blut auS!
Bitinna. Sieh, was du noch für eine freche Zunge hast! — Kydilla, wo ist PyrrhiaS? Ruf' mir ihn! —
PyrrhiaS. WaS soll's?
Bitinna. Binde diesen hier! — WaS stehst du noch immer da? Mach schnell den Strick vom Brunneneimer los! — Wenn ich dich jetzt nicht so zurichte, dah ich dich als warnendes Beispiel für das ganze Land hinstelle, — wahrhaftig, dann soll man sagen, dafz ich kein Weib bin! (S» Pyrrhw,), Nun, spute dich etwas mehr, Sklave!«) — (Zu Goftmn). Ich soll al"so daran schuld sein? — Ich bin es ja, PyrrhiaS, die dich erst zu einem Mensche» gemacht hat! Aber wenn ich damals einen Fehler begangen habe, so sollst du die Bitinna von heute nicht mehr so dumm finden, wie du vielleicht glaubst. — He, so binde ihn doch und zieh' ihm zuvor den Rock aus!
Gastro», Nein, nein, Bitinna, ich bitte dich bei deinen Knieen!^)
Bitinna. Zieh dich aus, sag' ich. Du sollst jetzt, da du Sclave bist und ich drei Minen für dich gezahlt habe, erkennen, daß das kein Glückstag für dich war, der dich hierher gebracht hat, — PyrrhiaS, dir wird's noch schlecht gehen; ich sehe jo. dasz du alles andere eher thust, als ihn binden. Schnür' ihm die Arme zusammen, binde ihn so fest als möglich!
Gastron. Bitinna, sieh mir nur »och einmal den Fehltritt nach! Ich bin ein Mensch, ich habe gefehlt; aber wenn du mich noch einmal ertappst, dag ich etwas begehe, was du nicht willst, so lasse mich brandmarken.
Bitinna. Sag' das der Amphytaia — wirf' mir keine verliebten Blicke zu! Mit jener zusammen solltest du die Mühle drehn! . . .
PyrrhiaS. So, jetzt ist er ordentlich gebunden.
Bitinna. Paß gut auf, daß er sich nicht heimlich losmache. Führe ihn jetzt zum Hermon in die Mühle^) und trage diesem auf, daß er ihm tausend Hiebe auf den Rücken gebe und tausend auf den Banch.
Gastron. Du wirst mich tödten, Bitinna, und das, ohne dich überzeugt zu haben, ob es wahr ist oder falsch, was du von mir glaubst.
Bitinna. Hast du nicht eben erst mit deiner eigene» Zunge bekannt: „Bitinna. sieh mir noch einmal diesen Fehltritt nach?"
Gastron. Ich wollte ja nur deinen Zorn damit besänftigen.
Bitinna. (Z„ Pyrrhlas): Stehst du noch immer da und stehst mich an, anstatt diesen wegzuführen, wohin ich dir sagte? — Kydilla, stopfe diesem Spitzbuben das Maul zu "'), und d», Drechon, folge nach, wohin dir dieser vorangeht. Sclavin, du kannst diesem verwünschten Menschen einen Lumpen geben, seine Blöße drein zu hüllen, damit er nicht ganz nackt auf dem Marktplatz gesehen wird. — Nochmals und abermals

i) Es scheint hier im Text etwas nicht in Ordnung zu sein; man sollte eher erwarten, der Sclave erkläre, daß er jene Frau lange nicht niehr gesehen habe oder dergl.

2) Unsicher: anstatt Sklave steht „Phrygier" im Text, s, oben Gedicht II a. E.

2) D. h. deine Kniee umfassend.

4) Die Mühle, in der die Sclaven arbeiten mußten, war zugleich Gefangniß und Ziichtigungsort für dieselben,

5) Hier ist freilich gerade das Zeitwort, auf welches es ankommt, verdorben: daß aber der Sinn ungefähr der obige sein muß, geht daraus hervor, daß Gastron von hier ab nicht mehr das Wort ergreift.

sage ich dir's, Pyrrhias, dasz du dem Hermen autträgst, ihm tausend hier und tausend dort zu verabfolgen; hast du's gehört? Wenn du etwas von dem, was ich sage, nicht ausrichtest, so wirst du selbst mir für deine alten Sünden, und zwar mit Zinsen, büßen. Geh jetzt, und führe ihn nicht bei der Mitrale i) vorbei, sondern den geraden Weg. —
(PyrrhiaS geht mit Gastron ab)
(Nach einer Weile): Ach, da fällt mir etwas ein. (Zur Kydilla) Rufe ihn, Sclavin, laufe ihm schleunigst nach und rufe ihn, er soll hierher kommen!
Kydilla (rufend). Pyrrhias, du Elenlxr, du tauber Kerl, die Herrin ruft dich!
Bitinna. Wahrhaftig, man sollte meinen, dasz er nicht einen Sklaven, sondern einen Gröberdieb nach sich zerrt! Sieh nur, Pyrrhias, wie du diesen jetzt gewaltsam zur Bestrafung fortziehst! Fürwahr, Kydilla soll mit ihren beiden Augen sehen, wie du fünf Tage lang beim Antidoros 2) «n deinen Füßen wieder jene achäischen Fesseln«) herumschleppst, die du erst heut früh abgelegt hast! — Höre du, komme wieder zurück und bringe diesen so gebunden her, wie du ihn eben wegführtest und heiße den Kofis, den Brandmalbrenner, hierher zu kommen mit Nadeln und schwarzer Farbe. (Zu Gastro».) Tu sollst in einem Nu gezeichnet und in die Maus gespannt sein 4) . . .
Kydylla. Nicht doch, Mütterchen: vielmehr, so wahr du wünschest, daß BatylliS-") am Leben bleibe und daß du ihre Kinder in deinen Armen halten mochtest, verzeihe ihm, ich bitte dich, diesen einzigen Fehltritt.
Bitinna. Kydilla, ärgert mich nicht, sonst lauf ich euch aus dem Hause davon«) Wenn ich diesen siebenfachen Sklaven laufen lasse, — welche Frau, die mir begegnet, würde mir dann nicht mit Ülechr in's Gesicht spucken? . , . Aber da er sich selbst nicht ordentlich kennt, was er für ein Mensch ist, so soll er es auf der Stelle erfahren, wenn er diese Schrift auf der Stirn haben wird. ?i
Kydilla. Aber es ist heut der zwanzigste«) und in fünf Tagen sind die Gerenien.«)
Bitinna, Nun, so will ich dich jetzt noch einmal laufen lassen, und sage du dieser hier Dank, die ich nicht weniger als die Batyllis liebe, die ich in meinen Armen, aufgezogen habe. Wenn wir aber den Todten die Spenden werden dargebracht haben, wollen wir Fest auf Fest feiern.

VI.

Der Besuch der Freundin.

Scene: die Wohnung der Koritto, wahrscheinlich in Kyzikos.
Personen: Koritto. Metro, ihre Freundin. Eine Sklavin der Koritto.
Koritto. Setze dich, Metro. — (Zur Sklavin). Stelle der Dame doch einen Sessel hin! Wegen jeder Sache muß ich selbst ausstehen und sie anordnen; du Elende

1) Wahrscheinlich eine Freundin der Bitinna, der sie ihren Zwist mit dem Sclave» verheimlichen will.
^) Ein Sklavenprofoß oder dgl.
2) Wahrscheinlich eine besondere Art Futzschellen.
<) S. oben Geb. III.
5) Wahrscheinlich die Tochter der Bitinna.
«) Auffallend. Man sollte erwarten, daß vielmehr dastünde: »sonst jage ich euch aus dem Hause."
>) Den Sklaven wurden in der Regel die Anfangsbuchstaben des Vergehens, wegen dessen sie bestraft wnrden, auf die Stirn gebrannt.
«) Also ein Feiertag, siehe daS dritte Gedicht.
«) Ein uns unbekanntes Fest, wahrscheinlich zu Ehren deS Geren, des Sohnes des Nestor. Allerdings gab es auch eine Stadt Geren auf LeSbos, weshalb man die ganze Scene hier nach Lesbos hat verlegen wollen.

aber thust gar nichts von dir selbst aus, wahrhaftig, ein Klotz bist du im Hause, keine Magd.
Sklavin (Mr sich). Aber wenn du uns die Gerstmgrauve zumissest, dann zählst du die Körner, und wenn dir nur so viel davon über das Maß hinausrollt, dann halten es die Wände nicht aus, so tobst und schnaubst du den ganzen Tag.
Koritto. Jetzt wischst du ihn ab und machst ihn sauber!). «enn ich ihn gerade brauche, du Räuberin! Spute dich jetzt, . . . sonst lasse ich dich meine Hände fühlen!
Metro. Liebe Koritto, dich drückt dasselbe Joch wie mich. Auch ich muß Tag und Nacht wie ein Hund gegen diese unsagbaren Geschöpfe belfern. Aber weswegen ich gekommen bin —
Koritto l,u de» MS«den,. Macht daß ihr fortkommt, hol' euch der Henker! — Nichts können sie, als Maul und Ohren aussperren 2), alles Uebrige aber ist nur zum Fest für sie.
Nun erkundigt sich Metro bei der Freundin nach dein Verfertiger ein« Objectes, über dessen Beschaffenheit man, da das betreffende Wort in der übrigen Literatur nicht vorkommt, noch nichts hat eruiren können. Es kann zur «leidung gehören, ein Toiletten- oder Hausgeräth sein. Der weitere Zusammenhang belehrt nur, dafz es von weichem Lcder und von einem Schuster gefertigt ist, doch sind es keine Schuhe, da es nicht vaarmeise benutzt wird, Rutherford denkt an ein Schnürleib.
Koritto. Wo hast du es denn gesehn?
Metro. NosstS, die Tochter der Erinna, hatte es vor drei Tagen. Fürwahr, ein schönes Geschenk!
Koritto Woher hatte es denn die NosstS?
Metro. Wirst du mich verrathen, wenn ich dir's sage?
Koritto. Nein, wahrhaftig nicht, liebe MeKo, bei Gott; aus dem Munde der Koritto soll Niemand erfahren, was du sagst,
Metro. Eubule, die Tochter der BitaS, gab eS ihr und fügte hinzu, die andern Frauen wüßten nichts davon.
Koritto. Dies Weib wird mich noch todt ärgern! Ich ließ mich, da sie so darum bat, erbitten und gab es ihr, Metro, noch bevor ich es selbst benutzt hatte: sie aber, wie wenn sie es gefunden oder gestohlen hätte, schenkt es weiter, und noch dazu an solche, die es nicht brauchen! Wenn sie so ist, Liebe, dann lebe sie mir recht wohl und statt meiner kann sie sich nach einer anderen Freundin umsehen. Sie kann ja künftig die Nossis dazu nehmen! — Daß ich ihr nur nicht etwas anthuc, was sich für eine Frau nicht schickt — Adrasteia^Z möchte mich strafen! — Und wenn ich noch tausend Stück hätte, ich würde ihr nicht eins, und wenn eS ganz abgenutzt wäre, geben.
Metro: Laß dich, o Koritto, doch nicht sogleich vom Zorne hinreißen <), weun du etwas erfährst, was nicht hübsch ist; ein braveS Weib muß dergleichen ertragen können. Ich aber mit meinem dummen Schwatzen bin daran schuld; die Zunge sollte man mir ausschneiden! — Aber woran ich wieder ganz besonders erinnern möchte: wer ist's, der eS genäht hat? Sag mir's, wenn du mich lieb hast. — Warum siehst du mich so lächelnd an? Hast du die Metro jetzt zum ersten Mal gesehen oder weshalb dünkt dich das lustig? — Ich beschwöre dich, Koritto, sag mir keine Un-

1) Bezieht sich doch wohl auf den Sessel, auch die folgenden verdorbenen Verse wenden sich gegen die Magd.
2) Wörtlich, „ihr seid nur Ohren und Zungen."
2) Beiname der Nemesis,
4) Im Griechischen bezeichnend: „nimm den Zorn nicht auf die Nase/ weil sich der Zorn besonders an der Nase zeigt.

Wahrheit, sondern nenne mir den, der eS verfertigt hat — eS ist wahrhaftig mein heißester Wunsch.
Koritto: Kerdon hat es genäht.
Metro: Welcher Kerdon, sag mir: denn es giebt zwei Kerdon, der eine ist der mit den stechenden Augen, der Nachbar der Myrtaline —
Koritto: Aber der könnte ja nicht einmal ein Plektron für eine Lyra zusammennähen i).
Metro: Der andere aber wohnt nahe beim MiethShause de» Hermodoros, wenn man die Straße hinausgeht. —
Koritto: Der war einmal da, jetzt ist er aber alt geworden; bei dem ließ die selige Kqnaithis arbeiten; ihrer mögen ihre Angehörigen gedenken!^ — Nein, eS ist keiner von den beiden, von denen du sprichst, sondern der es ist, der ist, ich weiß nicht, ob aus Chios oder aus Erythrae gekommen, ein kleiner, kahlköpfiger Mann — man möchte sagen, eS sei Prexmos, denn nicht ein Ei gleicht so dem andern«), wie die beiden; nur wenn er spricht, merkst du, daß eS Kerdon ist und nicht Prexinos. Er arbeitet aber in seinem Hause und verkauft seine Waaren heimlich; denn jetzt fürchtet sich ja jede Thür vor den Steuereinnehmern. Aber was liefert er sür Arbeil! Die Hände der Athene sollte man daran zu sehen meinen, nicht die des Kerdon! Er kam näailich mit zwei Stück, und als ich sie sah, da waren meine Augen ganz weg. So arbeitet niemand sonst! . . . Diese Weichheit wie sanfter Schlaf! und die Riemen, wie wenn sie von Wolle, nicht von Leder wären! — Einen trefflicheren Schuster könnte eine Frau, wenn sie noch so suchte, nicht leicht finden.
Metro: Wie konntest du nur das zweite Stück dir entgehen lassen?
Koritto: Ja, was habeich nicht alles angestellt, Metro! Welche Ueberredungskünste habe ich nicht angewendet, indem ich ihn liebkoste, seine Glatze streichelte, ihm süßen Wein einschenkte. Papachen zu ihm sagte! . . .
Metro: Wie aber fand er den Weg zu dir, liebe Koritto! sag mir auch das noch.
Koritto: Artemis, die Tochter des Gerber« KandatoS, hat ihn mir geschickt und ihm das Haus gesagt.
Metro: Wenn Artemis wieder etwas neues ausfindig macht, so mußt du dazu helfen, die Zusührerin warm zu halten. — Aber wenn du ihm damals nicht die beiden Stücke abschwatzen konntest, so hättest dich doch erkundigen sollen, wer das andere bestellt hat.
Koritto: Ich bat ihn, er schwor aber, es mir nicht sagen zu dürfen.
Nun erkundigt sich Metro nach dem Wege, wo sie zu jener Artemis kommt, da sie auch den Kerdon aufsuchen wolle, und nimmt Abschied. Der Schluß ist ganz zerstört, Koritto scheint wieder mit ihrer Magd zu schelten.

Daß die Plektra, mit denen die Saiten der Lyyi geschlagen wurden, auch aus Leder gefertigt wurden, erfahren wir hier zuerst.

2) Scheint eine sprichwörtliche Redensart zu sein, deren man sich bei Nennung Verstorbener bediente.

s) Der Grieche sagt »eine Feige der Feige."

VII.

Der Schuster

Scene: die Werkstatt des Kcrdo» in Kyzikos.

Personen: Kerdon, Schuster und Lederarbeiter; Metro und noch andere Frauen.

Stumme Personen: Sklaven des Kerdon.

T. (wahrscheinlich die Nrtemi», da am Ende de« letzten Gedicht« Metro die Absicht aiiksLraH. sich von dieser ,„ «erdon sichren zu lassen,: Kerdon, hier fübre ich dir diese Damen zu. Zeige ihnen von deinen Arbeiten, was deiner Kunstfertigkeit besonders würdig ist, natürlich nicht umsonst!

Kerdon „„ X,) Ich danke dir bestens. (Zum Sklaven) Wirst du nicht den Damen die grosze Bank heraustragen? Zu dir, Drimylos, spreche ich! Schläfst du schon wieder? — (Zu einem anderen Sklaven): PistoS, gieb ihm eins auf die Schnauze, bis er sich den Schlaf völlig abgeschüttelt hat.

Nun folgen 47 Verse, die sämmtlich nur bruchstückweise erhalten sind. Im Wesentlichen scheint der Schuster das Wort zu führen und zunächst mehr im Allgemeinen von seinen Arbeiten zu sprechen; dann fordert er die Frauen auf, ins Haus hineinzugehen; denn die bisherige Unterhaltung ging offenbar auf der Straße vor der Thür des Kerdon vor sich, der vermuthlich, wie heut noch die Handwerker im Süden, draußen vor dem Hause arbeitete, aber nun den Kunden seinen Waarenvorrath zeigen will: „Tretet ins Haus hinein, ihr Frauen, ihr werdet da alle Art von Schuhen selien." Und nun zählt er mit großer Geläufigkeit in fünf Versen die verschiedenartigsten Sorten von Schuhen und Sandalen auf, die bei ihm zu haben sind: sikyonische, ambrakische, jonische, argivische und eine ganze Menge andere, deren Namen für uns unübersetzbar sind, aus denen aber die große Mannichfaltigkeit der griechischen Schuhmoden hervorgeht. Anscheinend begeben sich dann die Frauen hinein, um eine Wahl zu treffen.

Kerdon: Sagt mir an, wonach einer Jede» von euch der Sinn steht und wie ihr eS haben möchtet; vom Schuster zehren ja Frauen und Hundes,

Metro: Wie viel verlangst dn? Beikaufe uns jenes Paar, das du uns vorbin gezeigt hast, aber jage uns nicht selbst durch dein Poltern in die Flucht.

Kerdon: Wenn du es haben willst, so bestimme selbst den Preis, taxire, für wie viel du es Werth hältst 2) . , . (Lücke von sechs unvcrständlichen Vcrs'n, dann sagt der Schuster. mir e» scheint, für sich): Wenn mir jetzt nicht etwas in's Garn läuft, dann weiß ich nicht, wie es die Reuse noch besser anstellen soll").

>) Wie die Personennamen zeigen, ist das Gedicht eine Art Fortsetzung des vorigen, obgleich direkte Anspielungen aus das Vorangegangene nicht nachweisbar sind. DaS Gedicht ist das am schlechtesten erhaltene unter allen und daher vielfach zu-sammenhanglos.

-) Vermuthlich wiederum sprichwörtlich und wohl ei„e Anspielung auf ein anderes bekanntes griechisches Sprichwort, welches lautet: „Ein Hund, der einmal Leder gekaut hat, labt nicht mehr davon."

2) Ganz so macht es heut noch in Italien der kleine Händler, „rngkvrü <znsnt<> vuols," kann man oft genug hören; natürlich wird dann der Ansatz de» Käufers als viel zu niedrig mit lebhaften Betheuerungen zurückgewiesen.

4) Wieder ein Sprichwort, dessen Fassung allerdings theilweise auf einer Aen-derung des Textes beruht, in dem »Tops" anstatt „Reuse" steht, was kaum denkbar ist.

Metro (oder sonst eine der Frauen): Was murmelst du da, und warum giebst du nicht offen und ehrlich den Preis an, wie er ist?
Kerdon: Liebe Frau, eine Mine^) ist dieses Paar Werth, magst du es von oben oder von unten ansehen, davon geht kein Deut ab ^). und wenn Athene selbst es kaufen wollte.
Metro: In der That, Kerdon, dein kleiner Laden ist gut versehen mit einer Menge schöner Arbeiten. Hebe nur einiges Gute davon (?) auf, denn am zwanzigsten Taureon) heirathet die Hekate, die Tochter der Artakene, und da wird sie Schuhe brauchen , . , und, wenn's das Gluck will, zu dir kommen, oder vielmehr unter allen Umständen; du Wust dir noch einen Ledersack nähen müssen, damit die Wiesel die Minen nickt sorttiagen'). Wenn die Hekate kommt, wird sie weniger als eine Mine nicht mitbringen, und ebenso die Arlakeue. Und überdies bedenke gefälligst auch noch dae: sonst vergönnt es dir, Kerdon, dein gutes Glück nicht, daß du Fiißchen betasten darfst, die die Götter der Liebe und Sehnsucht) berühren, sondern krätziges, schmutziges Zeug; bei uns aber wirst du auch da besser fahren. — Um welchen Preis willst dn dieser hier jenes andere Paar ablassen? Sag ein Wort, das sich für dich schickt.
Kerdon. Um fünf Stateren«): bei Gott, die Zitherspielerin Eueteris kommt alle Tage und bittet mich, ich sollte das Geld nehmen, aber ich mag sie nicht leiden, auch wenn sie mir vier Dareiken dafür verspräche?), denn sie macht immer mit allerlei bösen Reden meine Frau schlecht . . . (Hier jolgr eine Lücke von neu» arg zerstörten Versen; dann fährt »erdon kort): Stelle dein Füfzchen hierher! (Die Dome stellt ihren F»K auf eine» Schemel: der Schuster vrob,rt ihr eine Sandale oder bergt, an»). Potztausend, da braucht man weder etwas zuzusetzen, noch etwas fortzunehmen. Schöne Sachen passen schönen Frauen doch immer; Athene seilst, sollte mau meinen, hotte die Sohlen zugeschnitten .. (Zu einer anderen Dame). Gieb auch du deinen Fuß her! — (Er betrachte, ihren i^chlch). Der sitzt ja wie ein räudiger Hufl^) Euch hat ein Ochse getreten!!") Wenn einer fein Schustermesser an der Sohle geschärft hättet), so würde wahrhaftig, — beim Herde des Kerdon! — die schlechte Arbeit nicht so klar am Tage liegen, wie sie hier

!) 78 Vs Mark, eine in der That ungeheure Summe für ein Paar Schuhe.
2) Im Text „kein kupfernes Feilspänchen."
«) Ein Monat in Kqziko»: daraus darf man schließen, daß diese Scene und demgemäß auch die sechste dort spielen.
Bei den Griechen versah das Wiefel die Stelle unserer Hauskatze. Wohl ebenfalls eine sprichwörtliche Wendung.
5) Amoretten.
«) Der kyzilenische Goldstater hatte zur Zeit deS Demosthenes etwa den Werth von 28 attischen Drachmen: es käme also dies Paar Schuhe auf 140 Drachmen 11t) Mk. zu stehen, was nicht angeht, da die Summe geringer sein muß als vier Dareiken; man musz daher attische Stateren annehmen, was nur 56 l Mark ergiebt, immerhin noch genug selbst für die kostbarsten Schuhe. Woher diese enormen Preis- ansätze hier kommen, bleibt mir räthselhaft.
?) Elwa 8« Mark.
«) Eine solche Scene ist auf einem griechischen Basenbilde dargestellt: die Dame steht mit bloßen Füßen auf dem Schuslertisch. und der Schuster halt das anzupassende Leder in der Hand.
°) Fraglich.
>«) DaS ist wohl ein Sprüchwort, womit man sagen wollte, daß Jemand einen schlecht sitzenden Schuh Hobe, der seine» ZZuß enlsiellte, Noch andere Stellen zeigen daß die Griechen sehr viel Werth auf gut sitzendes Schuhwerk legten,
ii) Das soll wohl heißen: wen« er mit schärferem Messer die Schuhe zugeschnitten hätte.

vorliegt. — Nun, du wirst mir dafür sieben Dareiken ^) geben oder mehr (?)... Ihr Frauen, wenn ihr etwa sonst noch etwas braucht, etwa Sambalisken 2, oder was ihr im Hause zu tragen pflegt, so säiickt nur »ur eure Magd her. Du aber, Metro, komme unbedingt in neu» Tagen zu mir, damit du dir deine Karkinien holen kannst; denn den warmen Pelzrock muß man mit besonderer Schlauheit nähen2).

Endlich ist noch Titel und Anfang eines achten Gedichtes erhalten; jener lautet „der Traum"; die drri erhaltenen Verse sind von einer Frau an eine Sklavin gerichtet; „Siehe aus, Magd! Psylla, wie lange willst du noch liegen und schnarchen, das Ferkel ab^r schreit sich indes; zu To>e(?l; oder willst du warten, bis die Sonne dich recht durchgewärmt hat?"

So wenig nun diese Uebersetznng, bei der vielfach die Hypothese in die Lücke der Ueberlieferung hat treten, manches ganz unaufgeklärt hat bleiben müssen, befriedigen kann und so sehr man hoffen darf, das? durch gemeinsame Arbeit der Philologen die zahlreichen Verderbnisse des Textes wenigstens theilweise werden geheilt werden, so daß alsdann auch eine treuere Uebersetzung möglich sein wird, so kann dieser Versuch, wie ich hoffe, doch vorläufig genügen, um zu zeigen, welch hohes Interesse diesen Schilderungen aus dem griechischen Leben innewohnt. D>?r poetische W^rth dieser Gedichte ist ja nicht bedeutend; dafür sind sie als, man mochte sagen photographisch treue Bilder aus Haus und Straße der Alten um so wMommener, je weniger von dieser Art uns heute noch erhalten ist. Es giebt in der gesammten griechischen Literatur eigentlich nur ein Stück, waches mit diesen Gedichten in Parallele gestellt werden kann, das sind die Adoniazusen des Theokrit, jene prächtige Schilderung, wie eine Frau in Alerandria ihre Freundin besucht und wie beide sich dann zusammen aufmachen, uin das Adonisfest zu besuchen. Wie bei Hercmdas, ist auch dies theokriteische Gedicht ganz und gar dramatisch gehalten; ohne erzählende Partieen enthält es nur Rede und Gegenrede, auch der Ton der Plauderei ist eben so gut getroffen, wie hier, und nur das Metrum ist ein anderes, nämlich der Heranieter, jedenfalls war diese Art dramatisch ge^ haltener Scenen aus dem Leben bei den Alten sehr beliebt; der Begründer dieser Gattung mar ini fünften Jahrhundert Sophron von Syrakus, dessen „Minien" Bilder aus dem sicilischen Leben, allerdings in Prosa, aber auch dramatisch, lebenswahr und witzig darstellten und, obgleich sie im Dialekt geschrieben waren, auch im übrigen Griechenland gern gelesen wurden' Plato studirte an ihnen die Technik des Dialoges. In diese Fußtapfen tritt Herondas als würdiger Nachfolger. Auch seine Mimen oder Mimiamben sind sicherlich

i) Also 14U Mark, wieder eine unglaubliche Summe.

-) Unbekannte SchuKart; ebenso die Karkinien.

«> Der Schlug ist wieder unverständlich: v,elleit>t hatte Metro auö einen Pelz bestellt, und der Schuster (der auch solche Sachen arbeitete) bemerkt, dak er dazu längere Zeit brauche. Oder es liegt wieder nur ein Sprichwort vor, das etwa bedeutet: „Gut Ding will Weile haben."

nicht zur Aufführung bestimmt gewesen, obgleich diese Behauptung aufgestellt worden ist; für die Bühne sind diese Sceuen zu anspruchslos, zu arm an Handlung; auch scheint ja wenigstens in der letzten eine Veränderung des Schauplatzes stattzufinden, wenn die Annahme richtig ist, daß der Anfang der Scene auf der Straße, die zweite Hälfte im Laden des Kerdon drin spielt. Auch die Adoniazusen des Theokrit, die den Bildern des HerondaS sich so sehr nähern, sind ja nur zum Lesen, nicht zu dramatischer Aufführung bestimmt gewesen.

Es ist nun begreiflicherweise in erster Linie für den Alterthumsforscher, weiterhin doch aber wohl für jeden Gebildeten von großem Interesse, durch diese kleinen dramatischen Scenen einen so deutliä en Einblick in das Leben, die Denk- und Sprechweise des griechischen Volkes zu bekommen. Denn das unterliegt kaum einem Zweifel: sieht man ab von dem Zwange des Metruins, der übrigens sehr gering ist, da die freien Jamben sich fast von selbst der Sprache fügen, so haben diese Bürger und Bürgerfrauen, diese Handwerker und Sklaven sicherlich im Leben so gesprochen, wie wir sie hier reden HSren; Alles macht den Eindruck hoher Natürlichkeit, wie wenn es direkt nach dem ^eben gezeichnet wäre. Diese schwatzenden, klatschenden Weiber, der ruhmredige Schuster, der dreiste Kuppler, die eifersüchtige Matrone, der prügelsüchtige Schulmeister — das sind keine blos erfundenen ^ustspielfiguren, sondern Personen, die leben, die Fleisch und Blut haben. Es sind ja freilich nicht gerade erfreuliche Zustände oder Situationen, die wir da kennen lernen; aber so unsympathisch uns die kuppelnde Alte, die herzlose Mutter, die hartherzige Bitinna auch erscheinen mögen, so dürfen wir doch auch nicht verkennen, daß Situationen, wie die geschilderten, anch heute noch, wenn auch natürlich den Zeitverhältnissen entsprechend in anderer Forin, täglich vorkommen und daß auch solche Charaktere überall zu treffen sind. Auch ist nicht Alles so schlimm, wie es ans den ersten Blick scheint; die wackere Meiriche, die ihrem Manne treu bleibt, verdient unsere Sympathien; Battaros gewinnt durch die geschickte Art, wie er seine Sache führt, durch die gemüthliche Unverfrorenheit,, mit der er auftritt, zwar uicht unsere Achtung, aber doch unser Interesse; der böse Bube ,Uoltalos gehört jedenfalls in der That zu denen, bei denen es um jeden Schlag, der vorbeigeht, schade wäre; und selbst bei der widerwärtigsten Figur, der Bitinna, muß man sich schließlich sagen, daß ihr Zorn am Ende sehr schnell verraucht und die so ungeheuerliche Strafe, die ja gleichbedeutend mit Tod wäre, binnen wenigen Minuten erst herabgesetzt, dann ganz aufgehoben wird. Prächtig sind namentlich die Bürgerfrauen gehalten, wie sie über die Sklavinnen schimpfen, sich über ihre Toilette unterhalten, deren Bezugsquellen als tiefstes ttebeimniß behandeln, das doch unter dem Siegel der Verschwiegenheit die „gute Freundin" einer anderen verräth — manchmal mochte man glauben, es seien Frau Müller und Frau Schulze, die sich über Dienstboten oder über einen neuen Hut unterhalten. Und eine wie prächtige Figur der alte Schuster Kerdon war, mit seiner Suada, seinem Humor,

seinen Geschäftskniffen, das läßt das so arg verstümmelte Fragment nur gerade ahnen.

Aber auch zahlreiche Einzelheiten, die in den Dialogen vorkommen, sind für uns von Bedeutung. Zunächst die in reicher Zahl überall verstreuten Sprichwörter, von denen uns manche anderweitig bekannt, viele aber ganz neu sind und deren Anwendung vornehmlich es ist, was der Rede so den Charakter der Lebhaftigkeit nnd Wahrheit verleiht. Ferner allerlei antiquarische oder kulturhistorische Details, wie die Schilderung der Herrlichkeiten Aegyptens, die uns zeigt, wie sehr damals Alexandria schon Weltstadt war; die singinen Gesetze des Charondas; die Schuleinrichtungen; das Gebet der Frauen an Asklepios und die Heilgötter; die merkwürdigen Kunstwerke im Tempel des Gottes, unter denen wir allerlei Sachen treffen, von denen die Archäologie sich bisher nichts träumen ließ u. dgl. m. Und daneben findet der Philologe von Fach noch seine specielle Ausbeute an neuen, noch in keinem Wörterbuche stehenden Worten, an seltsamen Wortformen, an dialektischen Eigentümlichkeiten, an metrischen Freiheiten, wie sie in solcher Art beim griechischen Jambus bisher noch nie beobachtet wurden.

Ueber die Zeit und Herkunft des Herondas geben uns die Gedichte nicht gerade viel Aufschluß; immerhin ist das nunmehr sicher, daß er nicht, wie Bergt wollte, noch dem 4. Jahrhundert v. Chr. angehören kann. Da ini ersten Gedicht der Tempel der vergötterten Geschwister (genau so heißen Ptolemaeus II. und Arsinov auf Münzen) vorkommt, deren Vergötterung jedenfalls erst nach ihrem Tode erfolgte, Ptolemaeus I>. aber 247 starb, so gehört Herondas vermuthlich der zweiten Hälfte des 3. Jahrh. v. Chr. an. Was er für ein Landsmann mar, geht aus den Gedichten nicht sicher hervor; wir haben gesehen, daß einige Scenen auf Kos, andere in jiyzikos spielen, eine vielleichl auf Lesbos; darnach liegt es nahe, den Verfasser für einen kleinasiatifchen Griechen zu halten, wofür auch der Dialekt spricht, der dem jonischen nahe steht, daneben freilich noch allerlei fremdartige Bestandtheile enthält. Es wird allerdings auch hier erst noch gründlicher philologischer Untersuchung bedürfen, da der Dialekt unter den Händen der Abschreiber beträchtlich entstellt morden ist. So inöge denn der Alterthumsfreund sich dieses neuen Besitzes, der uns so völlig überraschend in den Schoß gefallen ist, erfreuen und daran die Hoffnung knüpfen, daß uns aus Aegypten noch allerlei andere Überraschungen kommen dürften; denn wo der Aristoteles und der Herondas steckten, da kann recht gut noch mehr verborgen sein. Also vivst 8squsus!

Die Dynastie Hannover auf dem britischen Königsthron.

von

Wolfggng Michael.

— Freibnrg i. Br.. —

Leben der Völker treten hin und wieder Zeitpunkte ein, wo die groszen Fragen, welche lange Jahre hindurch alle Gemüther be– schäftigt haben, plötzlich eine schnelle und nninittelbare Lösung finden. Ein Augenblick von solcher Bedeutung war es für die Geschichte Englands, als am 12. August des Jahres 1714 die Königin Anna für immer die Augen schloß.

Wer sollte ihr Nachfolger sein? — Nach dem Gesetz lautete die Antwort auf diese Frage allerdings einfach genug: Georg Ludwig, regierender Kurfürst von Hannover. Seine Mutter Sophie, die Gemahlin des Kurfürsten Ernst August, war die Tochter jener Elisabeth, die an der Seite Friedrichs V. von der Pfalz dessen kurze Königsherrlichkeit in Böhmen getheilt hatte. Elisabeth war die Tochter Jacobs I. von England: Kurfürst Georg Ludwig also ein Urenkel dieses Königs.

Schon in den Zeiten der englischen Revolution soll an eine Erhebung dieser pfälzischen Linie auf den Thron von England gedacht worden sein. Ernsthaft in Aussicht genominen wurde sie erst seit dein Jahre 1689, erst als das stuartsche Königshaus voin britischen Boden vertrieben worden war. Es galt, die protestantische Thronfolge in England zn sichern. Die Ehe Wilhelms III. mit Maria, der Tochter Jacobs II., des entthronten Königs, war kinderlos; Erbin des Thrones war voraussichtlich Anna, die jüngere Schwester Marias. Falls auch sie ohne Leibeserben stürbe, wollte man die

Kurfürstin Sophie oder ihre Nachkommen auf den englischen Thron erheben. Tann war der Prinzessin Anna noch ein Sohn geboren worden und in ihm erblickte man den künftigen König von England. Aber der Knabe, auf den man so große Hoffnungen setzte, starb im Alter von 12 Jahren. Nun rief König Wilhelm ein Thronfolgegesetz ins ^eben. Durch die ^.ot ok Lettleiuen t vom Jahre 1701 wurde das hannövrische Haus zur Nachfolge nach dem kinderlosen Ableben Annas berufen. Dieses Gesetz bestand seinem wesentlichen Inhalte nach noch 1714 zu Recht.

Und dennoch schien die Thronfolge zweifelhaft.

Der Sohn des vertriebenen Königs Jacobs II. lebte und nannte sich Jacob III. Am Todtenbette seines Vaters war er von Ludwig XIV. als rechtmäßiger König von England anerkannt worden; in ritterlicher Weise hatte der französische König den Sterbenden versichert, daß er die Sache seines Sohnes nicht verlassen wolle. Und wenn sich auch Ludwig mit der Königin Anna im Utrechter Frieden vertragen hatte, würde er nicht nach ihrem Tode sein Versprechen dennoch einzulösen versuchen? — In England selbst war eine große jacobitische Partei, welche den Sohn Jacobs .II zum Könige haben wollte i ein Engländer sollte in England regieren. Hatte man doch selbst Wilhelm III. mit mißtrauischen Blicken betrachtet und immer eine Bevorzugung Hollands von ihm gefürchtet. Endlich ist immer behauptet worden und die Zeitgenossen selbst waren davon überzeugt, daß der Minister Annas, Lord Bolingbroke, damit umgehe, den Prätendenten, wie man den Sonn Jacobs II. nannte, nach Annas Tode zum Könige zu erheben. Als sie bereits im Sterben lag, am 10. Angust 1714, schrieb General Stanhope dem Kaiser Karl VI. einen merkwürdigen Brief, der heute im Wiener Staats-Archiv be fii'.dlich ist. Er schildert ihm die nunmehr günstigen Aussichten des Kurfürsten von Hannover, die plötzliche Krankheit der Königin sei wie ein Blitzschlag für die Jacobiten. Aber nur wenige Woche», meint er, hätten vielleicht genügen können, um Bolingbrokes Pläne zum Ziel zu führen.

So war man in England in den letzten Lebensjahren der Königin in beständige" Aufregung über die große Frage, was nach ihrem Tode geschehen werde. Alles stand auf dein Spiele. Ein katholisches Regiment unter französischem Einfluß hatte man von dem stuartschen Prinzen, die Erhaltung der protestantischen Negierung und völlige Unabhängigkeit der englischen Politik von dem hannövrischen Kurfürsten zu erwarten. Wie stark nicht nur die leitenden Kreise, sondern alle Schichten der Bevölkerung in der brennenden Tages frage Partei ergriffen, das hat Daniel Defoe in drastischer Form in einer 1713 erschienenen Flugschrift geschildert, in der es heißt:

„Fürwahr, das Gezänke ist bis in Eure Küchen, Eure Wohnzimmer. Eure Läden, Eure Geschäftshäuser, ja bis in Eure Betten gedrungen. Ihr Herren und Damen, horcht doch einmal auf das Treiben Eurer MSgde und Laufburschen in der Küche: Ihr werdet sie schelten und fluchen hören und sich unter einander raufen und balgen; und glaubt Ihr, der Lärm sei

um Rindfleisch und Pudding, Spülwasser oder Bratenfett — weit gefehlt, der Disput dreht sich uni die gewaltigeren Fragen der Negierung und wer für die protestantische Thronfolge ist, wer für den Prätendenten. Hier üben sich die armen, niedrigen Scheuermeiber in dem Ruf: „Es lebe die Hochkirche!" „Keine holländischen Könige mehr!" „Nieder mit Hannover!" — um demnächst ihre Rolle im Pöbelhaufen gut spielen zu können. Dort suchen ihre Widersacher nn der Bratpfanne sich das Geschrei der Gegenpartei einzuprägen: „Kein französischer Friede!" „Nieder mit dem Papstthum!" „Nieder mit dem Prätendenten!"

Schneller als man erwartet hatte, starb nun Königin Anna. Wie sehr auch die Jacobiten gearbeitet Kaden mochten, sie hatten die Mehrheit der Nation nicht auf ihrer Seite, die Hilfe vom Auslande war zweifelhaft und so konnten sie es nicht wagen, sich offen für den Prätendenten zu erklären. Die Anhänger Hannovers aber hatten Alles vorbereitet, das klare Recht war auf ihrer Seite, und während die stuartsche Partei sich noch abwartend zurückhielt, war der Kurfürst in der Hauptstadt und im ^ande zum Könige von Großbritannien, Frankreich und Irland proclamirt worden. Auf dein Continent erfuhr man zugleich mit der Nachricht vom Tode der Königin diejenige von der Thronbesteigung Georgs I. —

Die Thronfolge des Hauses Hannover, das jetzt in den Besitz der englischen Krone gelangt war, ist von allergrößter Bedeutung nicht nur für die damalige Zeit, sondern auch für die spätere Geschichte Englands gewesen.

Was die zunächst liegenden Folgen betrifft, so war es ivie eine Erlösung, daß die Krisis, die jahrelange Ungewißheit endlich ein Ende genommen hatte. Dem Willen des Volkes gemäß war sie gelöst morden und schnell befestigte sich das Vertrauen in die Fortdauer der neuen Regierung. Erst jetzt war der Sieg der Revolution von 1688 wirklich gesichert. So lange die Thronfolge ungewiß war, drohte jeder Thronwechsel die Rückkehr der Stuarts; jetzt hatte England eine neue Dynastie gewonnen und damit die Aussicht auf ruhigere Zeiten. Die protestantische Succession, welche so lange die Forderung der Mehrheit der englischen Nation gebildet hatte, mar jetzt in Wahrheit durchgeführt.

Ein tief einschneidender Svstemwechsel war in der inneren wie in der auswärtigen Politik die nächste Wirkung der Thronbesteigung Georgs I. Das bisherige Tori?-Regiment wurde mit einem Schlage gestürzt. Noch von unterwegs — erst am 1. Oktober hielt er seinen Einzug in London — ließ der König einigen Mitgliedern des Ministeriums ihre Entlassung ankündigen; ein neues Cabinet wurde zusammengesetzt aus den Reihen der erbittertsten Gegner der letzten Regierung. Denn die Männer von der Whigpartei waren die eifrigsten Förderer der hannövrischen Thronfolge gewesen. Jetzt trat der alte Herzog von Marlborough wieder auf den Schauplatz, sein Schwiegersohn Graf Sunderland wurde Vicetonig von Irland,

Lord Townshend, der Schöpfer des Barrieretraktats, wurde Staatssekretair
an Stelle Bolingbrokes, neben ihin General Stanhope, der Freund des
Kaisers Karl VI. Seine hannövrischen Diener konnte der König bei der
Besetzung der hohen Remter freilich nicht bedenken, da nach dem Gesetz kein
Ausländer ein öffentliches Amt bekleiden durfte. Dennoch zeigte es sich schon
jetzt, daß auch in rein englischen Angelegenheiten der Einfluß der Hanno-
veraner in Zukunft von Bedeutung sein würde. Im Britischen Museum
befinden sich heute die Briefe des in London refidirenden hannövrischen
Ministers Bothmer, die derselbe vor und nach Annas Tode an Robethon,
den Privatsekretair Georgs, geschrieben. Auf Grund der hierin enthaltenen
Vorschläge ist eine große Zahl öffentlicher Aemter in England besetzt worden.
Wer auf ein Aint hoffte, wandte sich an Bothmer; der hannövrische Diplomat
hat die Bertheilung der Ministerposten und Würden hoher wie niederer Art
in seiner Hand gehalten. Er auch mußte dem Könige, der freind nach Eng-
land kam, die >ienntniß von Personen und Verhältnissen erst vermitteln; und
Zeit seines Lebens hat Georg I. es nicht dabin gebracht, sich mit seinen engli-
schen Ministem in ihrer Muttersprache unterhalten zu können. Tic englischen
Gesandten im Auslände mußten in französischer Sprache Bericht erstatten
oder doch ihren englischen Berichten eine französische Übersetzung hinzufügen.
Gerade auch seine Unkenntnis? der englischen Sprache und der englischen
Verhältnisse ist von eigener Bedeutung für die Geschichte von Georgs Regierung.
Noch mehr als früher ruhte fortan die Leitung der Geschäfte in den Händen
der Minister. Eben auf den Umstand, daß l'ieorg k. nicht Englisch verstand,
führt man ja oft den Ursprung des Prime Minister, der Stellung eines
leitenden Ministers zurück. Ter inneren Politik stand der König fern, sein
Interesse galt den auswärtigen Beziehungen und hier sah er die Dinge melrr
als hannövrischer Kursürst denn als englischer König. Wie die beiden ersten
George niemals in den Geist der englischen Institutionen eingedrungen sind,
wie sie stets den Angelegenheiten ihres Stammlandes größere Aufmerksam-
keit zugewendet haben als den englischen, so ist es gewiß, daß dieses Ver-
hältnis; des Königs zu den Ministern und zum Volke zur Ausbildung und
Befestigung der parlamentarischen Verfassung viel beigetragen hat.

Nicht minder schroff als in der inneren Politik war der Wechsel, der
nach der Thronbesteigung Georgs I. in der auswärtigen Politik Englands
eintrat. Zunächst mar die eine gewissermaßen durch die andere bedingt. Mit
der Herrschaft der Wbigs wurde auch ihr Programm in der auswärtigen
Politik wieder zur Richtschnur genommen. In den letzten LebenSjabren
Annas hatte man sich weit davon entfernt. Entgegen den Wünschen der
Whigs hatte Bolingbroke im Frieden von Utrecht die Versöhnung mit
Frankreich durchgesetzt. Eine Entfremdung zwischen Oesterreich und Eng
land mar die Folge gewesen. Bolingbroke ging selbst noch weiter.
Eliedcm hatte Wilhelm III. der schwächlichen stuartschen Politik ein Ende
gemacht, bei welcher England im engsten Anschlüsse an Frankreich wie

ein Vasallenstaat des letzteren erschienen war. Seit 1688 war die grundsätzliche Gegnerschaft gegen das Frankreich Ludwigs XIV. zur Tradition in England geworden. Bolingbroke mar zuerst davon abgewichen und wieder in die Bahnen der längstverlassenen stuartschen Politik eingelenkt. Aus den diplomatischen Acten in Londoner und festländischen Archiven ergiebt sich, daß eben beim Tode der Königin Anna der Abschluß eines Bündnisses zwischen England, Frankreich und dem Könige von Sicilien im Werke war. Das geschah zu einer Zeit, als Ludwig XIV. selbst den Verpflichtungen, die ihm der letzte Friedensschluß auferlegte, noch nicht vollkommen genügt hatte. Wer an Bolingbrokes Absicht glaubt, den Prätendenten zum Könige zu erheben, mag in der Verhandlung dieses Bündnisses den ersten Schritt dazu erblicken. Denn nur durch französische Hilfe hätte sich die Aufrichtung des stuartschen Königthums bewerkstelligen lassen. Wollte man die Bedeutung jener Bündnißverhandlungeu mit dem Bemerken herabmindern, daß ja schon 1717 Georg I. selbst ein Bündniß mit dem Regenten von Frankreich geschlossen habe, so wäre zu erwidern, daß von Seiten Georgs die Sache weit unbedenklicher war, da er eben in seiner Person das Princiv der protestantischen Succession verkörperte, da femer dieses Bündniß gerade zur besseren Sicherung dieses Princips geschlossen wurde, und endlich daß Frankreich unter dein Regenten nicht mehr das mar, was es unter Ludwig XI V. gewesen.

Die Regierung Georgs I. nun vollführte einen gänzlichen Systemwechsel. Bolingbroke selbst ließ in der kurzen Zeit, während welcher er nach Annas Tode sein Amt noch fortzuführen hatte, jenes Bündniß mit Frankreich nicht weiter verhandeln. War dasselbe in letzter Linie gegen Oesterreich gerichtet gewesen, so.begannen die von Georg ernannten Minister mit einer Annäherung an Oesterreich. Ja, es geht aus verschiedenen Andeutungen in den Acten mit einiger Wahrscheinlichkeit hervor, daß Georg, und mit ihm namentlich Stanhove die Absicht gehabt haben, den Krieg gegen Frankreich von Neuem zu beginnen. Schon 1714 hat Stanhope bei einer persönlichen Anwesenheit in Wien die Anregung dazu gegeben; sobald Ludwig XIV. stürbe, sollte Frankreich von seinen alten Gegnern abermals angegriffen werden. Bei der Abneigung, die in England gegen einen Krieg herrschte, ist man freilich von dem Gedanken zurückgekommen. Immerhin kann man sich den Umschwung in den Verhältnissen nicht besser veranschaulichen als durch die Gegenüberstellung der Absicht Bolingbrokes, ein Bündniß mit Frankreich zu schließen, nnd des Plans Stanhoves, nur den Tod Ludwigs XIV. abzuwarten, um abermals die Waffen von halb Europa gegen Frankreich in den Kampf zu führen.

Doch noch weit über die Geschichte der ersten Jahre hinaus ist die hannövrische Thronfolge von ungeheurer Bedeutung für die englische Geschichte gewesen; und das im Besonderen durch die Doppelstellung des Königs, der zugleich deutscher Reichsfürst war. England und Hannover hatten einen gemeinsamen Herrscher, zwei Länder, die sonst wenig Beziehungen, wenig

gemeinsame Interessen hatten, die einander viel ferner standen als England und Holland, die ehedem in der Person Wilhelms III. ein gemeinsames Oberhaupt besessen hatten. Die persönliche Stellung des Herrschers wurde in beiden Ländern ansehnlicher als frühere Könige oder frühere Kurfürsten sie inne gehabt; vor Allem in den Beziehungen zum Auslande trat dies zu Tage. Wenn der Jnteressenkreis des Kurfürsten von Hannover von den verwickelten Angelegenheiten des Nordens nahe berührt wurde, so wuchs jetzt sein Einfluß in diesen Fragen in mächtiger Weise, da man es zugleich mit dem seegewaltigen Könige von England zu thun hatte. Handelte es sich um die Verhältnisse im Reiche, so war es, als ob jetzt Großbritannien in allgemeinen deutschen Fragen eine Stimme erhalten habe, denn sein >iönig mar einer der vornehmsten Reichsfürsten. Von dem leitenden hannövrischen Minister, dem alten Bernstorff, wird erzählt, er habe, als sein Herr die Krone von England davongetragen, alsbald ganz Europa mit seinen Plänen umspannt.

Wenn also die Personalunion von England und Hannover für beide Länder Vortheile bot, so hatte das Verhältnis; doch auch seine Schattenseiten, namentlich für England. Es wurde durch die Verbindung mit Hannover der Vortheile seiner insularen Lage zum Dheil beraubt. Für seine Feinde auf dem Continent mar es naheliegend, England und Hannover zusammenwerfend, den Stoß gegen Hannover zu richten, wenn sie England treffen wollten. Denn sie erblickten in dem deutschen Stammlande des Königs eben ein so viel bequemer erreichbares AngriffSobject und sahen das Verhältnis? so an, als ob jetz! England auch auf dem Festlande angreifbar sei. Den englischen Politikern erwuchs daraus die Pflicht einer gewissen Rücksichtnahme auf Hannover, da-- vor derartigen Angriffen geschützt werden muhte. Um gleich ein recht in die Augen springendes Beispiel zu nennen, so ist für die Bildung der Allianzen im siebenjährigen Kriege dieser Gesichtspunkt ausschlaggebend gewesen. Nm Hannover vor einem französischen Angriffe zu schützen, schloß Georg II. mii Friedrich dem Großen den Neutralitätsvertrag von Westininster.

Wenn schon ein solches Verhältnis? einen Nachtheil für England bedeutete, das, wie wir sehen, in der Freiheit seiner Bewegungen gehemmt wurde, so wird die Sache noch bedenklicher, wenn es sich herausstellt, daß statt der nothwendigen Rücksichtnahme auf Hannover zu Zeiten eine unbc rechtigte Bevorzugung des Kurstaates geübt wurde.

Georg I. und auch Georg II. waren und blieben ihrem Wesen nacl, Deutsche; in ihrem deutschen Kurfürstenthum waren sie unumschränkte Herren, in England waren sie vom Parlament und den Parteien abhängig. W l'ieorg I. 1714 den Einzug in seine neue Hauptstadt gehalten hatte, schriet' der österreichische Resident in London: „Der König hat zwar die Negierung ohne die geringste Schwierigkeit und Hinderniß angetreten, dürfte aber dem Ansehen nach bei einer so dividirten Nation, die unmöglich zu vereinigen und zu vergnügen ist, seine besten und ruhigsten Tage jenseits des Meeres gelassen und zugebracht haben." So ist es gekommen, daß dieser Fürst und auch

sein Sohn sich in erster Linie als Kurfürsten von Hannover, erst in zweiter als Könige von England gefühlt haben. In der auswärtigen Politik im Besonderen war ihr britisches Königthuni ihnen gut genug, um die ihnen dadurch verliehene Macht zum Heile ihres deutschen Stammlandes in die Wagschale zu legen. Es änderte wenig an diesem Verhältniß, daß man in England eifersüchtig darüber wachte, ob nicht das englische Interesse dem hannövrischen gegenüber zu kurz komme. Die wahren Motive der Regierung blieben der Nation und dem Parlamente oft verborgen, und es ließ sich schwer feststellen, ob und wo man über die zulässigen Grenzen hinausgegangen war. Die ^,ct ok Lettismsnt vom Jahre 1701 enthielt über das zukünftige Verhältniß zwischen England und Hannover nur die eine Bestimmung: „daß iin Falle die Krone und Herrscherwürde dieses Reiches später an eine Person kommen sollte, die nicht in diesem Königreiche England einheimisch, alsdann diese Nation nicht verpflichtet sein soll, Krieg zu führen zur Vertheidigung irgend weicher Herrschaften oder Ländertheile, die nicht zur Krone England gehören, ohne Einwilligung des Parlaments." Wenn also auch eine offene Verletzung dieses Paragraphen vermieden werden mußte, so ist doch die Geschichte der nächsten Jahrzehnte seit der Thronbesteigung Georgs I. reich an Vorgängen, die eine Bevorzugung Hannovers zeigen. Unzählige Male ist in Flugschristen, ja selbst im Parlament der Vorwurf ausgesprochen worden, daß die Regierung hannövrische, nicht englische Politik treibe. Ungeheures Aufsehen erregte es freilich, als im Parlament zum ersten Mal dieser Vorwurf laut wurde. William Schippen, ein Tory und Jacobit, war es, der im Unterhause am 15. December 1717 von einen? Passus der Thronrede den Ausdruck gebrauchte, er scheine eher für den Meridian von Deutschland berechnet als für den Großbritanniens. Mit 175 gegen 81 Stimmen beschloß das Haus darauf, daß diese Worte als eine Beleidigung der Person und Regierimg des Königs zu erachten seien und der unvorsichtige Redner wurde auf Beschluß des Hauses in den Tomer geschickt.

Blicken wir aber auf die Geschichte dieser ersten Jahre des hannövrischen Regimentes, so finden wir in der That schon in der damaligen auswärtigen Politik ein Verhalten der englischen Regierung, bei dem die Mittel Englands in den Dienst hannövrischer Interessen gestellt wurden. Es ist die Rolle, welche England in den nordischen Angelegenheiten gespielt hat. In jener Zeit der Bündnisse und Tractate gegen Schweden, bei der Auftheilung schwedischer Besitzungen, war das Ziel Georgs I., für sein Kurfürstenthum die schwedischen Herzogthümer an der Elbe, Bremen und Verden, zu erwerben. An eine energische Verfolgung dieses Planes ging er aber erst, nachdem er in England König geworden war. Am 26. Juli 1715 schloß er einen Vertrag, durch welchen ihm Dänemark, das die elbischen Herzogthümer erobert hatte, dieselben gegen eine Zahlung von 600,000 Thalern überließ. Noch aber mar der Besitz nicht gesichert. Um dies herbeizuführen, ließ Georg Jahr für Jahr eine englische Flotte in die Ostsee fahren, um daselbst gemeinschaftlich mit

der dänischen gegen Schweden zu operiren. Dabei lag nicht England, sondern nur Hannover mit Schweden im Kriege. Natürlich fehlte es nicht an Gründen, mit denen man diese Flottenerveditionen in England zu rechtfertigen mußte. Seit längerer Zeit hatte Schweden den englischen Handel in der Ostsee belästigt, hatte sich geweigert, die geforderten Entschädigungen zu zahlen, und auch dem Unwesen nicht Einhalt gethan. So erhielten denn die englischen Flottenführer Aufträge, wie: englische Kauffahrteischiffe sicher in die Ostsee zu geleiten, vom Könige von Schweden Entschädigungen zu fordern, im Weigerungsfälle Repressalien an schwedischen Schiffen zu üben, wo sich die Gelegenheit biete u. dgl. m. — am Ende kam es doch darauf hinaus, die kriegerischen Unternehmungen der gegen Schweden verbündeten Mächte zu unterstützen. Selbst in London mar es. für Kundige kein Geheimniß, worin der eigentliche Zweck dieser Flottenervedition bestand. Der österreichische Resident Johann Philipp Hoffmann schrieb schon in: Juni 1715 aus London, es sei kein Zweifel, daß die Tones sagen würden, der König „sei nicht so bald zur Regierung gelangt, daß er sich nicht der hiesigen Seemacht auf der Nation Kosten zu seinein privat Churbraunschweigischen Nutzen und Vortheil bedienet."
Im Jahre 1717 wurde in England ein Anschlag einiger schwedischer Minister entdeckt, welche zu Gunsten des Prätendenten einen jacobitischen Aufstand ins Leben rufen wollten, der durch eine schwedische Invasion in England unterstützt werden sollte. Die rechtzeitige Entdeckung vereitelte freilich die Ausführung des Planes. Für unsere Betrachtung aber muß es hervorgehoben werden, daß diese Gefahr für England aus der hannövrischen Politik des englischen Königs entsprungen ist. Es war die Erwiderung Schwedens auf die britischen Flottcnerpeditionen in die Ostsee. Wie diese vorzüglich iin Interesse Hannovers unternommen waren, so galt auch der schwedische Anschlag eigentlich inehr dem Kurfürsten von Hannover, als dem Könige von England. Dem Kurfürsten wollte man seine schneidigste Waffe entwinden, indem man ihn seines britischen Königthums beraubte; märe es gelungen, den Prätendenten auf den englischen Thron zu erheben, so durften die Schweden die britische Flotte nicht länger fürchten. Für England aber erscheint hier das hannövrische Königthum doppelt unheilvoll; für die Zwecke des Außenstaates muß es seine Flotte hergeben und zieht sich dadurch noch die gefährliche Feindschaft eines Karl XII. zu.
Es würde zu weit führen, wollten wir in diesem engen Rahmen die englische Politik der nächsten Jahrzehnte schrittweise verfolgen, um von Phase zu Phase den Einfluß Hannovers festzustellen. Manches wichtige Ereignis! würde vielleicht in neuein Lichte erscheinen. Die Geschichte der Quadrupel-Mianz von 1718, des Herrenhauser Vertrages von 1725, Englands Haltung im polnischen Thronfolgekriege — alles wirst erst recht verständlich, wenn man das Verhältniß zu Hannover ins Auge faßt. Freilich dürfte man nicht sagen, daß das englische Interesse auch allemal dem hannövrischen anfgeopfert morden sei, oft genug gingen ja beide Hand in Hand.

Seit dein Jahre 1740 aber, als England in einen europäischen Krieg verwickelt morden war, machte sich ein Gegensatz zwischen den Interessen beider Länder recht bemerkbar. Dem von Frankreich begünstigten Candidaten zur Kaiserwürde versprach Georg II. als Kurfürst seine Stimme zur selben Zeit, da er als König von England mit Frankreichs Feinden im Bunde war. Und der Grund für diese widerspruchsvolle Haltung war sein Bestreben, dem Kurfürstenthum die Neutralität zu sichern. Jetzt gingen den Engländern über die Motive der auswärtigen Politik die Augen auf; ein Sturm der Entrüstung erhob sich und Robert Walpole, der 21 Jahre lang die Zügel der Regierung in Händen gehalten, mußte aus dem Amte scheiden. Gleichwohl ist sein Nachfolger Carteret in denselben Bahnen gewandelt; neue Erbitterung rief es hervor, als er 16000 Mann hannövrischer Truppen in britischen Sold nahm. Eben dieser Schritt ist der Ausgangspunkt zu heftigen Redekämpfen im Parlamente geworden, in denen man bald auch um die allgemeine Frage stritt, ob seit dem Aufkommen Georgs I. die englische Politik in rein nationalem Sinne oder vorwiegend nach hannövrischen Gesichtspunkten geführt worden sei. Die Aufzeichnungen über diese „Hannover-Debatten" sind wenig zuverlässig, vielleicht apokryvhisch zu nennen. Die von der einen und der anderen Seite vorgebrachten Argumente finden sich aber in einigen Flugschriften wieder, die um dieselbe Zeit entstanden sind. Zwei Schriften vor allen haben das größte Aufsehen erregt, die eine niit dem Titel „Unparteiische und freimüthige Untersuchung des Falles der hannövrischen Truppen im englischen Solde" lMe case of tk« Usuuver f«r«ss in tks pnv «k (Zreat Lritsio. impartiall)' «n6 freelv exgruiueä), verfaßt vom Grafen Chesterfield und Edmund Waller, und die aus der Feder des älteren Horace Walpole stammende Entgegnung, betitelt: „Die unentwegte Wahrung des Interesses von Großbritannien" i^ds interest «f Oreat Lritaiv. stesäil^ pursueci). In der ersten wird die Behauptung aufgestellt und von Fall zu Fall bewiesen, daß seit 1714 das Interesse und die Ehre Großbritanniens den: Vortheil der fremden Besitzungen des Königs aufgeopfert morden seien. „Hannover," so heißt es, „beraubte uns des Vortheils der insularen Lage und war thatsächlich ein Unterpfand für unser gutes Betragen auf dem Continent." Aber so dürfe es nicht fortgehen, die großen Zwecke der englischen Nation dürfen nicht dem kleinen, niedrigen Vortheil Hannovers geopfert werden, „oder wir müssen die Schande über uns ergehen lassen, zu einem Geldinstitut für jenes Kurfürstenthum herabzusinken, und uns in die Gefahr stürzen, in zwei Parteien aus einander zu fallen, welche sich schroffer und unversöhnlicher gegenüberstehen würden als irgend welche, die jemals den öffentlichen Frieden gefährdeten; die Namen dieser Parteien würden sein ‚Englände? und ‚Hannoveraner/"

Horace Walpole suchte in seiner Gegenschrift die hier gegebene Beweisführung Punkt für Punkt zu widerlegen; iin Besonderen geht er die Reihe der unter der hannövrischen Dynastie geschlossenen Verträge und Bündnisse

durch, um darzuthun, wie die Regierung sich immer durch das Interesse Großbritanniens allein habe leiten lassen. Wie zur Zeit Wilhelms III. die Feinde der Regierung von einer Bevorzugung Hollands gesprochen hätten, ganz so und mit nicht mehr Grund spreche man jetzt von einer Begünstigung Hannovers vor England. Freilich kann auch dieser Anwalt des hannövrischen Regimentes dem großen Uebelstande gegenüber, daß jetzt England auf dein Continente angreifbar war, die Augen nicht verschließen. Für Feinde, die England selbst nichts anhaben können, sei es natürlich, ihren Angriff gegen das einer größeren Macht gegenüber wehrlose Kurfürstenthum Hannover zu richten. Und umgekehrt werde auch immer wieder der Fall eintreten, daß um Hannovers willen dem englischen Staate Feinde entständen und Angriste auf britisches Leben und Gut zu gewärtigen seien. Schon hierin sei also immer die Nothmendigkeit einer gewissen Rücksichtnahme auf Hannover gegeben.

Durch diese und ähnliche Producte der Tagesliteratur ist auch das große Publikum auf die Bedeutung der Frage aufmerksam geworden und sie stand während einiger Jahre iin Bordergrunde des allgemeinen Interesses an öffentlichen Angelegenheiten. Carteret vermochte nicht, sich lange iin Amte zu erhalten; der Herzog von Rewcastle legte das Bersprechen ab, sortan sollten die Interessen Hannovers denen England« untergeordnet werden.

Aber Charakter und Neigung des Königs ließen sich nicht ändern, l'ieorg II. hat gleichwohl in der alten Weise fortzuregieren gesucht; selbst hinter dem Rücken seiner englischen Minister hat er oft hannövriscke Politik getrieben. So war es im Jahre 1745. England verpflichtete sich durch die Convention von Hannover, den Frieden zwischen Friedrich dem Großen und Maria Theresia zu vermitteln. Die englischen Minister wünschten, daß Oesterreich freie Hand haben möge, um seine Streitkräfte ungetheilt dem Kampfe gegen Frankreich zuwenden zu können, König Georg aber, dem fein hannovrisches Kurfürstentlmm vor Allem am Herzen lag, erblickte in der Niederwerfung Preußens ein weit wünschenswerteres Ziel und so neigte er sich jenen österreichischen Plänen z», welche auf die Bildung einer Coalition gegen Friedrich II. und die schließliche Auftheilung großer Gebiete des preußischen Staates hinausliefen. Während also das englische Ministerium sich redlich um die Einlösung jener Verpflichtung bemühte, verhandelte der König im tiefsten Geheimnis; in London mit dem österreichischen Gesandten Baron Wasner auf ganz anderer Grundlage. Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen auch Maria Theresia vom Frieden mit Preußen nichts hören wollte. Wenn sie endlich trotz des Rückhaltes, den sie dem englischen Ministerium gegenüber am Könige fand, sich zum Dresdner Frieden bequemen mußte, so waren es die Siege der preußischen Waffen, die sie dazu zwangen, nicht aber die Politik des verbündeten Königs von England, dessen zweifelhaste Haltung am besten durch Friedrichs des Großen Worte gekennzeichnet ist: „Soll ich den König von England als eine oder zwei Personen betrachten?"

In den folgenden Jahren hat der König in seinem englischen Ministerium selbst die gewünschte Unterstützung seiner persönlichen Politik gefunden. Man kann fast von zwei verschiedenen Strömungen im Cabinette Georgs II. sprechen, einer national-britischen und einer hannövrischen. Das Haupt der letzteren mar eben derselbe Herzog von Newcastle, der im (Gegensätze zu Carterets hannövrischer Politik zu Ansehen gekommen war. Jetzt, im Jahre 1749, sagte man auch von ihm, er werde von Tag zu Tage niehr ‚hannoverisirt'.
Für die bedeutungsvolle Stellungnahme Englands nach dem österreichischen Erbfolgekriege haben Georg II. und Newcastle den Ausschlag gegeben. Es galt, für die Zukunft ein neues politisches System zu finden. Denn, mit den Erfolgen des Krieges wenig zufrieden, meinte man in London, durch eine glücklicher gewühlte Bundesgenossenschaft mehr erreichen zu können. Die Combination von 1756, das Bündnis? zwischen England und Preußen, hat manchem unter den englischen Ministern schon damals vorgeschwebt und wäre gewiß zur Thatsache geworden, wenn nicht Hannover im Wege gewesen märe. Schon wirkte der englische Gesandte in Berlin für ein englisch-preußisches Bündniß. Friedrich der Große war mit voller Seele dabei; in seiner Kenntniß der Verhältnisse wählte er auch das wirksamste Mittel, nm seinen Oheim Georg II. zu gewinnen, indem er gewisse Pläne zur Vergrößerung Hannovers zu unterstützen versprach, l'ieorg aber wollte das Bündniß mit Oesterreich nicht aufgeben; gegen Preußen, das seinem Kurstaate einmal gefährlich werden konnte, hatte er das größte Mißtrauen. Newcastle versuchte noch, Preußen und Oesterreich in ein gemeinschaftliches Bündniß mit England zu bringen; als das mißlang, ließ er Preußen fallen, zum Leidwesen aller national gesinnten Engländer, die eine Verbindung mit Preußen jeder anderen vorgezogen hätten. Das hannövrische Interesse hatte wieder einmal über das englische obgesiegt.
Und wenn sich endlich England im Jahre 1756 dennoch mit Preußen verbündet hat, so wäre es gleichwohl der größte Jrrthum, wollte man hierin einen Sieg der nationalen Richtung erblicken. Denn wieder hat man sich auch damals durch die Rücksicht auf Hannover leiten lassen. Frankreich hatte das Kurfürstenthum als vornehmstes Angriffsobject in Aussicht genommen und das war es, was den englischen König das preußische Bündniß suchen ließ, damit Preußen ihm die Neutralität Hannovers garantire.
So war unter den beiden ersten Georgen die Rücksicht auf Hannover oft bestimmend für die auswärtige Politik Englands. Das Mißtrauen der englischen Nation gegen das hannövrische Interesse ihres Königs war nur allzu begründet. Wie manches Mal wurde um dieses Interesses willen englisches Geld und Menschenleben hingegeben, obwohl dies ausdrücklich durch die ^ct «f Lettlemsnr verboten mar. Es war so schwer zu beweisen, daß mehr hannövrische als englische Politik getrieben wurde, und stets fand sich ein Vormcmd, um dem Parlamente gegenüber die Handlungen der Regierung zu rechtfertigen. Auch war der persönliche Einfluß des Königs in der aus-

wärtigen Politik damals noch von größter Bedeutung. Recht bezeichnend für diesen Einfluß des Königs ist die Art, wie so oft bei seinem Aufenthalte in Hannover die Fragen der großen Politik zur Entscheidung gebracht, die künftige Stellung Englands in europäischen Angelegenheiten festgelegt wurde. Meist nur von dem einen oder andern seiner englischen Minister begleitet, ging oft in Hannover der König Verbindlichkeiten ein, denen auch das Ministerium in London sich nachträglich kaum entziehen konnte. Das französicke Bündniß vom 4. Januar 1717 war vorher zwischen Georg 1. und Dubois in Hannover verabredet worden; das von 1725 ward ebendort zum Ab schlusse gebracht. 1741 schloß Georg II. in Hannover den NeutralitStsver trag, durch den Walpoles Sturz erfolgte; 1748 und 1750 wurden die all- gemeinen europäischen Fragen und Englands Stellung zu denselben in Hannover ventilirt. Namentlich im Jahre 1748 gestalteten sich diese Conferenzen zu einer Art von europäischem Diplomatencongreß.

Georg II. ließ nicht nur die englischen Gesandten aus Wien, Berlin, Stockholm und Kopenhagen zu sich nach Hannover kommen; daselbst wellten auch Vertreter von Oesterreich, Preußen, Rußland, Sachsen und vieler anderer Staaten, lind an allen Höfen Europas sprach man von nichts Anderen, als von den Conferenzen in Hannover.

Aus diesen kurzen Bemerkungen geht zur Genüge hervor, wie wesentlich die Verbindung mit Hannover die englische Geschichte unter den beiden ersten Königen der neuen Dynastie beeinflußt hat. Mehr als einmal hätten die Geschicke Englands sich anders gestaltet, wenn nicht sein König zugleich Kur- fürst von Hannover gewesen wäre. Um diesen Einfluß richtig zu würdigen, müssen mir uns fragen, ob und wie weit derselbe durch das Verhältnis der beiden Länder zu einander nothmendig bedingt war, bezw. ein wie großer Theil dieses Einflusses auf Rechnung der Persönlichkeiten der beiden ersten George zu schreiben ist. Die Antwort wird lauten, daß die beiden Könige selbst es gewesen sind, die diese hannoveristrenden Tendenzen in die englische Politik erst hineingetragen haben. Denn unter ihrem Nachfolger Georg Iii., der doch ebenfalls auch Kurfürst war, ist von solcher Bevorzugung Hanno- vers kaum mehr die Rede. Von den beiden ersten Georgen sagte man, sie seien als Fremde nach England gekommen und fast als Fremde gestorben- Georg III. sprach es in seiner ersten Thronrede aus — und er selbst bat diese Worte eigenhändig dem Entwürfe seiner Minister noch hinzugefügt — daß er in seinem Denken und Wollen englisch seil „Geboren und erzogen in diesem Lande, trage ich mit Stolz den Namen eines Briten; und immer ivird das eigentliche Glück meines Lebens darin bestehen, die Wohlfahrt eines Volks zu fördern, in dessen Treue und Anhänglichkeit an meine Person ich die beste und dauerhafteste Sicherung meines Thrones erblicke." Von einem so gesinnten Fürsten war es nicht zu befürchten, daß er in die Fehler feiner beiden Vorgänger verfallen werde.

War so seit dem Tode Georgs II. die Verbindung mit Hannover von

Noltke als Erziehers)
Allerlei Betrachtungen
VSN
Lelix Vshn.
— Breslau, —
(Zortsetzimg,
VII.

^ber nicht nur für die französische Führung hat Moltke Kritik.
Zwar enthält er sich derselben in den meisten Fällen ganz, indem
er lediglich erzählt. Zuweilen jedoch trifft auch die deutsche Leitung
eine Verurtheiluug, welche «wie oben S. 204) nin deswillen, daß sie in glatte
Worte — ohne ausdrücklichem Porwurf — gekleidet wird, nicht minder scharf
schneidend trifft.

Unleugbar hatte sich die vierzehnte Division bei S sicheren, in dem Glauben,
es nur mit der Nachhut eines abziehenden Feindes zu thnn zu haben, durck
ihren Angriff auf einen weit übermächtigeren Feind in überaus vortheilhafter
Stellung in äußerste Gefahr gebracht; sie konnte den Angriff nur wagen,
weil ihr die Unterstützung der dreizehnten zugesagt war. Diese Unter-
stützung aber — blieb aus!

Obwohl die XIII. Division eine höchst günstige Richtung vor sich hatte— auf
Stiering-Wendel —, welche ihr, wenn sie nur geradeaus derselben folgte,
entscheidenden Erfolg sicherte, erschien sie nicht ans dem Schlachtfeld: Moltte
sagt: „Entscheidend hätte jetzt um 5 Uhr die XIII. Division ein-
g'reifen und dem ganzen Gefecht ein Ende machen können. Dieselbe
war kaum mehr als eine Meile von Stiering entfernt. Als das Gefecht (nm 1 Uhr)

>) (Moltke's Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71, gesammelte
Schriften III. Berlin 1891.)

schehnissen jener Tage selbst, welche sich mit einer Steigerung und Zuspitzung abrollten, wie wir sie nur in der Dichtung und auf der Bühne zu sehen gewohnt sind. Jedoch! es gehörte eben der Blick und die Gestaltungsgabe eines Meisters dazu, dies Dramatische zu erkennen, und trotz der Spröde des Stoffes zum vollendeten Ausdruck zu bringen.

Einzelne der großen Schlachten — so der vor Metz, dann vor Allem der höchst „dramatischen" von Sedan — sind dargestellt wie in sich geschlossene, einheitliche Kunstwerke: dann erreicht die Sprache ihren Höhepunkt, dann wird — aber nur sehr selten — bei dem Zeitwort die Form der geschichtlichen Gegenwart angewandt (das ,,pr»s8Sll« Iiistoricum"): dann versetzt der greise Verfasser den Leser in athemlose Spannnng, in bebendes Erwarten und reißt ihn mit jugendlicher Schwungkraft eines Schiller in Begeisterung dahin. Bewunderungswürdig ist die Kunst, in der, wie in einer vollendeten Schlachtballade oder Kamvfschilderung im geschichtlichen Roman, das sich überstürzende Drängen der gleichzeitigen oder doch blitzschnell sich folgenden Ereignisse zur Anschauung gebracht wird, ohne das; doch die Klarheit jedes einzelnen Bildes in seiner selbstindigen Abhebung von dein in Raum und Zeit nächsten darunter litte.

Ich kenne keinen Balladendichter oder Nomanschreiber oder Schlachtenmaler, der nicht von diesem Meister lernen könnte. Ich für meinen Theil werde ihn nach dieser Richtung hin auf das Eifrigste studiren.

Ein solches Musterbild ist die Schlacht von Colombev-Nouillu (14. Aug.), S. 30 — 34. Hervorzuheben ist auch hier wieder — im scharfen Unterschied von den Franzosen (S. 33) — der schöne Eifer aller deutschen Befehlshaber iin Bereich des Gefechtsfeldes, sich gegenseitig zu unterstützen — aus selbständiger Entschließung — „denn die Art wie die Schlacht entstanden, schloß die einheitliche Leitung aus —". Die Zuflucht der nahen Beste Metz verhinderte Ausnutzung des Sieges durch unmittelbare Verfolgung: aber das werthvolle Ergebnis? des blutigen Kampfes — 5000 Todte und Verwundete, darunter 200 Offiziere, mährend die französische Verteidigung nur 3600 Mann Berlnst hatte — war die Unterbrechung des Abzugs Bazaine's und der Gewinn eines Tages für den Uebergang der Armee über die Mosel.

Denn darauf zielte nun Moltke's Feldherrnschaft: die „Rheinarmee" in Metz festzuhalten, ihren Abzug zu der Armee von Chulons zu verhindern, diese, welche allein noch Paris deckte, zu vernichten, und, gemäß dem von Anbeginn gefaßten Plan, sich dieser Hauptstadt zu bemächtigen.

In welch' wunderbarer, mehr an Dichtung als an nüchterne Geschichte gemahnender Weise jene Gedanken, vom Glück und von der Verblendung der Gegner begünstigt, sich über alles Erhoffen hinaus vollenden sollten, das konnte damals Freund und Feind nicht ahnen.,

Ergreifend, jene athemlose Spannung erzwingend, ist die Darstellung der furchtbaren Schlacht von Vionville-Mars la Tour (16. Aug.), in der unter Andenn das I. Bataillon der Zweiundfünfziger und das H. der

Schlachten- und Schrift-Meisters nicht aus der fieberhaften Spannung: denn nun droht Unheil von dein (endlich) erheblich verstärkten rechten Flügel der Feinde. Die Brigade von Wedel! war hier, von ihrem Marsch nach Etain ab und zu schleuniger Hilfe auf das Schlachtgefild gerufen, eingetroffen: aber ihre nur fünf Bataillone zählenden beiden Regimenter — Westfalen — stießen auf das ganze IV. Armeecorps der Franzosen! Durch das heftige Granat- und Mitrailleusen-Feuer dringen die wackeren Söhne der rothen Erde vor: „aber plötzlich stehen sie vor einer vorher nicht sichtbaren tiefen Schlucht. Auch diese wird durchschritten und der jenseitige Hang erstiegen: nun aber treten sie in ein vernichtendes Jnfanteriefeuer, welches aus nächster Nähe von allen Seiten auf sie gerichtet wird. Nachdem fast alle Führer und Offiziere gefallen, gleiten die Trümmer der Bataillone in die Schlucht zurück. Dreihundert Mann haben nach einem Marsch von sechs Meilen nicht mehr die Kraft, den steilen südlichen Abhang zu erklimmen und gerathen in Gefangenschaft. Der Rest sammelt sich, um die zerschossene Fahne, welche der allein noch berittene Oberst von Cranach in seiner Hand zurückträgt. Mehr als die Hälfte der Offiziere und der Mannschaften werden vermißt." Prachtvoll ist die Schilderung des nun folgenden Neitergefechts — bei Pille sur ?)vron — des größten des Feldzugs (S. 45), in welchem fünftausend Reiter im Handgemenge hin und her wogten, bis die nur zehn deutschen Schwadronen — Garde-Dragoner, Hannover-Ulanen und westfälische Eürassiere — die ungeheure Uebermacht von drei Divisionen iverfen und verfolgen. Dadurch ward erzielt, daß, ivie die Mitte, so nun auch der rechte Flügel der Franzosen auf jeden weiteren Angriff verzichtete.

Der Tag neigte zu Ende, die Däinmerung war eingetreten, die Schlacht gewonnen, die Preußen standen Abends auf dem Boden, welchen die Franzosen am Morgen inne gelmlten. General von Alvensleben erhält das Zengniß, daß er an diesem Tage „eine der glänzendsten Waffenthaten des Krieges" verrichtet habe <S. 45).

Und nun erthcilt Moltke dem deutschen Obercommando einen Tadel.

Jetzt war es angezeigt, den weit überlegenen Feind nicht durch erneute Angriffe herauszufordern und, wo keine Unterstützung mehr zu hoffen, den schwer erkauften Erfolg wieder in Frage zu stellen. Die Kräfte der Truppen waren erschöpft, die Munition zum großen Theil verschossen, die Pferde seit fünfzehn Stunden unter dem Sattel und ohne Futter: ein noch Abends sieben Uhr erlassen« Befehl des Obercommando'S ordnete jedoch ein erneutes und allgemeines Vorgehen gegen die feindliche Stellung an. Es scheiterte unter blutigen Verlusten. Die Wortfassung schließt doch wohl vorher eingeholte Zustimmung Moltke's und hier also einen Selbsttadel aus, wie er ihn später freilich wiederholt ausspricht. Es wirkt ziemlich bitter, daß „die in Ausführung jenes Befehls vorgehende Reiterei bei bereits eingetretener Dunkelheit kaum noch ein eigentliches Angriffsziel erkenneil konnte, in das lebhafteste Jnfanteriefeuer gerieth und sich unter namhaften Verlusten zurückziehen mußte" (S. 49).

zustürmen hatten, welche aus taufenden von Schießscharten Tod und Verderben spieen!

Offen gesteht Moltke seinen Jrrthum ein, die Ausdehnung der Franzosen nach Norden unterschätzt zu haben: so traf der deutsche Angriff, welcher deren nördlichen (rechten) Flügel fest halten wollte, nur auf die Mitte des Feindes. Daher verzögerte sich sehr erheblich jene Umfassung dieses nördlichen Flügels durch den linken der Deutschen (die II. Armee, vorab die Sachsen). Unter den furchtbarsten Verlusten, zumal durch das weittragende Chassepotgewehr — die Franzosen konnten sich verinöge dieses Vorzugs außerhalb des Feuers des Zündnadelgemehrs halten — hatte man sich überzeugt, daß der südliche (linke) Flügel des Feindes aus seiner durch Natur und Kunst unbezwingbaren Stellung nicht zu verdrängen war (S 58). Hier ertheilt sich Moltke selbst eine Rüge: das II. Corps war spät am Abend südlich von Gravelotte eingetroffen. „Lebhaft sprach sich der Wunsch der Pommern aus, heut noch an den Feind zu gelangen. Es wäre richtiger gewesen, wenn der zur Stelle anwesende Chef des Generalstabes der Arinee dies Vorgehen in so später Abendstunde nicht gewährt hätte. Eine völlig intacte Kerntruppe konnte am folgenden Tage sehr erwünscht sein, an diesem Abend aber hier kaum noch einen entscheidenden Umschwung herbeiführen." Der Versuch scheiterte denn auch gar bald um der Dunkelheit willen. Die Entscheidung mußte auf dem entgegengesetzten, dem nördlichen Flügel fallen: bei Saint Privat. Liest man (S. 60) die Schilderung des Angriffs der Garden auf die Stirnseite dieses burgähnlichen Hochdorfs, so sträubt sich das Haar. Was ist gegen diese eherne Prosa das Versgestammel, in welchem ich ^) das bange Harren der erschöpften Schaaren auf das Eingreifen der Sachsen zu beschreiben versucht habe! In einer halben Stunde hatten fünf Bataillone alle, die übrigen die Mehrzahl ihrer. Offiziere eingebüßt! Ob es nicht ein Fehler war, vor dem Eingreifen der Sachsen im Norden und vor Erschütterung der Franzosen durch ergiebiges Geschützfeuer diesen Angriff des Fußvolks anzuordnen — darüber sind von Berufenen sich schroff widerstreitende Meinungen ausgesprochen worden.

Die Blutarbeit der drei großen Schlachten bei Metz war gethan, Vereinigung der beiden kaiserlichen Heere verhütet, Bazaine in Metz festgehalten. Er sollte es nur als Gefangener verlassen.

IX.

Wir aber verlassen nun einstweilen die von der neu gebildeten Annee des Prinzen Friedrich Karl in jener Beste eingeschlossenen Franzosen und folgen der III. Arinee (des Kronprinzen) und der neugeblldeten Maasarmee des Kronprinzen von Sachsen auf ihren Wegen zuerst nach Westen, dann nach Norden, auf der Suche nach der Arinee von Chälons des Marschalls Mac Mahon.

Es ist höchst anziehend, in Moltke's durchsichtiger Darstellung das Gewirre

i) »Saint Privat." In der Schrift zur Jubelfeier des sächsischen Königshauses. Dresden. 189«.

der Schicksalssäden zu verfolgen, welche, von Mißverständnis;, Unentschlossenheit, Halbheit des Willens, Widerspruch politischer und militärischer Erwägungen gewoben, zuletzt Kaiser, Marschall und Heer in den Thalkessel von Sedan rettungslos verstrickten. Mac Mahou wurde von seinem richtigen Entschluß, Paris zu decken, den er gegen den Befehl der Kaiserin und des Ministerrathes aufrecht gehalten hatte, abgebracht durch die doch nur bedingt und zweideutig ausgesprochene Meldung Bazaine's, er wolle sich über St. M6n6hould nach Chälons durchschlagen.

Da beschloß Mac Mahon, seinen Waffengefährten unter keinen Umständen im Stiche zu lassen und zog, statt »ach Paris, Bazaine entgegen (der nicht kam!) gen Nord-Osten und in sein Verderben! Bei dein schwankenden Hin nnd Her — bald vorwärts entgegen Bazaine, bald stehen bleiben, da dieser ausbleibt, Beschluß, nun doch nach Paris umzukehren, Nöthigung durch Befehle aus Paris, gegen bessere Einsicht gleichwohl nach Nordosten zu marschiren, könnte Einem der Marschall beinahe leid thun!

Die französische Reiterei leistete damals durchaus nicht Genügendes im Aufklärungsdienst — ein Theil derselben befand sich in der Nachhut, ein anderer auf der in keiner Weise gefährdeten linken Flanke, während doch Aufklärung auf der rechten so dringend nothwendig gewesen wäre. — Dagegen erwarben sich gerade in jenen Tagen die deutschen Reiter durch Kühnheit und Findigkeit höchste Perdienste. Allerdings hatten sie auch Glück: so in der zweimaligen Auffangung eines Generalstabsofsiziers mit wichtigsten Befehlen und Berichten. Tie französischen Abtheilungcn irrten wie im Nebel herum, ohne Kenntnis; von den Bewegungen des ihnen so nahen Feindes, den sie für stark hielten, wo er schwach war und umgekehrt; falsche Angaben aus Paris über die Stellungen der III. Armee verstärkten das Jrrsal.

Es war ja auch seltsam, daß damals die beiden feindlichen Heere an einander vorbeimarschirten: das französische in weitem Bogen nach Osten auf Metz, das deutsche geradeaus nach Westen auf Paris. Moltke hebt die verderbliche Geschwätzigkeit der Pariser Zeitungen hervor, in denen man im deutschen Hauptquartier ganz gemüthlich Dinge las, von deren Geheimhaltung die Rettung Frankreichs abhing: sie brachten die in der Nationalversammlung gehaltenen Brandreden, in denen ein General, der seinen Gefährten im Stiche lasse, der Fluch des Baterlandes genannt wurde: — daraus schloß Moltke, daß, bei der Macht der Phrase in Frankreich, der militärisch richtige Gedanke dem Lärm der Schreier und der Rücksicht auf die Stimmnng in Paris werde geopfert werden. In der That trieb denn auch aus solchen Gründen der Kriegsminister Mac Mahon mit Hochdruck in sein Unheil: er zwang ihn wider seine gute Einsicht zu dem Marsch auf Metz, indem er telegravhirte: „wenn Sie Bazaine im Stiche lassen, so bricht in Paris die Revolution aus."

Ja, der „Temps" brachte geradezu die alles vermthende Nachricht: Mac Mahon habe sich entschlossen, Bazaine zu Hilfe zu eilen.

Die Franzosen, welche erst aus Moltke's Buch selbst erfahren, wie

diese grenzenlosen Unvorsichtigkeiten ihrer Zeitungen ihn besser noch als seine „Ulanen" unterrichtet haben, schelten zur Zeit (September 91) gewaltig darüber: und gewiß werden sie in diesen Fehler nicht wieder verfallen; wie mir denn überhaupt nie wieder eine solche Reihe von Glücksfällen und Fehlern dieser Feinde erleben werden: es ist, wie wenn alle Götter Walhalls die hin und her geworfenen Schaaren Mac Mahons zu verderben gewctteifert hätten!

Nachdem die rheinischen Dragoner, bis in das Lager bei CtMons vorstreifend, dieses als verlassen gemeldet hatten und andere Anzeichen, ja bestimmte Meldungen auf den Abmarsch Mac Mahons gen Nordosten hinmiesen, ward am 25. August zu Bar le duc von Moltke der geniale Beschluß gefaßt, statt nach Westen auf Paris, nach Norden zu marschiren, Mac Mahon auf der Straße noch Metz abzufangen, ihm durch die Maas-Armee den Weg nach ^)sten zu verlegen, zugleich ihn von Süden mit der III. Armee anzugreifen und zu vernichten oder — schon taucht diese zweite Möglichkeit ans — itm nach Norden, nach Belgien abzudrängen, wohin ihm zu folgen war, falls, ivie vorauszusehen, die belgischen Truppen zu schwach waren, die Beschreitung ihres Gebietes zu verhindern; mar doch von Anfang an der Gedanke gefaßt worden, die feindlichen Heere möglichst gen Norden von den reichen Hilfsquellen im Süden abzudrängen.

Alan muß in Moltke's eigenen Worten den Gedankengang verfolgen, der in jenen weltgeschichtlich entscheidenden Stunden zu Bar le duc sich in ihm vollzog. Schmer ward es dem Besonnenen, seinen wohl überlegten Plan plötzlich gegen einen neuen nicht vorbereiteten zn vertanschen. Lang und genau wog er, eh' er wagte. Aber — er wagte.

Vorsichtig genng wurde in den Bormittagsstunden des 25. — um II Uhr — vorerst nur eine geringe Aendenmg der Marschrichtung nach Norden hin angeordnet: nach Rheims, statt nach Chülons; aber als im Laufe des Nachmittags neue bestimmtere Nachrichten einliefen, „als die Zeitungen das Gehcimniß ausgeplaudert hatten," — da wurde nun gegen Abend, da man nicht mehr zweifeln konnte an Mac Mahons Bewegungen, der Ncchtsabmarsch, die Schwenkung von West nach Norden beschlossen. Moltke hatte schon Mittags seinen Plan entworfen, nach welchem die Maasannee für alle Fälle und die Baiern in nicht allzugroßcn Märschen am rechten McmS-user bei Damv'llers versammelt werden konnten. Dieser Plan kam nun zur Ausführung. „Man hat im Kriege vielfach nur mit Wahrscheinlichkeiten zn rechnen, und das Wahrscheinlichste ist meist, daß der Gegner die richtigste Maßregel ergreift (wie im Schachspiel!) Als eine solche war nicht anzusehen, wenn das französische Heer, Paris entblößend, längs der belgischen Grenze auf Metz marschirte. Der Zug erschien befremdlich, selbst etwas abenteuerlich — aber möglich war er doch." — Dieser Möglichtest begegnete nun der große Schachspieler und seine geniale Boraussicht führte zu dem „Schach-Matt" von Sedan.

wurde. Nur mit größter Mühe gelang es, spät in der Nacht ein Unterkommen für diejenigen zu erlangen, welche für den folgenden Tag die nöthigen Befehle vorzubereiten hatten." Das war aber vor Allen der greise Feld-Marschall selbst! Welche Vernrtheilnng des Unwesens der „vielen hohen Gäste und ihres Gefolges" in dem Hauptquartier liegt in diesen knappen Worten!

Zufällig habe ich Einiges von dem hier Gerügten gerade in Buzancy in dieser Nacht mit erlebt. Spät am Abend war es, als ich angegangen wurde, meine Lampe einem Beamten des königlichen Cabinets abzutreten, der bis dahin sich mit einem Stümplein Stearinkerze hatte behelfen müssen bei Abfassung wichtigster Berichte. Selbstverständlich trug ich sie sofort selbst auf seinen wackeligen Schreibtisch; alle besseren (belasse und Geräthe waren den Begleitern eines Prinzen zugetheilt: Herr von Wilmowskn aber mußte auf einem ausgedienten Waschtisch schreiben! Und nur durch Androhung körperlicher Gewalt konnten mir den „Chef", d. h. den Koch eines anderen Prinzen aus dein letzteil verfügbaren Bett entfernen, um einen schwer vermundeten Offizier darin unterzubringen. Hoffentlich bewirken Moltke's vorwurfsschwere Worte, daß in dem nächsten Feldzug nicht so viele Ueberflüssige den Platz derjenigen wegnehmen, welche „die nöthigen Befehle für den folgenden Tag vorzubereiten haben".

Und welche Gedanken, welche Anordnungen beschäftigten in jener Nacht den nimmer niüden Alten: keine geringeren als jene, welche die Wunder von Sedan schufen; es war bereits ins Auge gefaßt, daß die Armee von CHSlons genöthigt werden könnte, auf neutrales Gebiet überzutreten, und auf diplomatischein Wege wurde die belgische Regierung aufgefordert, in diesem Falle für die Entwaffnung Sorge zu tragen, „die Truppen aber angewiesen, unverzüglichenfalls die Grenze zu überschreiten, wenn dort der Gegner die Waffen nicht niederlege".

Solche Dinge wog schon in jener Nacht der vorschauende Meister, wachend in dem Häuslein dicht neben uns, während wir, erschöpft von allerdings nicht ganz geringer Anstrengung der letzten Tage nnd Nächte, in schweren. Schlafe lagen.

„Einstwellen hatte Mac Mahon beschlossen, sein Heer bei Sedan zu versammeln, nicht um dort zu schlagen, sondem um den Truppen die unabweislich gebotene kurze Rast und Versorgung mit Lebensmitteln und Schießbedarf zu gewähren. Dann sollte der Rückzug auf Paris über Mözi^res angetreten werden, wo eben jetzt General Vinon mit dein neu gebildeten XIV. Corps anrückte. Aber obwohl nach der Niederlage bei Becmmont der Fluß jede Verfolgung durchaus verhindert hatte, nahm doch der Rückzilg der Franzosen bald einen bedenklichen Charakter an. Die Truppen waren durch Anstrengung bei Tag und Nacht unter beständigem Regen und bei mangelhafter Verpflegung aufs Aeußerste erschöpft. Scheinbar zwecklose Hin- und Herinärsche hatten das Vertrauen auf die Führung, eine Reihe unglücklicher Gefechte die Zuversicht auf sich selbst erschüttert. Tausende von Flüchtlingen

Nachfolger der kaiserlichen Schlafmütze Friedrich III.) Friedrich IV. heißen müßte! Aber da kann man lange reden. Zum größten Glück heißt unser dermaliger Beherrscher zugleich als Kaiser und König Wilhelm II.
Schmer wiegende Worte spricht Moltke <S. 97 > über die den Besiegten von Sedan auferlegten Bedingungen: „man mußte sich sagen, daß man einem mächtigen Feinde wie Frankreich gegenüber die gewonnenen Bortheile nicht aus der Hand geben dürfe. Hatten die Franzosen schon den Sieg deutscher Waffen über Nicht-Franzosen (bei Sadoma) als Beleidigung empfunden, so konnte keine »„zeitige Großmuth sie die eigene vergessen inachen."
Genau dasselbe gilt von dem Wiedererwerb von Elsaß-Lothringen: Es ist eitel Selbsttäuschung, wenn Franzosen und — viel schlimmer! — wenn gewisse „Auch-Deutsche" betheuern, „hätte man nach Sedan Frieden geschlossen und sich mit Entschädigung für die Kriegskosten begnügt, die Franzosen würden solche Großiimth mit Dankbarkeit vergolten haben, das Verlangen nach Rache wäre nicht geweckt, die Freundschaft der beiden großen Bildnngsvölker alsbald hergestellt worden."
Lieber Gott! welche Thorheit! Wie glimpflich hat man 1815 — fchon »in die Bourbons nicht unmöglich zu machen — das niedergeworfene Frankreich behandelt! Man verzichtete damals — zum heißen Zorn des Freiherrn von Stein! — auf die Wiedergewinnung von Elsaß und Lothringen: — und was war der Dank und die Folge? Das Geschrei — lievzmcke pour 'Wkwrloo — ganz ebenso wie die Kevanolis pour Ziillowü verlangt wurde.
Gewiß ist die Feindschaft zwischen Deutschen und Franzosen tief beklagenswert!) : nicht nur wegen der fast uuertragbarcn Waffenrüstung, welche sie uns aufzwingt, ebenso weil beide große reich begabte Völker sich so vortrefflich ergänzen und dein germanischen Blut in den Franzosen die Franken nnd Alamannen des Deutschen Reiches doch näher stehen als die Baschkiren und Tschetschenzen des Zars: aber wahrlich, nicht die Deutschen tragen an jener Feindschaft Schuld. Hätten wir nur Geld gefordert: — die Wuth über die Niederlage wäre die gleiche gewesen.
Wenn sie nun doch wüthen, sollen sie wenigstens nicht in Straßburg und Metz wüthen, sondern weiter westlich. Uebrigens ist ein gut Stück dieser Wuth erst ziemlich spät nach dein Frankfurter Frieden durch die Patriotcnliga des Monsieur D^roulöde künstlich entfacht worden: als ich in den Jahren 76 und 77 wochenlang in Paris, Le Havre, Südfraukreich weilte und reiste, ist mir nie das Mindeste von jenen Ungezogenheiten ziiaestoßen, welche seit 1878 etwa den Deutschen den Aufenthalt in Frankreich verleideten, so daß Herr Pindter die Franzose,: sogar ein „wildes Bolk" nannte, was doch vielleicht zu stark iin Ausdruck ist.
„Ihr hättet sollen Frieden schließen nach „Sedan": — sagen heute noch viele Leute in der Schweiz, in Holland, in Belgien, in England, und in Italien wurde damals der alte Garibaldi ganz rappelig, blos weil Frank-

sei die Festung noch nicht genügend in Vertheidigungsstand gesetzt und könne einer Belagerung nicht widerstehen, wenn der Platz von der Armee verlassen werde. Dies Alles hätte man freilich schon in Metz übersehen können, oder vielmehr man mußte es wissen, bevor man von dort abrückte. Ganz besonders aber wurde betont: „daß die Erhaltung der Armee der beste Dienst sei, welchen man dein Laude erweisen könne, wichtig besonders, wenn Friedensunterhandlungen angeknüpft werden sollten." Sämmtliche Generale sprachen sich gegen die Fortsetzung der eingeleiteten Bewegung aus, und der Oberfeldherr, welcher sich jeder Meinungsäußerung enthalten, erthcilte um 4 Uhr den Befehl zum Rückmarsch.

Die ganze Unternehmung am 26. August kann nur als ein Parademanöver angesehen werden. Dem Kriegsminister meldete der Marschall, daß es aus Mangel an Artilleriemunition „unmöglich" sei, die Linien des Gegners zu durchbrechen, wenn nicht Angriffsbemegungen von außen her „den Gegner zum Rückzüge zwängen." Dringend wurden Nachrichten aus Paris über „die Stimmung iin Volke" erbeten.

Es ist zweifellos, daß Marschall Bazaine nicht blos nach militärischen, fondern auch nach politischen Rücksichten gehandelt hat: aber es fragt sich, ob er bei der in Frankreich eingetretenen Verwirrung anders handeln konnte. Aus dem eben erwähnten Briefwechsel, wie schon aus seinein Verhalten in den Schlachten von Metz geht eine entschiedene Abneigung hervor, sich von diesem Platz zu trennen. Unter seinen Mauern vermochte er eine bedeutende Heeresinacht bis zum gegebenen Augenblick ungeschwächt zu bewahren. An der Spitze der einzigen noch nicht zertrümmerten Armee Frankreichs konnte ihm eine Machtstellung zufallen wie keinem Anderen im Lande. Freilich mußte diese Armee erst von dem Banne befreit sein, welcher sie zur Zeit gefesselt hielt. Der gewaltsame Durchbruch hätte sie, selbst wenn er gelang, erheblich geschwächt, und ganz undenkbar war es nicht, daß der Marschall als stärkste Autorität im Lande einen Preis werde bieten können, welcher den Gegner bestimmte, den Abzug zu gestatten. Denn wenn es endlich zum Friedensschlüsse kam, mußte man auf deutscher Seite fragen: „wo ist in Frankreich die Macht, mit welcher, nach Zusammensturz des Kaiserreiches, verhandelt werden kann, und welche in ihrer Stärke die Bürgschaft dafür leistet, daß übernommene Verpflichtungen auch gehalten werden ?" Daß der Marschall, wenn seine Pläne zur Ausführung gelangt wären, anders als im Interesse Frankreichs gehandelt haben würde, ist weder beiviesen noch vorauszusetzen. Bald aber trat in Paris eine Anzahl von Männern zusammen, welche, ohne die Nation zu befragen, aus eigenem Auftrag sich als die Regierung des Landes hinstellten und die Leitung seiner Angelegenheiten in die Hand nahmen. Diesen gegenüber freilich konnte der Marschall, gestützt auf seine Armee, rivalisirend, ja sogar feindlich auftreten, er konnte, — und das war in den Allgen der Pariser Regierung sein Verbrechen, — die Autorität des Kaisers, dem er Treue geschworen, wieder herstellen. Ob er dadurch dem Lande nicht

Felii Dahn in Breslau,
von den, Corps des Generals Binoy (das durch schwere Versehen der Deutschen aus der Nähe von Sedan nach Paris entkommen war) bestand noch die Territorialarmee aus ca. 470000 Mann, Dank der umsichtigen und zu früh unterbrochenen Reorganisation des Marschalls Niel. „Aus der 'Vervollständigung der Bewaffnung machten die Werkstätten des neutralen Englands bereitwillig ein Geschäft" — wie könnte man treffender die busiaess-liks Behandlung des großen Kampfes durch unsere angelsächsischen Betten: kennzeichnen! — die große Vaterlandsliebe der Nation konnte mit solchen Streitmitteln ^ eine Million Männer ohne Franctireurs und Freischaaren, 2000 Geschütze, 400000 Chassepots — langen Widerstand leisten, wenn ein kräftiger Wille sie in Thätigkeit setzte.
Und ein solcher fand sich in der Person Gambetta's.
„Als Kriegsminister fiel ihm nach dem in Frankreich geltenden System zugleich die Leitung der Operationen zu und freilich durfte er den Oberbefehl nicht aus der Hand geben. Denn in der Republik wäre ein energischer General an der Spitze des Heeres alsbald an seiner Statt Diktator geworden." In diesen verhaltenen Worten stecken die schärfsten Verwerfungen jenes „Systems" und der republikanischen Verfassung: denn alsbald führt Moltke das schwere nun folgende Unheil Frankreichs auf diese Gründe zurück.
„Unter ihm amtete — gewissermaßen als Chef des Geueralstabs — ein zweiter Nicht-Militair, Herr de Freycinet, und ihre nachdrückliche, aber dilettantische Befehlsführung (welch treffliche Ausdrucksweise!) ist Frankreich theuer zu stehen gekommen. Mit seltener Thatkraft und unerschütterlicher Beharrlichkeit mußte Gambetta die ganze Bevölkerung des Landes zu be-waffnen, nicht aber, die ins Leben gerufenen Schaaren nach einheitlichem Plane zu lenken. Ohne ihnen Zeit zu lassen, sich zu kriegstüchtigen Truppen heranzubilden, schickte er sie, mangelhaft ausgerüstet, mit rücksichtsloser Härte in unzusannnenhängende Unternehmungen gegen den Feind, an dessen fester Fügung ihre Tapferkeit und ihre Hingebung zerschellen mußten. Er ver-längerte den Kampf mit allen Opfern auf beiden Seiten, ohne das Schick-sal zu Gunsten Frankreichs zu wenden."
Welch schöne Anerkennung auch des grundsätzlich bekämpften Nichl-Militairs und der Tapferkeit und Hingebung „der armen Moblots" und Landsturm-Aufgebote! Sollte es in Deutschland noch immer Mllizschmärmer geben, welche uns rathen möchten, in der Mitte von Franzosen und Russen unsern „Militarismus" aufzugeben und uns auf Bolksmehren zu verlassen, denen man im Fall eines Angriffs ein Gewehr in die Hand legt — vielleicht macht sie doch stutzig das Wort Moltke's „von dem festen Gefüge," an welchem Uebermacht und bester Wille „zerschellen".
Moltke war also (nach S. 112) der Ueberzeugung, nach Gefangen^ nähme des einen und Einschließung des andern kaiserlichen Heeres war der Feldzug ohne Zweifel entschieden. Alles, was Gambetta und die nationale

Vertheidigung noch an Widerstand leisten konnten, unter allen Umständen hoffnungslos und nur geeignet, Frankreichs Schädigung iin Krieg und die Forderungen der unabwendbaren Sieger bei dein Friedensschluß zu steigern.

Fern sei es, die durch den Erfolg gerechtfertigte Ansicht des großen Feldherr« anzuzweifeln: hat er doch auch ausdrücklich die weit verbreitete Erzählung als „Legende" bezeichnet, die Entsatzversuche Gainbetta's und die Durchbruchversuche der in Paris Belagerten in ihrem Zusammenwirken hätten wenigstens Einmal das große Hauptquartier in solche Besorgnisse gedrängt, daß es beinahe Versailles habe räumen wollen, daß für alle Fälle bereits die Koffer gepackt gewesen seien; er sagt stolz <S. 215): „es ist Niemand auch nur in den Sinn gekommen, der Armee ein so übles Beispiel zu geben."

Indessen man wird doch Gambetta nicht von vornherein darum verurtheilen dürfen, daß er bei den noch Anfang September zur Verfügung stehenden, von Moltke selbst aufgezählteu Kampfmitteln die Fortsetzung des Widerstandes beschloß, die Hoffnung auf Erfolg nicht aufgab. Es ist schön, an der Rettung des Vaterlandes nicht zu verzweifeln. Mußte Gambetta am 5. September so urtheilen, wie Moltke nach dem Frankfurter Frieden urtheilen konnte?

Unser großer Feldherr sagt uns nicht, ob er selbst damals schon dachte wie er — nach dem Ausgang — schrieb!

Und es ist auch etwas Schönes um das Vaterlandsgefühl dieser so viel verurtheilten Franzosen, es ist etwas Großes, daß „Turbidus Gambetta" ^) die Millionen zu solchem Widerstand fortreißen konnte, — der noch fast fünf Monate hindurch den Deutschen herzlich schwere Arbeit machte. War es eine Thorheit, so mar es eine edle und schöne: sie war der Ausdruck einer Vaterlandsliebe, wie sie den Franzosen in bewunderungs-, in nachahmungs- — beinahe hätte ich geschrieben in beneidens-werthem Maße eignet.

Dank ihrem lebhaften Empfinden überhaupt, Dank dem vererbten Nationalstolz von Kelten, Romanen und Franken, Dank einem Glück, welches sie vor uns voraus haben: nämlich, daß sie schon seit dem XVI. Jahrhundert ein stolzes Staatsbewußtsein hegen durften, während den Deutschen

„Novä8 virgZ «olli^it,
?ri8<?s, f«,I«ollstt»
Lx esstsllig protrsb.it,
Oslum, tsrrilm «oncutit
Hncliczus arripitur
(Zsllik, protervä:
Uslu, tulis plsvtiUir,
t'Isotitur nsc ÜLctitur
Xodilis eätsrvs,"

Felix Dahn, >Iv ^»relisni expuAnstioue, Balladen und Lieder, Leipzig 1876 Seite 345.

Staatsbewußtsein und Nationalstolz schon seit dem Untergang der Staufer mit untergehen mußte und ein preußisches doch kaum vor Friedrich dein Großen entstehen konnte. Wohl dem Volk, dem ein alteingemurzelter Stolz auf seinen Staat die Seele stählt!

Ein solches Gefühl kann bei uns in Gesammt-Deutschland sich erst seit 187U wieder allmählich ausbilden.

Diese und ähnliche Gedanken führte ich vor Jahren einmal in Königsberg aus in einer Vorlesung über Reichsverfassungsrecht. Ich bemerkte, daß ein junger Alan», der erst seit einigen Tagen auf der ersten Bank saß und sich durch reiferes Alter, durch Haltung und Kleidung von meinen lieben ostpreußischen Studenten unverkennbar abhob — ich hielt ihn für einen Russen, deren gar Manche auf der Durchreise bei mir zuweilen gasteten — bei diesen Ausführungen plötzlich in lebhafte Erregung gerieth. Als ich aber sagte: „und wir wollen nur wünschen, meine Herren, daß, wenn jemals das Deutsche Reich das Unheil träfe, seine Heere vernichtet und den Feind sieghaft im Herzm des Landes zu sehen, daß alsdann unser Volk in gleicher Weise, in edelster Aufwallung der Vaterlandsliebe, an Selbsthilfe Gleiches vermöge, wie die Franzosen seit September 70" — da sprang der Fremdling auf und eilte aus dem Saal.

Bald darauf schlug die Uhr den Schluß der Vorlesung; als ich auf den Gang trat, eilte nur der Fremde entgegen, drückte mir in hoher Erregung die Hand und sprach unter Thränen: „Sie konnten nicht wissen, daß Sie vor einem französischen Offizier Machen. Ich danke Ihnen! Ich werde es in meinem Vaterland erzählen, wie gerecht, wie schön ein preußischer Professor über uns Franzosen urtheilt." «Meunier hieß er und war Genie-Offizier). Der steife, staubige, trockene Beruf von uns Schulmeistern entbehrt der ini Augenblick fichtbaren Erfolge, der glänzenden, aufregenden Augenblicke: hier hatte der Zufall einmal eine fast dramatische Wirkung herbeigezaubert.

XII.

Man schreibt Moltke das Wort dazu, die vertrauende Begeisterung für die deutsche Führung im französischen Kriege sei ein so werthvolles Gut, daß man nicht durch Aufdeckung ihrer Fehler jene Zuversicht erschüttern dürfe. Sehr unwahrscheinlich, daß Moltke so gesprochen: denn er hat im entgegengesetzten Sinne gehandelt, ind>'m er in diesem Buche gar manches Versehen unserer Heerführer rücksichtslos klarlegt: daß dies in knappen Worten, nicht in ausführlichen Vorwürfen geschieht — oft nur in schonungsloser Darstellung der Vorgänge — macht die Verurtheilung nicht minder streng. Jene, Vertuschungen würden nicht nnr die Pflicht des Geschichtsschreibers schwer verletzen, — sie würden auch das Gegentheil von erziehenscher Wirkung aus den Nachwuchs unserer Anführer herbeiführen: sich in allüberlegener Unfehlbarkeit zu wiegen, war in Preußen Unsitte geworden nach dein Tode Friedrichs

Felix Dahn in Breslau,
welche am 19. Sept., dem Tage der Einschließung von Paris, die Flucht des XIV. Corps vor den Baiern und Preußen in der Stadt verbreitete, und die sogar bereits die Besetzung des gefährdet geglaubten Hauptmalles durch eine von Vincennes herbeigerufene Division bewirkte, hätte es ermöglicht, sich schon an diesem Tag eines der Forts (durch Eindringen mit dem Feinde zugleich) zu bemächtigen und so die ganze Einschließung wesentlich abzukürzen. „Aber" — erinnert hingegen Moltke (S. 126)" — „die Forts brauchten die Thore den Flüchtlingen nicht zu öffnen, welchen ja die von Paris offen standen. Ein Erklettern der 18 Fuß hohen Futterinauern konnte niemals ohne besondere Vorbereitungen gelingen. Dergleichen Wagnisse sind überhaupt nicht von oben her zu befehlen, sondern können nur unter Benutzung des Augenblickes von den Nächststehenden versucht werden." Man wollte aus diesen Worten einen Vorwurf für diese „Nächststehenden", d. h. die Befehlshaber der deutschen Verfolger heraushören: sehr mit Unrecht! Denn „besondere Vorbereitungen" konnten im Augenblick der Verfolgung doch nicht getroffen werden: — ohne solche wird aber das Gelingen für unmöglich erklärt und der schmerwiegende Schlußsatz beigefügt: „hier hätte das voraussichtliche Mißlingen den wichtigen Erfolg des Tages wieder in Frage gestellt."

Es begann nun also jene merkwürdige Einschließung von über 300 000 Mann (— Soldaten! —) und von 2 Millionen Menschen durch — 150 000 Deutsche. — In vier Monaten gelang es dieser Nebermacht nicht, den Kettengürtel zu durchbrechen, dessen einzelne Ringe nur so locker gefügt waren. Aber freilich: diese Thatsachen lehren abermals eindringlich, ivie werthlos ein Mann ist, dein man hastig ein Geivchr in die Hand legt: er ivird dadurch noch lange kein Soldat. Und „die moblots" — von denen 400 unter Zurücklassung ihres Gepäckes bei „dem bloßen Anrücken des Feindes entfliehen" (S. 139) aus einem Dorf mit Steinhäusern, waren nicht ebenbürtige Gegner; die große Zahl der unverwundeten Gefangenen (S. 140) wird immer wieder hervorgehoben: sie spricht beredt. —

Die sparsam eingestreuten Körnlein zurückhaltenden Humors wirken durch so maßvoll Verwendung besonders eindringsam: so wenn es S. 139 beißt: „den Baiern zog in ihrer stark ausgesetzten Stellung.auf dem Nonlir, äs Is?«v.r jeder Besuch eines Vorgesetzten eine lebhafte Kanonade zu." Oder wenn von den Belagerten gesagt wird S. 140: „man schoß mit dem schwersten Kaliber auf die kleinsten Gegenstände. Es war eine Munitionsverschwendung, als ob es darauf ankäme, mit den vorhandenen Beständen aufzuräumen . . . Abgesehen von diesem Lärm, an den man sich bald gewöhnte, konnte man in Versailles glauben, im tiefsten Frieden zu leben."

XIII.

In der Würdigung des Treffens bei Orleans vom 11. October erfreut die schön abwägende Zubilligung des Lobes an Freund und Feind: von den

bieten den Willen und die Macht habe) — wird gleich darauf <S. 169 > anerkannt, „daß die Lage des Generals schmieriger war, als man sie in Versailles (d. h. eben Moltke selbst) ansah". Daher enthielten die neuen Anweisungen, welche aus Versailles dem vielfach Bedrohten zugegangen waren, Anforderungen, welche die Kräfte des Corps überstiegen: „selbst offensives Vorgehen gegen CliAons und Tüle wurde gefordert!" Wie mohltlmtig berührt diese Selbstbeschuldiguug! Wie viel Ritterlichkeit kann ohne „rnnts sonores geleistet werden! —

Tief beschämend muß es für die Franzosen sein, zn lesen, was S. 172 über die Einnahme von Schlettstadt berichtet wird: „der Commandnnt bat lnach der Capitulation) um beschleunigtes Einrücken, da in der Stadt die größte Achtlosigkeit herrsche. Volkshaufen und berauschte Soldaten plünderten die öffentlichen Gebäude und steckten sogar ein Pulvermagazin in Brand. Drei deutsche Bataillone stellten schnell die Ordnung wieder her, löschten die Brände und führten die Gefangenen ab." Welche Unmasse von Schmach liegt in diesen Worten, die, ohne jede Bemerkung, nur die Thatsachen angeben! Es ist ein Vorspiel im Kleinen von dein Unglaublichen, was später die Commune von Paris in schauriger Größe aufführte: im Angesicht der tief gehaßten deutschen Sieger gegenseitige Zerfleischung unter Mord, Brand und Raub.

Ohne widerlichen Pharisäismus durften wir 1871 sagen: dergleichen wäre in einer vom Feinde belagerten und endlich bezwungenen deutsckcn Festungsstadt unmöglich gewesen. Es erschien uns — und gewiß allen ehrliebenden Franzosen — als der tiefste Abgrund nationaler Schande.

Dürfen mir heute — zwanzig Jahre nach Sedan! — mit der gleichen Zuversicht solche Dinge für nnmöglich erklären in Deutschland?

Ach leider — nein.

Seither hat das Gift jener Lehre, welche ausdrücklich nur den „Bürger" für den Feind des „Arbeiters" erklärt, d. I,. den deutschen wie den französischen Bürger als den einzigen Feind des deutschen Arbeiters, welche, schamloo genug, die Vaterlandsliebe als eine veraltete Dhorheit seierlich abschwört, welche jeden Krieg (außer gegen Rußland allein: was geschehen soll, wenn Rußland und Frankreich verbündet kämpfen, wird nicht gesagt: ob dann der Haß gegen Rußland oder die Liebe zur Republik und die grundsätzliche Verwerfung des Krieges vorgehen, bleibt ungewiß) im Namen des Proletariats „verbietet"- diese Lehre hat die Seele unseres Volkes im tiessten Kern mit ekler Fäulnis; verpestet. Und nicht nur die erwachsenen Arbeiter in den Städten hat man in Millionen damit angesteckt, — die Regierung des Reiches sieht zu mit verschränkten Armen, wie das gleiche ttift den Bauern auf dem Lande, den Frauen, der heranwachsenden Jugend und so selbstverständlich den Soldaten eingeflößt wird. Däuschen ivir uns doch nicht länger über die im allerhöchsten Maße drohende furchtbare Gefahr! Wenn jetzt die Führer davor warnen, Gewalt zn brauchen, weil man die „Arbeiter" d. h. die Barikaden-

kämpfe? „zusammenschießen würde wie Spatzen," — so ist das nur für die Gegenwart noch gemeint. Sobald das Heer hinreichend bearbeitet ist oder sobald uns im Krieg ein schwerer Schlag getroffen hat, sobald etwa der Feind — d. h. der Franzose — sieghaft im Lande steht oder eine deutsche Stadt zur Ergebung zwingt, — augenblicklich wird jene Menge, welche ja jetzt schon vorher sagt, daß sie unsern Classenstaat haßt, zerstören will „mit allen Mitteln" und kein Vaterland kennt, so lange der Classenstaat besteht — augenblicklich wird sie, von allen bösen Leidenschaften fortgerissen, die Bestie ini Menschen entfesseln und Krauel verüben — vor Augen der verbrüderten französischen Sieger—, welche die Thaten der Commune weit übersteigen. Dann werden sie fallen, die Deutschen Siegessäulen — wie ja Einer der Herrn im Reichstage verkündet hat — und man wird den Franzosen behilflich sein, ja ihnen darin zuvorkommen, die schöne Germania auf dem Niederwald zu schänden.

Das sind die Dinge, die uns erwarten, wenn jene Lehren noch weiter das Volk vergiften und wenn uns irgend ein Unglück trifft, wie es das tapferste Heer treffen kann, zumal wenn Verrath im Innern dem französischen Angreifer die Wege bahnt.

Und was thut gegenüber dieser Gefahr der Staat?

Er baut Kirchen. — Als ob jene Leute nicht über Kirche und Religion ebenso weit hinaus wären wie über Staat und Vaterland und Recht! Allerdings er thut noch mehr, auch höchst Ersprießliches, davon im Folgenden.

«Schlich folgt).

Die Tante.

Erzählung,

von

Ernst Rovvel.

— Berlin. —

^""^ und Marie waren Schwestern. Marie war die Iiüdschere, dai'ei ^ ^"'^ö Mter Dinge, Anna still >m? >n>,ickda!lend, mii sä,oiu'n st/Iil««^ Haaren nnd großen dunkeln Augen. Die Eltern starben früh und sie wurden von Verwandten erzogen. Obgleich sie ein kleines Vermögen be- saßen, fühlten sie doch, als sie heranwuchsen, daß sie in der Familie nur geduldet wurden. Man hatte sie nicht aus Güte und Menschlichkeit aufge- nommen, sondern weil es sich so schickte nnd man vor der Welt den Schein wahren wollte. So machten sie sich früh mit dem Gedanken vertraut, ihren eigenen Weg zu gehen und sahen sich bald nach der Confirmation nach einer Stellung uin. Die Verwandten widersetzten sich dem, da es sich nicht schickte, daß zwei so blutjunge Dinger ohne Aufsicht in die Welt entlasten würden. Es vergingen daher noch ein paar Jahre freudlos nnd eintönig, bis die that- kräftigere Anna es nicht langer aushielt und eine Stelle als „Stütze der Hausfrau" in einer wohlhabenden Familie ihres Wohnorts annahm, wo? nicht viel mehr als Dienstbarkeit bedeutete.

Die Verwandten entließen sie mit guten Rathschlägen. Marie weinte und küßte die Schwester, die ihr versprechen mußte, sie zu besuchen, so oft es ihr möglich sei. Aber schon den Tag, nachdem Anna sie verlassen, waren ihre Thränen getrocknet und sie war wieder guter Dinge wie zuvor, obgleich ihr die Schwester, die stets bemüht war, ihr, der Jüngeren, das Leben zu erleichtern, fehlte. Sie beschloß, sich als Gouvernante zu versuchen, allein ihre Studien rückten nur langsam vorwärts; es gingen ihr stets tausend

vie Tante,
Gedanken durch den Kopf, und wenn sie ihre blonden Zöpfe flocht, summte sie stets ein Liedchen vor sich hin. — Anna kam hin und wieder, da ihre freie Zeit kurz bemessen mar. Sie fand sich schnell in die neue Lage, da nian ihre (Gewandtheit und Tüchtigkeit bald schätzen gelernt hatte. Sie brachte der Schwester stets eine Kleinigkeit mit, ein Band, ein Paar Handschuhe und dergleichen, da Marie es liebte sich zu schmücken, mährend Anna sich stets in dunkle Gewänder kleidete. Es war, als ob sie um ihre Jugend traure, noch ehe dieselbe dahin. Marie nahm Alles als selbstverständlich an, da die Schwester, wie sie sich ausdrückte, jetzt ja verdiene.
Um diese Zeit kam ein junger Mann zn den Verwandten ins Haus, der, fremd in der Stadt, dort eingeführt war und seine Abende hin und wieder bei ihnen zubrachte. Er mar Kunstdrechsler, in seinem Fach ungewöhnlich tüchtig. Er war sanft und freundlich, der fröhlichen Marie aber zu still, während sich Anna sehr zu ihm hingezogen sühlte. Er zeichnete keine der Schwestern vor der andern aus, im Stillen aber war er der Jüngeren zugethan. Anna's scharfem Blick mar dies nicht entgangen und sie litt darunter, denn allmählich hatte sich die stille Neigung, die sie für Emil, dies war der Name des jungen Mannes, hegte, zu einer tiefen Liebe entwickelt. Trotzdem hoffte sie, daß er sich ihr zumenden werde, umsomehr als sie Mariens Gleichailtigkeit gegen ihn bemerkte. Wenn sie sich aber vorstellte, das; die Beiden sich oft sahen, an Abenden, da sie durch ihre Stellung gefesselt war, litt sie Qualen der Eifersucht, ohne einen eigentlichen Grund dafür finden zu können. Sie schalt sich selbstsüchtig, aber ihr Gefühl behielt die Oberhand.
Als sie eines Abends bei den Berwandten vorsprach, traf sie Emil dort. Er beschäftigte sich an diesem Abend mehr als sonst mit ihr und trug ihr seine Begleitung für den Heimweg an. Sie ließ es mit stiller Freude geschehen; unterwegs aber wollte das Gespräch nicht in Fluß kommen und sie sagten sich endlich fast befangen gute Nacht. Es mar Anna, als ob er ihr eine Mittheilung machen wollte, für die er nicht die rechten Worte fand.
Von Hoffnung und Zweifel bewegt, legte sie sich zur Ruhe, jedoch ohne dieselbe lange Zeit finden zn können.
Im Laufe des nächsten Tages erhielt sie einen Brief. Sie las die von einer ihr unbekannten Handschrift geschriebene Adresse und fühlte ihr Herz mächtig schlagen. Endlich öffnete sie das Schreiben. ES war, wie sie geahnt hatte, von ihm und er bat sie darin um eine Unterredung. Das Blut stieg ihr ins Gesicht und in ihren Schläfen hämmerte es zum Zerspringen. Sie bezwang sich endlich und ging ihren Pflichten nach, aber an diesen. Tage wollte ihr Nichts recht von der Hand gehen.
Am Abend, nach Dunkelwerden, zündete sie die Lampe in ihrem Zimmer an, als es klopfte. Es war Emil, der seine Ungeduld, wie er sagte, nicht länger bemeistern konnte und sie wegen des frühzeitigen Besuchs uni Entschuldigung bat. Sie wußte nicht, was sie erwiderte, es hatte sich ihrer eine Schüchternheit beinächtigt, die sie in ihrer entschlossenen Art bisher nicht

empfunden. Ihre Kniee zitterten, so daß sie sich niedersetzen muhte. Er blieb stehen, trotzdem sie ihn zum Sitzen aufgefordert hatte. Er ging hin und her und schien den Anfang dessen, was er ihr zu sagen hatte, nicht finden zu können. Sie wollte ihm entgegenkommen, aber sie sand dazu selbst nicht den Muth. Alle ihre Kräfte hatten sich ihr in das Gehör verlegt, denn sie wußte es, von deni, was er ihr sagen würde, hing ihre Zukunft, ihr Schicksal ab.
Und endlich begann er. Zuerst zaghaft, dann fliehender, zuletzt mit einem Feuer, dessen sie ihn nicht für fähig gehalten, erklärte er ihr feine Liebe — zu Marien. Er sprach von seiner Schüchternheit, die durch Mariens lustige Unbefangenheit noch vennehrt werde, und bat sie, da er sie sür seine Freundin halte, um ihr Fürwort bei der Schwester, Sie sagte Nichts zu alledem, sie nickte nur gleichmäßig mit dem Kopfe. Die Lampe war mit einen. Schirm bedeckt und da sie das Haupt gesenkt hielt' konnte er ihre Züge nicht erkennen. Nur ihr reiches dunkles Haar war von einem hellen Schein wie vergoldet. Dann reichte er ihr die Hand, die sie ihm willenlos überließ, und als sie wieder klar zu denken vermochte, war sie allein. Sie hatte keine Zeit, sich ihre Lage klar zu machen; sie ward benachrichtigt, daß die Frau des Hauses sie zu sprechen wünsche. Mechanisch leistete sie der Aufforderung Folge, und als die Dame sie fragte, wer der Herr gewesen sei, erwiderte sie tonlos: „Der Bräutigam meiner Schwester." Sie hatte dabei das Gefühl, als ob sie von einer fremden Macht gezwungen werde, die Wahrheit zu sagen, da sie selbst nicht den Muth dazu gehabt haben würde.
Als sie wieder allein auf ihrem Zimmer war, sah sie die Zukunst klar vor sich; sie zweifelte keinen Augenblick, daß Marie einwilligen würde, da sie den Gleichmut!) und den heitern, etwas oberflächlichen S'inn der Schwester kannte und wußte, daß dieselbe kein Herzensgeheimniß, das sie etwa an einen Andern fesselte, vor ihr verhehlte. Sie begab sich daher, sobald sie sich frei machen konnte, auf den Passionsweg, Marie, wie immer mit sich beschäftigt, merkte der Schwester kaum die innere Erregung an; lächelnd willigte sie ein, die Gattin Emils zu werden, und wunderte sich mir, daß er nicht selbst zuerst mit ihr gesprochen habe. Sie umarmte Anna und eilte davon, um den Verwandten die Neuigkeit mitzutheilen.
Anna trat langsam den Rückweg an. Sie ging dnrch dieselbe Straße, die sie wenige Tage vorher an Emils Seite gegangen. Jetzt war sie allein und sie fühlte deutlich, daß sie es immer bleiben würde. Sie war ruhig, aber ein Gedanke stieg wie der Refrain eines Liedes, nnaufhaltsam wiederkehrend, in ihr auf: „Wenn er mir glücklich wird." Einen Augenblick bäumte sich Etwas wie Eifersucht gegen die Schwester in ihr auf, aber bald hatte dieselbe der alten Zärtlichkeit Platz gemacht.
In ihren Freistunden war sie bei der Aussteuer der Schwester behilflich, doch arbeitete sie meistens zu Hause, da sie ein Begegnen mit Emil fürchtete, dem sie nach jenem Abend ausgewichen war. Eine Ahnung sagte ihr, daß ihre mühsam ermngene Fassung sie verlassen würde, wenn sie ihm so bald

EMPTY

frau" eingetreten, hatte sich im Laufe der Jahre sehr gebessert, da ihr Tüchtigkeit ivie strenge Pflichterfüllung iinmer mehr gewürdigt wurden. Fast alle ihre Ersparnisse gab sie für den kleinen Johannes dahin, für ihn zerraun der sonst so Sparsamen das Geld unter den Händen. Zuerst hatten die Eltern bei den häufigen und ansehnlichen (beschenken, die sie bei jeder (Ge- legenheit dem kleinen Erdenbürger zukommen ließ, Einwendungen erhoben. Namentlich Marie sagte oft: „Nein, das ist aber zu viel," oder „Du ver- wöhnst uns das Kind," Dann lächelte Anna stets, auf eine fast geheimnis- volle und überlegene Art, als müßte sie das besser wissen. Allmählich mar die Gewohnheit in ihr Recht getreten und man sah die Gaben der Tante schließlich als etwas Selbstverständliches an. Diese war befriedigt und froh, als man nicht mehr davon sprach, sondern ihr das Recht einräumte, dem Knaben Wohlthaten zu erweisen, so viel es ihr beliebte. Wenn dennoch in Stunden des Nachdenkens der Mutter Bedenken aufstiegen, verscheuchte sie dieselben stets mit der Betrachtung: „Ach was, sie ist doch seine Tante und sie hat eben sonst Niemanden." Daß Anna sich noch vermählen könne, kam weder ihr noch Emil in den Sinn, trotzdem der Blick aus den Augen der Schwester noch tiefer und seelenvoller geworden, als früher und ihre ganze Gestalt an Form und Rundung gewonnen. Sie hatte in jener Zeit ein fast frauenhaftes Aussehen, und es mar ihr selbst nicht zweifelhaft, daß jenes Muttergefühl, das wie eine gefühlte Bision in ihr aufgestiegen und etwas unerklärlich Süßes in der Bitterkeit ihres dienstbaren Daseins zurückgelassen, die Ursache davon sei. Sie lebte gleichsam im Anhauch einer ^iebe, deren Dasein sie nur ahnte, und hätte nicht das Leben täglich zahllose praktische Anforderungen an sie gestellt, die jedem Grübeln den Zutritt vermehrten, würden sich zweifellos mystische Regungen bei ihr geltend gemacht haben. Der kleine Johannes bekam keine Geschwister und wuchs allmählich zu einem großen Johannes heran. Er sah dem Bater sehr ähnlich und hatte nur die Augen der Mutter, die zu kränkeln begann und trotz des Glücks, das sie in der Ehe gefunden, ihre Fröhlichkeit eingebüßt hatte. An Sonn- und Fest tagen wurde Anna von dein Neffen nach Hause begleitet, wenn sie den Abend bei den Ihren verbracht hatte. Immer überkam sie ein eigenes Wohlgefühl, wenn sie mit der Familie an diesen Abendeil an dem runden Tisch im kleinen Wohnzimmer saß. Der Schwager gönnte sich auch dann keine Ruhe; er schnitzte irgend eine Kleinigkeit, die er meistens der Schwägerin schenkte. Marie war gewöhnlich niit einer Handarbeit beschäftigt und Johannes unterhielt sich mit der Tante, deren fleißige Hände in diesen Stunden im Schöße ruhten. Er erzählte ihr von seinen Studien, Hoffnungen und Plänen, denn eS war beschlossen morden, ihn studireu zu lassen, nachdem Anna nach und nach den Widerstand der Eltern besiegt, die den Sohn für den Beruf des Baters be stimmten. Er entschied sich für die Medicin und zeigte schon als Gymnasiast ein lebhaftes Interesse für die Naturwissenschaften, wie sich überhaupt in seinem Wesen etwas Frühreifes und Energisches ausdruckte, das ihin vor der

werden, denn Du liebst ihn." Und wieder bejahte die Schwester. Tu sah Marie sie mit einem eigenthümlichen Blick an, der zu sagen schien: „Ich weiß Alles." Anna erzitterte wie eine Verbrecherin unter diesem Blick. Die Kranke nmßte es bemerkt haben, denn sie zog die Schwester an sich und indem sie mit matten Händen ihr Haar streichelte, sagte sie: „Armes Herz, armes Herz." Sie hielten sich umschlungen und weinten leise. Alles Fremde zwischen ihnen mar verschwunden: „Ich sehe jetzt Vieles, was ich nie bedacht," sagte Marie. „Du bist ein Engel," erwiderte die Schwester. „Nein, ich bin selbstsüchtig," sagte Marie, „habe nur an mich gedacht und nun ist es zu spät — für mich, für Dich nicht," fügte sie nach einer Weile, da sie nachgedacht, hinzu. Mit diesen Worten, ein seliges Lächeln auf den Lippen, fiel sie in einen unruhigen Schlummer.

Anna saß in der Dunkelheit da, und es war ihr, als sei das, was sie eben erlebt, ein Traum. So macht das Sterben hellsichtig oder bin ich unvorsichtig gewesen? dachte sie. Aber das ist ja Alles vorbei und liegt längst hinter mir." —

Gegen Morgen, da sich Vater und Sohn zur kurzen Rast niedergelegt hatten, erwachte die Kranke, sah sich um, als suche sie Etwas, athmete tief und hastig und als Anna sie umschlang, um ihr das Luftholen zu erleichtern, fühlte sie etwas Steifes und Unbewegliches in ihren Armen — Marie war todt. —

Anna saß allein bei der Tobten, bis es völlig Tag wurde. Sie wußte, es sei unnöthig, nach Hilfe zu rufen. Es war Alles eingetroffen, wie es der Arzt ihr gefügt. Sie öffnete die Läden nicht, als es Tag geworden, sondern benachrichtigte den Gatten und Sohn, daß Alles vorbei sei. Im dunklen Zimmer bei dein Schein einer Lampe, sahen sie die Todte, und mit der mühsam errungenen Fassung war es vorbei. Es blieb Anna vorbehalten, für Alles zu sorgen, für das Begräbnis;, den Hausstand und hundert andere Dinge. Es war, als sei sie stets die Herrin des Hauses gewesen. So fühlte sie den Schmerz in den ersten Tagen weniger und erst, als die Leiche fortgetragen war und sie allein in der Wohnung zurückblieb, brach sie in Thränen aus. Nun mar ihr endlich eine Heimat geworden, liebe Menschen, sür die sie zu sorgen und zu schaffen hatte, aber um welchen Preis! Es war ihr, als habe sie eine Andere verdrängt, die unter demselben Herzen wie sie gelegen, und als habe diese das Bewußtsein davon mit ins Grab genommen. Sie mar nur noch einmal zu der Familie, der sie verpflichtet war, zurückgekehrt. Dort hatte man sie nach Darlegung der Umstände, wenn auch ungern, ziehen lassen, als Dank für das Gute, das sie so lange gewirkt hatte.

Wider Erwarten wurde ihr das neue Leben leicht. Tie Trauer Mi die Geschiedene legte sich wie ein Flor über alle heftigen Empfindungen. Erst als Johannes, der in dieser Zeit fast zum Manne gereift war, das Haus verließ, um die Universität zu beziehen, da er in den ersten Monaten dem gebeugten Pater unentbehrlich gewesen, kam eine Unruhe über sie, vor

Aber es war nicht Schmerz, was ihr diese Thränen erpreßte. Was sie für Emil fühlte, war nur noch die Liebe einer Schwester. Wunsch und Hoffnung lagen als Leichen im Grabe ihrer Jugend.
Als Johannes in den nächsten Ferien heimgekehrt war, stürmte er eines Abends, da sie in der Dämmerung die fleißigen Hände eine Weile im Schöße nihen ließ, in ihr Zimmer. Mit dem Ausruf „Tante, liebe Tante!" umarmte er sie heftig. Sie wußte, daß der Bater ihm gesagt hatte, was zwischen ihnen vorgegangen. „Das sollst Du nicht thnn," sagte der Jüngling hastig, als es zu einer Erklärung zwischen ihnen gekommen war, „nicht um meinetwillen." „Nein," erwiderte sie, erregt aber sanft, „ich thue es auch der Todten und meinetwegen." „Und bist Du nicht anch so meine Mutter?" fuhr Johannes fort. Sie erwiderte Nichts, aber jenes wunderbare geheimnißvolle Muttergefühl, wie sie es bereits früher empfunden, bemächtigte sich ihrer völlig, als er sie nochmals innig umarmte. Tiefe Empfindung mich nicht. Im tiefsten Innern fühlte sie sich als Frau und Mutter, so stark und heilig hatte die ^iebe sie durchdrungen; vor der Welt blieb sie aber, was sie gewesen: die Tante!
Nie erfuhren die Ihren von ihrer Entsagung, aus der ihr später aber dauernde Blüthen entsprossen, die mit ihrem Tust noch ihr Alter erquickten, obgleich sie lange jung blieb. Als Johannes, der ein angesehener Arzt geworden war, eine junge, blühende Frau heimgeführt hatte, sagte diese oft: „Ich habe keine Schwiegermutter, aber eine Tante, ein Tausch, den ich mir gefallen lassen kann."

Aus: K, F. Becker« Weltgeschichte,
Siuitgart, Berlin, ^eivzig, Union
Deutsche Verl an« Gesellschaft,

K. K. Beckers Weltgeschichte. Neu bearbeitet und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Prof. Wilhelm Müller. Mit Illustrationen und Karten, ö. Aufl. Stuttgart, Berlin, Leipzig. Union Deutsche Verlagsgefellschast,

Wilhelm Müller hat sich auf dem Gebiete der Volks- thümlichen Geschichtsschreibung vielfache Anerkennung erworben, weil es ihm gelungen ist, zu popularisiren, ohne den festen Untergrund der Wissenschaft vermissen zu lassen. Somit ist er vielleicht die geeignetste Persönlichkeit Beckers Werk in neuem, zeitgemäßem Gewände dem Publikum darzubieten.

Becker war eben erst an die Schwelle des Mannesalters gekommen, als ihn ein früher Tod im Jahre 1806 dahinraffte; im Jahre vorher hatte er sein Lebenswerk, „Die Weltgeschichte für Kinder und Kinderlchrer" (Berlin 1801—1805, 9 Bde.) erscheinen lassen. DaS liebevolle Eindringen des Verfassers in seinen Stoff, das lind» lich-naive Staunen vor geschichtlichen Größen und Ereignissen, wie eS sich durchweg in jenem Werke aus- spricht, verbunden mit einer reizvollen lebendigen Dar- stellung, haben der Weltgeschichte in ihrem ersten Gewände einen hohen lehrhaft-pädagogische» Werth gesichert. Be- zeichnend ist das Urtheil Ad. Schmidts,' eines späteren Herausgebers: er sagt: „Kann ich doch nicht ohne die Empfindung innerer Dankbarkeit der Thatsache einge- denk sein, wie ich einst selbst aus diesem Werke nicht nur mit vielen anderen Zeitgenossen den ersten warmen Anhauch des geschichtlichen Lebens einsog, sondern zu- gleich auch die ersten und entscheidenden Antriebe zum ge- schichtlichen Studium als meinem Libensverufe empfing."

So wirkte die Darstellung in ihrer ersten Form. Spätere Ueberarbeiter, zu denen wie gesagt, auch Schmidt gehörte, haben dem Werke zwar mehr wissenschaftliche Vertiefung verschafft, aber seinen Charakter gleichzeitig so umgestaltet, daß von dem Reize der ursprünglichen Darstellung wenig oder nichts übrig geblieben ist. So ist es gekommen, daß der erste Leserkreis mit dem Publikum, das den späteren Auflagen huldigte, kaum noch zusammenfällt.

Im Jahre 1884 hat nun Wilhelm Müller die Beckersche Weltgeschichte neu bearbeitet (Stuttgart 12 Bde.) und ihr auch in der vorliegenden illustrirten Gestalt seine Kräfte gewidmet, wie uns scheinen will, mit großem Erfolge. Es will uns nämlich bedünken, als ob er allen gelehrten und demnach für einen größeren Leserkreis über» flüssigen Ballast über Bord geworfen habe, um in einfacher, faßlicher Darstellung seinen Stoff dem Leser vor Augen zu führen. Damit hat n sich ohne Zweifel der Form genähert, die der ältesten Beckerschen Erzählung eigenthümlich war, und hat damit

Au«: «, F. Beckers Weltgeschichte. Stuttgart, Berlin, Leipzig,
»oion Deutsche Verlagige s e11schalt.

dcr vorliegenden Ueberarbeitung zum Theil die Vorzüge gesichert, welche unsere Väter und Großväter ehemals so begeistert haben. Daß jede ErzöhlungSform, die mit Absicht volksthümlich und allgemein verständlich sein will, der Sache hie und da ein wenig Gewalt anthun muß. ist selstverständlich: daß Ungenauigkeiten mitunterlaufen, die dem Fachmann sofort auffallen, wird kaum zu vermeiden sein.

Nun noch ein Wort über die in den Text eingestreuten Illustrationen. Die Aus- führung derselben ist durchweg eine gute zu nennen, ihre Richtigkeit scheint verbürgt, weil sie. soweit ersichtlich, maßgebenden Werken entnommen sind. Daß heutigen Tages überhaupt viel illustrirt wird, ist von manchen Seiten als ein Uebelstand gerade- zu bemängelt worden. Wir können diesem llrthcil nicht ohne Weitere? beistimme». ES hat Zeiten gegeben, wo alles und jedes mit Bildern versehen in die Welt hinaus wanderte, und wiederum gab es Zeitläufe, in denen so etwas einfach als kindlich der-

acht worden wäre.
Heute finoet ein grö-
ßerer Leserkreis Ge-
schmack an derartigen
Zugaben; daher ist es
niait einzusehen, wes-
halb eine Verlags-
handlung diesem
Wunsche des Publi-
kums nicht Rechnung
tragen soll, Bildwerke
beleben die Darstel-
lung und unterstützen
die Anschauung. Wo<
zu wären denn die
vielen Museen und
Bildergalerien mit
ihren vielfach nicht
geringen Etats vor-
handen? Wer nun
Zeit, Gelegenheit und
Mittel besitzt, diese
gemeinnützigen In-
stitute für sich nutzbar
zu machen, wird Text,
illustrationen füglich
entbehren können.
Wer aber nicht in

, F. Beckers Wettgeschichte. Stuttgart, Berlin,
Union Deutsche BerlogSgescllschost.

jener glücklichen Lage
ist, dem werden bei-
gefügte Bildwerke
von großem Nutzen
sein, vorausgesetzt,
dag er in einem Werk
nicht aus lauter La»»
germeile bloß blät-
tern, sondern in dem-
selben lesend verste-
hen will.
Alle« in allem:
der vorliegende 1.
und 2 Band der
neuen Beckerschen
Weltgeschichte berech-
tigt zu der Hoffnung,
daß dieselbe auch in
demneuestenGewande
„ein fort und fort sich
verjüngen des Erb-
stück unserer Nation'
sein und bleiben wird.
Mögen die folgenden
Bände unsere Mei>
nun» nicht Lügen
strafen!
«-,.!.
Leipzig.

Die deutsche Emin j)ascha-Erpedition.
Von Dr. Karl Peters. Mit 32 Vollbildern und «6 Textabbildungen von Rudolf Hellgrewe in Berlin, dem Porträt des Verfassers nach Franz von Lenbach und einer Karte in Farbendruck. Mönchen und Leipzig. Druck und Verlag von R. Oldenbourg,

Wer entsinnt sich nicht des überwältigenden Eindrucks, den die Kunde von der „Rettung" Emi» Paschas durch Henry Stanley hervorrief. Damals war der Name des kühnen Amerikaners wieder auf allen Lippen, und sein Lob ward überall, nicht zum wenigsten in unserm lieben Vaterlande gesungen, wo man gegenüber dem thatkräftigen, aber weniger vom Glücke begünstigten Nebenbuhler Stanleys, dem Führer der deutschen Emin Pascha-Expedition, Karl Peters, eine unglaubliche Thcilnahmlosigkeit und einen beschämenden Mangel an Verstöndniß an den Tag legte, das alte Sprichwort vom Propheten, der in seinem Vaterlande nichts gilt, wieder einmal illustrirend. Es bedurfte der falschen Nachricht vom Tode des deutschen Forschers, um wenigstens den Vers um einer unbefangeneren Würdigung desselben zu ermöglichen. Inzwischen hat sich das Blatt gewendet. Während der einst wenig anerkannte und vielgetadelte Karl PeterS sich nicht nur im In- und Auslande steigender Anerkennung er-

freuen durfte, sondern auch die Genugthuung erhielt, im Dienste des Vaterlandes eine seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechende Thätigteit zu finden, ist Stanleys zum Theil erschlichener Ruhm bedenklich verblaßt: der Nimbus, welcher seine Exoedi. tion umgab, ist geschwunden: längst ist es offenbar, daß das mit so ungeheurem Auf- wände von Geld und Menschen durchgefübrte Unternehme» weder seinen vorgeblichen idealen, noch seinen wirklichen, sehr eigennützigen Zweck erreicht hat. Dagegen hat PeterS mit verhöltnißmäßig geringen Mitteln unter den denkbar mißlichsten Umständen die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, gelöst, wen» ihn auch das tückische Geschick um den äußeren Lohn seiner Mühe brachte. —

deutschen Expedition ins Seengebiet marschirte, und blieb bis zum 12. Juni in seiner Gesellschaft. Am 1«. Juli 1830 traf PeterS in Bagamoyo ein, nachdem er genau ein Jahr, einen Monat und einen Tag unterwegs gewesen. —

Wohl keines der in letzter Zeit so zahlreich erschienenen Werke über Afrika kann sich an tiefgehender Wirkung mit dem vorliegenden vergleichen; keine? packt den Leser so mächtig, erzeugt eine so lebhafte Spannung, eine so leidenschaftliche Theilnahme an den geschilderten Ereignissen und den Helden derselben. TaL ganze Buch ist der AuS> druck einer ungewöhnlich willensstarken, zielbewußten, energischen Persönlichkeit, die Interesse und Bewunderung erweckt. Allerdings kann man hier manchmal das Wort brauchen, welches Zelter auf Beethoven anwandte: Ich bewundere ihn mit Schrecken. — Ob Peters' Buch in seinen wissenschaftlichen Ergebnissen die Werke eines Stanley. Casati, Wifzmann u. A. erreicht, bleibe uneröriert; als schriftstellerische Leistung nimmt es gewifz den ersten Rang ein.

Die Ausstattung des Werke? ist eine vortreffliche; die Bilder von Hellgrewe. sowie das von Lenbach herrührende Portrait PeterS' gereichen ihm zur Zierde und ergänzen den Text in dankenswerther Weise. —2.

Leo R. Tolftojs Gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Lieferung IV–VIII. Berlin, Richard Wilhelmi.

Im Mai-Hefte dieser Zeitschrift hatten wir die Aufmerksamkeit auf das oben genannte verdienstvolle Unternehmen zu lenken versucht; heut haben wir zu berichten, daß mit der 8. Lieferung dessen erster Band, enthaltend „Lebensstufen-, abgeschlossen vor uns liegt. Die drei Lebensphasen: „Kindheit", „Knabenalter", „JünglingSjahre" haben darin «ine Darstellimg gefunden, die in psychologischer Hinsicht meisterhaft genannt werden mufz. Weit über das Interessante der nationalen Eigenart russischer Zustände hinaus erhebt sich der Werth der Beleuchtung des Allgemeinmenschlichen, das in seinen Giundzügen giltig bleiben wird, so lange es ein Werden und Wachsen des Menschengeschlechts giebt, das aber auch zugleich in abgelauschter Deutlichkeit, die Merkmale unserer Zeit, unserer Culturepocke erkennen läfzt. Es werden Viele staunen, wie hier der große russische Dichter, den wir zumeist an die schwierigsten seelischen und socialen Probleme mit absolut rücksichtslosem Mnth und dem Feuereifer des begeisterten Reformators herantreten sehen, sich liebevoll vertieft in alle Regungen und Zweifel des werdenden Menschen, die an und für sich nichtig scheinen, allerdings aber bedeutungsvoll und triebkräftig für alle Zukunft sind; Tolstoi wirkt hier nicht nur als feinfühliger, fesselnder Erzähler, nicht nur in seinen herrlichen Naturbildern,

durch sein poetisches Vermögen, sondern giebt auch eine Fülle didaktischer Gesichtspunkte, über die nachzudenken man sich fast gebieterisch aufgefordert fühlt. Freilich, wenn er seinen Helden, Nikolaj Jwaniew feststellen läfzt, daß eS drei Arten von Liebe giebt: Erstens die schöne Liebe, zweitens die selbstlose Liebe, drittens die thatkräftige Liebe, dabei aber die geschlechtliche Liebe, in der er „nie einen Funken von Wahrheit gesehen", ausdrücklich ausnimmt, wenn er in einer großen Summe von Beobachtungen und Erfahrungen seine Beweisführung darbietet, dann stehen wir schon vor dem Apostel einer Sittenlehre, deren letzte Ziele kaum noch von dieser Welt sein können; dann macht sich der Schwärmer schon geltend, dem die Grenzen des menschlichen Könnens verrückbar scheinen, und hoch interessant ist es, wie daneben auch der Realist laut wird, der

sich gar nicht scheut, eine jede Erscheinung
, bis zu ihrem letzten Grunde zu prüfen,
' und diesen bei seinem richtigen Namen zu
nennen.

Wir haben unseren einleitenden Bemerkungen im Mai-Hefte nachzutragen,
daß die Uebersetzung des ersten Abschnitt»
im ersten Bande der „Gefammtwerle"
, „Die Kindheit", nicht von Ravhael
Löwenfeld, sondern von Ernst Rott-
5 ger herrührt; übrigens können wir durch-
, gängig die treffliche Verdeutschung cuier-
, kennen. Mit lebhaftem Interesse werden
wir die Fortsetzung bes schönen Unternehmens begleiten und nicht aufhören, eS
I weiteren Kreisen angelegentlich zu em-
> pfehlen. 4. ^V,

Nord r
n d ?üd.

Reise» und HeimathS-Rovellen von Adalbert Meinhardt. Berlin, Gebr. Paetel.

Je mehr die Kunstform der Novelle gegenwärtig gemißbraucht wird, um so rühmender müssen die edlen Blüthen dieser Gattung anerkannt werden. Reinhardt vereiniut in seinen Dichtungen alle Forderungen, die eine strenge Kritik stellt, zur glücklichsten Lösung: Da ist Einfach» heit der Handlung, die zugleich die Teilnahme des Lesers erweckt, folgerichtige Durchführung und befreiender Ausgang, scharfsinnige psychologische Charakteristik, endlich ein vornehmer Stil. Was für eine reizende Erzählung hat der Dichter z, B. aus der „Geschichte eines Mahagonistammes" gemacht, die sich um das alte Thema dreht, dafz zwei Liebende durch ein widriges Schicksal für immer getrennt werden. Auch die legte Novelle: „Ein Regentag" behandelt einen ähnlichen Stoff. Ein erschütterndes Gemälde seelischer Kämpfe bietet die kleine Räubergeschickte: ‚Der Lovro." An Paul HeqseS italienische Novellen gemahnt „Eifersucht", die an der italienischen Niviera di Levante spielt. Wir wüszten gegen alle vier Erzählungen dieses Bandes keinen berechtigten Vorwurf zu erheben. tv.

Krieg und Frieden. Novellen von Detlev Freiherrn von Liliencron. Leipzig, Wilh, Friedrich.

Die literarische Sonderstellung dieses Schriftstellers ist bekannt. Er gehört nicht zu den „Jüngsten", die ihn wegen seine« ausgesprochen realistischen Zuges gern zu den Ihrigen rechnen möchten; er verspottet durch seine kühnen Erfindungen und sprachlichen Neubildungen die ästhetischen Theorien früherer Zeiten. Er ist und bleibt aber ein echter Dichter, namentlich da, wo er die Natur und den Menschenschlag seiner holsteinischen Heimat beschreibt. Äuch in der letzten Erzählung dieses Bandes, die an die grellen Nachtskizzen des Amerikaner« Edgar Allan Pve gemahnt, gehören derartige Schilderungen zu dem Anziehendsten, was man sich denken kann, und unterbrechen glücklich die grausige Stimmung, die über die ganze Novelle ausgegossen ist. Launiger Humor kommt in dem barmlosen militärischen »Abenteuer des Majors Glockchcn" zur Geltung, Die beiden ersten Erzählungen sind eigentlich nur ein paar Schlacktenbilder aus dem letzten französische» Kriege, mit aufzerordentlicher Kraft und Anschaulichkeit entmorsen. Der Verfasser wählte mit Recht hier die „Jch"»Form und spannt dadurch die Theilnahme des Lesers auf» Höchste.

Krühlingöftimmen. Das Capitel über die Frauen. Ter Dackreiter-Krachmoft. Novellen von OttoRoquetle. I.Auflage. Breslau. Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und VerlagS-anstalt vorm. S. Schottlaender.

Diese vier Novellen sind den Lesern von „Nord und Süd" zum Theil liebe Bekannte. In allen zeigt sich die feinsinnige, echt poetische Art deS gefeierten Dichters. Da ist nichts Unedles, nichts Gekünsteltes; für die zartesten Empfindungen deutschen Herzenslebens weis Roguelte den richtigen Ausdruck zu finden. Fast will es uns dünken, als ob ihm die Titel-

Erzählung etwas zu weich, zu duftig gerathen sei. Aber mir können den Schmetterling ja auch nicht tadeln, wenn sein Fardenstaub keine Berührung verträgt. Am besten hat uns die letzte Geschichte gefallen; das ist kräflige, gesunde Kost Ein ersrischender Humor geht durch die ganze Handlung.

Die politischen Anschauungen der rheinischen kleinstaatlichen Philister, die von dem „Preuh" 18<Z6 gar nichts wissen wollten, sind vortrefflich dargestellt; die Demonstrationsversammlung mit ihren Reden und dem reichlichen Weingenufz bildet eine eckte Illustration des Begriffs, den wir jetzt kaum noch haben, der jedoch einen sehr bezeichnende i Namen siihrte, des .Karmegießcrn S". Daß alle Geschichten mit einer Hochzeit enden, wollen wir zum Trost ängstlicher Leserinnen noch besonders demerken, obwohl dieser Schluß in der Tite!^ erzählung nur etwas gewaltsam zu Stande kommt. sv.

Annale« meines Lebens. Von Karl von Hase. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Auf die Einzelausgaben der beiden schönen Schilderungen aus dem Jugendleben de» berühmten Theologen („Ideale und Jrrthümer" und „Erinnerungen an Italien") haben wir bereits in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift aufmerksam gemacht. In der GesammtanZgabe von Hase« Werke» bilden sie die erste Abtheilung des 11. Bandes, welcher jetzt als zweite das vorliegende Buch sich anschließt. Es enthält eine von dem Sobne des Verewigten herausgegebene Zusammenstellung von Tagebuckblattern und Bliesen aus den Jahren 1830-90. In die LebensentWickelung und Lebensarbeit deS hock«

vier in vorliegender Sammlung vereinigten Aufsögen ist der zweite, über I. P. Jakobsen zuerst in »Nord und Süd" veröffentlicht worden. Ola Hansson erweist sich in ihnen als ein Geistesverwandter Georg BrandcS', insofern er die glänzende DarstellungSgabe deS Letzeren mit der Fälligkeit vereinigt, sich in die verschiedensten literarischen Persönlichkeiten hineinzuleben und ihr Wesm in schärfster Begrenzung zu kennzeichnen. Im Uebrigcn ist Ola Hansson ein durchaus eigenartiger literarischer Charakterkopf, eS pulsirt in ihm das nervöse Leben der Gegenwart, das sich auch in der seelisch bewegten, über eine Fülle der verschiedensten Farbentöne gebietenden Darstellungsweise kund giebt. Zum Gegenstande seiner Essays hat er die Hauptvcrtreter der modernen Literatur in den drei nordischen Reichen: Jakobsen, Strindberg und Arne Garborg genommen. DaS Büchlein ist jedem Literaturfreunde auf's Wärmste zu empfehlen. s.

De«tsch»Reuguinea und meine Gr» steigung des Zfini»terre»GebirgeS. Von Hugo Zöller, Mit 4 Karten. 24 Vollbildern im Lichtdruck und Holzschnitt, 2 Panoramen, dem Porträt deS Verfassers in Lichtdruck und 15 in den Text eingedruckten Skizzen. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche VerlagS-gesellschaft.

DaS vorliegende hochbedeutsame Werk, welche? dem Fürsten BiLmark zugeeignet ist, enthält eine Schilderung des ersten erfolgreichen Vordringens zu den Hochgebirgen Jnner-Neuguineas, der Natur deS Landes, der Sitten der Eingeborenen und deS gegenwärtigenStandes der deutschen ColonisationSthätigkeit in Kaiser-Wilhelms-Land, Bismarck- und Salomo-Archipel, dazu ein Wörterverzeichnis; von 4S Papua-Sprachen. Das Buch theilt nicht bloß die Vorzüge der früheren Arbeiten deS Verfassers («Die Deutschen im Brasilischen Urwald," „PampaS und Anden" u. a.), sondern cS nimmt unter ihnen, wie mir scheinen will, in Bezug auf Gediegenheit der Forschung, auf Anschaulichkeit der Schilderungen und Lebendigkeit der Sprache einen ganz hervorragenden Platz ein. Besonders glänzend sind das 5. Kapitel: „Meine Expedition zur Ersteigung desFinisterre-Gebirges" und das 12. und 13. Kapitel: „Leben und Sitten der Eingeborenen von Deutsch-Neuguinea" und: „Weitere schwarzbraune Studien" geschrieben. Manches Urtheil deS Verfassers dürfte überrasche«, aber bei ernsten Forschern kaum auf Widerspruch stoßen; so wenn Zöller auf S. 278 die Aeufzcrung thut. dasz kannibalische Völker gewöhnlich kräftig, schneidig und hochbegabt seien. Sehr gründlich hat sich der Verfasser auch mit den Sprachen Neuguineas beschäftigt, denen ein nicht unbeträchtlicher Theil des Werkes gewidmet ist. Die Karten und Illustrationen sind vortrefflich ausgeführt, so daß daS Buch in jeder Beziehung gelungen zu nennen ist und aufs wärmste empfohlen werden muh. Ll. 1.

Sicittanische und andere Streif» zuge von Siegfried Samosch. Minden i. W, I. C. C. Bruns Verlag

Der Verfasser gehört unter den jüngeren Schriftstellern zu den besten Kennern des modernen Italien und seiner poli-

tischen, socialen wie literarischen Strö-
mungen. Auch in diesem Buche verrätb
er das fast auf jeder Seite und giebt so
dem Neuling manchen schätzbaren Wink
für die Reise. Alles beruht hier auf per-
sönlicher Erfahrung, und gerade weil
Samosch keinen lehrhaften Philosophenton
anschlägt, machen seine Schilderungen de»
Eindruck strengster Wahrheitsliebe und Auf-
richtigkeit. Nicht allein von Sicilien vlau-
dert er, sondern auch von allerlei kleineu
persönlichen Reiseerlebnissen, von französi-
schen Geistlichen und Berliner Schauspiele-
rinnen u. a.; aber man folgt deinen Ab-
schweifungen gern, denn er weiß zu er-
zählen. t>.

JugendgrKtze. Neue Geschichten für die
Kmdenoelt von Dietrich Theben.
Mit vier Bildern in Farbendruck und
über 5V Teztillustrationen. Dresden
und Wien, Verlag des Universum.

Eine hübsche Weihnachtsgabe sin
Knaben und Mädchen sind diese allerliebsten
Erzählungen und Märchen deS auf diesem
Gebiete bereits vortheilhaft bekannten Ver-
fassers. Die Ausstattung ist gradezu glän'
zend: die vielen Illustrationen, von bewübr-
ten Meistern aufs sauberste und «dt künst-
lerisch ausgeführt, können nur fördernd
und bildend auf den Geschmack der jungen
Leser einwirke». e.

I,IcKt«»IieI>>, ^ , (ZriIIp»ri«r-^t^Iisn, Vis»,
1.0», 1',, Oer LpiM. IZolonn, Itsutscd« S«-
»rlisiinvg von U, Urueinsr, !n»nnkvim, I,
UsosKsimsr,
I.uiInIU'» t). se»>mm»It» SeKrisIon. I<isr»rvns
Iumkoltü, L, I>'nt«r A»Ils^d«nkr««»srv, Lin»
ItioKtsr.?' ^
Z>^!«r»»Kv, ^, v,, I>sr 'I!>»ks„icdn>, Li« L«I>au»
LorIIn, t', ?»nwn« K
Zl<!»I>e», kI,, SiliMndiioK «ins? H!ns»mev, IZissäen,
7?, ?>«r50v.
Zl«cI>t»kK»r»Kv, V. ^^i, r»«t Xoni, viernnck-
«ist« Lalniuim,^ I!ri«s« ^>n >Ii« Äntter nnä
L, 8. »itilsr uwl «„>,n,
>«I>r»!>»»«, R„ssi>?n« k°r»uen. In >I«ut»cKsi vskgr-
tra^nns von ^, von I'imrotk, I)rvsck»n, L,
peetr, II,, (,1>j,mx»n»r Volk, Lrin»sr»»^>u sin«»
I'K»I>>z>»»n, N«s«n,rasIts SoKriktsv,
Ii«r!ins^»is, van I'KiIippson, I^wlsruns
PIüKn, IZ,, Aoäsrv» !I„ryi«r. LrMKIunsss,,,
«ellstsk, 1^ , „ISIS" «>>,'r vio rI,iscn<>r ck«, Luissrs.
INustrir! von >V, ?n«gric>, n, v IIoriknrtK,
Iiokerl, iI^ ?n, rntn». Xsit» «uck Stwitgsillelit«
rn«i,/II88?—I8gI), I.,>Ki^ jI, ^adnnsndurs.
^ Iiose^xkr. ? Iv,, Ng?K vum O,cK»teiu. ' »««'Kirntsi
8»I?,ni,rx-rilKen»teI», ?K. LI„ Wvcd, Lz»«ds
8,>mi»I>,nU ee,neInver«Iii„>IIIki>er «i««?„>r>»5i>
> »iiier Vorträge, Kerou^zr^sKsn von RnSoü
S, Seris Uekt Z«^ 127, Ii«. ISO. IZZ,
II»rIIi>nrss, VerI»Iz«mst»It svorrsnu, I.
Iii°dtsr,>
j^rIiI»!', I,. In Oivgsds, 7>rI!v, 8, kiseker
Kkdnv« I8<,S—I«^,^Vi»K»6sn, ^, r. ««rx-
«inriier, U, Ä,, I^«t«r I^riwKuvs, Liiänns mi>I
vrrsIIsn 0, I>»inra.
8«,td, LmnmssKivcksr, Lr^idI«>«Ie Kiedtni^W,
>iI«!rer, I, OriIInsrmrs I'r»i>»iurs?t»Its», Hit
IIIu««tionsn (ZrjIIi«iWr's VsrKsn von
?r IdisI«, I,i«k»rnnj! I Vis», II. Sr?it?o»
S^Iust. 'I^xÄg, ?erckin»„ck Hirt i>I SoKv.
8><!U«r, V, ?, V,. Luststs rrSKIicd« Ilskt,
«teInIt?, II „ IZmIaIk Viredo«, Uv I,«t«r»vi1^
Stern, iI R, v,, ^,nsx««,>nIts tZsIiieKte Nr?»!«!,
^, kisrson,
«rittner, ö, v„ IIoctnr UsIImut? Uvonsi«K?s
! IrIulu», LninKui^sr ^^dlenäsrtsi,'?, Zlinös».
L, «Z. vrun's V»rl»j;,
VKeK«r, ?r, ^IIoIri», 8wtt!;!>rt, 4. ««»
VeI»„»r>», II., I?«ji«Kts. !Iit di«si«>^>i«>«7
Disstsrv««,
>VIe vIr<> es n»««» KI»<I«rn UeK«! Lins
«,v«m r».>mu,d>„. I», od»«n t
Vinter, ,1, «, «In«?»«, vi» M!«?ds I_,in«>
V»I«n?en» k^. v,^ Lrledt«?, Lrwnscntss ru>6
I>e>»«eKe /eiI» v»S StreItsr»G«ii, KsrsIIsgeßsd«
von ?r, von II,iIK«nck«rir, ^s, ?»I?« ff. ^sdiz,
U?rt 88. 5», II«nbnrk. V«rI»s^n«t!I!t (vor»,
,1. I!icKt«,,>
/„r sie«. IIer»us«. von v, Is«n>c n. 15. ^i«td».
Zlit III^ti, I^ienunnj,'. 88—4«. II^vindurr,
V<:rI»k's»usd>It (vorm, ^. t', RieK,isr,>
X., >V«Iwnt«rF!u>zs>iKmon»n ini gor ^rboit. Or«t«!>

EMPTY

Verzeichniß der Inserate
im „Weihnachtsi'Anzeiger" von Kord und Lud.

Beilagen.

Hcransgegelicn von Paul Hrnse und H. Kurz.
24 elcg. geb. Bände it M. I.—
Feuer deutscher MouesseulchllK
Herausgcqcl'm von Paul Hrnlr und L. Laistnrr.
24 eleg. geb Bünde » M. I.—

MGMab des Musluudes
Hcrcinsgcgel'M von Paul Hrqsr >md H. tinr;
14 eleg. geb. Bände » M. l.—

Inseraten-Beilage,

Verleg <^«r SvKIss. SuoKärovKsrsi, Xunst- u, VsrI»^8>^,ust^It
vorm. S. SedotUäS»ä«r in LrssI»u.
IK,
voll ««.rI vt»a«rm»»lI.
2»sI LIwcks. IlieKslee, droseli. A. 7 —; kein s«b. !iI lg —,
st»Itu»^cn, »ovuKI ckss voUtisellsn uvli witionÄon, »Is »uek lies Volk» unS
« I« ^lelitlss, nnenllwdrlI,» eine ^enivere Kennlni«, xeriule ckle»e»
^eltr»»me»iin»ereri>«ne»te» v»lerMn,II»,Kr» <Ze»>KIrdte tlir Zecke» «enilckel«»
ro„ l!nWler Kestillixt, «el>l»r II« virerlorlen Iiüd^rir «ilmlen „„»ckrii, KU,»
»»»>», >>e» ^ »lerrledl In cker ilentürde» «»rKledte »ledt KKder üster»
>re»< Kenen, mit cken liesrel»»««lirlex«n »Kln»cKIIr»se», rlelmekr dl» >^>7t
I»rir„MKre»,
k^r ckis «»n« Ivl»ss« äsr sisbiUetsn im vsitsstsv Sinn« — nickt Klos
cker „NocKssbililslev" «cksr s»r cksr „gsledrtsn", InsKesoackers »uck kür ckis
reiksrs ^uzsnck «Ilsr Ltiincks ist, «is ck»« krüdsrs, so iluck Misses rsnsets
I840-IS7«.
Vom ^KronveoKssI in ?rsv.8ssn bis zur L,ufrieKI!UlIA c!es
nsusn äsuts«Ksn LkissrtKums.
Mt eivsm McidlicK »nk ckis 2sit 1«0.
Von ««i Si«Ssrm«>»,
Dritt» ^utls««. >! Lgnck,. kIlsk!»nt droscdirt IS.—, Kin zebnncksv H lZ—,
ckis (Zvckisgsvnvit und vnr«rtsjlicdltsit ckissos ^ivsedickts««^« räiunsvck Ks ,»
«eks» ?»«tss»>« Mr Sir zun«» ^onsr»ti«n «is Kr reit» »um», cki« mitto» K>
cksu k>svs»»i>«sr, >>« 2sit stsbsu. ^ v»» Vsrlr ist «in »>«oieU «IsntzeKs»,
liesediodtsdnoli.
Von Xs.r1 SIsckerro«,»»,
S^HIncke^ Nnedele«»«! I,r„»Klrt «.^ It>-; r,'l» «eknnckeil ZI, >8.-.
cksrudsr ein nkmdäktsr IvritiK», cksW ckn« IVerlt vor««Isst vurck» „Venn mied
«s„n inicK^»m»n,I kn>s>«' .vslcdes ?i>rk soll ick mslvsr <Z»tti» sensn^sn,
ckis d»r»n»'l«K«njs S!iin« «n^urexsn »n<I «n leite» K«>, «SKrsnS mied ,Isr

5
HZcrlag von Kermann Kollenoble in Jena.
Passendste« FestgescheuK. «
Zweite Bolls» und Jamilicnausgabe
Neu durchgesehen und herausgegeben
Dietrich Rheden
Zwei Serien in 7U resp, 71 Lieft:
rungen od« je 12 Bünden. Jede
Lieferung mindcstcns <Z Bo-
gen in X" in elegantestem
Druck auf holzfre iein
Kupier nur
30 Vf
der
broschirte
nd r>.
og M I.««. Jeder
ud i,i stcbenfarbigem
risdruck M. 2.7K; i„ kieb»
erhalbfranzb^nd M. 3,»«.
»inzrlne Lieferungen und Vöndc nur
zum doppelte» Preis,
^^»^>^^ 1. Iiislvriing' iturok ^sSs SucuKäuälun^.
^^^^Als Weihnachtsgeschenk eignet sich das Unternehmen
vortrefflich und kostet jede Serie geheftet M. AI.60, eleg,
gebunden in siebcnfarbigein Irisdru^k M. 3ü. in kiebkaber»
^albfrauzbaud M.
Ti> > las, , Breiitups »uv Härtel in Leipzig.
Fclir Dahn.
Jugend-Kedichte.
2. Auflage der I. Sammlung.
8« gel,. 4 .«.. geb. 5 .tt.
Unter diesem Namen erscheint eine neue Auflage der ersten Gedichtsammlung des Verfassers, welche der zwanzigjährige 1854 veröffentlichte. ES ist nichts von dem damals Aufgenommenen gestrichen worden Die Sammlung enthält bereits alle Züge, welche svütei' für de» Verfasser bezeichnend wurden-, das Deutsche, das Heldenhafte, das Philosovliische, die Naturfreude und — freilich noch in zarter Knospe die !.'icbesvocne.
Kis I>sd«ns?rSsss ,ti,e^t nnk Ix>inv«nä, Hol!, Ol>»I, ?«re?Il»n «te, gsm»It, l?r>!kv«.
V«,I^ s>„, Orrs TIs»,S,sI in ^Ts,11» s/S'
«»cd«« er», Iii«:
er Ilm^snA in uncj mit 6er QeseII8eKaft.
c>« tt»n^du»>> <Io» gulsn Ion» von
«„,» »»««.
St»b»»t« v«rt,,»»«rt» »»S v»rm»drt» 4uS»?s.

EMPTY

EMPTY

LmxsehlenSVertlje Mellhenße in gediegener SusKailung.
Kolao» «»« NioK«»« Wne Serie der interessantesten und spannendsten Erzählungen sür die
Ärlvru vru Wrll>.IIS. reifere Jugend von «Ott »a». I. B and: Der Sohn de» « ä ren-
V «, « cr». Mit lt! farbige» Bollbildern. Preis elegant gebunden W, 7.—,
1^1* t^stnfriK«»,'«' ^^"^ deutsche Eolonialgeschichte ans vergangener Zei t. Der reifere»
.»^ T. V/slU>tlNUllt^. Jugend erzahlt von », Aalkenhorst. Mit zwölf farbigen Vollbilder», Preis eleg.
geKunden M, S.SN.
?I?«>«^nrdr Bunte Bilder aus der Geschichte der Entdeckungsrc isc». Der reiferen Jugend
>^v«,tttrll^I,1. erzählt von E. Aalkenhorft. Mit sechs farbige» «ollbildern und 64 in den Tert gedructten
Illustrationen, Preis elegant gebunden W, S,dv.
^ svrlmnis^tor' Fo)>^rkrr„n,nf ^ Malkenhorst. Drei Bände elegant gebunden mit je S Tondruck-
H-ilMUl^lt Ktvlijlllllllljlk. bilden, von grttj t»«rg«n. Band I: Weigdan»Weichheit BandU: Der
^5Stve von, Tanganyika. Band III: Raubthier-Araber. Zeder Band ist einzeln käuflich «nd lostet M. 3.—.
N<nilrK?ninKr> z« L»r> NN» k,i» Erzählung für lange Mädchen von ««,« »««g. Attt
Z«UVU^riljllyrr lk zllll NNv zril. einem farbigen Titelbild. Oktav.Format «leg. geb. M.s.-.
N««K»vl» >«e> eVl,!^,^ Ein Roman für Mütter und Töchter von Emma «addeh. Mit einem
III? Z^rikllkriN vr» ViUM. farbigen Ttetelbild. Oktav-Format. Elegant gebunden M. 5.-.
^>!tr«^ nnX tti«IZ> Roma» für Mütter und Töchter von Emma Lad«««. Vierte Auflage.
^ IllN l Illlv V)Ulv. .Mit einem farbigen Titelbild. Oltao-Format. Elegant gebunden M. S.—
^ „f »i»«„»» ÜÜK«« Erzählungen für Dentjchlands Töchter, Mit einen, Anhange: Berufsarten für die
LVUl rlgrUril ^IMll. Töchter gebildeter Stände, Von «mm« ««»der,. 3, Anft, Oktav-Format. Eleg.
ge Kunden 'Vi. 4.—.
Aus der'Zchule des Lebens. W.^^^^ 2°"" v°» ««««
Vom Koxdxöl zum AeMtor
drosch. M, 1«.—. ES sollten diese Vorträge in den HauSschag der deutschen Familie aufgenommen werde» als
Meisterwerke, die nicht n»r den Geist mit neuem Wissen bereichern, sonder» an denen auch der Sinn für die Schön-
heit der deutsche,, Sprache und für »ollendete Darstellung geiil» werden kann,
EkkMKllill Zwei Jahrtausende deutschen Leben», kulturgeschichtlich geschildert von Johann«»Schirr. Pracht-
«ez,Ausgabe. El e ga nt g cd u n den M. 70,—. B °l I Sa u »gäbe. El eg a nt g e b. M. SO, —
L,?IlkIK IMkl NllM Eine Kuliurgeschichre de» klassischen Alterthum» von Jacob von Falk«. I» reichstem
^iruu» Ulli, zlum. «,„g,^dg„g M. 7„. ^
Vo» Professor
jlli? Rlllkpl'll Wanderzielt und Winterasyle der ligurischen Küste von Nizza bi» Spezi».
«... H„>„>.l». «ad«« und Maler H. R«ft«l, Eleg. geb. M. SS, —
^ulkk üü^klllll!! Bon diesem ebenso gediegenen wie prachtvollen Jllustrationswerke erschienen folgende
H.»«.,»,,«. zgjj^^, All„derunge» im bayr. Gebirge und Salzkammergut. S. «uff, Gr. Folio-
Formai. In glänz. Prachtband M. St, Wanderungen durch Tirol und Vorarlberg. Gr. Folio-Format. In glänz.
Prachtband M. SO, — Wanderungen durch Steiermark und «änithe». Gr, Folio-Format, In glänz. Pracht-
bau» W. 2S. — Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee. Neue Au»g. Folio-Format, In gläi«. Prachtband M, gv,
— Rheinfahrt. Von den Quellen de» Rheins bis zum Meere. Gr. Folio-Format, In glänz, Prochtdand M, 40.
H f üklbkrs Wkltneslbillikr' ^teu b,arbe,,«t «nd bi» aus d>« «egenwar, sorlgesührt
j.. K^»,^ AVt«g^^,u)>>.. Pxsf. Müll«r. Dritte Aufl. MitüderlstVNJllustratio
von
und »arten. «« Lieferungen il 4« Pf. oder lS Bände !> M. S.2«, - erschienen sind «and I—IV, —
So viele neue und zum Theil wcrttwolle Bearbeitungen auch im Laufe der letzten Jahrzehnte erschienen, in einer
Hinsicht steht da» ursprnngliche Becker'sche Werk heute noch unerreicht da: in der ausierordentlich foülichen, an-
lvrrchcnde» und 'esselnden Darstellung, welche die gesammte Weltgeschichte mit der Anschaulichkeit von Wandgemälden
vor cem Leser aufrollt und dasselbe zu einem LicblingSduchc de» deutschen Volke» — für alt »nd jung - genmcht hat.

lie Ulidermutllg Gesammelte Werke Herausgegeben von ihrer Tochter Rd«lh«id
t,i KVltvt4M—,,s ^,ummrt« Kvr^nr. W,^„^„,h. Jrillstrirt von Frit, B.rg«n,
7S Lieferungen znm Preise vo» je 4st Pf. — Diese neue jllustrirte Ausgabe wird enthalten: Bttder und
«teschichte» au» Schwabe». I. m,d S, Theil. — Lebensriilhsel. — Tie Setmat der Krau. — Zm Tage«
licht, — Zur Dämmerstunde, — Augufte, — Belm Lampenlicht, — Perlen au» dem Sande.
öikkkrs <l^IlllrrsatinN<i»?ttllMN Siebe»tevollständigumgearbeitete Auflage. Mtteinem
^...t^v ^vnvi.l,u„v„^ H^tnv». tt„iv^sal-Sprachenle>itonnachJos«ph,«ürschner'»S,,„cm,
welche» im täglichen Leben die nützlichste» Dienste leiste, und den Pier« zn einem der originellsten Bücher
erhebt, Sie je erschienen sind. Er erscheint in Sg» Heften ä SK Pf. 24 Halbbänden i, M. ?,2t> »nd lS Hal b-
jranzbände» !> M. 8.S0, — 9 Bände liegen bereits complet vor,
»M- Iu Haben in den meisten Wuchbandkangen. '^lU

MI,,>I>^
^, LisIstslä's Verlag in ^arIsruke.
Deut8oKe illustrik-K VolKsbüoKer.

X Hoff, R, ^>I«, V. V, Xäu>^»cK, 4a, ««n?«^, I^ZK^srKsim,
Vor^uA Ssr LinKvKKeit, I,sivntver»t!I»älieKKeit unS ^n^smssssnksit
ck«8 srsinS8vr»vnIil!nen Vextes, Ssr sxstsmktisvksn vikIo^isisrnnF ä«s
Asssmtsn 8pr»enmäteri»I8, 6er jsrös»ten Lr»
IeienternvA in^nei^nnn^ Se» nötigsten grsm-
mMscKsnKI^tsr^Is unä cks8 öisI,erIIIii8t 8tsts
iInregenSen, mükelosen, Kotten ?«rt8vkritts
in gerSpreenkSni^Keit. Sei nur Srei Uedun^8>
stnväen in äsr ^«vne «irS es ivnernsId
««niger Aonäts keckem mit IieieKti^Keit ^s-
linken, eine sreiuöe LvrsoKe scdriktIivk unö
miivälivn dsnerrsvdsv.

,,,,,,,,, I II,,,,,,,,,,,I,,1111,,,I,,,>,, I,, I,,>^>^,II,,?^>?^^,IIIINN_I^ItIIIIII,

HM- â€žVaen" siehe vierte Seite.

Neue,
empfehlenswerte Werk
und
Â«US dem Verlage
von
Eduard Heinrich Mayer
(Einhorn H JÃ¤ger).

Leipzig,
RoÃŸplatz 1,6.

Astronomische Abende.

Allgemein verständliche Unterhaltungen
über
Geschichte und Ergebnisse der Himmels-
Erforschung.
Von
Dr. Hermann I. Klein.
AM- Dritte, "Mg
vielfach umgearbeitete und vermehrte Auflage.
8'. 25 Sog. eleg. drosch. Preis 5 Mark.
Original Ginband 6 Mark.
„Die Himmel erjäblcn die Ehre Gott»": diese herrlichen
Worte paffen auch für die „Astronomischen Abende' Siemz
als schönste! Motto; und wer vor solchem Buche mit seinen
Weisheiten auS religiösen Gründen Bedenken tragen sollte,
es zu empsehlen. um dessen Glauben muß ei schwach bestellt
sein! im Gegenteil, das i,'esen solcher Werle kann im Menschen
nur die echte Religiosität bestärken!
lWesterman's Monatshefte, Juni lSSl.>
über die
Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft de« Weltdaucs.
Für Gebildete
von De, Aermann A. Kl,i«.
Dritte, gänzlich umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage,
Mit S Lichtdruck, und Z Tondrucktaseln, so« Zeiten,
Clkgant broschirt preis K Mark.
Grtginat Linband l! Warn.
Hermann I, Klein gewebt als Populär > wisseuschasllicher
Schriftsteller einen nicht unbedeutenden Ruf, und seine Werke
erfreuen sich mit Fug und Recht einer sast allgemeinen Beliebt-
crsten Erscheinen im Jahre sich eine» stetig, wachsenden
und ich möchte sie zu de?, beste» Erzeugnissen des^Kleinschen
Geistes zählen, Jeder wird das Buch ^mit Vergnügen in die
reiche Bclehrrng, ohne durch trockene Aufzählungen gestört zu
werden, aber auch dem Fachmann kann eS mannichsachc Anreg>
ung bieten Tie vorliegende dritte Auflage trägt zwar denselben
Titel wie die zweite, ^hat^ aber mit^ derselben auker dem Tilel
AIK? in auf den neuesten Standvunlt der^Wisienschaft gebracht,
überstcllung der älteren^und der ne>«n. Aucgave kaum möglich
erscheint. Wir können das Buch jedem aufs wärmste empfehlen.
<Neue PreuKische Krcuzzcituug, Nov, iK8l,>

Stern ANas
sür Frrnildr der Himmelsbrobachkimg.
Vvil Dr, Hermann I. Plein.
Enthaltend; sämmtliche Sterne 4,—Größe
alle Nebelflecken u, Zlcrnbausen, welche in Ferngläsern
mittlerer^Gióhe sichlbar sind, sowie Sveciallarten
Mit ausführtichrm rrlänterndrm T«?t:
15 Karten und i« Bogen Text gr, Folio,
Original °Man^ra„zband,
preis l« Warst
Jahrbuch
der
Astronomie und GeopkzyfiK.
Enthaltend
die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten:
Astronomie, Meteorologie, physikalische Erdkunde,
Herausgegeben unter Mitwirkung von Fachmänner«
von
Dr, Kerrn«nn I. Kkein.
I, Jahrgang IS9«. gr. 8«. ZSS Seiten mit S Licht»
druck, und einer ilbromotafel.
Preis rart. 7

Die
WM des Geistes.
Ein Führer
zu praktischer Lebensweisheit
von
vr. Friedrich Scholz,
Direktor der Kranken- und Irrenanstalt zu Bremen.
AM- Zweite "WS
durchgesehene und vermehrte Auflage.
8«. 228 Seiten.
Elegant geheftet Preis Mark 3.60.
Vriginal Einband 5 Mark.
eM
i- Inhalt: -z-—
I. Der Fortschritt der Menschheit,
II- Die Eioilisation als Ursache von Nerven» und Geisteskrankheiten.
III. Die Vererbung als Ursache von Nerven» und Geisteskrankheiten.
IV. Andere Ursachen von Nerven» und Geistes» kranlheiten.
V, Tie Wechselwirkung zwischen Gehirn nnd Welt,
VI. Die Entwickelungshemmungen des kindlichen Gehirn»,
vn. Die reizbare Schwäche I,
VIII. Die reizbare Schwänze II.
IX, Liebesmahl und Verhütung der Vererbung.
X. Tie körperliche Erziehung.
XI. Erziehung des Eharalter«,
XII. Erziehung des Verstandes und der Fertigkeiten. Jugenderziehung und Berufsmahl.
XIH, Erziehung der nächsten Generation. Schule,
XIV, Gesundheitspflege de« Geistes,
XV, Selbsterziehung, Tod und Sterben.

„Tie Post" begrüßte das Buch bei seinem ersten Ericheinen in folgender hochanerkennender Weise: Das Buch gehört zu den Büchern, die man nach einmaliger Lektüre nicht weglegt, sondern immer wieder zur Hand nimmt, die man immer von Neuem liest, weil die Stimme eines guten Freundes und Berathers aus ihm in unser Ohr dringt, weil man eS sühlt, dab hier das Herz zum Herzen spricht.

Die
Charakterfehlei
des Kindes.
Eine Erziehungslehre für Hau
und Schule
von
vr. Friedrich Scholz.
Direktor der Kranken» und Irrenanstalt zu Bremen
8«. 15 Sogen.*
Elegant geheftet Preis Mark 4.50.
Original Einband Mark 5.59.
^ Inhalt: -i-—
Das Gesetz der Vererbung. - Die allgemeinen i ziehungSaufgaden, — Die Kennzeichen der geistix Gesundheit des Kindes — Die Einthcilung der Kind, fehler. — Die »indesfehler aus demGebiet des Fühl, und Empfindens, i. Das traurige Kind. 2. Da« e xftndliche Kind. s. Das launenhafte Kind, 4. T ängstliche Kind, s. Das verlegene Kiud. », Das üb mütbige Kind, 7. Das hochinüthtge Kind. 8. T eigensinnige Kind. 9, Das etile Kind. iv. Das «orla Kind. Ii, Das indolente Kind. 12. TaS rührseli das leidselige, dai romantische Kind, IZ. Das schab frohe Kind. — Die KindeSsehler aus dem Gebiet Borstellung, — lt. Das dumme Kind. ls. Das zerstre Kind, is. Das flüchtige Kind. 17. Das faule »i, i». Das frühreife Kind, t«. Das phantastische und t phantasilose Kind. 2«. Das neugierige und das beimi thuende Kind. 2l. Das unordentliche, das unrein!, und das pedantische Kind. — Die Kindesfehler aus d Gebiet de« Wollens nnd Handeln«, — 22, Das unrud Kind, 2S. Da« linkische Kind, — 2«. Da« alberne »i, 25, Da« begehrliche Kind. 2g, Da« sammelnde «i, 27. Da« betrügerische und das diebische Kind, 2S, Z

ungesSllige Kind. 2g. Da« neidische Kind, so, T
boshafte Kind. SI. Das grausame Kind, S2. Das >
Kusche Kind. SS. Das zerstörungssüchtige Sind, St. I
lügende Kind, — Ter Selbstmord der Kinder, — !
Wechselwirkung zwischen Geist und Körper, — Tic l
ziehnng des Geistes durch körperliche Erziehung,
l. Die Erziehung der Sinnesorgane. 2, Die Erziebi
de« willkürlichen Muskelsvstem«. Z. Tie Erziehung !
vasomotorischen Systems. — Tie Erziehungsmittel.
Die Eigenschaften des Erziehers,
5?
Ties Buch bildet die unmittelbare Fortsetzung >
Ergänzung de« Verfassers „Diätetik des Geistes," !
bisher vorhandenen ErziehungSlebrcn behandeln >
normale Kind, also – das Kind wie es sein soll, B
sasser behandelt dagegen das mit Fehlern behaftete Ki
also: das Kind wie es istl Dieser Umstand Verl«
dem neuesten Werke des geschätzten Autors von v°
allem Werth, in den weitesten Kreisen bekannt l
gelesen zu werden.

Nlldeutschlsnd.
Bilder aus der Götter- und Heldensage,
aus der Geschichte und Nullurenkwickelung des Deutschen Volkes
von
Johannes Schrammen.
gr. 8°. Zwei Sünde, 515 und 557 Seiten.
Preis: Hrofchirt 12 Mark; elegant gebunden 15 Mark.
Erster Band.
Von der Urzeit bi» zum ?nlrrrrgnum
Wik lichkdrurKbUd:
„HrrmnnndenKmal im tHeuiobnrgrr Walde."
Zweiter Band.
Sullurgrschichllicher Chril vom ZnKrregnum bis zur
Srsoruisiwn. — Mit lichldruckdild: „Ver Sruuiren
Karl» de» Srotzrn auf dem WarKtPlztz zu «scheu."
McriKamsches
Skizzebüchelche.
Zwei Kpistesn in Kerfen.
Bon
Weorg Asmus.
Volk«-Ausgabe, liinsie ZInklagc.
Elegant gebunden. Zwei Dheile in einem Bande.
Prei, Z Mark.
„Georg Asmus .Amerikanisches Skizzebüchelche'.
schilden mit geradezu köstlichem Humor die anierika»
Nischen BerhSltniffe, Der poetische Wert des ‚Skizze»
bücheiche' ist längst unbestritten, wir möchten unserseits
nur noch bcisügen, das wir selten tvahrere Zeichnungen
des amerikanischen Lebens gelesen haben,"
‚Ausland.)
„Las «ki^zebüch,'lchc des amerikanischen aber echt
deutsch gebliebenen He»en hat schnell die Gunst eines
weiten Leserkreises gewonnen, Das Büchlein ist ein
wahres Kleinod." (Frankfurter Journal.)
Camp Paradise.
Novelle
von
Georg Assmus.
Deutsche Hriginas-Ausgabe.
Zweite Auflage.
Srofch. Mark S.50: eleg. geb. Mark Z.S«.
Originell nach Form und Inhalt ist die Rovelle
„Camp Paradisc"von Vcorg ASmuS. Hier ist echt ameri»
Mcnschcn und auch die Fabel gcstallei sich hier auf diesem
Boden und mit diesen Personen so eigenartig, das wir
aittd' diese spezifisch deutsch>amerikanisch nennen muffe»,
hierzu kommt »och, da» der Autor ei» reines frisches
Deutsch schreibt, einen glücklichen Humor besitzt uns Ic»?
«ätze amerikanisch klar, kur^, bezeichnend und bündig gc»
staltet. Wir begrüßen diese Leistung deutscher Liters«?
von jenseit des Ozeans um so sreudiger, als sehr diele
Produkte zweiselhaflenWertKes, besonders formell rvb uni
dürstig, von dort zu uus kommen. (Uber Land u. Meer >
Allen Freunden der Naturforschung sei das Abonnemsnt der nunmehr in ihrem
Achtnndzwanzigfte» Jahrgänge
erscheinenden Zeitschrift:
„Gaea", Mtur und Jeden.
IM" ölentralorgan
zur Verbreitung naturrvissenschaftkicher und geographischer Kenntnisse,
sowie der
Fortschritte auf dem Gebiete der gesammten Naturwissenschaften.
Unter Mitwirkung vieler hervorragenden Gelehrten
^herausgegeben von
»r. Her««»» I Klei».
angelegentlichst empfohlen.
Wiederholt mar die „Gaea" Vorbild zu mehr oder minder glücklichen Nachahmungen, denn
keiner es indeß gelang, sie zu erreichen oder gar zu überflügeln. Durch Gediegenheit und Vielseitig»
keit ihres Inhaltes steht die „Gaea" unerreicht da. Die reich illustrirten Bände der „Gaea"
haben dauernden Werth, denn sie sind ein wahrhaftes Repertorium der Arbeiten auf naturroissM'
schaftlichem Gebiete.
I»U- Die „Gaea" erscheint in zwölf monatlichen Heften, mit zahlreichen Illustrationen und
Beilagen von Chroms- und Lichtdrucktafeln. "WkM Jedes Heft in elegantem Umschlag broschirl
im Preise von Mark 12,— pro Jahrgang,
Heft I wird durch jede Buchhandlung zur Ansicht vorgelegt. Abonnements nehmen alle
Buchhandlungen oder Postanstalten an.